





Nº 1427

Neuere
Geschichte.

Von

Friedrich Christoph Schloffer.

*

Dritter Theil.

(Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt /M. 1850.

Verlag der Expedition von Schloffer's Weltgeschichte.

F. C. Schlosser's
Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

—*—

Berfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

Elfter Band.

Frankfurt ^a/M. 1850.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Druck von August Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Geschichte der neueren Zeit.

II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.

I. Italien bis auf die Zeit des Einfalles der Franzosen unter Karl VIII.

1. Venedig um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Wenn der höchste Glanz und Wohlstand eines Staates zu einem Schlusse auf die Vortrefflichkeit seiner Verfassung und Regierung berechtigen, so hat Macchiavelli unstreitig Recht, die Verfassung und Regierung von Venedig als musterhaft und unübertrefflich zu preisen. Hieraus würde sich aber zugleich, was auch durch die Art der englischen Regierung bewiesen zu werden scheint, die Folgerung ergeben, daß eine industrielle Nation und eine kluge, den Handel ausschließlich begünstigende aristokratische Regierung der Grundsätze der Sittlichkeit, sowie der Idealität der Ansichten ganz entbehren könne. Wenn äußere Größe, Reichthum, Glanz und stolzes Nationalbewußtsein der Beherrschten den Herrschern und den Formen der Herrschaft zugeschrieben werden müssen, so verdienen allerdings die oligarchische Tyrannei von Venedig und die englische plutokratisch-aristokratische Regierung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts das große Lob, welches ihnen so reichlich gespendet wird. Anders ist es jedoch, wenn man Grundsätze der Moral, menschliches Gefühl und strenge Gerechtigkeit von Regierungen fordert. Macchiavelli erhebt die politische Klugheit der venetianischen Regierung über Alles, er stellt sie als Muster auf, weil er, wie seine Ansicht vom Treiben eines Cäsar Borgia am besten beweist, durchaus keine Rücksicht auf Moral nimmt. Diese Art von politischer Klugheit wird man in Bezug auf Venedig aus

allem dem erkennen, was wir früher über die Entstehung der venetianischen Macht und über ihre Erwerbung der Herrschaft in Dalmatien, im Peloponnes und auf dem festen Lande von Italien berichtet haben; sie zeigt sich besonders auch in der Geschichte des gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts regierenden Dogen Franz Foscari und seines Sohnes Jakob, und da unsere Zeit ganz auf Machiavelli's Grundsätze zurückzukommen scheint, so wollen wir, ohne Nutzenwendung, ohne Lob oder Tadel, an Foscari's Beispiele nachweisen, wie in Venedig verfahren wurde.

Franz Foscari ward im einundfünfzigsten Jahre seines Lebens durch die einundvierzig Wahlherren, unter denen er selbst der jüngste war, zum Dogen erwählt, und bekleidete diese Würde vierunddreißig Jahre lang (1423—1457). Während der Zeit seiner Regierung erreichte Venedig den Gipfel der Größe, der Macht und des Reichthums; er selbst aber erlitt von der herrschenden Oligarchie alles, was für einen Fürsten demüthigend und für einen Vater herb sein kann. Auch sein Sohn wurde ein Opfer dieser Oligarchie, und weder der große Rath, noch die Verdienste, die der Vater sich während seines langen Lebens erworben hatte, konnten den unglücklichen Jakob Foscari retten. Zur Zeit des Dogen Foscari ward die Seemacht der Venetianer in steten Kriegen mit den Türken nicht allein an den egyptischen und syrischen Küsten, sowie im griechischen Inselmeere bis nach Constantinopel hin und an den Gestaden des schwarzen Meeres furchtbar, sondern Venedig faste auch festen Fuß im Peloponnes, gebot in Dalmatien und Illyrien, und breitete seine Herrschaft in der Lombardei bis über Brescia, Bergamo und Crema aus. Auch Mailand wäre von den Venetianern unterworfen worden, wenn nicht Franz Sforza noch schlauer gewesen wäre, als der alte Doge Franz Foscari, und sich im entscheidenden Augenblicke durch Vertrag zum Herzoge von Mailand gemacht hätte (s. Th. IX. S. 394). Franz Foscari war kriegerisch, reich, freigebig und glänzend, und der niedere Adel hing an ihm; die eigentliche Staatsgewalt blieb aber in den Händen von zehn Senatoren, welche, aus den alten erfahrenen Staatsmännern ergänzt, ein unsterbliches Collegium der venetianischen Regierung bildeten (s. Th. VIII. S. 325 f.). Diese jedem Venetianer furchtbaren zehn Männer beobachteten den Dogen ängstlich,

und brachten ihn schon 1433 dahin, daß er seine Stelle niederlegen wollte. Dies wäre unter den damaligen Umständen politisch nachtheilig und gefährlich gewesen, Foscari wurde daher genöthigt, seinen Vorsatz aufzugeben. Zehn Jahre später (1443) wollte er aufs neue seiner Würde entsagen, und diesmal scheint es ihm aufrichtig ernst damit gewesen zu sein; allein auch jetzt gab man es nicht zu, ja, er mußte damals sogar versprechen, daß er die Stelle bis zu seinem Tode behalten wollte.

Im folgenden Jahre vermählte sich der einzige seiner vier Söhne, welche am Leben geblieben waren, Jakob Foscari, mit einer Contarini. Die Hochzeit desselben ward von Fremden gleich einer königlichen, von den Einheimischen als ein Nationalfest gefeiert; sie war aber für Vater und Sohn auch das Ende ihres Glückes. Jakob Foscari wurde bald nachher beschuldigt, von fremden Staaten und Fürsten, besonders vom letzten Herzoge von Mailand, Geschenke genommen zu haben*); man warf ihn daher nach der schrecklichen Sitte der Oligarchie auf Befehl der Zehn in den Kerker. Die drei Staats-Inquisitoren führten das peinliche Verhör über ihn; das ganze Verfahren wurde aber so geheim gehalten, daß es ein Todesverbrechen war, von dem Angeklagten auch nur zu reden. Die Anzeige, auf welche hin man den Sohn des Dogen in gerichtliche Untersuchung gezogen hatte, war von einem Florentinischen Verbannten, Michael Bevilacqua, gekommen. Ein Geständniß erpreßte man von dem Angeklagten durch harte Tortur (*datagli la corda*). Jakob Foscari wurde hierauf von den Richtern, welche seine Feinde waren, in geheimer Sitzung verurtheilt; und der alte Vater war genöthigt, am 20. Febr. 1445 im großen Rath seinem durch die Tortur verkrüppelten Sohne das harte Urtheil der Zehn bekannt machen zu lassen**).

Der Unglückliche wurde nach Napoli di Romania (im Peloponnes) verbannt, wo er unter polizeilicher Aufsicht bleiben oder mit anderen Worten sich jeden Tag vor dem venetianischen Statthalter (*rettore*) stellen sollte. Das Schiff, auf welchem er nach

*) *Doni e presenti mediante alcuni suoi famigli di danari, gioielli e altri simili cose.*

**) *Chiamato il consiglio de' dieci colla giunta, nell' quale fu messer lo doge, fu sentenziato il detto Jacopo Foscari.*

Napoli gebracht werden sollte, lief jedoch in Triest ein, und der Verbannte erlangte dort wegen seines gebrechlichen Zustandes die Erlaubniß, sein Exil im Trevisanischen nehmen zu dürfen. Auch hier verfolgte ihn bald die Eifersucht der Zehn. Im Jahre 1450 ward nämlich der Präsident dieser Behörde, Almorò Donato, einer der drei Staats-Inquisitoren, meuchelmörderisch getödtet, die beiden Collegen desselben warfen Verdacht auf Jakob Foscari, dessen Diener zur Zeit der Ermordung in Venedig gesehen worden war, ein falscher Ankläger war bald gefunden, und Jakob Foscari wurde zur Untersuchung nach Venedig gebracht. Der alte Doge mußte hierauf noch einmal mitansehen, wie sein Sohn, welcher nebst seinem Diener ungeachtet einer langen und schrecklichen Folter sich nicht schuldig bekannte, aufs neue verurtheilt ward. Man schickte den Unglücklichen diesmal nach Ranea auf der Insel Candia, wo die Venetianer ebenfalls Besitzungen hatten; er wurde aber bald wieder nach Venedig zurückgebracht, weil er in Folge der grausamen Tortur Beweise von Irresein gab und man ihn dadurch zu heilen hoffte, daß man ihn auf kurze Zeit wieder mit seiner Familie vereinigte. Der alte Doge und seine Gemahlin mußten also 1451 den geisteschwachen, verkrüppelten Sohn sehen und trösten; sie durften ihn aber nicht in Venedig behalten, sondern Jakob ward trotz aller Bitten nach Ranea zurückgeschickt. Selbst nachdem Nikolaus Crizzo sich als den Mörder des getödteten Staats-Inquisitors angegeben hatte, ward der unglückliche Jakob nicht freigelassen. Ja, das Schicksal oder vielmehr die unerhörte Grausamkeit rachsüchtiger, egoistischer Oligarchen, welche nichts desto weniger von aller Welt und auch von Machiavelli bewundert werden, verhängte sogar noch eine dritte Folterung über ihn, und sein Vater mußte, nachdem er bei dieser Gelegenheit aufs neue der Dogenwürde hatte entsagen wollen, 1456 noch einmal an der Verfolgung seines Sohnes Theil nehmen. Jakob Foscari hatte nämlich in seiner Geistesverwirrung aus dem Exil einen Brief an den Herzog Franz Sforza von Mailand geschrieben, und diesen ersucht, sich in Venedig für ihn zu verwenden, obgleich nach den Gesetzen seiner Vaterstadt ein solcher Schritt ein Todesverbrechen war; der Überbringer des Briefes aber hatte, weil er sich nicht verdächtig machen wollte, denselben an das Collegium der Zehn

übergeben, und dieses ließ hierauf den Verbannten zur Untersuchung nach Venedig bringen. Hier sagte der unglückliche Mann, der durch die Tortur geisteschwach geworden war, er habe den Brief nur deshalb geschrieben, weil er um jeden Preis noch einmal seine Vaterstadt habe sehen wollen. Die Zehn, die sich zum Verhör zwanzig andere Senatoren zugesellt hatten, ließen diesmal den halbverrückten Mann noch grausamer foltern, als die beiden ersten Male *). Erst als sein durch die Folter ganz zerrissener Leib verbunden wurde, durften ihn endlich seine alte Mutter und sein Vater, der auf einem Stabe gelehnt zu ihm kam, im Kerker (gli torricelli) besuchen, aus welchem er nachher auf die Insel Randia zurückgebracht wurde. Der unglückliche Mann bat bei dieser letzten Zusammenkunft mit seinen Eltern den Vater, wenigstens das Eine zu bewirken, daß er die ihm noch übrige kurze Lebenszeit in seinem Hause zubringen dürfe; der Vater wies aber die Bitte des Sohnes mit den Worten zurück: „Geh und gehorche ohne Murren dem Gebote deines Vaterlandes!“ **). Diese Antwort wird als ein Beweis des altrömischen Patriotismus der venetianischen Nobilität gepriesen; wir sind jedoch eben so wenig Bewunderer der römischen als der venetianischen Patricier, und enthalten uns deshalb jeder Bemerkung über den Heroismus Beider. Übrigens fügt dieselbe Chronik, welche uns jene Antwort überliefert hat, hinzu, daß der alte Mann gleich nach der unnatürlichen Anstrengung ohnmächtig hingefallen sei. Der unglückliche Jakob wurde, bald nachdem man ihn in sein früheres Exil zurückgebracht hatte, durch den Tod von seinen Leiden erlöst.

Wir haben aus hundert ähnlichen Beispielen der Art und Weise, wie die kluge Regierung des größten und reichsten Staates im Mittelalter zu verfahren pflegte, diesen einen Fall ausgewählt, um deutlich zu machen, durch welche Mittel große politische Zwecke

*) Ebbe per sapere la verità da que' che lo collegiarono trenta squassi di corda.

***) Die Bitte des Sohnes und die Antwort des Vaters finden wir in der Chronik der venetianischen Dogen aufbewahrt. Es heißt dort: E Jacopo disse: Messer padre, vi prego, che procuriate per me, acciocche io torni a casa mia. Il doge disse: Jacopo, va e ubbedisci a quello che vuole la terra, e non cercar non più oltre.

erreicht werden. Wir fügen noch die Erwähnung der Rabalen bei, welche dem alten Foscari, nachdem sie ihn sein langes Leben hindurch verfolgt hatten, auch noch sein Ende verbitterten. Wir wagen jedoch dabei nicht zu entscheiden, wer schlechter, rachsüchtiger, tückischer und habfüchtiger war, Franz Foscari und sein Sohn Jakob oder ihre politischen Gegner; nicht einmal die Wahrheit des Einzelnen wollen wir genau prüfen, sondern bloß andeuten, wie die gepriesene Staatsweisheit beschaffen war, von deren Urhebern man solche Geschichten erzählen und glauben konnte.

Der alte Doge, so erzählt man uns, hatte seit der Zeit seiner Wahl stets mit der Familie Loredano zu kämpfen gehabt, und der häufige Verdruß, welchen der Anhang derselben ihm machte, war es besonders gewesen, was ihn dreimal zu dem Entschlusse getrieben hatte, seine Stellung aufzugeben. Einer aus diesem Hause, der Admiral Peter Loredano, hatte die ihm für seinen Sohn angebotene Hand der Tochter des Dogen ausgeschlagen, und der Bruder desselben, Marcus Loredano, hatte als Advokator der Republik den Schwiegersohn des alten Foscari, Andreas Donato, wegen Erpressung auf Tod und Leben angeklagt. Der Doge soll daher gesagt haben, daß er erst dann Fürst von Venedig heißen könne, wenn Peter Loredano nicht mehr am Leben wäre. Als nun der Letztere und sein Bruder Marcus, gerade nachdem dieser den Proceß gegen Donato angefangen hatte, plötzlich starben, so verbreitete sich, nach der leider auf tausend Erfahrungen gegründeten Sitte jener Zeit, das Gerücht, daß Franz Foscari, der Feind beider Männer, dieselben habe vergiften lassen. Obgleich diese Beschuldigung auf keine Weise begründet war, so stellte sich doch des Marcus Sohn, Jakob Loredano, als wenn er glaube, daß Franz Foscari am Tode seines Vaters und seines Oheims schuld sei. Er arbeitete daher zehn Jahre lang bei jeder Gelegenheit dem Dogen entgegen, und betrieb namentlich auch die Verfolgung des Jakob Foscari mit teuflischer Schadenfreude. Nachher benutzte er in Verbindung mit dem Anhange seiner Familie den Umstand, daß der Doge seit der letzten traurigen Zusammenkunft mit seinem Sohne nicht mehr in den Sitzungen der Zehn und im Ausschusse der Regierung (*ne in consiglio de' dieci o meno in pregadi*) erschien, um den sechsundachtzigjährigen Mann auch noch am Ende

seines Lebens zu kränken. Jakob Loredano, Girolamo Donato und Girolamo Barbarigo, welche an der Spitze des Rathes der Zehn standen, setzten durch, daß fünf und zwanzig der angesehensten Männer erwählt wurden, um mit dem Collegium der Zehn zu berathschlagen, wie bei der Unfähigkeit des Dogen die Geschäfte geleitet werden sollten. Diese Commission stellte den Antrag, den Dogen zur Niederlegung seiner Stelle zu zwingen. Sie fand jedoch hierbei so großen Widerspruch, daß über ihren Antrag nicht weniger als acht Tage lang Debatten geführt wurden, welche stets bis vier oder fünf Uhr des Morgens dauerten, und daß der Rath der Zehn endlich aus Furcht vor dem Adel und dem Volke sich dazu verstehen mußte, den Procurator der Republik einzuberufen. Dadurch hätte leicht die Absicht der Feinde Foscari's vereitelt werden können, weil ein Bruder des Dogen, Marcus Foscari, die Stelle des Procurators bekleidete; die Zehn machten daher durch Gewalt und Drohung den Einberufenen unschädlich. Sie sperrten ihn ein und nöthigten ihn durch Drohungen, sich jeder Abstimmung zu enthalten *), nichtsdestoweniger aber den Beschluß mit zu unterschreiben. Dieser Beschluß lautete dahin, daß Franz Foscari, den man vierzehn Jahre früher zu dem eidlichen Versprechen, die Stelle eines Dogen bis an seinen Tod bekleiden zu wollen, gezwungen hatte, jetzt genöthigt werden sollte, dieselbe niederzulegen. Eine Deputation der gemischten Commission (gli dieci colla giunta) wurde (Oktober 1457) an den Dogen geschickt, um ihn aufzufordern, daß er einem Plaze entsage, den er seit fünfzehn Monaten nicht mehr eingenommen habe. Der alte Mann berief sich auf den früher von ihm geleisteten Eid, und erklärte, daß er nicht freiwillig abtreten, wohl aber sich fügen werde, wenn man ihn absetze. Dies geschah dann unmittelbar nachher, und es ward dem alten Manne durch ein Decret, welches Loredano ihm überreichte, geboten, den Dogen-Palast zu verlassen, die Insignien seiner Würde abzuliefern und ein Jahrgeld von fünfzehnhundert Dukaten anzunehmen. Franz Foscari verließ den Palast am 23. Oktober, da schon am 20. ein neuer Doge gewählt worden war. Ganz Venedig gab seinen Unwillen über die Härte gegen den alten Mann zu erkennen; aber

*) E il serrarono col dargli giuramento solenne, che nulla dicesse.

der Schrecken, den die schreckliche Oligarchie zu verbreiten wußte, war so groß, daß vor ihm auch das Mitleid verstummen mußte. Der Rath der Zehn erließ nämlich eine Verordnung, nach welcher Jeder, der von der Absetzung des Dogen reden würde, vor das Gericht der Staats-Inquisitoren gezogen werden sollte. Der alte Foscarì, unter dessen Regierung auf sein Betreiben der Krieg gegen die Türken mit kurzen Pausen dreißig Jahre lang geführt und 1454 der erste Frieden mit denselben geschlossen worden war, starb wenige Tage nach seiner Absetzung. Die Oligarchie ward nach seinem Tode fürchtbarer, als sie je zuvor gewesen war.

Zwei Veränderungen, Beide zu Gunsten der oligarchischen Einrichtung des Staates, werden auf die Regierungszeit Foscarì's zurückgeführt; die eine gehört unbestreitbar dieser Zeit an, die andere aber wird statt dessen von Einigen in das sechszehnte, von Anderen sogar in das siebenzehnte Jahrhundert verlegt. Was die Erstere betrifft, so wurde nach Foscarì's Absetzung, ehe man zur Wahl eines anderen Dogen schritt, die Verordnung gemacht, daß künftig keinem Dogen mehr erlaubt sein solle, irgend eine an ihn gerichtete Depesche anders als in Gegenwart der ihm beigeordneten Senatoren zu öffnen und zu lesen. Die zweite Veränderung betraf die vermehrte Gewalt der drei Staats-Inquisitoren, deren Entstehung in den Anfang des Jahrhunderts fällt, in dessen erster Hälfte ihrer schon oft gedacht wird. Die drei Staats-Inquisitoren bildeten damals noch keine besondere Behörde, sie gehörten dem Rathe der Zehn an, dem sie nachher ebenso wie allen anderen Bürgern fürchtbar wurden, und hatten im Auftrage desselben das Geschäft, den Leuten, welche Staatsgeheimnisse verriethen, nachzuspüren und die Ergebnisse ihrer Forschungen den Zehn vorzulegen; drei Jahre vor Foscarì's Tode aber wurde, wie zuerst Darü in seiner Geschichte von Venedig urkundlich nachgewiesen hat, der Grund zu der fürchtbaren Macht jener drei Männer gelegt. Am 16. Juni 1454 beschloß nämlich der Rath der Zehn, einem Ausschusse von drei Männern seine ganze Gewalt zu übertragen, befreite denselben von aller Förmlichkeit bei seinem Verfahren, verbot den Avogadoren, sich in irgend eine von ihm vorgenommene Sache zu mischen, und erteilte den drei Männern eine ganz unbegrenzte Gewalt. Am 19. Juni ernannte hierauf der Rath

der Zehn die drei Staats-Inquisitoren, und bestimmte durch eine von ihm erlassene Verordnung die Befugnisse derselben. Die drei Inquisitoren sollen nach dieser Verordnung unbeschränkte Gerichtsbarkeit über Alle ohne Unterschied üben, über Adelige und Geistliche wie über die Gemeinen, ja selbst über die Mitglieder des Rathes der Zehn. Sie können jedermann öffentlich oder insgeheim hinrichten lassen, sobald alle drei einstimmig dies beschließen. Jeder Einzelne von ihnen kann verhaften lassen, nur muß er nachher die Sache seinen beiden Collegen anzeigen. Die Kasse des Rathes der Zehn steht zu ihrer Verfügung, ohne daß sie Rechnung abzulegen brauchen. Sie können mit allen Statthaltern, Generalen, Admiralen und Abgesandten correspondiren und ihnen Befehle und Aufträge ertheilen. Ihre Instruction endlich entwerfen sie selbst. Das Letztere thaten die drei Staats-Inquisitoren am 23. Juni. Die von ihnen damals gemachte Instruction bestand aus achtundvierzig Artikeln, wurde aber nachher bis auf hundertunddrei vermehrt. Sie war von einem der Inquisitoren eigenhändig geschrieben, blieb selbst den Secretären derselben unbekannt, und wurde in einem Kästchen aufbewahrt, zu welchem einer der Inquisitoren allein den Schlüssel hatte.

Diese berückigte Staatsbehörde von Venedig, welche bis zur Vernichtung des venetianischen Staates durch Bonaparte unzählige Grausamkeiten und Morde begangen, unsäglichen Jammer, den man nicht einmal äußern durfte, veranlaßt und die schändlichsten Ungerechtigkeiten verübt hat, wurde zwar, wie anfangs auch der Sicherheits-Ausschuß der Franzosen um 1794, von Zeit zu Zeit mit anderen Personen besetzt, die Behörde blieb aber immer dieselbe. Die drei Staats-Inquisitoren übten seit Foscaris Zeit eine ganz unbeschränkte, an keinerlei Form gebundene Gewalt. Sie folterten und tödteten, so oft sie es für gut fanden, ganz in der Stille Menschen, und ließen von Allem, was sie thaten, auch von dem vergossenen Blut keine Spur übrig. Wenn jemand vermist wurde und man nur vermuthen konnte, daß er auf Befehl der Staats-Inquisitoren verhaftet worden sei, so wagten seine nächsten Anverwandten aus Furcht vor dem schrecklichen Gerichte nicht einmal zu fragen, wohin er gekommen sei.

2. Italien um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Während in Venedig nicht allein die Herrschaft des Adels unerschütterlich fest stand, sondern auch die Regierung von Tag zu Tag mehr einigen wenigen Familien überlassen und die Gewalt dieser Wenigen durch die grausamsten Mittel befestigt wurde, dauerte in Genua der Kampf zwischen Plebejern und Patriciern fort, und selbst die Letzteren waren wieder in zwei Parteien getheilt. Der Kampf der Parteien hatte die Republik Genua genöthigt, zuerst die Franzosen in die Stadt aufzunehmen und dann den Visconti's zu huldigen (s. Th. IX. S. 288—290. 322.), und kaum war im Jahre 1435 das fremde Joch wieder abgeworfen worden (s. Th. IX. S. 372.), als die inneren Unruhen auf's neue begannen. Auch in Genua war, was in jedem Handelsstaate unvermeidlich ist, die Regierung fortdauernd gewissen mächtigen und reichen Familien überlassen; diese stützten sich aber, ihrem Ursprunge nach, auf verschiedene Theile der Bevölkerung: die patricischen Geschlechter der Grimaldi, Doria, Spinola und Fieschi waren durch die Ritterschaft, aus der sie stammten, mächtig, die Adorni und Fregosi dagegen wurden vom Bürgerstande unterstützt, dem sie ursprünglich angehörten. Es brach daher auch, sobald die Mailänder aus Genua vertrieben waren, der Streit der patricischen Familien sogleich wieder aus. Die Adorni und Fieschi verbanden sich gegen den Dogen Peter Fregoso, belagerten ihn in der Stadt, und riefen den König von Neapel, Sicilien und Aragonien, Alphons V., herbei. Dieser starb jedoch (1458) während der Belagerung von Genua.

In Neapel stiftete nach Alphons V. Tode dessen natürlicher Sohn, Ferdinand I., eine Nebenlinie; Sicilien und Sardinien dagegen behauptete Johann II. von Aragonien, Alphons Bruder. Alphons hatte den Pabst dahin gebracht, seinen natürlichen Sohn für einen in rechtmäßiger Ehe erzeugten Prinzen zu erklären und demselben die Nachfolge in Neapel zuzusichern; er hatte aber auch zugleich das alte Recht der Stände, sich einen König und Gesetze zu geben, wieder hergestellt, damit ein späterer Pabst nicht wieder nehmen könne, was ein früherer gewährt hatte. Diese Stände bildeten nach alter Sitte zwei Kammern: in der ersten saßen die

Fürsten, Grafen, Barone und die mit großen Lehnen begabten Prälaten, unter denen der Abt von Monte Cassino und der Erzbischof von Reggio die vornehmsten waren; die zweite Kammer bestand aus den Schöffen der Städte und einem Deputirten der Stadt Neapel. Dem Rechte nach sollten die Stände gemeinschaftlich mit dem Könige die Verwaltung der Gerechtigkeit und der Finanzen ordnen; dieses Recht wurde aber selten befolgt, und wenn man auch das Parlament des neapolitanischen Reiches seither niemals gesetzlich aufgehoben hatte, so war dasselbe doch oft in langen Zwischenräumen nicht versammelt worden und auf diese Weise in Vergessenheit gerathen. Alphons erneute es dadurch, daß er die Stände 1443 bei der wichtigsten Angelegenheit des Reiches wieder berief, um ein Gesetz über die Thronfolge zu erlassen. Das Parlament erkannte, daß ihm der König ein Recht einräume, welches bisher die Päbste in Anspruch genommen hatten, oder daß, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Alphons die Souverainität vom Volke herleiten wolle; es kam daher den Wünschen des Königs zuvor, und erklärte seinen Sohn Ferdinand zum Nachfolger. Zwei Päbste, Eugen IV. und Nikolaus V., ließen sich bewegen, Ferdinand's Thronfolge anzuerkennen, und bei Alphons Tode zweifelte niemand, daß auch des Pabstes Nikolaus Nachfolger, der alte Calixtus III., dies thun werde, da er als Kardinal die Unterhandlungen seiner beiden Vorgänger mit Alphons geleitet hatte; allein Calixtus erklärte sich heftig gegen Ferdinand.

Calixtus war aus der spanischen Familie Borgia und schadete der römischen Kirche ungemein durch die Begünstigung seiner Familie, deren Laster und Frevel die Welt mehr ärgerten, als das Benehmen einer anderen päpstlichen Familie dieses Jahrhunderts. Er verlieh die Kardinals-Würde seinem Neffen, welcher später als Pabst Alexander VI. alle Laster, Frevel und schändlichen Lüste öffentlich trieb und begünstigte, die jemals von irgend einem Verbrecher geübt worden sind. Einem anderen Neffen verschaffte er nicht nur das Herzogthum Spoleto, sondern er wollte ihm auch zum Besitze des Königreiches Neapel verhelfen. Er nahm daher durch eine Bulle, die er bekannt machte, Neapel als erledigtes Lehnen der Kirche in Anspruch, und wandte sich an Franz Sforza von Mailand, um mit dessen Hülfe seinem Neffen dieses Königreich

zu verschaffen; Franz Sforza hatte aber politische Gründe, Ferdinand auf dem Throne zu erhalten. Calixt's Nachfolger, der als Gelehrter, als Geschichtschreiber und als Diplomat unsterblich berühmte Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini), erkannte Ferdinand als König an, ließ sich aber für die Bulle, durch welche dies geschah, eine jährliche Rente zusichern und Benevent, Pontecorvo und Terracina, welche den Päbsten lange vorenthalten worden waren, zurückgeben.

Der Charakter des jungen Königs von Neapel, welcher später durch Grausamkeit und Ausschweifungen allgemein verhaßt wurde, war dem Volke anfangs unbekannt; dieses jubelte daher, daß es in ihm einen König erhalten habe, der im Lande geboren und mit einer Neapolitanerin (einer Nichte des Fürsten Orsini von Tarent) vermählt sei. Die Barone dagegen und besonders die nächsten Anverwandten Ferdinand's kannten den neuen König besser. Sie suchten sich deshalb auch seiner Herrschaft zu entziehen, und wandten sich in dieser Absicht zuerst an den von seinem eigenen Vater verfolgten Neffen des Königs Alphons V., den unglücklichen Prinzen Karl von Biana, welcher bei Alphons Zuflucht gesucht hatte (s. Th. X. 466 ff.); Karl war aber selbst zu sehr im Gedränge, als daß er sich mit den Neapolitanern hätte einlassen können. Auch Karl's Vater, Johann II. von Aragonien, konnte die ihm angebotene Krone nicht annehmen. Die unzufriedenen Barone, an deren Spitze der Fürst von Tarent stand, wandten sich daher an einen Prätendenten, welchen der König Karl VII. von Frankreich begünstigte, und in allen seinen vielen abenteuernden Unternehmungen unterstützte. Dies war Johann, Herzog von Calabrien, der Sohn Rainer's oder Renatus I. von Anjou, des von uns schon oft erwähnten Titularkönigs von Neapel. Er war zuerst, als die Florentiner ihn 1454 gegen Alphons gerufen und an die Spitze ihres Heeres gestellt hatten, mit einem Haufen von Miethlingen nach Toscana gegangen, weil er seines Vaters Königreich wieder erobern zu können hoffte; die Florentiner hatten sich aber damals ohne ihn geholfen, und er war ihnen 1455 sehr zur Last gewesen. Karl VII. hatte ihn darauf im folgenden Jahre, als Peter Fregofo, vom König Alphons bedrängt, sich an ihn gewandt und ihm gehuldigt hatte, als französischen Statthalter oder Stellver-

treter (Procurator) nach Genua geschickt, wo er sich Fregoso's und der Partei desselben annehmen sollte. Hier hatte jedoch Johann einen schweren Stand gehabt, da er nicht nur mit Peter Fregoso zerfiel, sondern auch der Herzog von Mailand, Franz Sforza, an welchen dieser sich um Hülfe wandte, siebenhundert Reiter schickte, und zugleich Ferdinand's Flotte die Schiffe Johann's im Hafen belagerte. Am Ende war jedoch Johann glücklich gewesen. Peter Fregoso hatte nämlich an der Spitze der Unzufriedenen mit Gewalt in die Stadt eindringen wollen, und war schon durch die Thore derselben hindurch gekommen, als die Gegenpartei eine außerordentliche Anstrengung machte, und Johann von der Provence her mit Schiffen und Truppen verstärkt wurde. Fregoso ward völlig geschlagen, und auch die siebenhundert Reiter, welche Franz Sforza ihm gesendet hatte, erlitten bei dieser Gelegenheit eine Niederlage, weshalb denn auch der Geschichtschreiber Simonetta (s. Th. IX. S. 447) als Lobredner Franz Sforza's sich wohl hütet, der mailändischen Hülfschaar und ihres Juges Erwähnung zu thun. Bald nachher (1459) langte in Genua die Botschaft des unzufriedenen Adels von Neapel an, welcher einen Krieg gegen Ferdinand begonnen und Johann, als den ältesten Sohn Rainer's und somit als den Erben der Ansprüche des jüngeren Hauses Anjou, für seinen rechtmäßigen König erklärt hatte. Johann ging auf diese Botschaft um so schneller ein, da er bereits das ganze letzte Jahr aus keinem anderen Grunde in Genua geblieben war, als weil er von den neapolitanischen Baronen gerufen zu werden erwartete.

Johann von Lothringen brachte nur wenige Truppen mit nach Neapel; sein Unternehmen schien aber anfangs gelingen zu wollen, da nicht nur die angesehensten Barone des Reiches, unter ihnen der kriegserfahrene Anton Caldora (s. Th. IX. S. 375 u. 377), sich mit ihm vereinigten, sondern auch Herkules I. von Este, dessen Bruder Borso in Ferrara und Modena regierte, zu ihm übertrat, die Stadt Nocera ihm die Thore öffnete, und der berühmte Condottierenführer Jakob Viccinino (s. Th. IX. S. 388) ihm zu Hülfe eilte. Der Letztere zog durch die Marken in die Abruzzen, wurde aber von Franz Sforza's Truppen verfolgt, weil dieser sehr gute Gründe hatte, die Entstehung einer französischen Herrschaft in Neapel zu scheuen. Der Herzog Karl von Orleans nämlich, welcher bereits im

Besitzer der Stadt Asti war, machte als Sohn der Valentine Visconti (s. Th. IX. S. 386) dem Franz Sforza kein Recht an Mailand streitig, soweit dieses auf dessen Heirath mit Blanca, der natürlichen Tochter des letzten Herzogs aus dem Hause Visconti, beruhte; Sforza fürchtete ihn daher als einen Prätendenten, und würde, wenn es dem Herzog Johann gelungen wäre, sich in Neapel festzusetzen, durch die Franzosen, welche damals auch Genua inne hatten, zugleich von Norden und von Süden her bedroht gewesen sein. Er schickte also, um jenes zu verhindern und um namentlich Piccinino's Truppen in den Marken aufzuhalten, im März 1460 einen seiner Brüder ab; dieser kam zwar zu spät, vereinigte sich aber mit seinem anderen Bruder, sowie mit dem Fürsten von Urbino, und eilte dem Piccinino in die Abruzzen nach. Während Piccinino hier nach dem Lande Neapel durchzubringen suchte, traf Ferdinand, welchen auch Pabst Pius II. mit Truppen unterstützte, am Sarno auf das Heer Johann's von Calabrien, und brachte sich durch seine Unbesonnenheit in eine bedenkliche Lage. Anstatt nämlich, dem verständigen Rath der italiänischen Generale gemäß, in seiner Stellung am Sarno, wo die Franzosen sich nicht halten konnten, ruhig zu verharren, ließ er sich (Sommer 1460) in ein Treffen ein, und ward, wie man ihm vorausgesagt hatte, so vollständig geschlagen, daß sein Heer sich zerstreute. Er verdankte nachher, wenn wir den gleichzeitigen Chroniken glauben dürfen, die Erhaltung seiner Krone nur seiner Gemahlin Isabella, der Nichte des Fürsten von Tarent. Wir geben die in dieser Beziehung überlieferte Anekdote so wieder, wie wir sie finden; sie kann wenigstens als Zeitungsartikel gelten, wenn auch nicht als Geschichte. Als Ferdinand, heißt es, in Neapel, wohin er von dem Schlachtfelde sich geflüchtet hatte, ganz von Geld entblößt war, ging seine Gemahlin Isabella bei allen Vermögenden von Haus zu Haus umher, um wie für einen Armen Spenden zu sammeln, und brachte auf diese Weise eine sehr bedeutende Summe zusammen. Nachher wandte sie sich, heißt es weiter, an ihren Oheim, den Fürsten von Tarent, welcher den Herzog Johann in das Land gerufen hatte und dessen Stütze war, und bewog ihn, daß er, als bereits viele Orte des Reiches von den Franzosen besetzt waren, durch seinen Rath und seine Fögerung den Herzog Johann antrieb, nicht ge-

radezu auf Neapel zu marschiren, sondern sich mit der Eroberung von weniger bedeutenden Städten aufzuhalten. Das Letztere jedoch, nämlich daß Isabella den Fürsten von Tarent zum heimlichen Berath bewogen habe, wagt auch die für das Volk geschriebene neapolitanische Chronik nicht als gewiß zu behaupten; sie sagt vielmehr nur, man erzähle, daß Isabella als Franziskaner=Mönch verkleidet sich in ihres Oheims Lager begeben und diesen zum Zögern bewogen habe. (Sono alcuni che dicono, che la regina Isabella di volontà del marito andata al principe di Tarento sus zio in habito di frate Zoccolante e se li buttasse a li piedi etc.)

Als sich nachher der Krieg in die Länge zog und 1461 Karl VII. von Frankreich, der Schützer des alten Rainer und seines Sohnes, starb, änderte sich in den Jahren 1461 bis 1464 der ganze Stand der Dinge in Italien. Zuerst verloren die Franzosen noch vor dem Tode ihres Königs Karl die Herrschaft über Genua, weil sie die Bürger der Stadt mit schweren Auflagen gedrückt und diese besonders auf das Volk gewälzt, viele Glieder der Aristokratie aber von ihnen befreit hatten. Der Haß gegen die Fremden vereinigte die Fregosi, Adorni und Spinola, zugleich ließ Franz Sforza das Volk aufregen, Geld spenden und Hülfe versprechen, und es gelang dann am 10. März 1461 den von der Stadt ausgeschlossenen Adorni, mit Hülfe des Volkes und der von ihnen und den Fregosi nach Genua gebrachten Landleute, die Stadt zu besetzen und die Franzosen mit ihren Freunden in der Burg (castelletto) einzuschließen. Hierauf wurde zwar noch bis in den Sommer um Genua gekämpft, und sowohl der alte Rainer, als König Karl VII. schickten ihren in der Burg belagerten Landsleuten Hülfe; allein da andererseits Franz Sforza die Genuesen, welche unterdessen Prosper Adorno zu ihrem Dogen erwählt hatten, mit bedeutenden Geldsummen und mit mehreren tausend Mann Soldaten unterstützte, so erlitten die Franzosen in und außer der Stadt so bedeutende Verluste, und waren so sehr von Geldmitteln entblößt, daß ihr Heer sich endlich gänzlich auflöste, und daß der alte Rainer, welcher aus der Provence nach Genua gekommen war, die Burg einem seiner genuessischen Freunde, dem Ludwig Fregoso, überließ. Der Letztere war kurz vorher Doge geworden, nachdem zuerst die Adorni und Fregosi aufs neue zerfallen waren, und dann

Spineta Fregoso, welchem Prosper Adorno die Dogen-Würde hatte überlassen müssen, wieder von Ludwig Fregoso verdrängt worden war. Auch dieser herrschte jedoch, obgleich er Doge hieß, nicht, sondern er und die Stadt gehorchten seinem Vetter, dem bösen Erzbischof Paul Fregoso.

Während des Kampfes um Genua und Neapel starb im Juli 1461 Karl VII. von Frankreich. Sein Sohn Ludwig XI. hatte in allen Dingen eine Politik, welche mit dem, was sein Vater gethan hatte, in Widerspruch stand. In Italien nahm Ludwig sich scheinbar der Franzosen an; insgeheim aber befolgte er, wie in allen Dingen, ein ganz anderes System, als dasjenige war, zu welchem er öffentlich sich bekannte. Von seinen eigenen Verwandten und von den Großen des Reiches bekriegt, entsagte Ludwig im Stillen der Aussicht auf Eroberung und Herrschaft in Italien, und schloß mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand eine Verbindung, in Folge deren dieser ihm nicht allein Subsidien gab, sondern auch seinen ältesten Sohn, Galeazzo Maria, mit einer auserlesenen Mannschaft nach Frankreich schickte, um dem Könige in seinem Kriege mit den unzufriedenen Großen oder mit dem Bunde für das öffentliche Wohl (s. Th. X. S. 161 f.) Hülfe zu leisten. Den grausamen und verhassten König Ferdinand von Neapel hatten Franz Sforza und Pabst Pius II. gegen die Franzosen unterstützt, indem sie ihm nicht nur fortwährend Geldsummen gezahlt, sondern auch ihre Feldherren mit den Leuten, welche aus dem Kriegsführen ein Handwerk machten, zu Hülfe geschickt hatten. Durch den Pabst war namentlich auch der unter dem Namen Skanderbeg berühmt gewordene Georg Castriota (s. Th. IX. S. 91 ff.) bewogen worden, dem König Ferdinand seinen Beistand gegen die Franzosen zu gewähren. Pius II. hatte nämlich diesem Helden versprochen, einen glänzenden Kreuzzug zu Stande zu bringen, an dessen Spitze derselbe gegen die Türken ziehen sollte; er hatte deshalb eine Kirchenversammlung in Mantua gehalten und die Christenheit durch eine Türkensteuer gebrandschagt, aber nicht nur das auf solche Weise erhaltene Geld zur Unterstützung des furchtbaren Tyrannen Ferdinand gegen den milden Herzog Johann angewandt, sondern auch den Helden Skanderbeg vermocht, sich zu diesem Zwecke gebrauchen zu lassen, und der Letztere hatte an der

Spitze von achthundert Mann den Anhängern des Hauses Anjou die Insel Ischia entreißen helfen. Am 18. August 1462 war endlich König Ferdinand so glücklich, den mit seinen Feinden verbundenen Herzog Johann und dessen Franzosen in einem Treffen bei Troja zu schlagen, und seit dieser Niederlage war für Johann keine Aussicht mehr, sich in Italien zu behaupten; denn gleich darauf (im September) gelang es dem Papste und dem Herzoge von Mailand, auch den Fürsten von Tarent von ihm abzuführen. Dies war um so vortheilhafter für Ferdinand, als er bald nachher (1463) von jenem Oheim seiner Gemahlin unermessliche Reichthümer erbt, während sein Nebenbuhler Johann blutarm war. Nach dem Tode des Fürsten von Tarent war es dem von Allen verlassenen Präventen nicht länger möglich, sich auch nur in einem Winkel des Reiches zu behaupten, obgleich sein Vater, der alte Rainer, mit einer in Marseille gesammelten Flotte nach Neapel gekommen war. Vater und Sohn mußten schon im Jahre 1464 die ganze Unternehmung aufgeben, weil Ludwig XI. sie völlig ihrem Schicksal überließ, und sie selbst weder Geld noch Truppen hatten; sie schlossen sich deshalb auch nachher in Frankreich anfangs an die zahlreichen Feinde Ludwigs an.

In Genua hatten unterdessen die bürgerlichen Unruhen fortgedauert; das Gebiet der Stadt wurde aber endlich von den Franzosen ganz geräumt, und Ludwig XI. ließ 1464 seine Leute auch noch aus dem letzten Plage, der von ihnen besetzt war, abziehen. Der milde Doge Ludwig Fregoso wollte sich im Jahre 1462 nicht länger zu den Gewaltthätigkeiten seines Veters, des Erzbischofs Paul Fregoso, gebrauchen lassen; dieser bot daher alle die nach Genua gezogenen Abenteurer und Freischärler, von denen es während jener Zeit der Revolutionen ebenso in Italien, wie jetzt bei uns, überall wimmelte, gegen den Dogen auf. Er drang am 14. Mai in den Palast desselben ein, nöthigte seinen Vetter, den er selbst eingesetzt hatte, seine Stelle niederzulegen, und vereinigte dann die weltliche Macht des Dogen mit der geistlichen Würde. Dies war jedoch mehr, als das genuesische Volk trotz seines Aberglaubens zu ertragen vermochte. In kurzer Zeit strömten aus der Stadt und vom Lande her Tausende von Menschen bei dem Regierungspalast zusammen, drohten dem Erzbischof und den von ihm gedungenen

Böfewichtern den Tod, und nöthigten den geistlichen Herrscher, seinem schwachen Vetter den entrissenen Platz wieder einzuräumen (Juni 1462). Der Erzbischof behielt jedoch seine räuberischen Söldlinge, deren Zahl er eher vermehrt als vermindert hatte, im Dienste, und wartete eine günstige Gelegenheit ab, um seine militärisch-priesterliche Herrschaft in der Stadt aufs neue zu errichten. Noch vor Ende des Jahres gelang es ihm, seinen Vetter wieder zu verjagen, obgleich dieser die Burg (castelletto) mit seinen Leuten besetzt hatte. Der Erzbischof nahm nämlich den Dogen, als derselbe sich von der Burg herab in die Stadt begeben hatte, gefangen, rückte dann vor die Burg, ließ einen Galgen errichten, und drohte den Dogen aufknüpfen zu lassen, wenn man ihm die Burg nicht übergebe. Dies geschah, und nun wurde der Erzbischof wieder als Doge anerkannt.

Wohin es damals mit dem Kirchen-Regimente und mit dem Misbrauche der geistlichen Gewalt in weltlichen Dingen gekommen war, zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf eine betrübende Weise, und das Traurigste dabei ist, daß nicht ein lasterhafter oder ungebildeter Mann, nicht ein schamloser und himmelftürmender Spanier wie die Borgia's Calixtus III. und Alexander VI., sondern der gelehrteste und gebildetste Mann der Christenheit, dessen Schriften nur edele Gesinnungen verrathen, Aeneas Sylvius Piccolomini oder Pius II., Papst war. Der Erzbischof wandte sich nämlich, nachdem er durch Vertreibung seines Veters zum dritten Male eingesetzt worden war, an Papst Pius II., und dieser schämte sich nicht, in einem Briefe, der ein wahres Muster von heuchlerischer, salbungsvoller Sophistik ist, den Frevler als rechtmäßigen Dogen anzuerkennen (Januar 1463). Der Papst spricht in seinem Briefe allerlei Lehren und Warnungen aus, deutet an, daß der Erzbischof ein Tyrann sei, und gibt ihm Winke über den allgemeinen Unwillen, der ihm verderblich werden müsse; nichtsdestoweniger aber ertheilt er ihm seinen vollen Segen, und erkennt ihn unter der Bedingung, daß der Erzbischof den vom Papste zum Schein auch damals noch betriebenen Kreuzzug fördere, als rechtmäßigen Herrscher von Genua an. Der Erzbischof gab nicht allein den Ermahnungen des Papstes, mit denen es, wie er wohl wußte, nicht viel auf sich hatte, kein Gehör, sondern übte auch täglich Raub,

Gewalt und Mord, und gestattete seinen Banditen unerhörte Frevelthaten, bei denen weder die Geistlichen noch die ersten Familien der Stadt verschont wurden. Dies gab dann dem Herzog Franz Sforza von Mailand Gelegenheit, sich der Herrschaft über die Republik Genua aufs neue zu bemächtigen. Er brachte nämlich eine Verbindung der Aborni und Fieschi gegen den wilden geistlichen Tyrannen zu Stande, wußte zu bewirken, daß auch Spineta Fregoso sich mit denselben vereinigte, und gewann besonders auch den Ibletto Fieschi, den Paul Doria und den Hieronymus Spinola. Diese Alle geboten ihren zahlreichen Vasallen im Genuesischen, die Waffen zu ergreifen, und rückten an ihrer Spitze vor die Stadt. Da nun in derselben Alles gegen den Tyrannen erbittert war und Franz Sforza ein Heer zur Unterstützung der Unzufriedenen marschiren ließ, so wagte der Erzbischof nicht, in Genua zu bleiben. Er überließ die Burg der Wittve eines seiner Brüder, sowie den Oberbefehl in der Burg und in der Stadt seinem Bruder Pandolf, schiffte sich mit einer Schaar seiner Banditen ein und trieb einige Jahre hindurch Seeräuberei. Unmittelbar nach seiner Entfernung gerieth Genua in die Gewalt des Herzogs von Mailand; denn Ibletto Fieschi, welcher in der Stadt commandirte, ließ am 13. April 1464 das mailändische Heer unter Jakob von Bimercato ein, Paul's Schwägerin aber glaubte deshalb klug zu handeln, wenn sie auch die Burg verkaufe, und öffnete die Thore derselben ohne Wissen Pandolf's den Mailändern für Geld, worauf die Genuesen alsbald dem Herzog Franz Sforza durch eine Gesandtschaft den Schutz und die Oberherrschaft unter denselben Bedingungen übertragen ließen, unter welchen die Stadt vorher an König Karl VII. übergeben worden war. König Ludwig XI. räumte daher dem Herzoge auch noch Savona ein, den letzten Platz, den die Franzosen bis dahin noch besetzt gehalten hatten. Wenn es übrigens für die Sitten jener Zeit und für die Geschichte der Entartung des Christenthums schon merkwürdig ist, daß ein Erzbischof zuerst als Räuberhauptmann und als Doge Jahre lang ungescheut die Tyrannei und Grausamkeit eines Phalaris üben konnte, so ist es doch noch merkwürdiger, daß derselbe Mann später nicht allein wagen durfte, wieder nach Genua zurückzukehren, sondern daß er dort auch noch größeres Ansehen erlangte, als er je zuvor gehabt

hatte. Er ward nämlich wieder Erzbischof, und erhielt auch die Würde eines Dogen wieder; ja, 1480 ward er sogar noch dazu Cardinal.

3. Italien in der Zeit von 1464 bis 1476.

Das Jahr 1464 ist eines der merkwürdigsten in der Geschichte von Italien, weil endlich einmal überall Ruhe und Frieden herrschte, und alle Staaten von Eingeborenen regiert wurden. Nur in Sicilien hatten die Aragonier noch Einfluß; die Franzosen dagegen waren, wenn man den Besitz von Asti ausnimmt, aus Italien entfernt, und Ferdinand I. tyrannisirte die Neapolitaner, ohne Franzosen oder Aragonier fürchten zu dürfen. In Florenz herrschte der alte Kosmus von Medicis milde und demokratisch nicht als Fürst, sondern als unermeslich reicher, gebildeter und freigebiger Bürger, und war im besten Einverständnisse mit den Venetianern, sowie mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand. Der Letztere herrschte monarchisch-militärisch, aber gerecht und weise in der Lombardei, deren Besitz er mit den Venetianern theilte, und zugleich in der Stadt Genua. Alle Päbste dieser Zeit waren bemüht, während ihrer kurz dauernden Regierung ihre Verwandten nicht bloß zu bereichern, sondern auch mit Fürstenthümern und Herrschaften zu versehen, was dann die Veranlassung gab, daß jeder neue Pabst oder doch dessen Verwandte die Angehörigen seines Vorgängers wieder zu verdrängen und zu bekriegen suchte. Wir wollen daher auch die kleineren Fürstenthümer Italiens nicht aufzählen, weil ihre Existenz oft vorübergehend war; es mag die Bemerkung genügen, daß unter den vielen kleinen Herren in der Romagna außer dem Hause Este die Malatesti in Rimini die bedeutendsten waren, und daß Modena und Reggio von Borso d'Este regiert wurden, welchem Kaiser Friedrich III. den herzoglichen Titel und die Rechte des Reiches über diese Herrschaften verkaufte, und später (1471) Pabst Paul II. schmählichen und scheußlichen Andenkens Ferrara überließ, das nachher dem Hause Este eigen geblieben ist.

Der Tod zweier Männer von ganz verschiedenen Eigenschaften, aber von gleicher politischer Klugheit, deren innige Verbindung die vier Hauptstaaten Mailand, Venedig, Florenz und Neapel fest

zusammengehalten hatte, rief neue bürgerliche Kriege in Italien hervor, welche später den Franzosen Anlaß zu dem Versuche gaben, sich in Italien festzusetzen. Diese Männer waren Franz Sforza und Kosmus von Medicis. Der Erstere starb am 8. März 1466, nachdem er im Jahre vorher, durch die Vermählung seiner wegen ihrer Bildung und Gelehrsamkeit berühmten Tochter Hippolyta mit dem Kronprinzen von Neapel, den König Ferdinand enger an sein Interesse geknüpft hatte. Er hinterließ fünf Söhne, von welchen nur zwei, Galeazzo Maria und der wegen eines Muttermales *il Moro* zubenamte Ludwig, historische Bedeutung haben. Beide waren übrigens ihrem Vater sehr unähnlich. Kosmus von Medicis, welcher die unruhigen Florentiner seit 1434 friedlich regiert hatte, war schon vor Franz Sforza gestorben (im August 1464). Er hatte einen Sohn, Peter, hinterlassen, welcher seinem Vater ebenso wenig glich, als Franz Sforza's Söhne dem ihrigen. Peter von Medicis sah sich bald genöthigt, die Zahl der seit 1434 verbannten Florentiner, die sich in den italiänischen Städten aufhielten, durch neue Verbannte zu vermehren, und schon dies veranlaßte wieder Versuche, den Anhang der Medicis von den Staatsgeschäften zu entfernen.

Schon Kosmus hatte während der letzten acht Jahre seines Lebens eine sehr scharfe Polizei und Justiz für nöthig gehalten, und deswegen einen furchtbar strengen Mann, Luca Pitti, zum obersten Schultheiß (*gonfaloniere di giustizia*) wählen lassen, damit alles Gute von Kosmus, alles Harte dagegen von Pitti hergeleitet werde. Er selbst, welcher alt und schwach geworden war*), und gleich ihm das Florentinische Volk betrachteten das von Pitti acht Jahre lang geführte Regiment anders als Machiavelli, der dasselbe hart und unerträglich (*insopportabile e violento*) nennt. Der Rath (*la Signoria*) und Kosmus selbst beschenkten Pitti mit großen Summen, und das Ansehen desselben stieg so sehr, daß Pitti mehr gefürchtet, als Kosmus geliebt ward**). Was uns Machiavelli von der Art erzählt, wie Pitti die Mittel zusammen-

*) Già vecchio e stracco e per mala disposizione del corpo fatto debile.

***) Che non Cosimo mà messer Luca la città governava.

brachte, um mit mehr als königlicher Pracht den Palast Pitti zu erbauen, welcher noch gegenwärtig eine Hauptzierde der Stadt Florenz ist und wegen der in ihm aufgestellten Kunstwerke von jedem Fremden besucht wird, gibt uns keinen vortheilhaften Begriff von dem Manne, dem der milde, freundliche, der Freiheit günstige und bis zur Verschwendung freigebige Kosmus die Regierung seiner Vaterstadt überließ. Daß er sich von einzelnen Bürgern und Privatleuten Bau-Materialien als Geschenk liefern ließ, und daß Gemeinden wie ganze Staaten Beiträge zu seinem Bau gaben, könnte man leicht entschuldigen; allein er gebrauchte, um als Beschützer der Künste zu glänzen, auch andere Mittel, welche nur ein Künstler, Dichter und Ästhetiker billigen wird. So konnten sich z. B. alle Verwiesenen, Mörder, Diebe und andere Verbrecher der Strafe entziehen und in der Stadt ihren Wohnsitz nehmen, wenn sie an Pitti's Bau arbeiteten oder zur Förderung desselben brauchbar waren.

Als Kosmus starb, erbte sein Sohn Peter das Vermögen, sowie den Anhang des Vaters und folglich auch das Ansehen desselben im Staate, weil fast alle bedeutenden Handelshäuser Summen von Kosmus geliehen hatten oder in Verlegenheiten von ihm unterstützt worden waren; Peter besaß aber weder die Erfahrung noch die Klugheit seines Vaters. Dieser hatte ihm deshalb anempfohlen, sowohl in seinen Vermögensangelegenheiten, als auch in den öffentlichen Geschäften nichts ohne den Rath des Diotisalvi Meroni vorzunehmen, welcher dem Kosmus sehr befreundet gewesen war und für den klügsten Mann in Florenz galt. Diotisalvi benahm sich jedoch treulos gegen Peter. Er verband sich, um denselben zu verdrängen, mit Pitti, welcher nach des Kosmus Tode der erste Mann in Florenz zu werden gehofft hatte und es nicht ertragen konnte, daß ein junger Mann wie Peter den Rang vor ihm haben sollte. Beide Männer und ihre Freunde, Agnolo Acciajuoli und Nicolo Soderini, suchten zuerst das enge Bündniß zwischen Mailand und Florenz aufzuheben, vermöge dessen die Sforza's in Mailand und die Medicis in Florenz gegen Angriffe von außen sicher waren. Dazu benutzten sie den Augenblick, als Franz Sforza's Sohn, Galeazzo Maria, der sich beim Tode seines Vaters noch in Frankreich befand, unter vielen Gefahren

nach Mailand zurückgekehrt war und die Regierung übernommen hatte. Sie behaupteten, jener Bund sei nur mit Franz Sforza persönlich geschlossen gewesen; die Florentiner waren aber anderer Meinung, und die Aufrechthaltung des mailändischen Bündnisses trug nicht wenig dazu bei, daß der Plan, welchen die vornehmsten und ältesten Staatsmänner von Florenz gegen den jungen und unbesonnenen Erben des weisen Kosmus geschmiedet hatten, gänzlich scheiterte. Die Verschworenen ließen die Unterschriften aller ihrer Freunde sammeln, und verabredeten, den Einfluß der Medicischen Partei mit Gewalt zu vernichten, sobald die neuen Obrigkeiten des folgenden Jahres erwählt wären; sie verfehlten jedoch nicht nur ihren Zweck, sondern bewirkten auch, daß die bisherige rein kaufmännische und bürgerliche Gewalt der Medicis, bei welcher die äußere Form der Republik und deren Gesetze fortbestanden, in eine fürstliche verwandelt wurde. Es gelang zwar den Verschworenen, den Nicolo Soderini, welcher heftig genug war, um einen Aufstand hervorzurufen, zum Oberschultheißen (gonfaloniere di giustizia) wählen zu lassen; allein der Bruder desselben, Thomas Soderini, war von langsamerer Natur, und hielt die Sache zurück, bis eine neue Regierung gewählt war. Auch diesmal fiel die Wahl günstig für die gegen Peter Verbundenen aus; denn Bernardo Rotti, welcher dem Peter von Medicis nicht befreundet war, ward Oberschultheiß. Man machte also jetzt den Versuch einer Volkserhebung; Peter kam aber seinen Feinden zuvor. Er entfernte sich unter dem Vorwande einer von Bologna oder Ferrara her drohenden Gefahr aus der Stadt, sammelte seine ritterlichen Freunde und Miethlinge, und kehrte dann nach Florenz zurück, wo sich der Anhang seines Hauses zu ihm gesellte. Auch die Verschworenen wollten Gewalt brauchen; aber Thomas Soderini war dem Hause Medicis im Stillen gewogen, die Herren vom Rathe (la Signoria) blieben neutral und hielten sich im Regierungsgebäude wie in einer Festung eingeschlossen, und Peter erlangte ohne Blutvergießen ein fürstliches Ansehen in Florenz, welches sein Vater Kosmus nicht gewollt hatte, weil dieser, nach Machiavelli, jeden Schein einer aristokratischen Auszeichnung verschmähte *).

*) Tanto fu temporato dalla prudenza sua, che la civil modesta mai non trapassò.

Nach dem vereitelten Versuche seiner Gegner wartete Peter, bis nach Bernardo Votti's Austritt der ihm ganz ergebene Roberto Lioni Oberschultheiß geworden war. Dann änderte dieser, nachdem er eine große Volksversammlung gehalten hatte (chiamato il popolo in piazza), die ganze Regierung (fece nuova balia). Die Verschworenen geriethen, als die Ämter mit ihren heftigsten Gegnern besetzt wurden, in Schrecken und verließen die Stadt (1466): Agnolo Acciajuoli begab sich nach Neapel, Diotisalvi Neroni und Nicolo Soderini gingen nach Venedig; Luca Pitti blieb zwar in Florenz, fand aber bald, daß er alles Ansehen verloren habe. Sogar der Erzbischof von Florenz, Johann Neroni, zog sich nach Rom zurück, weil seine ganze Familie zersprengt und alle die, welche die Stadt verlassen hatten, für Feinde des Vaterlandes erklärt wurden. Eine große Anzahl anderer Bürger wurden an verschiedene Orte verbannt und zuletzt ein Fest gefeiert, um Gott zu danken, daß die Demokratie gerettet und die Einigkeit wieder hergestellt sei. Die Gewaltthätigkeiten, welche bei dieser Gelegenheit geübt wurden*), bezeichnen den Augenblick, wo Peter den Florentinischen Staat, an dessen Spitze sein Vater als der reichste, freigebigste und wohlhabendste der Bürger gestanden hatte, dictatorisch zu regieren begann.

Die damals in die Verbannung geschickten Florentiner vereinigten sich im Auslande mit den 1434 nach Kosmus Rückkehr in seine Vaterstadt vertriebenen Bürgern, zu denen besonders die Strozzi und andere aristokratische Familien gehörten, welche überall, wohin sie kamen, besonders aber in dem vom Adel beherrschten Venedig, durch ihren Reichthum und durch die Gründung großer Handlungshäuser großen Einfluß erlangten. Diese Feinde der Mediceer, am meisten jedoch der geflüchtete Erzbischof, suchten zuerst Peter dadurch zu verderben, daß sie den Credit des Hauses Medicis in Rom wankend machten. Wirklich schien es auch eine Zeit lang, als wenn das größte Handlungshaus in Europa schwankte; allein weil dies selbst in Paris und in Avignon gefühlt ward, so flossen demselben bald viele Hülfquellen zu, und es behauptete

*) Furono alcuni cittadini presi e tormentati e di poi parte di loro morti e posti in esilio.

sich *). Nachher erlangten die in Venedig lebenden Flüchtlinge durch Palla Strozzi's Sohn, Franz Strozzi, der in Ferrara ein sehr großes Haus errichtet hatte und in Venedig viel vermochte, den Beistand der Venetianer. Diese unterstützten, obgleich sie sich öffentlich durchaus nicht zu Gunsten der Verbannten erklärten, dieselben insgeheim, und erlaubten ihnen, sich in Venedig zu sammeln und ihre Truppen auf venetianischem Gebiete aufzustellen. Namentlich entließen sie, damit die Verbannten einen General erhielten, den Condottieren-Hauptmann Bartholomäus Coleoni, einen Mann von großem Ruf, wiewohl von geringem Talent, den sie bis dahin in Diensten gehabt hatten. Beide Theile, die in Florenz herrschende Partei und die Vertriebenen, hatten bald ein Heer gesammelt, weil Beide über große Summen geboten und also die kleinen Herren, welche, um sich behaupten oder um Andere berauben zu können, Truppen hielten, in ihre Dienste nahmen. Die Medicische Partei, welche gegen fünfzehntausend Mann gemiethet und den Fürsten von Urbino, Friedrich von Montefeltro, zu ihrem Feldhauptmann gemacht hatte, erneuerte den Bund mit Galeazzo Maria von Mailand und mit Ferdinand von Neapel, und von diesen schickte der Letztere Hülfsstruppen, der Erstere aber traf selbst bei dem Florentinischen Heere ein. Die Mediceer beschloffen hierauf, die Sache zu einer schnellen Entscheidung zu bringen. Da aber Galeazzo Maria sich bei zwei Gelegenheiten unfähig oder feig zeigte, so suchten sie ihn durch eine List vom Heere entfernt zu halten, damit er durch seine Gegenwart ihren Feldhauptmann nicht hindere, ein Treffen zu wagen. Zu diesem Zwecke ließen sie den Herzog von Mailand einladen, ihre Stadt zu besuchen, und befahlen ihrem General, die Feinde anzugreifen, während sie jenen durch Ehrenbezeugungen und Feste in Florenz zurückhielten. Das von ihnen gewünschte Treffen wurde am 25. Juli 1467 bei Molitello geliefert. In demselben blieb der Sieg zweifelhaft, obgleich auf beiden Seiten viele Menschen getödtet wurden. Galeazzo Maria war sehr beleidigt, daß man seine Abwesenheit benützt habe, um eine Entscheidung zu suchen; er kehrte daher mit seinen Reitern sogleich nach Mailand

*) Si sforzarono di torre il credito alla ragione de Medicei, che in Roma si travagliava. A che Piero con difficoltà provvide.

zurück. Dagegen traf gerade damals des Königs Ferdinand Sohn, Alphons, Herzog von Calabrien, bei dem Medicischen Heere ein. Die Venetianer hatten in der Hoffnung, daß ihr Coleoni über die Verbündeten des Herzogs von Mailand siegen werde, den Plan entworfen, in das Mailändische einzufallen, und deshalb auch dem Herzog Amadäus IX. von Savoyen ein sehr bedeutende Summe gezahlt, damit sein Bruder Philipp die Mailänder von Westen her beschäftige, während sie selbst auf der östlichen Seite Eroberungen machten. Aus diesem Grunde wollte sich Galeazzo Maria mit seinem Heere gegen Amadäus wenden; der König von Frankreich brachte aber einen Frieden zwischen Savoyen und Mailand zu Stande. Dagegen blieb Venedig sowohl mit Mailand als mit Florenz entzweit. Doch kam es zwischen diesen Staaten nicht zum Kriege, weil der Plan gegen Peter von Medicis gescheitert war, und im Februar des folgenden Jahres (1468) wurde ein Frieden geschlossen, welchen zuerst der Herzog von Ferrara und dann Pabst Paul II., ein geborner Venetianer, vermittelte.

Von diesem Augenblicke an wurden Peter von Medicis und seine Söhne als Tyrannen und Verfolger der edlen Familien, durch welche Florenz groß und berühmt geworden war, verhaßt, statt daß Kosmus als Begünstiger der niederen Volksklassen, die er beschäftigte und ernährte, allgemein geliebt gewesen war. Die Republik Florenz nämlich, an deren Spitze Peter und seine Söhne standen, übte furchtbare Rache an den Verwandten der Männer, welche den Krieg veranlaßt hatten, statt ihnen, wie der Pabst wünschte, wenigstens den Genuß ihrer Güter wieder zu gestatten. Über diese Verfolgungen gibt Macchiavelli sehr gute Auskunft, während er über den vorhergehenden Krieg sehr unvollständig und oft unrichtig berichtet. Man verbannte sogar eine Anzahl anderer aristokratischer Familien, besonders die vorher nicht vertriebenen Glieder der Häuser Capponi, Strozzi, Pitti, Alessandri und Soderini, und der Oberschultheiß Bardo Altoviti verfolgte nicht nur die bekannten Feinde der Medicis, sondern auch diejenigen, welche bloß verdächtig waren, feindliche Gesinnungen gegen sie zu hegen. Macchiavelli nennt diese Art von Regierung, welche in Florenz zu einer Zeit geführt wurde, als (1469) die Hochzeitsfeier von Peter's Sohn Lorenzo mit Clarice Orsini von

allen feilen Dichtern gepriesen, durch alle Künste verherrlicht und in ganz Italien bewundert ward, eine Plage, die Gott über seine Vaterstadt geschickt habe *). Doch fühlte, nach der Versicherung Macchiavelli's und der lateinischen Geschichtschreiber von Florenz, Peter von Medicis zuletzt selbst, daß die Fanatiker des Systems seiner Partei leicht den Sturz seiner Söhne herbeiführen könnten; er rief deshalb insgeheim den Agnolo Acciajuoli zu sich, um mit ihm sowohl wegen der Rückgabe der den Verbannten entzogenen Güter, als auch wegen der Ergreifung milderer Maßregeln zu berathschlagen. Der Tod raffte ihn aber schon im Anfang December des Jahres 1469 hinweg, ehe ein Entschluß gefaßt war. Übrigens wurden Grausamkeit und Treulosigkeit von allen italiänischen Regenten dieser Zeit, besonders vom Pabst Paul II., vom neapolitanischen König Ferdinand und vom Sohne des Letzteren, Alphons, als höchste Staatsweisheit geübt und gepriesen.

Peter hinterließ zwei Söhne, Julian und Lorenzo, von welchen der Letztere sonderbarer Weise den Kanzlei-Beinamen Magnificus, der Prächtige oder Durchlauchtige, beibehalten hat, weil er in der That Pracht und Glanz über Alles liebte. Dieser beiden Söhne Peter's nahm sich Thomas Soderini, welcher früher seinen Bruder Nicolo abgehalten hatte, die Verschwörung gegen Peter als Oberschultheiß zur rechten Zeit zu unterstützen, anfangs kräftig an; er unterstützte sie mit ihrem Rathe und bewirkte, daß man ihnen das Ansehen, welches ihr Vater gehabt hatte, einräumte.

Gegen Venedig und gegen jede von außen drohende Gefahr blieb Florenz mit Mailand und Neapel enge verbunden. Am 22. December 1470 wurde sogar, um die Ruhe Italien's zu erhalten und die italiänische Nationalität zu schützen, zwischen den Florentinern, dem Pabste, dem König Ferdinand, dem Herzog Galeazzo Maria, dem Herzog Borso von Modena und Ferrara ein heiliges oder patriotisches Bündniß geschlossen, welchem viele kleinere Herren und Staaten beitraten. Übrigens war der Glanz der Höfe und der Reichthum der Medicis, deren Credit sogar

*) In modo si governavano, che pareva che Iddio e la fortuna avesse data loro quella città in preda.

dadurch litt, daß ihre Commis in der Fremde ebenso wie sie selbst fürstlich glänzten, allen schönen Künsten, der Wissenschaft und der geselligen Bildung so förderlich, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn die Schriftsteller eines Volkes, dessen Religion mehr Sache der Phantasie und des Gefühls, als des Verstandes war und ist, ohne Rücksicht auf die ganz gesunkene Moralität diese Zeit die schönste ihrer Geschichte nennen. Als ein Beispiel des Reichthums und Glanzes, welcher damals in Italien zu finden war, könnten wir die zuvor erwähnte Hochzeit des Lorenzo von Medicis anführen; wir wählen aber hierzu lieber zwei Ereignisse des Jahres 1471. Das erste ist der Aufzug, welchen Borso von Este in Rom hielt, als Paul II. ihm den Titel eines Herzogs von Ferrara verlieh. Ein Zug glänzender Ritterschaft, eine Leibwache, hundert Reitknechte und viele andere Diener jeder Art umgaben ihn, und nicht weniger als hundert und achtzig Maulthiere, welche theils mit Sammt, theils mit buntpfarbigen Stoffen bedeckt waren, trugen sein kostbares Geräthe, so daß selbst die Römer, die doch an prächtige Aufzüge gewöhnt waren, mit Staunen auf die von Borso entfaltete Pracht blickten. Übrigens starb Borso, welcher vom 13. März bis zum 18. Mai in Rom geblieben war, gleich nach seiner Rückkehr von dort (27. Mai), und so gewöhnlich war in jener Zeit die Giftmischeri, daß man bei seinem Tode ebenso, wie bei dem zwei Monate später erfolgten schnellen Ende Paul's II., und bei jedem plötzlichen Todesfalle, allgemein an Vergiftung glaubte. Borso's Bruder, Herkules I., ward an seiner Stelle Herzog von Ferrara, Modena und Reggio. Zwar wollten der Herzog Galeazzo Maria und der Markgraf von Mantua die beiden letzteren Herrschaften einem Prätendenten aus einer Nebenlinie verschaffen; die Venetianer rückten aber in das Parmesanische ein, und zwängen den Prätendenten nebst seinen Schützern, dem rechtmäßigen Erben zu weichen. Das zweite prachtvolle Schauspiel, dessen wir gedenken wollen, ist die im März 1471 von Lorenzo und Galeazzo Maria vor den Augen der Florentiner aufgeführte Festlichkeit. Alle Geschichtsbücher sind von der Pracht derselben voll, und Corio hat in seiner mailändischen Geschichte die Einzelheiten ausführlich angegeben, so daß jeder, welcher Lust dazu hat, den Bericht desselben mit den beiden bekannten, ebenfalls sehr ausführlichen Beschreib-

gen vergleichen kann, die in französischer und in deutscher Sprache in den Frivolitäten der 1814 und 1815 in Wien versammelten großen Welt erschienen sind (vgl. Th. X. S. 242). Wir unseres Heiles sind dem monarchisch-aristokratischen Leben, welches die moralische Kraft tödtet, zu sehr abgeneigt, um dabei zu verweilen, und begnügen uns mit einigen wenigen Andeutungen über die Sitten der Zeit. Die Festlichkeit wurde dadurch veranlaßt, daß der Herzog Galeazzo Maria, von seinem ganzen Hofstaat begleitet, den Privatmann Lorenzo von Medicis in Florenz besuchte. Der gesammte hohe Adel der Lombardei umgab den Herzog, jeder Einzelne hatte es zum geringen Landedelmann herab wieder seinen Hofstaat bei sich, und alle diese Personen erschienen prächtig ausgerüstet und geputzt. Der Herzog selbst brachte außer den Hofleuten eine prunkend ausgeschmückte Leibwache von zweitausend Reitern mit nach Florenz, zweihundert aufgeputzte Maulthiere trugen sein reiches Gepäck, und diesen folgten fünfhundert Kuppeln Hunde von verschiedenen Gattungen nebst vielen Habichten und Falken für die herrschaftlichen Jagdbelustigungen. Galeazzo Maria soll zweihunderttausend Dukaten auf den Prunk dieser Reise gewendet haben. Die Kosten seines Empfanges und seiner Bewirthung in Florenz, sowie der Schaugepränge, welche ihm zu Ehren dort veranstaltet wurden, müssen noch größer gewesen sein, da es heißt, die Lombardei seien über dies Alles vor Staunen ganz außer sich gewesen. Die Mailänder waren freilich mit der Verschwendung und mit derurchtbaren Polizei ihres Herzogs, welcher gern König der Lombardei geworden wäre, durchaus nicht zufrieden, und die Genuesen, deren Stadt Galeazzo Maria damals ebenfalls besuchte, bewiesen sich so feindlich, daß er die Burg und die Forts neu befestigen ließ, um die Einwohner militärisch im Zaum zu halten.

Auch Pabst Sixtus IV., der Nachfolger Paul's II., machte sich in Italien, sowie bei der Christenheit überhaupt verhaßt, weil er alle seine Anverwandten auf unerhörte Weise begünstigte, und den Plan eines Kreuzzuges gegen die Türken für seine Finanzen benutzte. Er erhob Türken-Steuern, ließ die reichlich eingehenden Gelder verwalten, schickte auch zuweilen seine und der Venetianer Flotte aus, und machte großen Lärm in Betreff eines Kriegszuges; ausgerichtet ward aber nichts, sondern die Türken streiften viel-

mehr Triest bedrohend im Friaul, und die Gelder flossen in die Kasse der päpstlichen Nepoten. So großes Argerniß indessen auch in einer Zeit, wo in allen italiänischen Städten und Staaten nur Eingeborene die Regierung führten, durch die Höfe und die ganze Aristokratie Italien's gegeben wurde, so war doch gerade damals die Blüthe Italien's unglaublich groß, und dieses Land bildete den Mittelpunkt alles Handels, aller Künste und aller Wissenschaften von ganz Europa. Wir übergehen die kleinen Fehden, welche in dieser Zeit einer engen Verbindung der größeren Staaten zur Aufrechthaltung des Friedens im Innern von Italien geführt wurden, weil sie zu unbedeutend waren, als daß sie in einer allgemeinen Geschichte Erwähnung verdienten. Auch der Verlust, den Genua erlitt, als ihm Kassa in der Krimm von den Türken entrißen wurde, und der Gewinn, welchen Venedig durch die Besiznahme der Insel Cypern machte, hatten auf die allgemeinen Angelegenheiten wenig Einfluß. Die Revolutionen in Genua, in Mailand und in Florenz waren allein entscheidend für das Schicksal Italien's. —

In Mailand machte man 1476, wie bald nachher in Florenz, den gewaltsamen Versuch, die aristokratische Republik wieder herzustellen; denn die ersten Familien jener Stadt waren über die Grausamkeit und Wollust, welche der entartete Sohn Franz Sforza's übte, ebenso erbittert, als die für die Verfassungen der antiken Staaten begeisterten Söhne des hohen Adels in Florenz über die beiden Enkel des edeln Kosmus. Doch war die am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1476 vollzogene Ermordung Galeazzo Maria's nicht die Frucht einer republikanischen Verschwörung, sondern nur eine Wirkung der Privatrache und eine Folge der mit Gewaltthaten verbundenen schändlichen Lüste des Herzogs. Auch blieb die Regierung in den Händen seines Sohnes und auf militärische Gewalt gestützt. Dagegen änderte sich seit jenem Morde das Verhältniß der Staaten unter einander gänzlich. Galeazzo Maria trieb, gleich den Tyrannen des griechischen und römischen Alterthums, das Foltern, Quälen und Morden der Menschen, welche er lebendig begraben oder auf andere teuflisch ausgedachte Weise zu Tode peinigen ließ, als eine Belustigung. Er fand außerdem ein Vergnügen daran, nicht blos Jungfrauen und Weiber der angesehensten Familien zu entehren und nachher seinen Leuten

preiszugeben, sondern er rühmte sich auch seiner Frevel und machte die Familien und Ehemänner kund, die er um ihr häusliches Glück gebracht hatte. Unter den von ihm Gefränkten befanden sich zwei Männer, welche durch ihre Geburt der regierenden Familie gleich waren oder vielmehr wegen ihres uralten Adels vor den Nachkommen des Bauers Attendolo Sforza (s. Th. IX. S. 292) einen Vorzug des Ranges hatten. Es waren Karl Visconti und Girolamo Olgiati. Diese besuchten zugleich mit einem anderen Patricier, Johann Andreas Lampugnani, dem sie durch enge Freundschaft verbunden waren, die Vorlesungen eines berühmten, von den Alten begeisterten und durch Beredsamkeit ausgezeichneten Grammatikers, Nikolaus von Montano aus Bologna, der wie alle die Männer, welche damals in den italiänischen Städten die Wissenschaft der Alten wieder ins Leben riefen, in seinen Vorlesungen gegen Tyrannei und Tyrannen heftig eiferte (vgl. Th. IX. S. 317). Nikolaus hatte, weil sein Talent und seine Beredsamkeit ausgezeichnet waren, auch dem Herzoge in seiner frühen Jugend Unterricht gegeben, nichtsdestoweniger scheint Galeazzo Maria ihm das Predigen des Republikanismus sehr übel genommen zu haben; denn er ließ seinen Lehrer auf einem öffentlichen Platze auspeitschen. Von diesem Augenblicke an predigte Nikolaus aus Rachsucht und aus klassischem Tyrannen-Haß den jungen Edelleuten den Patriotismus eines Brutus und Cassius, und die genannten drei Jünglinge verschworen sich zur Ermordung Galeazzo Maria's. Sie wählten, da ihnen bei Festlichkeiten der erste Platz neben dem Herzoge gebührte, eine Gelegenheit, bei welcher das versammelte Volk sogleich die Freiheit ausrufen könne. Der Tyrann sollte am 26. December im Dom getödtet werden, und zwar in dem Augenblicke, wo bei einer sonderbaren Festlichkeit *) von der Geistlichkeit die Worte: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt!“ gesungen wurden. Alle Vornehmen, der Adel und die Hofbeamten, die Garde und die Bogenschützen, die Gesandten von Mantua und Modena und das ganze Volk waren im Dom vereinigt; da grüßte Lampugnani den Herzog, wie wenn er ihn um etwas bitten wollte, mit der Linken, faßte aber zu gleicher

*) Festum bomboçis igniti a coelo templi descendentis.
 Schöffer's Weltgesch. f. d. d. B. XI.

Zeit mit der Rechten den Dolch und durchbohrte mit diesem zuerst die Hüfte, dann die Kehle und endlich auch die Brust des Tyrannen, während Karl Visconti und Girolamo Olgiati unter dem Scheine, als wenn sie dem Herzoge Hülfe leisten wollten, herbeieilten und demselben ebenfalls mehrere Dolchstiche versetzten. Alle Drei wurden das Opfer ihrer That, da sich niemand für die Republik erklären wollte. Lampugnani ward sogleich in der Kirche selbst niedergehauen; Karl Visconti und Olgiati entkamen zwar anfangs, wurden aber zwei Tage nachher entdeckt und der Erstere bei seiner Gefangennehmung von den Garden zusammengehauen, der Andere vor Gericht gestellt, unmenschlich gefoltert und dann grausam hingerichtet. Die von Olgiati mitten unter den schrecklichen Folter-Qualen dictirten Geständnisse über seine heroische That und die von ihm dabei ausgesprochenen, aus der Quelle der Alten geschöpften Ansichten über Staat und Menschen sind uns aufbewahrt worden, und Sismondi hat längere Stellen daraus in seine Geschichte der italiänischen Freistaaten aufgenommen.

Der achtjährige Sohn des ermordeten Herzogs, Johann Galeazzo, wurde ohne Widerspruch als Nachfolger seines Vaters anerkannt. An eine Revolution war nicht zu denken; wohl aber strebten die fünf Brüder des ermordeten Herzogs, der Mutter ihres Neffen, Bonne von Savoyen, einer Schwägerin Ludwig's XI., die vormundschaftliche Regierung zu entziehen, bei welcher diese die Staatsgeschäfte von Anfang an dem als Gelehrten, Diplomaten und Minister gleich berühmten Ciecco oder Franz Simonetta (s. Th. IX. S. 447) überließ, der schon dem Herzog Franz Sforza zur Seite gestanden und sich in der Gunst des Galeazzo Maria zu behaupten gewußt hatte, obgleich er die Grausamkeiten und Ausschweifungen des Letzteren nie gebilligt hatte. Von den fünf Schwägern der Regentin, unter welchen Ludwig Moro (s. oben S. 23) der furchtbarste war, befanden sich drei bei Galeazzo Maria's Tode nicht in Mailand, weil sie von ihrem Bruder verbannt worden waren; diese kehrten aber alsbald zurück. Sie erhielten in Mailand einen Antheil an der Regierung, und zwei von ihnen, Ludwig Moro und Octavian, erwarben sich, als die verbannten genuesischen Patricier im April 1477 ihre Vaterstadt von Mailand loszureißen suchten, das Verdienst, diesen Plan zu vereiteln. Die Regentin

gab nämlich, als Genua abfiel, den in Mailand gefangen gehaltenen Prosper Aborno frei, damit er nach Hause zurückkehre, und die beiden genannten Sforza begleiteten ihn, ließen ihn Besitz von seiner früheren Stelle nehmen, und gewährten den Genuesen billige Bedingungen ihrer Abhängigkeit von Mailand.

Nach der Rückkehr Ludwig's und Octavian's machten diese mit ihren Brüdern im Mai einen Anschlag gegen die Regentin, an welchem Donato del Conte, Robert von Sanseverino und eine große Zahl der ehemals von den Visconti's begünstigten Barone Theil nahmen. Man wollte Bonne und Simonetta mit Gewalt von der Regierung verdrängen. Die Sache wurde aber dem schlauen Minister verrathen, und dieser ließ am 25. Mai den Donato auf die Burg zur Herzogin rufen, dort festnehmen und als Gefangenen nach Monza bringen. Hierauf griffen zwar die Brüder Sforza und etwas später auch Robert von Sanseverino zu den Waffen, und forderten Donato's Befreiung; Simonetta hatte aber seine Maßregeln zu gut genommen, so daß es nicht einmal zu einem Gefecht in der Stadt kam. Die Verschworenen zerstreuten sich daher: Robert von Sanseverino entrannt nach Asti, Octavian Sforza, welcher ebenfalls die Flucht ergriff, wurde verfolgt und ertrank, als er über die Abda setzen wollte; von den übrigen Brüdern mußte der Eine, Sforza Maria, in das ihm gehörige Herzogthum Bari zurückkehren, Ludwig Moro aber nach Pisa und Ascan nach Perugia auswandern.

4. Italien vom Jahre 1477 an bis zum Zuge Karl's VIII. nach Italien.

Zur Zeit der Ermordung des Herzogs Galeazzo Maria von Mailand war, wie uns Macchiavelli berichtet, ganz Italien in zwei Parteien getheilt. Die Einen hatten sich an Pabst Sixtus IV. und an den König von Neapel, welche innig verbündet waren, angeschlossen, die Anderen an die Staaten Florenz und Mailand, welche seit dem letzten Kriege ihr Bündniß mit Venedig erneuert hatten. In Florenz bestand dem Scheine nach noch immer eine Republik; diese wurde aber seit der Vertreibung der Gegner des Hauses Medicis von den beiden Söhnen Peter's, Julian und Lorenzo dem Prächtigen, beherrscht. Julian und Lorenz

waren es, welche bewirkt hatten, daß die aus acht Personen bestehende Balìa oder außerordentliche Regierung nicht mehr, wie sonst, nur auf bestimmte Zeit, sondern bleibend eingesetzt wurde, und daß die Erwählung derselben ein bloßer Schein war, weil eigentlich die beiden Medicis die Mitglieder ernannten. Diese Balìa vereinigte alle Rechte des Volkes in sich, erließ Gesetze, sprach Recht, ernannte die Prioren und den Oberschultheiß (gonfaloniere), welcher die Rechte und Ehren eines Präsidenten derselben hatte, und schrieb auch die Auflagen aus, deren Ertrag dem Großhandel der Medicis eine sichere Stütze ihres Credits gab. Gegen die beiden Mediceer entstand daher (im Jahre 1478) eine Verschwörung, welche von der Familie Pazzi ausging und geleitet wurde. Übrigens war Julian weit republikanischer gesinnt, als sein berühmter Bruder, welcher königlichen Aufwand machte und, wie wir vorher bemerkt haben, mit dem grausamen und wollüstigen Galeazzo Maria in Üppigkeit und Verschwendung wetteiferte. Auch war die Verschwörung der Familie Pazzi, deren Opfer Julian ward, eigentlich gegen Lorenzo gerichtet.

Die Familie der Pazzi zu Florenz war nach der Mediceischen die reichste und angesehenste. Auch hatte Kosmus die seinige durch Heirath mit den Pazzi zu verbinden gesucht, und Julian wollte ihnen, um sie an sich zu knüpfen, neue Ehren und Reichthümer verschaffen; Lorenzo aber suchte sie entfernt zu halten, und sein Bruder hatte ihm deshalb schon längst von dieser Seite her Unheil geweissagt.

Ein Glied der zahlreichen und wohlhabenden Familie Pazzi hatte ein großes Handlungshaus in Rom errichtet, wo damals Pabst Sixtus IV. herrschte, der mit den Medicis ebenso unzufrieden war, als die Pazzi, weil sie seinen Verwandten entgegen waren, die er in unerhörter Weise auf Kosten der Kirche, der Staaten Italien's und der Privatleute groß und reich machen wollte. Unter diesen Nepoten des Pabstes Sixtus sind Peter, Johann und Julian von Rovere die berühmtesten; denn das vom Pabste begünstigte Treiben derselben hat dem weltlichen und geistlichen Ansehen des römischen Stuhles in der damaligen Zeit, wo dieser von allen Seiten angegriffen wurde, unendlich geschadet. Peter von Rovere wurde unter dem Namen Kardinal St. Sixti von seinem Oheim so sehr mit kirchlichen Pfründen und Würden

überhäuft, daß man, als er 1474 an den Folgen seiner Ausschweifungen in blühendem Alter starb, die Behauptung aussprach, seine Neider im höheren Klerus hätten ihn vergiften lassen. Der Aufwand, welchen dieser Kardinal St. Sixti im Jahre 1473 machte, als Siegmund von Este, der Bruder des Herzogs Hercules I. von Ferrara, auf seiner Rückkehr von Neapel durch Rom reiste, kann am besten zeigen, wie weit damals die Üppigkeit und Verschwendung der Kirchenfürsten, ihrer Verwandten und ihrer Günstlinge getrieben ward. Der Kardinal ließ den ganzen großen Apostel-Platz mit kostbaren Stoffen belegen, auf demselben in der Eile einen hölzernen Palast mit drei großen, durch vergoldete Säulen getragenen Sälen erbauen und in diesen allerlei Arten von Spielen aufführen. Wir wagen nicht, aus dem ausführlichen Berichte, welchen Muratori in den Alterthümern des Hauses Este über diese prunkenden Bauten und Feste gegeben hat, einen Auszug zu machen; sonst würden wir hier von den zierenden Kunstarbeiten an dem ephemeren Bau, von den angebrachten Springbrunnen und von der Menge goldener und silberner Gefäße, welche auf den Schenk-tischen ausgestellt waren, erzählen müssen. Mag es auch übertrieben sein, wenn man von Peter berichtet, er habe auf ein einziges Gastmahl zwanzigtausend Dukaten gewendet, so beweist doch diese Angabe, was man ihm zutraute. Er kaufte außerdem kurz vor seinem Tod die Stadt Imola von Thaddäus Manfredi, den die Bürger verjagt hatten, für vierzigtausend Dukaten, und schenkte sie seinem Bruder Hieronymus von Rovere, welchen Andere einen Sohn des Pabstes Sixtus nennen. Ein anderer Neffe des Letzteren, Leonhard von Rovere, ward Statthalter von Rom, und als er starb, erhielt Hieronymus diese Stelle. Auch das Herzogthum Urbino brachte der Pabst an seine Familie. Er stattete nämlich seinen Neffen Johann von Rovere zuerst mit bedeutenden Gütern aus, indem er ihm zur großen Unzufriedenheit des Kardinals-Collegiums die Statthalterschaft Sinigaglia gab, und vom Besitze der Kirche Mondavio mit dem umliegenden Gebiete schenkte, und nachdem er ihn so würdig gemacht hatte, in eine fürstliche Familie zu heirathen, verschaffte er ihm die Tochter Friedrich's von Urbino zur Gemahlin, durch welche Heirath dann jenes Herzogthum an die Familie Rovere kam. Zwei andere Neffen

machte Sixtus IV. fast zu gleicher Zeit zu Kardinalen; von diesen ist der Eine, Julian von Rovere, schon als Kardinal, noch mehr aber später als Pabst Julius II. durch sehr unevangelische Thaten berühmt geworden.

Der Pabst selbst, besonders aber sein Nefte Hieronymus von Rovere nahmen auch an der von der guelfischen Adels-Partei in Florenz gebildeten Verschwörung der Pazzi gegen die Brüder Medicis einen sehr großen Antheil. Franz Pazzi, Bankier und Schatzmeister des Pabstes, und Hieronymus von Rovere entwarfen den Plan gegen die Medicis in der sicheren Voraussetzung, daß sowohl der Pabst als der König von Neapel ihr Unternehmen, unterstützen würden, um dadurch Florenz vom Bunde mit Venedig und Mailand zu trennen. Auch wurde wirklich der Pabst in die Verschwörung gezogen, und ebenso erhielt der neapolitanische König Kunde von dem, was vorgehen sollte. Die genannten beiden Leiter der Verschwörung setzten sich auch mit dem Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, welcher kurz vorher von den Medicis beleidigt worden war, in Verbindung. Der Plan war: bei irgend einer Gelegenheit sowohl Lorenzo als seinen Bruder Julian niederzustößen, durch die mit den Salviati und Pazzi verbundenen Familien die bestehende Regierung zu stürzen und mit Hülfe der Miethlinge des päpstlichen Condottieren-Hauptmanns Johann Franz von Tolento, welcher an der Spitze von zweitausend Mann nahe bei Florenz stand, die Verfassung der Republik zu ändern. Zu diesem Zwecke sollte des Hieronymus Nefte, der Knabe Raphael von Rovere, welchen der Pabst seiner geistlichen Studien wegen auf die Universität Pisa geschickt hatte, jetzt aber auf Ersuchen der Verschworenen zum Kardinal und Legaten ernannte, nach Florenz reisen, damit in seinem Hause und unter seinem Schutze die Versammlungen der Verbündeten gehalten werden könnten, und damit seine Anwesenheit in Florenz Gelegenheit gebe, die beiden Medicis bei einem Gastmahle oder einem anderen Feste zu gleicher Zeit zu tödten. Der Versuch der Ausführung wurde zuerst auf einer Villa der Pazzi in Fiesole gemacht, wohin diese den Kardinal einluden; Julian erschien aber nicht. Ebenso ließ er sich bei einem anderen, in Florenz selbst veranstalteten Festmahle entschuldigen. Man glaubte deshalb, daß der Anschlag nicht ganz verborgen geblieben sei, und

beeilte sich, die Sache auf eine andere Weise zur Ausführung zu bringen. Der Erzbischof von Pisa, welcher nach Florenz gekommen war, und der Cardinal Raphael von Rovere, der den Befehl hatte, sich als päpstlicher Legat ganz nach den Rathschlägen desselben zu benehmen, sollten am 26. April 1478 ein feierliches Hochamt halten, bei welchem die beiden Brüder Medicis unmöglich fehlen durften, und bei dieser Gelegenheit sollten Beide in der Kirche ermordet werden. Die Vollziehung der That ordneten die Verschworenen so an, daß Johann Baptista von Montesecco, ein päpstlicher Feldhauptmann und Söldner-Führer, der sich damals in Florenz aufhielt, den Lorenzo, Franz Pazzi und Bernhard Bandini aber den Julian niederstoßen sollten. Dieser Plan mußte jedoch zum Theil wieder aufgegeben werden, weil der Soldat Johann Baptista nicht nur schon vorher das ganze Unternehmen, welches er durch Reisen und Unterhandeln hatte betreiben helfen müssen, zu tollkühn gefunden hatte, sondern auch mehr Scheu vor dem Heiligen hegte, als der Cardinal und der Erzbischof, und sich deshalb weigerte, dem Befehle des Papstes gemäß an Gottes Altar einen Meuchelmord zu begehen. Man sah sich also nach einem anderen Gehülfen der That um, und fand diesen sowohl in dem päpstlichen Kanzleischreiber Antonio von Volterra als in dem Priester Stephano, welcher den Pazzi große Verbindlichkeiten schuldete, obgleich Machiavelli von beiden Männern sagt, sie seien zu der von ihnen übernommenen Rolle ganz unfähig gewesen *). Zum Signal der Mordthat war die Erhebung der Hostie beim Haupt-Act der Messe gewählt. Übrigens sollte der Erzbischof in Verbindung mit Jakob Poggio und seinen Leuten zu derselben Zeit, in welcher Julian und Lorenzo ermordet würden, das Regierungsgebäude (il palagio publico) besetzen und die Mitglieder der Regierung zwingen, sich, sobald der Tod der beiden Medicis gemeldet würde, zu Gunsten der Revolution zu erklären.

Die Kirche war mit Menschen angefüllt und der Gottesdienst hatte schon begonnen, als Julian, dessen Bruder bereits in der Kirche anwesend war, noch fehlte. Franz Pazzi und Bernhard Bandini, welche die Ermordung desselben übernommen hatten,

*) Duoi che per pratica e per natura erano a tanta impresa inettiissimi.

begaben sich daher in seine Wohnung, um ihr Opfer abzuholen. Kaum war Julian mit ihnen in der Kirche erschienen, als Bandini ihn durch einen kräftigen, tief in die Brust eindringenden Dolchstich todt niederstreckte, und dann Franz Pazzi sich auf die Leiche stürzte und seinen Dolch mit solcher Hefigkeit in dieselbe stieß, daß er dabei sich selbst verwundete. Dagegen wurde Lorenzo von Antonio und Stephano nur leicht am Halse verwundet, und rettete sich in die Sacristei, deren Thüren geschlossen wurden, bis seine Freunde und das erbitterte Volk zur Hülfe herbeikamen. Wir enthalten uns jeder Bemerkung über den Zustand und die Art der Bildung einer wissenschaftlich und materiell so weit vorgeschrittenen Nation, deren Adel an heiliger Stätte, vor den Augen der zahlreichsten Versammlung, im Augenblicke der Darbringung des Leibes Christi ein so gräßliches Schauspiel geben konnte! Schrecklicher ist es freilich noch, daß das sichtbare Haupt der christlichen Kirche den Mord vorbereiten, daß die diesem zunächst stehenden Geistlichen denselben billigen und unterstützen, und daß ein Geistlicher am Altare den Dolch zücken konnte. Übrigens bewirkte die tolle Unternehmung der Pazzi gerade das Gegentheil von dem, was der Pabst und die Verschworenen hatten erreichen wollen. Der Erzbischof und seine Freunde waren der getroffenen Verabredung gemäß nach dem Regierungspalast geeilt; hier leisteten ihnen aber der Oberschultheiß selbst, die Prioren und die Diener so lange Widerstand, bis Soldaten und das Volk, welches die Waffen ergriffen hatte und den Palast der Medicis bewachte, zu Hülfe kamen. Der Erzbischof wurde hierauf gefangen genommen und, wie nachher auch Jakob Salviati und Jakob Poggio, an den Fenstern des Regierungsgebäudes aufgeknüpft. Dann übte das Volk vier Tage lang auch noch an anderen Männern summarische Justiz. Es tödtete siebenzig angesehene Personen. Nachher sollen außerdem noch zweihundert Andere das Leben verloren haben. Der Knabe, welcher als Legat eine Rolle bei dem schändlichen Unternehmen gespielt hatte, blieb verschont. Er hatte sich nach Julian's Ermordung auf den Altar gerettet, wo er von den Priestern umgeben und durch sie vor dem Tode, wiewohl nicht gegen Mißhandlung geschützt wurde. Man hatte ihn dann gefangen gesetzt, entließ ihn jedoch bald wieder, weil die Florentiner den Pabst, der

sie und besonders Lorenzo von Medicis wegen der tumultuarischen Hinrichtung der vielen in die Verschwörung verwickelten Priester ohnehin schon mit dem Banne belegte, nicht noch mehr erbittern wollten.

Alle Fürsten Europa's außer dem Könige von Neapel und auch die Republik Venedig erklärten sich für Lorenzo gegen den Papst; selbst der türkische Sultan half dem Mediceer die Mörder seines Bruders bestrafen, indem er den Bernhard Bandini, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte, an die Florentiner ausliefern ließ, die denselben dann 1479 hinrichteten. Allein der Papst und König Ferdinand von Neapel trösteten mit unbeschreiblicher Kühnheit der laut ausgesprochenen öffentlichen Meinung, sowie den dringenden Vorstellungen des Kaisers Friedrich III., der Könige Matthias von Ungarn und Ludwig von Frankreich, der mailändischen Regierung und der Republik Venedig. Alle diese Staaten forderten, daß der Papst das Geld, welches er für den Kreuzzug hatte erheben lassen, auch zum Kriege gegen die Ungläubigen anwenden solle; Sixtus warb aber mit demselben Söldlinge und Hauptleute, um das von ihm zweimal mit dem Banne belegte Florenz zu bekriegen. Die Florentiner waren übrigens sehr im Gedränge, weil sie damals keine Truppen in Sold hatten und auch keinen der kleinen Herren, welche vom Vermiethen ihrer Soldaten lebten, augenblicklich anwerben konnten. Als sie nachher den Herzog Herkules von Ferrara und die Herren von Rimini, Pesaro und Faenza in ihre Dienste nahmen, belegte Sixtus IV. auch diese mit dem Banne. Das Betragen des Papstes bewirkte dann freilich, daß in Italien niemand mehr auf seinen Bann achtete. Bei der Bekriegung der Florentiner gebrauchte Sixtus 1479 den oben (S. 35) erwähnten Robert von Sanseverino, der sich überall, wo Krieg geführt wurde und Raub zu hoffen war, gebrauchen ließ und im vorhergehenden Jahre auf Betreiben des Papstes, welcher selbst Genuese war, oder vielmehr auf Veranlassung des Statthalters von Rom, Hieronymus von Rovere, nach Genua geschickt worden war, um diese Stadt von Mailand abzureißen und zu dem Bunde des Papstes und des neapolitanischen Königs herüberzuziehen.

In Genua war, als diese Stadt sich von Mailand zu trennen drohte, Prosper Adorno von Mailand aus als Statthalter ein-

gesetzt worden (s. S. 34 f.), damit er durch seinen und seiner Familie Einfluß auf das Volk, dem die Adorni angehörten, dem Adel, bei welchem die Fregosi und die Spinola mehr Anhang hatten, das Gleichgewicht halte. Die neue mailändische Regierung hatte damals Genua's Abhängigkeit an sehr billige Bedingungen geknüpft, obgleich die Burg und die Forts der Stadt von mailändischen Truppen besetzt blieben. Nach der Verschwörung in Florenz ließ Sixtus IV. den Prosper Adorno bewegen, gegen die Mailänder feindlich aufzutreten, und zugleich versprach Ferdinand von Neapel demselben seinen Beistand zur Wiederherstellung der Freiheit von Genua. Die mailändische Regierung schickte deshalb (1478) den Bischof von Como nach Genua, um an Prosper Adorno's Stelle die Statthalterschaft zu übernehmen; dieser Geistliche fing aber seine Sache so ungeschickt an, daß Prosper Adorno das Volk bewaffnen und die Mailänder in der Burg und in den Forts einschließen konnte. Da nun zu gleicher Zeit auch König Ferdinand zwei Galeeren mit einer Anzahl Soldaten sandte, so blieb dem Bischof von Como nichts Anderes übrig, als sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz der Statthalterschaft zu setzen. Die mailändische Regierung schickte, um dies zu Stande zu bringen, ein Heer ab, an dessen Spitze Sforza Visconti und Peter Franz Visconti standen. Beide Führer zeigten sich jedoch in gleichem Grade ungeschickt, und begingen die Unvorsichtigkeit, ihren Weg nach Genua durch die Bocchetta zu nehmen. In diesem Passe griff Robert von Sanseverino, welcher auf Veranlassung des Hieronymus von Rovere den Genuesen zu Hülfe gezogen war und die ganze streitbare Bevölkerung der genuesischen Thäler um sich gesammelt hatte, das mailändische Heer plötzlich an und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei (7. August 1478). Der Verlust an Menschen, welchen die Mailänder in diesem Treffen erlitten, war so groß, und ihre Truppen in den besetzten Orten befanden sich in einer so bedenklichen Lage, daß die Herzogin-Regentin von Mailand für rathsam hielt, die Stadt Genua ganz aufzugeben. Doch überließ sie dieselbe nicht dem Prosper Adorno und seiner Partei, sondern sie schickte damals aus Mailand ebenso den Baptista Fregoso, wie früher den Prosper Adorno, nach Genua. Baptista Fregoso war nebst seinem alten Anhange anfangs eben so glücklich, als vorher

Prosper Adorno. Ibletto Fieschi und des Königs Ferdinand General erklärten sich für ihn, er war bald im Stande, den Prosper Adorno und den Robert von Sanseverino mit seinen Truppen aus der Stadt zu treiben, und ließ sich dann zum Dogen wählen.

Mailand war um so mehr genöthigt, Genua wieder ganz aufzugeben, als der Pabst auch die Ur-Cantone der Schweiz und die Brüder des verstorbenen Herzogs gegen dessen Wittve und ihren Minister Simonetta aufgeregt hatte. Zu den Schweizern sandte Sixtus IV. einige schlaue italiänische Bischöfe mit Ablassbriefen. Diese wußten zuerst durch die Art und Feierlichkeit der Verkündigung und durch Hunderte von Geistlichen, deren sie sich dabei bedienten, ihren Ablassbriefen unter dem unwissenden und abergläubigen Landvolk großen Absatz und große Bedeutung zu verschaffen. Die Schweizer lebten von dem Rauben und Morden im Dienste jedes großen oder kleinen Herrn, der sie bezahlen konnte. Sie bezeugten daher dem Pabste den lautesten Dank, als er ihnen versichern ließ, daß seine Briefe ihnen alle Reue und alle Strafe ihrer Sünden zu erlassen vermöchten, und sie glaubten dies gern, weil ein solcher Glauben zugleich leicht und vortheilhaft war. Aus Dankbarkeit und aus Gewohnheit, sich zu päpstlichen Executionen gebrauchen zu lassen, wenn diese ihnen, wie kurz vorher beim Streite des Herzogs von Tyrol mit Pabst Pius II. (s. Th. X. S. 258 f.), Nutzen brachten, schenkten sie dann auch gern dem Sünden-vergebenden Legaten des Pabstes Gehör, als dieser sie aufforderte, die Gelegenheit zu benutzen, um dem Pabste zu Gefallen den unmündigen Herzog von Mailand eines Theiles seiner Besitzungen zu berauben. Im Levantiner Thal nämlich, welches, weil es jenseit des Gotthard liegt und Italiänisch redende Bewohner hat, zu Mailand gehörte, war ein Kastanienwald, den die Urner dem Herzoge von Mailand streitig machten; diese ließen sich daher von dem Legaten bereden, die Verlegenheit, in welche die mailändische Regierung 1478 gerathen war, zu benutzen, um den Wald an sich zu reißen, und durch sie wurden dann auch die anderen Eidgenossen in den Krieg mit Mailand gezogen. Durch Bern, Zürich, Freiburg und andere Cantone bedeutend verstärkt, fielen die Urner im December 1478 in das Levantiner Thal ein, und drangen raubend und brennend bis nach Bellinzona vor. In dieser Stadt lagen jedoch mailändische

Truppen, und die Bürger der schweizer Handelsplätze wünschten nicht, daß ein für sie sehr wichtiger Ort von ihren Landsleuten, den Bergbauern, mit Sturm eingenommen werde. Die Schweizer zogen daher wieder von Bellinzona ab, und richteten ihren Marsch über den Mont Cenere gegen Lugano hin, um in Italien selbst einzubrechen. Sie kehrten aber, da die Jahreszeit ihnen sehr ungünstig war, bald wieder über die Berge zurück, und ließen nur eine kleine Besatzung in Giornico und etwa sechshundert Urner im Thale zurück. Gegen diese rückte dann das mailändische Heer, welches mit Hülfe des Markgrafen von Mantua auf fünfzehntausend Mann gebracht worden war, vom unteren Thale aus heran. Nun besetzten die Urner zuerst die steilen Höhen und dämmten den Ticino-Fluß ab, so daß das Wasser desselben alle Wiesen überschwemmte und die heraufziehenden Mailänder auf dem Eise keinen festen Tritt hatten, während die Schweizer auf den Höhen sich gehörig rüsteten, um auf dem Eise fechten zu können. Nachdem sie nun durch ihre Schützen und durch herabgerollte Felsenstücke die Feinde in Unordnung gebracht hatten, drangen sie von oben her auf dieselben ein; die Mailänder konnten nicht vorwärts und nicht rückwärts, weil ihre nicht geschärften Pferde hinstürzten und ihnen den Weg versperrten, und ein Maulthier, das sich zufällig losgemacht hatte, verbreitete plötzlich einen so lächerlichen Schrecken, daß ihr ganzes Heer sich auflöste und die Flucht ergriff, was übrigens nach Machiavelli in jener Zeit bei den Condottieren oft der Fall war *). Die Italiäner sollen, obgleich sie den Schweizern an Zahl um das Achtefache überlegen waren, nach den schweizerischen Berichten funfzehnhundert, nach den italienischen Nachrichten nur achthundert Tode gehabt haben, und ihre Feinde machten auf der Flucht und im Lande so viele Gefangene, daß sie, nachdem zuerst ein Theil derselben dem Könige von Neapel für seine Galeeren verkauft worden war, die größere Mehrzahl von ihnen der Kleider und sogar des Hemdes beraubten und dann nackt heim schickten. Die Urner hätten gern den Krieg fortgesetzt; die anderen Eidgenossen aber nahmen die Vermittelung des Königs Ludwig

*) Di tanta poltroneria e disordine erano allora quelli eserciti ripieni, che nel voltare un cavallo la testa o la groppa dava la perdita o la vittoria d'una impresa.

von Frankreich an und schlossen unter leidlichen Bedingungen einen Frieden, der ihnen für ihre Butter, ihren Käse, ihre Pferde, ihre Felle und ihr Leder Erleichterung der Einfuhr verschaffte. Dieser Frieden hinderte jedoch die Schweizer, die ihren Broderwerb damals schon im fremden Solde fanden und sich längst dem Dienste Ludwig's auf immer verkauft hatten, keineswegs, mit dem Papste einen Vertrag über die Stellung von Truppen zu schließen. Der Papst sollte von ihnen, so oft er sie mahne, Truppen erhalten, und dagegen ihnen, so oft er sie mahne und sovieler Jahre er die Truppen in seinen Diensten habe, nicht nur tausend Dukaten zahlen, sondern auch jedes Mal noch einen bedeutenden Vorschuß für die Ausrüstung des zu stellenden Heeres machen und jedem Fußknecht monatlich fünf, jedem Reiter zehn Gulden Löhnung geben. Zu bemerken ist hierbei, daß, wie Johannes von Müller nachweist, der Papst die Subsidien wenigstens zum Theile von dem Gelde zahlte, welches man den Bergbauern für seinen letzten Ablass abgeschwätzt hatte.

Zu derselben Zeit, als Papst Sixtus IV. Genua von dem Herzogthum Mailand trennte und die Schweizer gegen das Letztere in seinen Sold nahm, ließ er, um Lorenzo von Medicis und dessen Partei zu verderben, nicht nur die Befriedigung der Florentiner fortsetzen, sondern er regte auch die Brüder des ermordeten Herzogs von Mailand gegen die Regentin Bonne und ihren Minister Simonetta auf. Florenz wurde von den päpstlichen Hauptleuten und ihren gedungenen Schaaren bald heftig bedrängt; denn Lorenzo war weder selbst Feldherr, noch hatte er, wie die Venetianer, beständig eine Anzahl von Miethlingen und Bandenführern auf Wartegeld in seinen Diensten, und außerdem fiel auch Alphons von Calabrien, der Sohn des Königs Ferdinand von Neapel, mit einem Heere in Toscana ein. Die Florentiner nahmen freilich, wie wir bereits (S. 41) bemerkt haben, den Herzog Herkules von Ferrara, sowie den Malatesta von Rimini, den Costanzo Sforza von Pesaro und den Manfredi von Faenza, welche kurz vorher dem Papst gedient hatten, in ihren Sold, und die Venetianer überließen ihnen ihre Condottieren-Führer Karl von Montone und Deiphobus von Anguillara; alle diese Leute schonten aber die Miethlinge, welche ihr Eigenthum waren, und zogen hin und her,

ohne etwas Bedeutendes auszuführen. Im Jahre 1478 und im Anfange des folgenden hielten die Florentinischen Anführer, besonders Herzog Herkules, den päpstlichen General, Robert von Sanseverino, vom Vordringen ab; im Juli 1479 jedoch wurde Herkules von Alphons von Calabrien geschlagen, und Robert von Sanseverino schloß zugleich mit den drei vertriebenen Vatersbrüdern des jungen Herzogs von Mailand (s. S. 35) eine Verbindung, welche die Mailänder nöthigte, ihre Truppen aus Toscana zurückzuziehen. Übrigens starb damals einer von jenen drei Brüdern Sforza, der Herzog von Bari, nachdem zwischen ihnen und dem päpstlichen Feldhauptmanne ein Zug gegen Mailand verabredet worden war, eines plötzlichen Todes, und man beschuldigte nach der damals herrschenden Gewohnheit, bei dem unerwarteten Ende eines jeden Fürsten oder angesehenen Mannes an Vergiftung zu denken, seine beiden Brüder, daß sie ihn aus dem Wege geräumt hätten. Freilich rechtfertigte nicht nur der Charakter der italiänischen Fürsten überhaupt einen solchen Verdacht, sondern auch der eine Bruder des Verstorbenen, Ludwig Moro, beging später so viele Gräueltthaten, daß jene Beschuldigung leicht Glauben finden konnte.

Ludwig Moro, welcher Bari von seinem Bruder erbt, vereinigte seine Miethlinge mit den Schaaren Robert's von Sanseverino, und erschien am 10. August unerwartet vor der mailändischen Stadt Tortona. Hier wurde er, da er schon vorher Einverständnisse angeknüpft hatte, dreizehn Tage später eingelassen. Er wandte sich dann, indem er Robert von Sanseverino in Tortona zurückließ, gegen Mailand. Hier öffnete ihm der Befehlshaber der Burg, den er ebenfalls schon früher gewonnen hatte, die Thore derselben, und nun regte Ludwig Moro die Gegner der Regierung auf. Man rieth daher der Regentin, ihn auch in die Stadt aufzunehmen und mit sich und ihrem Sohne auszuföhnen. Dies geschah am 8. September 1479, und das Volk jubelte, als die ganze Familie Sforza wieder in der Stadt beisammen war. Auch in alle anderen festen Plätze des Landes wurden Ludwig's Truppen eingelassen, da er die Schlaubheit gehabt hatte, Tortona nicht in seinem, sondern in seines Neffen Namen zu besetzen. Nicht weniger als zweiundvierzig feste Orte sollen ihm an einem einzigen Tage die Schlüssel ihrer Thore überschickt haben. Daß die Herzogin

Regentin ihn in die Stadt Mailand aufnahm und an ihrem Hofe fürstlich empfing, wurde besonders dem Einflusse Anton Tassoni's, eines in Ferrara geborenen Hofdieners von niederer Herkunft, zugeschrieben, welcher sich der Gunst der Herzogin ganz bemächtigt hatte, und den alten Simonetta mit seinem Kabinet zu stürzen wünschte. Auch wurde wirklich schon drei Tage nach Ludwig's Einzug in Mailand Simonetta nebst seinem Sohne, seinem Bruder und allen seinen Freunden verhaftet und in die Burg von Pavia gebracht.

Mit diesem Schritte begann das unglückliche Schicksal, welches den Neffen Ludwig's, Johann Galeazzo, bis an sein Ende verfolgte. Zuerst wurde nämlich der um die Familie Sforza und um Mailand unsterblich verdiente Simonetta, nachdem man ihn auf unerhört grausame Weise gefoltert hatte, in Pavia enthauptet (Oktober 1480), dann aber die Regierung in Mailand geändert. Tassoni nämlich ward nebst seiner Familie verhaftet und aus der Stadt gebracht, der erst acht Jahre alte Herzog Johann Galeazzo für volljährig erklärt (7. November), die Mutter desselben der Vormundschaft enthoben und die Regierung auf Ludwig übertragen. Die Herzogin verließ darauf die Stadt, und nahm ihren Wohnsitz zu Abbiate Grosso. Sobald Ludwig Herr von Mailand geworden war, schloß er sich an Lorenzo von Medicis und an Ferdinand von Neapel an, die sich gegen Venedig und gegen die Eroberungspläne des Papstes Sixtus IV. und seiner Neffen mit einander verbunden hatten. Ferdinand gab ihm damals das Herzogthum Bari, welches Ludwig von seinem älteren Bruder geerbt hatte, zurück.

Mittelpunkt der politischen Verhandlungen Italien's war Florenz, dem Scheine nach eine demokratische Republik, in Wahrheit aber von Lorenzo dem Prächtigen und seinen Creaturen fürstlich beherrscht. Dieser Staat ward im Jahre 1479, als Ludwig Moro's Unternehmen ihn des mailändischen Beistandes beraubte, von den päpstlichen und neapolitanischen Herren so bedrängt und von Venedig so schlecht und treulos unterstützt, daß die Volksmänner, welche an der Spitze der Regierung standen, schon zu verzweifeln begannen; ein kühnes Wagemuth Lorenzo's aber rettete den Staat. Lorenzo benutzte nämlich am Ende des Jahres 1479 einen Waffenstillstand, welcher zwischen Florenz, dem Papste und dem König

Ferdinand von Neapel unter dem Vorbehalte einer zehntägigen Aufkündigungsfrist geschlossen worden war, um selbst nach Neapel zu gehen und mit Ferdinand zu unterhandeln. Jedermann erstaunte über den unerwarteten und unvorsichtigen Schritt des Hauptes der Florentinischen Republik; aber Lorenzo verließ sich dabei weniger auf die Geleitsbriefe des grausamen neapolitanischen Tyrannen, als auf die großen Summen, die er für den König und seine Hofleute zu verwenden beabsichtigte. Nachdem er sich zum Bevollmächtigten der Republik in Neapel mit ganz unbeschränkter Vollmacht hatte ernennen lassen, übergab er die Verwaltung der Stadt Florenz der unter seinem Einflusse gewählten Behörde, vertraute seine Stelle im Staate einstweilen dem Thomas Soderini an, und reiste dann nach Neapel. Er ward hier gleich einem Könige empfangen, und setzte, wie uns Macchiavelli berichtet *), den König Ferdinand durch sein Rednertalent und seine tiefen Einsichten in die verwickelte Politik Italien's und in das Verhältniß der päpstlichen Kirche zum Staate so sehr in Erstaunen, daß er ihn ganz für sich gewann. Macchiavelli fügt freilich hinzu, Ferdinand sei nichts desto weniger auch bei dieser Gelegenheit sich gleich geblieben, indem er auf einen von der aristokratischen Partei in Florenz erhaltenen Wink, daß man Lorenzo's Abwesenheit zu einer Revolution benutzen wolle, mit dem Abschlusse eines Bündnisses gewartet habe, bis er gesehen, daß Alles in Florenz ruhig bleibe. Im März 1480 kam dann ein Frieden zwischen Neapel und Florenz zu Stande, welchem nachher auch Ludwig Moro beitrug, so daß im Jahre 1481 auf der einen Seite Neapel, Mailand und Florenz, auf der anderen Venedig und der Pabst standen.

Sixtus IV. hoffte damals Ferrara für seinen Hieronymus von Rovere erobern zu können. Man muß in der That staunen, daß Päbste wie Sixtus IV. nach den furchtbaren Stürmen, welche das Ansehen Rom's zur Zeit der beiden Concilien von Constanz und Basel sogar von Seiten der höheren Geistlichkeit erlitten hatte, nach dem gänzlichen Abfalle der Böhmen, nach der Erlassung des

*) Quel rè si maravigliò più, poi che l'ebbe udito, della grandezza del animo suo e della destrezza dell' ingegno e gravità del giudizio, che non s'era prima dell' avere egli solo potuto sostenere tanta guerra maravigliato.

Statuts Præmunire in England (f. Th. X. S. 8) und nach der Aufstellung der pragmatischen Sanction in Frankreich (f. Th. IX. S. 252 f.) so thöricht auf das Bestehende vertrauten, und nicht bloß dem Volke, sondern auch den Fürsten trögten. Im Jahre 1480 bediente sich Sixtus eines Theiles der von der Christenheit zur Befreiung der Türken erhobenen Gelder, um zum Besten seines Neffen Hieronymus das Haus Ordelaffi seiner Besitzungen in der Romagna berauben zu lassen, und hielt anderes Theils die Venetianer dadurch, daß er sie zu Hause beschäftigte, von der Unterstützung der Rhodiser Ritter ab, welche damals im Kampfe mit Sultan Mohammed II. unsterblichen Ruhm erwarben. Ja, es geschah damals sogar, daß die Türken nach dem Tode des einzigen Fürsten der Christenheit übersetzten, welcher den heldenmüthigen Bertheidigern von Rhodus Hülfe geschickt hatte, während der Papst Heere unterhielt, um christliche Fürsten zu berauben. Der furchtbare Eroberer von Constantinopel hatte, als sein Ende herannahte, den Lauf seiner Siege über Christen und Christenthum damit krönen wollen, daß er die Insel Rhodus den Rittern entrisse, welche auf dieselbe Weise den Islam, wie Mohammed das Christenthum, bekriegten und ihm in seiner eigenen Hauptstadt oder doch im Archipelagus und an den Küsten desselben niemals Ruhe ließen. Mohammed hatte daher seine gesammte kolossale Macht zu Wasser und zu Lande gegen die Insel Rhodus vereinigt und die Ritter auch beinahe unter den Trümmern ihrer zerstörten Mauern und Thürme begraben; er sah sich aber zuletzt dennoch genöthigt, die ganze Unternehmung wieder aufzugeben. Die aus dem Kern des streitbaren Adels von ganz Europa, besonders aber von Frankreich, bestehenden Rhodiser Ritter ernteten damals unsterblichen Ruhm, und Ferdinand von Neapel theilte diesen Ruhm, weil die Flotte, welche er den heldenmüthigen Kämpfern zu Hülfe schickte, nicht wenig dazu beitrug, daß der Sultan zur Aufhebung der Belagerung von Rhodus gezwungen ward. Die Türken rächten sich dafür durch einen Angriff auf das Land des neapolitanischen Königs, und die Venetianer hatten sich so sehr mit Schande bedeckt, daß man sie beschuldigte, diesen Zug veranlaßt zu haben.

Im Juli 1480 erschien die türkische Flotte an der Küste von Apulien, und setzte ein von Achmed Pascha befehligtes Heer ans

Land, welches sogleich die blühende, gut besetzte Stadt Otranto angriff. Die Neapolitaner lagen damals gerade unter ihrem Kronprinzen Alphons in Toscana gegen eine Kriegsmacht zu Felde, welche die Venetianer, der Pabst und die vielen in den Bund derselben aufgenommenen kleinen Herren aufgestellt und der Führung des päpstlichen Nepoten Hieronymus von Rovere und des Gonzaloniere oder Oberfeldherrn Friedrich von Urbino untergeben hatten. Schon am 21. August wurde daher die Stadt Otranto erstickt. Die Türken mißhandelten die Bewohner derselben durch furchtbare Grausamkeiten, welche sowohl den rohen und wilden Charakter dieses Volkes, als auch den Grimm des Sultan Mohammed II. bezeichnen, der den Achmed Pascha ausdrücklich nach Italien geschickt hatte, um wegen der auf Rhodus erlittenen Schmach Rache zu nehmen. Die Türken begingen in Otranto jede Art von roher Gewaltthätigkeit und Brutalität; nichts desto weniger aber bezweifeln wir, daß, wie gemeldet wird, über zehntausend Christen von ihnen zusammengehauen und unbeerbt an das Ufer der See hingeworfen worden sind. Achmed Pascha ließ, als er gleich nachher von Mohammed zurückgerufen wurde, siebentausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reiter in Otranto zurück, welches noch stärker als vorher besetzt ward. Die Absicht der Türken war offenbar, sich in Apulien festzusetzen. Sie hatten einen Zug gegen Brindisi im Sinne, als Alphons zur Vertheidigung seines Landes aus Toscana herbeieilte. Dieser beging übrigens vor seinem Abzuge aus Toscana noch einen argen Gewaltstreich, indem er sich treuloher Weise der Republik Siena bemächtigte, die ihn früher gegen Florenz zu Hülfe gerufen hatte.

Jetzt erst erteilte der Pabst den Florentinern die Verzeihung und Ausöhnung mit der Kirche, um welche sie ihn lange vergebens ersucht hätten. Sie mußten sich aber dabei sehr demüthigende Bedingungen wegen des Frevels gefallen lassen, den sie gegen die in der Verschwörung der Pazzi auf frischer That ertappten Priester begangen hatten. Wider die Türken in Apulien wurde ein Bund geschlossen, dessen Mitglieder der Pabst, der Herzog von Mailand, der König Matthias Corvinus von Ungarn, der Herzog von Ferrara, die Markgrafen von Mantua und Montferrat und die Städte Florenz, Genua, Siena, Lucca und Bologna waren. Auch Por-

tugal und Aragonien erklärten sich bereit, Truppen zu schicken. Der einzige Staat dagegen, welcher augenblicklich hätte helfen können, die Republik Venedig, wollte nichts von der Sache wissen. Wirklicher Beistand wurde den Neapolitanern nur von den Ungarn, den Genuesen und dem Papste geleistet: Matthias Corvinus von Ungarn schickte siebzeihnhundert Mann zu Fuß und dreihundert Reiter, die Genuesen und der Papst gaben zweiundzwanzig Galeeren. Diese Schiffe wurden von dem uns bereits als Erzbischof, als Dogen von Genua und als Seeräuber bekannten Paul Fregoso (s. S. 19 ff.) befehligt, welchen der Papst im Mai 1480 zum Kardinal gemacht hatte. Sie vereinigten sich vor Otranto mit der aus achtzig Galeeren bestehenden und vom Admiral Caraccioli commandirten neapolitanischen Flotte. Ungeachtet aller dieser Ausrüstungen und ungeachtet des großen Lärms, mit welchem der erwähnte Bund geschlossen worden war, würde man die Türken nicht wieder aus Apulien vertrieben haben, wenn nicht der Tod Mohammed's II. (Mai 1481) und Unruhen im osmanischen Reiche die Absendung von Verstärkungen aus demselben gehindert hätten. Alphons lag nicht bloß bis zum Tode Mohammed's vergebens vor der Stadt Otranto, sondern die Türken behaupteten auch den Besitz derselben noch bis zum Oktober, und zogen selbst dann nur aus dem Grunde ab, weil jener Unruhen wegen die ihnen versprochenen Verstärkungen nicht ankamen.

Der Papst und die Republik Venedig hatten unterdessen Anstalten getroffen, den Herzog von Ferrara, Herkules von Este, seines Gebietes zu berauben und dasselbe zwischen Venedig und dem Neffen des Papstes zu vertheilen. Hieronymus von Rovere begab sich deshalb 1481 selbst nach Venedig, und die Venetianer erklärten im folgenden Jahre dem Herzog Herkules den Krieg. Sie gaben dadurch, ohne es zu wissen oder zu wollen, die erste Veranlassung, daß nachher aufs neue französische, deutsche und spanische Heere in Italien erschienen.

Der Angriff auf den Herzog von Ferrara bewog sowohl den Regenten von Mailand, Ludwig Moro, der seinen Neffen in einer Art leichter Gefangenschaft hielt, als auch die Florentiner und den König Ferdinand, schon im Mai 1482 ihre Gesandten aus Rom abzurufen und zu erklären, daß sie dem mit ihnen enge ver-

bundenen Hause Erste Hülfe leisten würden. Es entstand also ein allgemeiner Krieg, um dessentwillen die ganze Christenheit den Pabst und das Haus Rovere verwünschte, dessen Einzelheiten aber nicht in das vorliegende Werk gehören. In diesem Kriege stritten die Bentivoglio von Bologna, so wie die Colonna und Savelli im Kirchenstaate gegen den Pabst, die Fieschi von Gemua aber und die Orsini im Kirchenstaat für ihn; das venetianische Heer commandirte Robert von Sanseverino, der mit Ludwig Moro, nachdem er demselben zur Herrschaft von Mailand verholfen hatte, völlig zerfallen war. Der Pabst bemerkte bald, daß die Venetianer, welche nicht unbedeutende Vortheile im Felde erlangten und dem Herzoge von Ferrara viele Orte entrissen, ebenso ihn und seine Verwandte zu betrügen im Begriffe seien, wie sie bis dahin Alle betrogen hatten, mit denen sie in Berührung gekommen waren; er wechselte daher ganz unerwartet die Partei. Er schloß nämlich am Ende des Jahres 1482, auf Antrieb seiner Kardinäle und des Hieronymus von Rovere, den die Feinde durch große Versprechungen gewonnen hatten, einen Frieden mit Neapel, und trat dann dem Bündnisse bei, welches zur Erhaltung des Herzogs Herkules von Ferrara gemacht worden war. Es stand also zu Anfang des Jahres 1483 fast ganz Italien gegen Venedig im Felde, dessen Macht und Reichthum gerade um diese Zeit den höchsten Gipfel erreicht hatte, dessen Besitzungen auf dieselbe Weise, wie jetzt die brittischen, mit jedem Jahre zunahmen, dessen Politik und furchtbare Polizei selbst ein Ludwig XI. bewunderte und bei sich einzuführen suchte, da Religion, Menschlichkeit und Scheu vor dem ewigen Sittengesetze die venetianische Oligarchie nie abhielten, das zu thun, was für den Augenblick nützlich war. Einige Niederlagen schreckten die Venetianer nicht; ihr Reichthum setzte sie in den Stand, Schaaren der Leute, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, zu miethen, wie sie denn damals nicht nur den jüngeren Renatus von Lothringen anzuwerben suchten, sondern auch von den fünfhundert Türken, welche Alphons von Calabrien bei der Eroberung Otranto's in Dienst genommen und dem Pabste zu Hülfe geführt hatte, anderthalbhundert zu sich herüberlockten. Auch vor der geistlichen Gewalt des Pabstes fürchteten sich die Venetianer durchaus nicht; im Gegentheile, sie lachten ebenso der

Bannsprüche desselben wie seiner geistlichen Ermahnung, während die Florentiner sich noch kurz vorher schimpflichen Bußen und kirchlichen Strafen unterworfen hatten, um des Bannes entledigt zu werden. Der Papst bestürmte nämlich, als die Venetianer den Herzog von Ferrara in seiner Hauptstadt bedrängten, zuerst ihren Senat mit Vorstellungen, und belegte nachher ihre Stadt mit dem Banne und das Gebiet derselben mit dem Interdict, obgleich sogar der Patriarch von Aquileja ihm öffentlich vorwarf, daß er im Kardinals-Collegium die Venetianer wegen einer Sache verfluche, die er selbst vorher befohlen und eifrig betrieben habe. Die Venetianer setzten ohne Rücksicht auf Bann und Interdict ihren Krieg fort; sie appellirten von dem Papste und dem Kardinals-Collegium an eine künftige Kirchenversammlung, bestrafte die Priester, welche keinen Gottesdienst hielten, erlaubten ihren Geistlichen nicht einmal, die päpstlichen Briefe zu eröffnen, und ließen durch ihren Patriarchen ein Concilium berufen, welches den Papst selbst vorlud.

Im Jahre 1483 wurde zwar Ferrara gerettet, weil sowohl die mailändischen als die neapolitanischen Truppen die venetianischen Besitzungen in der nördlichen Lombardei von Bergamo und Brescia an bis nach Verona verheerten; dagegen geriethen aber auf der anderen Seite der Herzog von Calabrien und der Regent von Mailand schon in diesem Jahre in Zwietracht mit einander und zerfielen im folgenden völlig. Der Hauptgrund des Zwistes zwischen Alphons von Calabrien und Ludwig Moro war folgender. Alphons hatte seine Tochter Isabella dem jungen Herzog Johann Galeazzo zur Gemahlin versprochen, während seines Einfalles in die Lombardei aber erkannt, daß derselbe nie zur Regierung gelangen werde, weil sein Oheim, Ludwig Moro, sich aller Gewalt in Mailand bemächtigt hatte. Darüber war es zwischen ihm und Ludwig zu einem heftigen Zank gekommen. Die Venetianer hatten hiervon kaum Kunde erhalten, als sie dem Regenten von Mailand versprachen, ihm zum Besitze dieses Herzogthums zu verhelfen, und dadurch seine Thätigkeit für den Bund lähmten. Auch der Papst und Hieronymus von Rovere wurden damals durch Handel und Unruhen im Kirchenstaate abgehalten, etwas zu unternehmen, während zugleich die Florentiner ihr Geld zu schonen suchten. Die Venetianer trotzten daher leicht dem ganzen gegen sie verbündeten

Italien. Pabst Sixtus IV. bemühte sich vergebens, sie durch geistliche oder weltliche Waffen zu demüthigen; er konnte nicht einmal Ludwig Moro und die vielen kleinen Herren Ober-Italien's bei seinem Bunde erhalten. Ludwig Moro verständigte sich mit den Venetianern über die Bedingungen eines Friedens, und berief dann seine Verbündeten nach Bagnolo. Hier nahmen Alle an Einem Tage jene Bedingungen an, und es ward am 7. August 1484 ohne den Pabst und den König von Neapel ein Frieden geschlossen, welcher wenigstens in Ober-Italien von Lucca an bis zu den Seen im Norden und bis nach Ferrara im Osten die Ruhe wieder herstellte. Die Venetianer allein gewannen dabei, alle kleinen Herren dagegen verloren, und der Herzog von Ferrara büßte nicht bloß Rovigo, sondern auch das ganze Land Polesine ein. Im Kirchenstaat, im Neapolitanischen und in Toscana dauerten freilich die Unruhen fort; doch ward wenigstens kein eigentlicher Krieg geführt.

Pabst Sixtus IV., welcher seinem Neffen, dem Cardinal Julian, bedeutende feste Plätze eingeräumt und den Bruder desselben, Johann, zum Fürsten von Sinigaglia und zum Präfect von Rom gemacht hatte, starb schon in der Nacht auf den 13. August; der zuerst genannte von seinen Neffen aber behauptete auch unter dem folgenden Pabste, Innocenz VIII., die ganze kriegerische Macht, die ihm Sixtus eingeräumt hatte. Der neue Pabst war nicht so kriegliebend wie sein Vorgänger; er war außerdem schwach und ohne alle Energie oder Grundsatz, und hatte, um Pabst zu werden, mit den Cardinälen Capitulationen schließen müssen, welche ihm die Hände banden. Er hatte sieben Kinder, Söhne und Töchter, die er förmlich als die seinigen anerkannte, wiewohl er sie nicht in der Art seines Vorgängers begünstigte. Seine Gewissenhaftigkeit war nicht groß, da er gleich beim Antritte seines Amtes öffentlich zu erkennen gab, daß er eingegangene Verbindlichkeiten nicht für bindend halte, wenn sie ihm Zwang auferlegten.

Innocenz ward in die Streitigkeiten der neapolitanischen Großen mit ihrem Könige verwickelt, während Lorenzo von Medicis an den Rabalen in der Romagna, in Bologna und in Rom selbst großen Antheil nahm. Wir wollen jedoch, anstatt dem Einzelnen zu folgen, nur einiger Vorfälle der ersten Regierungsjahre dieses

Pabstes erwähnen, um den schauerhaften Zustand der Sittlichkeit in den Staaten zu bezeichnen, welche vor den übrigen als rechtgläubige, kirchliche und fromme glänzten. Das erste dieser schrecklichen Ereignisse ist die Ermordung des Hieronymus von Novere, eines Neffen des Pabstes Sixtus IV., welcher nicht nur unter seinem Oheim Herr von Imola geworden war, sondern dem derselbe auch mit Verdrängung der Ordelaffi die Herrschaft von Forli verschafft hatte. Hieronymus war mit Katharina Sforza, der Schwester des jungen Herzogs von Mailand, vermählt, welche beim Tode des Pabstes Sixtus im Besitze der Engelsburg gewesen war und dieselbe nicht eher an die Kardinäle übergeben hatte, als bis ihr von diesen eine bedeutende Geldsumme gezahlt worden war. Beide hatten sich damals nach Forli und Imola zurückgezogen. Hier blieben sie im unge störten Besitze ihrer Herrschaften, bis im Jahre 1488 der Cardinal Julian den einst zu ihren Gunsten beraubten Fürsten von Forli, seinen Verwandten, wieder einzusetzen beschloß. Julian scheute sich nicht, zu diesem Zwecke einen Meuchelmord zu veranstalten. Drei Mörder stießen am 14. April zu Forli den Hieronymus in seinem eigenen Hause nieder, bemächtigten sich seiner Söhne, riefen das Volk der Stadt zur Freiheit auf, und schlossen die Wittwe des Getödteten in der Burg ein. Diese That billigte nicht nur Lorenzo von Medicis, der sogar im Verdachte stand, sie angestiftet zu haben, sondern auch Pabst Innocenz, welcher in der Hoffnung, Imola und Forli wieder an sich zu bringen, den Mördern Truppen zu Hülfe schicken wollte. Die Standhaftigkeit der Katharina Sforza vereitelte des Cardinals Julian Absichten. Vergebens bedrohte man sie, ihre Kinder vor ihren Augen aufknüpfen zu wollen; sie ließ sich dadurch nicht einschüchtern, und bat Ludwig Moro von Mailand um Hülfe; dieser schickte ihr Truppen, sie wurde befreit, und ihr Sohn erhielt des Vaters Fürstenthum. Lorenzo suchte seinen Antheil an der Sache zu verbergen, und der Pabst fügte sich aus Feigheit den Umständen.

Fast zu gleicher Zeit ward in Faenza ein noch weit schmäherer Mord begangen. Der dort herrschende Manfredi war mit Franziska, der Tochter Johann Bentivoglio's, vermählt, dessen Familie zu Bologna dasselbe Ansehen und dieselbe Macht besaß, wie die Medicis in Florenz, und welcher die der Katharina Sforza

zu Hülfe gesandten mailändischen Truppen commandirte. Franziska glaubte sich von ihrem Gemahle beleidigt, und beschloß ihn zu tödten. Sie versteckte in ihrem Schlafzimmer einen Meuchelmörder, welcher ihren Gemahl, sobald er eintrete, fassen und festhalten sollte, bis drei andere, die unter dem Bette verborgen waren, hervorkämen, um ihn zu ermorden. Manfredi war dem Banditen überlegen, und nun sprang Franziska selbst aus dem Bette und stieß ihrem Gemahle einen Degen in den Leib. Nach dem Morde eilte der Vater der Franziska, um aus demselben Vortheil zu ziehen, mit den mailändischen Truppen von Forli herbei; die Bewohner von Faenza ergriffen aber die Waffen, schlugen die Mailänder und nahmen Bentivoglio selbst gefangen. Da sie jedoch einsahen, daß sie sich auf die Dauer nicht würden behaupten können, so wandten sie sich an Lorenzo von Medicis. Dieser gewährte ihnen den Schutz der Florentiner, gab dem Bentivoglio die Freiheit wieder, und breitete so die Herrschaft von Florenz auch im Kirchenstaate aus.

Diese beiden aus vielen ähnlichen Geschichten gewählten Begebenheiten können genügen, um den Zustand, die Sitten, die Politik und den Wechsel von Regierungen und Regenten in Mittelitalien an Beispielen deutlich zu machen; wir wollen jetzt, ehe wir zu der Erscheinung der Franzosen in Italien übergehen, noch einen Blick auf Neapel werfen. In diesem Reiche hatten die drei letzten Päbste den Tribut, welchen der Pabst als Oberlehnsherr in Anspruch nahm, nicht gefordert, sondern sich mit der Ablieferung eines Zelters als Zeichen der Abhängigkeit begnügt. Sie hatten sich hierbei theils durch politische Gründe leiten lassen, theils aber auch durch die Rücksicht, daß der König von Neapel sehr große Summen auf den Türken-Krieg verwenden und nebst den Rhodiser Rittern die Küsten Italien's gegen die Übermacht der Ungläubigen schützen mußte. Innocenz VIII. dagegen suchte absichtlich Streit mit Neapel, weil er die große Unzufriedenheit der Barone mit dem Könige und namentlich mit dessen Sohne und Nachfolger, Alphons von Calabrien, kannte, und aus den Unruhen in Neapel für seinen Sohn, Franzeschino Cibo, Vortheil ziehen zu können hoffte. Wirklich erfolgte auch in demselben Jahre 1485, in welchem der Pabst die Annahme des ihm beim Antritt seiner Regierung vom

Könige überschickten Zelters verweigerte, ein Aufstand der neapolitanischen Barone gegen die Tyrannei des Königs und seines Sohnes. Der Herzog von Calabrien wollte nämlich nicht allein von den Baronen Steuern erpressen, welche sie bisher nicht bezahlt hatten, sondern ließ auch den Grafen von Montorio und den Herzog von Ascoli, als sie die Zahlung nicht leisteten, mit ihren Familien in den Kerker werfen, und nun brach ein allgemeiner Aufstand der Barone aus, die sich vorher mit dem Pabste verständigt hatten und ihn als Oberlehnsherrn und Richter ihres Königs um Recht und Gericht anriefen. An der Spitze der Empörung standen zwei Männer, von welchen der eine durch seine großen Handelsgeschäfte im Morgen- und Abendlande den Ruhm und Credit der Medicis und unermessliche Reichthümer erlangt hatte, so daß die angesehensten Familien und der König selbst dem Hause desselben große Summen anvertrauten, der andere aber durch Gelehrsamkeit und Geschäftskennntniß, sowie durch die Gunst des Königs, zu einem übermäßig großen Vermögen gekommen war. Der erste dieser beiden Männer war der vom König zum Grafen von Sarno erhobene Franz Coppola, der andere Antonello Petrucci, welcher Secretario war oder mit anderen Worten an der Spitze des Kabinetts stand, und vom Könige sehr begünstigt wurde, weil er einer der besten Schüler des unter den Wiederherstellern der alten Wissenschaft und Sprache berühmten Laurentius Vallä (s. Th. IX. S. 451 und 461) war. Beide wurden in demselben Grade, in welchem der König sie bevorzugte, von dem habgüchigen, grausamen und tyrannischen Herzog Alphons von Calabrien gehaßt, und zettelten daher gegen diesen eine Verschwörung an. Sie veranstalteten, daß bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier des Trojano Caraccioli, eines Sohnes des Herzogs von Melfi, alle Barone sich versammelten, und dann den Pabst ersuchten, einen Sprößling des Hauses Anjou nach Neapel zu rufen. Von dem Hause Anjou war jedoch nur noch ein einziger Mann übrig, welcher für die Zwecke des Pabstes brauchbar schien, Renatus oder Rainer II. von Lothringen (s. Th. X. S. 254); dieser erschien aber nicht, als er vom Pabste eingeladen wurde, seine Rechte an Neapel geltend zu machen. Dagegen rückte der König von Neapel oder vielmehr sein Sohn in den Kirchenstaat ein, und bedrängte den Pabst dort und in

Rom selbst drei Monate lang; denn Mailand und Florenz leisteten gegen Alphons nur eine solche Hülfe, daß man wohl sah, wie wenig es ihnen Ernst sei. Da nun überdies die schlecht bezahlten Truppen der Barbaren dem päpstlichen Lande sehr lästig waren, so ergriff Innocenz mit Freuden eine sich anbietende Gelegenheit, mit Ehren aus der Sache zu kommen. König Johann II. von Aragonien nämlich und sein Sohn, Ferdinand der Katholische, welche nebst der Gemahlin des Letzteren zufällig nach Sicilien gekommen waren, erbieten sich zur Vermittelung des Streites, und Innocenz nahm diese an. So wurde denn am 12. August 1486 ein Frieden geschlossen, den sich der König von Neapel und sein Sohn gefallen ließen, weil sie ihn zu halten nicht Willens waren und doch recht gut wußten, daß der Pabst sich nach dem Abschlusse nicht weiter um die Barone bekümmern werde. König Ferdinand verpflichtete sich in dem Friedensvertrage, dem Pabste die jährlichen Zahlungen zu leisten, die seine Vorgänger geleistet hatten, und die Barone nicht weiter in ihren Rechten, sowie die Stadt Aquila, welche der Empörung-beigetreten war, nicht in ihren Freiheiten zu kränken, noch weniger aber an den Ersteren Strafe oder Rache zu üben.

Diese Versprechungen wurden zwar durch den König von Aragonien und durch Lorenzo von Medicis verbürgt; die neapolitanischen Tyrannen wußten aber, daß der Erstere bald sehr weit von Neapel entfernt sein werde, und daß dem Letzteren die Sache der Barone wenig am Herzen liege. Sie nahmen also an ihren Großen, die sich auf das eidliche Versprechen ihres Königs verließen, bald eine furchtbare Rache, und betrogen auf dieselbe Weise, nur etwas später, auch den Pabst. Alle neapolitanischen Barone, welche an der Empörung Antheil gehabt hatten, wurden das Opfer ihrer Züversicht; nur der Fürst von Salerno und die Söhne des Fürsten von Bisignano trauten dem Frieden nicht, sondern flohen zum Pabst und, als sie diesen nicht zu einem Kriege bewegen konnten, nach Frankreich, wo Ludwig's XI. Nachfolger, Karl VIII., die Grille gefaßt hatte, die Rechte auf Neapel, welche sein Vater durch Karl von Maine (s. Th. X. S. 309) erlangt hatte, geltend zu machen. Ferdinand und sein Sohn Alphons luden die Theilnehmer des letzten Krieges nach Neapel ein, wo der König die Hochzeit des jungen Grafen von Sarno mit der Tochter des Herzogs von Amalfi, eines Neffen

Ferdinand's, glänzend feiern lassen wollte. Sie erschienen alle, und die Hochzeit ward im Castel nuovo auf sehr feierliche Weise gehalten; plötzlich ließ aber Ferdinand den Bräutigam und dessen Vater sammt allen ihren Verwandten und Freunden verhaften und ihre Paläste in Neapel und in Sarno plündern. Dann ward, weil sich überall der größte Unwille kund gab, zum Scheine ein Gericht bestellt und ein förmlicher Proceß angefangen; die Art aber, wie das Gericht zusammengesetzt war, machte es leicht, die vier angesehensten Herren des Reiches als Hochverräther verurtheilen zu lassen. Sie wurden nachher Einer nach dem Andern hingerichtet. Dies geschah nicht sogleich, weil man nicht wagte, rasch zu verfahren. Zwei von ihnen, der Graf von Sarno und der Minister (Secretario), erlitten schon im Mai 1489 den Tod. Nach der Hinrichtung dieser Beiden zögerten die Tyrannen aus Furcht vor einem allgemeinen Aufstande einige Zeit, ehe sie auch die übrigen Großen aus der Welt schafften. Am 11. October 1489 ließen sie den Fürsten von Altamura, den Fürsten von Bisignano, den Herzog von Melfi, den Herzog von Nardo, den Grafen von Morcone, den Grafen von Lauria, den Grafen von Melito, den Grafen von Noja und noch viele andere Herren in den Kerker werfen, und nachher wurden diese insgesammt zu verschiedenen Zeiten und auf ganz verschiedene Weise umgebracht. Auch der Herzog von Suesfa, welcher schon seit fünfundzwanzig Jahren im Gefängnisse war, wurde damals hingerichtet. Übrigens suchte man die Meinung zu verbreiten, daß die verhafteten Barone noch am Leben seien, und der König ließ zu diesem Zwecke sogar fortwährend Essen in die Gefängnisse bringen. Auch die Kinder und Frauen der Hingerichteten wurden unter dem Vorwande, daß sie Unruhen zu erregen suchten, eingekerkert und ihre Güter eingezogen.

Der König von Aragonien und sein Sohn Ferdinand äußerten heftigen Unwillen über diese Treulosigkeiten und Gräueltthaten, und wiesen eine angetragene Heirathsverbindung mit der neapolitanischen Königsfamilie zurück. Der Pabst konnte sich selbst nicht helfen, geschweige denn den Baronen; Lorenzo von Medicis aber suchte zugleich die Freundschaft des Pabstes und die des Königs von Neapel. Den Pabst gewann Lorenzo dadurch, daß er dem Sohne desselben, Franzeschino Gibo, seine Tochter vermählte; wo-

gegen der Pabst Lorenzo's Sohn, Johann von Medicis, welcher später unter dem Namen Leo X. Pabst ward, schon in seinem vierzehnten Lebensjahre zum Kardinal machte. In demselben Jahre, in welchem Innocenz der Christenheit dieses neue Ärgerniß gab (1489), gerieth er mit Neapel wieder in Zwist, weil König Ferdinand und sein Sohn, nachdem sie sich der lästigen Großen entledigt hatten, endlich den Lehnszins, den sie früher versprochen hatten, geradezu verweigerten. Der Pabst versuchte es diesmal mit den geistlichen Waffen, fand dieselben aber ganz ohne Kraft und Wirkung (telum imbellis sine ictu) gegen Leute, welche, wie die königliche Familie von Neapel, gewohnt waren, den Menschen, der Gottheit und dem Teufel Trotz zu bieten. Er that den König Ferdinand zuerst (Juni 1489) in den Bann, und erklärte ihn dann, als derselbe einige Monate hindurch dabei ganz ruhig blieb, des Reiches verlustig (11. September). Der König machte hierauf zwar einige Rüstungen; Lorenzo aber, welcher zugleich sein und des Pabstes Freund war, bewirkte, daß es bei Worten, beim Fluchen auf der einen und beim Protestiren auf der anderen Seite blieb. Ferdinand ließ nämlich eine Appellation vom Pabste an die künftige Kirchenversammlung bekannt machen.

Im Ganzen genoß Italien bis auf den im Jahre 1494 erfolgten Tod des Königs Ferdinand von Neapel einer Ruhe und eines Friedens, deren es sich seit Jahrhunderten nicht erfreut hatte; aber die Feindschaft zwischen Ludwig Moro von Mailand und dem Nachfolger Ferdinand's, Alphons von Calabrien, bahnte bald nachher den Franzosen den Weg nach Italien, mischte dadurch den deutschen Kaiser in die italiänischen Händel, und veranlaßte später die Spanier, aus Sicilien nach Neapel herüberzugehen. Alphons von Calabrien und Ludwig Moro waren schon während des letzten Krieges mit Venedig einander feind geworden, weil Ludwig die Regierung von Mailand ganz allein führte, ohne seinem Neffen, Johann Galeazzo, welcher mit Alphons Tochter, Isabella, verlobt war, einen Antheil daran oder auch nur volle persönliche Freiheit zu gönnen. Als daher im Februar 1489 die Heirath Johann Galeazzo's wirklich geschlossen ward, glaubte Ludwig sich gegen jeden Einfluß der neapolitanischen Prinzessin sicher stellen zu müssen. Er erlaubte zwar, daß die Hochzeit mit königlicher Pracht

gefeiert wurde; sobald er aber merkte, daß Isabella die Abhängigkeit, in welcher ihr Gemahl gehalten wurde, nicht dulden wolle, versicherte er sich nicht bloß der Truppen und Burgen, sondern auch der Person des Herzogs. Er besetzte die Burg von Mailand, ließ den jungen Herzog durch Miethlinge gleich einem Gefangenen bewachen, nahm die Burg von Trezzo und andere Festungen in Besitz, entfernte aus dem Heere alle alten Hauptleute, die Johann Galeazzo's Vater und Großvater in Dienst gehabt hatten, setzte Leute, welche ihm selbst unbedingt ergeben waren, an ihre Stelle und dergleichen mehr. Er wagte freilich nicht, seinen Neffen aus dem Wege zu räumen, und gönnte ihm auch Ehre, gestattete ihm aber dagegen keine Macht. Dieses Verhältniß des jungen Herzogs und seiner Gemahlin zu Ludwig Moro ließ erwarten, daß Alphons, welcher 1494 seinem Vater in der Regierung von Neapel nachfolgte, nicht lange ruhig zusehen werde; Ludwig begünstigte daher die abenteuerliche Unternehmung des französischen Königs Karl VIII. gegen Neapel.

II. Frankreich, Spanien, Deutschland und Italien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Frankreich, Deutschland und die Niederlande vom Tode Ludwig's XI. an bis zum Tode des letzten Herzogs der Bretagne.

Karl VIII. von Frankreich, Ludwig's XI. Sohn und Nachfolger, war beim Tode seines Vaters (1483) schon im vierzehnten Lebensjahre. Er wurde daher der alten französischen Sitte gemäß (s. Th. VIII. S. 414.), als volljährig betrachtet; da er aber sehr schwächlich und verwaschen war, und folglich nicht nur noch jünger zu sein schien, sondern auch unfähiger war, als er seinem Alter nach hätte sein können, so konnte er nicht selbst regieren. Sein Vater, welcher nichts außer Acht ließ und, ohne jemand zu fragen, Alles anordnete, hatte durch ein Testament verfügt, daß die viel ältere Schwester Karl's, Anna, welche mit Peter von Bourbon, Erbherrn von Beaujeu, vermählt war und deshalb gewöhnlich die Dame von Beaujeu genannt wird, die Regierung so lange führen sollte, bis Karl dieselbe übernehmen könne. Sie selbst, nicht ihr Gemahl, sollte regieren, weil Ludwig XI. der Meinung war, daß die noch immer nicht an strengen Gehorsam gewöhnten Großen die Herrschaft einer Dame am leichtesten dulden würden. Allein gegen diese Anordnung lehnte sich der Herzog Ludwig von Orleans auf, weil er als erster Prinz von Geblüt das nächste Recht zur Regentschaft zu haben glaubte. Dieser Prinz, welcher nachher als König Ludwig XII. durch seine Liebe zum Volke und durch die Liebe desselben zu ihm ebenso

berühmt geworden ist, als Ludwig XI. durch seine italiänische treulose Staatsklugheit und seinen unbarmherzigen Egoismus, gewann alsbald einige der ersten Großen des Reiches, sowie die Herzöge Franz II. von Bretagne und Maximilian von Burgund für seine Sache. Allein die Regentin erwarb sich durch die ersten Maßregeln, die sie traf, das Vertrauen des Volkes in ihre Verwaltung. Sie suchte das Volk und die Großen zu überzeugen, daß sie ihren Bruder nicht an die Fortsetzung des von seinem Vater befolgten Systems gewöhnen wollte. Sie opferte Ludwig's niederträchtigen Vertrauten, Olivier Leufel oder Dammhirsch (s. Th. X. S. 288), und andere ähnliche Werkzeuge desselben dem Haffe des Volkes, und nöthigte später sogar Philipp von Comines, sich zurückzuziehen. Sie hob ferner die drückendsten Erpressungen ihres Vaters sogleich auf, schränkte deshalb die Ausgaben ein, und entließ namentlich die sechstausend Schweizer Ludwig's ganz, die geworbenen Miethsoldaten desselben aber zum Theil. Die letztere Maßregel gereichte übrigens dem Lande nicht zum Vortheil; denn die Entlassenen wurden zum Theil von den Landherren in Dienst genommen, die Privatkriege begannen also wieder, und die Straßen wurden aufs Neue unsicher.

Große Besorgnisse erregte es, daß noch vor der Krönung des jungen Königs eine allgemeine Stände-Versammlung gehalten werden sollte, deren Berufung besonders von den Prinzen mit stürmischer Hefigkeit gefordert wurde, weil sie dieselben zu ihrem Vortheil zu benützen hofften. Diese am 14. Januar 1484 in Tours eröffnete und zwei Monate lang dauernde Versammlung ist für den Forscher des Zustandes der mittelalterlichen Reiche und Völker weit wichtiger, als sie durch ihre Wirkung für das französische Volk war, welche wir sehr gering anschlagen. Es hat sich nämlich von Masselin, der eine Hauptrolle in der Versammlung spielte, ein in lateinischer Sprache geschriebener, sehr starker Band Reden, Schriften und Verhandlungen derselben erhalten, den die französische Regierung neuerdings vollständig abdrucken ließ, welchen aber schon Garnier in einem ausführlichen Auszuge französisch mitgetheilt hatte. Wir lernen aus diesem Werke, wie es damals in Frankreich mit Verwaltung, Regierung, Gesetzgebung, Finanzsystem, Gerichtsbarkeit und Hierarchie beschaffen war; doch

fassen wir für unseren Zweck nur das Resultat der Versammlung ganz kurz zusammen. Der Dame von Beaujeu, würden wir sagen, war es anfangs vor der Versammlung ebenso angst, wie im Jahre 1848 den Fürsten und dem hohen Adel Deutschland's vor dem Parlament; als sie aber sah, wer die Leute waren, die am lautesten schrieten, und welcher Art die schreibenden oder in ermüdend langen Reden glänzenden Hofleute und Juristen seien, da faßte sie Muth und bewirkte, daß die Versammlung gleich einem deutschen Reichstage zu Ende ging. Sie ließ, wie wir dies auch in unseren Tagen gesehen haben, vermittelst ihrer Leute und der Partei-Männer, welche durch Geld und Ehren zu gewinnen waren, die Redner und Enthusiasten, die Prinzen und die Vertheidiger der Volks-Interessen so tief in den Sumpf hineinführen, daß dieselben in ihm stecken blieben und froh waren, als man ihnen heraushalf. Dies geschah durch das Auflösungs-Decret vom 7. März. Die Dame von Beaujeu hatte übrigens von ihrem Vater Regierungsklugheit genug erlernt, um die Mächtigeren unter den Getäuschten durch Vergabungen zu trösten: sie gab dem Herzoge von Orleans und den Grafen von Angouleme und Dunois je ein Regiment (compagnie) von hundert Lanzen und ein ansehnliches Jahrgeld.

Nachdem die allgemeine Stände-Versammlung beseitigt und die Prinzen befriedigt waren, schienen keine Unruhen mehr zu fürchten zu sein. Bald nachher veranlaßte zwar der früher (Th. X. S. 383ff.) erwähnte Minister und Liebling des Herzogs von Bretagne, Randois, einen Aufstand; dieser gab aber der Regentin Gelegenheit, ebenso die Bretagne mit dem französischen Reiche zu vereinigen, wie Ludwig XI. Burgund, die Grafschaft Charolais und Anderes demselben einverleibt hatte. Herzog Franz II. von Bretagne war der letzte männliche Sprößling des Hauses Montfort, und hatte zwei Töchter. Von diesen ward also einst die ältere, Anna, Erbin seines Herzogthums, welches kein eigentliches Mannslehen war, und dessen Adel sich fürchtete, dem in den letzten Zeiten sehr beeinträchtigten französischen Adel einverleibt zu werden. Auch der Herzog wünschte, daß die Bretagne nach seinem Tode als eigener Staat fortbestehe, und war deshalb geneigt, seine beiden Töchter an Männer aus dem burgundischen Hause zu verheirathen; mit

welchem er stets gegen Ludwig XI. und die Franzosen verbunden gewesen war; Anna sollte den Erzherzog Maximilian, ihre Schwester, Isabella, den Sohn desselben, Philipp, zum Gemahle erhalten. Allein Maximilian war in den Niederlanden ebenso ohnmächtig, als Franz II. in Bretagne, und während er mit diesem noch über die Art, wie er mit Truppen zu ihm gelangen und die Heirath vollziehen könne, unterhandelte, ward der Adel von Bretagne durch den Minister Landois zur Empörung getrieben. Franz II. hatte nämlich von seinen Vasallen so viel zu leiden, daß ihm ein so ganz verächtlicher und gewissenloser Mann, wie Landois war, unentbehrlich schien, um dieselben im Zügel zu halten. Dies that Landois mit denselben Mitteln der Willkür, Grausamkeit, Treulosigkeit und Erpressung, wie Ludwig XI. es gegen die französischen Großen gethan hatte. Als er jedoch den edelsten Mann des Landes, den Kanzler Chauvin, zuerst grausam quälen und dann tödten ließ, ward der heftige Adel, den er auf jede Weise vom Herzoge entfernt hielt, gegen ihn aufs Äußerste erbittert, und die ersten Herren des Herzogthums machten endlich einen gewaltsamen Versuch, den verhafteten Günstling zu stürzen oder auch zu erschlagen. Ein Theil der Barone brach plötzlich in Nantes ein, und besetzte die Burg der Stadt, um sich des Ministers zu bemächtigen; dieser entkam jedoch nicht nur ihren Händen, sondern hegte auch durch die Erklärung, daß der Aufstand gegen den Herzog selbst gerichtet sei, die Bürger von Nantes und die Bauern der Umgegend auf, und die Barone sahen sich genöthigt, Burg und Stadt wieder zu verlassen. Sie sammelten sich hierauf in der dem Marschall von Rieur gehörenden Stadt Ancenis; Landois aber, welcher endlich inne ward, daß er ohne fremde Hülfe sich nicht werde behaupten können, entwarf einen Plan, um den Beistand des Herzogs von Orleans zu erlangen.

Ludwig von Orleans war mit der ganz häßlichen zweiten Tochter Ludwig's XI., Johanna, vermählt. Diese war ihm, obgleich er sich lange heftig dagegen gesträubt hatte, von Ludwig aufgezwungen worden, und er hatte seine Abneigung gegen sie nie verhehlt. Auf diesen Umstand gründete Landois seinen Plan. Er wollte sich den Beistand des Herzogs dadurch verschaffen, daß er ihn zur Scheidung von seiner Gemahlin und zur Vermählung mit

der Erbin von Bretagne bewege. Er lud im Einverständniß mit Franz II. den Herzog von Orleans nach Bretagne ein; dieser folgte der Einladung und ging, als er die durch Eigenschaften des Geistes und des Körpers ausgezeichnete Prinzessin Anna sah, auf die Sache ein, und zwar, wie es allgemein hieß, nicht bloß aus Politik, sondern auch aus Leidenschaft. Die Regentin gerieth, als sie die Nachricht von der Verbindung der Herzöge von Bretagne und von Orleans erhielt, in Schrecken, und benutzte die bald darauf vorgenommene Krönung des Königs, um Ludwig von Orleans an den Hof zu rufen. Ludwig folgte zwar dem Rufe, blieb aber nicht nur mit dem Herzoge von Bretagne in Verbindung, sondern wußte auch den jungen König so für sich einzunehmen, daß die Regentin sogar von dieser Seite her besorgt ward. So viel scheint gewiß zu sein; dagegen glauben wir dem Berichterstatter Brantome überall zu wenig, um ihm nachzuerzählen, daß die Dame von Beaufeu über den Herzog von Orleans ungewöhnlich erbittert gewesen sei, weil er, der Geliebte und Liebhaber aller möglichen Weiber, bei ihr allein den keuschen Joseph gespielt habe.

Die Regentin setzte sich mit den Unzufriedenen des Herzogthums Bretagne in Verbindung, um Ludwig's von Orleans Absichten auf dasselbe zu vereiteln, und dies benutzte dann Landois, um die Einwilligung des schwachen Herzogs Franz zu einer Reihe furchtbarer Maßregeln gegen den Adel seines Landes zu erlangen. Obgleich man den empörten Großen bei ihrem Abzuge aus Nantes völlige Straflosigkeit zugesichert hatte, so wurden sie doch jetzt nicht nur öffentlich für Majestäts-Verbrecher erklärt, sondern gegen sie auch die Verordnung erlassen, daß ihre Häuser geschleift, ihre Wälder niedergehauen werden sollten, und daß bei schwerer Strafe keiner ihrer Unterthanen irgend einen Verkehr mit ihnen haben und ihnen Lebensmittel, Waffen oder Pferde verkaufen dürfe. Die unerhörte Strenge, mit welcher dieser Beschluß ausgeführt wurde, trieb den Adel der Bretagne zu einem in seinen Folgen sehr wichtigen Schritte. Es wurden nämlich im Oktober 1484 die ersten Herren des Herzogthums, der Prinz von Dranien (Johann von Chalon), Peter von Billebranche und Johann le Bouteiller, Herr von Maupertuis, an die Regentin geschickt, um den Schutz derselben anzurufen und dagegen im Namen des Adels eidlich zu

versprechen, daß dieser nach dem Tode des Herzogs Franz den König von Frankreich als seinen einzigen und natürlichen Herrn anerkennen wolle. Dabei machte man jedoch acht Bedingungen, welche die französische Regierung annahm. Diese verdienen hier angeführt zu werden, weil auf ihnen das spätere Verhältniß der Provinz Bretagne zu Frankreich und das bleibende Gefühl der Selbstständigkeit des dortigen Adels beruhte; denn Bretagne behielt nicht nur, selbst als es 1532 ganz mit Frankreich vereinigt wurde, ebenso wie die vorher einverleibten Länder Dauphiné und Provence sein Herkommen, seine eigenen Gesetze und seine besonderen Stände, sondern es behauptete dieselben auch gleich den genannten beiden Provinzen bis auf die Revolution. Die acht Bedingungen waren folgende: „Die Gerechtigkeitspflege bleibt wie unter den Herzögen und wird nur von Eingebornen besorgt; jeder Stand behält seine besonderen Vorrechte; es dürfen ohne Zustimmung der Stände keine Auflagen gemacht werden; der Adel kann nur in den Fällen und an den Orten, welche der König durch Gesetze zu bestimmen hat, gezwungen werden in den Krieg zu ziehen; alle Stellen im Heere und im Staatsdienste dürfen nur von Eingeborenen bekleidet werden, der Gemahlin des Herzogs Franz II. wird nach dem Tode desselben von den Ständen ein Wittwengehalt ausgesetzt, seine beiden Töchter sollen mit Beirath der Stände standesgemäß verheirathet werden; endlich soll das Herzogthum, wenn Karl VIII. mehrere Söhne erhält, an einen derselben übergehen und also nicht bei Frankreich bleiben.“ Auf diese Bedingungen hin gewährte die Regentin dem Adel der Bretagne ihren Schutz. Sie ließ im Namen des Königs dem Herzog Franz erklären, daß er sich jeder Gewaltthätigkeit gegen die Barone zu enthalten und ihnen allen zugesügten Schaden zu ersetzen habe. Der Herzog und sein Minister geriethen dadurch in Verlegenheit, und wandten sich deshalb aufs neue an den Erzherzog Maximilian, welcher damals seine Kriege mit den unzufriedenen Ständen und Städten der Niederlande glücklich beendigt zu haben schien.

Maximilian hatte sich, erst als die Unruhen in Vüttich, Utrecht und Holland gedämpft worden waren (s. Th. X. S. 316 ff.), gegen die Fläminger wenden können, denen er ebenso seinen Sohn Philipp und die in dessen Namen zu führende Regierung hatte

überlassen müssen, wie er durch den Frieden von Arras genöthigt worden war, seine Tochter Margaretha als Braut Karl's VIII. zur Erziehung nach Frankreich zu schicken. In Gent, wo die vormundschaftliche Regierung von Flandern ihren Sitz hatte, herrschten die Ältesten der zwei und fünfzig Zünfte als völlig demokratische Behörde. Diese Regierung conspirirte mit den Franzosen gegen den Vater des jungen Herzogs, und nach Maximilian's Rückkehr aus Holland kam es zwischen ihm und den Flämingern zu einem harten Kampfe. Maximilian nahm Roermonde und Dendermonde ein; die Genter aber rächten sich, als er den Rücken wandte, durch einen verheerenden Zug gegen die seeländische Stadt Bliessingen. Gleich darauf erschien jedoch Maximilian mit bedeutenden Verstärkungen in Flandern, verwüstete das Land, eroberte Sluys und Brügge, schloß sogar die Stadt Gent selbst enge ein und nöthigte sie zuletzt zu einer Capitulation (1485). Nach dieser Capitulation behielten zwar die Genter ihre Verfassung und ihre demokratisch-republikanische Regierung, sie mußten aber dafür nicht nur Maximilian, welchem sein Sohn zurückgegeben wurde, als vormundschaftlichen Regenten anerkennen und mit ebenso vielen Truppen, als dies in den anderen niederländischen Städten geschehen war, in ihre Stadt einlassen, sondern ihm auch siebenmalhunderttausend Gulden Kriegskosten in Terminen bezahlen, alle diejenigen, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an ihn verbannt oder ihrer Güter beraubt worden waren, zurückrufen und ihnen den erlittenen Schaden ersetzen. Kaum war dieser Capitulation gemäß Maximilian mit fünftausend Mann in Gent eingezogen, als es in der Stadt selbst aufs neue zum Kampfe zu kommen schien. Einige deutsche Soldaten wurden nämlich wegen eines groben Verbrechens verhaftet und vor das republikanische Gericht gezogen, alsbald aber durch ihre Kameraden befreit; der Magistrat ließ deshalb Sturm läuten, es sammelten sich hierauf sogleich Tausende vor Maximilian's Wohnung, und dieser war gewissermaßen gefangen. Er stellte daher sogleich seine Leute auf, und schon drohte jeden Augenblick ein blutiger Kampf zu beginnen, und schon hatten Maximilian's Soldaten den Befehl erhalten, die Häuser der Stadt anzuzünden, als es den Prinzen von Chimay und von Nassau gelang, die wüthende Menge zu beruhigen. Maximilian benutzte diesen Auf-

stand, um die ihm zu Hülfe geschickten Truppen der anderen Städte in Gent einzuziehen zu lassen und strenge Justiz zu üben. Er ließ dreiunddreißig Anstifter des Aufruhrs hängen, über hundert Andere verbannen, die Festungswerke von Gent schleifen und einen Theil der Mauern niederreißen, nahm der Stadt ihre Geschütze, und erhöhte die von ihr zu bezahlende Summe. Ja, er zerriß sogar öffentlich die Freibriefe der Stadt, schaffte die demokratische Regierung der Zweiundfünfzig ab und setzte eine aristokratische Behörde ein. Dies Alles geschah um so leichter, weil die Regentin von Frankreich in den Jahren 1484 und 1485 mit inneren Unruhen zu thun hatte und also den Flämingern nur insgeheim helfen konnte.

In Frankreich hatte nämlich der Herzog von Orleans einen von der Stände-Versammlung von Tours gefassten Beschluß, nach welchem der König als volljährig betrachtet und die Verwaltung, bis er selbst sie übernehmen könne, von seiner Schwester geführt werden sollte, durch das Parlament aufheben lassen, und dann mit dem Herzoge von Bretagne, dem Grafen Dünnois, dem Herzoge von Alençon und sogar mit dem alten Connetable des Reiches, dem Herzoge von Bourbon, eine Verbindung gegen die Regentin geschlossen. Diese beraubte hierauf, nachdem sie vergebens gesucht hatte sich der Person des Herzogs von Orleans zu bemächtigen, sowohl ihn als seinen Freund Dünnois der ihnen nach dem Reichstage von Tours gewährten Vortheile, und belagerte ihn in der dem Herzoge von Alençon gehörenden Stadt Verneuil in Perche, in welche er sich geflüchtet hatte. Der Herzog mußte bald capituliren und die Verzeihung annehmen, die man ihm aus Rücksicht auf sein Verhältniß als voraussichtlicher künftiger Thronerbe unter der Bedingung gewährte, daß er fortan am Hofe oder mit anderen Worten unter Aufsicht lebe. Die ihm entriffenen Stellen und Jahrgelder erhielt er nicht zurück, obgleich er wieder in den Staatsrath aufgenommen wurde. Als er nachher den König auf dessen Reise in die Normandie begleitete, schloß er aufs neue mit dem alten Connetable und allen denen, welche Ludwig's XI. Gunst genossen hatten und nach dessen Tode zurückgedrängt worden waren, ein Bündniß, und suchte in der ihm gehörenden Stadt Blois alle Unzufriedenen zu vereinigen.

Die Hoffnung des Herzogs von Orleans und seiner Partei beruhte vorzüglich auf dem Herzog Franz von Bretagne und dem allgemein gehassten Günstlinge desselben, Landois. Die Regentin, die in allen Dingen der Politik ihres Vaters treu blieb, suchte daher die Unruhen in der Bretagne zu unterhalten. Sie schickte, als Landois die noch immer in Ancenis versammelten Barone überfallen wollte, denselben unerwartet Hülfe. Schon standen beide Theile gerüstet einander gegenüber und waren im Begriffe ein blutiges Treffen zu liefern, als es den königlichen Beauftragten gelang, die Befehlshaber des bretagnischen Heeres, bei welchem Landois selbst sich befand, zu überzeugen, daß sie das Spielwerk eines Bösewichts seien. Die ganze Wuth der herzoglichen Truppen richtete sich hierauf gegen Landois. Dieser hatte kurz vorher nicht nur die Bürger und Bauern zu Gewaltthaten gegen den Adel zu reizen gesucht, sondern er wollte auch in des Herzogs Namen offene Briefe ausschicken, in welchen alle mit den unzufriedenen Baronen in irgend einer Berührung stehenden Edelleute, Officiere und Beamte für Hochverräther erklärt und einem Jeden preisgegeben wurden, und der Kanzler, Franz Chretien, war bereits beauftragt, die Patente mit dem großen Siegel zu versehen. Als jedoch der Kanzler durch Abgeordnete des Heeres von dem, was vorgefallen war, unterrichtet wurde, weigerte er sich nicht allein dies zu thun, sondern er ließ sich sogar bewegen, einen Verhaftsbefehl (*prise de corps*) gegen Landois auszufertigen. Landois floh hierauf in die Burg von Nantes zu dem Herzoge. Dieser konnte ihn nicht retten, da auch die Bürger von Nantes sich erhoben und alle Versuche, den Aufruhr zu stillen, scheiterten. Doch gab er den verhassten Minister nicht unmittelbar der Wuth des Pöbels preis, weil der Kanzler sich dazu gebrauchen ließ, der Volks-Justiz die Form eines gerichtlichen Verfahrens zu verleihen. Landois ward dem Kanzler übergeben, und dieser machte ihm auf kurze Weise den Proceß. Obgleich nämlich Landois des Bösen so viel gethan hatte, daß man leicht Zeugen und Urkunden gegen ihn hätte beibringen können, so wurde doch statt dessen nach der Sitte jener Zeiten die Folter gegen ihn angewendet, und durch diese alle Geständnisse, die man wünschte, erpreßt. Da dessen ungeachtet der Herzog sich nimmer dazu verstanden haben würde,

ein Todesurtheil über ihn zu unterschreiben, so gab der Anführer der französischen Hülfsstruppen, Pescun, als Repräsentant des Königs den Rath, die Sache ohne Rücksicht auf den Herzog summarisch abzuthun. Dies geschah denn auch: man ließ, während einige der Herren den Herzog durch ihre Unterhaltung beschäftigten, einen hohen Galgen errichten, und zum größten Verdruß des Herzogs den Minister und Liebling desselben an ihm aufknüpfen (17. Juli 1485).

Durch die erwähnten Ereignisse ward der ganze Plan der Partei des Herzogs von Orleans vereitelt. Dieser und seine Freunde hatten, im Vertrauen auf den Herzog von Bretagne und auf Maximilian, bereits alle ihre Vasallen und Miethlinge bewaffnet. Sie konnten aber jetzt um so weniger etwas ausrichten, als die Regentin ihre Maßregeln sehr gut getroffen hatte, und das Ansehen des jungen Königs, den man gegen sie ins Feld ziehen ließ, einen allgemeinen Aufstand verhinderte. Die von ihnen angestifteten Unruhen, welche den Namen des tollen Krieges (*guerre folle*) erhielten, waren daher bald völlig erstickt, und die drei Haupturheber derselben, der Herzog von Orleans, der Graf Dünois und der alte Connetable, waren froh, als sie sich auf erträgliche Weise aus der Sache ziehen konnten. Der Graf Dünois wurde nach Piemont in die dem Herzoge von Orleans gehörende Stadt Asti verwiesen; der Herzog selbst mußte sich gefallen lassen, daß alle seine festen Plätze von königlichen Truppen besetzt wurden; von dem Connetable endlich, welcher blos um des Letzteren willen die Waffen ergriffen hatte, verlangte man nichts weiter, als daß er dieselben niederlege, weil er sich bereits dem Ende seiner Tage näherte und der Gemahl der Regentin sein Erbe war. Was den Herzog von Bretagne betrifft, so war es nicht nöthig, ihm eine neue Verpflichtung aufzulegen, da ja alles, was man wünschen konnte, schon mit seinen Ständen ausgemacht worden war. Man ließ ihn daher blos in einem Vertrage, der zu Bourges geschlossen wurde, das Versprechen geben, daß er ebenso, wie seine Vorfahren, Vasall von Frankreich sein wolle; die Frage, ob dieses Verhältniß ein enges (*hommage lige*) oder weites sei (s. Th. X. S. 155), ward auch diesmal unbeantwortet gelassen. Die Hauptsache war, daß der Herzog, indem er allen Verbindungen

außerhalb seines Landes entsagte, sich ganz in die Hand seiner Stände und der französischen Regierung gab, und daß seine Stände schon früher (s. oben S. 67) die künftige Vereinigung des Herzogthums Bretagne mit Frankreich ausgesprochen und die Bedingungen derselben festgesetzt hatten.

Erst nach Beendigung des Streites mit den Herzögen von Bretagne und Orleans konnte die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf den treuen Verbündeten Beider, Maximilian, richten. Dieser hatte damals eine Kabale, welche die Franzosen mit Renatus II. von Lothringen und mit dem bekannten Eber der Ardennen, Wilhelm von der Mark (s. Th. X. S. 306), angesponnen hatten, auf eine keineswegs rühmliche und ehrliche Weise vereitelt. Die Regentin hatte nämlich den Herzog von Lothringen und Wilhelm von der Mark, welche bis dahin heftige Feinde gewesen waren, mit einander ausgesöhnt, und Beide waren hierauf übereingekommen, zusammen in Brabant einzufallen. Deshalb hatte Maximilian sich mit Friedrich van Hoorn, einem Bruder des Bischofs von Lüttich, verbunden, um, wie wir bereits früher (Th. X. S. 319) angedeutet haben, den furchtbaren Herrn von der Mark auf dieselbe Weise aus dem Wege zu räumen, wie Ludwig XI. und die italiänischen Tyrannen ihrer Feinde sich zu entledigen pflegten. Friedrich van Hoorn, welcher mit Wilhelm nach langem Streite in großer Freundschaft gelebt hatte und zuletzt in Maximilian's Dienste getreten war, lud Wilhelm zu einem Besuche ein, und bewog ihn dann, mit ihm zum Bischof von Lüttich zu reisen; dieser aber machte nach Tische mit Beiden einen Spazierritt, auf welchem Friedrich seinen Freund zu einem Wettrennen veranlaßte und ihn so bis zu einem Orte brachte, an dem er eine Schaar seiner Miethlinge versteckt hatte. Diese bemächtigten sich Wilhelm's und brachten ihn nach Maastricht, wo Maximilian ihn vor eine schnell ernannte Commission stellen und dann hinrichten ließ. Durch Handlungen solcher Art waren freilich die demokratischen Fläminger nicht für die Regierung des ritterlichen und romantischen deutschen Feudalfürsten zu gewinnen. Übrigens begab sich Maximilian, nachdem er auf die oben erwähnte Weise die Genter gezüchtigt hatte, nach Deutschland, um sich zum römischen König wählen und krönen zu lassen.

Deutschland war damals ganz sich selbst überlassen; Maximilian's Vater aber, Kaiser Friedrich III., war nicht blos, wie alle Könige jener Zeit, beständig mit den mächtigen Vasallen seiner Erbstaaten und zuweilen mit den Bürgerschaften seiner nach Unabhängigkeit strebenden Städte in Streit, sondern auch die kaiserlichen Böhmen mit ihrem frei gewählten König Georg Podiebrad und namentlich der König von Ungarn, Matthias Corvinus, machten ihm viel zu schaffen. Der Letztere war seit 1480 nicht mehr von Östreich abzuhalten gewesen, und als die Bürger der von ihm belagerten Hauptstadt, welche Unglaubliches litten und sich mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit vertheidigten, dringend um Entsatz baten (1485), stellte sich der alte egoistische Kaiser sogar, als wenn er keine Lust habe, ihnen Hülfe zu leisten. Er soll ihnen nämlich die kalte Antwort gegeben haben, es sei ihm ganz lieb, daß jetzt die Wiener ebenso hungern müßten, wie er selbst einst gehungert habe, als sie ihn in ihrer Burg belagert hätten (s. Th. X. S. 215). Friedrich selbst mußte endlich (1485), von nur fünfzehnhundert Reitern begleitet, das Land verlassen, um von den deutschen Fürsten Hülfe zu erbetteln, und er hatte dabei keinen anderen Trost, als den Ausspruch oder vielmehr die elende Ausflucht, daß es, wenn man eine verlorene Sache nicht wieder erlangen könne, am besten sei, sie ganz zu vergessen. Matthias Corvinus eroberte hierauf ganz Niederösterreich mit Ausnahme von Wienerisch-Neustadt, sowie einen Theil von Kärnthen, Krain und Steiermark, und ließ sich auf einem Landtage zu Wien als Herzog huldigen; Friedrich aber mußte in seiner Noth endlich die Erwählung seines Sohnes Maximilian zum römischen König zugeben, welche er bisher zu hindern gesucht hatte, weil er mit Recht fürchtete, daß man nach derselben ihn selbst als einen jeder kräftigen Handlung unfähigen Mann seinen unfruchtbaren gelehrten Studien gänzlich überlassen werde. Er begab sich als Flüchtling an den Rhein, belehnte dort mit vieler Feierlichkeit und der üblichen feudalen Etikette den Kurfürsten von Köln, Hermann von Hessen, den Herzog von Jülich und Berg, Wilhelm den Jüngeren, und den Herzog von Gennep, Mark und Cleve, und reiste dann mit Maximilian, den er damals in acht Jahren nicht gesehen hatte, nach Frankfurt. Er hatte bisher seinen Sohn stets für durchaus

unpraktisch und allzu ideal gehalten, und mit Recht die ritterliche Kühnheit desselben, sowie seinen unruhigen Unternehmungsgeist gefürchtet, jetzt schlug er selbst ihn den versammelten Fürsten zum römischen König vor. Die Wahl Maximilian's fand im Februar 1486 zu Frankfurt Statt, und im April ward der neue König zu Aachen gekrönt. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, auf welche Weise schon damals die französische Regierung sich bemühte, die deutschen Angelegenheiten zu verwirren und den Egoismus der deutschen Fürsten und ihrer Diener zu benutzen, um im Trüben zu fischen. Französische Gesandten arbeiteten nämlich der Wahl Maximilian's auf jede Weise entgegen, und mehrere patriotische Fürsten übergaben dem Sohne des Kaisers sogar Briefe, welche im Namen des französischen Königs an sie geschrieben worden waren; nichts desto weniger beschwerte sich die Dame von Beaujeu, daß Maximilian seinen künftigen Schwiegersohn, den König von Frankreich, nicht zur Krönung eingeladen habe.

Das Einzige, was um jene Zeit Maximilian für seinen Vater und für Osterreich that oder auch thun konnte, war ein Aufruf an die Ostreicher, sich tapfer gegen die Ungarn zu wehren. Er versprach ihnen zwar auch seinen Beistand, konnte aber diese Zusage nicht halten, da er nicht nur an den Franzosen, welche von Artois aus den Flämingern Hülfe geleistet hatten, Rache nehmen wollte, sondern auch in Flandern, wohin er gleich nach seiner Krönung zurückreiste, genug zu thun fand. Die Fläminger, besonders die Genter und Brügger, welche viele Tausende rüstiger Arbeiter in Dienst hatten, machten in Verbindung mit den Franzosen während der beiden folgenden Jahre ihm selbst nicht weniger zu schaffen, als die Ungarn seinem Vater, so daß er sogar genöthigt war, diesen und die Deutschen um Beistand zu ersuchen. Übrigens entfaltete er auf der Reise durch die Niederlande nach Flandern wieder großen Prunk, und hielt auf derselben viele pedantische Festlichkeiten, welche er, sein Sekretär und sein Bewunderer, der Verfasser des Theuerdank, nachher ebenso ausführlich als langweilig beschrieben haben. Auch nahm er ganze Schaaren von deutschen Söldnern mit, die er mit dem Gelde der Fläminger bezahlte. Diese Leute, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, wurden besser als die Künstler und Gelehrten bezahlt, waren aber

ebendeshalb auch mehrentheils lästiger für diejenigen, in deren Sold sie standen, als für die Feinde.

Maximilian suchte nach seiner Rückkehr in die Niederlande der Regentin von Frankreich, die ihm an Staatsklugheit und politischer Weisheit weit überlegen war, und welche, weil sie in ihres Vaters Spuren trat und den hohen Adel zu demüthigen verstand, nicht wie er bei der Ritterschaft, sondern beim Volke sich große Gunst erworben hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er unterhielt ebenso mit dem hohen Adel in Frankreich, wie die Regentin mit den deutschen Fürsten, Verbindungen, schloß in der Erwartung, daß die Herzöge von Bretagne und Orleans einen neuen Krieg gegen die Regentin beginnen würden, ein förmliches Bündniß mit diesen Beiden, und fiel trotz des bestehenden Waffenstillstandes in Artois ein. In jenem Bündnisse, welches im März 1487 zu Brügge geschlossen wurde, übernahmen Maximilian und der Herzog von Bretagne gegenseitig die Verpflichtung, daß Beide sich jedem Versuche der französischen Regierung, ihre Herrschaft auszubreiten, mit Gewalt widersetzen und den jungen König zwingen wollten, die Leute, welche ihm seither so schlecht gerathen hatten, aus seiner Nähe zu entfernen. Einen Monat vor dem Abschluß dieses Bündnisses hatte Franz II. von Bretagne sein Herzogthum auch noch auf andere Weise gegen die Absichten der Regentin zu schützen gesucht. Die Regentin hatte nämlich nach dem Frieden von Bourges (s. S. 71) recht wohl eingesehen, daß die künftige Vereinigung der Bretagne mit Frankreich, trotz des mit den Ständen derselben geschlossenen Vertrages, immer noch sehr ungewiß sei, weil der Herzog Franz dieser Vereinigung durchaus abgeneigt war; sie hatte daher die Anwartschaft ihres Bruders auf einem anderen Wege zu sichern gesucht, indem sie die Ansprüche an das Herzogthum Bretagne, welche Ludwig XI., um einen scheinbaren Rechtstitel zu erhalten, von Jean de Broffes und dessen Gemahlin erkaufte hatte (s. Th. X. S. 309), durch die Letztere nochmals bestätigen ließ. Dadurch war der schwache und noch dazu franke Franz II. heftig gereizt worden. Er hatte deshalb im Februar 1487 seine Stände versammelt und sich von ihnen auf eine geweihte Hostie, auf die Reliquien des heiligen Kreuzes und auf die Evangelien den Eid schwören lassen, daß sie nach seinem Tode nur

seine beiden Töchter als einzige und ausschließliche Erbinnen der Bretagne anerkennen und sich einem jeden, der dieselben ihrer Rechte zu berauben suchen würde, mit aller Macht widersetzen wollten.

Dieser Schritt des Herzogs Franz und der von ihm mit Maximilian geschlossene Bund gaben sodann den Anlaß oder Vorwand, um Ludwig's XI. militärischen und finanziellen Druck oder mit anderen Worten die von der Regentin zum Schein abgeschaffte streng monarchische Gewaltregierung wieder in Frankreich einzuführen. Die Dame von Beaujeu legte nämlich zuerst dem Lande eine neue Heersteuer auf, indem sie verordnen ließ, daß je zwei und fünfzig Familien (feux) im Reiche einen Mann stellen, denselben zum Kriege ausrüsten und ihn, so lange er im Dienste sei, mit sechzig Sous besolden müßten. Dann nahm sie auch die beim Tode ihres Vaters entlassenen sechstausend Schweizer-Soldaten wieder in Dienst, und erfand, um ohne neue Auflagen dieselben bezahlen zu können, eine Art Erhöhung der gewöhnlichen Steuer (des crués), welche wir mit den jetzt gebräuchlichen Centimes additionnels vergleichen würden. Das Volk kam also durch das neue Regierungssystem, welches auf Ludwig's XI. Verwaltung folgte, zwar nicht aus dem Regen in die Traufe, wohl aber aus dem Regen in einen feuchten Nebel; denn anstatt der abgestellten Räubereien, Befehdungen und anderen feudalen Gewaltthätigkeiten, die dem Lande stets nur hier und da beschwerlich gewesen waren, wurde ein gleichmäßiger Druck, von welchem alle Privilegirten befreit waren, auf das gesammte Volk vertheilt, und außerdem erhielten die Könige die nöthigen Geldmittel, um fremde Söldner halten zu können, durch welche eine jede Sache, mochte sie auch noch so ungerecht sein, vertheidigt wurde. Übrigens ist es für die Art und Weise, wie man in Frankreich nicht bloß während des Mittelalters, sondern auch bis auf die Zeit der Revolution zu verfahren pflegte, charakteristisch, daß der Kanzler, welcher mit jener Steuererhöhung sehr unzufrieden war, die Regentin ersuchte: sie möchte doch wenigstens die großen, guten und angesehenen (notables) Personen von der Entrichtung derselben ausnehmen.

Was Maximilian's Krieg mit den Franzosen betrifft, so hatte der neue römische König 1486 ein beträchtliches Söldnerheer zu-

fammengebracht und überdies vom englischen König Heinrich VII., wir wissen nicht recht, aus welchem Grunde, eine Anzahl Krieger erhalten. Er machte deshalb anfangs einige Fortschritte und richtete auf französischem Boden Verheerungen an; nachher aber endigte der muthwillig angefangene Krieg zu seiner Schande. Maximilian bewies sich auch diesmal wieder als bloßen Rittersmann und tapferen Streiter, während dagegen der Anführer des französischen Heeres, Desquerbes, Herzog von Crevecoeur, sich als Feldherrn zeigte. Der Letztere hielt sich so lange innerhalb der festen Plätze, bis Maximilian die zur Bezahlung seiner Söldner nöthigen Gelder verschwendet hatte; dann verlockte er einen Theil der Truppen seines Gegners (wie es heißt, mehr als dreitausend Mann) zum Übertritt; die Übrigen aber zerstreuten sich hierauf bis auf ein kleines Häuflein, mit welchem Maximilian nach Flandern zurückkehrte. Im folgenden Jahre (1487) erfochten die Franzosen sogar bei Bethüne einen Sieg, wobei sie unter Andern auch den Herzog Karl von Geldern, einen Sohn des wegen seiner Ruchlosigkeit gegen den eigenen Vater berüchtigten Herzogs Adolf (s. Th. X. S. 310), gefangen nahmen. Doch ward der Krieg damals von beiden Theilen nicht sehr eifrig geführt, weil einerseits Maximilian wieder mit den Gentern und Brüggen in Streit gerieth, und andererseits die Regentin von Frankreich zuerst mit den Herzögen von Orleans und Bretagne und deren Verbündeten fertig sein wollte, ehe sie ein stärkeres Heer in Artois aufstellte.

Die republikanischen Niederländer, welche auf ihre Rechte eifersüchtig waren und an das göttliche Ansehen eines römischen Königs nicht glaubten, waren von Maximilian durch den Versuch einer ähnlichen Gewaltthat, wie die gegen den Eber der Ardennen geübte gewesen war, aufs neue zur Empörung gereizt worden. Er hatte nämlich den von ihm aus Gent verbannten Adrian von Bilain, einen der ritterlichen Demagogen, die sich der Volksmänner sehr schlau zu ihren aristokratischen Zwecken zu bedienen verstanden, in Kortryk aufheben und nach Brabant abführen lassen; der Gefangene war aber unterwegs entschlüpft und nach Gent zurückgekehrt, wo es ihm sogleich gelang einen Aufstand zu erregen. Den Vorwand zur Empörung nahm man daher, daß Maximilian nicht nur durch sein Verfahren gegen jenen Herrn einen Staatsbürger seinem

natürlichen Richter entzogen, sondern auch durch seine deutschen Kriegsleute und durch die Art, wie er die ihm anvertrauten Gelder gebrauchte, die Rechte der Bürger auf mancherlei Art verletzt habe. Ehe der Aufstand ausbrach, begab sich Maximilian unvorsichtiger Weise in die Gewalt der unzufriedenen Fläminger, welche von Desquerdes durch das Versprechen französischer Hülfe ermutigt wurden. Maximilian ward nämlich, was wahrscheinlich mit der Empörung der Genter in Verbindung stand, von den Bürgern der Stadt Brügge gebeten, die Lichtmesse des Jahres 1488 bei ihnen zu feiern, und nahm diese Einladung an, obgleich alle seine Freunde ihm abriethen. Kaum war er in Brügge angekommen, als man die Nachricht erhielt, daß Gent die Waffen ergriffen habe und in vollem Aufstande sei (10. Februar 1488). - Maximilian wollte hierauf sogleich gegen die Genter zu Felde ziehen; allein die Brügger verschlossen ihm ihre Thore, und forderten dann mit Lärmen und Toben die Auslieferung seiner verhafteten Rätbe. Maximilian weigerte sich diese preiszugeben, redete das erbitterte Volk vergebens mehrere Male auf dem Markte an, und schwebte drei Tage lang in steter Lebensgefahr. Die Ruhe und Besonnenheit, welche er damals unter dem Toben des Pöbels einer von gemeinen Arbeitern und Knechten wimmelnden Stadt zeigte, machen ihm mehr Ehre, als alle die kühnen Wagstücke, die von ihm erzählt werden. Am vierten Tage wurde er förmlich gefangen genommen. Man verbreitete nämlich das zwiefache Gerücht, es zögen zu seiner Befreiung Reiter gegen die Stadt heran und in seinem Palast seien Waffen versteckt, deren sich seine Freunde gegen das Volk bedienen sollten. Der Pöbel ließ sich dadurch antreiben, plündernd in seinen Palast einzudringen. Maximilian floh in das auf dem Markt gelegene Haus eines Krämers, und wurde in demselben gleich einem Gefangenen bewacht; denn man versah die Fenster mit Gittern. Später brachte man ihn in ein anderes Haus, welches mehr abgelegen war, als jenes. Seine Anhänger wurden von dem rasenden Pöbel verfolgt, mehrere, die sich nicht wie einige Andere durch die Flucht retten konnten, grausam gefoltert, sechszehn derselben hingerichtet und einer von diesen, der Scout (Schultheiß) von Brügge, Peter de Langhals, so lange gemartert, daß man nachher seine Hinrichtung als eine That der Barmherzigkeit ansah.

Überhaupt gleichen die Scenen, welche uns von dem damaligen Aufstande in Brügge und in Gent erzählt werden, demjenigen, was 1790 bis 1794 in Paris oder neuerdings in verschiedenen Städten Deutschland's vorfiel, wie ein Ei dem anderen.

Bergebens suchten die von den Ständen der anderen Provinzen gesandten Abgeordneten durch Bitten und Drohungen die Freilassung Maximilian's zu erwirken. Er wurde erst am 16. Mai freigegeben, nachdem er mit den Flämingern einen für ihn selbst sehr lästigen, für das deutsche Reich schimpflichen Vertrag geschlossen, ihn mit den heiligsten Eiden öffentlich beschworen und noch dazu drei Glieder des höchsten Adels als Bürgen gestellt hatte. Dieser Vertrag kam unter Vermittlung der übrigen Provinzen, die sich mehr an Deutschland hielten, zu Stande. Wir erwähnen nur einiger Bedingungen desselben, hauptsächlich um auf den Unterschied aufmerksam zu machen, welcher zwischen der Regierung von Deutschland und Belgien einerseits und der Regentschaft der Dame von Beaujeu andererseits bestand. Maximilian willigte ein, Flandern stillschweigend von der Verbindung mit Deutschland zu lösen, welche für die anderen niederländischen Provinzen beibehalten wurde. Er versprach ferner den Empörern in Gent und Brügge, daß er in Betreff Frankreich's Alles auf den Frieden von Arras (s. Th. X. S. 314) zurückführen, der Vormundschaft über seinen Sohn Philipp, welche er in den anderen Provinzen behielt, für Flandern entsagen und die demagogische Regierung in Brügge und Gent, die er früher abgeschafft hatte, wieder dulden wolle. Endlich mußte er noch geloben, alle seine deutschen Truppen binnen drei Tagen aus Flandern und binnen acht Tagen aus den Niederlanden überhaupt zu entfernen. Maximilian verstand sich also dazu, daß Flandern in Verbindung mit Frankreich blieb, und dies zu derselben Zeit, wo die Regentin von Frankreich ihr Land, welchem Ludwig XI. schon Burgund, die Freigravsschaft, die Picardie mit Boulogne, sowie Provence, Maine und den größten Theil von Artois hinzugefügt hatte, auch noch durch die Bretagne zu vergrößern suchte. Während also in Frankreich unter der Dame von Beaujeu der Umfang des Reiches erweitert, und zugleich das System Ludwig's XI. durchgeführt oder mit anderen Worten der hohe Adel gedemüthigt, die allgemeine Nationalität gefördert und die Einheit

der königlichen Regierung vollständig begründet wurde, mußte da-
 gegen das zerstückelte deutsche Reich mit ansehen, daß sein Kaiser
 aus der Hauptstadt verjagt, der Thronfolger desselben aber sogar
 aus seinem Palaste getrieben, von wuchernden Krämern gefangen
 gehalten und, um nur wieder frei zu werden, zu einem schimpf-
 lichen Vertrage gezwungen wurde. Es schien zwar damals, als
 wenn die Deutschen endlich sich entschlossen hätten, die Ehre der
 Nation zu retten; allein es zeigte sich bald, daß das in unzählige,
 zum Theil winzig kleine Staaten zertheilte, in engherzigen egoisti-
 schen Bestrebungen erstarrte deutsche Volk nicht im Stande war,
 sich zu Maximilian's Romantismus zu erheben oder doch wenigstens
 dafür zu sorgen, daß das lächerliche Ritterthum eines römischen
 Königs nicht auch die Nation selbst lächerlich mache. Ehe wir dies
 durch Thatsachen erläutern, müssen wir berichten, welche Maßregeln
 die Regentin von Frankreich ergriff, um das Herzogthum Bretagne
 ihrem Reiche einzuverleiben.

Maximilian hatte, weil er in den Niederlanden genug zu thun
 fand, den Herzog von Bretagne und die mit ihm verbündeten
 französischen Herren sich selbst überlassen müssen. Diese hatten aber
 unter der Leitung des nach Asti verwiesenen und bald nachher
 von dort zurückgekehrten Grafen Dunois einen mächtigen Bund
 gegen die Regentin geschlossen. Es gehörten demselben der Herzog
 von Orleans und der Graf von Angouleme an, ferner das ganze
 Haus Foix, der regierende Herr (sire) d'Albret und sein Sohn
 Johann, welcher durch Heirath König von Navarra geworden war
 (s. Th. X. S. 472), der Prinz von Dranien, der Statthalter von
 Guyenne, Lescun, der alte Graf von Nevers, die Herren von Pons
 und d'Orval, ja sogar der über Ludwig von Orleans früher so
 heftig erbitterte Herzog von Lothringen und die beiden Staatsräthe
 Ludwig's XI., Philipp von Comines und Cülant. Die Verbünde-
 ten waren jedoch weder unter sich einig, noch unmittelbar gerüstet;
 es gelang deshalb der Regentin leicht, Guyenne, von woher
 die größte Gefahr drohte, schnell zu besetzen, Lescun zu bestrafen
 und Angouleme und d'Albret zur freiwilligen Unterwerfung zu
 bringen. Die übrigen Unzufriedenen flohen nach der Bretagne.
 Hier kamen sie jedoch in eine bedenkliche Lage: die Häupter des
 bretagnischen Adels waren auf den Herzog von Orleans eifersüchtig,

und hielten Rescun und den Prinzen von Dranien der Berrätherei für verdächtig, sie knüpften daher Unterhandlungen mit der französischen Regierung an, und es wurde zwischen dieser und mehr als fünfzig adeligen Herren ein förmlicher Bund geschlossen, um den Herzog von Bretagne zur Entfernung der französischen Großen zu zwingen. Hierauf rückte ein französisches Heer in die Bretagne ein, und als Herzog Franz diesem entgegenzog, wurde er nicht nur vom größten Theile seiner Truppen verlassen, sondern er wäre auch in Gefangenschaft gerathen, wenn nicht der Prinz von Dranien ihm zu Hülfe geeilt wäre und ihn nach Nantes gerettet hätte.

Während nachher diese Stadt von dem vereinigten Heere der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Barone der Bretagne belagert wurde, trat eine unerwartete Änderung der Dinge ein. Die Regentin erbat sich nämlich von ihrem Bruder den Besitz der Stadt Nantes, obgleich sie vorher versprochen hatte, keine neuen Rechte in Bretagne geltend zu machen, und kein Stück des herzoglichen Gebietes für Franzosen in Anspruch zu nehmen; die Barone erkannten also hieraus, daß die Regentin den mit ihnen geschlossenen Vertrag nicht halten wolle, und wechselten die Partei, während zu gleicher Zeit die Bewohner der Nieder-Bretagne sich für ihren Herzog rüsteten, und fünfzehnhundert auserlesene deutsche Streiter, welche Maximilian geschickt hatte, im Hafen von Nantes landeten. Jetzt zogen aber aus Frankreich immer mehr Truppen nach der Bretagne, diese eroberten viele feste Plätze, und die Bretagne konnte weder von Maximilian, noch von dem englischen König Heinrich VII., welcher dringend um Hülfe ersucht worden war, Unterstützung erhalten. Maximilian wurde damals durch die Genter und Brügger verhindert, der ihm zur Gemahlin bestimmten Prinzessin von Bretagne beizustehen; Heinrich VII. aber, welcher dem Herzog Franz große Verbindlichkeiten schuldete, wollte ebenso wenig dem Herzoge von Orleans oder dem Fürsten d'Albert, der sich gleichfalls um die Hand der Anna bewarb, als dem Könige von Frankreich zum Besitze der Bretagne verhelfen. Dagegen führten einige englische Herren auf eigene Rechnung Hülfsstruppen in die Bretagne, und außerdem ward das Heer des Herzogs von Bretagne auch durch unzufriedene Franzosen verstärkt. Dies konnte freilich nicht viel helfen, da die vier vornehmsten Herren des bre-

tagnischen Heeres, der Herzog von Orleans, der Prinz von Oranien, der Marschall von Rieur und der Herr von Albret, unter einander in Zwietracht lebten, die Franzosen aber nicht nur unter sich einig waren, sondern auch an la Tremouille einen geschickten Anführer hatten. Übrigens waren die sämmtlichen verbündeten Herren, namentlich auch die Herzöge von Bretagne und Orleans, schon im Februar 1488 von dem französischen Parlament, welches durch Einberufung der Pairs zur Pairs-Kammer gemacht wurde, dreimal vorgeladen und, als sie nicht erschienen, im Mai für Majestäts-Verbrecher erklärt worden.

Die Regentin, deren Gemahl durch den am 1. April erfolgten Tod des alten Connetable Herzog von Bourbon, Graf von Auvergne, Forez und Ville Jourdain und somit einer der mächtigsten Landherren in Frankreich geworden war, schickte ein neues Heer von zwölftausend Mann unter la Tremouille in die Bretagne, um jenen Urtheilsspruch in Ausführung zu bringen. La Tremouille machte gleich anfangs bedeutende Fortschritte, und als die Verbündeten sich zu einem Treffen entschlossen, hatte ein offener Zwist, welcher zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Herzoge von Orleans einerseits und dem souverainen Herrn von Albret andererseits entstanden war, den Ausgang desselben schon im Voraus entschieden. D'Albret und Orleans hatten sich nämlich, nach den an wahren und erdichteten Intriguen reichen, stets nach dem Effect haschenden Geschichtsbüchern der Franzosen, darüber tödtlich entzweit, daß Anna von Bretagne die Liebe des Ersteren verschmäht und den Herzog von Orleans vorgezogen hatte. Als daher die Truppen der verbündeten Herren bereits dem Feinde gegenüber lagen, machte d'Albret, wie es heißt, einen Mordversuch gegen den Herzog von Orleans, indem er denselben mit einer Anzahl handfester Leute während des Dunkels der Nacht in seinem Zelte zu überfallen suchte; die Sache war aber verrathen worden, und Orleans ging nebst dem Prinzen von Oranien dem Herrn von Albret entgegen, der sich vergebens durch eine leere Ausflucht gegen den Vorwurf des Mordanschlages zu vertheidigen suchte. Am folgenden Morgen wurde d'Albret im Kriegsrathe ganz öffentlich des Mordversuches angeklagt, und alle angesehenen Männer im Heere nahmen für den einen oder den anderen der streitenden

Theile Partei; doch ward der Zwist dem äußeren Scheine nach beigelegt. Das unmittelbar darauf gelieferte Treffen bei St. Aubin (27. Juli 1488) endigte mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten: diese verloren zwölf- oder dreizenhundert Mann an Todten und fünf- bis sechstausend an Gefangenen, der Rest ihres Heeres aber wurde gänzlich zerstreut, weil niemand den Rückzug deckte. Unter den Gefangenen befanden sich auch der Herzog von Orleans und der Prinz von Dranien. Die Engländer in ihrem Heere wurden insgesammt ohne Schonung niedergehauen.

Nach dem Treffen bei St. Aubin fielen alle Städte der Bretagne in die Hände des Feindes. Nur Rennes behauptete sich, und ertheilte den königlichen Herolden, welche die Bürger der Stadt durch Drohungen schrecken sollten, eine sehr trotziges Antwort *). Nachdem auch St. Malo gefallen war, mußte sich der Herzog Franz am 21. August 1488 entschließen, die sieben harten Bedingungen anzunehmen, die ihm im Namen des Königs zu Sablé vorgeschrieben wurden. Eine der Hauptbedingungen war, daß keine der beiden Töchter des Herzogs ohne Erlaubniß des französischen Königs verheirathet werden dürfe. Der Vertrag war kaum unterzeichnet, als der Herzog Franz starb (9. September 1488).

2. Frankreich, Deutschland und die Niederlande unmittelbar nach dem Tode des letzten Herzogs von Bretagne.

Franz II. von Bretagne hatte in seinem Testamente den Marschall von Meur zum Vormund seiner beiden Töchter und somit auch zum Beschützer der Rechte seines Landes ernannt. Dieser drang, weil der Herzog von Orleans schon eine Gemahlin hatte,

*) Die Schlußworte lauteten: Seigneurs héraults, il y a dans cette bonne ville de Rennes quarante mille hommes, dont vingt mille combattans si bien, que vous y gagnerez tout autant que vous avez gagné devant la ville de Nantes. — — Nous ne craignons le roi ni toute sa puissance. Partant retournez au seigneur de la Tremouille, et faites lui rapport de cette joyeuse réponse; car de nous n'aurez autre chose pour le présent.

auf eine Vermählung der Erbin des Herzogthums mit d'Albret; allein die Herzogin widersetzte sich seinem Verlangen, und fand an dem Kanzler des Landes, am Grafen Dunois und an mehreren anderen Herren eine Stütze. Rieux und d'Albret gaben jedoch ihren Plan nicht auf, und trieben Anna so sehr in die Enge, daß dieselbe sich nach Rhedon flüchten mußte. Hier ward die unglückliche, aber unerschrockene Herzogin, deren Land von den Franzosen besetzt war und deren Vormund ihr einen gefaßten Mann zum Gemahle aufdringen wollte, durch die Bürger von Rennes eingeladen, ihren Wohnsitz bei ihnen zu nehmen. Sie folgte dieser Einladung, und die Bewohner von Rennes setzten sie durch reichliche Beiträge, zu welchen Alle, Reiche wie Arme, freiwillig steuerten, in den Stand, anständig zu leben, bis Heinrich VII. von England ihr Hülfe sende.

Dieser König glaubte in der That, daß die Zeit gekommen sei, wo ihm die Politik gebiete, dem dringenden Wunsche seiner Unterthanen gemäß sich der Herzogin von Bretagne anzunehmen. Der Entschluß dazu hielt ihm sehr schwer, weil er jede Ausgabe scheute und emsig Geld sammelte, um die Herrschaft über England, die er mit den Waffen erworben hatte, auch mit den Waffen behaupten zu können. Ehe er endlich beschloß, unter den lästigsten Bedingungen der Herzogin Hülfe zu leisten, ließ er sich durch die Unterhandlungen, welche der Marschall von Rieux mit ihm anknüpfte, und durch die Lügen, mit welchen derselbe ihn umstrickte, so sehr täuschen, daß er, um die Vermählung der Erbin von Bretagne mit Maximilian auch für die Folge zu hintertreiben, sich zuletzt sogar des Herrn von Albret annahm. Aus dem Vertrage, den er mit Anna schloß, erkennt man deutlich den ganzen Umfang seiner Liebe zum Gelbe, sowie seinen unter allgemeine Ausdrücke versteckten Willen, für d'Albret zu handeln. Er läßt sich nämlich eines Theils dafür, daß er sechs- bis zehntausend Mann nach der Bretagne schicke und von Februar bis November 1489 daselbst stehen lasse, nicht nur den Ersatz aller Kosten, sondern auch eine von fünf bestimmten Städten als Unterpfand zusichern; anderes Theils aber heißt es im dritten Artikel, welcher die verfängliche Bedingung enthält: „Die Herzogin und die vier ersten Herren von Bretagne, unter welchen der Marschall von Rieux sein muß, schwören den

heiligsten Eid, daß in Betreff der Verheirathung der Herzogin keine Verpflichtung mit irgend jemand, wer es auch sei, eingegangen werden soll, ohne zuvor die Einwilligung des englischen Königs dazu eingeholt zu haben, sowie daß derselbe auch von allen anderen Verbindungen, welche die Herzogin mit fremden Mächten anzuknüpfen gesonnen sei, Kunde erhalten soll.“ Die englischen Truppen wurden in der Bretagne keineswegs günstig aufgenommen. Sie hatten übrigens vielleicht sogar den Befehl, sich wo möglich der Herzogin zu bemächtigen; diese erhielt jedoch zur gelegenen Zeit Hülfe aus Spanien. Ferdinand der Katholische von Aragonien schickte ihr nicht nur eine Truppschaar, welche in Verbindung mit den von Maximilian gesendeten Deutschen und mit den Anhängern des Grafen Dunois und des Herzogs von Orleans die Herzogin gegen des Marschalls Tücke sicherte, sondern er versprach auch, selbst mit einem Heere über die Pyrenäen zu ziehen und die Franzosen im Rücken zu bedrohen.

Für Heinrich VII. war die Unterstützung der Herzogin von Bretagne eine sehr gute Finanz-Spekulation; denn seine Geistlichkeit gab ihm dazu ein Zehntel ihrer Einnahme, und dies war reiner Gewinn, da der König sich ja die Zurückerstattung aller Kosten ausbedungen hatte und bis zu derselben ein ihm übergebenes Unterpfeand behalten durfte. Sein Beispiel ward von der Regentin Frankreich's nachgeahmt, und zwar auf eine etwas rücksichtslose Weise. Sie wagte nicht den Klerus zusammenzurufen, um, wie Recht und Gewohnheit es forderten, von ihm selbst den Zehnten zu verlangen, sondern sie ließ durch zwei Commissäre das Parlament unter Hinweisung auf die Lage der Dinge ersuchen, die Erhebung des geistlichen Zehntens anzuordnen. Das Parlament gab jedoch die Erklärung: es sei dem Könige zwar sehr dankbar dafür, daß er es mit dem Stande der Dinge bekannt gemacht habe, glaube ihm aber am treuesten zu dienen, wenn es ihm die reine Wahrheit sage; diese sei, daß es ihn bitte, in Betrachtung ziehen zu wollen, daß das Parlament zum Recht-Sprechen eingesetzt sei, und daß es ein in Frankreich neues und unerhörtes Verfahren sein würde, wenn man von der Geistlichkeit eine Steuer fordere, ohne sie deshalb vorher zusammengerufen zu haben. Alle Bemühungen, das Parlament auf andere Gedanken zu bringen, waren vergeblich.

Man wandte sich daher an Pabst Innocenz VIII., welcher sehr froh war, daß der König von Frankreich selbst ihn in weltlichen Angelegenheiten, die dem geistlichen Amte des Pabstes ganz fremd waren, zum Gesetzgeber mache. Er befahl recht gern der Geistlichkeit die Entrichtung des Zehntens, machte dabei aber auch sogleich sich selbst für seine Gefälligkeit bezahlt, indem er ein Drittel der zu erhebenden Summe unter dem Vorwande des Türkenkrieges für sich in Anspruch nahm.

Mit dem englischen Könige, welcher endlich abließ der Anna von Bretagne den Herrn von Albret aufzudringen, und mit den Unzufriedenen in Bretagne ward die Regentin von Frankreich dadurch fertig, daß sie den römischen König Maximilian durch die vorgespiegelte Verwirklichung seiner Vermählung mit Anna täuschte und sich so von seiner Seite her Friede schaffte, um alle ihre Kräfte gegen die Bretagne und gegen die Aragonier richten zu können. Diese Wendung ihrer Politik macht es nöthig, zur Geschichte Maximilian's zurückzukehren. Maximilian hatte seine Freilassung aus der Gefangenschaft der Bürger von Brügge durch einen harten Vertrag erkaufen müssen. Diesen wollte sein dreiundsiebzigjähriger Vater, Friedrich III., durchaus nicht als gültig anerkennen. Friedrich hatte bereits ein Aufgebot erlassen, um die durch Gefangenhaltung eines römischen Königs dem Reiche angethane Schande an den Flämingern und Franzosen zu rächen, und obgleich der in alchimistische und astrologische Studien und Träumereien versunkene Mann den wenigen praktischen Verstand, der ihm zu Theil geworden war, in seinen letzten Lebensjahren vollends verloren hatte, so stellte er sich doch, als wenn er selbst an der Spitze der Deutschen in den Krieg ziehen wollte. Es ging indessen auch diesmal in Deutschland wie immer. Auf einem Reichstage, welchen Friedrich wegen eines Zuges in die Niederlande hielt, wurden lange und breite Berathungen gepflogen, langweilige Reden gehalten und Materialien für künftige deutsche Historiker zusammengeschrieben; als aber der Kostenpunkt zur Sprache kam, wußten weder der Kaiser, noch die Städte, welche immer am zähesten waren, noch die Fürsten Rath zu schaffen. Von allen Gliedern des Reiches zeigte nur Herzog Albrecht von Sachsen bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten wahrhaft patriotische Gesinnungen, indem er auch

in einem untauglichen, trägen, stets von Pfaffen und Mystikern irre geleiteten Manne, wie Friedrich war, seinen Oberherrn und Kaiser ehrte. Wir müssen daher, um auch der rühmlichen Eigenschaften deutscher Fürsten zu gedenken, bei der Geschichte Albrecht's und seines Oheims Wilhelm etwas länger verweilen.

In Sachsen waren 1464 auf Friedrich den Friedfertigen (s. Th. IX. S. 203) die beiden Söhne desselben, Ernst und Albrecht, die Stifter der Ernestinischen und Albertinischen Linien, gefolgt; sie hatten anfangs gemeinschaftlich regiert, 1485 aber ihr Land getheilt, und der ältere von ihnen, Ernst, hatte die Kurwürde erhalten. Albrecht suchte bei jeder Gelegenheit mit Aufopferung seines eigenen Vortheiles die Ehre des Reichsbanners, welches er vortrug, zu behaupten. Er leistete 1475 in der Kölner Fehde (s. Th. X. S. 252 f.) dem Kaiser Friedrich treffliche Dienste. Als damals die sächsischen Grafen, nach Ablauf der ersten von Friedrich gesetzten Frist des Kriegsdienstes, heimkehren wollten, erließ Albrecht's Oheim, Wilhelm III. von Thüringen, den nachher seine Neffen Ernst und Albrecht beerbten, ein drohendes Schreiben, um sie zurückzuhalten; und am Ende des zweiten Termins schrieb Albrecht an diesen einen Brief, in welchem er die Überzeugung ausspricht, daß Kaiser und Reich nicht von einander zu trennen wären, und daß die Ehre des Kaisers auch die der Nation sei. Es heißt in diesem Schreiben unter Andern: „Es gebeut die Ehre und das Herkommen in solchem thun von einem Römischen Keyser, von unserm Herrn, von unserm angebohrenen Fründe und Mage, indem das, sein Gnade, als ein Vorsteher des heiligen Reichs, Kurfürsten und Fürsten, Herrn, Grafen und allen des Reichs Unterthanen in des heiligen Reichs nöthigen Sachen, zu Ere und Glimpf, zu Schutz und Handhabung hoch betreffe, nicht auszuweichen.“ Der Kaiser ertheilte daher damals auch, weil der Kurfürst von Sachsen nicht anwesend war, dem Herzog Albrecht das Erzmarschall-Ampt, also das Recht des Reiches Haupt-Panier zu tragen. Gleich nachher leistete Albrecht dem Kaiser seine Dienste gegen die Ungarn, obgleich man in Deutschland schon in jener Zeit allgemein erkannte, daß das Haus Habsburg die Deutschen auf schmäbliche Weise für die Händel seiner Erbstaaten misbrauche. Dies geschah 1480 bis 1482, als Matthias Corvinus in Östreich eingefallen war; noch viel nachdrücklicher

aber that Albrecht es im Jahre 1485, als die Ungarn einen großen Theil von Friedrich's Erbstaaten besetzt hatten (s. oben S. 73), Albrecht übernahm damals die höchst undankbare Stelle eines kaiserlichen und Reichs-Feldhauptmannes, oder mit anderen Worten, er stellte sich an die Spitze eines Reichsheeres, welches nicht beisammen war, und führte kaiserliche Truppen an, zu deren Bezahlung der Kaiser kein Geld schaffen konnte; denn Friedrich's Finanzen waren in demselben Zustande, in welchem die des habsburgischen Hauses stets gewesen und bis auf unsere Tage geblieben sind. Unter diesen Umständen konnte freilich Albrecht's Kampf mit den Ungarn keinen Erfolg haben; der Herzog hatte sich vielmehr sogar seiner eigenen Soldaten zu erwehren, weil diese mit stürmischer Gewalt auf Bezahlung drangen. Er mußte endlich aus seiner eigenen Schatzkammer für Kaiser und Reich die in jenen Zeiten bedeutende Summe von dreißigtausend Dukaten (Goldgulden) vorstrecken, und erregte dadurch die Unzufriedenheit seiner Sachsen, welche von dem Patriotismus ihres Herzogs nichts wissen wollten. Nichtsdestoweniger hielt er, obgleich zuletzt die unbezahlten kaiserlichen Truppen sich zerstreuten, bis in den November 1487 aus, wo er in Friedrich's Namen den Waffenstillstand von Märgendorf schloß, durch welchen der Ungarn-König im Besitze seiner Eroberungen blieb.

Als hierauf der Kaiser nach Nürnberg kam, wollte Albrecht ihm und den Reichsständen Rechnung ablegen; Friedrich erlaubte es aber nicht, und zwar, wie uns Albrecht's Rentmeister Rathhalter berichtet, aus dem schmutzigen Grunde, weil er nicht wußte, woher er die zweiundfünfzigtausend sechshundert Dukaten nehmen sollte, welche Albrecht zu fordern hatte. Dessenungeachtet war Albrecht im folgenden Jahre, als der Kaiser die Gefangennehmung seines Sohnes mit den Waffen rächen wollte, einer der Ersten, welche zum Kriege mit den Niederländern bereit waren. Er versammelte, weil seine Sachsen nicht wie er Ehre und Vaterland höher stellten, als das Geld und die Sonderinteressen, die Landstände derselben in Dresden, und sprach vor diesen Grundsätze aus, welche schon damals den deutschen Fürsten längst fremd geworden waren. „Sollte ich auch, sagte er zu den Ständen, ganz ärmlich leben müssen, ich würde mich doch lieber dazu entschließen, als daß ich

eine solche Schmach, wie sie dem römischen Könige und folglich dem Reiche und der Nation angethan worden ist, ungerächt erdulden möchte. Ich will daher mit Gottes Beistande ins Feld ziehen, und werde allen denen dankbar sein, die mir freiwillig folgen."

Bei dem Zuge gegen die Fläminger erhielt Albrecht die Anführung des Reichsheeres, sowie später die Stelle eines Reichsstatthalters in den Niederlanden. Der Kaiser selbst befand sich bei dem Heere. In Mecheln hielt er einen Reichstag, auf welchem die von Maximilian zu Brügge geleisteten Eide für erzwungen und ungültig erklärt und die heftigsten Beschlüsse gegen die Fläminger gefaßt wurden. Maximilian selbst, der eine ängstliche Gewissenhaftigkeit zeigte, billigte seines Vaters Zug gegen Brügge und Gent erst dann, als die anderen Städte der Niederlande ihre Zustimmung zu demselben erteilt hatten. Der Krieg begann mit der Belagerung von Gent, die jedoch schon im Juli (1488) wieder aufgehoben werden mußte. Die Fläminger hatten Philipp von Cleve, einen früheren Anhänger Maximilian's, welcher zu den Republikanern übergetreten war, zu ihrem Anführer gemacht; dieser brachte ganz Brabant in Aufruhr, besetzte die Stadt Brüssel, und zog auch die Franzosen unter Desquerdes herbei. Philipp hielt übrigens auch die Demagogen zu Brügge im Zaum und hinderte sie, durch tumultuarische Justiz das Völkerrecht zu verletzen. In Brügge saßen nämlich zehn Herren in Haft, welche im vorhergehenden Jahre zugleich mit Maximilian gefänglich eingezogen worden waren. Als nun Maximilian die Bürger der Stadt unter Drohungen auffordern ließ, diese in sein Lager zu schicken, wurden die zwölf Häupter der Zünfte darüber so sehr erbittert, daß sie beschloßen, den Abgeordneten Maximilian's anstatt der Personen die Köpfe der Gefangenen mitzugeben. Schon war der Vorsteher der Schusterzunft, dem sie die Ausführung übertragen hatten, umgeben vom Pöbel und begleitet vom Scharfrichter, mit zehn ledernen Beuteln, in welche die Köpfe gesteckt werden sollten, nach den Gefängnissen gezogen, als Philipp von Cleve einschritt und nicht nur die zehn Gefangenen rettete, sondern auch bewirkte, daß jedem Versuche einer tumultuarischen Hinrichtung Schranken gesetzt wurden.

Bald erhoben sich auch die unruhigen Lütticher; sie verjagten ihren Bischof Jan van Hoorn, welcher früher zum Morde des

furchtbaren Wilhelm von der Mark behülflich gewesen war (siehe S. 72), und wählten Eberhard und Robert von der Mark zu Häuptern ihres Staates. Ebenso vertrieb Franz von Brederode, das Haupt der Hoeks in Holland (s. Thl. X. S. 316 ff.), im Herbst 1488 den von Maximilian eingesetzten Amman Wilhelm von Keiferswaale und die ganze Partei der Kabbelsaunen aus Rotterdam, und Maximilian mußte sich deshalb nach Holland begeben, wo er übrigens im Jahre 1489 seine Gegner mit Glück bekämpfte, während der Kaiser schon im November 1488 nach Osterreich zurückkehrte. Hätten die Franzosen damals fortgeföhren, die Fläminger kräftig zu unterstützen, so würde Albrecht von Sachsen, welcher an der Spitze des deutschen Heeres zurückblieb, nichts ausgerichtet haben; die Politik derselben erhielt aber gerade um jene Zeit die oben (S. 86) angedeutete veränderte Richtung, weil die Regentin von Frankreich, um nicht zugleich mit England, mit Aragonien und mit Deutschland Krieg zu haben, einen vorübergehenden Frieden mit Maximilian und mit Anna von Bretagne für rathsam hielt. Albrecht war 1489 den Franzosen, deren Oberanführer, Desquerdes, mit den belgischen Demokraten stets in Zwist war, den Flämigern und Brabantern zwar nicht durch Zahl der Truppen, wohl aber, wie die Franzosen selbst eingestehen, durch Einheit des Willens, sowie durch die schnelle und geheime Ausführung seiner Pläne überlegen. Da nun überdies die Regentin durch ihre Kundschafter benachrichtigt wurde, daß es den deutschen Fürsten, an deren Höfen Maximilian selbst umherreiste, endlich mit ihren Rüstungen wirklich ernst sei, so hielt sie für das Beste, den Sturm zu beschwören. Sie schickte daher drei Gesandte in Begleitung des Grafen Engelbert von Nassau, welcher in französische Gefangenschaft gerathen war, nach Frankfurt am Main, wo Maximilian die Reichsstände versammelt hatte. Maximilian wollte in seinem Zorn über die Franzosen diese Gesandten nicht einmal anhören; allein die deutschen Fürsten, deren Hülfe ihm durchaus nöthig war, wurden von Engelbert und den Gesandten für die französischen Anträge gewonnen, und der römische König mußte sich deshalb am 22. Juli 1489 zu dem vorgeschlagenen Frieden mit Frankreich verstehen. Sein bitterer Haß gegen die Franzosen wurde dadurch sehr vermehrt; denn er trug damals in

sein Gedebnbuch aller der Streiche, welche ihm von den Franzosen gespielt wurden, auch die Bemerkung ein, daß diese ihn durch Lügen, durch glatte Reden und durch Bestechungen gerade in dem Augenblicke um den Sieg gebracht hätten, als er desselben endlich ganz sicher gewesen sei.

Der zu Frankfurt zwischen Maximilian und Karl VIII. geschlossene Frieden war ein Meisterstück jener treulosen diplomatischen Künste, welche Ludwig XI. beständig geübt und seine Tochter von ihm geerbt hatte. Den Worten nach sollte Maximilian's Vermählung mit Anna von Bretagne gefördert und die früher verabredete Ehe seiner Tochter Margaretha, der in Frankreich erzogenen Braut Karl's VIII., mit diesem vollzogen werden; die eigentliche Absicht des Vertrages aber war, Beides zu verhindern und statt dessen eine Vermählung zwischen Karl und Anna zu Stande zu bringen. Im ersten Artikel wird festgesetzt, daß Maximilian mit Karl, welcher dessen Schwiegersohn genannt wird, in Tournay zusammenkommen solle, um die Streitigkeit wegen des Herzogthums Burgund und der Grafschaft Charolais mündlich auszugleichen. In den folgenden fünf Artikeln, die sich auf Flandern beziehen, verspricht Karl, dem römischen Könige die von Gent und Brügge geforderte Genugthuung zu verschaffen und den Herzog von Orleans in Freiheit zu setzen, wogegen Maximilian dem Philipp von Cleve, welcher mit der Reichsacht belegt worden war, volle Verzeihung ertheilt. Der siebente und achte Artikel endlich legen dem Könige von Frankreich die Verpflichtung auf, Alles, was er seit dem Tode des Herzogs Franz II. in Bretagne erobert hat, wieder zurückzugeben, jedoch unter der Bedingung, daß auch die Engländer dieses Land räumen; außerdem sollen die Städte St. Malo, Fougères, Dinan und St. Aubin dem Prinzen von Dranien und dem Herzoge von Bourbon überlassen und von diesen so lange behalten werden, bis eine zu bestellende gemischte Commission hierüber entschieden hat. In diesem Vertrage waren also die Angelegenheiten der Bretagne auf eine solche Weise geordnet worden, daß man voraussehen konnte, die in den beiden letzten Artikeln vorbehaltenen weiteren diplomatischen Berathschlagungen würden, wie es auch bei vielen Staatsverträgen unserer Tage der Fall war, ein Mittel abgeben, um Alles ganz leicht vereiteln zu können.

Nachdem die Franzosen den Kampf aufgegeben hatten, wurden Albrecht und Maximilian mit den unter sich uneinigen Niederländern leicht fertig. Maximilian, welcher seine Anhänger unter dem Namen Stände von Holland in Leyden versammelte, setzte seinen Krieg mit den Hoeks fort und nahm ihnen im Jahr 1489 die Stadt Rotterdam. Sein Glück in Holland bewirkte, daß auch Philipp von Cleve und die Fläminger sich fügten. Die drei Hauptstädte von Flandern schlossen am 1. Oktober 1489 einen Vertrag, in welchem sie zugestanden, daß Maximilian, der dafür ihre alte Privilegien bestätigte, als Vormund und Regent anerkannt werde, daß er als Schadenersatz dreimalhunderttausend Goldstücke (Lilien) baar erhalte, und daß alle diejenigen, welche zur Zeit seiner Gefangennehmung im Rathe gesessen, ihm knieend und mit entblößtem Haupte öffentlich Abbitte thun sollten. Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen worden war, reiste Maximilian nach Osterreich, um auch dort das Ansehen seines Hauses wieder herzustellen; Albrecht aber blieb nebst dem Grafen von Nassau und dem Prinzen von Chimay als Generalstatthalter in den Niederlanden zurück, und setzte die Bekriegung der holländischen Hoeks fort. Seine aus achtunddreißig Schiffen bestehende Flotte, welche von dem Kabbeljauwischen Statthalter Jan von Egmont befehligt ward, besiegte am 21. Juli 1490 die Hoeks gänzlich, und nahm bei dieser Gelegenheit den Führer derselben, Franz von Brederode, gefangen, der dann einige Wochen nachher an seinen Wunden starb. Herzog Albrecht blieb als kaiserlicher und Reichsstatthalter in den Niederlanden, bis er im Jahre 1500 während der Unruhen in Friesland dort starb.

3. Karl VIII. von Frankreich und Maximilian I. von Deutschland in den Jahren 1490 bis 1493.

Die junge Herzogin von Bretagne und ihre Umgebung fürchteten noch immer, daß man ihr den Herrn von Albret zum Gemahle aufdringen möchte, da Anna sich in Bretagne in derselben Lage befand, wie Maximilian in Flandern. Sie ließ daher den Letzteren ersuchen, nach Bretagne zu kommen, um sich mit ihr zu vermählen. Dies erlaubten jedoch damals die Umstände nicht. Maximilian's

Rathgeber kamen deshalb auf den Gedanken, die Ehe durch einen Stellvertreter (per procuracionem) vollziehen zu lassen, eine nach deutschem Brauche eingerichtete Ceremonie, die nachher von den Franzosen so lächerlich gefunden wurde, daß Alle, welche von ihr reden, sich über sie lustig machen. Der Graf Engelbert von Nassau wurde mit Wolfgang Polhaim und Maximilian's Geheimschreiber, Gundebald, nach Bretagne geschickt, um diese Ceremonie vorzunehmen. Sie gelangten glücklich und unter dem Schutze des französischen Königs dahin, weil sie vorgaben, sie seien beauftragt, die Ausführung dessen, was im letzten Friedensvertrage wegen der Bretagne ausgemacht worden war, zu überwachen. Gleich nach ihrer Ankunft in Rennes ward die Trauung vorgenommen, aber so geheim, daß selbst ganz vertraute Leute nichts davon erfuhren, und daß uns nicht einmal der Tag derselben mit Sicherheit überliefert worden ist. Als die Herzogin mit dem ersten Gesandten Maximilian's, Engelbert von Nassau, oder, was uns wahrscheinlicher ist, mit dem Prinzen von Dranien getraut worden war, wurde die Ehe nach der Erzählung der Franzosen auf folgende Weise formell vollzogen. Die Herzogin begab sich zu Bette, ein Schwert ward neben sie gelegt, und nun legte Maximilian's Stellvertreter, indem er die Vollmacht seines Herrn in der Hand hielt, sein nacktes Bein neben das Schwert. Diese lächerliche Art von seiner Braut Besitz zu nehmen wurde anfangs als rechtmäßige Vollziehung der Ehe betrachtet. Da aber Maximilian nicht gleich nachher selbst in die Bretagne kommen konnte, so fanden die französischen Juristen Zeit, die ganze Sache für nichtig zu erklären. Die Regentin von Frankreich berief den gesammten königlichen Rath, und dieser faßte, nachdem er alle berühmten Kanonisten und Juristen des Reiches zugezogen hatte, über die Ehe der Tochter des ersten Reichsvasallen einen Beschluß, welcher gleich darauf öffentlich bekannt gemacht wurde. Er lautete: die Herzogin von Bretagne habe als minderjährige Frau, als Prinzessin von Geblüt und als Vasallin der Krone ohne Zustimmung ihrer Verwandten und des Königs, ihres Lehensherrn, weder eine gültige Ehe schließen, noch über ihr Lehen eine Verfügung treffen können; da nun überdies die deutsche Ceremonie ihrer Vermählung eine unschickliche Possen sei, so sei ihre angebliche Ehe sowohl in bürger-

licher, als in kirchlicher Beziehung ganz und gar ungültig und nichtig.

Damals wurde am französischen Hofe auch der Beschluß gefaßt, den ganz jungen und noch dazu schwächlichen und verwachsenen König Karl mit der weit älteren Erbin von Bretagne zu vermählen. Man wandte sich, um die Sache zu Stande zu bringen, an d'Albret, welcher seit jener procuratorischen Verheirathung der Herzogin nicht mehr hoffen konnte, ihre Hand zu erlangen. Dieser ließ sich auch gewinnen und ward seinem alten Freunde, dem Marschall de Rieux, der sich mit Anna ausgesöhnt hatte, ungetreu, da er die Herzogin lieber mit seinem Könige als mit Maximilian vermählt sehen wollte. Der Marschall von Rieux stand damals mit den Engländern in Unterhandlung und wollte sie durch den Besitz der Stadt Nantes, in welcher d'Albret commandirte, in den Stand setzen, die Herzogin und ihren Gemahl Maximilian vollständig zu schützen; d'Albret übergab aber Nantes verrätherischer Weise den Franzosen (Anfang 1491). Dadurch gerieth die junge Herzogin zu Rennes in eine sehr bedenkliche Lage, und da die Franzosen zu gleicher Zeit auch ihren Gemahl oder, wie sie sich ausdrückten, ihren Bräutigam durch neue Unruhen in den Niederlanden zu beschäftigen wußten, so ward der von ihnen beabsichtigte Zweck erreicht. Maximilian hatte damals wieder dasselbe Unglück, welches ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte: er verlor, während er dem einen Gewinn nachjagte, den anderen aus den Händen, und ward um so ärmer an Macht und an Geld, je reicher er an Land und an Ansprüchen wurde. Um dies näher anzugeben, müssen wir zunächst berichten, auf welche Weise Maximilian in den Jahren 1490 und 1491 seinem Vater gegen die Ungarn beistand.

Als Maximilian aus den Niederlanden nach Osterreich reiste, begab er sich zuerst nach Tyrol, um von seinem alten Oheim Siegmund, der ihn längst an Kindesstatt angenommen hatte, die Herrschaft dieses Landes zu empfangen. Der schwache Siegmund hatte wegen der üblen Wirthschaft seiner Rätthe, von denen er sich ganz leiten ließ, stets Zank und Streit mit seinen Landständen; diese hatten daher auch Maximilian schon längst als seinen Nachfolger anerkannt, und Siegmund selbst trat seinem Neffen gern die Regierung ab. Am 18. März 1490 wurde zwischen Beiden

eine Übereinkunft geschlossen, vermöge deren Siegmund nebst seiner Gemahlin einen Jahresgehalt von zweiundfünfzigtausend Dukaten (Gulden) und Maximilian die Grafschaft Tyrol erhielt. Von Tyrol begab sich Maximilian nach Osterreich. Hier brachte ihn der schmutzige Geiz seines Vaters um den Gewinn der ungarischen Krone, welche Maximilian nach seiner durchaus unverständigen Weise ebenfalls zu erlangen strebte. Matthias Corvinus hatte schon 1463 für den Fall seines kinderlosen Todes dem Kaiser Friedrich durch einen förmlichen Erbvertrag die Nachfolge in Ungarn zugesichert. Er lag jetzt todtkrank in Ofen, und schickte nicht nur seinen Minister und General Johann von Proßnitz, Bischof von Großwardein, zu Friedrich und Maximilian nach Linz, sondern erwies sich auch sehr freundlich gegen den Letzteren, indem er ihm vierhundert Fässer Wein, vierhundert Ochsen und zwölftausend Dukaten sandte; ja, er erbot sich sogar, Nieder-Osterreich gegen die Zahlung von siebenzigtausend Dukaten Kriegskosten zurückzugeben. Mit dieser Summe würde Friedrich sicher nicht bloß den Frieden und den Wiederbesitz des verlorenen Landes, sondern wahrscheinlich auch die Erfüllung jenes Erbvertrages erkaufte haben; allein er war zu geizig dazu, während sein Sohn, wie es bei Kindern geiziger Väter der Fall zu sein pflegt, ein Verschwender war. Friedrich hoffte nämlich, daß der baldige Tod des ungarischen Königs ihm das Verlorene auch ohne Geld wieder verschaffen werde. Als jedoch Matthias Corvinus im April 1490 starb, ohne daß seinem Wunsche gemäß die ungarischen Stände sich vor seinem Tode über eine Königswahl vereinigt hatten, konnte der von den Ungarn eroberte Theil Osterreich's nur mit den Waffen wieder erlangt werden, und dem Sohne des Kaisers ward die Hoffnung auf den Besitz der ungarischen Krone vereitelt.

Als Matthias starb, waren seine Gemahlin, Beatrix von Neapel, und sein natürlicher Sohn, Johann Corvinus, mit einander in Streit, die Erwählung seines Nachfolgers aber lag in der Macht der drei angesehensten Herren des Reiches, Stephan Zapolya's, des Bischofs Urban Dozi von Erlau und des zuvor erwähnten Bischofs von Großwardein, Johann von Proßnitz, welcher alle Soldtruppen und die schwarze Legion in Mähren und Schlesien unter seinem Befehle hatte. Diese Drei brachten es dahin,

daß die Wahl vor dem Frieden mit dem Kaiser und seinem Sohne bewerkstelligt wurde, und daß dieselbe auf den schwachen, an die oligarchische Herrschaft der Großen gewöhnten König von Böhmen, Ladislaus VII., fiel. Ladislaus war des polnischen Königs Kasimir II. Sohn und nach Georg Podiebrad's Tode sowohl dem Sohne des Letzteren, als dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne vorgezogen worden, weil die böhmischen Landherren ihr Wahlrecht nicht in ein Erbreich verwandelt und ihren eigenen Einfluß nicht geschmälert haben wollten. Er hatte um die böhmische Krone einen mehrjährigen Krieg mit Matthias Corvinus führen müssen und sich zuletzt (1479) genöthigt gesehen, diesem nicht nur das Recht, den Titel König von Böhmen ebenfalls gebrauchen zu dürfen, sondern auch den Besitz von Mähren und vom größten Theile Schlesiens zuzugestehen. Auch mit Friedrich und Maximilian war er in Streit gerathen, weil er bei des Letzteren Erwählung zum römischen König nicht als Kurfürst von Böhmen zugezogen worden war; doch hatte er sich nachher wieder mit Beiden verständigt. In Böhmen selbst hatte er bald mit diesem, bald mit jenem Landherrn zu kämpfen gehabt, und war außerdem besonders durch die Streitigkeiten der katholischen und utraquistischen Geistlichen in große Sorge gebracht worden. Er hatte übrigens im nationalen Sinne regiert und den Landherren, sowie den Municipalitäten eine gewisse Unabhängigkeit zugestanden. Das Letztere war es auch hauptsächlich, was ihn beim Tode des Matthias Corvinus den ungarischen Großen empfahl. Diese wollten keinen kräftigen, zum Selbstregieren geneigten König haben, sondern ihre oligarchische Verfassung aufrecht erhalten, obgleich sie unter Matthias erfahren hatten, wie sehr ihnen eine militärisch-monarchische Regierung vortheilhaft sei, um sowohl den Mißbrauch der Freiheit im Inneren zu verhindern, als auch die Türken von ihrem Lande abzuwehren. Die Erwählung des Ladislaus, dessen Mitbewerber Johann Corvinus und der römische König Maximilian waren, setzten die vorgenannten drei Herren durch eine angewandte List, durch das Geld ihrer Partei = Genossen und durch einen kühnen Angriff auf die Freunde und Truppen des Johann Corvinus durch. Sie wußten nämlich erstens die Wahl immer aufs neue hinauszuschieben, bis der Adel die Kosten einer langen Anwesenheit auf dem Wahlfelde

nicht länger tragen konnte und sich deshalb entschloß, aus seiner Mitte sechszig Bevollmächtigte zu ernennen, welche den König wählen sollten, und mit denen natürlich leichter, als mit dem ganzen Adel, fertig zu werden war. Dann ließen sie den Großen ihrer Partei durch Ladislaus gewisse Güter und Privilegien urkundlich versprechen, und bewogen sie dadurch, hunderttausend Dukaten zusammen zu bringen, mit welchen Johann von Proßnitz den größten Theil des Soldes der schwarzen Legion bezahlte und diese bewog, derjenigen Partei zu schwören, welche die mächtigste in Ungarn war. Hierauf zog Johann an der Spitze dieser Legion nach Ungarn, schlug den jungen Corvinus, vertrieb ihn aus der Nähe des Wahlfeldes, und bewirkte auf solche Weise, daß am 14. Juli 1490 Ladislaus zum Könige von Ungarn gewählt wurde. Als dies geschehen war, banden die ungarischen Magnaten dem Erwählten die Hände durch Capitulationen aller Art; sie schrieben ihm sogar vor, daß er ohne ihre Einwilligung nicht mehr als hundert Bauern vergeben dürfe.

Maximilian hatte unterdessen, obgleich sein Vater auch jetzt noch kein Geld hergab, ein kleines Heer erworben, um den Ungarn die von ihnen besetzten Theile seiner Erbstaaten wieder zu entreißen und dann sein Recht auf ihre Krone mit den Waffen geltend zu machen. Das Erstere ward ihm durch die große Erbitterung, welche die Ungarn in Osterreich erweckt hatten, sehr erleichtert. Die Wiener pflanzten, als er noch bei Kloster-Neuburg stand, den kaiserlichen Adler auf, und riefen dann ihren Fürsten durch eine Deputation in ihre Stadt. Maximilian zog am 19. August in Wien ein, und griff alsbald die Burg der Stadt an, in welcher vierhundert Ungarn lagen. Sein erster Sturm wurde zwar abgeschlagen und er selbst dabei verwundet; wenige Tage darauf aber nahmen die Belagerten die ihnen von Maximilian angebotenen günstigen Bedingungen an und zogen ab. Nachher entriß er den Ungarn auch noch andere Städte des Landes, und brach dann in Ungarn selbst ein; doch blieb damals, wie wir aus den Artikeln des im folgenden Jahre geschlossenen Friedens sehen, eine beträchtliche Zahl seiner Städte und Schlösser noch von den Feinden besetzt. Maximilian fiel mit achtzehntausend Mann in Ungarn ein, drang, weil zu gleicher Zeit die Türken im Süden streiften und ein pol-

nisches Heer im Norden eingebrochen war, unaufhaltsam vor, und eroberte im November Stuhlweißenburg. Bei der Einnahme dieser Stadt begingen jedoch die Schwaben in seinem Heere so arge Gräueltthaten, daß sie dadurch sich und ihren Herrn allgemein verhaßt machten, und Maximilian selbst kam in die größte Verlegenheit, weil er nicht den dritten Theil seines Heeres regelmäßig zu bezahlen vermochte und deshalb von einem Aufstande seiner eigenen Soldaten bedroht ward. Die Ungarn wiesen alle seine Aufforderungen zurück und erwarteten die Ankunft der schwarzen Legion. Er fand daher im December rathsam, sich nach Deutschland zu begeben, wo er von den Ständen des Reiches ein Heer gegen die Ungarn zu erhalten hoffte.

Die deutschen Reichsstände, welche im April 1491 in Nürnberg zusammen kamen, redeten und stritten hier nach ihrer Weise lange über die Art der ihrem Kaiser zu leistenden Hülfe, konnten aber nicht einig werden, ob sie Geld zahlen oder Leute stellen sollten, und thaten am Ende weder das Eine noch das Andere. Es ging also in Deutschland auch diesmal wie immer: die statt des Volkes befragten Fürsten und Herren ließen es auf dem Reichstage dabei bewenden, daß sie schrieben, redeten und tranken. Die Ungarn erhielten dadurch Zeit, das von ihnen belagerte Stuhlweißenburg auszuhungern. Am 19. Juli 1491 mußte diese Stadt capituliren. Jetzt beschloß Maximilian, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon am 8. August erschienen östreichische Gesandte bei Ladislaus, und es ward hierauf in Preßburg ein Congress gehalten, welcher am 7. November einen für das östreichische Regentenhaus sehr merkwürdigen Vertrag zu Stande brachte. Wir führen von den zehn Artikeln desselben nur diejenigen an, welche für die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts von besonderer Bedeutung sind. In diesen wurden Ladislaus VII. und seine männlichen Nachkommen als rechtmäßige Besitzer von Ungarn, das Haus Habsburg aber nach dem Aussterben des Mannsstammes derselben als ihr Erbe anerkannt, natürlich mit Vorbehalt der Bestätigung des ungarischen Reichstages, dessen schleunige Berufung angeordnet ward. Außerdem sollte Maximilian alle von den Ungarn noch besetzten Städte und Burgen seines Stammhauses zurückerhalten und dagegen seinerseits Alles, was er in Ungarn und Kroatien erobert hatte, räumen.

Ferner wurde dem Kaiser Friedrich eine Schuldverschreibung von hunderttausend Dukaten, die er früher den Ungarn ausgestellt hatte, zurückgegeben. Endlich machte Ladislaus sich verbindlich, binnen zwei Jahren hunderttausend Goldgulden für Kriegskosten zu bezahlen und überdies dem habsburgischen Hause auch zur böhmischen Königswürde zu verhelfen.

Während des Krieges mit den Ungarn waren in den Niederlanden aufs neue Unruhen ausgebrochen. Dort hatten Albrecht von Sachsen, der Graf von Nassau und der Prinz von Chimay nicht allein in Flandern bei der Erhebung der ausbedungenen Strassumme Bedrückungen geübt, sondern dieselben auch über Brabant und Hennegau ausgedehnt, und überdies, um ihre Truppen bezahlen zu können, die Münzen verschlechtern und in allen Provinzen eine Reitersteuer erheben lassen. Dazu kam noch, daß der überall herrschende Mangel eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugte. Es brachen hierauf in drei Provinzen Empörungen aus. Zuerst erhoben sich die Fläminger, als man bei ihnen die schlechte Münze außer Cours setzen wollte und zu diesem Zwecke eine Verordnung erließ, nach welcher von einem bestimmten Tage an der Werth aller Geldstücke um den dritten Theil verringert sein sollte. Alle Schuldner eilten, ihre Gläubiger noch vor jenem Termin zu befriedigen, und Maximilian ward laut beschuldigt, daß er durch diese Maßregel die Last von sich und seinen verschuldeten Freunden auf das Volk wälzen wolle. Die Erbitterung darüber rief zuerst in der Stadt Gent, welche durch die Herabsetzung des Geldwerthes am meisten einbüßte, einen Aufstand hervor, und dieser verbreitete sich dann schnell über ganz Flandern. Die zweite Empörung brach im Kennemer und im Waterlande der Friesen aus. Dort wollte Jan von Egmont im April 1491 die Erhebung der Reitergelder mit Gewalt durchsetzen, ließ zwei Männer, die sich gegen ihn auflehnten, öffentlich hinrichten, und veranlaßte dadurch einen allgemeinen Bund zur Verweigerung der drückenden Steuer. Das Volk sammelte sich unter einer Fahne, welche Käse und Brod als Wappen führte, und nach der man deshalb die Empörten Käse- und Brod-volk nannte, und besetzte am Ende des Jahres 1491 Alkmaar. Ein dritter Aufstand wurde durch die Franzosen hervorgerufen. Diese bewogen den in französischer Gefangenschaft befindlichen

jungen Herzog Karl von Geldern (s. oben S. 77), dessen Land Maximilian eingezogen hatte, zu einem Einfall in Geldern und unterstützten ihn dabei mit tausend Reitern. An ihn schlossen sich nicht nur Robert und Eberhard von der Mark, Maximilian's unversöhnliche Feinde, sondern sogar der Bischof von Lüttich an, und auch Rainer II. von Lothringen ließ sich bewegen, an diesem Vortage Theil zu nehmen.

Während die Franzosen auf diese Weise einen neuen bürgerlichen Krieg in den Niederlanden erregten, brachten sie zugleich die Vereinigung der Bretagne mit Frankreich zu Stande. Zur Erreichung dieses Zweckes trug auch Herzog Ludwig von Orleans viel bei. Das Letztere hängt mit der Art und Weise zusammen, wie König Karl VIII. sich endlich der Vormundschaft seiner Schwester, der Dame von Beaujeu, entzog und die Zügel der Regierung selbst ergriff. Karl's zweite Schwester, Johanna, die sich durch eine auffallende Häßlichkeit auszeichnete, war von Ludwig XI. dem Herzoge von Orleans mit Gewalt zur Gemahlin aufgedrungen worden, und hatte in der Ehe mit diesem viel Hartes erdulden müssen. Auch hatte ihr Gemahl schon längst gar kein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich von ihr scheiden lassen wolle, um Anna von Bretagne zu heirathen. Nichtsdestoweniger benahm sich Johanna sehr freundlich gegen ihren Gemahl, den sie selbst liebte, ohne von ihm geliebt zu werden. Als Ludwig 1488 in Gefangenschaft gerieth (s. S. 83), theilte sie drei Jahre lang sein Loos, bis es ihren rastlosen Bemühungen gelang, ihm die Freiheit zu verschaffen. Sie hat während dieser Zeit ihre Schwester, die Regentin, lange vergebens um die Freilassung ihres Gemahls; endlich wandte sie sich an ihren Bruder, den jungen König, warf sich ihm im Trauergewande, mit fliegenden Haaren und weinend zu Füßen, und wurde wirklich von ihm erhört, obgleich Karl ihr dabei die Abnung aussprach, daß die Gewährung ihrer Bitte ihr einmal bitteren Kummer bereiten werde*). Johanna gab bei dieser Gelegenheit auch die Veranlassung, daß ihr Bruder den ersten Schritt that, um sich der Vormundschaft seiner älteren Schwester zu entziehen. Karl wagte nämlich damals zum ersten Male, seinen

*) Fasse de ciel, que vous n'avez jamais lieu de vous en repentir.

Willen dem der Regentin entgegenzusetzen; er entfernte sich insgeheim aus der Nähe derselben, schickte hierauf den Befehl zur Freigebung seines Schwagers ab, und ließ diesen sogleich zu sich kommen. Es fand eine rührende Ausöhnung zwischen ihm und seinem Schwager Statt; nachher folgten noch zwei ähnliche Scenen, indem nicht nur der König sich mit seiner älteren Schwester, welche durch Ludwig's Freilassung und durch ihres Bruders Weigerung, noch länger unter ihrer Herrschaft zu stehen, beleidigt war, sondern auch der Gemahl der Regentin mit dem Herzoge von Orleans sich feierlich ausöhnte. Der Letztere, welcher damals zum Statthalter der Normandie ernannt wurde, gab hierauf theils aus Patriotismus, theils aus Dankbarkeit gegen seine Gemahlin seine Liebe zu Anna von Bretagne auf. Ja, er half nachher vielleicht sogar die Herzogin von Bretagne bereben, daß sie auf die ihr angetragene Vermählung mit Karl VIII. einging.

Nachdem mittlerweile die Engländer aus der Bretagne wieder abgezogen waren; rückten drei königliche Heere zu gleicher Zeit in dieses Land ein. Zwei derselben marschirten unter la Tremouille und dem Könige selbst auf die Stadt Rennes los, in welcher Anna sich befand. Diese Stadt zu vertheidigen war der Herzogin um so weniger möglich, als sie von den Männern, auf welche sie allein ihre Hoffnung setzen konnte, vom Prinzen von Dranien, vom Grafen Dünois, vom Marschall von Rieux und Anderen, mit der dringenden Bitte bestürmt ward, durch eine Übereinkunft mit dem Könige sich und ihren Unterthanen die Rechte und Vortheile zu sichern, welche ihnen, wenn man das Äußerste wage, nicht zugestanden werden würden. Anna ging wirklich darauf ein und schickte den Prinzen von Dranien an den die Stadt belagernden König. Dieser nahm die ihm gemachten Anträge an, und übte in Folge derselben sogleich eine Handlung der Souverainität im Lande aus, indem er die Stände der Bretagne nach Bannes berief. Einen Monat später (15. November 1491) wurde dann in der Vorstadt von Rennes eine Capitulation abgeschlossen, welche so abgefaßt war, daß durch sie die deutschen Truppen und Commissäre in Rennes getauscht wurden und sogleich Anna sich ihnen leicht entziehen konnte. Es hieß nämlich in derselben, Anna gebe zwar das Versprechen, alle Fremden aus der Bretagne fortzuschicken, sie

behalte sich aber ausdrücklich vor, daß sie selbst zu ihrem Gemahle in die Niederlande gehen und alle Bretagner, welche ihr folgen wollten, mitnehmen dürfe. Sobald ein Theil der französischen Truppen in Rennes eingelassen worden war, zog auch König Karl in die Stadt ein und verlobte sich insgeheim mit Anna. Bald nachher verließ die Herzogin, während die Deutschen in ihrer Umgebung sie mit den Vorbereitungen zur Reise nach den Niederlanden beschäftigt glaubten, in Begleitung ihrer Rätthe und des Kanzlers heimlich die Stadt, und reiste auf das Schloß Langeais in Touraine, wo der König sich aufhielt. Hier ward dann ein Heirathsvertrag zwischen Karl VIII. und Anna geschlossen und gleich darauf die Hochzeit gehalten (6. December), nachdem der König vorher in Bannes den Ständen die Erhaltung der Verfassung, der Privilegien und des Herkommens ihres Landes zugesagt hatte. Nach jenem Heirathsvertrage übertrug Anna, deren einzige Schwester im Jahre vorher gestorben war, für den Fall ihres kinderlosen Todes dem Könige von Frankreich alle ihre Rechte auf das Herzogthum Bretagne, sowie auf die Grafschaft Nantes und ihre übrigen Herrschaften und Güter. Der König dagegen überließ ihr, im Falle er vor ihr sterben sollte, alle Rechte, welche er über das Herzogthum in Anspruch nehmen könne; doch mußte Anna dabei die Verpflichtung eingehen, sich später mit niemand anders zu vermählen als mit Karl's Nachfolger im Reiche oder, wenn dies nicht möglich sei, mit dem nächsten Reichserben, welcher dann nicht nur dem Könige die Hulbigung leisten und alle Lehensabgaben entrichten müsse, sondern auch kein Gut und keine Herrschaft anders als an den König veräußern dürfe. Anna und ihr neuer Gemahl waren übrigens in jeder Hinsicht von einander sehr verschieden. Anna war eben so ausgezeichnet schön, von kräftiger Gestalt und majestätischem Ansehen, als tüchtig zum Regieren und energisch in ihrem Wesen; Karl dagegen war ungestaltet am Leibe, sowie romantisch und phantastisch in seinen Plänen.

Die Vermählung Karl's VIII. mit Anna war eine doppelte Beleidigung für Maximilian: es ward ihm nämlich nicht nur seine Gemahlin geraubt, sondern man kränkte ihn auch in der Person seiner Tochter Margaretha, welche als Braut des Königs in Paris lebte, auf eine empfindliche Weise. Er entschloß sich sogleich, für

die ihm angethane Schmach Rache zu nehmen, konnte aber dabei weder von Seiten seines Vaters, noch von den Deutschen, noch von den Niederländern Unterstützung erwarten. Gleichwohl begann er einen Krieg mit Frankreich, weil er darauf rechnete, daß Heinrich VII. von England die Einverleibung der Bretagne in das französische Reich nicht zugeben könne. Der englische König war aber klüger als Maximilian, welcher immer das, was er in der Hand hatte, fahren ließ, um nach etwas Anderem zu haschen, das er nachher doch nicht erreichen konnte. Heinrich erkannte — was Maximilian immer vergaß — daß das Geld ein Hauptforderniß zum Kriege und die Hauptmacht der neueren Zeit sei; er bekümmerte sich daher auch wenig um jenen bekannten Spruch des Dichters Horaz, welchen Maximilian zur Richtschnur seines Wandels gemacht hatte *). Er verband sich damals zwar mit Maximilian gegen Frankreich, weil auch er beleidigt worden war; es war ihm aber dabei weniger darum zu thun, Genugthuung zu erhalten, als vielmehr bei dieser Gelegenheit von seinen Unterthanen und von den Franzosen, deren König schon damals von seinem Zuge nach Italien träumte, Geld eintreiben zu können.

Maximilian überließ die Beendigung der Händel in den Niederlanden dem Herzog Albrecht von Sachsen, welcher auch glücklich mit denselben fertig ward. Er selbst richtete seine Gedanken ganz auf die französischen Angelegenheiten. Er ließ durch Gesandte, die er an alle Höfe schickte, heftig und mitunter grob über die Franzosen schmähen und Manifeste verbreiten, in welchen er nach deutscher Art ausführlich bewies, daß er selbst Recht, der französische König aber Unrecht habe. Außerdem schickte er den Grafen von Nassau nach Frankreich, um seine Tochter abzuholen und ihre Mitgabe, die Grafschaften Artois und Burgund, zurückzufordern. Der König von Frankreich gab eine ausweichende Antwort, weil er durch seinen Feldherrn Desquerdes Kabalen in

*) Virtus populum falsis

Dedocet uti

Vocibus, regnum et diadema tutum

Deferens uni propriamque laurum,

Quisquis ingentes oculo irretorto

Spectat acervos.

Flandern hatte anspinnen lassen und auf den Erfolg derselben hoffte. Hierin täuschte er sich jedoch; denn die Fläminger waren aus Patriotismus nicht geneigt, die ihrem Fürsten angethane Kränkung zu dessen Nachtheil zu benutzen. Nur Philipp von Cleve, welcher bisher von Sluys aus Seeräuberei getrieben hatte, warf sich in die Arme der Franzosen. Dieser wurde indessen bald durch die Flotten Maximilian's und Heinrich's VII. in Sluys so bedrängt, daß er zu den Franzosen entfliehen mußte.

Der englische König hatte unterdessen schon längst angefangen, die Verhältnisse der Niederlande und Frankreich's zu seinen Zwecken auszubenten. Schon im Juli 1491 hatte er allerlei kriegerische Anstalten gemacht und in den Graffschaften seines Reiches unter dem milde klingenden Namen freiwilliger Gaben (benevolence) Geld erpressen lassen. Im Oktober desselben Jahres, noch ehe Karl Herr der Bretagne geworden war, hatte Heinrich von dem Parlament eine Steuer verlangt, um den französischen König wegen seiner Treulosigkeit zu züchtigen, und das Parlament hatte ihm zwei Zehntel und zwei Fünfzehntel gewährt. Nach Weihnachten bewog er beide Häuser zu einer ganzen Anzahl von Verordnungen, durch welche die Lehensleute der größeren Vasallen in den Stand gesetzt wurden, auch ohne Einwilligung der Letzteren dem Könige in den Krieg zu folgen und den Leuten, die sie in Dienst nähmen, ihre Bezahlung zu sichern. Als er endlich im Mai 1492 den Kampf beginnen zu wollen erklärte und nachher Philipp von Cleve aus Sluys vertreiben half, merkte man deutlich, daß es ihm auch jetzt nur darum zu thun sei, unter einer passenden Form Steuern von seinem Volke erheben und seine Geldforderungen an die Franzosen steigern zu können. Er schob den eigentlichen Krieg unter allerlei Vorwänden bis in den Oktober auf, wo endlich fünfzehnhundert schwer gerüstete englische Reiter (Gens d'armes) mit fünfundzwanzigtausend Mann zu Fuß sich vor Boulogne lagerten. Aber auch dies war nur ein leeres Gaukelspiel; denn während Maximilian noch immer sein Vertrauen auf Heinrich setzte und die Engländer aus Stolz und Nationalhaß hofften, ihr König werde Eroberungen in Frankreich machen, hatte dieser bereits Unterhandlungen mit den Franzosen anknüpfen lassen, und am 30. Oktober kam ein förmlicher Frieden zwischen Frankreich

und England zu Stande. Um sich dabei vor seinem betrogenen Volke rechtfertigen zu können, machte Heinrich Berichte seiner Gesandten bekannt, aus welchen hervorging, daß weder von Maximilian, noch von dem aragonischen Könige, auf dessen Beistand man gerechnet hatte, viel zu hoffen sei. Bei dem Friedensschlusse erhielt Heinrich vermöge eines geheimen Artikels eine Summe Geldes; auch alle Leute, welche irgend einen Einfluß auf ihn hatten, wurden damals von den Franzosen durch reichliche Spenden bestochen. Die Summe, welche Heinrich erhielt, würde sogar in unseren Zeiten bedeutend sein. Sie belief sich nämlich auf siebenmalhundert und fünfundvierzigtausend Goldkronen oder Thaler oder mit anderen Worten auf acht Millionen achttausendsiebenhundert und fünfzig Livres; denn Garnier hat in der Fortsetzung von Villaret's Geschichte von Frankreich nach technischen und historischen Angaben berechnet, daß der Werth der Goldkrone von 1492 auf zehn Livres fünfzehn Sous des französischen Geldes von 1784 anzuschlagen ist. Die Hauptartikel des Friedensvertrages bestimmten, daß der König von Frankreich nicht nur die Schuld der Anna von Bretagne im Betrage von sechsmaalhundertzwanzigtausend Kronen, sondern auch die rückständigen Termine des von Ludwig XI. dem Könige Eduard IV. zugestandenen Jahrgeldes (s. Th. X. S. 360), die sich auf hundertfünfundzwanzigtausend Kronen beliefen, an Heinrich bezahlen sollte, und zwar beide Summen zusammen in jährlichen Terminen von je fünfzigtausend Pfund. In Hinsicht auf Maximilian und dessen Sohn Philipp wurde, ganz nach der Weise der englischen Politik unserer Tage, festgesetzt: es solle, wenn diese Fürsten angegriffen würden, den Engländern gestattet sein, ihnen beizustehen, wären sie aber der angreifende Theil, so werde man ihnen von Seite England's keine Hülfe leisten.

Maximilian hatte sich das ganze Jahr 1492 hindurch vergebens abgemüht, um von den Deutschen Geld oder Truppen zu erhalten. Es ging bei diesen damals ebenso wie immer: man hielt einen Reichstag nach dem andern, um über Maximilian's Begehren zu verhandeln; endlich einigten die Stände sich zwar über einen sogenannten kleinen Anschlag zur Reichshülfe, sie schrieben aber zur Ausführung ihres Beschlusses eine Auflage auf jede Feuerstätte aus, oder mit anderen Worten sie schoben der Feudalsitte gemäß

die Last von denen, welche sie tragen konnten, auf die Schultern der schon übermäßig Gebrückten. Vergebens forderte Maximilian zuletzt noch in einem Mandat oder Manifest das Reich auf, „solch' Übel, Schande und Laster, so der König von Frankreich an Östreich und gemeiner deutschen Nation begangen, zu strafen“; er erlangte weiter nichts, als daß die Mitglieder des schwäbischen Bundes ihm vierhundert Reiter und sechszeinhundert Mann zu Fuß zu stellen versprachen (März 1493). Es war daher ein Glück für ihn, daß König Karl von Frankreich mit ungeduldiger Sehnsucht den Augenblick herbeiwünschte, wo er seinen Zug nach Italien antreten könne, und daß im Mai 1493 die Bürger von Arras, der Hauptstadt des Landes Artois, eine Unvorsichtigkeit des französischen Generals Desquerdes benutzten, um ihre Stadt dem römischen Könige in die Hände zu spielen. Karl ließ, damit er bei seinem italiänischen Unternehmen keinen Krieg im Rücken habe, seinem Gegner Maximilian billige Bedingungen antragen, und auf diese hin kam dann am 23. Mai 1493 zu Senlis ein Frieden zu Stande. In demselben verpflichtete sich Karl, nicht nur Maximilian's Tochter Margaretha auf seine Kosten in die Niederlande zurückreisen zu lassen, sondern auch Artois und die Freigravenschaft mit Ausnahme der Städte Tournay, Mortagne und St. Amand, welche für immer, und der Städte Hesdin, Aire und Bethune, welche bis zur Großjährigkeit von Maximilian's Sohn Philipp bei Frankreich bleiben sollten, sowie außerdem noch Charolais und die Grafschaft Noyers zurückzugeben. Die damals vierzehn Jahre alte Prinzessin Margaretha, welche in Folge dieses Friedens zu ihrem Vater zurückkehrte, war später ebenso unglücklich als Gattin, wie vorher als Braut. Sie wurde vier Jahre nach ihrer Rückkehr aus Frankreich mit dem Erben von Castilien, Don Juan, und als derselbe bald nachher starb, mit dem Herzog Philibert von Savoyen vermählt, verlor auch diesen zweiten Gemahl schon nach einer vierjährigen glücklichen Ehe, und ward so schon vor ihrem vierundzwanzigsten Jahre zum zweiten Male Wittwe. Nachher blieb sie unverheirathet. Sie machte sich später unter Karl V. als Statthalterin der Niederlande durch politische Klugheit und durch weise Leitung der inneren Staatsangelegenheiten berühmt.

Drei Monate nach dem Frieden von Senlis starb Kaiser Friedrich III. in seinem acht und siebenzigsten Lebensjahre (August 1493). Der alte Mann muß noch in einem so hohen Alter einen sehr gesunden Appetit gehabt haben; denn die Ursache seines Todes war eine Ruhrkrankheit, die er sich dadurch zuzog, daß er acht Melonen hintereinander aß. Sein Sohn Maximilian erschien, wie wir sehen werden, bald auch als Kaiser wieder gegen Karl VIII. von Frankreich im Felde, als dieser seinen lang ersehnten Kriegszug nach Italien angetreten hatte.

4. Verhältnisse, welche mit Karl's VIII. Zug nach Italien in unmittelbarer Beziehung stehen.

Karl VIII. von Frankreich war ein Mann, welcher beständig stolze Pläne und poetische Träume von Fürstengröße hegte. Er trug sich immer mit Cäsar's Thaten, lebte in Gedanken mit Karl's des Großen Paladinen, und ergötzte seinen schwachen Verstand mit jenen fabelhaften Erzählungen von Alexander dem Großen, von Troja und vom König Arthur, welche von den Dichtern seiner Zeit auf eine ganz verschiedene Weise behandelt wurden. Auch sein Zug nach Italien war ein romantischer Einfall seines schwachen, aber von Großthaten schwärmerisch träumenden Geistes. Die Möglichkeit desselben erkaufte er auf Unkosten seines Volkes um einen sehr hohen Preis. Er zahlte nicht nur, wie wir gesehen haben, dem Könige von England eine ungeheure Summe für den Frieden mit England, und gab an Maximilian beträchtliche Landstriche zurück, um vor einem Manne, von dem er gar nichts zu fürchten hatte, Ruhe zu haben, sondern er opferte auch sehr wichtige Erwerbungen seines Vaters dem Könige von Castilien und Aragonien gegen Versprechungen, welche nicht zu halten dieser im Voraus entschlossen war. Er schloß nämlich (Januar 1493) mit Ferdinand dem Katholischen einen Vertrag, vermöge dessen er die 1462 an einen Vater verpfändeten Grafschaften Roussillon und Cerdagne (s. Th. X. S. 471) wieder herausgab, ohne die von Ludwig XI. dafür gezahlte Pfandsumme zurückzuerhalten oder irgend einen anderen Vortheil zu erlangen, als daß in den Vertrag das Versprechen

aufgenommen wurde, er und Ferdinand wollten einander gegen Jedermann, den Pabst ausgenommen, beistehen.

Karl wollte in Italien die ererbten Ansprüche seines Vaters auf entfernte Reiche mit den Waffen geltend machen. Diese bestanden nicht blos in den Rechten des älteren und jüngeren Hauses Anjou auf Neapel, sondern auch in den vom Ersteren erworbenen, aber ganz nichtigen Ansprüchen auf das lateinische Kaiserthum oder das Reich der Griechen (s. Th. VII. S. 327). Ludwig's XI. praktische, prosaische, allen romantischen Entwürfen abgeneigte Natur hatte nie daran gedacht, diese Ansprüche geltend zu machen und da Ehre zu suchen, wo kein Vortheil zu hoffen war; er hatte, als er durch das Testament Karls von Maine Erbe des jüngeren Hauses Anjou ward, nur Maine, Anjou und die Provence in Besitz genommen, die Ansprüche auf Länder jenseit der Alpen aber ganz unbeachtet gelassen (s. Th. X. S. 309). Auch unter seiner Tochter, der Regentin, welche mit vollem Recht die Einverleibung der Bretagne jedem Länder-Erwerb im Monde vorzog, hatten jene Ansprüche geruht. Karl VIII. dagegen, der das Nützliche und Praktische dem Ritterlichen, Romantischen und Poetischen nachsetzte, suchte dieselben wieder hervor, und glaubte die wichtige Veränderung benutzen zu müssen, welche damals die Politik Italien's in Bezug auf Mailand und Neapel erlitten hatte.

Diese Veränderung ward durch den Tod zweier Männer, des im Juli 1492 gestorbenen Pabstes Innocenz VIII. und des im April desselben Jahres gestorbenen Leiters der florentinischen Angelegenheiten, Lorenzo des Prächtigen, herbeigeführt, weil die Nachfolger von Beiden nicht nur die Verbindung mit Ludwig Moro von Mailand aufgaben, sondern auch an Neapel sich angeschlossen und dadurch die Eifersucht und Besorgniß des mailändischen Usurpators erweckten. Der neue Pabst, welcher den Namen Alexander VI. annahm, war der seitherige Cardinal Roderich Borgia, von Geburt ein Spanier aus Valencia. Er hat sich durch seine Gott und Menschen verhöhnenden Grundsätze, sowie durch seine unerhörten Ausschweifungen und durch die rücksichtslose Versorgung seiner vielen Söhne und Töchter, welche ihrerseits wieder Mordthaten, Raub, Wollust und Blutschande trieben, unsterblich gemacht. Wir haben über ihn und seine Schwelgereien und Fre-

veltthaten, sowie über seinen Hof und seine Kinder fast ebenso viele und genaue Nachrichten, als über die Regenschaft Frankreich's im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und über das Privatleben Ludwig's XV. in der Mitte desselben. Namentlich haben zwei Männer uns ganz trocken und kalt, als wenn Alles in der Ordnung wäre, die anstößigsten Dinge von Alexander VI. und seiner Umgebung berichtet, der Staatssekretär des römischen Senats und Volkes (senatus populique Romani) Stephan Infessura, und der Ceremonienmeister Alexander's, Johann Burkard, dessen geheimes Tagebuch erst in späterer Zeit bekannt worden ist. Wir müssen freilich, obgleich unsere Zeit an Scandalen ihre Freude hat, in der Benutzung dieser reichen Quellen sehr behutsam sein; nichts desto weniger läßt sich aber unser Zweck, das Wesentliche, selbst wenn es Ärgerniß geben kann, nicht zu verschweigen, recht wohl mit der Pflicht vereinigen, nichts aufzunehmen, was keuschen Ohren wehe thun und reinen Seelen gefährlich werden könnte. Wir werden nämlich bei dieser Gelegenheit bloß die Sitten der damals hochgebildeten und unermesslich reichen geistlichen und weltlichen Aristokratie Italien's anschaulich zu machen suchen und deshalb nur solche Notizen mittheilen, aus welchen der Leser ersehen kann, daß Reichthum, Bildung und hohe Civilisation zu jeder Zeit ihre großen Gefahren für die Seele haben.

Alexander VI. war ein Sohn der Isabella Borgia, einer Schwester des Pabstes Calixtus III., der ihm die Cardinals-Würde verlieh (s. S. 13), und unter dessen Herrschaft er schon als Cardinal Roderich Borgia eine sehr gehässige Rolle spielte. Die zuvor erwähnten ganz zuverlässigen Verfasser von Tagebüchern und auch andere Schriftsteller, welche der katholischen Kirche keineswegs abgeneigt sind, sagen geradezu, er sei der schlechteste von allen Cardinälen gewesen, dessen ungeachtet aber zum Pabste gewählt worden, weil er vermittelst seiner großen, unter Calixtus erworbenen Reichthümer, sowie durch das Versprechen von Grafschaften, Herrschaften und Würden die Stimmen erkaufte habe. Er hatte viele Kinder, welche in Rom zum Theil schon längst bekannt waren, und diese versorgte er auf dieselbe Art, wie man Fürstinkinder zu versorgen pflegt. Zwar hatte auch Alexander's Vorgänger seinen Sohn, Franzeschino Cibo, sowie seine übrigen Anverwandten auf

jede Weise bereichert; allein Franzeschino veräußerte nachher doch alle auf Kosten der Kirche erlangten Besitzungen außer der Grafschaft Ferentillo wieder, und wenn dessenungeachtet das Haus Cibo später Massa und Carrara besaß, so hatte dies nur darin seinen Grund, daß Franzeschino beide Länder mit der Riccarda Malaspina erheirathete. Von Alexander's Kindern waren die berühmtesten die vier, welche er mit der durch Schönheit, Keckheit und geniale Verachtung von Sitte und Religion ausgezeichneten Vannozia, der Gemahlin eines Römers, im Ehebruch erzeugt hatte, nämlich Cäsar Borgia, dessen teuflische Politik sogar von Machiavelli als Patriotismus gepriesen wird, Johann, dem der Vater das Herzogthum Gandia in Spanien verschaffte, Gottfried und endlich eine Tochter, Lucrezia, die den keuschen Namen, den sie trug, durch den unkeuschen Wandel einer Semiramis oder Messalina entweihete. Gleich vom Beginn seiner Regierung an suchte Alexander die Güter der Kirche an seine Familie zu bringen. Zwei Kardinäle, Johann von Medicis und Julian von Rovere, von welchen der Eine nachher als Leo X., der Andere als Julius II. Pabst ward, schienen dieser Absicht hinderlich werden zu können; der Erstere war aber noch zu jung, um gefährlich zu sein, und der Zweite, welchen Alexander insgeheim aus dem Wege zu räumen suchte, floh nach Frankreich, als er sah, wie von den Kardinälen, welche Alexander bestochen hatte, einer nach dem Andern durch die damals in Italien zur höchsten Vollendung gebrachte Giftmischerei aus der Welt geschafft wurde.

Die Verbindung des Pabstes Alexander VI. und des Sohnes von Lorenzo dem Prächtigen, Peter's von Medicis, mit dem Beherrscher des neapolitanischen Reiches wurde durch Ludwig Moro's Verfahren gegen seinen Neffen, den jungen Herzog von Mailand, veranlaßt. Ludwig Moro hielt nicht nur seinen Neffen, Johann Galeazzo, auch noch dann, als derselbe das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, von der ihm gebührenden Regierung entfernt, sondern er hatte auch alle Schätze des Hauses Sforza an sich gerissen, alle mailändischen Truppen in seine Pflicht genommen und alle Festungen des Herzogthums besetzt. Die Gemahlin des jungen Herzogs, eine Entelin des neapolitanischen Königs, bestürmt daher ihren Großvater und Vater mit der dringenden Bitte, zu

und ihren Gemahl aus der Gefangenschaft, in welcher sie gewissermaßen lebten, zu befreien. Dieser verband sich deshalb, obgleich er anfangs Bedenken trug, den lange erhaltenen Frieden Italien's zu stören, mit Peter von Medicis, und ließ Ludwig Moro durch eine Gesandtschaft um die Befreiung Johann Galeazzo's bitten. Ludwig gab eine ausweichende Antwort; als er aber ganz zufällig erfuhr, daß Ferdinand und Peter von Medicis sich gegen ihn verbunden hätten, so schickte er Gesandte an König Karl VIII. von Frankreich, und ließ demselben bedeutende Summen anbieten, um ihn zu einem Zuge gegen Neapel zu bewegen. Der neue Pabst hob anfangs nicht, wie Peter von Medicis, die seitherige Verbindung mit Ludwig Moro auf. Im Gegentheil, er schloß sich, der Politik seiner Vorgänger gemäß, an Ludwig Moro an, und forderte sogar den König von Frankreich auf, die Ansprüche des Hauses Anjou an Neapel geltend zu machen. Als aber Ferdinand starb, ließ Alexander sich durch dessen Sohn und Nachfolger umstimmen, weil dieser ihm günstige Aussichten für seine Söhne eröffnete.

Ferdinand starb am 25. Januar 1494. Sein Nachfolger, Alphons II., besaß keine der guten Eigenschaften, welche in einem Lande, wo Milde Schwäche genannt wird, die militärische Tyrannei, Härte und Grausamkeit Ferdinand's hatten entschuldigen können. Ferdinand war wissenschaftlich gebildet gewesen, und hatte den Eifer seiner italiänischen Zeitgenossen für Wissenschaft und Kunst getheilt, einen Laurentius Balla und Antonius Panormita (s. Th. IX. S. 451 und 479) zugleich als Gelehrte und in Staatsgeschäften verwendet und einige Briefe und Reden geschrieben, welche später (1586) gedruckt worden sind und ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Rednern und Gelehrten seiner Zeit sichern. Unter ihm wurden ferner die Wunden, welche der Bürgerkrieg und das mit ihm verbundene Elend dem Lande geschlagen hatten, zum Theil geheilt, und die gepriesenen Zeiten seines Vaters Alphons kehrten zurück. Er gab außerdem seinen Söhnen mit Ausnahme des ältesten, welcher ein unwissender und roher Soldat ward, eine Erziehung, wie sie die Prinzen unserer Zeit leider! nicht erhalten: einer von Ferdinand's Söhnen, Friedrich, war nicht bloß gelehrt, sondern auch sehr gebildet, und ein anderer, welchen Sixtus IV. zum Kardinal gemacht hatte, glänzte als Kardinal von Aragonien

unter den Schützern der Kunst. Auch die Finanzen Ferdinand's waren, freilich in Folge der Confiscationen, welche er über die reichsten Barone des Landes treulos verhängte, sehr blühend, und er verwendete die übel erworbenen Schätze zum Vortheile seines schönen Landes und zum Besten der Städte. Endlich konnte Ferdinand weil er Geld hatte, auch ein Heer halten, während dies, wie die deutsche Geschichte am besten beweist, den wenigsten der damaligen von Feudalständen umgebenen und sehr karg gehaltenen, Fürsten möglich war. Ob freilich dieser Vorzug, dessen Ferdinand sich erfreute, der Freiheit seiner Unterthanen vortheilhaft oder nachtheilig war, wollen wir hier nicht untersuchen. Übrigens waren die italiänischen Miethlinge, aus denen das neapolitanische Heer bestand, nachher den französischen Truppen Karl's VIII. nicht gewachsen, obgleich Ferdinand die berühmtesten Feldherren der nächsten zwanzig Jahre, einen Virginio, einen Jakob Trivulzio, einen Prosper und Fabricius Colonna, einen Grafen von Pitigliano und Andere, deren wir später oft gedenken werden, in seine Dienste genommen hatte.

Bei Ferdinand's Tode stand Karl VIII., welcher 1493 noch in Frankreich zurückgehalten worden war, im Begriff, nach Italien zu ziehen, um die auf ihn übergegangenen Ansprüche des Hauses Anjou an Neapel geltend zu machen. Er wurde dazu sowohl von Ludwig Moro, als auch von Pabst Alexander VI. dringend aufgefordert. Der Letztere ließ sich freilich bald nachher von König Alphons II. auf den entgegengesetzten Weg bringen, weil Alphons ihm eine demüthigende Hulldigung für Neapel leistete und die Kindern des Pabstes das gab, was ihr Vater verlangte*). Kai

*) Stephan Infessura berichtet ganz ruhig und trocken in Einem Athem wie Alexander VI. zuerst den Kaiser Maximilian zur Vertreibung des Königs Ferdinand aufgefordert und den französischen König zur Geltendmachung seiner Ansprüche an Neapel ermuntert und gleich darauf wieder Alles aufgeboten hat um Beide von einem Zuge gegen Neapel abzuhalten. E lo papa con Alfonso disse patte e parentele id est che un figliuolo suo bastardo diede per marito alla figlia del detto duca di Calabria. E lo papa li promise coronarlo nel detto reame, e assettate, che furono intra loro le cose che lo papa mando a dire al re di Francia, che non venisse, perche in Roma era grande peste, e che dubitava dello stato suo. Item, che in Roma era grande fame.

schickte daher auch, sobald Alexander und Alphons sich befreundet hatten, eine Gesandtschaft an die Venetianer, um sich der Unterstützung derselben zu versichern.

Was die unmittelbaren Veranlassungen zu Karl's Zug nach Italien betrifft, so findet sich in dem gleichzeitigen Berichte seines Leibarztes Alexander Benedict die Behauptung, daß besonders Ludwig Moro, Hercules I. von Ferrara, der Cardinal Julian von Rovere und die eine der beiden Parteien, welche in Genua um die Herrschaft stritten, Karl's abenteuerliche Eroberungssucht genährt hätten. Philipp von Comines führt jedoch noch andere Dinge an, die den König nach Italien lockten, und unter ihnen ganz besonders die demselben eingeflößte Hoffnung, daß Alphons II. im entscheidenden Augenblicke von den Neapolitanern werde aufgegeben werden. Diese Hoffnung beruhte darauf, daß die Söhne des Fürsten von Bisignano und der Fürst von Salerno, Anton von Sanseverino, die sich einst bei der blutigen Verfolgung des neapolitanischen Adels durch Ferdinand und Alphons gerettet hatten (s. S. 58), mit den Reichsbaronen von Neapel eine enge Verbindung unterhielten. Sie waren verkleidet nach Venedig gelangt, und hatten sich dann auf den Rath des venetianischen Senats zum König Karl von Frankreich begeben. Am Hofe des Letzteren lebten damals zwei Männer von geringer Herkunft, welche vor allen Anderen Einfluß auf den König übten und sich durch einen förmlichen, eidlich beschwornen Bund gegen einander verpflichtet hatten, sich wechselseitig beim König zu unterstützen und den Einfluß auf ihn zu theilen. Der Eine dieser Männer war Stephan de Besc, ursprünglich Kammerdiener des Königs, nachher aber Seneschall von Beaucaire und Herr von Grimaut, der andere Wilhelm von Briffonet, einer von den sechs Ober-Finanzverwaltern Ludwig's XI., welcher nach dem Tode seiner Gattin Bischof von St. Malo und Finanzminister (*chef et surintendant des finances*) geworden war. An Beide schlossen jene neapolitanischen Flüchtlinge sich enge an, um durch sie den König auf eine glänzende Gesandtschaft Ludwig Moro's und des Papstes Alexander, welcher damals noch nicht mit dem Könige von Neapel befreundet war, vorzubereiten; und so gelang es leicht, den französischen König trotz des Widerspruches aller seiner Rätthe dahin zu bringen, daß er einen Vertrag mit Ludwig

Moro schloß, in welchem er sich zu einem Kriegszuge gegen Neapel verpflichtete. Die Sache wurde jedoch ganz geheim gehalten; öffentlich ward nur beschlossen, an alle italienischen Höfe Gesandte zu schicken, um genaue Erkundigung über die Lage der Dinge einzuziehen. In jenem Vertrage versprach Karl dem Ludwig Moro, daß er selbst an der Spitze einer sehr ansehnlichen Kriegsmacht nach Italien ziehen, das Königreich Neapel erobern und dann dem Beherrscher von Mailand das Fürstenthum Tarent abtreten wolle; Ludwig Moro dagegen verpflichtete sich, dem Könige zu seinem Zuge zweimalhunderttausend Dukaten zu leihen, dem französischen Heere freien Durchzug durch das Herzogthum Mailand zu gewähren, fünfhundert Reislige (*gens d'armes*) zu demselben stoßen zu lassen und endlich zu gestatten, daß Karl im Hafen von Genua so viele Galeeren, als er nöthig habe, ausrüste.

Ehe noch Karl sein Heer über die Alpen führte, verschaffte sich Ludwig Moro vom deutschen Kaiser Maximilian auf ähnliche Weise einen Rechtstitel an das Herzogthum Mailand, wie einst ein Visconti von Kaiser Wenzel die Würde eines Reichsfürsten erlangt hatte (s. Th. VIII. S. 552). Er bewog nämlich durch viermalhunderttausend Dukaten und durch eine Mitgift von Edelsteinen, welche einen Werth von vierzigtausend Dukaten hatten, den armen, mit Schulden beladenen Kaiser Maximilian, sich am 16. März 1494 zu Innsbruck mit Blanca Maria, einer Schwester des unglücklichen Neffen Ludwig Moro's, zu vermählen. Diese Heirath wurde von der ahnenstolzen Zeit getadelt und geschmäht, weil man unzufrieden war, daß der Kaiser um des Geldes willen die Enkelin eines Bauern zur Gemahlin nahm; die Sache hatte aber noch eine andere Seite, welche weit schimpflicher für Maximilian war. Der Kaiser hatte sich nämlich, was erst später bekannt ward, gegen Ludwig Moro verbindlich gemacht, denselben nach der Auszahlung des letzten Termins jener Summe mit dem Herzogthum seines Neffen zu belehnen, indem Mailand ein erledigtes, dem Kaiser anheimgefallenes Reichslehen sei, weil die drei letzten Herzöge keine Belehnung nachgesucht oder erhalten hätten.

Der König von Frankreich hatte damals seine Absichten auf Neapel theils durch die von ihm nach Florenz und Venedig geschickten Gesandten, theils durch die Anwerbung von Söldnern und

von sechstausend Schweizern, welche allein es mit zwanzigtausend Mann italiänischer Miethtruppen aufnehmen konnten, hinreichend fund gegeben. Alphons von Neapel und Pabst Alexander sahen sich daher ebenso, wie Ludwig Moro es gethan hatte, nach auswärtiger Hülfe um. Sie suchten und fanden dieselbe bei dem türkischen Sultan. Dieser Schritt war in jener Zeit bei christlichen Fürsten ebenso unerhört und schimpflich, als wenn man, was damals oft geschah, einem Privatmanne nachsagte, er habe mit dem Teufel einen Bund geschlossen. Der Pabst handelte dabei gegen einen Prinzen, der sich seinem Schutze anvertraut hatte, noch weit unverantwortlicher, als Maximilian gegen den unglücklichen Herzog von Mailand; denn der Letztere versprach doch nur, ein Verbrechen, welches begangen werden sollte, nicht zu hindern, der Pabst dagegen versprach, es selbst begehen zu lassen.

5. Karl's VIII. Zug nach Italien.

Die Verbindung zwischen dem ärgsten Feinde des christlichen Glaubens und dem sichtbaren Oberhaupte der ganzen christlichen Glaubensgemeinde wurde dadurch erleichtert, daß ein türkischer Thron-Prätendent, der schon seit 1481 ein Schrecken des Sultans gewesen war, sich in der Gewalt des Pabstes befand. Kaiser Mohammed II. war nämlich am 3. Mai 1481, gleich nach seinem vergeblichen Angriff auf Rhodus, gestorben, und hatte zwei Söhne, Bajesid II. und Dschem (in Europa Zizim genannt), hinterlassen, von welchen der Erstere in Amasia, der Andere in Karaman Statthalter war. Ein Recht der Erstgeburt kennt der Orient nicht; auch hatte Mohammed nicht dafür gesorgt, daß ein von ihm gegebenes grausames Gesetz, nach welchem beim Tode eines Sultans alle Brüder des ältesten Prinzen hingerichtet werden sollten, hätte ausgeführt werden können, weil Dschem als Statthalter einer Provinz auch das Commando eines Heeres hatte. Es kam also darauf an, wer von den beiden Brüdern sich der Regierung bemächtigen könne. Der Großwesier, welcher Dschem's Schwäche kannte und ihn zu beherrschen hoffte, erklärte sich zwar öffentlich für Bajesid, begünstigte aber insgeheim dessen Bruder Dschem. Er wurde jedoch in dem Tumult der Janitscharen, welcher bei

Mohammed's Tode wie bei jedem Regierungswechsel ausbrach, erschlagen und Bajesid vom Heere als Kaiser ausgerufen. Der hierauf zwischen den Brüdern entstehende Bürgerkrieg konnte, da die Macht und die militärischen Eigenschaften Beider zu verschieden waren, nicht von langer Dauer sein. Bajesid II. siegte entscheidend, und sein Bruder mußte sich fliehend nach Egypten retten.

Mit dieser Flucht Dschem's beginnt der traurige Roman seines Lebens. Dschem ward auf der ganzen Reise durch Syrien und Palästina als kaiserlicher Prinz mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen aufgenommen, erhielt von den Mamlucken, welche in Egypten herrschten, als Sohn des größten mohammedanischen Fürsten, zugleich mit seiner ganzen Begleitung standesmäßige Wohnung, Bewirthung und Pflege aller Art, machte die Pilgerfahrt nach Mekka und Jerusalem, und wurde nach acht Monaten von vielen unzufriedenen Großen eingeladen, den Krieg mit seinem Bruder aufs neue zu beginnen. Er folgte diesem Rufe, sammelte in Aleppo, wo er am 6. Mai 1482 eintraf, ein Heer, rückte mit demselben in Kleinasien ein, und kam bis in die Gegend von Angora, erkannte aber, sobald einer der Herren, von denen er gerufen worden war, eine Niederlage erlitten hatte, schon am 8. Juni 1482, daß ihm nichts übrig bleibe, als entweder eine leidliche Übereinkunft mit seinem Bruder oder die Flucht ins Ausland. Die Anerbietungen seines Bruders waren nicht von der Art, daß er sie annehmen konnte; er floh also zu den Feinden desselben, und zwar zunächst nach Rhodus.

Hier ward er von den Rhodiser Rittern mit allen Ehren und mit besonderen Feierlichkeiten empfangen; als aber der Sultan dem Orden die glänzendsten Anerbietungen machte, wenn derselbe ihm seinen Bruder auslieferte, hielt man nicht für rathsam, den Prinzen länger in Rhodus verweilen zu lassen. Der Orden faßte, um die Pflicht gegen einen Schützling mit der Rücksicht auf einen mächtigen Nachbar zu verbinden, den Beschluß, daß Dschem aus der Nähe des Sultans entfernt und nach einer französischen Komthurei des Ordens in Sicherheit gebracht werden solle. Die Ritter zeigten übrigens bei dieser Gelegenheit, daß die Großmuth der streitenden hochadeligen Ordensleute nicht größer sei, als die der betenden und büßenden bürgerlichen. Dschem mußte sich nämlich in einem Document,

welches er dem Großmeister des Ordens zustellte, verbindlich machen, alle ihm erwiesene Freundschaft und Gunst sehr theuer zu bezahlen, sobald es ihm gelinge, sich des türkischen Thrones zu bemächtigen. Er versprach, als Beherrscher der Osmanen alle Häfen seines Reiches den Flotten des Ordens öffnen zu lassen, jedes Jahr dreihundert Christensklaven ohne Lösegeld frei zu geben und dem Orden hundertundfünzigtausend Gulden als Ersatz für die Kosten seines Aufenthaltes in Rhodus zu zahlen. Noch weit schimpflicher war jedoch ein anderer Vertrag, den der Orden fast zu gleicher Zeit mit Bajesid II. abschloß, und in welchem er sich verpflichtete, seinen Schützling auch jenseit des Meeres in einer Art von freier Haft zu halten. Der Orden hatte nämlich Gesandte nach Constantinopel geschickt, in deren Begleitung dann ein Bevollmächtigter des Sultans nach Rhodus kam, und dieser schloß mit dem Großmeister der Rhodiser Ritter einen ganz geheim zu haltenden Vertrag, in welchem der Letztere versprach, den Prinzen Dschem auch noch in Frankreich im Gewahrsam des Ordens zu halten, der Sultan aber sich dafür zu einer jährlichen Zahlung von fünfundvierzigtausend Dukaten verpflichtete.

Am 16. Oktober landete Dschem mit seinem Gefolge im Hafen von Nizza. Schon hier, noch mehr aber in Roussillon, wo eine Komthurei des Rhodiser Ordens war, empfand Dschem, daß er bei aller scheinbaren Freiheit, deren er genoß, doch eigentlich ein Gefangener der Ritter sei. Er ward auf der Reise nach Roussillon von einer Anzahl Ritter begleitet und auf Burgen, welche denselben gehörten, in Gewahrsam gehalten, sein ganzes Gefolge aber hatte man schon unterwegs mit Gewalt von ihm getrennt. Bajesid II. war mit der Art, wie die Ritter seinen Bruder gleich einem Gefangenen hielten und beobachteten, so zufrieden, daß er ihnen dafür die rechte Hand des heiligen Johannes des Täufers schenkte, welche in Rhodus als eine Reliquie erster Klasse mit geistlichem und weltlichem Gepränge empfangen wurde. Der Großmeister d'Aubüsson scheint nach den genauen Nachrichten, welche Hammer im zweiten Theile seiner osmanischen Geschichte über die Schicksale und Abenteuer des unglücklichen Dschem gibt, als Kerkermeister des Prinzen mehrere Jahre hindurch mit der Bewachung desselben schändlich getröbelt zu haben. Der Sultan traute zuletzt den Rittern nicht mehr, und suchte den

König von Frankreich dahin zu bringen, daß derselbe den Flüchtling, den die Ritter in einem zu diesem Zwecke erbauten sehr festen Thurm bewahrten, dem Großmeister entziehe und an ihn ausliefere. Er schickte deshalb Gesandte nach Frankreich. Allein die Auslieferung Dschem's ließ sich mit Karl's VIII. Planen gegen Constantinopel nicht wohl vereinigen, und die Reliquien, welche Bajesid dafür anbot, waren sehr im Werthe gesunken, weil die Griechen in den letzten Jahren die Leichtgläubigkeit der Lateiner gar zu arg mißbraucht hatten. Die türkischen Gesandten erreichten also ihren Zweck nicht. Dagegen hatte sich Pabst Innocenz VIII. erboten, den Prinzen nach Rom zu nehmen. Dies paßte zu Karl's Planen sehr gut, und der Großmeister, welcher von Beiden abhängig war, mußte einwilligen, daß Dschem nach Rom gebracht wurde.

Der Pabst gewährte dem Orden zum Ersatz für die fünfundvierzigtausend Ducaten, die er jährlich vom Sultan erhalten hatte, viele neue Freiheiten und Begünstigungen, und ertheilte dem Großmeister d'Aubüsson den Kardinals-Hut. Dschem, welcher vor seinem Einzuge in Rom (14. März 1489) bei des Pabstes Sohn Franzeschino Gibo eingekerkert war, lebte im Vatican freier und besser, als vorher in d'Aubüsson's Thurm. Er wurde zwar drei Jahre nachher, als Innocenz starb, in die Engelsburg gebracht, kam aber, sobald Alexander VI. gewählt worden war, in den Vatican zurück. Alexander VI., welchem Alles feil war, handelte auch über das Leben des ihm anvertrauten Verfolgten mit dem Verfolger desselben. Er trat nicht bloß mit Bajesid II. in Verbindung, sondern schickte auch, was bisher noch kein Pabst gethan hatte und nicht thun durfte, Gesandte nach Constantinopel. Er erbot sich nämlich, für eine von dem Sultan jährlich zu entrichtende Summe von vierzigtausend Ducaten den Bruder desselben in Gewahrsam zu halten, für die einmalige Zahlung von dreimalhunderttausend Ducaten aber ihn aus dem Wege zu räumen. Wir würden, wenn nicht die von Belin 1759 zu Besançon aufgefundene und dem französischen Staatssekretär eingesendete Correspondenz Alexander's mit Bajesid II. uns den urkundlichen Beweis lieferte, nicht wagen, mit Roscoe im Leben Leo's X. zu berichten, daß es einen Pabst geben konnte, der dem türkischen Kaiser anbieten durfte, ihm für Geld behülflich zu sein, daß sein Bruder aus der Welt geschafft werde. Die Unterhandlung zwischen dem

Papste und dem Sultan war noch im Gange, als Karl VIII. in Rom eintraf. —

Karl's Zug nach Italien ward von allen verständigen Männern abgerathen. Philipp von Comines, welcher damals wieder in diplomatischen Geschäften gebraucht wurde und dem Könige in Italien sehr nützlich war, gesteht ein, daß Karl niemand befragt habe *). Auch war über das Unternehmen noch kein förmlicher Beschluß gefaßt, als Karl schon ein Heer geworben, achttausend Schweizer in Dienst genommen und die Ritterschaft zu einem glänzenden Turnier nach Lyon entboten hatte. Comines berichtet auch, daß lange Zeit hindurch bald Befehl, bald Gegenbefehl gegeben worden sei, bis endlich am 23. August 1494 plötzlich der Marsch angetreten ward.

Die Verwaltung des Reiches überließ der König bei seinem Abmarsch dem Herzoge von Bourbon und der Gemahlin desselben, seiner Schwester, welche während seiner Minderjährigkeit die Regierung geführt hatte. Den Herzog von Orleans schickte er nach Marseille und von dort nach Genua, um eine Flotte zu sammeln, welche die Neapolitaner zur See schrecken sollte. An Truppen fehlte es dem Könige nicht; denn es heißt, daß sein dreißigtausend Mann starkes Heer schon in Toscana auf sechszigtausend Mann angewachsen sei. Dagegen litt er aber, schon ehe das Heer nur ausmarschirt war, an Geldmangel. Um nur den Marsch antreten zu können, mußte Karl von der Bank der Soli in Genua hunderttausend Dukaten leihen und für diese Summe einen Zins von vierzehntausend Dukaten in vier Monaten versprechen; nachher nahm er noch fünfzigtausend Dukaten bei einem Mailänder Bankier auf. Die letztere Summe erhielt er nur durch Ludwig Moro's Vermittlung und unter der Bürgschaft verschiedener Herren, zu welchen auch Philipp von Comines gehörte **). Diese geborgten Summen reichten jedoch nicht weit; denn schon in Turin war Karl so sehr von Geld entblößt, daß er sich von der Herzogin von Savoyen ihr Geschmeide erbat, um auf dasselbe

*) Tout homme sage et raisonnable blasmoit l'allée de par de là par plusieurs raisons et par être là sur les champs au mois d'Aoust sans argent et sans autres choses nécessaires.

***) Et y fut pour ma part pour six mille ducats.

zwölftausend Dukaten zu leihen *). Gleich darauf, als er mit der jungen Markgräfin von Montferrat, einer Tochter des Fürsten von Servien, zusammentraf, versetzte er auch den Schmuck dieser Fürstin für zwölftausend Dukaten.

In Pavia, wo Karl den unglücklichen Johann Galeazzo Sforza sehr krank (wahrscheinlich in Folge von langsam wirkendem Gifte) und nebst seiner Gemahlin und seinen Kindern in der Burg gefangen antraf, kam Ludwig Moro zu ihm. Die wenigen freundlichen Worte, welche der König dort zu dem unglücklichen Neffen Ludwig's sprach, weckten Besorgniß und Verdacht in der Brust des gräßlichen Oheims. Als nun gar Johann Galeazzo's Gemahlin, die Tochter des Königs Alphons II. von Neapel, weinend und mit fliegendem Haare zu Karl's Füßen stürzte und um Frieden für ihren Vater, um Schutz für ihren Gemahl und für ihren unmündigen Sohn bat, ward Karl's Besuch in Pavia ein Todesurtheil für Johann Galeazzo. In Piacenza, wo Karl am 22. Oktober ankam, erhielt er die Nachricht von Johann Galeazzo's Tode, welchen höchst wahrscheinlich Ludwig durch eine neue Dosis Gift beschleunigt hatte. Wir wagen in diesem Falle mit einiger Bestimmtheit von Vergiftung zu reden, weil hierin alle Schriftsteller übereinstimmen, und weil die Giftmischerei damals so allgemein und so wissenschaftlich in Italien betrieben ward, daß niemand, dessen Tod irgend einem schlechten Menschen nützen konnte, seines Lebens recht sicher war. Ludwig Moro, welcher schon im März des Jahres 1494 durch den oben erwähnten Vertrag mit Kaiser Maximilian die Einleitung zur Benutzung des Mordes seines Neffen getroffen hatte, versammelte in Mailand sogleich eine Anzahl Herren, führte Gründe an, warum jetzt unmöglich ein Kind den Titel Herzog von Mailand erhalten könne, und ließ sich dann selbst zum Herzog krönen. Die Wittve des Ermordeten und sein junger Sohn Franz blieben in der Burg von Pavia gefangen. Leider ist ein von Kaiser Maximilian zu Antwerpen ausgestelltes Diplom vorhanden, in welchem das Herzogthum Mailand als erledigtes Reichslehen an Ludwig verliehen wird; doch ward dasselbe erst dann ausgestellt, als Ludwig längst im Besitze war.

*) Il emprunta les bagues de Madame de Savoye, fille du feu marquis de Montferrat et veufve du duc Charles de Savoye, et les mit en gage pour douze mille ducats.

Widerstand fand Karl eigentlich nirgends, obgleich Alphons II. seinen Sohn Ferdinand mit einem Heere in den Kirchenstaat und seinen Bruder Friedrich mit einer Flotte an die ligurische und toscanische Küste geschickt hatte. Beide kamen zurück, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, die Franzosen aufzuhalten, obgleich die drei Generale, welche einzelne Abtheilungen von Ferdinand's Heer commandirten, in den folgenden Kriegen als Feldherren den größten Ruhm erlangt haben. Die Franzosen und die unter Karl dienenden Schweizer waren den elenden italiänischen Heeren, welche ihnen gegenüber standen, im Felde weit überlegen. Sie übten aber so schauderhafte Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, daß Karl's Zug einem Einfalle der Mongolen glich, weil oft die ganze Bevölkerung einzelner Orte niedergemetzelt ward.

In Viazenza war man einige Zeit ungewiß, ob man nicht in den Pässen, welche nach Toscana führten, Widerstand finden werde und also eine andere Richtung einschlagen müsse. Man erfuhr jedoch bald, daß Peter von Medicis mit den Florentinern, deren Republik er regierte, nicht einig sei, und daß deshalb eine lange Vertheidigung der befestigten Orte im Gebirge nicht zu befürchten wäre. Der von den Franzosen eingeschlagene Weg wäre leicht zu sperren gewesen; denn er führte durch die sogenannte Lunigiana, ein kaum zwei Stunden breites Meerufer, an welchem das Heer durch die Burg Sarzana und die Citadelle von Sarzanello, sowie nachher durch das befestigte Pietra Santa leicht so lange hätte aufgehalten werden können, bis Mangel an Geld und an Vorräthen es zur Rückkehr genöthigt hätte. Dies geschah jedoch nicht, weil Peter von Medicis, von einer Revolution in Florenz bedroht, beim Könige im Lager erschien und ihm die genannten festen Plätze übergeben ließ. Nachher wurden den Franzosen sogar auch noch Livorno und Pisa eingeräumt. Dies schien den Florentinern, welche seit 1406 Pisa unter ihrer Herrschaft gehabt hatten, ein großes Staatsverbrechen zu sein, weil Peter als Haupt der nach Sarzana abgeordneten florentinischen Gesandtschaft sich, nach dem Zeugnisse aller Schriftsteller, nicht bloß ungeschickt, sondern auch treulos benommen hatte. Sobald derselbe daher nach Florenz zurückgekehrt war, wurde er zuerst aus dem Regierungs-Collegium der von ihm und seiner Partei bis dahin unbedingt beherrschten Stadt

außgeschlossen, und dann rief man nach alter Sitte das Volk zur Freiheit auf. Peter war dem Sturme nicht gewachsen und entfloh, begleitet von seinen Brüdern, dem Cardinal Johann von Medicis und dem jüngeren Julian, aus der Stadt. Er wurde hierauf in Florenz für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und begab sich zuerst zu Johann Bentivoglio nach Bologna und, als er hier nicht aufgenommen wurde, nach Venedig. An die Spitze des empörten florentinischen Volkes stellte sich Hieronymus Savonarola, der berühmteste Prediger und Prophet Italiens, dessen klassische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ihm ein ebenso großes Ansehen unter den Gelehrten verschafften, als sein strenges Leben und seine Bußpredigten ihm schon seit vielen Jahren unter dem Volke erworben hatten (s. Th. IX. S. 464 ff.). Gleichwohl konnte Savonarola, weil er eine ähnliche Lehre über Staat und Kirche predigte, wie die ersten Wiedertäufer und die Urheber des Bauernkrieges in Deutschland, nicht verhindern, daß der Pöbel zu Florenz eine vandalische Zerstörung an den Palästen, Kunstschätzen, Alterthümern und Sammlungen der Medicis übte. Comines gibt nur den Geldverlust an, welchen Peter von Medicis dadurch erlitt; dieser war aber das Geringste *).

König Karl nahm seinen Weg nach Florenz über Pisa, und gab dieser Stadt ihre Unabhängigkeit wieder. In Florenz, wo er vom 17. bis zum 28. November 1494 verweilte, bestand er anfangs darauf, daß man die Medicis, d. h. Peter und seine Brüder, zurückrufe; dies ward jedoch von der neuen Regierung standhaft verweigert. Es gab darüber sogar einen sehr ernstern Austritt zwischen dem Könige und den florentinischen Bevollmächtigten, welchen die Franzosen selbst uns berichten, den wir aber nicht für glaubhaft halten würden, wenn nicht die französischen Nachrichten mit der Erzählung des Florentiners Guicciardini wörtlich übereinstimmten. Guicciardini berichtet, bei den in Gegenwart Karls vorgenommenen Friedensverhandlungen habe der Secretär des Königs sehr hart Bedingungen vorgelesen, und darüber sei Peter Capponi so heftig erbittert worden, daß er den Entwurf des abzuschließenden Vertrages dem Secretär aus der Hand genommen und vor den Augen

*) Ce qu'il perdit ce jour en la cité, valoit cent mille escus et plu

des Königs zerrissen habe. „Wenn's so gehen soll“, habe er ausgerufen, „so mögt ihr euere Soldaten zum Kampfe rufen, wir lassen Sturm läuten!“ *) Was übrigens auch von Peter Capponi, welcher einige Monate vorher Gesandter in Frankreich gewesen war, gesagt worden sein mag, ausgemacht ist, daß der König sehr billige Bedingungen gewährte. Karl nahm nicht nur die Republik Florenz auf ewige Zeiten in den Schutz der französischen Krone, sondern er versprach auch die Zurückgabe von Livorno und Pisa, sobald er den Zug nach Neapel vollendet haben werde, spätestens aber innerhalb zweier Jahre. Ferner gestand er zu, daß es mit Pietra Santa, Sarzana und Sarzanello auf ähnliche Weise gehalten werden sollte. Die Regierung, die Gerichtsbarkeit und die Abgaben-Erhebung in den besetzten Plätzen sollten den Florentinern bleiben, welche aber ihrerseits an Pisa den Abfall nicht rächen dürften. Außerdem sollten zwei Bevollmächtigte des Königs so lange, als der Zug dauere, in Florenz bleiben, und ohne deren Zustimmung nichts vorgenommen, sowie kein Generalbefehlshaber gewählt werden. Endlich ward noch, was neben diesen und anderen, den Umständen nach für Karl ganz unbedenklichen Punkten die Hauptsache war, dem dringenden Geldmangel des Königs abgeholfen, indem die Florentiner sich verpflichteten, innerhalb vierzehn Tagen fünfzigtausend Dukaten, dann bis zum März 1495 noch weitere vierzigtausend und nachher bis zum Juni noch dreißigtausend zu zahlen. In Betreff der Medicis wurde ausgemacht, daß die gegen Peter und seine Brüder ausgesprochene Verbannung und Güter-Einziehung aufgehoben werden sollte, daß aber jene Drei sich hundert Miglien von den Grenzen der Florentiner entfernt halten mußten.

Im Anfange des Januar 1495 war Karl in Rom, aus welcher Stadt die neapolitanischen Truppen sich bereits zurückgezogen hatten. Der Pabst unterhandelte von der Engelsburg aus mit dem französischen Könige. Schon am 11. Januar waren Beide über einen Vertrag einig; denn der König hatte Eile und der Pabst mußte fürchten, daß Karl dem Kardinal Julian von Rovere, der mit ihm aus Frankreich zurückgekehrt war, Gehör geben und ihn selbst ab-

*) Poi che si domandano cose si dioneste, voi sonerete le vostre trombe e noi soneremo le nostre campane!

setzen lassen werde. Der Pabst versprach, Karl als König von Neapel anzuerkennen und den französischen Bischof Briffonet zum Kardinal zu machen. Auch wollte er den türkischen Prinzen Dschem auf einige Zeit in die Hände des Königs geben, weil dieser weit aussehende Pläne auf das türkische Reich hatte. Als Unterpfänder überließ er dem Könige Terracina, Civita Vecchia und Viterbo, und außerdem sollte ihn der Sohn des Pabstes, der Kardinal Cäsar Borgia, gewissermaßen als Geißel nach Neapel begleiten. Mit Dschem unterhielt sich Karl am 16. Januar in Gegenwart des Pabstes sehr freundlich, und Dschem genoß einen Monat lang in Karl's Umgebung der Freiheit und fürstlicher Ehren. Schon vier Wochen nach Karl's Abzug aus Rom (23. Februar) starb jedoch der unglückliche Prinz, und da der Pabst Alexander und sein Sohn Cäsar jedes Verbrechens für fähig gehalten wurden, so glaubte man allgemein, daß Alexander in Erwartung einer vom Sultan Bajesid II. versprochenen Geldsumme ihn habe vergiften lassen.

Karl verließ Rom schon am 23. Januar 1495 wieder. An demselben Tage legte der König von Neapel, Alphons II., der sich zugleich von dem französischen Heere und von einem Aufstande im Inneren bedroht sah, mit Einwilligung seines Bruders Friedrich die Krone nieder, und ließ seinen damals vierundzwanzig Jahre alten Sohn, Ferdinand II., zum Könige ausrufen. Der rohe und grausame Tyrann ward von einem solchen panischen Schrecken oder nach der gewöhnlichen Schilderung desselben von einem solchen Wahnsinn ergriffen, daß er nicht in dem Reiche zu bleiben wagte, sondern, ohne seinem Sohne oder seinem Bruder Nachricht davon zu geben, wie von bösen Geistern oder von Gespenstern verfolgt in Begleitung seiner Stiefmutter, der Schwester Ferdinand's der Katholischen, welchem damals Sicilien gehörte, mit vier Galeeren nach dieser Insel floh *). Er starb bald nachher (Novembe 1495) zu Messina in einem Kloster an der allerschmerzlichsten Art von Ausfaß.

*) Les uns disoient, sagt Comines, qu'il alloit au Turc; autres disoient que c'estoit pour donner faveur à son fils, qui n'estoit point hay a royaume; mais mon avis fut toujours, que ce fut par vraye laschet car jamais homme cruel ne fut hardy.

Sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand II., war, wie es schien, den Neapolitanern keineswegs verhaßt; gleichwohl erkannte derselbe, als er bei San Germano und bei Capua die Franzosen aufhalten wollte, daß er seine Neapolitaner niemals dahin bringen werde, einen Widerstand auch nur zu versuchen. Die Franzosen konnten daher auch mit Recht prahlen, daß sie von Bienne bis nach Neapel mit hölzernen Sporen geritten seien, und daß sie Fouriere mit Kreide in der Hand vorausgeschickt hätten, um ihre Quartiere in den Städten zu bezeichnen. Ferdinand II. sah sich sogar in seiner eigenen Residenz verlassen, und floh mit seinem Oheim Friedrich und seiner kleinen Tochter zu Schiffe auf die Insel Ischia. Das ganze Reich Neapel bis zu den äußersten Küsten desselben kam schnell in die Gewalt der Franzosen, denen alle Festungen und Städte ohne Widerstand übergeben wurden, und die Herren und Barone des Landes, sogar die nächsten Anverwandten des Marquis von Pescara, welchen Friedrich im Castel nuovo zurückgelassen hatte, erschienen in Neapel, um dem König Karl zu huldigen. Auch Ferdinand flüchtete sich deshalb schon im März 1495 von Ischia nach Sicilien, nachdem er den Oberbefehl auf jener Insel dem Inigo von Avalos, einem Bruder des Marquis von Pescara, übertragen hatte. Karl eilte hierauf, alle Stellen und Güter der Neapolitaner an Franzosen und an die ihn begleitenden Generale zu vertheilen. Er gab unter Anderen die sehr großen Besitzungen des Grafen von Acri und des Marquis von Squilace dem Schotten Eberhard Stuart, der in Frankreich Herr von Aubigny hieß, weshalb auch jene beiden Herren nach Sicilien sich flüchteten.

Ganz Europa staunte über die unerhört schnelle Besetzung des ganzen Landes Italien von Asti an bis nach Otranto, Messina und Bari hin; alle Welt war aber noch mehr überrascht, als die Eroberungen der Franzosen schon in demselben Jahre, in welchem sie gemacht worden waren, ebenso schnell wieder verloren gingen. Karl und die französischen Herren seines Gefolges beschäftigten sich nämlich in Neapel nur mit Festen und Zerstreungen, mit Rauben und Geld-Eintreiben, beleidigten durch ihren unerträglichen Stolz und ihre Leichtfertigkeit die neapolitanischen Barone, und verleibeten dem leichtsinnigen Volke des Landes sehr bald die tolle Gunst, mit der es sich ihnen überall in die Arme geworfen hatte. Während

sie aber auf diese Weise unbedachtsam und sorglos die Herren spielten, stifteten Ludwig Moro und die Venetianer mit dem Pabste, dem Kaiser Maximilian und den Reichen Aragonien und Castilien einen furchtbaren Bund gegen Frankreich, und sobald dieser Bund, von welchem der damalige Gesandte Karl's in Venedig, Philipp von Comines, schon lange vor seinem Abschluß Meldung gemacht hatte, zu Stande gebracht war, mußte Karl an die Rückkehr denken; denn er war sonst in Gefahr, mit seinem Heere von Ludwig Moro, von den Venetianern und vom Kaiser ganz eingeschlossen zu werden. Sein Heer bestand zwar, als er in Neapel einzog, trotz aller unterwegs zurückgelassenen Besatzungen, noch aus achtunddreißigtausend Mann; aber woher sollte er das Geld zur Bezahlung desselben nehmen, als der Pabst, Venedig und Ludwig Moro von seinem Bunde abfielen? Ludwig Moro fürchtete den Herzog von Orleans, welcher das Herzogthum Mailand als Erbtheil seiner Großmutter Valentine Visconti in Anspruch nahm. Pabst Alexander war gleich Anfangs ein sehr unzuverlässiger Bundesgenosse gewesen, und Karl hatte, schon ehe er nach Neapel kam, gewußt, daß derselbe sich mit seinen Feinden verbinden werde, weil Cäsar Borgia, den ihm Alexander als Geißel seiner Treue mitgegeben hatte, schon zu Velletri entflohen war.

Das Bündniß gegen Karl ward am 31. März 1495 in Venedig geschlossen, und hatte den Zweck, die Franzosen gänzlich aus Italien zu vertreiben. Um dies von Sicilien her zu bewerkstelligen, schickte Ferdinand der Katholische einen der größten Feldherren jener Zeit, den Gonzalvo Fernandez de Aguilar, nach Italien. Dieser Feldherr, welcher unter dem Namen Gonzalvo von Cordova unsterblich geworden ist, hatte in einem Kriege mit Granada ein national-spanisches Heer gebildet, und eine den übrigen europäischen Staaten damals ganz fremde Kriegskunst angewendet, und von dem Augenblicke seiner Erscheinung an erlangten die spanischen Truppen neben den Schweizern den ersten Platz unter den Heeren Europa's.

König Karl mußte, sobald er von dem gegen ihn beschlossenen Bunde Nachricht erhielt, voraussehen, daß die Spanier ihn von Sicilien her angreifen und die von ihm gebrückten und mißhandelten Neapolitaner sich empören würden. Er entsagte daher allen

weiteren Eroberungsplänen, um eilig nach Frankreich zurückzukehren. Nachdem er sich zuvor noch feierlich zum König von Neapel hatte krönen und salben lassen, brach er mit dem Kern seines Heeres schnell nach Rom auf, damit die Verbündeten ihm nicht den Weg über die Apenninen versperrten. Fünftausend Mann Franzosen blieben im Königreiche Neapel zurück, zu dessen Generalstatthalter Karl den Herzog von Montpensier, ein Glied der Familie Bourbon, ernannt hatte. Als Statthalter von Calabrien war der kurz zuvor erwähnte Eberhard Stuart, Herr von Aubigny, eingesetzt worden, welchen Karl zum Connetable von Neapel gemacht hatte. Stephan de Vesc, welcher zum Herzog von Nola erhoben worden war, blieb als Commandant in Gaëta, Gabriel von Montfaucon in Manfredonia, Georg Sully in Tarent. Am ersten Juni kam Karl nach Rom, von wo der Papst bereits mit seinen Truppen nach Perugia geflohen war. Karl ließ ihn zwar seiner Freundschaft versichern, konnte ihn aber dadurch nicht zur Rückkehr bewegen. Die Venezianer bewahrten den Schein der Freundschaft, obgleich ihr General Franz Gonzaga, Markgraf von Mantua, Oberbefehlshaber des gegen die Franzosen bestimmten Heeres war. Doch kehrte Philipp von Comines aus Venedig zu Karl zurück, den er in Siena traf. Er brachte die genauesten Berichte über die Lage der Dinge mit; denn er hielt enge Verbindungen mit venetianischen Senatoren.

Über den weiteren Marsch der Franzosen hat Philipp von Comines uns einen Bericht hinterlassen. Er tadelt den König, daß derselbe sich viel zu lange in Toscana verweilt habe. Die Schwierigkeit des Überganges über die damals ganz unwegsamen Apenninen schildert Comines ungemein fürchtbar. Sie war um so größer, da die Franzosen die ganze Beute, die sie auf ihrem Zuge gemacht hatten, sowie sehr schweres Geschütz mit sich führten *). Comines fügt hinzu, daß die Deutschen, wie er die Schweizer nennt, ganz allein dem Könige aus der Noth geholfen hätten, indem sie das Geschütz über das Gebirg brachten. Er rühmt ihre

*) Il y avoit grande famine et des montagnes très-hautes et très-aspres, où onques homme ne passa artillerie grosse, comme sont canons et grosses coulevrines, qui lors y passèrent.

Anstrengungen dabei fast auf dieselbe Weise, wie die Franzosen die Arbeiten bei Bonaparte's Übergang über den St. Bernhard zu rühmen pflegen.

Glücklicher Weise versuchten die Italiäner nicht, den König am Übergange zu hindern. Sie erwarteten ihn statt dessen am Ausgange des Thales von Fornuovo, durch welches er bei Pontremoli vorbei in die parmesanische Ebene herabzog, und hier kam es dann am 7. Juli 1495 zum Kampfe. Den ausführlichsten Bericht über das Treffen bei Fornuovo gibt uns Philipp von Comines, welcher dabei zugegen war. Vor dem Beginne des Kampfes war Philipp vom König beauftragt worden, eine freundliche Unterhandlung mit den beiden venetianischen Proveditoren beim feindlichen Heere einzuleiten, und Karl hatte durch ihn denselben erklären lassen, daß er keine feindliche Absicht habe, sondern nur friedlich nach Hause zu ziehen wünsche. Allein es war zum Unterhandeln bereits zu spät; die beiden Heere standen sich schon allzu nahe, und die verbündete Macht unter Franz Gonzaga war den Franzosen zu sehr an Zahl überlegen, als daß die Venetianer das Anerbieten Karl's hätten annehmen und den Franzosen freien Abzug gestatten können. Sie bereuten dies freilich bald, weil die Franzosen nicht, wie die Italiäner, in geschlossenen Abtheilungen (*esquadre par esquadre*) den ganzen Tag kämpften, ohne dabei viele Leute zu tödten, sondern vielmehr ritterlich fechtend mit Lanzen und Schwertern wüthend auf den Feind losstürzten. Das Treffen bei Fornuovo war, nach Comines Bericht, ein wilder und zerstreuter Kampf, in welchem durch das Geschütz kaum ein Duzend Leute umkamen, wohl aber in den zwei Stunden oder, wie Comines sagt, in der Viertelstunde des heftigsten Gefechtes einige tausend Italiäner und unter diesen sehr angesehene Herren erschlagen wurden. König Karl selbst, der wie ein gemeiner Rittersmann kämpfte, war einen Augenblick lang in großer Gefahr, weil Alle, die ihn umgaben, sich durch die Hitze des Kampfes fortreißen ließen. Die Franzosen schlugen sich durch die Feinde hindurch, ihr ganzes Gepäck aber und unermessliche Beute fiel in die Hände der Italiäner.

Die Franzosen nahmen ihren weiteren Weg über Piacenza Asti und Turin. Während des Aufenthaltes in der letzteren Stad

wurde Karl durch die Nachricht erschreckt, daß Herzog Ludwig von Orleans, sein muthmaßlicher Thronfolger, in Gefahr sei, ein Gefangener des Herzogs von Mailand zu werden. Ludwig war nämlich, nachdem er kurz vorher von Asti aus die Stadt und Burg von Novara erobert hatte, so unvorsichtig gewesen, sich selbst nach Novara zu begeben, und ward hier von dem Heere der Venetianer angegriffen, welches nach dem Treffen bei Fornuovo zur Wiedereroberung dieser Stadt aufgebrochen war, und den Herzog wegen des in Novara herrschenden Mangels an Lebensmitteln in große Gefahr brachte. Karl rettete ihn dadurch, daß er eine zwischen dem treulosen und grausamen Herzoge von Mailand und den Venetianern entstandene Spannung benutzte, um dem Ersteren einen Frieden anbieten zu lassen. Dieser Frieden kam am 10. Oktober 1495 in Bercelli zu Stande, und der Preis desselben war Novara. Der Herzog von Orleans durfte abziehen, und das Schloß von Genua ward einstweilen dem Herzog Herkules von Ferrara eingeräumt.

6. Neapel nach dem Abzuge Karl's VIII.

Den Zustand Italien's kurz vor und kurz nach Karl's VIII. Zug hat Sismondi im zwölften Bande seines Werkes über die Geschichte der italiänischen Republiken sehr gut geschildert; wir begnügen uns, auf ihn zu verweisen, und deuten blos den Faden der politischen Geschichte dieses Landes an. Karl drohte von Frankreich aus wiederholt, mit einem stärkeren Heere nach Italien zurückzukommen. Da dies unterblieb, so war Italien nach der Entfernung der Franzosen wieder zwei Jahre lang den Rabalen, Zwistigkeiten und Kriegen seiner Aristokratieen, seiner Fürsten und des Pabstes überlassen. Wir dürfen in das Labyrinth der einzelnen Geschichten nicht eingehen, und können Alles, was Venedig und Mailand betrifft, einstweilen übergehen; nur der Geschichte von Neapel und Florenz und der Plane Cäsar Borgia's müssen wir des Folgenden wegen hier kurz gedenken.

In Neapel sahen sich die Franzosen, welche Karl in den verschiedenen Theilen dieses Reiches zurückgelassen hatte, gleich nach dem Abmarsch ihres Hauptheeres von allen Seiten her angegriffen. Nicht nur die Spanier landeten an der Küste von Unteritalien,

sondern auch die wankelmüthigen Neapolitaner, welche die Franzosen herbeigerufen und mit offenen Armen aufgenommen hatten, riefen jetzt mit gleicher Hefigkeit ihren König Ferdinand II. zurück, und erhoben sich überall gegen die Franzosen. Schon als Karl VIII. den Zug gegen Neapel machte, waren beim Pabste zwei Gesandte des aragonischen Königs, Ferdinand's des Katholischen, angekommen, und diese hatten sich dann in Karl's Lager zu Belletri begeben, gegen dessen Marsch protestirt und die Ansprüche Aragonien's auf Neapel, welches einst der Oheim des Königs von Aragonien, Alphons V., seinem natürlichen Sohn Ferdinand I. abgetreten hatte, geltend gemacht. Es heißt sogar, die stolzen Spanier hätten den Vertrag, durch welchen Ferdinand gegen die Abtretung von Roussillon und Cerdagne in Karl's Zug eingewilligt hatte, mit ins Lager gebracht und der eine von ihnen, Anton Fonseca, habe denselben in des Königs Gegenwart zerrissen. Außerdem hatte Ferdinand der Katholische schon damals den bedeutendsten General seines Reiches, Gonsalvo von Cordova, mit einem auserlesenen Heere nach Sicilien geschickt. Dieser landete, sobald Karl das eroberte Reich wieder verlassen hatte, in Calabrien. Er hatte nur etwa sechstausend Mann bei sich, wurde aber nichts destoweniger nach spanischem Styl zum Generalissimus (Gran Capitano) ernannt, und dieser Titel ward und blieb nachher in der Bedeutung großer Feldherr für Gonsalvo seiner Thaten wegen ein ehrender Beinamen.

Gonsalvo landete also in Calabrien; zugleich kehrte der vor den Franzosen entflohene König von Neapel, Ferdinand II., in sein Reich zurück und wurde in Reggio, wo er ans Land stieg, mit Jubel aufgenommen; überdies erschienen auch noch die Venetianer mit einer Flotte vor Monopoli und eroberten diese Stadt. Karl's Connetable, Eberhard Stuart, Herr von Aubigny, schien daher verloren. Allein es zeigte sich bald, daß Ferdinand's Neapolitaner, obgleich sie durch Gonsalvo mit etwa sechstausend Spaniern unterstützt wurden, den Franzosen in offenem Felde nicht gewachsen seien. Gonsalvo rieth dem Könige, sich mit seinen unzuverlässigen Calabresen, welche bessere Räuber als Krieger sind, nicht gegen ritterliche Franzosen und erprobte Schweizer, welche d'Aubigny und Prey anführten, in einen Kampf einzulassen; Ferdinand ver

schmähte aber diesen Rath und ward bei Seminara von dem kleinen Heere der Franzosen so vollständig geschlagen, daß er und Gonsalvo eilig nach Sicilien zurückkehren mußten. Gleich im Anfange dieses Krieges wurde die Einwohnerschaft der beiden Städte Monopoli und Gaëta auf eine graufige Weise aufgerieben, weil die venetianischen Stratioten (Dalmatier) und die Franzosen mit gleicher Unmenschlichkeit verfuhrten. In Monopoli ward die Bevölkerung der Stadt durch die daselbst gelandeten Venetianer mit solcher Wuth niedergehauen, daß der Admiral der Letzteren Mühe hatte, die Weiber und Kinder, welche in die Kirchen geflohen waren, vom Tode zu retten. In Gaëta wollte die Bürgerschaft die kleine französische Besatzung überfallen, und diese rächte sich dafür durch ein Tag und Nacht hindurch fortgesetztes vertilgendes Morden.

Ferdinand II. fand in Sicilien neue spanische Truppen für Gonsalvo, sowie eine Flotte; er schiffte sich daher um die Zeit, als König Karl Pontremoli erreichte, aufs neue nach seinem Reiche ein. Er landete mit einer Flotte, welche der Spanier Requesens commandirte, im Golf von Salerno, fand in dieser Stadt, sowie in Amalfi und la Cava günstige Aufnahme, und wurde dann von den Neapolitanern, welche Montpensier anfangs in Furcht hielt, eingeladen, durch eine Landung bei ihrer Stadt die Franzosen aus derselben zu locken, worauf die Einwohner hinter ihrem Rücken sich empören wollten. Dies geschah am 7. Juli: während Montpensier gegen die gelandeten Aragonier auszog, schlossen die Neapolitaner die Thore ihrer Stadt und erschlugen die zurückgebliebenen Franzosen, Ferdinand aber schiffte schnell seine Aragonier wieder ein, setzte sie auf der entgegengesetzten Seite der Stadt ans Land, und rückte von hier aus in die Stadt ein. Montpensier mußte einen Umweg machen, um die Burgen St. Elmo, Castel nuovo und Castel d'Uovo, welche noch in seiner Gewalt waren, wieder zu erreichen, sah sich aber schon am folgenden Tage mit sechstausend Mann in diesen drei Forts enge eingeschlossen. Ferdinand, welcher damals seinen besten General, Alphons de Avalos, Marquis von Pescara, durch Meuchelmord verlor, gewann dafür den nachher unter Karl V. unsterblich gewordenen Prosper Colonna, den der Cardinal Ascanius Sforza beredete, mit seiner ganzen Familie von der Partei der Franzosen abzufallen und zu

den Spaniern überzugehen, obgleich Colonna im Dienste der Ersteren sich gebildet und ihnen viel zu verdanken hatte.

Eine Stadt nach der anderen wurde den Franzosen entzogen; doch behaupteten sich d'Albigny, Precy und der Fürst von Bisignano im Süden, sowie Montpensier in den genannten drei Burgen bis zum Oktober, weil König Karl versprochen hatte, gleich nach seiner Ankunft in Frankreich eine Flotte und ein Heer nach Neapel zu schicken. Beide blieben jedoch aus, und die drei französischen Befehlshaber im Süden faßten daher den Beschluß, daß d'Albigny nach Calabrien gegen Gonsalvo marschiren, Precy und Bisignano aber den Herzog von Montpensier entsetzen sollten. Das Letztere ward nicht erreicht, obgleich die Franzosen sich den Neapolitanern und den Aragoniern im Felde überall überlegen zeigten. Doch gelang es dem Herzoge von Montpensier, sich mit einigen tausend Mann aus den Forts zu ziehen und mit Precy zu vereinigen. Die Forts selbst wurden hierauf von einer Handvoll Franzosen Monate lang gegen die gesammte neapolitanische Macht vertheidigt; eines derselben behauptete sich sogar bis zum Februar 1496.

Auch in Calabrien, wo die Franzosen im Anfange des Jahres 1496 zu gleicher Zeit von den Venetianern zur See und von Gonsalvo zu Lande bedrängt wurden, wehrten sie sich mit bewundernswürdiger Tapferkeit gegen ihre Feinde. Die Venetianer hatten nicht bloß eine Flotte geschickt, um in Calabrien Gonsalvo von Cordoya gegen den Herrn von Albigny zu unterstützen, sondern sie gaben auch ein Anlehen von fünfzehntausend Dukaten her, und beorderten ihren Feldherrn, Franz Gonzaga, von Mantua aus über San Germano und Benevent ins Neapolitanische einzurücken und seine Streitkräfte besonders gegen Montpensier zu richten. Sie hatten übrigens gesorgt, daß sie für ihre Hülfe reichlich entschädigt würden; denn der bedrängte König von Neapel mußte ihnen eine Schuldverschreibung von zweimalhunderttausend Dukaten ausstellen und zum Unterpfande die Städte Otranto, Brindisi, Monopoli, Trani und Pulignano einräumen. Übrigens ist der Umstand, daß die Venetianer ihre Hülfe dem Könige Ferdinand so theuer verkauften, besonders wichtig in Beziehung auf den Bund, welcher später von den monarchischen Staaten gegen die Usurpationen der venetianischen Aristokratie geschlossen wurde. Dieser Verbindung

der italiänischen Fürsten gegen den Senat von Venedig lag nämlich eine ähnliche Ursache zu Grunde, als diejenige ist, welche in unserer Zeit die Fürsten geneigt machen könnte, einen Bund gegen die monarchische Aristokratie England's zu schließen.

Gonzaga's Heer war insgeheim auch durch Ludwig Moro von Mailand verstärkt worden, weil dieser wegen der Anwesenheit von Franzosen in Italien sehr in Sorgen war, sich aber durch den in Vercelli geschlossenen Vertrag (s. S. 129) verhindert sah, öffentlich gegen sie zu Felde zu ziehen. Dagegen hatte auch Montpensier die Zahl seiner Truppen wieder bedeutend vermehrt. Im Juni 1496 standen die Franzosen unter Montpensier und Orsini dem Heere Gonzaga's gegenüber; gleich darauf überfiel Gonsalvo von Cordova ein Corps, welches d'Albigny dem Grafen Montpensier zu Hülfe geschickt hatte, und im Anfange des Juli vereinigte er seine Spanier mit den Truppen Ferdinand's. Montpensier ward genöthigt, sich in die feste Stadt Atella in der Provinz Basilicata zu werfen, und hier wurden dann etwa siebentausend Franzosen und Schweizer ohne Hoffnung auf Entsaß und ohne hinreichende Vorräthe eingeschlossen. Montpensier erfüllte in dieser Lage zugleich die Pflicht gegen seinen König und gegen seine Soldaten. Er schickte nämlich Precy, Barthelemy d'Alviano und einen Hauptmann der Schweizer ins feindliche Lager, um eine Capitulation unter der Bedingung abzuschließen, daß er einen Eilboten abschicken dürfte, durch welchen er seinen König von der Lage der Dinge unterrichtete und ihn um Hülfe bitten lasse, und daß er und sein Heer dreißig Tage lang mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt werden müsse. Im Falle nach Verlauf dieser Zeit keine Hülfe erscheine, so wolle er alle Städte sammt dem Geschütze dem Könige von Neapel übergeben lassen, mit Ausnahme von Venosa, Gaëta und Tarent, weil die Befehlshaber dieser Städte nicht von ihm, sondern unmittelbar vom Könige eingesetzt seien. Dagegen versprach der König von Neapel den Franzosen die Rückkehr in ihr Vaterland, den Neapolitanern völlige Straflosigkeit, den übrigen Italiänern freien Abzug.

Dieser Vertrag ward am 20. Juli 1496 unterschrieben. Schon drei Tage nachher übergab jedoch Montpensier die Stadt Atella; er behauptete, durch sein eigenes Heer dazu gezwungen worden zu

sein, weil seine Miethlinge dringend und drohend ihren Sold gefordert hätten und Ferdinand zur Bezahlung desselben zehntausend Dukaten angeboten habe. Die Befehlshaber der anderen Städte wollten Montpensier's Befehl sich zu ergeben nicht anerkennen; er ward daher als Geißel angesehen, mußte den ganzen Sommer über sich in der ungesundesten Gegend Italien's aufhalten, erkrankte in Folge davon und starb im Oktober 1496. Auch von seinen fünftausend Franzosen, welche mit ihm aus Atella gezogen waren, kamen kaum fünfhundert nach Frankreich zurück. Der Herr von Aubigny, welcher ebenfalls erkrankte, stieg, da er dem nach Calabrien zurückkehrenden Gonsalvo nicht zu widerstehen vermochte, zu Schiffe und kehrte nach Hause zurück. Nur in Tarent, in Gaëta und in Aversa behaupteten sich die Franzosen noch, als König Ferdinand II. am 5. Oktober 1496 starb. Ferdinand hatte kurz vor seinem Tode mit Erlaubniß eines Papstes, welcher Alles, was ihm oder den Seinigen Vortheil brachte, erlaubte, die Schwester seines Vaters geheirathet. Sein Nachfolger war sein Oheim Friedrich.

7. Florenz zur Zeit Savonarola's.

Die Republik Florenz hatte bei dem Einfalle der Franzosen in Italien mehr verloren, als irgend ein anderer Staat; denn ihre befestigten Städte waren alle von den Franzosen besetzt, Pisa für unabhängig erklärt und Siena in den Schutz des Königs von Frankreich aufgenommen worden. Karl VIII. hatte zwar den Florentinern, die ihn dafür bezahlten, versprochen, alle ihre Plätze wieder herauszugeben, fand aber im Jahre 1495 bald diesen, bald jenen Vorwand, um die Sache hinauszuschieben. Im folgenden Jahre ward er heftiger bestürmt, und nun schickte er endlich an die Commandanten der Festungen, sowie an d'Entraigues, welcher in der Burg von Pisa lag, den Befehl, die Florentiner einzulassen. Allein weder dieser noch jene befolgten das Gebot ihres Königs; sie verkauften vielmehr die von ihnen besetzten Plätze an die Meißbietenden. Auf diese Weise erhielten die Genuesen die Burg Sarzana nebst der Stadt Sarzanello für fünfundzwanzigtausend Goldthaler. Auch Pietra Santa suchten die Genuesen da-

mals zu erkaufen, sie wurden aber in Betreff dieser Burg von der aristokratischen Regierung der Stadt Lucca überboten. Die Burg von Pisa verkaufte d'Entraigues den Pisanern, welche dieselbe sogleich schleiften. Dadurch ward die Herrschaft der Florentiner über Pisa vernichtet; denn diese Stadt wurde durch die Besatzung der Burg beherrscht und die Florentiner waren deshalb so lange Herren von Pisa gewesen, als sie die Burg inne gehabt hatten. Pisa blieb hierauf vierzehn Jahre lang unabhängig.

Die Versuche der Florentiner, Pisa wieder zu unterwerfen, veranlaßten einen vierzehnjährigen Krieg. Dieser Krieg wird von dem Geschichtschreiber Guicciardini sehr ausführlich beschrieben, und die langweilige Erzählung der sich stets wiederholenden kleinen Ereignisse desselben ist einer der Hauptvorwürfe, welche man dem Guicciardini gemacht hat. Allein so unbedeutend auch jener Krieg an und für sich ist, so hängt er doch innig mit der Geschichte der wichtigen Zeit zusammen, in welcher das Schicksal von ganz Europa an die Geschichte der italiänischen Städte geknüpft war, und in welcher die spanischen Könige zugleich die Unabhängigkeit der alten Staaten und die Existenz der Völker des von ihren Schiffern entdeckten und von ihren Miethlingen eroberten neuen Welttheils bedrohten. Die Pisaner suchten und erhielten nämlich, da sie sich mit eigenen Kräften nicht gegen die Übermacht von Florenz zu vertheidigen vermochten, den Schutz der Venetianer, welche den Florentinern die Begünstigung der Franzosen sehr übel nahmen und nach dem Besitze von Pisa, sowie nach der Herrschaft über die Ostküste des Königreichs Neapel strebten. Auch der Herzog von Mailand und der Pabst nahmen Pisa in Schutz, dessen Schicksal erst dann entschieden ward, als das Haus Medicis nach Peter's Tode wieder den entscheidenden Einfluß auf die Regierung von Florenz erlangte, den es durch Peter's Unverstand verloren hatte.

In der Zeit, als nach Peter's Verbannung die republikanische Verfassung wieder hergestellt war, spielte der Dominikaner-Mönch Hieronymus Savonarola, dessen wir früher (Th. IX. S. 464 ff.) in der Geschichte der literarischen Erscheinungen mit Auszeichnung gedacht haben, unter den Florentinern die Rolle eines Volkstribuns. Savonarola herrschte ebenso in Florenz unbeschränkt, wie hundertvierzig Jahre früher Cola Rienzi in Rom

(s. Th. VIII. S. 190—194 und 207—209), nur mit dem Unterschiede, daß der Römer im Namen des Kaisers und des römischen Volkes, Savonarola dagegen im Namen Gottes den Staat umkehrte. Wir verweilen gern einen Augenblick bei der von Savonarola in Florenz veranlaßten Revolution und bei seinem Schicksale, weil wir dabei einleuchtend machen können, auf welche Weise im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aus Toscana ein Großherzogthum geworden ist, und wie es kam, daß Florenz fortan nur die Hauptstadt dieses Großherzogthums blieb. Die Republik Florenz war, als Karl VIII. nach Neapel zog, eigentlich schon sechszig Jahre lang vom Hause Medicis beherrscht worden, weil dieses den Welt-handel betrieb und bis nach Persien und Egypten im Osten, sowie nach London, Lübeck und Nowgorod im Westen und Norden einen unbedingten Credit besaß. Eines Titels der Herrschaft hatte Kosmus von Medicis, der Urgroßvater Peter's, nicht bedurft; denn alle bedeutenden Glieder des handelnden Staates standen in einer natürlichen Abhängigkeit von ihm und alle Gewerbe brauchten sein Geld, sowie seinen Credit, während er selbst bei seinem einfachen Leben nicht nöthig hatte, die Gelder des von ihm regierten Staates anzugreifen. Dies änderte sich, als seine nächsten Nachkommen Fürsten spielten und einen von Künstlern und Gelehrten laut gepriesenen fürstlichen Aufwand machten. Sie waren den großen Handelsgeschäften nicht mehr gewachsen, sie überließen Leuten, denen sie Theil an der Handlung gaben, die Verwaltung, diese trieben ebenso wie sie fürstlichen Aufwand, ihr Credit wurde also erschüttert und der Staat war genöthigt, große Summen herzugeben, um die Handlung zu erhalten. Diese selbst ward bald aufgegeben, weil schon Lorenzo die großen Summen baaren Geldes, welche in der Handlung gewesen waren, herauszog und dafür Güter und Herrschaften kaufte.

So fand Lorenzo's Sohn Peter die Lage der Dinge, als er die Leitung der Regierung des florentinischen Freistaates übernahm; er fand aber zugleich Florenz auch im Besitze vieler vorher unabhängigen Städte Toscana's, sowie der von uns früher (S. 121) genannten Grenzfestungen im Gebirge, die man den Genuesen entriß hatte. Von jenen Städten waren Pisa und Livorno gänzlich unterworfen, Lucca und Siena behaupteten zwar

ihre Unabhängigkeit, mußten sich aber sehr in Acht nehmen, das mächtige Florenz zu reizen. Dies Alles änderte sich, als Peter von Medicis dem Könige von Frankreich die festen Orte überließ und ihn in Florenz selbst aufnahm. Dadurch ward, wie wir oben (S. 121 ff.) erzählt haben, Peter's Verbannung herbeigeführt, und als die Franzosen wieder abgezogen waren, erhielt Florenz zwar seine ganz unbeschränkte Freiheit wieder, die es damals schon sechs- zig Jahre lang verloren gehabt hatte, es kehrten aber auch die inneren Zwistigkeiten zurück, über welche Dante sich einst so bitter beklagt hatte.

In dieser Zeit ward Savonarola, welcher vorher den französischen König Karl ermuntert und als einen von Gott zur Reformation in Kirche und Staat berufenen Fürsten überall verkündigt und gepriesen hatte, neben zwei anderen edeln und hochgebildeten Männern, Franz Valori und Paul Anton Soderini, das Haupt einer mächtigen politischen Partei zu Florenz. Er war schon seit 1483 als Prediger, Bußprediger und ausgezeichnete Kenner der alten Literatur berühmt, bereitete seit 1489 auf Karl's VIII. Erscheinung in Italien vor, und verkündigte als Apostel und Wunderthäter zugleich die Verbesserung der christlichen Kirche an Haupt und Gliedern und die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit unter den Menschen, sowie eine patriarchalische Verfassung. Die Kirche wollte er übrigens nur in Hinsicht auf die Disciplin, die Hierarchie und die äußere Ordnung verbessern, nicht aber, wie Huz und Luther, den Lehrbegriff derselben ändern. In Florenz ward auf Savonarola's Betreiben eine vollständige Demokratie eingerichtet. Alle Dinge sollten fortan in einer Bürgerversammlung entschieden werden, in welcher, um einen gültigen Beschluß fassen zu können, wenigstens tausend Bürger anwesend sein mußten, und zu der gesetzlich auch die jungen Leute von vierundzwanzig bis dreißig Jahren zugelassen wurden. An der Spitze der executiven Gewalt stand, wie in früherer Zeit, ein Stadtschultheiß (gonfaloniere), der sein Amt nur ein Jahr lang bekleidete; Savonarola leitete jedoch von seinem Kloster aus als Prophet, als Heiliger und als Mann des Volkes mit einer Art göttlicher Autorität, die Volksmenge, welche an seine Wunder glaubte.

Sein Gewicht beim Volke war seit 1483 immer größer geworden. Es erhielt zuerst einen Stoß, als Peter von Medicis am 29. April 1497 den Versuch machte, wieder zu seinem vorigen Ansehen zu gelangen, und deshalb mit einer Anzahl Miethlinge vor den Thoren der Stadt erschien. Er vertraute dabei auf den starken Anhang, den sein Haus noch immer in Florenz hatte, namentlich auf den Schultheißen Bernardo del Neri, welcher stets zu seinen besonderen Freunden gehört hatte. Der Anschlag mißlang jedoch gänzlich. Als nämlich Peter mit etwa viertausend Mann am Thore von Florenz erschien, fand er dasselbe stark besetzt, seine Anhänger in der Stadt wagten nicht sich zu regen, und er mußte deshalb nach vier Stunden wieder umkehren. Die Volks-Justiz rächte seinen Angriff auf furchtbare Weise an seinen Freunden in der Stadt. Eine Anzahl der angesehensten Bürger, unter ihnen Bernardo del Neri und die nächsten Verwandten der Medicis, wurden einer Verschwörung für die Zurückführung Peter's angeklagt und, auf Befehl der sämmtlichen zu diesem Zwecke vereinigten demokratischen Obrigkeiten, von dem Tribunal der acht zu Richter bestellten Männer zum Tode sowie zum Verluste ihrer Güter verurtheilt (17. August 1497). Nach dem von Savonarola selbst eingeführten Gesetze stand jedem Verurtheilten die Berufung an den großen Rath, d. h. damals an das gesammte Volk, frei, und man erwartete, Savonarola werde seinen Einfluß gebrauchen, um seine Partei dahin zu bringen, daß sie dies nicht hindere. Savonarola that es jedoch nicht, sondern gab vielmehr zu, daß die Ultra-Demagogen und Schwärmer alle Gemäßigten einschüchterten. Die Berufung an den großen Rath unterblieb also, und das Urtheil ward schon am 21. August vollzogen.

Gerade um die Zeit, als Savonarola die Gemäßigten in Florenz und die Anhänger der Medicis dadurch, daß er bei einer blutigen That der politischen Schwärmer schwieg, gegen sich aufgebracht hatte, gerieth er auch als geistlicher Redner und als unmittelbar von Gott berufener Kirchenverbesserer mit Pabst Alexander VI. in Streit. Savonarola trat gegen das jedem Sittengesetze Hohn sprechende Leben Alexander's und seiner Umgebung auf. Er vergaß aber dabei, daß diejenigen unter seinen Zeitgenossen, welche auf das Volk Einfluß hatten, viel zu politisch und zu weit vor

dem Volk voraus wären, um auf den moralischen Theil des Christenthums irgend einen Werth zu legen. Dies verhielt sich anders in Deutschland, wo damals der Adel, die Gelehrten und das Volk sich in der Bildung noch näher standen, und wo deshalb kurze Zeit nachher Luther in seinem Kampfe gegen den Ultramontanismus weit glücklicher war, als der Tribun von Florenz.

8. Savonarola und die Familie Borgia.

Das Argerniß des päpstlichen Hofes, die schamlose Lebensweise Alexander's VI., seiner Söhne und Töchter und ihrer Günstlinge und Geliebten, erreichte nach Karl's VIII. Entfernung aus Italien einen so hohen Grad, daß alle Bücher mit den Schilderungen desselben angefüllt sind, und daß schon der trockene Bericht, welchen Alexander's Ceremonienmeister Burkard von den täglichen Ereignissen am päpstlichen Hofe gibt, Schauer und Entsetzen erregt. Diese Zeit des Papstthumes war ärger, als das berühmte Courtisänen-Regiment der Theodora und Marozia, (s. Th. VI. S. 38. 63. 88); wir dürfen aber die von Zeitgenossen aufbewahrten Anekdoten der ärgerlichen Chronik des päpstlichen Hofes hier nicht aufnehmen, um nicht fromme Seelen durch die Erzählung empörender Frevel und durch anstößige Berichte von schauderhaften Scenen zu kränken. Wir erwähnen nur zwei Geschichten, welche in demselben Jahre vorkamen, in welchem Savonarola den heftigen Kampf mit Alexander VI. begann (1497).

Savonarola hatte längst die ganze Heftigkeit seiner begeisterten Predigt gegen das Argerniß gerichtet, welches der Pabst durch Ehebruch, Mord und Gotteslästerung der ganzen Christenheit gab. Er hatte besonders über die Julia Farnese oder die schöne Julia (Giulia Bella), mit welcher der Pabst im offenen Ehebruch lebte, gewaltig geeifert. Allein weder Julia noch der Pabst hatten sich darum gekümmert, daß diese Predigten das größte Aufsehen machten. Julia erschien bei allen kirchlichen Festen, als wenn sie die rechtmäßige Gemahlin des Pabstes wäre, und gebar im April 1497 einen Sohn, welchen der Pabst gleich den übrigen als den seinigen anerkannte. Im Juni ließ sogar einer der Söhne Alexander's, der Cardinal Cäsar Borgia, seinen Bruder, den Her-

zog von Gambia, in dem Augenblicke, als dieser einer unerlaubten Liebenschaft wegen sich einer von Bannozia veranstalteten Orgie entzogen hatte, ermorden und dann in die Tiber werfen. Burkard, welcher die Geschichte dieses Mordes sehr ausführlich erzählt, nennt freilich den Kardinal nicht als Anstifter der That; Guicciardini sagt aber gerade heraus, wer den Mord habe vollziehen lassen, und was die Veranlassung desselben gewesen sei. Der Letztere läßt es übrigens unentschieden, ob Cäsar seinen Bruder aus Eifersucht über eine unerlaubte Liebe Beider habe tödten lassen, oder weil er dessen weltliche Güter und Würden habe an sich bringen wollen. Daß Beide von gleichen Lastern beherrscht worden, spricht Guicciardini bestimmt aus*). Übrigens berichtet Burkard zwar, daß der Pabst Anfangs Buße gethan und öffentlich Besserung versprochen habe, und Guicciardini sagt außerdem noch, Alexander habe auch die Kardinäle, welche ihm geglichen hätten, zur Änderung ihres Wandels ermahnt; der Letztere fügt aber hinzu, Alexander sei gleich darauf in alle seine früheren Sünden zurückgefallen. Die zweite von uns anzuführende Begebenheit ist die Scheidung der Tochter des Pabstes, Lucrezia Borgia. Diese stand mit ihren Brüdern in einem ärgerlichen Verhältnisse, und gerieth darüber mit ihrem Gemahl, Johann Sforza, Herrn von Pesaro, in Zwist. Alexander erklärte sich dabei für seine Tochter und trennte, ohne einen hinreichenden Grund der Scheidung anzugeben, ihre Ehe. Johann Sforza würde in Folge davon schon damals die Herrschaft von Pesaro verloren haben, wenn nicht die Venetianer ihm gegen den Pabst und dessen Söhne Schutz gewährt hätten.

Savonarola benutzte die neuen päpstlichen Gräuel des Jahres 1497, um noch heftiger als zuvor gegen Alexander und gegen den Verfall der Kirchenzucht zu predigen. Er eiferte in seinen Predigten über die Propheten Amos und Ezechiel gegen die Geistlichkeit (nicht gegen die Lehre) seiner Zeit gerade so, wie diese Propheten gegen die jüdischen Pfaffen geeifert hatten. Savonarola drang auf Verbesserung und Reinigung der Kirche; er verkündigte, daß die Kirche viel Trübsal werde erdulden müssen, daß sie aber

*) Incitato dalla libidine e dall' ambizione, ministri potenti ad ogni grande sceleratezza.

aus diesem gereinigt und verbessert hervorgehen werde, und daß auch die Ungläubigen sich zu Christus bekehren würden. Auch Florenz, sagte er, werde in großes Elend gerathen, aus demselben aber später wieder zur vorigen Blüthe emporsteigen. Durch diese Predigten und durch das Ansehen, dessen der Dominikaner-Mönch sich erfreute, wurden die eifersüchtigen Franziskaner erbittert. Sie vereinigten sich daher mit den zahlreichen Feinden, die sich Savonarola als Demagog gemacht hatte, und waren dem Pabste behülflich, den Schwärmer, welcher trotz seines streng ascetischen Lebens doch manches Wunderliche sagte und that, aus dem Wege zu räumen. Sie beschwerten sich zuerst über ihn und seine fanatischen Schüler in Rom. Der Pabst verbot hierauf dem Savonarola das Predigen und Schmähren. Dieser ward jedoch noch heftiger, als vorher. Der Pabst belegte ihn daher mit dem Bann, bedrohte Alle, die ihm zuhören würden, mit der gleichen Strafe, und schrieb zuletzt an die Regierung von Florenz, sie sollte Savonarola verhaften und bestrafen, widrigenfalls er Stadt und Land mit Bann und Interdict belegen werde.

Dies fiel gerade in eine Zeit, in welcher die Florentiner bei ihren politischen Angelegenheiten des Pabstes nicht entbehren konnten, und der damalige Generalvicar des Erzbisthums Florenz, Leonhard von Medicis, in Verbindung mit den Franziskanern und Augustinern die größten Anstrengungen machte, um die Befehle des Pabstes durchzusetzen. Savonarola aber, welcher fortfuhr, unter großem Zulauf in der Domkirche zu predigen und Processionen zu halten, ward im Jahre 1497 nicht bloß vom Volke und von der Regierung zehn Monate lang unterstützt, sondern auch die neue Regierung des folgenden Jahres war ihm anfangs günstig, und jagte sogar seinetwegen den Generalvicar aus der Stadt. Endlich fanden jedoch die Franziskaner in ihrer Mitte einen Mann, welcher mit gleich großer Hefigkeit die Kirchlichkeit zu predigen verstand, als Savonarola die Moral predigte. Der Letztere eiferte übrigens nicht weniger gegen die für klassisch geltenden Bücher, als gegen den Pabst, und ließ Hunderte von Exemplaren des Boccaccio und des Morgante Maggiore verbrennen.

Die Franziskaner kamen zuletzt auf den Einfall, Savonarola aufzufordern, seine standhafte Behauptung, daß er einen außer-

ordentlichen prophetischen Beruf erhalten habe, durch die Feuerprobe zu beweisen. Er sollte zu diesem Zwecke durch ein auf dem Markte angezündetes Feuer gehen. Savonarola weigerte sich zwar, diesen Vorschlag anzunehmen; allein es fanden sich unter den ihm ergebenen Mönchen mehrere, welche fanatisch genug waren, statt seiner die Probe zu bestehen. Sie forderten blos, daß auch einer der Franziskaner zur Gegenprobe mit in das Feuer gehe, und in der That erklärten sich einige Franziskaner dazu bereit. Diese sagten, sie wüßten zwar gewiß, daß sie selbst dabei verbrennen würden, aber sie wüßten auch, daß dies den Schülern Savonarola's ebenfalls widerfahren und dadurch die Falschheit der Behauptungen des Schwärmers bewiesen werden würde. Lange ward über die Sache hin und her gestritten, und von beiden Seiten waren bereits einige Mönche wieder zurückgetreten, als endlich die florentinische Obrigkeit den Ausspruch that, daß am 7. April 1498 Dominikus Bonvici von Pescia für Savonarola und Andreas Rondinelli für dessen Gegner auf dem Plage vor dem Regierungsgebäude die Probe bestehen sollten. Nun gab es eine höchst abenteuerliche Scene. Jener Platz und alle auf denselben gehenden Fenster und Dächer waren bereits mit Menschen angefüllt, die Mitglieder der beiden Mönchs-Orden hatten die ihnen angewiesenen Sitze eingenommen, und in der Mitte des Platzes brannte schon der zum Behuf der Probe errichtete Scheiterhaufen, als plötzlich die Franziskaner allerlei Einwendungen hinsichtlich der Form machten. Es ward hierauf mehrere Stunden lang hin und her gestritten; man konnte sich aber nicht verständigen, und zuletzt ging die ganze Versammlung, ohne daß die beabsichtigte Feuerprobe gehalten worden war, aus einander.

Es war leicht, die Schuld der Sache auf Savonarola und sein Schwärmer zu werfen, weil diese auf Förmlichkeiten bestanden waren, welche ihre Gegner nicht hatten zugeben wollen; Savonarola verlor also von jenem Tage an seinen Anhang unter den gemeinen Haufen. Er ward schon, als er von der unterbliebenen Feuerprobe in sein Haus zurückkehrte, verhöhnt; zwei Tage nachher stürmte das Volk, welches von den durch Savonarola's Buszpredigten erbitterten Wüstlingen aufgeregt worden war, das Kloster St. Marcus, verwüstete das Innere desselben - auf wilde Weise

bemächtigte sich Savonarola's, und schleppte ihn nebst mehreren seiner eifrigen Freunde und Schüler ins Gefängniß. Hier ward ihm, da schon im März Regierung und Gerichte (ballia) in die Hände seiner Feinde gekommen waren, schnell der Proceß gemacht. Der Pabst brauchte nur den General des Dominikaner-Ordens, einen Venetianer, und einen Doctor des grausamen spanischen Kriminalrechts zu schicken, um den Proceß zu leiten. Savonarola ward gefoltert, gestand, wie dies beim Foltern gewöhnlich geschah, Alles, was man wollte, widerrief, wenn das Martern eingestellt ward, seine Aussagen, mußte dann aufs neue die Folterqualen erdulden, und wurde endlich am 23. Mai 1498 als Keger verbrannt.

8. Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien.

Während Karl VIII. von Frankreich, sowie sein Nachfolger, Ludwig XII., und sogar dessen Nachfolger Franz I., die Kräfte der von Ludwig XI. gegründeten, von seiner älteren Tochter, der Dame von Beaujeu, befestigten Monarchie und des mit ganzen Provinzen bereicherten Gebiets derselben zersplitterten und in Italien verschwendeten, erreichte Spanien den Gipfel der Macht, wodurch später Kaiser Karl V. in den Stand gesetzt ward, während eines großen Theiles des sechszehnten Jahrhunderts Europa mit einer Universalmonarchie zu bedrohen.

In Castilien war, wie bereits früher (Th. X. S. 502) erzählt worden ist, nach langem Streit über die Nachfolge Isabella, die mit Ferdinand dem Katholischen vermählte Schwester des Königs Heinrich IV., als dessen Erbin anerkannt und dagegen Heinrich's Tochter Johanna als unächttes Kind vom Throne ausgeschlossen worden. Ganz ohne Kampf gelangten jedoch Ferdinand und Isabella nach Heinrich's Tode (1474) nicht zum ruhigen Besitze des castilianischen Thrones; denn König Alphons V. von Portugal nahm sich seiner Nichte Johanna an, und erschien im Mai 1475 mit einem nicht anbedeutenden Heere in Castilien. Ferdinand und Isabella boten die Milizen des Reiches gegen ihn auf, und nachdem das ganze Jahr 1475 hindurch fruchtlos gekämpft worden war, kam es im März 1476 bei Toro zu einer entscheidenden

den Schlacht. In dieser wurde das ganze Heer der Portugiesen von den Castilianern zerstreut oder aufgerieben; denn es sollen von den Ersteren mehr als zwölftausend Mann theils gefallen, theils gefangen worden sein. Auch nachher dauerte der Krieg noch drei Jahre lang fort, weil der König von Portugal das Wappen von Castilien nicht ablegen und die Bewerbung um die Hand der Infantin Johanna nicht aufgeben wollte; am 24. September 1479 verstand sich aber Alphons endlich zu einem Frieden, in welchem er sowohl der Führung des castilianischen Wappens, als auch der Vertheidigung der Rechte seiner Nichte auf den Thron von Castilien entsagte.

Schon im Anfange des Jahres 1479 hatte Ferdinand's Vater, Johann II. von Aragonien, sein Leben geendet, und aus den beiden Reichen Aragonien und Castilien war, trotz der Eifersucht der Stände beider Reiche und trotz der Aufrechthaltung der Bestimmung, daß Ferdinand als Aragonier nicht im eigenen Rechte über Castilien herrschen könne, ein einziges Spanien geworden. Das Band der Vereinigung der beiden Reiche war ein inneres, weil Isabella ihren Gemahl leidenschaftlich liebte und den Wunsch desselben als Gesetz ansah. Beide Reiche wurden daher auch schon in den drei ersten Jahren der gemeinschaftlichen Regierung neu und, soweit dies ausführbar war, monarchisch geordnet. Was in Frankreich König Ludwig XI. begonnen, aber nicht vollendet hatte, ward in Spanien nach und nach ausgeführt, und die Wunden, welche die ritterliche Anarchie der Zeiten Johann's II. von Aragonien und Heinrich's IV. von Castilien den beiden Reichen geschlagen hatten, wurden zum Theil geheilt.

Der Fanatismus der spanischen Christen und der Zusammenhang, in welchem derselbe mit dem wahren Patriotismus stand, trugen nicht wenig zur Bildung tüchtiger Heere und zur Einführung von Ordnung und Polizei im Inneren bei. Der Glaubenseifer gegen die noch in Granada herrschenden Moslim trieb die streitbaren Spanier zu den Heeren, welche Ferdinand und Isabella gegen die Feinde des Glaubens ausschickten und verschaffte den neuen aragonischen Könige und seiner castilianischen Gemahlin Streiter und Feldherren; der Fanatismus aber, welcher für die Glaubenseinheit im Inneren und für die Aufrechthaltung der erzwungenen

Bereinigung der bekehrten Juden und Mohammedaner mit der christlichen Gemeinde vorhanden war, machte es ihnen möglich, im Namen der Religion eine bürgerliche Polizei zu üben, die der stolze Spanier sonst nie geduldet haben würde. Um den Landfrieden mit militärischer Macht stiften und erhalten zu können, was in Deutschland erst unter Karl V., dem Enkel Ferdinand's des Katholischen, gelang, benutzte man in Spanien eine Einrichtung, welche in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Aragonien entstanden und später weiter verbreitet worden war. Diese Einrichtung und die ihr zu Gebote stehende Militär-Macht nannte man die Santa Hermandad oder heilige Bruderschaft, eine Benennung, welche später auch der Polizei der Inquisition beigelegt wurde. Sie war von den Städten aufgebracht worden, um der Ritterschaft, sowie sehr oft auch den Königen Widerstand zu leisten und Personen und Eigenthum zu schützen. Die verbrüdereten Städte erhoben zu diesem Zwecke von ihren Bürgern eine Auflage, unterhielten mit dem Ertrage derselben Truppen zur Sicherheit der Straßen, und besoldeten Richter, welche, von ihnen gewählt, überall Standrecht hielten und ihre Urtheile vollziehen ließen, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, in welches Landherrschaftsgebiet das Verbrechen begangen worden war.

Diese Einrichtung machte Ferdinand schon 1476 auf der in Madrigal gehaltenen Ständeversammlung zu einer königlich-städtischen, indem er das, was bisher nur Sache einzelner Städte-Bündnisse gewesen war, in eine allgemeine Reichsordnung umwandelte. Je hundert Hausväter mußten fortan jährlich achtzehnhundert Maravedis zur Ausrüstung und Unterhaltung eines Reiters zahlen, der wie unsere Gensdarmen gebraucht wurde, und in jeder Stadt von dreißig Familien ward ein Gericht von zwei Alfalden bestellt, welche über Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit nach den von der Junta aller Städte-Deputirten des Reiches abgefaßten Gesetzen entschieden. Der Adel war zwar dieser bürgerlichen und schützenden Einrichtung sehr entgegen; allein die Regierung und die Bürgerschaften waren vereinigt der Ritterschaft überlegen. Zwei- undzwanzig Jahre lang blieb die Hermandad bürgerlich-republikanisch eingerichtet; denn bis zum Jahre 1498 wurden alle Ober- und Unterbeamten derselben von denen ernannt, welche das Geld

dazu steuerten. Dann verwandelte aber der schlaue Aragonier unter dem Vorwande, den Bürgern die Kosten zu erleichtern, das ganze Institut in eine königliche Polizei. Er entließ nämlich 1498 die ständischen Oberbeamten, behielt wenige Unterbeamten bei und übertrug die Gerichtsbarkeit den gewöhnlichen Gerichten. Seit dieser Zeit ist der furchtbare Namen Santa Hermandad den königlichen Gensdarmen verblieben.

Die Thätigkeit der Königin Isabella, welche überall persönlich erschien, Gerechtigkeit übte, Frieden stiftete und neue Einrichtungen traf, war in den Geschäften des Friedens bewunderungswürdig und wirkte im ganzen Umfange von Castilien Wunder; dabei war aber Isabella auch in den Kriegsunternehmungen unzertrennlich von ihrem Gemahle. Diese Unternehmungen waren gegen die Ungläubigen gerichtet, und machten den König Ferdinand, sowie seinen General Gonsalvo von Cordova in Europa, Asien und Afrika berühmt. Im Jahre 1482 begannen Ferdinand und Isabella den Krieg mit den Mohammedanern von Granada, welchen sie nachher neun Jahre lang, bis zur Eroberung von Granada, ununterbrochen fortsetzten. Dieser Krieg ist sowohl von spanischen Dichtern unzählige Male besungen, als auch von spanischen Geschichtschreibern mit großer Vorliebe vortreflich behandelt worden, und bildet einen der besten Abschnitte in Mariana's allgemeiner Geschichte von Spanien. Auch Graf Albert von Circourt, von welchem neulich eine ganz nach den Quellen gearbeitete Geschichte der Mauren unter christlicher Herrschaft in drei Bänden erschienen ist *), hat die Unternehmungen Ferdinand's und seiner Gemahlin Isabella gegen Granada genau, kritisch und ohne allen Bombast beschrieben und ihr eine kurze Uebersicht der christlichen Eroberungskriege mit den Mauren von 1284 bis 1474 vorausgeschickt. Wir dürfen hier den neunjährigen Krieg, welchen Ferdinand und Isabella mit Granada geführt haben, nur im Allgemeinen berühren, weil die besonderen Ereignisse desselben für die europäische Geschichte unwichtig sind. Das Resultat dieses Krieges war die Größe Spanien's nach außen und die Vermehrung der königlichen Macht im Inneren.

*) Histoire des Mores Mudejares et des Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens par le comte A. de Circourt Paris 1846.

Was den Beginn dieses Krieges angeht, so wäre Ferdinand im Jahre 1482 lieber gegen Frankreich gezogen, um Roussillon zu erobern; seine Gemahlin Isabella aber, die sich die Regierung von Castilien vorbehalten hatte, bestand auf dem Kriege mit Granada. Die Maßregeln zu demselben wurden mit großem Nachdruck ergriffen. Jeder Mudejare im Reiche mußte einen Dukaten zum Kriege steuern; die neue eingerichtete Inquisition, deren Beschaffenheit wir erst in einem folgenden Bande erklären werden, lieferte aus den von ihr erhobenen Geldbußen und gemachten Güter-Einziehungen einen Beitrag zu den Kosten; die Geistlichkeit zahlte als Tercias oder als Drittel ihres Zehntens hunderttausend aragonische Gulden; der Pabst erlaubte, Indulgenzen für Geld zu verkaufen; und endlich schossen auch Privatleute Geld her. Die ersten Unternehmungen endigten ohne entscheidenden Erfolg; doch unterwarf sich schon in der ersten Abtheilung des Krieges (1482 bis 1484) ein Theil der Einwohner des Reiches Granada, während ein anderer Theil nach Afrika auswanderte. Auch litt das wie ein Garten angebaute Land der Feinde schon damals unfählich, und die gedrängte Bevölkerung desselben wurde furchtbar mishandelt; die Spanier hieben oft ganze Schaaren von Ungläubigen gegen das gegebene Versprechen ohne Schonung zusammen.

Im Jahre 1484 ward auf Betreiben des Erzbischofs von Toledo ein neuer, gegen Malaga gerichteter Zug begonnen, zu welchem der Pabst die Tercias der Geistlichkeit auf zwanzig Jahre gewährte. In diesem Theile des Krieges, der sich bis zum Jahre 1487 erstreckte, und in welchem der Erzbischof von Toledo Generalkapitän war, wurde Malaga und was dazu gehörte genommen. Im Jahre 1488 sollte es zunächst der Stadt Baza, der Vormauer von Granada, gelten; es fand sich aber damals, daß die königliche Schatzkammer ganz erschöpft und alle Vasallen des Krieges müde waren. Im Frühjahr 1489 erschienen von sechszig Reichs-Vasallen nur fünfzehn. Unter diesen Umständen faßte Isabella den Entschluß, auf ihre eigenen Kosten ein Heer ins Feld zu stellen; denn sie betrieb die Vernichtung der maurischen Herrschaft, Bildung und Betriebsamkeit in Spanien mit demselben heftigen Religionseifer, welcher später den König Ludwig XIV. von Frankreich zur Ausrottung des Calvinismus in Frankreich und zur Vertreibung der Calvinisten bewog.

Isabella borgte hundert Millionen Maravedis, verpfändete ihr Geschmeide, überließ die Jahres-Einkünfte Leuten, welche ihr zehn Procent baar zahlten, und brachte es auf diese Weise dahin, daß sie im Juni 1489 mit zwölftausend Reitern und fünfzigtausend Mann zu Fuß gegen Baza und gegen den dort herrschenden el Zagal ins Feld rücken konnte.

Baza und das ganze Gebiet el Zagal's wurden als der vornehmste Theil des Reiches Granada angesehen, ohne dessen Besitz die Hauptstadt desselben nicht behauptet werden könne. El Zagal selbst war so tapfer und so geschickt im Felde, daß ihm die Geschichtschreiber nach seiner Besiegung Worte in den Mund legen, welche dem gleichen, was Virgil den Aeneas vom Hector sagen läßt *). Er soll gesagt haben: „Wenn Allah nicht den Sturz des Thrones von Granada beschlossen gehabt hätte, so würde meine Hand ihn aufgehalten haben. Sein Wille geschehe!“ El Zagal wurde übrigens nicht im Felde besiegt, sondern sein Neffe Eidi Jahia, welchem Isabella ungeheure Besitzungen versprochen hatte, ward mehrere Male zum Verräther an ihm, und beredete ihn endlich, sich durch einen Vertrag in die Hände des christlichen Königs-paares zu geben.

Dieser Vertrag wurde am 22. December 1489 vor Almeria in Ferdinand's Zelte abgeschlossen und vermittelst desselben auch Granada den Christen zugesprochen. Ferdinand hatte nämlich früher seinem Vasallen Abu Abdilehi el Saguir, dem er zum Throne von Granada verholfen hatte, bei einer in Loja getroffenen Übereinkunft, in einem geheimen Artikel das Versprechen abgenommen, daß derselbe, sobald Baza bezwungen sei, die Königswürde von Granada mit dem Herzogstitel und den Besitz des Reiches Granada mit dem der Stadt Guadix vertauschen wollte. Er erinnerte ihn jetzt sogleich an dieses Versprechen. Der König von Granada hatte jedoch keine Lust es zu erfüllen, sondern suchte vielmehr durch Widerstand gegen die Christen die verlorene Gunst der Moslim wieder zu gewinnen. Auch würden, da Ferdinand und Isabella aus Fanatismus die mit den Städten Guadix und Almeria geschlossenen Capitulationen auf eine empörende Weise verlegt hatten,

*) Si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent.

die Unterthanen des maurischen Königs sich schwerlich friedlich den Spaniern haben überliefern lassen, selbst wenn Abu Abdilehi bei ihnen mehr Ansehen gehabt hätte, als er hatte.

Von 1490 bis 1492 ward aufs neue ein blutiger Krieg geführt; er endigte aber nach vielem Morden damit, daß Abu Abdilehi im Anfange des Jahres 1492 den Christen die Thore seiner Hauptstadt öffnete. Das Hauptverdienst dabei hatte Gonsalvo von Cordova, welcher übrigens, obgleich er im Kriege den meisten Ruhm erntete, seinen Beinamen „großer Feldherr“ (s. S. 130) sich erst später erwarb. Gonsalvo machte sich im Kriege mit Granada besonders durch die Verbindungen nützlich, welche er mit und unter den Mauren unterhielt, indem er vermittelst derselben es dahin brachte, daß Abu Abdilehi gegen den Willen seiner Unterthanen die Stadt übergab. Gonsalvo zeichnete sich allerdings auch als Streiter und Anführer aus, aber nicht gerade vor allen Anderen; dagegen war keiner unter den Anführern so sehr als er mit den inneren Verhältnissen der Mauren von Granada bekannt. Aus diesem Grunde wählte Isabella ihn und den Fernando von Zafra zu Unterhändlern, als im Anfange des Monats Oktober 1491 Abu Abdilehi zu capituliren verlangte. Die Unterhandlungen wurden sehr geheim gehalten. Sie fanden einige Male in der Alhambra von Granada Statt; die meisten Zusammenkünfte aber hielt man aus Vorsicht in Churrianna, einem eine Stunde von Granada entfernten Dorfe. Schon am 25. November wurde ein Vertrag unterzeichnet, welcher die dem Könige von Granada zu gewährenden Vortheile festsetzte, drei Tage später aber ein zweiter, welcher die Rechte der mohammedanischen Einwohner sichern sollte. Im Anfange des Jahres 1492 nahmen Ferdinand und Isabella Besitz von Granada. Wir erwähnen der Vertragsbedingungen, sowie der an sich sehr anziehenden näheren Umstände der Kriegsführung und Belagerung nicht, weil Alles, was man gewährte, nicht gehalten und alle Eide gebrochen wurden, da nach der Lehre jener Zeit im Verkehr mit Ungläubigen die Verletzung der Treue und des gegebenen Wortes, wenn sie zum Vortheile des rechten und wahren Glaubens geschah, ein hohes Verdienst war.

Der Krieg gegen die Mauren war auf Unkosten Aragonien's zum Vortheile Castilien's geführt worden, und Ferdinand hatte

ihn mehrere Male aufgeben wollen, um den Fortschritten der Könige von Frankreich ein Ziel zu setzen. Auch entfernte er sich in der That während jenes Krieges einst aus dem Süden, um der Erbin von Bretagne Hülfe zu leisten, und zog ebenso wegen des Besizes von Roussillon und Cerdagne ins Feld. Die zuletzt genannten beiden Länder erlangte er endlich durch eine Fügung des Schicksals fast in demselben Augenblicke, in welchem er der maurischen Herrschaft in Spanien gänzlich ein Ende machte. Am 19. Januar 1493 ward nämlich vom französischen König Karl VIII. zu Tours und von Ferdinand und Isabella zu Barcellona ein Vertrag unterzeichnet, welcher Roussillon und Cerdagne wieder an Spanien zurückbrachte (s. oben S. 107). Ferdinand hatte, um dies zu erreichen, entweder, wie es heißt, durch Geistliche das Gewissen von Karl's VIII. Schwester beängstigen oder dessen Vertraute bestechen lassen, oder auch des französischen Königs sehnlichen Wunsch, den Zug nach Neapel und Constantinopel anzutreten, zu benutzen verstanden.

Der Vertrag von Barcellona verschaffte dem spanischen Könige den Besitz von Roussillon und Cerdagne und den Frieden mit Frankreich, ohne ihn nachher zu hindern, daß er seinen in Neapel herrschenden Verwandten Hülfe leiste und spanische Truppen nach Neapel schicke; denn es ward in demselben der ausdrückliche Vorbehalt gemacht, daß Ferdinand dem Papste im Nothfalle beistehen dürfe. Ein Artikel des Friedens lautete nämlich, Karl VIII. und Ferdinand wollten gegen alle Feinde mit alleiniger Ausnahme des Statthalters Christi einander beistehen. Papst Alexander VI. bewies sich dankbar dafür; denn er verlieh dem König Ferdinand und seiner Gemahlin, sowie ihren Nachfolgern den Ehrentitel „katholischer König“, auf welchen die Beherrscher von Spanien noch jetzt stolz sind.

Auf jenen Artikel gestützt, schickte Ferdinand nachher, wie wir bereits (S. 130) erzählt haben, zwei Gesandte nach Rom, um sich des Papstes anzunehmen, und einer dieser Gesandten, Anton Fonseca, erklärte dem Könige von Frankreich in dessen Lager bei Belletri dadurch den Krieg, daß er den Vertrag von Tours und Barcellona vor den Augen Karl's in Stücke zerriß. Wir zweifelten anfangs an dieser theatralischen Scene; wir sehen aber aus den Stellen

der Spanier, welche Prescott anführt, daß Fonseca nach einer erhaltenen Instruction handelte. Auch hat Ferdinand damals schon eine Abtheilung Truppen unter Gonsalvo von Cordova nach Sicilien geschickt. Diese Spanier verhalfen den vertriebenen Prinzen des in Neapel herrschenden Zweiges der aragonischen Königsfamilie einstweilen wieder zum Besitze ihres Thrones, und mußten dabei zugleich Alles aufkundschaften, weil Ferdinand selbst auf eine Gelegenheit wartete, das Königreich, welches seines Vaters Bruder (Alphons V.) von der noch immer zu Aragonien gehörenden Insel Sicilien getrennt hatte, wieder mit derselben zu vereinigen, was ihm einige Jahre später auch gelang. Sobald Karl VIII. im Herbst 1496 mit Mailand Frieden geschlossen hatte, unterhandelte auch Ferdinand mit ihm, und die Feindseligkeiten, welche bereits an der Grenze der Pyrenäen begonnen hatten, wurden im Mai 1497 durch einen Waffenstillstand beendet und nachher nicht wieder erneuert.

10. Ludwig XII. von Frankreich und sein Zug gegen Mailand.

Karl VIII. starb schon im April 1498, und da mit ihm der Mannsstamm des Königs Karl VI. erlosch, so ward Herzog Ludwig von Orleans als Großneffe Karl's VI. König von Frankreich. Dieser neue Regent, Ludwig XII., und sein Alles leitender Minister und Liebling, der Erzbischof Georg von Amboise, befolgten eine ganz andere Politik, als Karl VIII.; denn Ludwig wollte eines Theils Mailand als Erbtheil seiner Großmutter, der Valentine Visconti (s. Th. VIII. S. 506), in Anspruch nehmen, und bedurfte anderes Theils, um eine harte Ungerechtigkeit gegen seine unglückliche Gemahlin üben zu können, der Freundschaft des Papstes Alexander VI. Ludwig wünschte schon längst von seiner Gemahlin Johanna, der Schwester Karl's VIII., der er seine Befreiung verdankte, und die ihm trotz seiner grenzenlosen Ausschweifungen stets treulich angehangen hatte, geschieden zu werden, um Karl's Wittwe, Anna von Bretagne, heirathen zu können; der schreckliche Papst Alexander VI. aber wünschte seinen Sohn, den Cardinal Cäsar Borgia, auf Unkosten Italien's zum weltlichen Fürsten zu machen. Beide vereinigten sich daher leicht über einen Bund zu gemein-

schaftlichem Unrecht. Der Pabst schickte seinen Sohn Cäsar, welcher schon damals öffentlich erklärte, daß er die Cardinals-Würde niederlegen und dem Priesterthum entsagen wolle, weil er zu Weidem gezwungen worden sei, nach Frankreich und beauftragte ihn mit einer Art Proceß gegen die unglückliche Königin Johanna, obgleich er ihm die Bullen, in welchen die Scheidung derselben ausgesprochen war, schon ganz fertig mitgab. Dagegen versprach König Ludwig dem Pabste, nicht bloß ruhig geschehen zu lassen, daß Cäsar Borgia die im Gebiete des Kirchenstaats herrschenden Familien der sogenannten apostolischen Vicare oder Erbherren eine nach der anderen aus ihren Städten oder Herrschaften vertreibe, sondern auch selbst Truppen dazu herzugeben.

Cäsar Borgia machte auf der Reise nach Frankreich und während seines Aufenthaltes daselbst einen so grenzenlosen Aufwand und entfaltete eine so große Pracht, daß sogar der königliche Hof dadurch verdunkelt ward. Andererseits verschwendete König Ludwig die Güter und Schätze seines Reiches an Cäsar, weil er vermittelst desselben den ihm verhassten Ludwig Moro von Mailand zu verderben suchte. Er schenkte ihm das Herzogthum Valentinois in der Dauphiné, machte ihn zum Obersten von hundert Reitern mit zwanzigtausend Livres Jahrgehalt, und versprach ihm eine Herrschaft im Mailändischen. Dafür brachte Cäsar denn auch dem Erzbischof Georg von Amboise den Cardinals-Hut mit. Die Gründe, welche die päpstlichen Commissäre für die Trennung einer so manche Jahre hindurch bestandenen Ehe anführten, erwähnen wir absichtlich nicht; es ist genug, daß die Scheidung vollzogen und Ludwig XII. im Anfange des Jahres 1499 mit seines Vorgängers Wittwe vermählt ward. Die laute Unzufriedenheit des Volkes, welche durch die heftigen Predigten gegen die Scheidung und gegen die neue Ehe des Königs erregt wurde, stillte Ludwig dadurch, daß er die Abgabe, welche die Könige beim Antritt ihrer Regierung zu fordern pflegten, nicht erheben ließ und sogar ein Zehntel der gewöhnlichen Steuern abschaffte.

Schon dieser Anfang seiner Regierung bewies, daß Ludwig XII. Willens sei, die monarchische Gewalt, welche seine Vorgänger sich auf jede Weise verschafft hatten, zum Besten des Volkes zu gebrauchen; das folgende mag zeigen, wie nöthig eine Reform des

Staatswesens war, und auf welche Weise Ludwig den Namen eines Vaters des Volkes, den man ihm gegeben hat, zu verdienen suchte. Er stellte zunächst die schreienden Mißbräuche ab, welche die neue Einrichtung eines stehenden Heeres herbeigeführt hatte. Die zur Unterhaltung der Reiter bestimmten Einnahmen waren bis dahin nicht gesichert gewesen, die Hauptleute derselben entschuldigten daher Gewaltthätigkeit und Räuberei mit der Nothwendigkeit ihre Leute zu unterhalten und zu besolden; Ludwig XII. ließ aber die Einnahmen auf solche Weise sichern, daß die Entschuldigung wegfiel. Die Gewaltthätigkeiten waren im offenen Lande und in den kleinen Städten geübt worden; Ludwig gebot daher, die Reissigen sollten nur innerhalb der größeren, durch Mauern geschützten Städte verweilen dürfen, wo die wehrhafte Bürgerschaft ihnen das Gleichgewicht halten könne. Endlich sollten statt der Abenteurer und Raubritter, die man bisher zu Hauptleuten genommen hatte, nur zuverlässige und angesehene Leute gewählt werden. Diese sollten persönlich für alle Unordnungen verantwortlich sein, wenn sie nicht selbst die Schuldigen den Gerichten anzeigten oder zur Bestrafung überlieferten. Auch andere polizeiliche Einrichtungen im Inneren, welche Ludwig gleich anfangs traf, waren wohlthätig und dauerhaft, z. B. die neuen Münzordnungen, die neuen Ausprägungen mit dem Bilde des Königs, die durchgreifende Verbesserung des ganzen Gerichtswesens und die Errichtung einiger neuen Parlamente.

Dagegen ward der Zusatz, welchen Ludwig zu seinem Titel machte, die Verkündigung von Kriegen, die ein halbes Jahrhundert lang fortbauerten. Er nannte sich nämlich „König von Neapel, Sicilien und Jerusalem, Herzog von Mailand.“ Die in diesem Titel liegenden Ansprüche schienen den König von Frankreich nicht bloß mit Mailand, dessen Herzog, Ludwig Moro, ihm tödtlich verhaßt war, sondern auch mit Kaiser Maximilian I. entzweien zu müssen. Der Letztere war schon gegen Karl VIII. nach Italien gerufen worden und in Toscana den verbündeten Italiänern zu Hülfe gezogen; er hatte aber für diese ebensowenig zu Stande gebracht, als später für seinen Verwandten Ludwig Moro, der ihm reiche Subsidien zahlte. Es ging ihm dort wie überall: er richtete nur wenig aus, weil er nie seine Truppen bezahlen konnte; da-

gegen bewies er überall ritterlichen Sinn und großen persönlichen Muth. Nach Karl's VIII. Tode zog er auch für seinen Sohn Philipp von Burgund, sowie für die Niederländer und deutschen Herzöge, welche um Cleve und Mark stritten, gegen Ludwig XII. zu Felde, kehrte aber bald wieder um, ohne ihnen etwas genügt zu haben. Philipp und die deutschen Herzöge halfen sich nachher selbst, während Maximilian ein neues fruchtloses Abenteuer bestand. Maximilian zog nämlich damals gegen die Schweizer und drang zwar bis ins Engadin vor, ersocht aber auch damals keine Vortheile. Alle diese Unternehmungen werden daher auch von uns weiter unten nur im Vorbeigehen erwähnt werden.

Zu derselben Zeit, als Kaiser Maximilian in Italien, in Frankreich und in der Schweiz eine so traurige Rolle spielte, legte sein Sohn, Philipp von Burgund, den Grund zu jener Ausdehnung der Herrschaft des Habsburgischen Hauses, welche nachher anderthalb Jahrhunderte lang für Spanien, Deutschland und Italien gleich verderblich war. Karl's VIII. Zug nach Italien hatte nämlich die Beherrscher von Aragonien und Castilien, Ferdinand und Isabella, bewogen, durch Heirathen eine enge Verbindung mit Maximilian und mit den Niederlanden zu schließen. Sie hatten ihren einzigen Sohn, Don Juan, mit Maximilian's Tochter Margaretha, welche von Karl VIII. verschmäht worden war, vermählt und, als dieser Prinz gleich nach der vollzogenen Vermählung am 4. Oktober 1497 gestorben war, ihre zweite Tochter, Johanna, dem Bruder der Margaretha, Philipp, zur Gemahlin gegeben. Diese Prinzessin, welche gleich darauf durch den Tod ihrer älteren Schwester Erbin der ganzen spanischen Monarchie ward, gebar im Jahre 1500 zu Gent den nachherigen Kaiser Karl V., welcher, im Begriffe eine Universalmonarchie zu errichten, nach vielen glücklichen Kriegen zuletzt durch die Reformation alle seine glänzenden Pläne vereitelt sah.

König Ludwig XII. hatte sich übrigens gleich im Anfange seiner Regierung über seine Absichten in Italien mit dem Könige von Spanien abgefunden, wenn wir anders dem trauen dürfen, was Prescott über geheime Verabredungen berichtet, welche bei Gelegenheit des im August 1498 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Friedens genommen wurden. Nachdem nämlich der

Waffenstillstand, welchen Ferdinand der Katholische mit Karl VIII. geschlossen hatte, von Zeit zu Zeit verlängert worden war, kam im August 1498 zu Marcoussi ein Frieden zu Stande, und schon bei dieser Gelegenheit sollen die beiden Könige mit einander übereingekommen sein, sich auf Unkosten der schwächeren Fürsten in Italien zu bereichern. Ferdinand's Einfluß verschaffte daher damals auch dem Erzherzog Philipp von Burgund von der französischen Regierung Vortheile, die ihm seines Vaters Maximilian Waffen nicht hatten verschaffen können.

Die Vortheile betrafen die Ausführung eines Artikels in dem zu Senlis geschlossenen Friedensvertrage (s. S. 106). Der König von Frankreich hatte in demselben versprochen, die Städte Hesdin, Aire und Bethune, die er noch in Besiz hatte, dem Erzherzoge zurückzugeben, sobald dieser volljährig sei, die Regierung selbst führe und dem Könige von Frankreich für Artois und Flandern die Huldigung leiste. Obgleich aber Philipp die Regierung schon längst übernommen und sich erboten hatte, die Huldigung zu leisten, so hatten die Franzosen die Sache doch immer hinauszuschieben gewußt. Maximilian hatte aus diesem Grunde den oben erwähnten Einfall in Frankreich gemacht. Während er aber seinem Sohne nicht helfen konnte, sondern vielmehr aus dem Herzogthum Burgund wieder herausgetrieben wurde, trafen zu derselben Zeit, als dies geschah, beim Könige von Frankreich englische und spanische Gesandte zugleich mit Philipp's Abgeordneten ein, um auf die genaue Vollziehung des Vertrags von Senlis zu dringen, und nun ward die Sache rasch zu dem gewünschten Ende gebracht. Ferdinand versprach nämlich damals in dem mit Ludwig geschlossenen Vertrage, sich den Absichten des französischen Königs in Italien nicht zu widersetzen, und dieser konnte daher jetzt nicht nur seinen Plan, den Herzog von Mailand zu vertreiben, ohne Widerspruch von Spanien und England auszuführen, sondern bestand deshalb auch nicht weiter darauf, daß Philipp ihm die Huldigung persönlich leiste, sondern schickte Gesandte nach Flandern, um sie in seinem Namen einzunehmen.

Ludwig XII. hatte für jenen Plan nicht bloß den Pabst, sondern auch die Venetianer gewonnen. Diesen war nämlich früher von Ludwig Moro für die Hülfe, die sie ihm gegen Karl VIII. leisteten.

der Besitz von Novara versprochen worden; Ludwig Moro hatte aber nicht Wort gehalten, und da überdies ihre Politik forderte, daß sie auf jeden Fall Maßregeln trafen, um die von ihnen besetzten neapolitanischen Küstenstädte zu behaupten, so ließen sie sich durch Aussichten, welche Ludwig XII. ihnen eröffnete, bewegen, Gesandte nach Frankreich zu schicken, wo damals auch Cäsar Borgia sich aufhielt. Im Februar 1499 kam hierauf zu Blois zwischen ihnen und dem Könige ein Vertrag zu Stande, in welchem dieser ihnen einen Antheil an den von ihm zu machenden Eroberungen versprach, indem er ihnen den Besitz der Stadt Cremona und der Ghiara d'Abba oder des Landstriches zwischen der Abba, dem Po und dem Oglio zusicherte.

Ludwig XII. bedurfte zum Angriffe auf Mailand besonders der Schweizer, und um diese anwerben zu können, hatte er haares Geld nöthig. Da nun das Anlehen-System unserer Zeit noch nicht erfunden war, so gab ihm sein Georg von Amboise ein Mittel an, welches dem französischen Reiche bald viel verderblicher wurde, als die Erpressungen, zu denen Ludwig's Vorfahren in ähnlicher Lage gewöhnlich ihre Zuflucht genommen hatten. Amboise rieth nämlich dem Könige, von den Finanzbeamten bedeutende Summen zu erheben und die erledigten Stellen derselben zu verkaufen, statt sie zu vergeben. Ludwig XII. entschloß sich ungern dazu, weil er selbst einsah, daß dadurch seine Steuerbeamten zu den ärgsten Bedrückern und Quälern des Volkes gemacht werden würden. In der That ward auch dieses von Amboise erfundene System, welches die Finanzbeamten in selbstständige Blutsauger verwandelte, dem französischen Volke ebenso verderblich, als das unselige Anlehen-System des achtzehnten Jahrhunderts allen Völkern Europa's geworden ist.

Sobald Ludwig das nöthige Geld erhalten hatte, zog im August 1499 ein französisches Heer von dreizehntausend Mann zu Fuß und von neuntausendfünfhundert Reitern oder, wie man die Letzteren damals zu bezeichnen pflegte, von sechszehnhundert Lanzen gegen Mailand aus. Das Fußvolk bestand aus fünftausend Schweizern und achtausend Franzosen. An der Spitze jeder der drei Abtheilungen, in welche das Heer getheilt war, standen erprobte Feldherren. Die erste ward von Johann Jakob Trivulzio, einem der aus Mailand vertriebenen Freunde der Freiheit, geführt, die zweite von Jakob von

Luxemburg, Grafen von Rigny, die dritte von Eberhard Stuart, Herrn von Aubigny, der sich in Neapel nach Karl's VIII. Abzug ausgezeichnet hatte. Ludwig's Absicht, das Herzogthum Mailand zu erobern, ward sehr schnell erreicht. Pabst Alexander VI. war ganz in Ludwig's Interesse, sobald dieser seinem Sohne Cäsar Borgia nicht allein eine Braut zu verschaffen versprochen, sondern auch seinen Beistand zugesagt hatte, um Imola, Faënza, Forli und Pesaro ihren rechtmäßigen Besitzern zu entreißen und aus diesen Besitzungen einen eigenen Staat zu bilden; Trivulzio hatte Einverständnisse mit den Guelfen von Mailand; die Venetianer rückten in das Mailändische ein; jedermann im Lande verabscheute den Herzog Ludwig Moro als Tyrannen, als Usurpator und als den Mörder seines Neffen, kein Befehlshaber that seine Pflicht, alle Festungen öffneten die Thore. Der Tyrann sah sich daher schon am 2. September 1499 gezwungen, aus Mailand nach Trient zu fliehen und bei Kaiser Maximilian Schutz zu suchen. Er nahm seine Kinder, seine Kleinodien und zweimalhundertfünzigtausend Goldthaler mit. Der fliehende Herzog hoffte an der Spitze eines von den Schweizern gemietheten und von Maximilian ihm für Geld anvertrauten Heeres bald zurückkehren zu können, und hatte deshalb seinen Feldherrn Bernhard von Corte mit einigen tausend Mann in der Burg von Mailand zurückgelassen. Allein dieser verkaufte sich für zehntausend Dukaten und für die Hälfte des in der Burg befindlichen herzoglichen Silbergeschirres den Franzosen. Widerstand wurde also nicht einmal versucht, und schon am 6. Oktober hielt Ludwig XII. seinen Einzug in Mailand. Er ließ den jungen Sohn des unglücklichen Herzogs Johann Galeazzo nach Frankreich führen, und schickte dessen Mutter Isabella nach Neapel zurück.

Die Franzosen konnten sich in dem eroberten Lande unmöglich behaupten, weil sie die ganze mächtige Partei der lombardischen Ghibellinen gegen sich hatten. Pabst Alexander VI. und seine Kinder eilten daher, die ersten Augenblicke des Sieges der Franzosen zu ihren Zwecken zu benutzen, und sie thaten dies auf eine für die ganze Christenheit höchst ärgerliche Weise. Die berühmte Tochter des Pabstes, Lucrezia Borgia, welche nach ihrer Scheidung von Sforza mit Don Alonso von Aragonien, Fürsten von Bisignano,

einem natürlichen Sohne des neapolitanischen Königs Alphons II., vermählt worden war, hatte von ihrem Vater schon früher den Besitz des Herzogthums Spoleto erhalten; jetzt entriß Alexander VI. auch Sermoneta und was dazu gehörte dem rechtmäßigen Besitzer, um seine Tochter damit zu belehnen. Außerdem erschien Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois, mit Hülfsvölkern, die er vom König Ludwig erhalten hatte, um Sforza von Pesaro, Malatesta von Rimini, Manfredi von Faenza, Katharina Sforza, welche an Riario's Statt in Imola und Forli herrschte, Barano von Camerino, die Grafen von Montefeltro und die Herzöge von Urbino ihrer Besitzungen zu berauben. Imola und seine Burg fielen schon nach zwanzig Tagen; dagegen ward die Burg von Forli durch Katharina Sforza so standhaft vertheidigt, daß, als sie endlich erfürmt und Katharina gefangen auf die Engelsburg geführt worden war, der Befehlshaber der französischen Hülfstruppen, Allegre, der Gefangenen die Freilassung auswirkte. Bald nachher (im Februar 1500) mußten jedoch die französischen Truppen den Kirchenstaat wieder verlassen, weil damals plötzlich Ludwig Moro mit einem Heere, welches in der Schweiz und in der Grafschaft Burgund geworben worden war, nach Mailand zurückgekehrt war.

Die Franzosen hatten durch die unerhörten Gräucl, welche sie bei der Eroberung begangen hatten und deren sie sich sogar rühmen, durch ihre Erpressungen und durch ihre Galanterien Alles gegen sich erbittert, und außerdem war Trivulzio nebst den von ihm begünstigten Guelfen den Ghibellinen tödtlich verhaßt; der vertriebene Herzog fand daher, als er mitten im Winter unerwartet wieder erschien, überall günstige Aufnahme, und die Franzosen zersplitterten ihre Macht. Ludwig Moro kehrte in seine Residenz zurück, ohne jedoch die Burg besetzen zu können, folgte dann der französischen Heerabtheilung, welche Trivulzio nach Mortara führte, auf dem Fuße nach, und eroberte sogar das feste Novara. Unterdessen hatte aber König Ludwig ein neues Heer unter la Tremouille gerüstet, und für dasselbe war durch den Bailli von Dijon auch eine Anzahl schweizerischer Freischärler (Reisläufer) geworben worden. Dieses französische Heer rückte gegen Novara heran, wo Ludwig mit seinen Truppen lag. Schweizer standen also hier anderen Schweizern gegenüber, und Ludwig Moro mußte seine ganze und

alleinige Hoffnung auf die in seinem Dienste befindlichen Schweizer setzen. Da erschien plötzlich von den sogenannten Orten oder, wie wir heut' zu Tage sagen, von der Tagsatzung ein Befehl, welcher zu einer für Ludwig Moro unglücklichen Stunde die Schweizer beider Heere nach Hause zurückrief. Dies gab den Franzosen und den unter ihnen dienenden Schweizer-Officieren Gelegenheit, einen Berath zu üben, welcher allgemein, besonders aber in der Schweiz selbst, gemisbilligt worden ist, weil sonst die Schweizer, so eigensinnig und habstüchtig sie auch waren, gerade wegen ihrer unerschütterlichen Treue überall gesucht wurden.

Der eigentliche Zusammenhang dieser Begebenheit ist, ungeachtet der darüber angestellten gerichtlichen Untersuchungen, nicht bekannt geworden; doch ist die Art, wie Sismondi ihn darstellt, die wahrscheinlichste. Die Officiere der von den Kantonen an Frankreich vermietheten Schweizer Truppen bewogen die Freischärler des Herzogs Ludwig Moro, daß sie, auf den an sie ergangenen Ruf gestützt, den Dienst gegen ihre Landsleute versagten und tobend und lärmend den rückständigen Sold forderten. Der Herzog ließ hierauf sogleich seinen Bruder, den Cardinal Ascanius, dringend bitten, ihm von Mailand her mit Italiänern zu Hülfe zu kommen, sah sich aber, noch ehe dies geschehen konnte, genöthigt, ein Treffen zu liefern, damit er nicht von Mailand abgeschnitten werde. Er marschirte daher aus Novara heraus. Kaum hatte er jedoch sein Heer aufgestellt, als die Schweizer in demselben ihm plötzlich den Dienst verweigerten und mit Ungestüm ihren rückständigen Sold forderten. Vergebens suchte er durch Bitten sie zu bewegen, daß sie im Felde blieben; sie eilten in die Stadt zurück und hielten am 10. April mit ihren beim französischen Heere befindlichen Landsleuten eine Berathung. Wahrscheinlich hatten sie Geld erhalten. Dies scheint auch la Tremouille selbst in seinen Denkwürdigkeiten anzudeuten *). Das Resultat der Berathschlagung war, daß die

*) Le seigneur de Tremouille trouva moyen de pourparler aux ennemis du roi et à leurs capitaines cognoissant partie d'iceuls. Ses devis et remonstrances donnèrent occasion aux Suisses Lancequenetz et Bourguignons d'eulx assembler pour adviser à ce que leur avoit été dict par le seigneur la Tremouille.

Schweizer den Herzog seinem Schicksale überliehen und nicht einmal einen freien Abzug für ihn auswirkten, sondern nur bei ihrem Abzuge ihn als Franziskaner verkleidet in ihre Reihen aufnahmen.

Ludwig Moro war an seiner langen, hageren Gestalt leicht erkennlich und wahrscheinlich schon längst den Franzosen angezeigt, welche deshalb jeden vorbei marschirenden Schweizer genau beobachteten. Diese würden gleichwohl ihn nicht erkannt haben, wenn nicht Kaspar Silen und Rudolf Thurmann aus Uri, sowie Rudolf von Salis aus Graubünden mit dem Finger auf ihn gedeutet hätten. Die Franzosen rissen ihn, als er vorüberkam, aus den Reihen und nahmen ihn fest. La Tremouille schickte den gefangenen Herzog nach Frankreich. Dort ward er vom Könige, gleich als wenn dieser sein Richter hätte sein können und dürfen, als Usurpator und Verbrecher behandelt und aus einem Gefängniß in das andere, zuletzt aber nach Loches gebracht, wo er zehn Jahre später starb. Die Italiäner sagen, er sei dort sehr streng behandelt worden; die Franzosen behaupten das Gegentheil. Die Schweizer, welche unter dem Herzoge gedient hatten, waren mehrentheils aus den vier kleinen Kantonen und aus Graubünden; sie besaßen daher mit ebenso viel Recht, als Ludwig XII. und die Venetianer, den Theil des Mailändischen, der ihnen dienen konnte. Die Urner sicherten durch die Besetzung der Stadt Bellinzona den übrigen Schweizern den Besitz des jezigen Kantons Tessin, welcher ihnen später zugestanden ward. Die Urheber des an Ludwig Moro geübten Verrathes wurden jedoch der öffentlichen Verachtung preisgegeben und Thurmann in seiner Heimath sogar enthauptet. Auch der Cardinal Ascanius Sforza wurde nach Frankreich gebracht, erhielt aber später seine Freiheit wieder. Ludwig Moro's beide Söhne blieben bei Kaiser Maximilian; Johann Galeazzo's Sohn ward schon als Kind Mönch.

Der Untergang des Herzogs von Mailand krönte den Frevell des Hauses Borgia mit Glück und Triumph. Der Herzog von Valentinois, Cäsar Borgia, und seine Schwester Lucrezia übten, von ihrem Vater Alexander VI. und sogar von dem guten König Ludwig XII. unterstützt, fortwährend Laster und Verbrechen, welche wir, um die Leser nicht zu ärgern und zu empören, kaum leise anzudeuten wagen. Um jedoch den schauderhaften Verfall der Sitten

der Privatpersonen und die Irreligiosität des ganzen öffentlichen Lebens in Italien zu bezeichnen, müssen wir wenigstens im Vorbeigehen die Geschichte des Cäsar Borgia und seiner Schwester in den Jahren 1500 und 1501 kurz berühren. Sobald Cäsar wieder durch Franzosen verstärkt war, nahm er zuerst Pesaro, und vertrieb dann den Beherrscher von Rimini, Malatesta. Auch der durch blühende Jugend und Schönheit ausgezeichnete, zarte Jüngling Astorre Manfredi, welcher Faenza besaß, wurde schon im Jahre 1500 ein Opfer von Cäsar's Herrschsucht geworden sein, wenn ihn nicht die Liebe seiner Unterthanen geschützt hätte; im folgenden Jahre aber ward seine Stadt von Cäsar genommen und er selbst ermordet, nachdem der Wüstling ihn auf eine so schändliche Weise mißhandelt hatte, daß wir die Einzelheiten seiner letzten Geschichte nicht zu erzählen vermögen. Ebenso wurde der Herzog von Bisignano, der dritte Gemahl der Lucrezia Borgia, auf der Schwelle einer Kirche von einem Meuchelmörder verwundet und nachher durch Gift vollends getödtet, und man beschuldigte allgemein den Herzog von Valentinois und seine Schwester, daß sie die Urheber der That gewesen seien. Dies fand um so mehr Glauben, da ja Cäsar auch seinen Bruder, den Herzog von Gandia, hatte ermorden lassen, und da keine Untersuchung über den Mord des Gemahles der Lucrezia angestellt und keiner der Thäter bestraft wurde. Schon wenige Wochen nach diesem Morde ward der Herzog von Ferrara, Alphons von Este, durch den Pabst und seine Kinder gezwungen, die berühmte Lucrezia zu heirathen, deren drei erste Männer alle ein tragisches Ende gefunden hatten.

Auch die Florentiner begünstigten Alexander's Sohn, welcher mit Hülfe der Franzosen ein Königreich in Mittelitalien zu errichten trachtete. Cäsar war von seinem Vater zum Herzog von Romagna ernannt worden, und hatte Schweizer in Dienst genommen, die ihm, weil es ihm nicht an Geld fehlte, zahlreich zuströmten. Er wollte auch den Johann Bentivoglio, der in Bologna herrschte, verjagen; dies verhinderte aber Karl von Amboise, Herr von Chaumont, welchen Ludwig XII. als Statthalter in Mailand zurück gelassen hatte, auf Befehl seines Königs, obgleich Ludwig sonst alle Absichten des Pabstes Alexander und seiner Kinder auf jede Weise förderte. Nichts destoweniger hielt Bentiv-

voglio für nöthig, den Herzog von Valentinois dadurch zu befriedigen, daß er sich gegen ihn zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstand. Auch die Florentiner sahen sich zu ähnlichen Schritten gezwungen, als Cäsar, der Abhängigkeit von Bologna versichert, sich gegen sie wandte. Sie suchten beim Könige von Frankreich Hülfe, mußten sich aber gleichwohl, so gut sie konnten, mit Borgia abfinden. Sie verpflichteten sich durch einen Vertrag, ihn mit einer Heerabtheilung in ihre Dienste zu nehmen und ihm eine jährliche Besoldung von sechs und dreißigtausend Dukaten zu bezahlen. Außerdem mußten sie ihm den Herrn von Piombino preisgeben, dem dann alle seine Besitzungen außer der Burg von Piombino entrisfen wurden. Machiavelli meint, die mit teuflischer Schlaubeit und Bosheit auf Mord, Raub und Unrecht gegründete Macht des Herzogs von Valentinois würde festen Bestand gewonnen haben, wenn nicht Pabst Alexander 1503 zur unrechten Zeit gestorben wäre; wir glauben aber, daß durch den Vertrag, welchen Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische über die Theilung der Länder des unglücklichen Friedrich von Neapel geschlossen hatten, die Ausführung von Cäsar's Plänen ganz unmöglich gemacht worden war. Dies erkannte Cäsar selbst, wie wir recht gut begreifen, ungeachtet aller seiner Schlaubeit und Arglist nicht; daß aber Machiavelli, der als Lehrer der Staatskunst bis auf den heutigen Tag unter den Ersten glänzt und damals von den Florentinern zu diplomatischen Sendungen gebraucht wurde, mit solchem Lobe von Cäsar's Unternehmungen reden konnte, wie er in seinen Briefen thut, ist uns unbegreiflich. Das Moralische mochte er als Diplomat immerhin gering anschlagen; aber das Unpolitische hätte ein so großer Staatsmann nicht verkennen dürfen.

11. Eroberungskrieg der Franzosen und Spanier gegen Neapel.

Ferdinand der Katholische hatte nicht bloß den Kaiser Maximilian, sondern auch den englischen König Heinrich VII. durch Heirath an sich geknüpft, in beiden Fällen aber für das eheliche Glück seiner Töchter sehr schlecht gesorgt. Die mit Maximilian's Sohn, Philipp von Burgund, vermählte Johanna, welche nach dem Tode

ihrer älteren Schwester die ganze spanische Monarchie an ihren Gemahl brachte, ward von diesem, den sie selbst mit spanischer Leidenschaft liebte, sehr kalt behandelt, und verlor den Verstand, als Philipp ihr frühzeitig entrissen wurde. Ferdinand's jüngste Tochter, Katharina, ward mit Heinrich's VII. Sohn Arthur, Prinzen von Wales, vermählt, und mußte später, als dieser gestorben war, ihrer reichen Ausstattung wegen ihren Schwager, den nachherigen König Heinrich VIII., heirathen. Auch das ganze Leben dieser Tochter Ferdinand's war ein langer Jammer; ihr Vater erreichte aber durch ihre Verheirathung seinen politischen Zweck: er gewann den englischen König zu derselben Zeit für sich, als er den König von Frankreich betrog.

Schon Karl VIII. hatte sich in eine Unterhandlung mit Ferdinand eingelassen, um gemeinschaftlich das Königreich Neapel in Besiz zu nehmen und den schwachen, aber gebildeten und gelehrten König Friedrich auf eine andere Weise zu versorgen. Diese Unterhandlung wurde im Jahre 1500 wieder aufgenommen, als Karl's VIII. Nachfolger, Ludwig XII., Mailand zum zweiten Male besetzt hatte und daran dachte, auch Neapel wieder zu erobern. Ludwig war damals im Vertrauen auf den mit Ferdinand zu schließenden Vertrag thöricht genug, die Übereinkunft abzulehnen, welche König Friedrich ihm anbot, und die ihm den Besiz von Neapel ohne Schwertstreich verschafft haben würde. Friedrich hatte sich nämlich erboten, den König von Frankreich als Oberherrn anzuerkennen und ihm einen jährlichen Tribut zu entrichten. Schon im Mai 1500 waren Ludwig und Ferdinand soweit einig, daß in Spanien eine Flotte und ein Heer gerüstet wurden. Zum Vorwande dieser Rüstungen nahm Ferdinand die Beschüzung der Südküste von Neapel gegen die Türken, welche, von Ludwig Moro und von König Friedrich gerufen, die Venetianer nicht blos in Dalmatien und Syrien, sondern auch an der von ihnen besetzten Küste von Calabrien bekriegten. Anführer des spanischen Heeres war Gonzalvo von Cordova, welcher mit dem Ruhme, den Franzosen Neapel wieder entrissen zu haben, nach Spanien heimgekehrt war, und jetzt nach Sicilien zurückgeschickt ward, um, sobald der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen sei, in Verbindung mit den Franzosen denselben König zu berauben, den er vorher gegen die Franzosen geschützt hatte.

Der lange und ausführliche Vertrag, welchen Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische zum Zwecke der Eroberung des neapolitanischen Reiches mit einander schlossen, und in welchem der französische König zugleich noch einmal und für immer auf Roussillon und Cerdagne Verzicht leistete, ward in Frankreich zu Stande gebracht, aber erst am 22. September 1500 zu Granada von Ferdinand bestätigt. Deshalb ist auch dieses Denkmal der höchsten Gottlosigkeit zweier Herrscher, von welchen der eine der allerchristlichste, der andere der katholische König hieß, unter dem Namen des Vertrages von Granada berüchtigt geworden. Von den vielen Artikeln dieses nie erfüllten Vertrages führen wir nur diejenigen an, welche mit den Begebenheiten des folgenden Jahres in unmittelbarem Zusammenhange stehen, da wir nur Thatsachen, nicht aber Pläne, Verhandlungen und diplomatische Kunststücke erzählen wollen. Der einzige Vorwand der Beraubung Friedrich's von Neapel, den die beiden Könige angeben konnten, war, daß der Letztere zugleich mit Ludwig Moro die Türken gegen die Gewaltthaten der Franzosen zu Hülfe gerufen hatte. Es heißt nämlich in dem Vertrage von Granada, Friedrich habe sich dadurch, daß er die Türken herbeigezogen, als einen König bewiesen, dessen Herrschaft die Sicherheit der Christenheit gefährde, und die beiden vertragschließenden Mächte hätten daher die Theilung seines Reiches für das beste Mittel gehalten, die Christen gegen die Türken zu schützen. In Betreff dieser Theilung ward ausgemacht, daß Ludwig die Hauptstadt des Landes sowie die Provinzen Terra di Lavoro und Abruzzo und den neapolitanischen Königstitel, Ferdinand aber Apulien und Calabrien mit dem Titel eines Herzogs dieser Provinzen erhalten solle. Derjenige Artikel des Vertrags, welcher die Dogana oder die von den wandernden Heerden der Capitanata erhobene, auf hunderttausend Dukaten geschätzte Abgabe betrifft, kann allein schon den Beweis geben, daß es den Spaniern mit dem ganzen Vertrage nicht Ernst war; denn nach diesem Artikel sollte jene Abgabe von Beamten der spanischen Regierung erhoben und zwischen ihr und der französischen Regierung getheilt werden. Pabst Alexander VI. billigte den gegen Friedrich von Neapel geschlossenen Bund, und sein Sohn, Cäsar Borgia, begleitete, als derselbe zur Ausführung kam, das französische Heer.

Zu der Zeit, als über diesen Vertrag noch unterhandelt wurde, war Gonsalvo von Cordova mit der Unterstützung der Venetianer gegen die Türken beschäftigt, und verrichtete tapfere Thaten zur See und zu Lande, so daß er jener Republik noch im Laufe des Jahres 1500 wieder zum Besitze der ihr früher entriffenen Insel Cephalaria verhalf. Im Anfange des Jahres 1501 ward Gonsalvo zur Eroberung von Neapel nach Sicilien gesandt, und besetzte dann von dort aus den Süden des neapolitanischen Reiches. Im Juli desselben Jahres rückte ein französisches Heer, bei welchem sich wie gewöhnlich viele Schweizer befanden, unter d'Aubigny's Führung in das Neapolitanische ein. Die Franzosen fanden, erst als sie bis Capua gekommen waren, Widerstand; aber auch diese Stadt verstand sich nach kurzer Gegenwehr zu einer Capitulation. Während die Unterhandlungen darüber noch im Gange waren, wurde Capua durch Sturm genommen, und mehr als siebentausend Einwohner der Stadt verloren dabei das Leben. Cäsar Borgia übte bei dieser Gelegenheit einen Frevel, wie man ihn nur bei Türken und Mongolen zu finden gewohnt ist. Er ließ vierzig der schönsten Frauen und Jungfrauen ausheben und für sich nach Rom bringen. Wir würden die Thatsache bezweifeln, wenn nicht von den unnatürlichen Lüsten dieses höllischen Geistes noch Ärgeres berichtet würde. König Friedrich gab schnell alle Hoffnung der Rettung auf, und war so unvorsichtig, sich nach Ischia zu flüchten; hier blieb ihm, sobald die französische Flotte erschien, nichts weiter übrig, als sich der Großmuth der Franzosen anzuvertrauen. Er ging nach Frankreich und ward von König Ludwig, obgleich ihn derselbe anfangs unfreundlich empfing, standesmäßig versorgt, indem ihn Ludwig über Anjou oder Maine setzte. Dort starb er schon im Jahre 1504. Sein ältester Sohn, Ferdinand, lebte bis 1550 in Spanien, und wurde dort anständig unterhalten; doch gab man ihm zwei Gemahlinnen, von welchen man gewiß wußte, daß sie ihm keine Kinder gebären würden.

Die Freundschaft der beiden theilenden Mächte konnte unmöglich lange dauern, da in dem zwischen ihnen geschlossenen Vertrage der Provinzen Contado di Molise, Val die Benevento, Principato und Basilicata gar nicht gedacht war, die Abruzzen aber und Terra di Lavoro ohne den Besiz der fruchtbaren Capitanata unmöglich

behauptet werden konnten. Die Franzosen machten daher, wie schon Giannone urkundlich bewiesen hat, den Spaniern nicht bloß die Dogana oder den Viehzoll von Capitanata, über welchen der Vertrag ja eine Bestimmung enthielt, sondern auch den Besitz der ganzen Provinz streitig. Ludwig's XII. Statthalter in Neapel, der Herzog von Nemours, und Ferdinand's Stellvertreter, Gonsalvo von Cordova, schienen anfangs den Streit friedlich beilegen zu wollen, und hatten zu diesem Zwecke im April 1502 mehrere Zusammenkünfte; die Unterhandlungen wurden aber abgebrochen, sobald Nemours Verstärkung erhalten hatte, und im Juni begann der Krieg zwischen den Spaniern und Franzosen in Neapel. Ludwig XII. schickte zuerst neugeworbene Schweizer dahin, dann begab er selbst sich nach Mailand, und sorgte von dort aus für die Verstärkung des unter Nemours und d'Albigny gegen Gonsalvo streitenden Heeres. Die Spanier wurden noch im Laufe des Jahres 1502 aus ganz Apulien verdrängt und in Calabrien auf den Besitz der Seeküste beschränkt, weil ihr König damals in Geldverlegenheit war und keine Truppen schicken konnte. Nur mit Mühe vertheidigte Gonsalvo Barletta, Andria, Gallipoli, Tarent, Cosenza, Seminara und einige andere Plätze. Am hitzigsten ward zuletzt vor Bari, sowie vor Barletta gekämpft, wo Gonsalvo ohne Geldmittel mit den Seinigen eingeschlossen war und beide Heere in Ausdauer mit einander wetteiferten.

Die Spanier wie die Franzosen führten den Krieg nach der Art des Mittelalters so, daß sie einzelne Burgen und besetzte Orte stürmten oder heldenmüthig vertheidigten. Dies konnte wohl Ritter und Duellanten berühmt machen, nicht aber entscheidende Resultate hervorbringen. Darum hatte auch d'Albigny gerathen, Barletta mit ganzer Macht zu stürmen; Nemours hatte aber seinen Rath verschmäht. Die Chroniken der Zeit führen uns bei Gelegenheit des Kampfes um Barletta zu der Iliade zurück; Barletta ist Ilium, der französische Ritter Bayard ist Achilles und als solcher auch das Ideal des Ritterthums der Romantiker und der Halbgott militärischer Franzosen. Zuerst kämpften elf Spanier und ebensoviel Franzosen einen ganzen Tag lang um Ehre, und Bayard, Franz d'Urfe (Herr von Drose), Torcy und Mondragon machen aus ihren Pferden ein Bollwerk, um sich

gegen die Überzahl der Gegner zu behaupten. Gleich darauf besiegte Bayard den spanischen Edelmann Sotomajor, welcher als ein Goliath geschildert wird. Endlich kämpften im Angesicht beider Heere und der Bewohner von Trani dreizehn Italiäner mit dreizehn Franzosen, wobei die Venetianer, welche in der Nähe des von ihnen besetzten Trani den Kampfplatz dazu hergegeben hatten, die Kampfrichter waren. Tausende von Zuschauern strömten, wie zu einem Stiergefächte, einem Turnier oder einem blutigen Boxerkampfe, aus allen Gegenden zu dieser Mordscene zusammen, welche nichts entschied, in der aber die Italiäner glücklicher waren, als die Franzosen.

Was den Krieg angeht, so täuschte Ferdinand's Arglist die Franzosen, indem er sie durch einen Vertrag hinderte, Hülfe nach Neapel zu schicken, während er selbst sein Heer vermehrte und so seine Gegner aus dem Reiche Neapel vertrieb. Der Erzherzog Philipp war nämlich seit dem Januar 1502 in Spanien gewesen, und hatte hier nebst seinem leichtfertigen belgisch-französischen Gefolge durch seine Lebensweise und seine Einmischung in spanische Angelegenheiten großes Misfallen erregt; andererseits aber hatte er selbst die spanische Grandezza unerträglich gefunden, zumal da ihm seine Gemahlin durch ihre übertriebene Zärtlichkeit und durch die Eifersucht beschwerlich fiel, zu welcher sein grenzenlos ausschweifender Wandel Veranlassung gab. Er war daher bald ungeduldig geworden und mit Zurücklassung seiner Gemahlin aus Spanien abgereist, um sich wieder nach Flandern zu begeben. Auf dieser Reise machte er dem König Ludwig XII. einen Besuch in Lyon, um den Streit über die Theilung von Neapel durch Unterhandlungen zu beendigen, wozu ihm sein Schwiegervater unbedingte Vollmacht gegeben hatte. Ferdinand misbrauchte nämlich damals, wie französische und italiänische Schriftsteller sagen, und wie es ganz der treulosen Politik, welche Ferdinand stets und überall befolgt hat, gemäß war, seinen Schwiegersohn auf eine schändliche Weise. Die Spanier leugnen dies zwar; es scheint uns aber darum nicht weniger gewiß. Ferdinand ertheilte seinem Schwiegersohne unbedingte Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages, und behauptete nachher, als er den beabsichtigten Zweck erreicht hatte, ihm zugleich Instructionen gegeben zu haben, welche von seinem

Schwiegersohne nicht befolgt worden seien. Am 5. April 1503 wurde zu Lyon von Philipp und Ludwig ein Vertrag geschlossen, nach welchem der im Jahre 1500 geborene Sohn des Erzherzogs (Karl V.) mit Ludwig's Tochter Claudia, welche damals zwei Jahre alt war, verlobt, und Beiden die Titel König und Königin von Neapel, Herzog und Herzogin von Calabrien ertheilt, bis zu ihrer Vermählung aber der spanische Antheil an Neapel dem Erzherzog Philipp überlassen, sowie in dem der Franzosen ein Statthalter, welcher beiden Theilen angenehm wäre, bestellt werden sollte. Der Vortheil war also bei diesem Vertrage, wie es schien, ganz auf Ludwig's Seite. In Folge davon unterließ der französische König, welcher seit dem Beginne der Unterhandlung eine Flotte, ein Heer und Vorräthe in Genua gesammelt hatte, die Absendung derselben; denn man war zugleich übereingekommen, daß sowohl Philipp, der Vollmacht seines Schwiegervaters gemäß, an Gonsalvo den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten abschickte, als auch Ludwig seine Flotte im Hafen von Genua zurückhalten sollte. Das Letztere geschah wirklich, dagegen gehorchte aber Gonsalvo dem Gebote Philipp's nicht, weil er nur unmittelbar von seinem Könige Befehle annehmen wollte, und in Folge davon ging die Sache der Franzosen unter.

Bei dem französischen Heere war d'Albigny gleich anfangs unzufrieden gewesen, daß er, ein alter, erfahrener Feldherr, hinter dem Herzoge von Nemours, einem jungen Prinzen, zurückstehen mußte; er war nur aus Patriotismus beim Heere geblieben, besonders da Nemours ihn hinderte, Barletta zu stürmen und den Krieg mit Einem Schlage zu endigen. Er wurde hierauf nach Calabrien geschickt, und unterwarf diese Provinz völlig, während Nemours Barletta auszuhungern suchte. Der Letztere gerieth, anstatt diese Feste nehmen zu können, bald selbst in große Noth, als Gonsalvo das von ihm in Castellaneta aufgehäufte Magazin wegnahm und nach Barletta führte. Nemours würde damals gerettet worden sein, wenn die in Genua ausgerüstete französische Flotte nicht Gegenbefehl erhalten hätte. Zwar erhielt auch Gonsalvo vom Erzherzog Philipp den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen; allein er befolgte denselben nicht, weil ihm, wie man sagte, sein König zu der nämlichen Zeit, als er seinem Schwieger-

sohne unbedingte Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages mit Ludwig von Frankreich gab, die Weisung ertheilt hatte, den Geboten Philipp's nicht zu gehorchen. Freilich berichtet der spanische Geschichtschreiber Zurita den Hergang anders, und auch Prescott in seiner Geschichte Ferdinand's und Isabella's gibt der Sache zu Gunsten Ferdinand's eine vortheilhafte Wendung. Wir überlassen die Prüfung dieses Punktes Anderen, und bleiben bei der ausgemachten und unbestrittenen Thatsache stehen, daß Ludwig XII. im Vertrauen auf den erwähnten Vertrag seine mit Verstärkungen und Lebensmitteln versehene Flotte nicht von Genua auslaufen ließ, und daß Ferdinand gerade zu derselben Zeit bedeutende Anstrengungen für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges machte. Ferdinand schickte nicht nur nach Barletta Mannschaft und Geld, sowie Lebensmittel, welche von Triest her kamen, sondern zugleich auch gegen d'Aubigny in Calabrien ein neues Heer, welches so bedeutend war, daß man es auf fünfzehntausend Mann angeben durfte.

Die nach Calabrien gesendeten frischen Truppen, welche gleich nach der Landung ihren Oberbefehlshaber, Portocarero, durch den Tod verloren, marschirten unter dem neu ernannten Obergeneral Ferdinand von Andrada unverzüglich auf Terra nuova los, um diese von d'Aubigny belagerte feste Stadt zu entsetzen. D'Aubigny zog ihnen entgegen und griff sie bei Seminara hitzig an. In der entscheidenden Schlacht, welche dort am 25. April 1503 geliefert wurde, hatte Andrada zu Unterbefehlshabern Manuel Benavides, Gonzalo von Avalos, Johann von Cardona und namentlich auch Anton de Leyva, der sich durch Geschicklichkeit und Tapferkeit von niedrigem Stande bis zum ersten Range emporgeschwungen hatte, und später der vorzüglichste von Karl's V. ausgezeichneten Befehlshabern war. D'Aubigny wurde nicht nur geschlagen, sondern auch sein ganzes Heer vernichtet; d'Imbre-court, Malherbe und Johann Stuart, Herzog von Albanien, fielen im Kampfe; d'Aubigny selbst floh in die Burg Angitola, wo er sich bald nachher den Spaniern ergeben mußte. Zu derselben Zeit war Gonzalvo in der Stille aus Barletta gerückt, um den Herzog von Nemours zu überfallen. Dieser hatte hierauf schnell sein Heer zusammengezogen und bei Cerignola, sechszehn Stunden von Barletta, den Spaniern ein Treffen angeboten, welches diese annahmen

(28. April 1503). Die Spanier gewannen das Treffen, und ihr Sieg setzte den König Ferdinand in den Besitz des Königreichs Neapel; denn Nemours selbst blieb, und die Spanier wurden in Folge der Niederlage des französischen Heeres so schnell Herren des ganzen Landes, daß schon Ende Juli die Franzosen völlig aus dem Neapolitanischen verjagt waren. Übrigens befand sich unter den Hauptleuten, welche damals unter Gonsalvo dienten und bei Cerignola mitkämpften, auch jener Pizarro, der später abenteuernd Peru eroberte und dort die seinen Namen besleckenden empörenden Gräuelpredigten verübte.

Ludwig XII. war heftig erbittert, und faßte, weil er sich beschimpft und betrogen glaubte, gleich bei der ersten Nachricht von der Nichtbefolgung des Lyoner Vertrages den Entschluß, Alles daran zu setzen, um Neapel wieder zu erobern. Dies nöthigte ihn, zunächst die Schweizer oder vielmehr die kleinen Kantone derselben zu befriedigen, mit welchen sein Statthalter in Mailand seither, wegen ihrer Besetzung von Bellinzona, im jetzigen Kanton Tessin ohne bedeutenden Erfolg Krieg geführt hatte. Die Urner hatten gerade um die Zeit, als der Kampf in Apulien und Calabrien am heftigsten war, die Eidgenossen gemahnt, und waren, von diesen unterstützt, bis Arona am südlichen Ende des langen Sees vorgedrungen, als Ludwig nachgab und am 10. April 1503 einen Vertrag schloß, vermöge dessen Riviera, Bellinzona und Bollenz den drei Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden überlassen wurden, welche aus denselben gemeinschaftliche Vogteien bildeten. Nachdem die Schweizer beruhigt waren, rüstete sich Ludwig aufs neue zum Kriege, und schickte zu gleicher Zeit drei Heere gegen Ferdinand ins Feld. Das eine dieser Heere ward in der Gascogne geworben, und sollte unter dem Herrn von Albret, dem Vater des damaligen Königs von Navarra (s. S. 80), über Fontarabia in Spanien einfallen; mit dem zweiten sollte der Marschall von Rieux Roussillon wieder erobern, mit dem dritten und stärksten aber la Tremouille durch Toscana nach Neapel marschiren.

Die beiden ersteren Heere richteten ebensowenig aus, als das dritte. Der Führer der gegen Fontarabia gesendeten Truppen mußte das Reich seines Sohnes schonen, welcher aus Politik es nicht mit Ferdinand verderben wollte. Mit dem anderen Heere

drang Nieur zwar in Rouffillon ein, und belagerte (September und Oktober 1503) sechs Wochen lang die Stadt Sellsas; König Ferdinand forderte aber seine an Aufgebote gegen die Mauren gewohnten streitbaren Aragonier auf, mit der ganzen Volksmacht den sechstausend Mann, welche unter Ferdinand von Alba die Belagerer beobachteten, zu Hülfe zu ziehen, und als er selbst an der Spitze dieser aus zwölftausend Reitern und dreimal so viel Fußvolk bestehenden Volksmacht zum Entsatz von Sellsas in Perpignan erschien, brach Nieur eilig auf, und rettete sein Heer unter die Mauern von Narbonne. Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße nach, besetzte eine Anzahl französischer Städte und brandschatzte andere, bewies aber auch bei dieser Gelegenheit seine politische Weisheit; denn er versuchte weder seine Eroberungen zu behaupten, noch tiefer in Frankreich einzudringen. Es schloß alsbald einen Waffenstillstand auf fünf Monate, welcher gleich nachher auf drei Jahre verlängert ward.

In Italien, welches Land Ferdinand in diesen Waffenstillstand nicht mit eingeschlossen hatte, waren die Franzosen noch unglücklicher, als an den Grenzen von Spanien. Der dorthin gesandte la Tremouille wurde von den Schweizern nur schwach unterstützt, weil diese gerade damals mit Ludwig XII. höchst unzufrieden waren. Dessenungeachtet wäre er, wenn er rasch gegen die Stadt Neapel hätte marschiren können, den Spaniern überlegen gewesen; allein der Tod des Papstes Alexander VI. und eine von dem allmächtigen Minister seines Königs, dem Cardinal d'Amboise, angesponnene Kabale hielten ihn zu lange vor Rom auf. Wir müssen daher auch, ehe wir dem Gange des Krieges in Italien weiter folgen, zuerst noch einen Blick auf die letzte Zeit jenes entsetzlichen Papstes und seines Sohnes, Cäsar Borgia, werfen.

12. Letzte Zeit Alexander's VI. und Cäsar Borgia's und Ausgang des Krieges der Franzosen und Spanier in Italien.

Zu derselben Zeit, als die Franzosen und Spanier in Italien noch einmal um den Besitz des neapolitanischen Reiches kämpften, zerrann plötzlich die Herrschaft und Macht des Papstes Alexan-

der VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia, deren ganzes Wesen und Treiben Guicciardini dadurch bezeichnet, daß er sagt, es hätte von ihnen überall geheißt: „der Pabst thue niemals das, was er sage, und sein Sohn sage niemals das, was er thue.“ Wir dürfen nur wenige Züge aus der Geschichte der beiden Borgia's anführen, und theilen auch in Betreff ihrer letzten Zeit bloß dasjenige mit, was urkundlich und sicher berichtet wird. Leider befinden sich selbst unter diesen zuverlässigen Angaben über Alexander und seine Angehörigen viele, welche durch keine historische Kritik beseitigt werden können. Das Tagebuch des päpstlichen Ceremonienmeisters Burkard zählt ganz ruhig und trocken alle Mordthaten, Vergiftungen und Beraubungen auf, welche von Alexander, von seinem Sohn Cäsar und von seiner Tochter Lucrezia in den Jahren 1500 bis 1503 begangen worden, und ein aus Tarent geschriebener, nach Deutschland gerichteter Brief in seinem Buche berichtet von einer solchen Menge öffentlich verübter Schandthaten der Borgia's, daß, wenn man auch sieben Achtel derselben für unwahr oder für übertrieben halten wollte, doch noch genug übrig bleiben würde, um Alles zu überbieten, was von den schrecklichsten Räubern und Mördern erzählt wird.

Burkard berichtet ganz genau, auf welchem Fuße Lucrezia mit ihrem Vater lebte, wie dieser ihr alle Bescheide, selbst die in geistlichen Angelegenheiten zu ertheilenden, überließ, wie nur der Erzbischof von Vissabon sich weigerte, seine Sache mit Lucrezia auszumachen, und wie derselbe diese sich durch einen schmutzigen Wig vom Halse schaffte, welchen Lucrezia vortrefflich fand. Was Burkard ferner von den Belustigungen erzählt, welche Pabst Alexander und Lucrezia sich verschafften, sowie was er unbefangen von den Scenen, die in Piombino öffentlich vorstelen, berichtet, übersteigt allen Glauben. Burkard's Tagebuch enthält unter einer besonderen Aufschrift die Schilderung von einem Feste, welches der Herzog mit fünfzig Dirnen im apostolischen Palast hielt (*convivium quinquaginta meretricum*), sowie von ähnlichen päpstlichen Lustbarkeiten, und diese Schilderung ist ärger, als Alles, was Juvenal gedichtet oder die verdorbene Phantasie der Wüstlinge großer Städte je Schändliches erfunden hat. Namentlich kann die lange und ausführliche Beschreibung jener mit fünfzig Dirnen,

welche Burkard honette Puhlerinnen nennt*), geseierten Orgie in einem anständigen Buche nicht wiedergegeben werden. Wir übergehen alles Anstößige, und erwähnen nur der Schritte, welche Cäsar Borgia zur Errichtung eines Königreichs in Mittelitalien that.

Es ist schon früher (S. 152 und 157 f.) angegeben worden, auf welche Art der Herzog von Valentinois die sogenannten Vicare in der Romagna und in den Marken vertrieb, mordete und beraubte. Vom Herbst 1501 an galt es auch den alten Familien der Colonna und Savelli. Im Jahre 1502 bewog Cäsar den Herzog von Urbino, dessen Hauptstadt er nie mit Gewalt würde haben einnehmen können, ihm sein Geschüz zu einer vorgeblichen Unternehmung zu leihen; dann wandte er sich plötzlich gegen ihn selbst, versagte ihn und seine Verwandten, und bemächtigte sich der vier Städte und dreihundert Burgen, welche das Herzogthum Urbino ausmachten. Gleich nachher nahm er Camerino auf eine so schändliche Weise, daß ganz Italien empört darüber war**). In der That wurde bald eine Stadt nach der anderen genommen, ein kleiner Herrscher nach dem anderen treulos vertrieben, und wenn Ludwig XII. nicht eine Schranke gesetzt hätte, so wäre sogar der größte Theil von Toscana ein Raub des Papstes, seines Sohnes und seiner Tochter geworden. Als endlich Paul Orsini, Vitellozzo Vitelli, der Herzog von Gravina, Ponzolfo Petrucci und andere kleine Herren zur gemeinschaftlichen Vertheidigung eine enge Verbindung mit der Republik Bologna geschlossen hatten, trennte Cäsar diesen Bund dadurch, daß er alle jene Herren, welche sämtlich Miethtruppen hielten, durch Lügen, Liebkosungen und Versprechungen in seine Dienste lockte. Mit ihrer Hülfe machte er sich dann zum Meister von Sinigaglia, welche Stadt vorher dem Präfecten von Rom, Franz Maria della Rovere, gehörte. Sobald er aber im Besüz von Sinigaglia war, ließ er alle Miethlinge abmarschiren, berief die genannten Dienstherrn derselben und noch eine Anzahl anderer zu einer Berathung auf freiem Felde, und ließ sie dort sämtlich zusammenhauen. Von

*) Meretrices honestae, cortegianae nuncupatae.

***) Azione si proditoria, che niuno si teneva più sicuro dalle insidie di costui.

allen blieb nur Pandolfo Petrucci am Leben, weil er nicht mit in die Falle gegangen war. Jene That geschah übrigens entweder am letzten Tage des Jahres 1502 oder am ersten des folgenden.

Sobald der Pabst die Nachricht erhielt, daß jene Condottieren-Hauptleute nicht mehr zu fürchten seien, ließ er den Cardinal Johann Baptist Orsini zu sich in den Palast rufen, hier sogleich gefangen nehmen und schon im Februar insgeheim aus der Welt schaffen. Dasselbe Schicksal hatten Rinaldo Orsini, Erzbischof von Florenz, der Protonotarius Orsini und andere Glieder ihrer Familie. Gleich darauf wurde Citta di Castello dem Vitelli, Perugia dem Johann Paul Baglione entrissen. Die Stadt Siena entging der Unterwerfung unter Cäsar nur dadurch, daß zu ihrem Schutze eine Anzahl mächtiger Familienhäupter herbeieilte (1503). Man wird übrigens aus dem Angeführten sehen, wie voll kleiner Herren und Tyrannen Mittelitalien damals war. Es könnte daher auch ein Sophist der Regierungs-Einheit gar leicht Cäsar's Frevel als nützlich und sogar als nothwendig darstellen. Diese Sophistik der Nothwendigkeit von Verbrechen, Wortbrüchigkeit und Gewalt zu Gunsten der Obrigkeit täuschte auch den Machiavelli, welcher damals in seinen Briefen seine Bewunderung Cäsar's aussprach. Ähnliches sagte wahrscheinlich auch der Pabst Alexander, als er kurz vor seinem Tode die Einwilligung der Cardinäle dazu zu erlangen suchte, daß er seinen Sohn zum Könige von Romagna, von den Marken und von den Umbrien erkläre; denn es fehlte ihm durchaus nicht an jener Art von Talent und Beredsamkeit, welche jetzt an denjenigen Staatsleuten bewundert wird, die bald das Schwarze weiß, bald das Weiße schwarz machen.

Die Absicht, den furchtbaren Cäsar Borgia zu einem Könige in Mittelitalien zu machen, wurde durch dasselbe Ereigniß vereitelt, welches auch den Zug la Tremouille's nach Neapel aufhielt, nämlich durch den plötzlichen Tod Alexander's VI., welcher am 18. August 1503 erfolgte. Alexander starb entweder an dem Fieber, welches, ehe man die China-Rinde gebrauchen konnte, in Rom tödtlich war, oder, wie seine Feinde berichteten, durch sein eigenes Verbrechen. Es heißt nämlich, er habe bei einem Mahle von dem vergifteten Weine getrunken, welchen er und sein Sohn für den Cardinal Hadrian di Corneto hatten mischen lassen. Wir

lassen unentschieden, ob dies wirklich die Ursache seines Todes war; wahrscheinlich wird es dadurch, daß auch Cäsar Borgia und der genannte Cardinal, welche nebst Alexander von demselben Weine getrunken hatten, sogleich erkrankten, aber vermöge ihrer stärkern Organisation nach langer Krankheit wieder genasen. Uns scheint ganz sicher, daß Cäsar den Cardinal Hadrian di Corneto vergiften wollte und durch Verwechslung der Flaschen sich selbst mit vergiftete; zweifelhaft ist aber, ob der Pabst dem Gastmahle, bei welchem dies geschah, auch nur beigewohnt hat.

Die Nachricht vom Tode des Pabstes erweckte in Ludwig's XII. allmächtigem Minister, dem Cardinal Georg von Amboise, welcher bisher in Frankreich den Pabst gespielt hatte, die Hoffnung, Alexander's Nachfolger zu werden. Er reiste aus diesem Grunde sogleich in Begleitung des Cardinals von Aragonien und des in Freiheit gesetzten Bruders von Ludwig Moro, des Cardinals Ascanius Sforza, nach Rom. Hier befahl er, in der sicheren Erwartung, daß er zum Pabste werde gewählt werden, dem französischen Heere, wenige Stunden nördlich von der Stadt Halt zu machen. Cäsar's Truppen hatten gleich nach Alexander's Tode Rom verlassen müssen; das spanische Heer aber wurde vor dem festen Gaëta aufgehalten. Die Hoffnung des Cardinals Amboise scheiterte jedoch; denn nicht er, sondern der Erzbischof von Siena, oder, wie er als Pabst hieß, Pius III. wurde gewählt.

Der neue Pabst starb schon nach wenigen Wochen (18. Oktober 1503). Sein Tod betrückte alle Freunde der apostolischen Lehre, weil sein erstes Wort nach der Wahl war, daß er eine allgemeine Kirchenversammlung berufen und das ganze Kirchenwesen endlich wirklich verbessern wolle. Wäre dies geschehen, so würde Luther nicht vierzehn Jahre nachher genöthigt worden sein, gegen seinen eigenen Willen und Grundsatz ganz mit der bestehenden Verfassung der Kirche zu brechen. Es war jedoch zum Glück im Rathe der Gottheit anders beschloffen; denn auf Pius III. folgte zuerst ein Rovere und dann ein Medicis, und diese Beiden thaten mehr für die zeitliche und vergängliche Kirche, als für die unsichtbare und ewige (ove Christo è Romano). Der Eine von ihnen, Julian von Rovere, welcher als Julius II. unmittelbar auf Pius III. folgte, dachte mehr an Krieg und Eroberung, als an sein geistliches

Hirtenamt, sein Nachfolger, Johann von Medicis oder Pabst Leo X., aber gleich den Heiden mehr an Wissenschaft und Kunst, an königlichen Glanz und weltliche Pracht, an Ruhm und Ehre bei der Nachwelt, sowie an seine Familie, als gleich dem armen Propheten von Nazareth an die leidende Menschheit und ihre Tröstung.

Cäsar Borgia war während der kurzen Zeit des Pabstthums Pius des Dritten nach Rom zurückgekehrt, um, wie er vorgab, dem neuen Pabste zu seiner Erwählung Glück zu wünschen. Als er einzog, ward er, trotz des sicheren Geleites, welches Pius ihm gegeben hatte, von Johann Paul Baglione, von allen Orsini's und von den Anhängern der zahlreichen Opfer seiner Bosheit in den Straßen angegriffen und nach einem förmlichen Treffen von den Orsini's verfolgt. Er floh zuerst in den Vatican, rettete sich aber von dort auf den Rath des Pabstes sogleich in die Engelsburg. Seine Miethvölker zerstreuten sich, als sie seine Niederlage erfuhren, und es schien plötzlich mit seiner Macht vorbei zu sein; er hielt jedoch immer noch Cesena, Forli, Bertinoro, Imola und Forlimpopoli mit Miethlingen, deren Hauptleute treu an ihm hingen, besetzt und wurde deshalb auch noch nachher vom neuen Pabste und sogar von Franzosen und Spaniern gesucht.

Zum Nachfolger des Pabstes Pius war der früher als Nepote Sixtus des Bierden nach Frankreich geflohene und als Condottieren-Hauptmann berühmte Julian von Rovere oder Cardinal St. Petri a Vinculis (s. S. 38 und 110) ernannt worden, der sich als Pabst Julius II. nannte. Dieser wollte den Cäsar Borgia gebrauchen, um zu verhüten, daß nicht alle von demselben eroberten Orte in die Gewalt der Venetianer kämen, welche die Rückkehr der von Cäsar vertriebenen Familien begünstigt und von den Wiedereingesetzten Faenza, Ravenna, Forli, Rimini, Porto Cesenatico, Santo Arcangelo und andere Orte gekauft hatten. Julius II. entließ daher den Cäsar Borgia aus der Engelsburg, und gab ihm, um ihn zu gewinnen, alle seine früheren Titel und Ehrenstellen wieder. Cäsar schickte auch wirklich an die Commandanten seiner Burgen den Befehl, daß sie dieselben dem Pabste übergeben sollten; diese hielten aber die Sache für eine römische Arglist, knüpften den Überbringer jenes Befehles an der Mauer auf, und veranlaßten

den Pabst zu der Meinung, daß er von Cäsar getäuscht sei. Der Letztere ward hierauf in denselben Thurm Borgia eingesperrt, in welchem er so viele Unschuldige hatte umbringen lassen; doch entließ man ihn bald wieder aus dieser Haft. Er bestand nachher noch eine ganze Reihe von Abenteuern, die uns aber der allgemeinen Geschichte fremd zu sein scheinen. Er erschien wieder an der Spitze von Miethlingen, war den Spaniern befreundet, hatte einen Augenblick die Aussicht Fürst von Pisa zu werden, und ward endlich von Gonsalvo freundlich aufgenommen, nach einem glänzenden Gastmahl aber treulos gefangen genommen und nach Spanien geschickt. Dort rettete er sich durch die Flucht zu seinem Schwager, dem König Johann II. von Navarra, und kam auf einem Kriegszuge, den er mit demselben machte, elendiglich ums Leben.

Sobald der Cardinal Amboise sich durch den Pabst Julius II. betrogen sah, eilte er nach Frankreich zurück. Das französische Heer aber setzte endlich seinen Marsch gegen Neapel fort. Gonsalvo, noch immer durch die Belagerung von Gaëta aufgehalten, erwartete die Franzosen am Garigliano. Diese wurden, weil la Tremouille vor Rom erkrankt war, von dem Markgrafen von Mantua, Franz Gonzaga, angeführt, der es als Feldherr mit einem Gonsalvo nicht aufnehmen konnte. An einer Brücke des Garigliano trafen im Oktober die beiden Heere auf einander, und ein Theil der Franzosen drang auf das jenseitige Ufer, bemühte sich aber vergebens, einen Brückenkopf zu befestigen. Hierauf wurde an der Brücke, welche im Besitze der Franzosen war, Wochen lang ohne Erfolg gestritten. Die Franzosen hatten hier im November wegen der ungesunden Gegend viele Leiden zu erdulden, und ihre Generale warfen ebenso wie die Soldaten alle Schuld derselben auf den italiänischen Markgrafen, der sie commandirte. Dieser mußte deshalb ab danken, und verließ unter dem Vorwande, daß er krank sei, das Heer. An seine Stelle trat im December der Marquis von Saluzzo. Gleich nachher ward endlich, nachdem beide Heere bereits sieben Wochen einander gegenüber gelegen hatten, ein entscheidender Kampf unternommen. Am 28. December setzten nämlich die Spanier, nachdem sie eine Verstärkung von italiänischen Truppen erhalten hatten, vermittelst einer von ihnen erbauten zweiten Brücke über den Garigliano, und am folgenden

Tage griffen sie das französische Heer an. Die Franzosen leisteten tapferen Widerstand, wurden aber, da die Spanier ihre Anstalten gut getroffen hatten, ungeachtet ihres Muthes und des auch bei dieser Gelegenheit von ihnen hochgepriesenen Heldenkampfes ihres Bayard geschlagen. Sie zogen sich in solcher Eile und Verwirrung nach Gaëta zurück, daß man dieses Treffen später nur die Flucht am Garigliano genannt hat. Was von ihnen aus der Schlacht entkam, wurde nachher auf dem Molo von Gaëta durch die Spanier vernichtet, und schon am 1. Januar 1504 fiel diese Stadt durch Capitulation mit Geschütz, Schießbedarf und allen Vorräthen in die Gewalt Gonsalvo's. Mit der Besetzung von Gaëta war die Eroberung des Königreichs Neapel vollendet.

Der Ruhm, welchen Gonsalvo nach diesem Kriege in ganz Europa erhielt, und die Anbetung, die man ihm in Neapel und im übrigen Italien zollte, wurden bald so groß, daß Ferdinand selbst davor erschrock und auch aus diesem Grunde zu einem Frieden über und für Italien geneigt ward. Ferdinand hatte schon seit dem für Frankreich und Spanien abgeschlossenen Waffenstillstande (s. S. 171) mit Ludwig XII. über einen Frieden unterhandelt, und zur Herstellung desselben zwei Minister nach Frankreich geschickt, die sich seither fortwährend dort aufgehalten hatten. Diese nahmen nach der Schlacht am Garigliano die ihnen gemachten Anträge zu einem dreijährigen Waffenstillstande an. Der von ihnen zu Stande gebrachte Vertrag wurde schon am 25. Februar 1504 abgeschlossen und am 11. März vom Könige von Frankreich zu Lyon, am 31. von Ferdinand und Isabella im Kloster Santa Maria de la Majorada unterzeichnet. Nach demselben sollte während des Waffenstillstandes Spanien das Königreich Neapel und Frankreich das Herzogthum Mailand in sicherem Besitze behalten, und die Franzosen mußten versprechen, keine Verbindungen in und mit Neapel zu unterhalten. Abgesehen hiervon war den Franzosen der Frieden so vortheilhaft, als den Spaniern; denn beide Mächte versprachen einander, daß keine die Feinde der anderen unterstützen wolle. Noch in demselben Jahre, in welchem dieser Vertrag geschlossen worden war, starb die Königin Isabella (26. November 1504), und nun änderte sich die Lage der Dinge in Italien und Spanien gänzlich.

III. Deutschland, Spanien und Italien vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts an bis auf Maximilian's I. Tod.

1. Deutsche Angelegenheiten unter Maximilian I. bis zum Jahre 1504.

Den Zustand, in welchem das deutsche Reich und seine Verwaltung und Regierung zu Friedrich's III. Zeit und während der ersten Regierungsjahre Maximilian's I. sich befanden, haben wir im vorhergehenden Theile an verschiedenen Ereignissen deutlich zu machen versucht, weil es unmöglich ist, die einzelnen deutschen Angelegenheiten mit einiger Klarheit und Ausführlichkeit einer allgemeinen Geschichte einzuverleiben. Wir nehmen jetzt den Faden wieder da auf, wo wir ihn beim Anfange der Geschichte Maximilian's hatten fallen lassen.

Der Geldmangel drückte den Kaiser nach seiner Erwählung zum römischen Könige ebenso sehr, als vor derselben. Das Kaiserthum und alle Landschaften, welche Maximilian beherrschte, brachten in drei Jahren nicht soviel baares Geld ein, als die Mitgift seiner zweiten Gemahlin, der Blanca Maria von Mailand (s. S. 114); die deutschen Stände und Städte, welche für die Ehre des Reiches und des Kaisers weder Geld noch Truppen hergeben wollten, hatten deshalb auch Unrecht, dem römischen Könige zu verargen, daß er Ludwig Moro's Nichte geheirathet hatte. Schimpflich war es dagegen für Maximilian, daß er nachher für Geld den Ludwig

Moro, welcher seinen Neffen einkertern und vergiften ließ, unter einem elenden Vorwande als rechtmäßigen Herzog anerkannte, und hiermit zugleich seinen unglücklichen Schwager Johann Galeazzo für einen Usurpator erklärte.

Dieser Schritt des Kaisers ward um so mehr getadelt, als die deutschen Stände gerade in demselben Jahre, in welchem Maximilian ihn that, den Mangel an Recht, Gesetz und Ordnung im Inneren ihres Reiches so lebhaft empfanden, daß sie darauf bestanden, daß endlich eine Reichsordnung gemacht und das Interesse des Kaisers als Erbherrn seiner Länder von dem der Fürsten, Ritter und Städte des Reiches getrennt werden sollte. Der Versuch dazu war schon oft vergebens gemacht worden, weil dadurch der Kaiser beschränkt werden mußte. Als jetzt aber auf einem im März 1495 zu Worms eröffneten Reichstage der ritterliche, gelehrte und romantische Maximilian nur von Hülfe gegen die Türken, von Römerrügen und Kriegen in Italien redete, erwiderten ihm die Stände mit ganz prosaischen, aber verständigen Worten: sie würden eher keine Hülfe gegen auswärtige Feinde leisten, als bis Friede, Recht und Ordnung im Inneren hergestellt wären. Auch zahlen wollten die Stände zu des Kaisers Abenteuern und Aufzügen nicht. Die Städte zeigten bei dieser Gelegenheit argen Krämergeist, und die Reichsritterschaft benahm sich, als von Anlehen die Rede war, gegen den römischen König ebenso, wie sie in unseren Tagen sich stets gegen das Volk benommen hat. Sie erklärte 1495, sowie auch im folgenden Jahre, ihre Freiheit von Reichsabgaben sei uralte. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß Maximilian, als er zur Zeit von Karl's VIII. Rückzug aus Italien auf eigene Rechnung nach diesem Lande ging, eine so traurige Rolle spielte. Dessen ungeachtet scheinen der Wormser Reichstag und die Bemühungen des edeln Erzkanzlers, Erzbischof Berthold von Mainz, viel dazu beigetragen zu haben, daß endlich nach zweihundert Jahren eine allgemeine Reichsordnung zu Stande kam, wobei man freilich das alte kaiserliche Ansehen sehr schmälerte. Auf einem neuen Reichstage zu Worms (von August bis Oktober 1495) wurde nämlich die Reichsordnung, welche zum allgemeinen Gesetz erhoben werden sollte, aufgesetzt, berathschlagt und gutgeheißen.

Diese wichtige Einrichtung kann von uns bloß angedeutet werden, weil eine ausführliche Erklärung derselben uns hier viel zu tief in eine Wissenschaft hineinführen würde, welche auf deutschen Universitäten unter dem Namen „deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte“ gelehrt wird. Schon im August 1495 ward auf dem Reichstage zu Worms eine feste Ordnung über den Landfrieden und über ein Reichsgericht gemacht, welches in den Streitigkeiten Recht sprechen sollte, die man bis dahin mit Schwert und Lanze entschieden hatte. Es wird sich jedoch weiter unten zeigen, wie viele Mühe es kostete, im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Fürsten, die Reichsritter und ihre gepriesenen Helden, die Sickingen, die Hutten, die Götz von Berlichingen, von den Sitten der Beduinen oder von dem Wegelagern und von der Übung des Faustrechts gegen den fleißigen Bürger und Landmann zu rechtlicher Ordnung zu bringen. Man verkündigte zu Worms einen allgemeinen und beständigen königlichen Landfrieden, verbot bei Strafe der Reichsacht alle und jede Befehdungen und inneren Kriege, und verordnete in Betreff der Handhabung dieses Landfriedens, daß über die Friedensstörer eine Geldstrafe von zweitausend Mark Goldes, sowie der Verlust aller Gnaden, Lehensgüter, Freiheiten, Rechte, Schuldforderungen und anderen Ansprüche verhängt werden solle. Diese Landfriedens-Verordnung setzte ein Reichsgericht voraus. Ein solches hatte bereits Friedrich III. eingerichtet; allein schon der demselben gegebene Namen kaiserliches Kammergericht zeigt, daß es kein Reichsgericht war. Maximilian selbst saß 1494 zu Köln als Präsident eines von ihm bestellten Collegiums zu Gericht, und ernannte, als er in den Niederlanden Gericht halten ließ, den Grafen Eitel Friedrich von Zollern zum Kammerrichter. Nachher zog er die neun Richter nach Worms, und ließ dort unter den Augen der Reichsversammlung Gericht halten, wobei der Graf von Zollern den Vorsitz führte. Dieses Gericht war kein Reichsgericht, und die kleinlich argen Stände waren Willens, die Unterhaltung desselben dem Kaiser aufzubürden, welcher selbst weder seine Truppen, noch seinen Hofhalt, noch seine Gerichte bezahlen konnte. Endlich legte sich der wackere Berthold von Mainz, ein geborener Graf von Henneberg, ins Mittel und brachte es dahin, daß man am 1. Oktober 1495 ein eigentliches

Reichskammergericht einzusetzen und im Oktober zu Frankfurt zu eröffnen beschloß. Dieses Gericht sollte aus sechszehn Richtern zusammengesetzt sein und dieselben vom Kaiser nach dem Vorschlage der Stände, und zwar, was ausdrücklich hinzugefügt ward, auch der Städte ernannt werden. Die Besoldungen der Richter sollten theils aus den Sporteln, theils aus den Beiträgen der Reichsglieder oder aus dem, was man den gemeinen Pfennig, sowie später die Zieler nannte, genommen werden. Wir überlassen es der sogenannten Reichsgeschichte, die endlosen, fast jedes Jahr erneuten Streitigkeiten über die Ordnung dieses Gerichtes, über den gemeinen Pfennig und über dessen Entrichtung anzugeben. Die Zahlung war so schlecht, daß oft das Gericht ganz stockte, weil die Besoldungen mangelten. Das Gericht wurde übrigens bald an diesem, bald an jenem Orte gehalten, bis es endlich in Speier einen festen Sitz bekam.

Maximilian suchte einen Theil seines alten ritterlichen Ansehens dadurch zu behaupten, daß er dem von ihm für Osterreich zu bestellenden Reichshofrath eine Geltung im Reiche verschaffte. Wir müssen dies gelegentlich erwähnen, weil sich die Einrichtung des Reichshofraths bis zum Ende des Reiches erhalten hat. Die Justiz des Reichshofraths war bekanntlich mit der des Reichskammergerichtes gleichgeltend, und es stand den Parteien frei, dieses oder den Reichshofrath zu wählen. Maximilian hatte gleich anfangs erklärt: „er wolle an seinem Hofe mit Rath der Fürsten und Kurfürsten redliche und verständige Männer als Hofräthe halten und als regierender römischer König mit ihnen die Reichskammergerichtsordnung nach allen Artikeln, so ihm an seiner Obrigkeit unabbrüchig seien, tractiren; auch wolle er, wenn er außerhalb des Reiches sei, dieselben Räthe an einem gelegenen Orte im Reiche verordnen und ihnen einen Oberen zugeben, der statt seiner mit ihnen über Reichsachen, wo es nöthig sei, handeln solle.“

Auf demselben Reichstage zu Worms vereinigte Maximilian auch für Graf Eberhard den Älteren, von Württemberg, den Schützer und Freund Reuchlin's und Berthold's von Mainz, einen Geistesverwandten des Kaisers (s. Th. X. S. 444—446), die sämtlichen württembergischen Stammlande zu einem Herzogthume. Übrigens hatte sowohl Eberhard der Ältere als sein Nachfolger,

der jüngere Eberhard, keine Kinder, und der Bruder des Letzteren, Heinrich, war blödsinnig; als daher Eberhard der Jüngere 1498 wegen seines schlechten Betragens von den württembergischen Ständen, dem schwäbischen Bunde und dem römischen Könige, welche gleich unzufrieden mit ihm waren, aus dem Lande gejagt wurde, kamen die vereinigten württembergischen Besitzungen an Heinrich's achtjährigen Sohn Ulrich oder vielmehr an die für ihn ernannte vormundtschaftliche Regierung. Der schwäbische Bund selbst war zur Aufrechterhaltung des Landfriedens und der Ordnung im Reiche so wichtig, daß man ihn zuerst 1496, auf Betreiben Maximilian's und Berthold's von Mainz, auf drei Jahre und, als 1498 auch Ulrich von Württemberg hatte eintreten müssen, auf weitere zwölf Jahre verlängerte, bei welcher Gelegenheit dann auch Anordnungen wegen der Wahl eines Bundeshauptes gemacht wurden.

Im Jahre 1499 führte Maximilian den bereits (S. 154) erwähnten Krieg mit den Schweizern. Da er damals nicht nur als Erzherzog von Osterreich wegen des Münster-Thales, sondern auch als deutscher König wegen der Verpflichtung der Schweizer, auf Reichstagen zu erscheinen und den gemeinen Pfennig zu zahlen, mit den Schweizern in Streit gerathen war, und überdies auch der schwäbische Bund, welcher dieselben als Schwaben in Anspruch nahm, einen Zwist mit ihnen hatte, so hätte man denken sollen, daß Maximilian kräftig unterstützt worden wäre; dies war aber keineswegs der Fall. Maximilian erntete daher ebensowenig im Kriege mit den Eidgenossen Vorbeeren, als bei seinem oben (S. 154 u. 155) erwähnten Einfalle in Frankreich oder bei seinem Zuge gegen Karl von Geldern, der sein väterliches Erbe wieder an sich riß.

In dieser Zeit schlummerte das Reichskammergericht wieder ein, theils weil die zur Unterhaltung desselben erforderlichen Gelder nicht einkamen und die mächtigen Herren ihre Sache lieber mit der Faust ausmachten, theils weil Maximilian einsah, daß er in Folge der neuen Einrichtung zum Präsidenten einer deutschen Staaten-Republik herabsinke und aufhöre ein römischer Kaiser von Gottes Gnaden zu sein. Die Fürsten, besonders Berthold von Mainz, hörten jedoch nicht auf, in ihn zu dringen, und verlangten endlich im Juli 1500 seine Einwilligung zur Einsetzung

eines eigenen, vom Kaiser unabhängigen Reichs-Regimentes, welches über den Landfrieden und das Kammergericht zu wachen habe. Dieses Reichs-Regiment, welches vorerst nur auf sechs Jahre eingeführt wurde, sollte aus zwanzig Personen bestehen und den Kaiser oder, wenn derselbe nicht anwesend sei, einen von ihm ernannten Stellvertreter zum Vorsitzer haben. Maximilian bestimmte vorerst den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, mit sechstausend Gulden Besoldung zu seinem Stellvertreter. Unter die Aufsicht des Reichs-Regiments wurde anfangs auch das Reichskammergericht gestellt; dies mißfiel aber sowohl den deutschen Ständen, welche die Mitglieder des Reichs-Regiments nicht über sich haben wollten, als auch dem Kaiser, der sie nicht neben sich dulden konnte. Maximilian suchte daher seit 1502 seinen östreichischen Hofrath durch Beifügung kaiserlicher Räthe auch im übrigen Deutschland immer mehr zu Ansehen zu bringen.

Bei Gelegenheit der Errichtung des Reichs-Regimentes ward auch der schon unter Albrecht II. gemachte Vorschlag erneut, Deutschland ohne die Niederlande und ohne Östreich in sechs Kreise einzutheilen und in jedem von diesen die Ausführung der Reichs-Urtheile und Befehle den zwei durch die Stände desselben zu erwählenden mächtigsten Herren des Kreises zu übertragen, deren Hauptgeschäft jedoch die Aufrechthaltung der Anordnungen wegen des Landfriedens sein sollte. Auch hierüber ward nach der übeln deutschen Einrichtung viel berathschlagt, geredet und beschloffen, aber wenig ausgeführt. Endlich gab man die Eintheilung des Reiches, nach welcher dasselbe ohne die Niederlande und ohne Östreich aus sechs Kreisen bestehen sollte, wieder auf und bildete zehn Kreise, von denen die Niederlande und Östreich zwei ausmachten. Allein erst im Jahre 1522, nach Maximilian's Tode, ward diese zur völligen Ausrottung des Faustrechtes und zur Behinderung der Bürgerkriege ganz unentbehrliche Einrichtung vollständig ausgeführt und fest begründet. —

Bis später Luther's Predigt gegen die bestehende Kirchenverfassung ganz Europa in Bewegung brachte, hatten die Ereignisse in Deutschland nur geringe Bedeutung für die Fortschritte der Civilisation und für die allgemeine Geschichte. Dagegen war Benedig einige Zeit hindurch als europäische Macht bedeutender, als

Deutschland. Dies war sowohl dem kriegerischen Pabst Julius II., als auch dem römischen König Maximilian und den Königen von Aragonien und von Frankreich unerträglich; sie bildeten daher eine Verbindung zum Verderben Venedig's, welche unter dem Namen der Ligue von Cambray bekannt ist. An diesen Bund knüpft sich deshalb die Geschichte des Festlandes von Europa, und die ganz allgemeine Geschichte der Zeit von 1504 bis 1519 scheint sich, mit Ausnahme dessen, was auf die Reformation Bezug hat, besser an die spanischen und neapolitanischen als an die deutschen Angelegenheiten anschließen zu lassen. Dies scheint um so passender, als Alles, was damals in den Niederlanden, in Spanien und Italien geschah, eine Vorbereitung dessen war, was nachher der Sohn Philipp's von Burgund, Karl V., unternahm, der als Enkel Ferdinand's des Katholischen das aragonische Reich und Neapel, als Enkel Maximilian's I. alle österreichischen Besitzungen erbt, und nach seines Großvaters Tode auch zum Nachfolger desselben im deutschen Reiche gewählt wurde.

2. Entdeckung von Amerika, Christoph Columbus.

Die Eroberung von Granada, die gänzliche Vertreibung der Mohammedaner aus Spanien und die Entdeckung von Amerika haben die Regierung Ferdinand's des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella ebenso wichtig für die neuere Zeit gemacht, als Alexander's des Großen Unternehmungen für die alte Geschichte gewesen sind. Der Eroberung von Granada, auf deren traurige Folgen wir noch oft werden zurückkommen müssen, ist bereits oben gedacht worden, der Entdeckung von Amerika aber und ihrer Folgen wollen wir hier kurz gedenken.

Die Portugiesen hatten sich, wie bereits früher (Th. IX. S. 334—337) angedeutet worden ist, das Verdienst erworben, daß sie nach und nach die Inseln am grünen Vorgebirge und die ganze Westküste von Afrika entdeckten, und auch die Castilianer hatten, wie wir wissen, in denselben Gegenden Entdeckungsfahrten unternommen. Später gelangten die Portugiesen nach vielen Fahrten bis zu der äußersten Spitze von Afrika, welche zuerst das Vorgebirg der Stürme und dann das der guten Hoffnung genannt

wurde. Mit den neu entdeckten Ländern und Völkern hatten die Portugiesen schon ein halbes Jahrhundert lang einen sehr vortheilhaften Handel getrieben, als sie endlich unter Vasco de Gama Afrika umschifften, und auf dem Wege nach Osten, welchen, wie aus Herodot hervorgeht, schon die Phönicier gekannt hatten, nach Vorderindien gelangten.

Indien war seit den urältesten Zeiten das Land der Reichthümer und der Wunder, sowie wegen der Schlaffheit seiner Einwohner die Beute der im Kriege geübten und abgehärteten Völker. Auch die in den Kriegen mit den Mauren zu furchtbaren Streitern gewordenen, ganz militärisch gewöhnten Portugiesen machten in jenem Lande bald große Eroberungen und ungeheuere Beute. Sie betrachteten aber den Weg nach dem fabelhaften Goldlande Indien als ihr ausschließliches Eigenthum, erlaubten den Gebrauch ihrer Seefarten keinem Fremden, und machten selbst aus der Schifffahrt nach dem Compaß und aus der Art, wie man den Gefahren des Oceans trogen könne, ein Geheimniß. Zu Vasco de Gama's Zeiten kam man jedoch auf den Gedanken: man müsse, weil die Erde rund sei, nicht bloß auf dem von den Portugiesen wieder aufgefundenen östlichen Wege, sondern auch durch eine fortdauernd nach Westen gerichtete Fahrt zu den Diamantgruben und Goldbergen des wunderbaren Indien's gelangen können.

Diesen Gedanken verfolgte Christoph Colombo oder Columbus, welcher 1446 zu Genua geboren war und, als er sich in Spanien niederließ, den Namen Colon annahm. Er lebte lange Zeit in Portugal, studirte dort Seewesen, Kosmographie und mathematische Wissenschaften, machte auch von Portugal aus mehrere für ihn sehr vortheilhafte Seefahrten, und heirathete die Tochter eines am dortigen Hofe sehr angesehenen portugiesischen Ritters, konnte es aber nicht dahin bringen, daß die portugiesische Regierung ihm die Mittel zur Ausführung des Gedankens, Indien im Westen zu suchen, gewährte. König Johann II. von Portugal, der sonst jede kühne Unternehmung und jedes dem Handel und der Industrie vortheilhafte Project zu unterstützen pflegte, ließ sich für den Plan des Columbus nicht gewinnen. Auch der Senat von Genua, an welchen dieser nachher sich wandte, wies ihn schnöde ab. Columbus begab sich deshalb nach Spanien, schickte

aber zugleich seinen Bruder Bartholomäus an den englischen König Heinrich VII. Er kam gerade in dem Augenblicke nach Andalusien, als Ferdinand und Isabella damit beschäftigt waren, den zweiten Feldzug gegen Granada zu beginnen (s. S. 147); dessenungeachtet fand er Gehör, und es ward eine Commission von Kosmographen und Seefahrtkundigen ernannt, um seine Vorschläge zu prüfen. Die Conferenz wurde zu Salamanca, wohin die Könige im Winter 1486—1487 kamen, im Kloster St. Stephan gehalten; die Akten derselben sind aber, wie Mugnoz sagt, nicht aufbewahrt worden, so viel Sonderbares auch davon berichtet wird. Des Columbus Project galt für ein abenteuerliches Lustgespinnst. Doch brachte es der erste Professor der Theologie, Fray Diego Diaz, der zum königlichen Beichtvater ernannt worden war und also unbeschränkten Einfluß auf die sehr bigotte und fanatische Königin Isabella hatte, dahin, daß man den Columbus nicht mehr für einen Schwindler, sondern für den Urheber eines dem Staate nützlichen Entwurfes erklärte. Er ward dem königlichen Gefolge beigegeben, und genoß fortan, gleich den anderen zum Hofe gehörenden Personen, freie Bewirthung und freies Quartier. Da er jedoch, wie man aus dem, was ihm später gewährt ward, ersieht, seiner Sache so gewiß war, daß er, ehe er sich in's Meer wagte, große persönliche Vortheile und Vorrechte urkundlich zugesichert haben wollte, so fand er großen Widerspruch, besonders von Seiten der Hofleute Ferdinand's.

So lange Granada noch nicht erobert war, mußte Columbus seine Zeit mit Bitten und Ansuchen verlieren, und sechs Jahre hindurch wurde er bald abgewiesen, bald getröstet, bald wieder herbeigerufen. Als endlich die Capitulation von Granada alle spanischen Christen mit Jubel erfüllte, glaubte er seiner Sache ganz sicher zu sein. Allein er konnte auch jetzt nicht durchdringen, trennte sich deshalb im Januar 1492 von dem Königspaare, und reiste aus dem Lager zu Santa Fé nach Cordova ab. Als er jedoch kaum die Brücke erreicht hatte, hielten ihn zwei Männer, welche großen Einfluß auf die Königin Isabella hatten, von der Fortsetzung seiner Reise ab. Diese Männer waren Luis de St. Angel, Einnehmer der geistlichen Renten in Aragonien, und der Finanzminister Quintanilla. Sie glaubten, daß die Spanier nicht hinter den Portugiesen

zurückbleiben dürften, wandten sich an die Königin, und stellten ihr vor, daß es ihr die größte Ehre bringen würde, wenn sie Gold- und Diamantberge und die zum Christenthum zu bekehrenden oder zu zwingenden Völker, welche von den Portugiesen durch ihre Schifffahrt nach Osten gefunden worden seien, durch eine Fahrt nach Westen suchen lasse. Die Königin ward durch sie überzeugt; sie versprach, die Kosten aus der castilianischen Schatzkammer zu bestreiten, über welche sie ohne ihren Gemahl gebieten konnte, und es ward ein Bote abgesendet, um den Columbus zurückzurufen. Dieser kehrte hierauf sogleich nach Santa Fé zurück.

Der Verlust, welchen die Königin bei der Unternehmung erleiden konnte, war nicht sehr bedeutend, mag man nun die Kosten für die Ausrüstung der elenden Schiffe, welche dem Columbus gewährt wurden, mit Mugnoz auf 17,000 Gulden (dies y siete mil Florines) oder mit der Notiz, welche Ferdinand Columbus in der Beschreibung von seines Vaters Leben gegeben hat, auf 20,500 Piafter oder endlich mit Robertson auf 4000 Pfund Sterling anschlagen. Sehr bedeutend waren dagegen die Vortheile, welche dem Entdecker durch einen förmlichen Vertrag vom 17. April 1492 gewährt wurden. Er sollte nämlich erstens, wenn er Inseln oder festes Land im Meere fände, in demselben für sich und seine Nachkommen die Admiral-Stelle mit allen Vorrechten eines Groß-Admirals von Castilien erhalten. Er sollte zweitens Vice-König aller von ihm entdeckten Länder und Inseln sein, mit dem Vorrechte, dem Könige für jede Stelle drei Personen vorzuschlagen. Drittens sollte er, wie der Groß-Admiral von Castilien, in allen Rechtshändeln, welche aus dem Handelsverkehr mit den neu entdeckten Ländern entstünden, oberster Richter sein. Viertens sollte er den Zehnten von allem Gewinn an Waaren und Früchten innerhalb seiner Admiralschaft haben. Endlich wurde ihm zwar fünftens die Auflage gemacht, daß er den achten Theil der Kosten für alle zum Verkehr mit den neu entdeckten Ländern ausgerüsteten Schiffe tragen müsse; dafür sollte er aber auch einen gleichen Antheil am Gewinn genießen.

Die kleine Flotte, mit welcher Columbus seine Entdeckungsreise machte, bestand aus drei schlechten Fahrzeugen, von denen zwei weit unter hundert Tonnen, das dritte sogar nur vierzig Tonnen faßten. Noch ehe er daher die canarischen Inseln, deren

Eroberung von den Spaniern erst 1495 mit der Unterwerfung von Teneriffa vollendet ward, erreicht hatte, waren diese Fahrzeuge schon so beschädigt, daß man den ganzen August stille liegen mußte und erst am 6. September die Fahrt im unbekanntem Meere beginnen konnte. Im Ocean hatte Columbus weit mehr mit dem Aberglauben und den Vorurtheilen seiner Mannschaft, als mit den Wellen und Stürmen zu kämpfen. Am 12. October 1492 entdeckte er die Insel Guanahani, die er San Salvador nannte; nachher fand er noch andere kleine Inseln, und lernte auch die Küste von Cuba und von Hispaniola oder Hayti kennen. Er kehrte aber bald wieder um und landete schon nach sieben Monaten (im März 1493) an der Küste von Spanien. Eines seiner Schiffe war zu Grunde gegangen, ein anderes hatte sich von ihm verirrt, er kam also nur mit einem einzigen Schiffe nach Hause zurück.

Columbus brachte zwar nicht gerade viel Gold von seiner ersten Reise mit; allein den Spaniern war durch ihn eine neue Welt, welche von sehr unvollkommen bewaffneten, zum Theil nackten und wehrlosen Naturmenschen bewohnt ward, zum Erobern und Berauben eröffnet worden, und wenn sie auch auf den entdeckten Inseln vorerst nur wenig Gold fanden, so hatten sie doch die Aussicht, beim weiteren Vordringen Gold in Menge zu finden. Diese Hoffnung führte nachher Schaaren von Spaniern in die neuentdeckten Länder, aber nicht etwa um Colonieen anzulegen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, sondern um zu erobern und zu rauben. Die Siege und Eroberungen der berühmten spanischen Helden, eines Cortez und Pizarro, welche mit einer kleinen Zahl kühner Abenteurer große Reiche wie Mexiko, Peru und Chili unterwarfen, wurden durch unerhörte Grausamkeiten entehrt, und besleckten Spanien's Ruhm, während zugleich die geraubten Reichthümer den spanischen Sitten verderblich wurden. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Sätze durch Thatsachen zu erläutern; wir haben nur noch den Fortgang der Unternehmungen des Columbus kurz anzudeuten.

Ganz Europa gerieth in ein unbeschreibliches Staunen, als sich die Nachricht von der neuentdeckten Inselwelt, von den Producten derselben und von ihren Einwohnern, von welchen Columbus einige mitgebracht hatte, verbreitete. Der Pabst

(Alexander VI.) ließ sich sogleich geneigt finden, den Spaniern ebenso die im Westen zu erobernden Länder zu schenken, wie seine Vorgänger den Portugiesen die im Osten geschenkt hatten. In zwei Bullen sprach er dies förmlich und feierlich aus; es ist jedoch aus denselben durchaus nicht deutlich zu ersehen, wie er die damals herrschende Meinung, daß die von Columbus entdeckten Inseln dem alten Indien angehörten, mit seiner doppelten Schenkung zu vereinigen gedachte, wie er die Linie, welche die Grenze für die den Spaniern zukommenden neuen Länder bilden sollte, gezogen haben wollte, und was er unter dem Punkte südlich von der Mittagslinie verstand, von dem er in seiner zweiten Bulle spricht. Das spanische Volk, sowie Ferdinand und Isabella überhäufte den Columbus mit Lob und mit Ehren, und es wurden sogleich für eine neue, zum Behufe einer Colonisation und der Versorgung von etwa zweitausendfünfhundert Mann anzustellende Fahrt des Entdeckers siebenzehn Schiffe ausgerüstet und Alles, was zu diesem Zwecke nöthig war, reichlich angeschafft.

Die ganze Ausrüstung für die zweite Fahrt des Columbus war für jene Zeit ausgezeichnet glänzend, und dennoch befanden sich unter jenen siebenzehn Schiffen nur drei von je hundert Tonnen. Columbus fuhr am 25. September 1493 aus der Bucht von Cadix ab, und erblickte am 2. November die Spitze einer Insel, die man, weil sie an einem Sonntag entdeckt ward, Dominica nannte. Von hier schiffte er nach Hispaniola zurück, wo er auf seiner ersten Reise an einem Plage, welcher Navidad genannt wurde, etwa dreißig Spanier als Colonisten zurückgelassen hatte. Er fand alle daselbst errichteten Gebäude verbrannt und zerstört, alle Menschen verschwunden, und gründete nun mit tausend Spaniern eine neue Stadt, welche er Isabella nannte. Da das Erobern, das Unterdrücken, das Rauben und das Ausgehen auf die Entdeckung geträumter Goldschätze in der Natur der ganzen Unternehmung lagen, so konnte man in den neuentdeckten Ländern nur durch Hülfe aus Spanien bestehen. Es zeigte sich daher auch bald, daß des Columbus Unternehmen, anstatt unmittelbaren Gewinn zu geben, vorerst fortwährend großen Aufwand fordern werde. Im Februar 1495 schickte der Admiral zwölf seiner Schiffe zurück, um sich das, was ihm mangelte, aus Spanien zu verschaffen.

Aus den prahlenden Berichten, welche Columbus bei dieser Gelegenheit an den Hof sandte, und deren Inhalt von der zahlreichen Mannschaft im Lande verbreitet wurde, ersieht man deutlich, daß Raub und Gewalt, Eroberungen und die Befriedigung orientalischer Gierigkeit der einzige Zweck derjenigen Spanier waren, welche zu Tausenden in die neue Welt strömten. Wenn man auch die größte Hochachtung für des Columbus wissenschaftliches Streben, für seine Verdienste um die neuere und neueste Zeit, für seinen Verstand und für die Festigkeit seines Charakters hat, so wird man doch jene Berichte nur mit Schauern lesen können. Er gab den Überbringern derselben für die vielen Dinge, die er von Hause verlangte, und zu denen namentlich Pferde, Rindvieh, Schafe und Lebensmittel aller Art gehörten, nicht bloß eingetaushtes Gold als Lockspeise mit, sondern auch geraubte Menschen. Dabei erklärte er es für recht und billig, daß man die Insulaner, besonders die sehr wilden und streitbaren Caraïben, wie er sagt, zur Strafe für ihre unmenschlichen Gewohnheiten als Sklaven in der spanischen Colonie gebrauche. Ja, er geht sogar noch weiter; denn er sagt, die Regierung brauche ihm die vielen Dinge, welche er vermisste und fordere, nicht auf ihre Rechnung zu senden, sondern sie möge nur die Kaufleute ermuntern, dieselben nach Cuba zu bringen, diese würden dort als Hauptartikel des Tausches Menschen erhalten, welche die spanischen Bewohner von Isabella einfangen und ihren Landsleuten als Sklaven verkaufen würden, und die vielleicht besser wären, als die afrikanischen. Auch vertröstet er die gierigen Herzen der Finanzmänner seines Vaterlandes auf die Abgaben, die man künftig einmal auf die von den Inseln in Spanien einzuführenden Waaren legen könnte.

Das Betragen der bloß auf Gold und Raub bedachten Colonisten, ihre Abneigung gegen das Bebauen des Landes, des Columbus Maßregeln sie zu zwingen, die Täuschung wegen der Goldberge und Diamantgruben, erzeugten Zwietracht und Spaltung auf Hispaniola und Unzufriedenheit in Spanien, und Columbus ward 1496 zurückgerufen. Erst Ende Mai 1498 konnte er seine dritte Reise antreten. Auf dieser Reise betrat er zum ersten Male das feste Land von Amerika, aus welchem nachher zum Unglück Spanien's die von Columbus vergebens auf den Inseln gesuchte unermessliche

Masse edler Metalle nach Europa gebracht wurde. Er kehrte übrigens nach Isabella zurück, wo er zwei Jahre früher bei seiner Abreise seinen Bruder Bartholomäus als Stellvertreter zurückgelassen hatte. Dieser hatte unter den trotzigem Hidalgo's und mit den kühnen Abenteurern, welche dort eingewandert waren, weder Zucht noch Ordnung halten können, und da niemand arbeiten und niemand gehorchen wollte, so herrschten auf Hispaniola Mangel und Elend, Raub und Gewaltthat. Auch der Admiral mußte zu den traurigsten Mitteln seine Zuflucht nehmen, um die angefangene Colonisation nur einigermaßen zu erhalten und emporzubringen.

Die Indier waren, mit Ausnahme der Caraiben, ein schwaches, feiges und im Kriege ungeübtes Geschlecht, schlecht bewaffnet und nicht im Besitze von Eisen; die Spanier dagegen waren tapfer, der Taktik und Strategie Europa's kundig, mit Panzern, starken Schwertern, Lanzen und Kolben bewaffnet und zugleich, was die Hauptsache war, mit Flinten, mit Kanonen, mit Pferden sowie mit Bluthunden versehen, welche für die nackten Indianer fürchterlicher waren, als alles Andere. Pferde hatte Columbus auf der zweiten Reise zwar nur wenige mitgebracht; sie waren aber den Eingeborenen fast ebenso schrecklich, als die Schießgewehre. Bei der dritten Reise wurden andere hinübergebracht, und seitdem vermehrten sie sich. Man wird sich nach allem diesem nicht wundern dürfen, daß trotz aller Mißbräuche, trotz des inneren Zwistes und der harten Verfolgungen, welche, ganz gegen den Willen der Königin Isabella, über die verdientesten Männer und über Columbus selbst verhängt wurden, der Unternehmungsgeist der Spanier in kurzer Zeit nicht nur die Inseln unterwarf, sondern auch die auf dem Festlande bestehenden großen Reiche der spanischen Monarchie einverleibte. Das Meiste geschah durch einzelne Männer, welche auf eigene Rechnung Abenteurerzüge unternahmen, sich aber nachher dem Mutterstaate unterwarfen, um von diesem unterstützt zu werden.

Den Fortgang dieser spanischen Eroberungen und Entdeckungen im Westen dürfen wir eben so wenig im Einzelnen verfolgen, als die Unternehmungen der Portugiesen im Osten, so glänzend Beides auch war, weil der Zweck des vorliegenden Werkes dies nicht erlaubt. Das allein müssen wir hier noch andeuten, daß schon auf

des Columbus dritte Reise von ihm selbst und von seiner Regierung jenes System, nach welchem alle Menschen, die nicht Christen und Europäer sind, als Waaren und als Thiere behandelt werden dürfen, auf eine solche Weise angewendet wurde, daß Gott und alle guten Menschen sich von den Spaniern abwenden mußten, und daß ihr Colonisations-System dem Heimathlande verderblich ward. Die Regierung schickte nämlich, weil der Enthusiasmus erkaltet war und man doch dem Columbus bei seiner dritten Fahrt eine bedeutende Zahl von Colonisten mitgeben wollte, alle Räuber und Mörder als Colonisten mit, und gewährte den zum Tode Verurtheilten in Amerika ein freies Exil. Schon dies allein mußte die verderblichsten Folgen haben; es ward aber noch empörender durch die Art, wie Columbus die einwandernden Spanier zu Gutsbesitzern und Landbauern machte. Er wies nämlich gerade den unruhigsten und unternehmendsten Leuten, um sie wegen getäuschter Hoffnungen zu beruhigen, große Strecken Landes als Eigenthum an, und gab ihnen die Erlaubniß, eine durch das Loos zu bestimmende Zahl der unglücklichen Eingeborenen zur Bebauung desselben zu zwingen. Dieses System, das Land zu rauben (ohne den nachher in Nordamerika beliebt gewordenen Scheinkauf) und die Bewohner zu Leibeigenen zu machen, oder das System der Repartimientos rief ganz unerhörte Gräuelpersonen hervor, welche endlich der Königin Isabella zu Ohren kamen und den Zorn derselben so sehr erregten, daß sie das ganze System abschaffen ließ. Isabella war aber kaum gestorben, als dasselbe schon wieder eingeführt wurde.

3. Spanien, Italien und Deutschland bis auf den Frieden von Blois.

Die Castilianer waren mit der Regierung, welche in Castilien ausschließlich von der Königin Isabella geführt wurde, besonders aus dem Grunde sehr zufrieden, weil zwei castilianische Geistliche nach einander ihr Reich mit ebenso großem Ansehen verwalteten, als im folgenden Jahrhundert Richelieu und Mazarin den französischen Staat. Der Eine war der Cardinal Don Pedro Gonzalez de Mendoza, der, was uns sonderbar erscheinen muß,

am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber in Spanien gar nicht auffallend war, die Würde eines Groß-Admirals von Castilien mit der eines Erzbischofs von Toledo vereinigte. Er hatte einen so großen Einfluß, und führte mit ganz unbeschränktem Ansehen eine so lange Reihe von Jahren hindurch die Regierung von Spanien, daß man ihn den dritten König von Spanien zu nennen pflegte. Da Mendoza schon 1495 starb, so gehört die Zeit seiner Verwaltung der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht an, und wir gehen deshalb sogleich auf seinen Nachfolger, Ximenes de Cisneros oder Cardinal Ximenes, über, der sich besonders um die Kindheit unseres deutschen Kaisers Karl V., während dieser von Spanien entfernt in den Niederlanden lebte, große Verdienste erworben hat.

Ximenes hatte sich als Mönch früh den Ruf der Heiligkeit und damit zugleich einen großen Zulauf zu seinem Beichtstuhl erworben. Auf diese Weise hatte er eine tiefere Kenntniß des Inneren der Menschen, sowie des castilianischen Charakters, der Tugenden und Laster seiner Landsleute und der Mittel sie zu leiten und zu regieren erlangt, als auf dem gewöhnlichen Wege erlangt werden kann, da dem Beichtvater auch das Verborgenste enthüllt wurde. Deshalb ward er auch im Jahre 1492 auf die Empfehlung des Cardinals Mendoza Beichtvater der Königin Isabella. Als solcher bemächtigte er sich bald des ganzen Gemüthes der poetischen, andächtigen und auf spanische Art gläubigen Königin, welche unstreitig stets das Beste wollte und verordnete, aber in Betreff des neu entdeckten Welttheiles und besonders in Betreff der Marranen oder der zu bekehrenden, zu vertilgenden oder zu vertreibenden Mohammedaner schrecklich betrogen ward. In Hinsicht auf Glauben und Unglauben, auf Marranen und heidnische Amerikaner war ein so furchtbar strenger Mönch wie Ximenes nicht der beste Rathgeber, obgleich er gegen die Misbräuche des Mönchtums, sowie des Klerus überhaupt mit besonderer Erlaubniß des Papstes äußerst streng verfuhr, und für Bildung und tüchtige Gelehrsamkeit der Geistlichen, so wie für ihre Kenntniß der ächt biblischen Lehre sorgte. Isabella erkannte sein Verdienst, und ertheilte deshalb bei Mendoza's Tode das Erzbisthum Toledo und die mit demselben verbundene Würde

eines Groß-Kanzlers von Castilien, nicht, wie Ferdinand wünschte, dem natürlichen Sohne ihres Gemahles, dem Erzbischof von Saragossa, sondern ihrem Beichtvater Ximenes.

Von diesem Augenblicke an waren in ganz Spanien, nicht bloß in Castilien, geistliche und weltliche Polizei, Regierungsgewalt, Inquisitions-Gericht und Glaubensverfolgung mit einander verbunden. Dies wirkte zuerst ganz wohlthätig, und Ximenes erlangte unsterblichen Ruhm, weil das bisher zerrissene, ungehorsame und unruhige spanische Reich einig, ruhig und gefeglih ward. Allein bald lähmte der vereinigte geistliche und weltliche Druck jede Regsamkeit, das Land ward entvölkert und schlecht bebaut, das leicht erworbene Gold erzeugte Trägheit, und der Fanatismus des blinden Glaubens vertrieb oder verfolgte Juden und Marranen, welche, weil sie nicht vom adeligen Bettelstolze der Castilianer besetzt wurden, betriebsam, fleißig und für den Handel thätig gewesen waren. Ximenes selbst leitete von dem Jahre 1499 an die Befehrungsversuche in Granada. Die furchtbaren Grausamkeiten, die er seit dieser Zeit an allen Ecken und Enden Spanien's üben ließ, und die Wirkung, welche dieselben auf den Charakter und die Betriebsamkeit der Spanier, sowie auf die Entvölkerung ihres Landes hatten, gehören der besonderen Geschichte Spanien's an; wir wollen nur denjenigen Theil der Thätigkeit des Cardinals berühren, dessen Kenntniß zum Verständnisse der Geschichte des Kaisers Karl V. unentbehrlich ist.

Charakteristisch für diejenige Art von Wissenschaft, welche der blinde Glaube ausschließlich fördert, ist es, daß Ximenes wegen der Complutensischen Polyglotte oder der in Alcalá mit vielen neben einander herlaufenden Übersetzungen gedruckten Bibel, die er mit unglaublichem Aufwande förderte, verherrlicht worden ist, und daß derselbe Mann schon im Jahre 1499 durch das Verbrennen vieler arabischen Bücher gegen die Literatur weit ärger wüthete, als die rohen Vandalen Geiserich's in Afrika gegen die römische und griechische Kunst gewüthet hatten. Aufstand, Mordthaten und gerichtliche Grausamkeiten waren die Folgen der mönchischen Hestigkeit, durch welche Ximenes sich 1499 das sonderbare Lob des wegen seiner Milde und Sanftmuth berühmten Erzbischofs Talavera von Granada erwarb. Dieser rühmte von

ihm: „Ximenes habe größere Siege errungen, als Ferdinand und Isabella selbst; denn diese hätten nur den Boden des Reiches Granada erobert, Ximenes aber die Seelen seiner Bewohner gewonnen.“ Was es mit dem Gewinnen der Seelen auf sich hatte, zeigt der maurische Aufstand, welcher 1500 in den Alpuxarras ausbrach; denn dieser Aufstand ward durch dieselben Mittel unterdrückt, durch welche man seit des Columbus dritter Reise die Bewohner von Cuba und Domingo civilisirte. Man quälte die Unglücklichen auf jede Weise, und beraubte sie unter dem Vorwande, sie zu Christen zu machen, ihrer Freiheit und ihrer Güter. Die Geschichte der Jahre 1500—1502 bietet im südlichen Spanien ein trauriges Gemälde von tapferer und verzweifelter Gegenwehr der Unterdrückten und Verfolgten gegen ihre Unterdrücker und Verfolger. Beide Theile zeigen gleichen Heldenmuth, die Einen begeistert die Liebe zum heimischen Boden und zur Religion ihrer Väter, die Anderen fanatische Wuth, blinder Aberglauben und Nationalhaß. Die Mauren unterlagen am Ende, und nun vernichtete die von Ximenes geleitete spanische Regierung durch ihre Verordnungen auch noch das, was der Krieg in einem Lande noch übrig gelassen hatte, welches durch die Arbeit seiner fleißigen Bewohner zu einem Garten gemacht worden war und jetzt einer Wüste gleicht. Die spanische Regierung erließ nämlich am 12. Februar 1503 eine sogenannte Pragmatica, durch welche gegen die unglücklichen Mauren ebenso unmenschlich verfahren wurde, wie vorher gegen die Juden, denen Spanien in Beziehung auf Handel, Gewerbe und Wissenschaft unendlich viel zu verdanken hatte.

In dieser Verordnung ward befohlen, daß alle ungetauften männlichen Mauren in den Königreichen Castilien und Leon, welche vierzehn oder mehr Jahre alt seien, die weiblichen aber vom zwölften Lebensjahre an bis Ende April 1502 das Land verlassen mußten. Ihr Eigenthum sollten sie vom Februar an verkaufen, den Erlös für dasselbe aber nicht in Gold und Silber, sondern in gesetzlich erlaubten Waaren aus dem Lande führen. Außerdem ward ihnen untersagt, sich in das Gebiet des türkischen Sultans und in diejenigen Theile von Afrika, mit welchen Spanien im Kriege sei, zu begeben. Gegen jeden endlich, der diesen Befehlen nicht nachkomme, wurde die Strafe des Todes und der Einziehung seines Vere

mögens ausgesprochen. Die schlimmste Wirkung dieses Gesetzes war, daß die meisten Mauren, um im Lande bleiben zu dürfen, zum Scheine Christen wurden, und dadurch die schreckliche Polizei und Justiz der furchtbaren Inquisition politisch nothwendig machten. Übrigens hat man sich durch einen aus Bleda's Chronik herzührenden Fehler gegen die Zeitrechnung verleiten lassen, diese Maßregel grausamer Verfolgung dem berühmten Regerrichter Torquemada zuzuschreiben, durch welchen die geheime Polizei und Justiz der Inquisition furchtbar betrieben und die Juden gerade so behandelt worden waren, wie nach jenem Gesetze die Mauren behandelt werden sollten; denn Torquemada war zu der Zeit, als die Verordnung gegen die Mauren erlassen wurde, schon seit mehreren Jahren todt.

So nachtheilig die Thätigkeit des ehemaligen Beichtvaters und nachherigen Premier-Ministers der Isabella und die eigene beschränkte Ansicht der Königin von der Religion und vom Nutzen der Bekehrung zum Christenthum für Spanien wirkte, so wohlthätig wurde des Ximenes Strenge gegen den Übermuth des Adels und das unbedingte Vertrauen, welches Isabella in ihn setzte, dem Reiche, als nach dem frühen Tode der Königin neue Unruhen drohten. Der einzige Sohn, welchen Ferdinand und Isabella gehabt hatten, Don Juan, und ihre älteste Tochter, die mit dem Könige von Portugal vermählte Isabella, waren früh gestorben ohne Kinder zu hinterlassen, die Monarchie, d. h. Castilien, Aragonien und beide Sicilien, fielen daher an Johanna, die Gemahlin Philipp's von Burgund, und an deren beide Söhne Karl und Ferdinand, von welchen jener 1500 in Gent geboren worden war und in Belgien erzogen ward, dieser aber 1503 in Spanien geboren wurde und dort auch seine Erziehung erhielt. Philipp hatte seine Gemahlin, welche ihres Geistes nicht mehr ganz mächtig war, in Spanien zurückgelassen, als er vor der Geburt seines zweiten Sohnes nach Flandern reiste. Johanna folgte nachher (im Frühjahr 1504) ihrem Gemahle nach Flandern, und ward dort von ihm sehr unsanft behandelt. Philipp brach allen Verkehr mit ihr ab, weil sie seine begünstigte Geliebte, die sich öffentlich als seine Gemahlin betrug, hatte gewaltsam behandeln und ihr die schönen Locken abschneiden lassen. Die Königin Isabella war zu dieser

Zeit gefährlich krank, und die Nachricht von der Lage ihrer unglücklichen, ganz gemüthskrank gewordenen Tochter verschlimmerte ihre Krankheit so sehr, daß Isabella im Oktober 1504, ihren Tod voraussehend, ein Testament machte und am 26. November starb.

Nach dem, was Prescott ganz neulich über dieses Testament, von dem er drei Exemplare vor sich hatte, gesagt hat, begreifen wir nicht, wie man die Ächtheit desselben hat bezweifeln können, und lassen deshalb diese Zweifel ganz unerwähnt. Auffallend ist freilich, daß Isabella in dem Testamente über das Reich und dessen Verwaltung wie über ihr Privateigenthum verfügt. Sie erklärt ihre Tochter Johanna und deren Gemahl Philipp für ihre Nachfolger im Reiche; doch solle Philipp während der Abwesenheit seiner Gemahlin keine Verordnung, zu welcher die Einwilligung der Cortes erforderlich sei, erlassen und keinen Ausländer zum Beamten machen dürfen. Der wichtigste Punkt betrifft das Verhältniß Ferdinand's des Katholischen zum Reiche Castilien, zu seiner Tochter und zu seinem Enkel Karl. Die Art der Bestimmung dieses Punktes ist es auch ganz allein gewesen, was gegen die Ächtheit des Testaments Zweifel erregen konnte. Nachdem nämlich schon 1693 in den Cortes die Frage aufgeworfen worden war, wie es gehalten werden solle, wenn Johanna ihres Verstandes nicht mächtig sei, hatte sich der Zustand dieser unglücklichen Prinzessin sehr verschlimmert; Isabella setzte daher in ihrem Testamente fest, daß bis zur Volljährigkeit ihres Enkels Karl, während der Abwesenheit oder im Falle der Unfähigkeit ihrer Tochter Johanna, König Ferdinand der einzige Regent von Castilien sein solle. Außerdem solle Ferdinand die Hälfte der reinen Einkünfte und des Gewinnes aus den neu entdeckten Ländern, sowie Millionen Maravedis aus den Einkünften der Großmeistertümer genießen.

In Folge dieses Testamentes, unter dessen sechs Vollstreckern König Ferdinand und der Cardinal Ximenes die vornehmsten waren, legte Ferdinand gleich am Todestage seiner Gemahlin den Titel eines Königs von Castilien ab, und ließ seine Tochter Johanna und ihren Gemahl Philipp als Könige ausrufen. Einige Zeit nachher (am 11. Januar 1505) wurde von den zu Toro versammelten Ständen das Testament der Isabella anerkannt und dem Könige von Aragonien als stellvertretendem Regenten gehuldigt.

Mit der Regentschaft Ferdinand's zeigte sich jedoch dessen Schwiegersohn Philipp sehr unzufrieden, und auch ein Theil des hohen Adels von Castilien war nicht erfreut darüber, daß die Zügel in der Hand eines Fürsten blieben, der von jeher mit großer Schlaueit und Vorsicht darauf ausgegangen war, die Übermacht des Feudaladels zu schwächen. Dies bewog den König Ferdinand, die Freundschaft mit Frankreich auch dann noch aufrecht zu erhalten, als Ludwig XII. im Jahre 1505 den Erzherzog Philipp durch die Verletzung des Vertrages, in welchem eine künftige Vermählung der vierjährigen Tochter Ludwig's, Claudia, mit dem fünfjährigen Sohne Philipp's, Karl, ausgemacht worden war (s. S. 168) empfindlich beleidigt hatte. —

Gegenstand der allgemeinen Besorgniß der Hauptstaaten Europa's war damals die Ausbreitung der venetianischen Macht, da die Oligarchen von Venedig während der letzten Jahre in der Lombardei auf Unkosten von Frankreich, sowie an der ganzen Südwestküste des Königreichs Neapel auf Unkosten Spanien's die wichtigsten Häfen und Festungen besetzt, der Kirche aber noch ganz neulich bedeutende Pläze geraubt und überdies in Brescia, Bergamo und anderen Städten das Ansehen des deutschen Reiches vernichtet hatten. Pabst Julius II. und Ferdinand der Katholische suchten daher eine Verbindung der Staaten gegen Venedig zu stiften, Ludwig XII. wußte den deutschen König Maximilian und dessen Sohn Philipp zu demselben Zwecke zu gewinnen, und so kamen dann im September 1504 in Blois zu gleicher Zeit drei verschiedene Verträge zu Stande.

Die zwei ersten dieser drei Verträge betrafen die Verhältnisse Maximilian's und seines Sohnes zu dem Herzogthum Mailand, zu Frankreich und zu dem jungen Herzog Karl von Geldern, den die Franzosen in seinem Kriege mit Philipp unterstützten (s. S. 100). Maximilian hatte längst gedroht, für die zu ihm geflüchteten Söhne Ludwig Moro's als Prätendenten des Herzogthums Mailand in Italien Krieg zu führen; er ließ sich jetzt geneigt finden, diesen Plan aufzugeben, wenn König Ludwig XII. zwei deutsche Fürsten, die sich einer kaiserlichen Entscheidung nicht fügten, nicht weiter unterstützen wolle. Diese Fürsten waren Pfalzgraf Ruprecht und Herzog Karl von Geldern. Der Erstere hatte die Tochter

des Herzogs Georg des Reichen von Baiern-Landshut geheirathet, und machte, auf ein Testament seines Schwiegervaters gestützt, das Land desselben gegen das deutsche Herkommen dem nächsten männlichen Erben, Albrecht von Nieder-Baiern, streitig, zu dessen Gunsten Maximilian entschieden hatte. Karl von Geldern nahm seines Vaters Land in Anspruch, welches Maximilian an sich gezogen hatte (s. Th. X. S. 310 f.) und für seinen Sohn Philipp behaupten wollte. Dies war es hauptsächlich, wodurch Maximilian bewogen wurde, im September 1504 zu Blois zwei Verträge nach einander abzuschließen, welche jedoch Beide nicht zur Ausführung kamen. In dem einen verbürgten Ludwig XII. und Maximilian I. einander alle ihre Besitzungen, und der Letztere versprach, die gegen Mantua und Montferrat, gegen Genua und Florenz, gegen den Herzog von Ferrara und den Fürsten von Carpi ausgesprochene Reichsacht unter der Bedingung aufzuheben, daß diese Staaten und Fürsten sich künftig dem Kaiser und dem Reiche gehorsam bewiesen. Dafür verpflichtete sich der König von Frankreich, weder in Deutschland noch in Italien sich in Rechtsangelegenheiten zu mischen und den Fürsten oder Vasallen, die der Kaiser für Rebellen erklärt habe, weder Hülfe zu leisten noch Rath zu geben. In dem zweiten Vertrage versprach Ludwig noch einmal seine Tochter Claudia dem Sohne Philipp's, Karl, und gab Bürgen und Bürgschaft, daß die Prinzessin und ihre in dem Vertrage genau bestimmten Ansprüche und Erbgüter demselben wirklich zu Theil werden sollten.

Der dritte von den zu Blois geschlossenen Verträgen war so abenteuerlich, als Maximilian's ganzes Leben, von seinen halbsbrechenden Gemsgagden in Tyrol an bis zu seinen letzten Kriegen in Italien und gegen die Schweizer. Dieser Vertrag ist als ein bloßes diplomatisches Kunststück anzusehen, selbst wenn man auf die Macht der Venetianer, gegen welche derselbe gerichtet war, gar keine Rücksicht nimmt. Man kam nämlich über eine Theilung des Gebietes der Republik Venedig überein, ohne daß man dasselbe erobert hatte oder auch nur im Stande war es zu erobern. Der Pabst war dabei die Hauptperson; denn in seinem Namen sollte der Krieg mit Venedig geführt werden. Er selbst sollte die Republik in den Bann thun und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbinden, Ludwig XII. und Maximilian aber sollten nachher die verabredete

Theilung militärisch vollziehen. Doch war schon in dem Vertrage auf die Nicht-Ausführung desselben Rücksicht genommen worden; denn man hatte einen Artikel aufgenommen, welcher bestimmte, daß, wenn eine der verbündeten Mächte ihre Verbindlichkeit nicht erfüllen werde, auch die anderen nicht gebunden sein sollten.

Maximilian und der Pabst erreichten durch die Verträge von Blois, jeder auf seine Weise, ihren Zweck. Maximilian erhielt freie Hand in der kurz zuvor erwähnten pfalz-baierschen Sache, und der Pabst erlangte gewisse Vortheile von den Venetianern. Was das Letztere betrifft, so war jener Vertrag weder von Seiten Maximilian's noch von Seiten des Pabstes ernstlich gemeint; denn Maximilian selbst zeigte den Venetianern die gegen sie geschlossene Verbindung an, rieth ihnen, sich mit dem Pabste, auf dessen Bann und Interdict der ganze Plan der Vertheilung des venetianischen Gebietes gebaut war, abzufinden, und bot ihnen seine Vermittelung dazu an. Die Venetianer lehnten freilich dieses Anerbieten schlau und höflich ab; sie leiteten aber mit dem Pabste unmittelbare Unterhandlungen ein, und Julius nahm vorerst, was sie herausgaben, bis sich eine Gelegenheit zeigen würde, mehr zu erhalten. Es wurden ihm Porto Cesenatico, Savignano, Tossignano, Santo Arcangelo und sechs andere Burgen von den Venetianern zurückgegeben, welche dagegen Rimini und Faenza behalten durften. Dies geschah am Ende des Jahres 1505, nachdem der Pabst vorher den Johann Bentivoglio aus Bologna und den Johann Paul Baglione aus Perugia vertrieben hatte.

Der pfalz-baiersche Streit wurde ein Jahr nach dem Abschluß der Verträge von Blois beigelegt. Dieser Streit betraf den Besitz des Herzogthums Baiern-Landshut. Pfalzgraf Ruprecht, der dritte Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, war mit der Tochter seines mütterlichen Oheims, Georg's des Reichen von Baiern-Landshut, vermählt, und dieser, welcher im December 1503 starb, hatte sein Herzogthum seiner Tochter vermacht. Maximilian hatte aber schon vor Georg's Tode nicht nur den Herzögen Albrecht und Wolfgang von Baiern-München den Besitz von Baiern-Landshut zugesichert, weil Georg kein Recht hatte, durch Testament über ein Reichslehen zu verfügen, sondern er hatte auch im October 1503 den Lezteren und seine Stände förmlich aufgefordert, das

Erbrecht der Herzöge von Baiern-München anzuerkennen. Als jedoch Georg gestorben war, nahm Pfalzgraf Ruprecht Besitz von dem Lande seines Schwiegervaters und von den hinterlassenen Schätzen desselben, die sehr bedeutend gewesen sein müssen, wenn wir nach demjenigen urtheilen, was der Probst Johann von Alt-Detting klagend von dem Raube sagte, welchen Georg an dem wunderthätigen Marienbild von Alt-Detting begangen hatte *). Maximilian und der schwäbische Bund, welchem der Herzog von Baiern-Landshut als Mitglied angehört hatte, erklärten sich gegen Ruprecht, und nach langweiligen Proceß-Handlungen kam es zu einem blutigen Kriege, in welchem Ruprecht seinen Feinden Miethlinge aus Böhmen entgegenführte, und der nicht nur für Baiern, sondern auch für die Pfalz verheerend ward, weil die Fürsten von Hessen und von Württemberg den Vater Ruprecht's, Philipp von der Pfalz, bekriegten. Ruprecht starb zwar während des Krieges (1504); sein Vater und seine Gemahlin setzten aber mit gedungenen Streitern und Räubern den Kampf fort, und Baiern, Schwaben und die Pfalz erlitten in Folge davon fürchterliche Verheerungen. Nach dem Frieden von Blois sah jedoch der Kurfürst Philipp ein, daß er von Frankreich keine Hülfe zu erwarten habe, und nun verhalfen Maximilian und der schwäbische Bund dem Herzog Albrecht zu seinem Rechte (1505). Freilich bemächtigten sich dabei Maximilian, die Fürsten von Württemberg und Hessen und sogar die Stadt Nürnberg pfälzischen oder bairischen Eigenthums, um sich für die Kriegskosten zu entschädigen. — Nicht so leicht, als mit dem Kurfürsten von der Pfalz, wurden Maximilian und sein Sohn, Philipp von Burgund, mit Karl von Geldern fertig. Dieser erhielt zwar nach dem Frieden von Blois von Frankreich unmittelbar keine Unterstützung mehr; er hatte aber Freunde genug, so lange Frankreich ihn nicht ganz aufgab.

*) Es heißt in der Chronik: „Zulezt hat Probst Johann zu Alenötting sich vor gemainer Landschaft beklagt, wie Herzog Georg von der Kirchen von Alenötting genommen hab, erstlich zwanzigtausend Florin, nachmals sechzigtausend Gulden, gen Burkhhausen geführt, mer sibenzentner XI Pfund an ringen prochem Gelt, darauf begert zu verfügen, daß solch Gelt nit verfert, sondern der Mutter Gottes aufbehalten werde.“

4. Geschichte der Zeit von dem Frieden von Blois an bis zur Ligue von Cambray.

Im Jahre 1505 wurde auf dem Reichstage zu Hagenau, einer von Maximilian im letzten Kriege erworbenen Stadt, der Streit über den Schuß, welchen Ludwig XII. von Frankreich dem Feinde Maximilian's, Karl von Geldern, noch immer nicht aufgekündigt hatte, ausgeglichen. Maximilian belehnte nämlich zu Hagenau den französischen König in der Person des von diesem gesendeten Ministers Amboise mit dem Herzogthum Mailand, und Ludwig entzog dafür dem Herzog Karl von Geldern seine Unterstützung ganz. Hierauf besetzte der Erzherzog Philipp Geldern und Zütphen, und Karl mußte sich verbindlich machen, mit Philipp nach Spanien zu gehen, wohin dieser damals zu reisen gedachte.

Bald nachher zerfiel Philipp mit seinem Schwiegervater Ferdinand, und wurde durch eine zweite Heirath, welche dieser einging, in die Gefahr gebracht, Aragonien, Neapel und Sicilien zu verlieren, im Fall dem Könige von Aragonien noch ein Sohn geboren würde; denn in Castilien war Philipp schon seit dem Tode der Isabella König. Ferdinand kam nämlich mit Ludwig XII., der sich gegen die habsburgische Familie wieder enger an ihn angeschlossen, überein, dessen Schwestertochter, Germaine von Foix, zu heirathen. Im August 1505 erschienen Thomas Malferit und der Graf von Cifuentes bei Ludwig XII., um die Hand ihres Königs der Nichte Ludwig's anzutragen. Übrigens nahmen es die Castilianer dem König Ferdinand sehr übel, daß derselbe schon so bald nach Isabella's Tod eine andere Verbindung eingehen wolle. Ludwig nahm den Antrag Ferdinand's an, und es ward ein Vertrag abgeschlossen, welchen der französische König am 12. Oktober zu Blois, der aragonische am 16. Oktober zu Segovia unterzeichnete. In diesem Vertrage wurde festgesetzt, daß Ferdinand die Nichte Ludwig's heirathe, und daß Ludwig derselben alle seine Ansprüche an Neapel überlasse. Nur wenn Germaine ohne Erben sterbe, sollte sich Ferdinand mit der ihm früher durch den Theilungsvertrag angewiesenen Hälfte des neapolitanischen Reiches begnügen. Für die Kosten, welche Ludwig auf die Eroberung des Landes verwendet hatte, sollte Ferdinand ihm eine Million Dukaten in Gold zahlen. Im März 1506

vermählte Ferdinand sich wirklich mit der damals achtzehn Jahre alten Germaine von Foix, einer Prinzessin von außerordentlicher und berühmter Schönheit, welche aber schon in so frühem Alter höchst leichtsinnig und verborben war.

Wenige Monate nach der Vermählung Ferdinand's mit einer Nichte des Königs Ludwig XII. beleidigte dieser den römischen König und seinen Sohn dadurch, daß er das durch zwei oder drei Verträge bekräftigte Versprechen, seine Tochter Claudia mit Philipp's Sohn Karl zu verheirathen, brach. Ludwig hatte schon vorher auf eine treulose Weise insgeheim gegen dieses öffentliche, von den Prinzen von Genua und von den vornehmsten Kronbeamten bestätigte Heirathsversprechen protestirt; er hatte aber die Urkunde in welcher dies geschehen war, nur drei oder vier Gardeshauptleuten gezeigt. Sobald er jedoch mit Ferdinand von Aragonien wieder enger verbunden war, wagte er einen öffentlichen Schritt zu thun. Von einer schweren Krankheit ergriffen, berief Ludwig, welcher keine männlichen Erben hatte, die allgemeinen Stände seines Reiches auf Mitte Mai 1506 nach Tours. Hier ließ er sich, wie dies zu geschehen pflegt, von seinen Ständen und Räthen flehentlich bitten, daß er jenes Heirathsversprechen wieder aufheben und seine Tochter mit dem Erben seines Reiches verloben möge. Diese Bitte wurde nach gehöriger Bedenkzeit gewährt, und das Testament, durch welches Ludwig in seiner Krankheit Alles geordnet hatte, in Form eines Manifestes (*lettres patentes*) bekannt gemacht. Erbe des französischen Reiches war Herzog Franz von Valois, der zehnjährige Sohn des 1496 gestorbenen Grafen Karl von Angouleme und Enkel von Ludwig's Vatersbruder, Johann von Orleans. Dieser Herzog Franz wurde jetzt mit Ludwig's Tochter Claudia nicht etwa blos verlobt, sondern gewissermaßen förmlich vermählt. Die Prinzessin, welche erst in ihrem fünften Lebensjahre stand, und der zehnjährige Herzog Franz wurden nämlich an den Altar geführt, wo sie der Cardinal von Amboise kirchlich verlobte.

In dieser Zeit waren Ferdinand und Philipp in einen so lebhaften Briefwechsel mit einander gerathen, daß der Schwiegervater dem Schwiegersohn vorwarf, er habe ihn durch sein Betragen gezwungen, eine zweite Heirath einzugehen, und er möge sich in

Acht nehmen, daß er nicht vollends mit ihm entzweit werde. Ferdinand schrieb sogar in einem der Briefe, welche er an seinen Schwiegersohn richtete, die Worte: „Jetzt, mein Sohn, lassen Sie ab von dem verkehrten Treiben (sit satis pervagatum), und gehen Sie in Sich (redi in te)! Wenn Sie als Sohn, nicht als Feind zu mir nach Spanien kommen, so werde ich Sie trotz alles dessen, was vorgefallen ist, freundlich empfangen (his non obstantibus amplexabere). Das väterliche Gemüth kann gar Vieles übersehen und vergeben.“ Wegen dieses Mißverhältnisses zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn schrieb auch König Ludwig an Philipp, er werde ihn nicht durch Frankreich nach Spanien reisen lassen, wenn er sich nicht vorher mit Ferdinand ausgesöhnt habe. Philipp hielt daher für gerathen, einzulernen. Schon am 24. November 1505 schloß er mit Ferdinand, der in seiner Abwesenheit die Verwaltung von Castilien geleitet hatte, einen Vertrag; er hatte aber keineswegs die Absicht, diesen Vertrag zu halten, sondern er wollte sich nur die Möglichkeit verschaffen, wenn auch nicht durch Frankreich, doch zu Schiffe nach Spanien zu gelangen. Diese förmliche Übereinkunft zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn ist unter dem Namen des Vertrages von Salamanca bekannt. Es ward in ihr ausgemacht, daß Castilien künftig zugleich im Namen von Ferdinand, Johanna und Philipp regiert werden, die Hälfte der Einkünfte aber dem Ersteren vorbehalten bleiben sollte.

Als Philipp sicher war, daß ihm sein Schwiegervater die Landung in Spanien nicht streitig machen werde, schiffte er sich am 8. Januar 1506 mit seiner damals schon völlig wahnsinnigen Gemahlin zu Middelburg ein. Unterwegs überfiel ihn ein heftiger Sturm, während dessen sein Schiff in Brand gerieth, und nur unter den größten Gefahren gelang es ihm, einen englischen Hafen zu erreichen. Sein prächtiges Schiff war verloren und der Rest seiner Flotte völlig zerstreut. Er mußte daher, bis seine Schiffe sich wieder gesammelt hatten, die von dem englischen König Heinrich VII. prahlerisch angebotene Gastfreundschaft annehmen, die sich bald in eine förmliche Gefangenschaft verwandelte. Heinrich VII. blieb auch bei dieser Gelegenheit sich ganz gleich. Er nahm das fürstliche Paar zwar bei sich zu Windsor auf, und bewirthete

es drei Monate lang; allein er machte sich dafür reichlich durch Verträge bezahlt, welche er halb erzwang und halb erschlich. Heinrich und Ferdinand waren nämlich damals in einen schmutzigen Streit mit einander gerathen; denn Beide waren gleich arglistig, geizig, habfüchtig und tyrannisch, wogegen aber Heinrich VII. nicht so blind gläubig und so verfolgungsfüchtig war, als Ferdinand.

Der König von Aragonien hatte 1496, als er des englischen Königs bedurfte, seine vierte Tochter Katharina mit dem ältesten Sohne Heinrich's, Arthur, Prinzen von Wales, verlobt und dabei eine Mitgift von zweimalhunderttausend Kronen versprochen. Die beiden Verlobten waren zwar noch Kinder, da aber Heinrich das Geld nicht missen wollte so wurde die Ehe im November 1501 vollzogen. Der sanfte, liebenswürdige Prinz, der seine Gemahlin glücklich gemacht hatte, starb schon im April 1502, und die Wittve desselben ward durch ihres Vaters Politik und ihres Schwiegeraters Geiz für ihr ganzes Leben unaussprechlich unglücklich. Ferdinand hatte nämlich die Hälfte der Mitgift ausbezahlt, und Heinrich VII. hielt, weil er diese nicht gern herausgab, Katharina in England zurück. Da nun auch Ferdinand die Verbindung mit England nicht aufgeben wollte, so wurde man einig, daß Arthur's Bruder, der nachherige König Heinrich VIII., dessen Wittve heirathen solle. Die dazu erforderliche Dispensation des Papstes wurde leicht erlangt. Dagegen mußte man warten, bis der junge Heinrich sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte. Dies geschah im Jahre 1505. Da jedoch damals Ferdinand die zweite Hälfte der Mitgift noch immer nicht bezahlt hatte, so bediente Heinrich sich seines Sohnes zu einem Kniff, von welchem dieser später gegen seine Gemahlin einen schmähligen Gebrauch machte. Der Prinz mußte nämlich, um den König von Aragonien durch die Furcht vor einer Auflösung der Verlobung zu schrecken, öffentlich erklären, daß er weder irgend etwas gethan noch zu thun gedacht habe, um eine während seiner Minderjährigkeit eingegangene Verpflichtung rechtlich bindend zu machen. König Heinrich selbst dagegen gab, damit Ferdinand das Geld schicke, die Versicherung: er habe jene Erklärung nur darum von seinem Sohne geben lassen, damit er ihn von jeder früheren Verbindlichkeit frei mache; doch wünsche derselbe immer noch Katharina zu heirathen; es solle ihm aber

freistehen, sich allenfalls auch mit einer anderen Prinzessin zu vermählen.

So standen die Sachen als Philipp und Johanna im Anfange des Jahres 1506 sich an die englische Küste retteten, und hierauf von Heinrich VII. unter dem Scheine der Gastfreundschaft in Haft gehalten wurden. Heinrich versäumte nicht, die unerwartete Ankunft von Philipp und Johanna zu benutzen, um mittelst seiner beiden Gäste oder vielmehr Gefangenen, sowie durch eine neue Heiraths-Speculation noch mehr Geld zu erlangen. Philipp sah sich nämlich, wenn er anders nach drei Monaten endlich in das Erbreich seiner Gemahlin gelangen wollte, genöthigt, zum Besten Heinrich's mehrere Verträge mit ihm abzuschließen. Er machte sich zuerst verbindlich, daß seine Schwester Margaretha den englischen Prinzen Heinrich heirathen und eine Mitgift von dreihunderttausend Kronen erhalten, sein Sohn Karl aber, wie Heinrich VII. schon früher mit Maximilian ausgemacht hatte, die jüngste englische Prinzessin, Maria, heirathen solle. Außerdem schloß er in seiner Noth noch einen Handelsvertrag, welcher den Engländern vortheilhaft, den Flamländern dagegen nachtheilig war. Endlich mußte er auch die Auslieferung des Herzogs von Suffolck, eines entfernten Sprößlings des Hauses York, versprechen. Diesem Prinzen, welchen Heinrich als einen ihm sehr gefährlichen politischen Feind betrachtete, hatte Philipp's Großmutter in den Niederlanden Schutz gewährt, und die Verpflichtung zur Auslieferung desselben war daher für Philipp um so härter, weil Heinrich an dem Prinzen, der ihm damals gar nicht mehr schaden konnte, eigentlich blos seine Rache fühlen wollte. Philipp ließ sich zwar von Heinrich versprechen, daß derselbe dem Herzog von Suffolck nicht das Leben nehmen wolle; Heinrich blieb aber auch bei dieser Gelegenheit seiner tückischen und falschen Natur getreu. Er selbst ließ nämlich den Herzog nicht tödten, befahl aber auf dem Todtenbette seinem Sohne, ihn alsbald hinrichten zu lassen.

In den Niederlanden hatte Philipp einen Feind zurückgelassen, der ihm weit gefährlicher war, als der Herzog von Suffolck jemals für Heinrich hätte werden können. Karl von Geldern nämlich war kurz vorher von Philipp aus dem neuen seines Herzogthums beraubt und gefangen genommen worden, bei dessen Abreise aber

denen, die ihn bewachten, entwischt. Deshalb mußten dann die Herren von Croy und Chimay, welchen Philipp seinen Sohn Karl und die Verwaltung der Niederlande überlassen hatte, sehr bedeutende Anstalten gegen den Angriff machen, der ihnen von Karl von Gelbern und seinen Freunden drohte.

Ende April 1506 kamen Philipp und seine Gemahlin endlich nach Spanien. Sie landeten in dem entlegensten Winkel des Reiches, in der Bai von Corugna, weil sie der Zusammenkunft mit Ferdinand ausweichen wollten, der sich schon im März mit Germaine von Foix vermählt hatte, und jetzt seinen Kindern vergebens entgegenreiste. Philipp sammelte sogleich die Großen Castilien's um sich, und sobald er eine hinreichende Macht erlangt hatte, um seinem Schwiegervater trogen zu können, ward diesem deutlich, daß Philipp und sein Rathgeber, Don Juan Manuel, ihm seine treulose Politik und seine diplomatische Arglist vollständig abgelernt hätten. Philipp erklärte nämlich, er sei nicht gesonnen, sich durch den Vertrag von Salamanca binden zu lassen, sondern er nehme trotz desselben für sich und seine Gemahlin den ausschließenden Besitz von Castilien in Anspruch. Ferdinand suchte vergebens durch den Erzbischof Jimenes seinen Schwiegersohn zum Nachgeben bewegen zu lassen. Philipp beharrte auf seiner Erklärung. Endlich wurde zwar eine persönliche Zusammenkunft zu Stande gebracht; diese war aber keineswegs erfreulich, weil Philipp sie nicht wünschte, und weil Ferdinand fühlte, wie ungerne er in Castilien gesehen werde. Die Zusammenkunft wurde am 23. Juni bei Puebla de Senabria auf der Grenze von Leon und Gallizien gehalten, und zwar in freiem Felde und von Seiten Philipp's unter Vorsichtsmaßregeln, welche an die Zusammenkünfte der Befehlshaber europäischer Schiffe mit den Häuptern roher und ganz wilder Volksstämme erinnern. Die beiden Könige erschienen, sagt Zurita, welcher seinen Ferdinand preisen will und muß, in ganz verschiedenem Aufzuge, der Eine, als wenn er sich fürchte und sich durch Waffen schützen müsse, der Andere, als wenn er auf seine Verdienste vertraue und sich durch sein Ansehen allein hinreichend geschützt glaube *). Ferdinand konnte von Philipp nicht einmal das

*) El Rey Catholico yva con los suyos en habito de paz, y el Rey su yerno venia con gran aparato y estruendo de gente de guerra, Ale-

Eine erlangen, daß er seine unglückliche Tochter sehen durfte, die er doch so gern gesehen hätte. Auch ein Zwiesgespräch, welches Schwiegervater und Schwiegersohn ohne Zeugen mit einander hatten, war fruchtlos; Beide schieden, wie sie gekommen waren. Ferdinand kehrte jedoch beruhigt nach Aragonien zurück, weil er einsah, daß die Erbitterung der Castilianer gegen die von Philipp mitgebrachten Wallonen und Franzosen, denen dieser sein ganzes Vertrauen schenkte, schon sehr groß sei, und daß folglich bald heftige Unruhen in Castilien ausbrechen würden. In der That regte Philipp, dessen Charakter jedoch Robertson in seiner Geschichte Karl's V., nach den von Prescott gegebenen urkundlichen Beweisen, viel zu nachtheilig geschildert hat, durch seine grenzenlose Verschwendung, sowie durch seine französische Leichtfertigkeit und seinen Mangel an aller Grandezza die Castilianer bald heftig gegen sich auf.

Eine Übereinkunft wurde zuletzt freilich durch Ximenes, welcher zwischen Ferdinand und Philipp vermittelte, zu Stande gebracht; Ferdinand beging aber dabei, wie die uns aufbewahrten Actenstücke beweisen, eine unerhörte Treulosigkeit gegen seinen Schwiegersohn. Er schrieb nämlich jedes Mal, wenn er ein öffentliches Actenstück zu Philipp's Gunsten unterzeichnete, ein anderes nieder, durch welches er entweder dasselbe insgeheim zurücknahm oder das Gegentheil von dem, was er zugestanden hatte, behauptete. Er beschwor einen Vertrag, in welchem er die ganze Oberherrschaft von Castilien an Johanna und Philipp überließ, und sich nur die Großmeisterschaften der drei Orden und die ihm in Isabella's Testament angewiesenen Einkünfte vorbehielt. Außerdem machte er sich verbindlich, seinem Schwiegersohne gegen alle diejenigen beizustehen, welche unter dem Vorwande, seiner Gemahlin Freiheit und Antheil an der Regierung zu verschaffen, Unruhen stiften würden. In drei geheimen Urkunden aber erklärte er dies Alles für erzwungen, und versicherte das Gegentheil thun zu wollen. König Ferdinand wurde damals wie immer von dem Argwohn geleitet, den er selbst in so reichem Maße verdiente, weil er nie

manes, y Flamencos sin los soldados, que se juntaron en Galicia; y de la parte del rey non avia otra confianza ni seguro sino el, que se tenia en el respeto y reverencia, que se devia como a padre y a la magestad de su persona.

Wort und Treue hielt, wenn er nicht dazu gezwungen werden konnte. Dieser Argwohn trieb ihn unmittelbar nachher auch an, einen Verdacht auf Gonsalvo von Cordova zu werfen, welcher in Neapel mit unumschränkter Gewalt regierte und als großer Held und Wohlthäter angebetet ward, zugleich aber freilich, wie sich bei der Rechnungsablage zeigte, mit Hunderttausenden wie mit Hellern umging.

Ferdinand begab sich, als er seinem Schwiegersohne vorerst das Feld räumte, mit einer Flotte von fünfzig Segeln nach Neapel, um sowohl Gonsalvo türkischer Weise und ohne Gefahr für sich selbst von seiner Stelle entfernen zu können, als auch namentlich um die von den Venetianern besetzten Städte des neapolitanischen Reiches wieder an sich zu bringen. Was sein Verfahren gegen Gonsalvo betrifft, so bewies Ferdinand, wie uns scheint, ganz ohne Ursache schändliche türkische und maurische Künste gegen einen Mann, welcher ohne Zweifel viel zu klug war, um im Vertrauen auf ein gedungenes Heer und auf ganz unzuverlässige Neapolitaner von seinem alten Herrn abzufallen. Die Geschichtschreiber wissen zwar Verschiedenes als Grund des Verdachtes anzuführen, welchen Ferdinand gegen Gonsalvo gefaßt hatte und nachher durch sein eines türkischen Sultans würdiges Betragen an den Tag legte; allein alles dies läuft darauf hinaus, daß Gonsalvo die Allgewalt, die ihm sein Herr verliehen hatte, in dem eroberten Neapel rücksichtslos gebrauchte, und namentlich daß er, ohne ordentliche Rechnung abzulegen, große Summen verschwendete und verschenkte. Dies war der Hauptgrund, warum er vorher mehrere Male, als der König ihn abrief, immer einen Vorwand zu finden wußte, seine Abreise zu verschieben, und gerade dadurch war Ferdinand's Argwohn geweckt worden. Der König gab übrigens weder vor seiner Ankunft in Neapel, noch nachher, ehe er wieder nach Spanien zurückgekehrt war, das geringste Zeichen von Unzufriedenheit mit dem Eroberer der Reiche Granada und Neapel; er nahm denselben vielmehr sehr freundlich auf, als Gonsalvo, wie die meisten Schriftsteller und auch Guicciardini sagen, im Hafen von Genua oder, wie Gonsalvo's Lebensbeschreiber Paul Jovius sagt, an der Nordwestküste von Neapel zu ihm kam. Er schenkte ihm Terra-cina und das Herzogthum Sessa, ließ ihn in dem Besitze des

Herzogthums St. Angelo, welches schon König Friedrich ihm verliehen hatte, sowie aller der vielen Herrschaften, die er in Calabrien besaß, bestätigte die ihm verliehene Connetable-Würde von Neapel, sagte ihm durch ein Handbillet (cedola di sua mano) das Großmeisterthum von St. Jago zu, und sprach in dem Patente, das er über die neuen Schenkungen erließ, die Versicherung aus, die von Gonsalvo geleisteten Verdienste seien so groß, daß es unmöglich wäre, sie nach Verdienst zu belohnen. Dies Alles war aber Lüge und Trug.

Ferdinand fand auf seiner Reise nach Neapel an den Küsten der Provence und in Genua, auf Veranstaltung seines Freundes Ludwig XII., eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Im Hafen von Porto Fino, nicht weit von Genua, erfuhr er zu seiner großen Freude, daß sein Schwiegersohn Philipp am 25. September 1506 in Burgos plötzlich gestorben sei. Gleichwohl setzte er seine Reise nach Neapel fort, verweilte dort sieben Monate, und machte Einrichtungen, welche später beibehalten wurden und die Macht der Vicekönige so sehr beschränkten, daß ein künftiger Gonsalvo nicht mehr zu fürchten war. Gegen Gonsalvo selbst heuchelte Ferdinand, welcher ihn immer in seiner Umgebung hielt, die größte Freundschaft und Dankbarkeit. Erst als Ferdinand den Gonsalvo nach Aragonien geführt hatte, mußte dieser dafür büßen, daß er einem heimtückischen Regenten durch Verrath, Treulosigkeit, Heldenmuth und Feldherrntalent bedeutende Dienste geleistet hatte und für einen Unterthanen viel zu groß geworden war. Auch Ludwig XII. erwies, als er mit Ferdinand bei dessen Rückkehr nach Aragonien zu Savona eine Zusammenkunft hatte, dem Gonsalvo fürstliche Ehre. Gonsalvo, welcher übrigens in Spanien allgemein als Nationalheld empfangen wurde, erhielt das versprochene Großmeisterthum nicht, ward nicht zu Berathungen gezogen, sondern vernachlässigt, und fand deshalb bald rathsam, sich auf seine Güter im südlichen Spanien zurückzuziehen. Indessen erlitt er, soviel wir wissen, keinerlei Art von Kränkung.

Bei der Zusammenkunft der Könige Ferdinand und Ludwig zu Savona, welche vier Tage dauerte (Juni 1507), fanden auch ganz geheime Besprechungen Statt, denen außer den beiden Königen nur Ludwig's Minister, der Cardinal Amboise, und der päbst-

liche Nuntius beiwohnten, und in diesen war, wie die Folge zeigte, sehr wahrscheinlich wieder die Rede von dem in Blois zur Demüthigung der Republik Venedig entworfenen Theilungs-Project. Indessen konnte weder 1507 noch im folgenden Jahre an eine Unternehmung gegen Venedig ernstlich gedacht werden, weil man dazu des römischen Königs Maximilian bedurfte, mit welchem Ferdinand damals wegen der Vormundschaft über ihren gemeinschaftlichen Enkel Karl in Streit war, und den sowohl Ludwig XII. als der Pabst von Italien entfernt zu halten wünschten. Wahrscheinlich wäre es auch nachher nicht in Cambray zu einem zweiten Vertrage über die Theilung des venetianischen Landes gekommen, wenn nicht die Venetianer 1508 dem im Punkte der Ehre sehr empfindlichen romantisch-ritterlichen römischen Könige eine arge Kränkung angethan hätten.

Schon im Jahre 1507 war es zwischen Maximilian und den Venetianern zu sehr heftigen Erklärungen gekommen. Die deutschen Stände zeigten sich nämlich damals endlich willig, ihrem Könige durch Geld und Truppen zu einem Römerzuge behülflich zu sein, damit er vom Pabste zum Kaiser gekrönt werde. Indessen decretirten sie bald viel bald wenig Geld und Truppen für ihren König, der aus Oestreich weder das Eine noch das Andere ziehen konnte, und es kam zuletzt dahin, daß das Reich nach vielem Reden und Schreiben nur dreitausend Reiter und zehntausend Mann zu Fuß und auch diese vorerst nur auf dem Papier stellen wollte. Den beabsichtigten Römerzug Maximilian's verbat sich nicht nur der französische Vicekönig in Mailand, Chaumont, sondern auch die Venetianer erklärten, daß sie zwar den Kaiser und sein unbewaffnetes Gefolge mit allen Ehren aufnehmen wollten, aber kein deutsches Heer durchlassen würden. Maximilian hatte daher nicht Unrecht, seinen Zorn so heftig gegen Venedig auszulassen, als er im August 1507 auf dem Reichstage zu Constanz that. Dorthin hatten die Venetianer einen Gesandten geschickt, und Maximilian verlangte, daß dieser, um angehört zu werden, vor die Reichsversammlung gefordert und dann ihm das, was er seinen Oberen zu berichten hätte, angekündigt werden sollte; nach geschehenem Vortrage aber solle er sogleich weggeschafft werden, weil er ein Zweifälter und ein Rundschaftler sei. Der Gesandte weigerte sich jedoch, das, was ihm gesagt wurde,

auch nur seinen Oberen zu berichten, und beharrte dabei, daß Venedig bloß unter den vorher angegebenen Bedingungen den Kaiser durchlassen und gastlich empfangen könne, wenn er nämlich friedlich und ohne die viertausend Mann komme, welche er angekündigt habe. Maximilian ließ deshalb den Gesandten von dem Reichstage hinwegweisen und ihm befehlen, den Reichshofen zu verlassen, was dann auch sogleich geschah.

Obgleich die Deutschen nachher ihrem Könige statt dreizehntausend Mann nur viertausend und statt der zugesagten hundert- und zwanzigtausend Gulden nur dreißigtausend gaben, obgleich der Pabst ihm den kaiserlichen Titel mittelst einer Bulle ertheilte, und Maximilian dies von Bogen und Trient aus den deutschen Ständen kund that, so bestand er doch auf seinem Abenteuer, welches nur dazu dienen konnte, ihn und das deutsche Reich in Venedig lächerlich zu machen. Er setzte nämlich ein Reichsgericht nieder, ließ durch einen Reichsherold den Dogen Leonhard Loredano und den ganzen venetianischen Senat vorladen, und erklärte den Dogen und den Senat, als sie nicht erschienen, in die Reichsacht und Oberacht. Im Anfange des Jahres 1508 rückte dann Maximilian gegen Verona vor und besetzte zugleich die östliche Grenze. Chaumont hatte den Venetianern bei Verona einige tausend Mann Franzosen geliehen, so daß dieselben, nachdem sie alle Burgen mit Besatzung versehen hatten, noch zwanzigtausend Mann gegen den Kaiser aufstellen konnten. Gleichwohl machte das kaiserliche Heer anfangs Fortschritte, und eroberte auch mehrere Orte. Allein es fehlte, wie gewöhnlich, bald an allem Möglichen. Der Kaiser mußte daher im Reiche umherreisen, um Geld und Truppen zu erbetteln, und seine Generale in Italien mußten sich auf die Vertheidigung beschränken. Die Venetianer, welche an Nikolaus Orsini, Grafen von Pitigliano, Andreas Gritti und Bartholomäus Alviano drei ganz ausgezeichnete Feldherren hatten, wurden von den Franzosen unter dem Marschall Trivulzio so verstärkt, daß sie zugleich gegen das Friaul und gegen Tyrol vorrücken konnten. Schon in der zweiten Woche des März schlug Alviano den kaiserlichen General Sirt von Trautson, und nahm bei dieser Gelegenheit tausend Mann gefangen, welche nachher zu Venedig im Triumph aufgeführt wurden. Gleich darauf wurden von den Venetianern

nicht nur die vorher verlorenen Plätze, sondern auch Gradiska, Görz und andere Orte erobert, und der venetianische Admiral Contarini besetzte Triest, Capo d'Istria, Portenau und Rovigno. Auch Trient würde damals erobert worden sein, wenn nicht Trivulzio sich geweigert hätte, die venetianischen Truppen bei ihren weiteren Unternehmungen zu unterstützen.

Der Kaiser wußte sich schon im Mai nicht anders zu helfen, als daß er den Venetianern einen Waffenstillstand antragen ließ. Die Venetianer gingen auf seinen Antrag ein, und es ward ein für den Kaiser höchst nachtheiliger Waffenstillstand geschlossen, in welchem die Venetianer Alles behielten, was sie von ihm und vom Reiche erobert hatten. Dieser Waffenstillstand gewährte übrigens auch den Franzosen gar keine Vortheile. Chaumont hatte gefordert, daß der Schützling Ludwig's XII., Karl von Geldern, welcher den Krieg um sein Erbtheil wieder begonnen hatte, in den Waffenstillstand eingeschlossen werde; die Venetianer waren aber, weil sie nur für Italien abschließen wollten, nicht darauf eingegangen, und hatten also bei dieser Gelegenheit den französischen König beleidigt. Sie thaten dies besonders auch dadurch, daß sie ihre Besorgniß, die Macht der Franzosen in Italien möchte sich vermehren, gar zu deutlich merken ließen. Gleich darauf beschimpften sie den Kaiser, und beschleunigten so die Ausführung des Kreuzzuges, welchen Ferdinand, Ludwig XII. und der Kaiser schon längst gegen sie beschlossen hatten. Der Kaiser, dessen Ehre schon durch den Verlust der festen Orte einen Makel erhalten hatte, wurde durch die Art, wie die Venetianer den Sieg über Sixt von Trautson verherrlichten, zur höchsten Wuth entflammt. Die Oligarchen benutzten nämlich auch diese Gelegenheit, wie alle übrigen, um das Volk durch glänzende Aufzüge und Feste über die finstere Tyrannei zu trösten, welche sie ausübten. Alviano durfte nach römischer Art einen glänzenden Einzug in Venedig halten, bei welchem die gefangenen Deutschen im Triumphe aufgeführt, und der Kaiser sammt seinem Reiche von Künstlern und Dichtern in Spott- und Zerbildern, in Satyren und Volksliedern, die man in alle Gegenden verbreitete, verhöhnt und verspottet wurde.

Unmittelbar nach dem Waffenstillstande in Oberitalien begünstigten die Umstände Ferdinand's und Maximilian's Plane gegen

Venedig, indem die Eifersucht der beiden Großväter über die Vormundschaft ihres Enkels Karl ziemlich beseitigt ward, obgleich Maximilian nach seiner Art nie aufhörte, auch an die vormundschaftliche Regierung von Castilien Anspruch zu machen, wovon niemand etwas wissen wollte. Johanna, welche bis an ihren Tod von den Castilianern als eigentliche Herrscherin anerkannt wurde, war völlig wahnsinnig geworden, so daß sie bewacht werden mußte; bis aber ihr Sohn Karl, dem die Regierung vorbehalten war, aus den Niederlanden, wo er erzogen wurde, nach Spanien kommen konnte, ward dem Testamente der Isabella gemäß Ferdinand als Regent anerkannt. In dieser Eigenschaft wurde Ferdinand auch im Oktober 1507 durch ein Decret der Cortes bestätigt. Ximenes, der die Castilianer, seine Landsleute, meisterhaft zu behandeln verstand, unterstützte ihn kräftig. Dieser Mann hatte königliche Würden, und zog aus unzähligen Pfründen unermessliche Einnahmen; er war vom Pabste zum Cardinal ernannt worden, ward Primas in Spanien, vereinigte mit der ihm übertragenen Regierungsgewalt auch den furchtbaren Einfluß eines Ober-Regerrichters, und erhielt sogar die Leitung eines Kriegszuges nach Afrika, zu welchem er persönlich die Kosten herbeischaffte.

In den Niederlanden hatte Maximilian die Zustimmung der Niederländer zu seiner Vormundschaft über seinen Enkel Karl anfangs nicht erlangen können; sobald man aber seiner Hülfe im Felde bedurfte, erhielt er dort denselben Einfluß, welchen Ferdinand in Castilien besaß. Karl von Geldern war nämlich nach Philipp's Tode von allen wilden Wallonen, besonders von den beiden Grafen von der Mark, so kräftig unterstützt worden, daß er mit Hülfe gemietheter Franzosen Geldern zu einer Räuberhöhle machte, und in den Niederlanden wie in Deutschland weit und breit raubend und mordend umherstreifte. Man erkannte daher auf Betreiben der beiden Herren von Croy und Chimay, welchen Philipp seinen Sohn und die Niederlande anvertraut hatte, Maximilian in den Niederlanden als Regent an. Wie Ferdinand sich des Cardinals Ximenes bediente, so gebrauchte Maximilian seine Tochter Margaretha, die Wittwe des Herzogs Philibert von Savoyen, welche ihre Landsleute, die Belgier, auf französische Weise zu behandeln verstand. Margaretha überzeugte auch 1508 ihren Vater, daß es für

seinen Enkel nützlich sei, wenn er sich mit den Franzosen ausöhne, welche den Herzog Karl von Geldern in seinem Kriege unterstützten. Sie erhielt daher Vollmacht, mit dem Cardinal von Amboise zu unterhandeln, und es ward darauf zugleich ein Waffenstillstand auf vierzig Tage für den Herzog von Geldern geschlossen und eine Zusammenkunft der Statthalterin der Niederlande mit dem Cardinal von Amboise zu Cambray verabredet.

Um die Venetianer über den Zweck dieser Zusammenkunft zu täuschen und sie glauben zu machen, daß dieselbe blos dem Herzoge von Geldern gelte, berief man nur sehr wenige Personen nach Cambray. Margaretha unterhandelte nämlich zugleich in Ferdinand's und Maximilian's Namen, der Cardinal Amboise aber sowohl für den König von Frankreich, als für den Pabst; doch hatte jene ebenso wenig von Ferdinand, als dieser vom Pabste eine ordentliche Vollmacht. Margaretha und Amboise wurden bald einig, da sie ihrer Unterhandlung den Theilungsvertrag von 1504 zu Grunde legten. Dagegen ward, ehe sie einen Vertrag über die Theilung des venetianischen Gebietes zu Stande brachten, heftig über die Art der Huldigung, welche Maximilian's Enkel Karl dem Könige von Frankreich zu leisten hatte, sowie über die Verhältnisse Karl's von Geldern gestritten. In Betreff des Letzteren wurde nachher festgesetzt, daß derselbe vorerst (par provision) das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zutphen behalten und nur einige Plätze herausgeben solle. Über die Theilung des venetianischen Gebietes ward am 10. December 1508 ein Vertrag abgeschlossen.

Dieser Vertrag oder die sogenannte Ligue von Cambray enthielt folgende Hauptbestimmungen: Der Pabst solle den Bann über die Venetianer aussprechen und die Unterthanen derselben vom Eide der Treue entbinden. Sobald dies geschehen sei, solle der König von Frankreich den Krieg mit Venedig anfangen; die anderen verbündeten Mächte aber brauchten erst vierzig Tage nach ihm im Felde zu erscheinen. Der Pabst solle Ravenna, Cervia, Faenza, Rimini und Forli erhalten (nicht, wie hier und da irrthümlich noch hinzugefügt wird, auch Cesena und Imola, weil diese Städte schon in des Pabstes Gewalt waren). An das Reich sollten fallen Padua, Vicenza und Verona, an Osterreich Roveredo, Treviso und Triaul. Ferdinand von Aragonien solle die von den Venetianern

besezten Häfen und Städte des Königreichs Neapel, Trani, Otranto und Gallipoli, zurückerkalten, Ludwig XII. von Frankreich aber alles dasjenige, was jemals zum Herzogthum Mailand gehört habe, wie z. B. Crema, Cremona, Bergamo, Brescia und die Ghiara d'Abba. Die Florentiner sollten zur Theilnahme am Raube dadurch gelockt werden, daß man ihnen Pisa verspreche, welches neun Jahre lang mit ihnen heldenmüthig um seine Freiheit gekämpft hatte. Für diesen Verrath an Pisa aber solle der König von Frankreich hunderttausend und Ferdinand von Aragonien fünfzigtausend Dukaten von Florenz erhalten; doch dürfe der Letztere nicht erfahren, daß der Erstere mehr bekomme, als er. Den Herzogen von Ferrara und Savoyen, dem Markgrafen von Mantua und dem Könige von Ungarn ward versprochen, daß auch sie Alles, was von ihrem Gebiete abgerissen worden war, wieder an sich reißen dürften, wenn sie innerhalb eines Monats ihren Beitritt zum Bunde erklärten.

Die zehn über Venedig herrschenden Oligarchen, welche das Rundschaftswesen zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatten, erfuhren von den wichtigen, über die Existenz ihres Staates gepflogenen Unterhandlungen nicht eher etwas, als bis der Pabst ihnen 1506 einen Wink gab und auch ihr Gesandter zu Mailand Kunde erhielt. Ferdinand blieb nachher ganz ruhig, bis die Venetianer selbst ihre Besatzungen aus seinen Städten abrufen mußten und er, nachdem er das Seinige erlangt hatte, den Ausgang des Krieges abwarten konnte, um nach den Umständen zu handeln. Der Pabst, welcher ein viel besserer Kriegsmann als Geistlicher war, warb zwar ein bedeutendes Heer, hätte aber doch gern gesehen, daß ihm die Venetianer die geraubten Städte des Kirchengebietes freiwillig zurückgäben, weil er keine Lust hatte, die Macht der Franzosen in Italien zu vermehren; der venetianische Senat verschmähte aber seine Anträge. Maximilian ward durch den erst kurz vorher mit Venedig geschlossenen Waffenstillstand gehindert, im Jahre 1509 Feindseligkeiten anzufangen; der Pabst half ihm jedoch aus dieser Verlegenheit. Als nämlich der Pabst den Bann gegen Venedig aussprach, rief er zugleich den Kaiser als Vertheidiger und Schutzvogt der Kirche an, diesen Bann mit den Waffen geltend zu machen.

Papst Julius II. war die Hauptperson bei der ganzen Verbindung von Cambray, und gebrauchte seine Mitverbündeten außer Ferdinand als Werkzeuge; denn er stiftete nachher, sobald er von Venedig Alles, was er wollte, erlangt hatte, sogleich einen neuen Bund, um auch die Macht der Franzosen in Italien zu brechen. Er hatte in der ersten Zeit seines Papstthums zu aller Welt Erstaunen sich ruhig verhalten, nachdem er als Cardinal mehr einem Hauptmanne der Condottieren, als einem Bischöfe geglichen hatte; schon 1506 aber war er wieder in seiner vorigen Rolle aufgetreten. Er erklärte damals im Cardinals-Collegium, er müsse aus dem Gebiete der Kirche die Tyrannen vertreiben (*nettare la chiesa dei tiranni*), und schritt alsbald zur Ausführung, indem er am 27. August 1506, begleitet von vier und zwanzig Cardinälen, mit vierhundert Schwergewanzerten (*gens d'armes*) von Rom auszog. Der französische Statthalter in Mailand, Chaumont, und die Staaten Ferrara, Mantua und Florenz hatten ihm ihren Beistand versprochen. Sein Kriegszug galt zunächst dem Johann Paul Baglione, welcher als Dictator der Demokratie von Perugia diese Stadt beherrschte. Baglione wagte keinen Widerstand, und der Papst ward auf seinen Befehl in allen Burgen, sowie am 12. September auch in Perugia selbst aufgenommen. Baglione begleitete anfangs den Papst, traute aber der ihm zugesicherten Gnade auf die Dauer nicht, sondern entfernte sich heimlich. Von Perugia wandte Julius II. sich gegen Bologna, wo dem Namen nach eine Republik bestand, in Wirklichkeit aber Johann Bentivoglio ebenso aristokratisch herrschte, wie vorher Baglione in Perugia demokratisch. Bentivoglio hoffte, da er unter dem Schutze der Franzosen stand, mit Hülfe derselben sich vertheidigen zu können, wurde aber von ihnen getäuscht; denn Chaumont gewährte ihm nicht nur keine Unterstützung, sondern stieß sogar mit beinahe neuntausend Mann zum päpstlichen Heere. Auch die Florentiner, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua, Franz Gonzaga, sandten dem Papste ihre Truppen, welche dann nebst dem päpstlichen Heere unter den Oberbefehl des Letzteren gestellt wurden. Bentivoglio fand daher den Widerstand unmöglich, und begab sich in das Lager der Franzosen, indem er der Republik, an deren Spitze er bisher gestanden hatte, es überließ, mit dem

Pabste eine billige Übereinkunft zu treffen. Die Bolognesen nahmen den Pabst mit Jubel in ihre Stadt auf, ließen aber die Franzosen nicht in dieselbe ein. Johann Bentivoglio ging gleich darauf mit den Franzosen nach Mailand, und König Ludwig XII. nahm ihn in seinen Schutz, als er in demselben Jahre nach Italien kam, um Genua zu züchtigen.

In Genua hatten die Demokraten kurz vorher die Franzosen vertrieben und dabei sowohl diese, als auch denjenigen Theil der Patricier, welcher von den Franzosen beschützt ward, arg mitgenommen; König Ludwig XII. drohte daher, die Stadt sehr hart zu behandeln. Er verfuhr jedoch nachher, obgleich er gepanzert und mit dem Schwerte in der Hand in die Stadt einzog, milde gegen sie. Nur forderte er eine sehr harte Brandschatzung. Die Schonung, welche Ludwig damals gegen Genua bewies, vermehrte den Ruhm der Freundlichkeit und Milde, den er sich in einer harten und eisernen Zeit, wie die seinige war, erworben hatte. Übrigens hatten die französischen Stände den König Ludwig kurz vorher, als er schwer erkrankt war, gebeten, den Titel eines Vaters des Vaterlandes von ihnen anzunehmen, und zwar hatten sie dies nicht etwa auf die officielle Veranlassung eines Höflinges, der sich geltend machen wollte, sondern aus eigenem Antriebe gethan.

5. Von dem durch die Ligue von Cambray veranlaßten Kriege an bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen.

Die Venetianer verzagten nicht, als sie von den Mitgliedern der Ligue von Cambray geistlich und weltlich bedroht wurden. Mit dem Pabste hätten sie sich leicht abfinden können, wenn sie ihm nur noch zwei Orte abgetreten hätten; dies erlaubte aber der starre römische Sinn nicht, den die venetianische Regierung, wiewohl nicht gerade auf Kosten der regierenden Familien, stets und bei jeder Gelegenheit bewies. Maximilian war für sie nicht gerade furchtbar. Ferdinand stellte sich, als wenn er gar nicht wisse, was zu Cambray ausgemacht worden sei. Der König von Frankreich dagegen, mit welchem die Venetianer es vorerst allein

zu thun hatten, sammelte, um die von Mailand abgerissenen Landstriche wieder zu erobern, ein so furchtbares Heer, daß die Venetianer mit ihren eilig zusammengerafften Truppen unmöglich dem Kern der Franzosen und Schweizer widerstehen konnten. Dies war um so weniger möglich, als die Oligarchen von Venedig weder den Rath des alten und erfahrenen Grafen von Pitigliano, noch den des jüngeren und kühneren Alviano befolgten, sondern einen Mittelweg wählten, den keiner von Beiden billigte. Der Graf von Pitigliano wollte sich nämlich darauf beschränken, die festen Orte zu vertheidigen; Alviano aber wollte den Franzosen zuvor kommen und ihr Heer im Mailändischen angreifen, ehe noch die Verstärkungen aus Frankreich eingetroffen wären.

Noch ehe das von Ludwig gesammelte Heer in Italien eintraf, setzte der französische Statthalter Chaumont, welcher mit etwa achttausend Mann im Mailändischen lag, über die Adda und begann die Feindseligkeiten. Hierauf ließ Ludwig durch einen Herold dem venetianischen Senat eine lange Reihe von Beschwerden vortragen und den Krieg erklären. Um dieselbe Zeit schleuderte Pabst Julius II. gegen die Venetianer eine Bannbulle, in welcher er sie mit sehr heftigen und verdienten Beschuldigungen überhäufte. Er warf ihnen Treulosigkeit, Verletzung des positiven Rechtes und der Völkerrechte, Kirchenraub und Unmenschlichkeit vor. Der venetianische Senat blieb dem Pabste nichts schuldig; er appellirte, wie er zu thun pflegte, von dessen ungerechtem Urtheile an eine allgemeine Kirchenversammlung, und sagte in seinem Manifeste dem Pabste gar arge Dinge, welche nicht weniger gegründet waren, als das, was der Pabst von Venedig gesagt hatte. Auch ward dabei die Person des Pabstes Julius, welcher von Jugend auf mehr das Handwerk eines Soldaten und Raufhelden, als das eines Priesters getrieben hatte und noch immer trieb, hart mitgenommen. Ludwig's Heer bestand aus zwölftausend Mann leichter und schwerer Reiterei, sechstausend Schweizern und zwölftausend Mann französischen Fußvolkes. Die Venetianer, welche der alte Graf von Pitigliano und neben ihm Alviano nebst den venetianischen Patriciern Andreas Gritti und Georg Cornaro commandirten, waren dem französischen Heere an Zahl weit überlegen. Sie hatten, heißt es, dreitausend Lanzen oder mit anderen

Worten ungefähr achtzehntausend schwere und leichte Reiter, viertausend Mann albanesischer Stratioten, welche damals für die beste leichte Reiterei in der Welt galten, und endlich noch dreißigtausend Mann Fußvolk vereinigt. Auf die Letzteren war jedoch gar nicht zu zählen.

Das französische Heer, bei welchem der König selbst sich befand, ging über die Abba, um die Truppen der Venetianer anzugreifen, sobald man sie finde. Der Graf von Pitigliano nahm sich jedoch sehr in Acht, mit dem französischen Heere zusammen zu treffen. Ludwig marschirte daher an der Abba herauf, um die Venetianer von ihren Magazinen zu Crema und Cremona abzuschneiden, welche Pitigliano auf einem kürzeren Wege erreichen konnte. Einige Zeit lang zogen auf diese Weise beide Heere, ohne einander wahrzunehmen, hinter den Gesträuchen und den hohen Dämmen her, mit welchen die Abba der Überschwemmungen wegen eingefast war. Möglich trafen aber Alviano und die Franzosen an einer Krümmung des Flusses auf dem Damme von Pandino oder Boito zusammen, während der Graf von Pitigliano weiter marschirte. Es kam zum Kampfe, und obgleich Pitigliano alsbald wieder umkehrte, so bewirkte doch seine anfängliche Abwesenheit, daß das Treffen vom ersten Augenblicke an für die Venetianer ungünstig war. In diesem Treffen bei Agnadello (14. Mai 1509) führten auf Seiten der Franzosen Chaumont und der Marschall Jakob Tribulzio die vorderen Schaaren, König Ludwig selbst die Mitte des Heeres, La Palisse und der Herzog von Longueville die Nachhut. Als der Graf von Pitigliano sah, daß seine Reiter denen der Franzosen nicht gewachsen seien, gab er den Befehl zum Rückzuge. Alviano mit dem Fußvolke blieb seinem Schicksale überlassen. Er leistete heldenmüthigen Widerstand, seine Leute wurden aber theils zerstreut, theils niedergehauen, er selbst gefangen und nachher drei Jahre lang von den Franzosen festgehalten. Das für Venedig verderbliche Treffen bei Agnadello ward unter dem Namen der Schlacht in der Ghiara d'Abba berühmt.

Auch der Pabst hatte damals ein Heer aufgestellt, welches von seinem Sohne oder Neffen Franz Maria della Rovere angeführt wurde, und im Gebiete von Faenza ebenso wild hauste, als die Franzosen ihrerseits thaten. Die Soldaten der Kirche verfuhrten,

wie die gleichzeitigen Berichte sagen, bei der Einnahme von Brighella gerade so, als wenn sie Ungläubige wären *). König Ludwig besetzte unterdessen die ganze Chiara d'Abba, und erkaufte die Stadt Crema, welche die Venetianer einem Soncino Benzoni anvertraut hatten, von diesem. Cremona und Bergamo öffneten ihm ihre Thore. Auch Brescia, dessen Adel und Bürgerschaft die Truppen, welche Venedig in die Stadt legen wollte, nicht aufgenommen hatten, ließ die Franzosen ein. In der kleinen Feste Peschiera lagen fünfhundert Mann Venetianer; diese konnten den stürmenden Angriff der Franzosen nicht zurückschlagen, und wurden alle zusammengehauen. Den Mincio wollte Ludwig nicht überschreiten. Er überließ vielmehr dem Kaiser Maximilian, die Stadt Verona, welche wie Brescia die venetianischen Truppen nicht aufgenommen hatte, dem Vertrage gemäß zu besetzen.

An Maximilian, Ferdinand und Julius II. wandte sich die venetianische Regierung, als sie den Sturm zu beschwören suchte. Sie bot, weil Ludwig unerbittlich war, dem Kaiser, dem Pabste und dem Könige von Aragonien an, daß sie ihnen Alles, was sie verlangten, einräumen wolle; nur sollten sie nicht weiter mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machen. Dies war dem Pabste und dem König Ferdinand ganz erwünscht; denn sie fürchteten die Herrschaft der Franzosen in Italien noch mehr, als die der Venetianer. Beide erhielten ihre Städte zurück, und Ferdinand wurde damals durch die Besitznahme seiner Handels- und Seepläge am adriatischen Meere im Stillen endlich Herr des ganzes neapolitanischen Reiches. Kaiser Maximilian dagegen war zu ehrlich, als daß er sich so leicht von den Franzosen trennte, und zu arm, zu schwach und zu langsam, als daß er den günstigen Augenblick so benutzte, wie er gekonnt und gesollt hätte. Um nur mit einer ganz unbedeutenden Zahl von Streichern ins Feld rücken und Städte, die von niemand vertheidigt wurden, besetzen zu können, mußte ein deutscher Kaiser vorher vom Könige von Frankreich, vom Pabste und von Ferdinand Geld borgen, während die kleinen Herren von Mantua und Ferrara Alles wieder eroberten, was sie in Anspruch nehmen konnten. Das Reich hatte sich schon

*) Con trattar chiese e donne come avrebbono fatto i Turchi.

im Mai geweigert, die ihm im Vertrage von Cambray zugesicherten Vortheile durch irgend eine Anstrengung zu erwerben; es wollte gar keinen Antheil an einem Kriege seines Kaisers nehmen, der um leere, für Deutschland schädliche Ansprüche geführt werden sollte. Der ruhige und verständige Kurfürst Friedrich von Sachsen, welchem Maximilian von Ulm aus durch den Grafen Johann Ludwig von Nassau und den Probst des Sebaldus-Stiftes zu Nürnberg die Stelle eines Reichs-Oberfeldherrn im Kriege gegen Venedig antragen ließ, verbat sich diese Stelle, weil man, wie er sagte, einen Tüchtigeren wählen könne. Erst drei Wochen nach der Schlacht bei Agnadello konnte der Kaiser mit tausend Reitern und mit acht Fahnen Fußvolf nach Trient kommen, weil er hatte warten müssen, bis ihm das große Handelshaus des Jakob Fugger zu Augsburg das ihm vom englischen Könige geliehene Geld, sowie die vierzigtausend Dukaten, welche der Pabst, die sechzigtausend, welche Ferdinand von Aragonien, und die siebenzigtausend, welche der König von Frankreich hergab, durch Wechsel übermacht hatte.

In Trient hatte Maximilian eine Zusammenkunft mit dem Kardinal vom Amboise. Dann mußte er noch warten, bis die Statthalterin der Niederlande, Margaretha, ihm Hülfsstruppen geschickt hatte. Erst nachdem diese angekommen waren, konnte der Kaiser endlich mit einem Heere, das auf fünfzehntausend Mann angegeben wird, auch seinen Antheil an der venetianischen Beute in Anspruch nehmen. Im Juli zog er ohne Widerstand in Verona, Vicenza und Padua ein, weil die venetianischen Statthalter selbst ihm die Thore öffnen ließen. Auch Treviso hatte Gesandte an Maximilian geschickt, um deutsche Truppen herbei zu holen; allein die mit der Besetzung dieser Stadt beauftragten Officiere verloren beim Weintrinken so viele Zeit, daß sie zu spät ankamen und die Thore geschlossen fanden, worauf die Venetianer achthundert Mann Fußvolf nach Treviso sendeten. Zu gleicher Zeit eroberten Herzog Erich von Braunschweig und Graf Christoph von Frangipani Belluno, Feltre, Görz, Triest und alle Orte von Istrien und Friaul, welche die Venetianer im letzten Kriege dem Kaiser entriffen hatten.

Maximilian würde damals den Gipfel des lange vergebens gesuchten Ruhmes erreicht haben, wenn er sich zu rechter Zeit ge-

mäßigt hätte; dazu war er aber zu poetisch und ritterlich. Die von allen Seiten angegriffenen Venetianer demüthigten sich nämlich vor dem Kaiser. Sie schickten an ihn den Anton Giustiniani, der sich gefallen ließ, erst sehr lange um eine Audienz bitten zu müssen, ehe er sie in Bassano erhielt, und welcher dann im Namen seiner Regierung dem Kaiser ein unbeschriebenes Blatt überreichte, auf das dieser nur seine Bedingungen schreiben dürfe (*carte blanche*). Der vornehmste unter den Patriciern der stolzeften Aristokratie hielt bei dieser Audienz knieend eine sehr demüthige Anrede an den Kaiser. Dies ist ausgemacht; daß aber Giustiniani die servile Rede gehalten habe, welche Guicciardini ihm in den Mund legt, wird heftig bestritten, obgleich Guicciardini behauptet, er habe sie aus dem lateinischen Originaltext übersetzt. In dieser Rede bei Guicciardini sagt Giustiniani unter Andern: er bitte, der Kaiser möge doch eine unglückliche Stadt in Schutz nehmen, welche ihre Rettung und ihre Freiheit ganz allein seiner Güte und Großmuth zuschreiben werde. Da auch Muratori die Ächtheit dieser Worte bezweifelt, so lassen wir unentschieden, ob es wirklich dieselben sind, welche Giustiniani gesprochen hat; im Wesentlichen stimmt die Rede mit dem Anerbieten überein, welches Venedig dem Kaiser machte. Obgleich nämlich genau betrachtet der Kaiser den Venetianern wenig furchtbar war, wohl aber dieselben von Ludwig XII. damals ebenso, wie 1797 von Bonaparte, wirklich mit der Vernichtung bedroht wurden, so erboten sie sich doch gegen den Kaiser, seinen Gesetzen, Geboten und öffentlichen Ausschreiben willig zu gehorchen und außerdem noch ihm und seinen Nachfolgern einen jährlichen Tribut von fünfhundert Pfund Gold zu bezahlen. Der Kaiser verharrete jedoch trotzig beim Bunde mit den Franzosen. Er wurde nachher von diesen nicht unterstützt, als Ludwig nach Frankreich zurückgereist war und die Venetianer den Haß, welchen die Verheerungen der Deutschen und Franzosen in dem damals wohlhabenden und vortrefflich angebauten oberer Italien gegen Ludwig und Maximilian erregt hatten, zur Erschaffung neuer Heere benutzten.

Venedig hatte Überfluß an Geld, welches dem Kaiser ganz fehlte; die Sache nahm daher bald eine Wendung. Der venetianische Senat vereinigte alle die Besatzungen, welche in den von

Pabste besetzten Orten der Romagna gelegen hatten, mit den aus den neapolitanischen Städten zurückgekommenen, warb frische Albanesen und Dalmatier, und übergab dem Grafen von Pitigliano den Oberbefehl. Dieser alte General wußte eine große Zahl italienischer gedienter Leute für den Dienst zu gewinnen, und stand deshalb bald mit einer ansehnlichen Truppenmacht im Felde. Schon am 17. Juli 1509 wurde Padua dem Kaiser wieder entzogen. Maximilian erschien erst nach einer Zögerung von mehreren Wochen mit einem zwar zahlreichen, aber durchaus undisciplinirten Heere, um die Stadt wieder zu erobern. Er lag bis in den September vergebens vor derselben, hob dann die Belagerung wieder auf, und ließ nach der Sitte der Zeit im Anfang Oktober den Theil des Heeres auseinander gehen, der sich nicht schon vorher zerstreut hatte.

Sobald der Kaiser sich wieder entfernt hatte, begann der Graf von Pitigliano seinen Feldzug. Er nahm Vicenza und belagerte Verona. Die letztere Stadt wurde zwar anfangs von Chaumont gerettet, bald nachher aber ganz enge eingeschlossen, und auch Feltre, Belluno und andere ursprünglich venetianische Orte in Friaul wurden, zur großen Schmach des überall verspotteten ritterlich romantischen Kaisers, wieder erobert. Der Herzog Alphons von Ferrara, über welchen die Venetianer mehr erbittert waren, als über den Kaiser, und an dem sie eine grausamere Rache üben wollten, als an Maximilian, zog sich mit weit mehr Ruhm aus der Sache, als dieser. Die Venetianer hatten eine Flotte auf dem Po ausgerüstet und Truppen eingeschifft, um Ferrara selbst anzugreifen; sie verwüsteten beide Ufer dieses Flusses, schlugen die Truppen des Herzogs, die von ihm selbst angeführt wurden, am 30. November tapfer zurück, und eroberten und zerstörten am 4. December die Stadt Comacchio. Hierauf traf aber der Cardinal von Este vortreffliche Anstalten zur Rettung von Ferrara. Er bediente sich der Dämme, welche das sich schlängelnde Ufer des Po einschlossen, als Battereien gegen die sehr große feindliche Flotte, indem er oberhalb und unterhalb dieser Flotte die allerschwersten Geschütze auf die Dämme bringen ließ. Die Venetianer erfuhren nichts von diesen Anstalten. Als daher ihre Schiffe an eine Stelle kamen, wo sie dem Kreuzfeuer jener Geschütze ausge-

fest waren, begann am 22. December eine furchtbare Kanonade auf dieselben. Ein Theil der Schiffe gerieth in Brand, ein anderer Theil ward zusammengeschoffen, dreizehn Galeeren aber wurden nebst einer Menge kleinerer Fahrzeuge, vielen Fahnen und sehr großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf erobert und am andern Tage in einem Triumphzuge nach Ferrara gebracht. Ueber dreitausend Venetianer waren durch das feindliche Geschütz getödtet und gleich darauf noch sechshundert Slavonier in einer erstürmten Bastei zusammengehauen worden. Der Admiral Trevisano, welcher die ganze Unternehmung geleitet hatte, war nur mit genauer Noth entkommen.

Im Anfange des folgenden Jahres (1510) änderten sich die Umstände zu Gunsten Venedig's. Die Republik wandte sich nämlich, nachdem sie vergebens den Kaiser Maximilian von der Verbindung mit Frankreich abzubringen gesucht hatte, mit mehr Glück an den kriegerischen und nach weltlicher Herrschaft strebenden Pabst Julius II. Sie gewährte diesem jetzt die übertriebenen Forderungen, deren Bewilligung sie lange Zeit hindurch verweigert hatte. Sie versprach ihre Rache gegen Alphons von Ferrara, dessen sich der Pabst annahm, ganz aufzugeben, ihm Comacchio wieder abzutreten und ihn für die dort verübte gräßliche Verwüstung und Barbarei zu entschädigen. Dem Pabste selbst versprachen die Venetianer, die geistliche Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiete nicht mehr zu beschränken, keinen Vicedom mehr in Ferrara zu halten und allen päpstlichen Unterthanen freien Handel und freie Schiffahrt auf dem adriatischen Meere zu gestatten. Auf diese Bedingungen hin wurden die venetianischen Gesandten vor den Pabst gelassen und ihnen dann die Lossprechung ihrer Republik von Bann und Interdict kund gethan. König Ludwig nahm dies sehr übel; Julius II. suchte aber, als Ludwig sich von ihm wandte, in England eine neue Stütze.

König Heinrich VII. von England hatte durch den Tod Philipp's von Castilien und Burgund die Aussicht auf den Geldgewinn verloren, welchen er aus dem von diesem erpreßten Vertrage zu ziehen gehofft hatte. Ferdinand's Tochter, Katharina, lebte als Wittve des Prinzen Arthur noch immer in England, weil Heinrich die Prinzessin weder zurückschicken, noch mit seinem zweiten Sohne vermählen wollte; denn Ferdinand, der dem englischen Könige an

Geiz, Habsucht und Arglist völlig gleich war, zögerte fortwährend mit der Zahlung der hunderttausend Kronen, welche von der versprochenen Mitgabe seiner Tochter noch zu entrichten waren, und Heinrich wollte die zweite Ehe nicht vollziehen lassen, bis er die volle Ausstattung in Händen hatte. Die arme Katharina ward übrigens, wie aus ihren Briefen hervorgeht, von dem alten Tyrannen hart geplagt. Erst im letzten Jahre der Regierung Heinrich's VII. war Ferdinand, welcher auch immer Geldmangel litt, im Stande eine Zahlung zu leisten; Heinrich mußte sich aber vier Termine gefallen lassen, und wollte seinerseits nicht eher als nach Empfang der ganzen Summe die öffentliche Verlobung veranstalten.

Noch ehe jedoch der dritte Termin bezahlt war, starb Heinrich VII. (April 1509). Sein theologischer Sohn, Heinrich VIII. war wegen des Geldes weniger besorgt, hatte aber Gewissensbedenken über eine Heirath mit der Wittve seines Bruders. Er erklärte gleich beim Antritt der Regierung, er werde sich, obgleich die beiden letzten Termine der hunderttausend Kronen erst im Mai und September gezahlt wurden, mit Ferdinand's Tochter vermählen, sobald seine Gewissenszweifel gehoben und im geheimen Rathe bewiesen sei, daß die Ehe der Katharina mit seinem Bruder nie wirklich vollzogen worden wäre. Der geheime Rath gab nach langer Berathschlagung diese Erklärung, und hierauf erfolgte dann am 24. Juni 1509 die Vermählung und Krönung der Katharina. Heinrich VIII. hatte eine sehr pedantische Erziehung erhalten, war ein gelehrter Theolog, und vereinigte die Eitelkeit und den Stolz der Schulgelehrten mit dem Hochmuth, dem Egoismus und der Härte der Könige von Gottes Gnaden. Er glaubte in allem Meister zu sein, in der Theologie wie im Kriegswesen, er hoffte aber auch im Kriege leicht einen Heldenruhm erwerben zu können. Die Gelegenheit schien dazu gekommen zu sein, als Pabst Julius II. mit den Franzosen zerfiel und sich stellte, als wenn er bei den Händeln der Hauptmächte Europa's, welche aus der Ligue von Cambray entstanden waren, den König von England zum Schiedsrichter machen wolle. Der Pabst und die Geistlichen an Heinrich's Hofe, welche auf die Kenntniß des Charakters des Königs ihre weltliche Größe bauen wollten, hatten der Eitelkeit Heinrich's durch die Versicherung geschmeichelt, daß der Pabst den Venetian-

ern bloß darum den Frieden gewährt habe, weil König Heinrich sich für sie verwendet habe. Es war daher auch natürlich, daß Julius II., als die Franzosen mit ihm gebrochen hatten, den König Heinrich um seine Vermittelung anging.

Unter den Mitgliedern des Bundes von Cambray waren Pabst Julius II. und Ferdinand der Katholische nie Willens gewesen, Venedig zu Grund zu richten, weil man diese Republik als Vormauer der Christenheit gegen die Türken und als diejenige Macht betrachtete, welche allein das Gleichgewicht in Italien erhalten und den Eroberungen der Franzosen eine Schranke setzen könne. Beide hatten sich daher auch, sobald sie das Ihrige von Venedig wieder erlangt hatten, mit der Republik leicht ausgesöhnt, und Julius II., welcher ein auserlesenes Heer von fünfzehntausend Mann aufgestellt hatte, sah nicht mehr in den Venetianern, wohl aber in den Franzosen ein Hinderniß der Ausbreitung seiner weltlichen Herrschaft. Von den übrigen Mitgliedern der Ligue von Cambray war Maximilian so unbedeutend, daß man es ganz allein den ihm von La Palisse zugeführten Franzosen zuschrieb, daß er nach seinem gezwungenen Abzuge von Padua mit heiler Haut davon kam. Seinen Streit mit Ferdinand wegen der Regentschaft in Castilien hatte seine Tochter Margaretha, die ihn an Politik und an Regentenklugheit weit übertraf und dem Könige von Aragonien als ehemalige Schwiegertochter desselben ebenso nahe stand, wie ihrem Vater, völlig ausgeglichen. Diese Frau ward jetzt von Ferdinand gebraucht, um den Kaiser ganz von Frankreich abzuziehen. Dahin arbeitete im Anfang des Jahres 1510 auch der Pabst, dem es damals endlich gelang, die Schweizer und folglich das beste und zahlreichste Fußvolk in Europa für seinen Dienst zu gewinnen.

Die unersättliche Gier und Habsucht der Schweizer, ihre Gewaltthätigkeiten in eroberten Ländern, ihr Vochen auf ihre Unentbehrlichkeit und ihr republikanischer Hochmuth hatten den König Ludwig von Frankreich längst erbittert. Er hatte daher, um die Schweizer entbehren zu können, ein französisches Fußvolk zu organisiren gesucht und dabei einen Bayard und andere Ritter gebraucht; diese aber verschmähten den Dienst zu Fuß, und wollten lieber gemeine Reiter, als Officiere des Fußvolkes sein. Schwerer

noch hatte Ludwig die Schweizer gekränkt, als er ein 1499 mit ihnen geschlossenes Bündniß, vermöge dessen sie jährliche Zahlungen erhielten, nicht hatte erneuen wollen, weil er den Kantonen wohl von Zeit zu Zeit Geld zufließen lassen, nicht aber förmlich tributpflichtig sein wolle. Er verlangte, daß, wenn er Zahlungen leisten sollte, auch die bisherigen Unordnungen der unter ihm dienenden Schweizer aufhören, und diese nicht bald das Eine, bald das Andere verweigern und mehr ihrem Vortheile und Eigensinne, als den königlichen Befehlen folgen sollten. Die schweizerische Tagsatzung zu Lucern nahm gar keine Rücksicht darauf, daß Ludwig jetzt zwölf Kantone statt der früheren zehn, die zugewandten Orte ungerchnet, pensioniren mußte; sie schickte Gesandte an ihn, welche in einem groben Ton eine unverschämte Forderung machten. Diese Gesandten schrieben alle von den Franzosen in den letzten Jahren erfochtenen Siege ganz allein den Schweizern zu, und verlangten Geldbelohnung für das, was sie bisher geleistet hätten, sowie eine Erhöhung der Jahrgelder für die Kantone und des Soldes für die Truppen. Der König wurde dadurch sehr erbittert, und erwiderte den Gesandten: sie möchten denen, von welchen sie gesandt wären, verkündigen, daß er gar nicht begreife, wie armselige Bergbauern dazu kämen, ihn als ihren tributpflichtigen Untergebenen oder als ihren Zahlmeister zu betrachten; sie wären Leute, die sich Gnadebezeugungen ausbitten, aber keine Gesetze vorschreiben dürften *).

Die Verkündigung dieser Antwort beleidigte und erbitterte die Schweizer, und machte sie geneigt, das Geld, welches ihnen die Franzosen verweigerten, in anderen Diensten zu suchen. Sie schenkten daher dem Pabste Gehör, als derselbe verlangte, daß die Eidgenossen auch ihm Werbungen in ihrem Lande erlauben möchten. Vermittler zwischen dem Pabste und den Kantonen war bei dieser Gelegenheit ein ehrgeiziger Schweizer Bischof, welcher nach der Kardinals-Würde strebte und dieselbe auch 1511 erhielt, und der außerdem die Franzosen tödtlich haßte. Matthäus Schinner, ein Mann

*) Qu'il ne concevoit pas, sur quel fondement de misérables montagnards osoient le regarder comme leur caissier ou leur tributaire, qu'ils etaient faits pour solliciter des graces et non pour dieter des loix.

von niedriger Herkunft, aber von gründlichen klassischen Studien, war im Jahre 1500 zum Bischof von Sion oder Sitten in Wallis erwählt worden, und hatte seither aufs eifrigste gegen den fremden Kriegsdienst (das Reisläufen) gepredigt und gearbeitet. Er hatte es auch dahin gebracht, daß in mehreren Kantonen verordnet worden war, die Kantons-Bürger sollten durch einen Eid in der Kirche verpflichtet werden, den Jahrgeldern fremder Herren zu entsagen und keine auswärtigen Dienste zu suchen. Dies fruchtete jedoch wenig, weil der Boden der Heimath arm, der Kriegsdienst aber sehr einträglich war; und wir haben auch im Vorhergehenden gesehen, welche ansehnliche Rolle die Schweizer in allen Kriegen der ersten zehn Jahre des sechszehnten Jahrhunderts spielten. Als nun der Pabst mit Ludwig XII. zerfiel und dieser die Schweizer beleidigte, ward der Bischof von Sion nach Rom gerufen, und Matthäus Schinner ließ sich dort durch die Aussicht auf den Kardinals-Hut bewegen, seine Landsleute für den päpstlichen Dienst zu gewinnen. Der Bischof wußte, daß bei den Wallisern und in den kleinen Kantonen mit Geld und mit Urkunden über die Erlassung der Strafen, welche die Schweizer für den in fremden Diensten begangenen Raub und Mord von Gott fürchteten, Alles zu bewirken sei; er verfab sich daher, als er nach Hause zurückkehrte, mit ganzen Päckchen voll Ablasszetteln und Briefen, sowie mit bedeutenden Geldsummen, und redete im Februar 1510 den Kantonen zu, lieber päpstliches als französisches Geld zu nehmen. Es gelang ihm in der That, seine Landsleute dazu zu bringen, daß sie ein fünfjähriges Bündniß mit dem Pabste schlossen, und diesem das Versprechen gaben, in keine Verbindung zu treten, welche dem heiligen Stuhle auf irgend eine Weise nachtheilig werden könne, sowie Jedem, der den Kirchenstaat beunruhigen wolle, nach besten Kräften zu widerstehen und, sobald sie aufgefordert würden, sechstausend oder auch mehr kräftige und ganz auserlesene Soldaten zur Beschüzung des Kirchenstaates zu stellen. Dagegen gab der Pabst in dem Vertrage nicht nur die Versicherung, daß diese Leute nicht zur See gebraucht werden sollten, und daß die Kantone dieselben zurückrufen dürften, wenn sie ihnen selbst nöthig seien, sondern er versprach auch, was die Hauptsache war, jedem Orte eine jährliche Zahlung von tausend Gulden in Gold. Außer-

dem erklärte er, daß er die Eidgenossen unter seinen schützenden Mantel nehme, und versprach ihnen, sie, wenn sie angegriffen würden, mit dem geistlichen Schwerte zu vertheidigen. Endlich wurden in dem Vertrage noch die alten Vorrechte der Eidgenossen bekräftigt, jedoch mit einer Clausel, deren Latein, gerade weil es nicht klassisch ist, gelegentlich so gedeutet werden konnte, wie es irgend ein Italiäner gut fand *).

Im Vertrauen auf den mit der Eidgenossenschaft geschlossenen Bund und auf die Kabalen, durch welche im laufenden Jahre die Ligue von Cambray in eine Verbindung zu Gunsten der Kirche verwandelt und Heinrich VIII. in den Bund gegen Frankreich gezogen werden sollte, begann der Pabst die Feindseligkeiten gegen die Franzosen im Jahre 1510 viel zu früh. Maximilian war damals noch dem Bunde mit den Franzosen getreu, und führte den Krieg auf der einen Seite von Friaul und von Istrien aus, auf der anderen um Vicenza und Padua, wo ihn die Franzosen unterstützten, mit vielem Glücke. Im Juli belegte Julius II. den Herzog Alphons von Ferrara mit dem Banne; gerade damals aber fingen die Dinge an, eine schlimme Wendung für ihn zu nehmen. Er sah sich daher im September genöthigt, durch den Bischof Schinner die sechstausend Schweizer herbeizurufen, welche ihm von den kleinen Kantonen versprochen worden waren. Diese versuchten zuerst durch Savoyen nach Italien zu gelangen, mußten aber wieder umkehren, und als sie hierauf nach Como und Chiasso in das Mailändische eindringen wollten, erlitten sie einen noch bedeutenderen Verlust. Das Misslingen des zweiten Versuches der Schweizer, welcher unter dem Namen des Chiasser Zuges berühmt ist, schlug den Muth derselben nieder, und schadete dem Rufe und Ansehen Schinner's.

Den Venetianern ging es nicht besser, als dem Pabste, weil Maximilian in dem Jahre 1510 noch gemeinschaftliche Sache mit den Franzosen machte. Der Kaiser war freilich nicht im Stande, auch nur die Stadt Verona zu behaupten; er mußte sie vielmehr, damit sie nicht den Venetianern in die Hände falle, für sechszigtausend Dukaten an Ludwig verpfänden. Es ist bezeich-

*) Wie sie nicht forderten: quae honestate et rectitudine urgentibus necessario negare oporteat.

nend für die Gefinnung von Glanz liebenden, romantischen Regenten, daß der Kaiser zu derselben Zeit, als er auf solche Weise, um seine Söldner bezahlen zu können, eine bedeutende Besizung des Reiches veräußern mußte, nach den Erzählungen der Chroniken auf dem Reichstage zu Augsburg für Jagden, Tänze, Gastmahle, Mummereien, Rennspiele und dergleichen mehr unermessliche Summen verschwendete, und bei einem zwischen ihm und dem Kurfürst Friedrich gehaltenen Scharfrennen in einer Rüstung erschien, welche, wiewohl wahrscheinlich übertrieben, auf zweimalhunderttausend Gulden geschätzt wurde. Rudolf von Anhalt, welchen Maximilian im April 1510 zum Felbhauptmann gegen Venedig ernannt hatte, war allerdings in Istrien, in Friaul und in den angrenzenden Gegenden glücklich; allein die Deutschen machten sich gleich den Franzosen durch ihre Rohheiten und Gräueltthaten verhaßt. Übrigens schlossen sich Trivulzio und Chaumont, nachdem sie zuerst dem Herzoge von Ferrara geholfen hatten, an das kaiserliche Heer an; doch ward nichts Glänzendes ausgeführt, weil die französischen Feldherren, deren Heer nur ein Hülfsheer war, sich den Oberbefehl Rudolf's von Anhalt gefallen lassen mußten.

In demselben Jahre 1510 bewogen Ludwig XII. und seine Geistlichen den Kaiser Maximilian, gegen den Pabst und gegen das ganze System des Ultramontanismus einen Schritt zu thun, welcher in Beziehung auf die bald nachher erfolgte Kirchen-Reformation höchst merkwürdig ist, obgleich er damals, als er gethan wurde, ohne alle Folgen blieb; denn es zeigt sich bei dieser Gelegenheit in Deutschland wie in Frankreich eine Stimmung und Bewegung, welche beweist, daß schon damals Alles für die acht Jahre später von Fürsten und Städten freudig begrüßte Reformation reif war. Die Streitigkeiten des Pabstes mit dem Kaiser gaben nämlich der Politik des Letzteren und seiner auf dieselbe gegründeten Reichs-Polizei eine neue Richtung und Beziehung: er ließ den Beschwerden, die er vorher nicht hatte laut werden lassen, ein williges Gehör.

Mit dieser Sache verhielt es sich folgender Maßen. Man brachte im April und Mai die Beschwerden der deutschen Nation über den römischen Stuhl (*Gravamina nationis Germanicae*), welche seit dem Constanzer Concil und auch unter Maximilian schon

mehrmals dem Kaiser überreicht worden waren, aufs neue zur Sprache. Die Kurfürsten, Fürsten und Stände, heißt es in den officiellen Urkunden, übergaben dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg zehn Hauptbeschwerden wider den Pabst und die römische Geistlichkeit. Diese Beschwerden, heißt es weiter, waren besonders gegen die Anmaßungen des päpstlichen Stuhles bei den deutschen Bisthümern und Prälaturen, gegen die Geldschneidereien in Rücksicht der Annaten, des Ablasses und der Zehnten zum Türkenkriege, besonders aber gegen die Verschleppung aller Angelegenheiten nach Rom gerichtet. Es waren dabei dreizehn Mittel, dem Übel abzuhelpfen, angegeben und noch ein besonderer Rathschlag beigelegt, wie die Beschwerden der Reichsstädte, die nachher wegen derselben sich am ersten vom Pabste los sagten, abgestellt werden könnten. Endlich waren noch Fingerzeige (Avisamenta) für den Kaiser beigelegt, sowie die Ermahnung, daß er, um Ärgeres zu verhüten, die Abschaffung der ihm angezeigten Mißbräuche nachdrücklich betreiben möge. Diese in Augsburg überreichte Beschwerdeschrift soll der, als Theolog und als Beförderer der Aufklärung Deutschland's durch klassische Studien berühmte Jakob Wimpfeling (s. Th. X. S. 454) aus den Papieren des für die Reichs-Justiz auf so rühmliche Weise thätig gewesenem Erzbischofs Berthold von Mainz (s. oben S. 180 ff.) verfaßt haben, welcher früher den Entwurf einer dem Pabst Pius III. zu übergebenden Vorstelllung gemacht hatte.

Maximilian schien wirklich an eine Reformation weltlicher Mißbräuche durch weltliche Macht zu denken, weil dies das einzige Mittel war, bei welchem man die Dogmen gar nicht zu berühren brauchte. So hatten es die Franzosen zur Zeit des Conciliums von Basel gemacht, so war ihre pragmatische Sanction oder privilegirte französische Kirchenordnung entstanden, (s. Th. IX. S. 252 f.). Auf diese schien Maximilian eine kaiserliche und Reichs-Kirchenordnung gründen zu wollen; allein er machte es mit der Reformation der Kirchenordnung ebenso wie mit allen anderen Dingen, er fing Alles mit Hestigkeit an und setzte nachher nichts durch. Er schickte seinen Privatsecretär Jakob Spiegel, einen Neffen Jakob Wimpfeling's, mit der pragmatischen Sanction, die er sich aus Frankreich hatte kommen lassen, an den Oheim

desselben, und ließ diesen ersuchen, aus dem französischen Gesetz einen dem deutschen Reiche angepaßten Auszug zu machen. Daß Wimpfeling dies wirklich that, ersahen wir aus den Briefen, die er von Straßburg aus schrieb; daß aber aus der Sache nichts ward, ist eben so gewiß. König Ludwig XII. machte es in dieser Sache wie sein Bundesgenosse Maximilian. Auch er benutzte die damals allgemein herrschende Unzufriedenheit über den Mißbrauch, den man mit der geistlichen Gewalt zu weltlichen Zwecken trieb, um den Pabst mit einer Reformation zu schrecken; es fiel ihm aber nicht ein, das, was er so laut verkündigt hatte, auszuführen. Ludwig war über den Pabst Julius II. so sehr erbittert, daß er die französische Geistlichkeit zu einem in Tours zu haltenden Nationalconcil einladen ließ, und auch den deutschen Kaiser ersuchte, einige seiner deutschen Bischöfe dahin zu schicken, damit man gemeinschaftliche Maßregeln ergreifen könne. Von diesem Schritte gab Ludwig dem Pabste, ehe noch seine Geistlichkeit zusammen gekommen war, Nachricht, indem er ihm zugleich Vorstellungen machen ließ, welche ziemlich drohend lauteten.

Pabst Julius II. verfuhr bei dieser Gelegenheit auf eine sehr empörende Weise, weil er wüthend darüber war, daß seine kriegerischen Unternehmungen damals vielfach scheiterten. Er erlaubte sich sogar eine grobe Verletzung des Völkerrechtes. Als nämlich von Seiten der Republik Florenz und des Herzogs von Savoyen Gesandte zu ihm kamen, um sich an die französische Gesandtschaft anzuschließen und ebenfalls Vorstellungen zu machen, behandelte Julius Beide auf eine unerhörte Weise. Gegen den florentinischen Gesandten verfuhr er so, daß derselbe rathsam fand, sich bei Nacht und Nebel aus Rom zu entfernen. Dem savoyischen Gesandten erging es sogar noch weit übler. Er ward verhaftet, in Ketten gelegt und als Spion hart gefoltert. Gleich darauf reiste der Pabst nach Bologna, um sich dort, wenn es nöthig sei, selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen, was später auch wirklich geschah. Fünf seiner Kardinäle entzogen sich unter dem Vorwande, einen anderen Weg zu nehmen, dieser Reise, gingen nach Florenz, wo die französische Partei herrschte, und erklärten sich daselbst für Frankreich gegen den Pabst. So sehr übrigens auch Julius II. von Sismondi und Anderen gepriesen wird, so können wir doch in dieses Lob nicht einstimmen. Großartig mögen seine

Plane, edel und ritterlich mag, wie Viele behaupten, sein Charakter gewesen sein, darüber wollen wir nicht streiten; aber geistlich und evangelisch war Beides unstreitig nicht. Es wird uns unter Andern berichtet, daß Julius einige französische Cardinäle, welche verhaftet wurden und von denen der eine plötzlich starb, grausam mißhandelte, und auch die Dienerschaft derselben einer harten Folterung unterwarf; das läßt sich mit Sismondi's Lobeserhebungen über den kriegerischen Pabst schwer vereinigen.

Das von Ludwig berufene französische Concilium wurde im September 1510 zu Tours gehalten. Der König ließ durch seinen Kanzler den versammelten Geistlichen acht Fragen über das von ihm zu beobachtende Verfahren vorlegen, damit er und besonders seine Gemahlin, Anna von Bretagne, welche wegen des Krieges mit dem Pabste innig betrübt war, von Gewissensbedenkllichkeiten befreit würden. Auf diese Frage ertheilte die gesammte Geistlichkeit eine sehr entschiedene Antwort. Der König, erklärte sie, könne ohne Bedenken seine Macht gebrauchen, um seine Unterthanen von jeder Unterdrückung, auch von der päpstlichen, zu befreien. Er dürfe auch, wenigstens einige Zeit hindurch, dem Pabste die festen Plätze nehmen, deren dieser sich bediene, um die Ruhe seiner Nachbarn zu stören. Er dürfe sich dem Gehorsam des Pabstes entziehen, zwar nicht absolut und in jeder Weise, aber doch so weit, als es zu seiner rechtmäßigen Bertheidigung nöthig wäre. Während dieser Zeit könne er sich in allen den Dingen, bei denen nach neuerem Kirchengebrauche der Pabst befragt werde, an den Gebrauch der älteren Kirche halten, welche vom Pabste nichts wisse. Alles, was der König zu seiner eigenen Bertheidigung thun dürfe, könne er auch ohne Bedenken für seine Verbündeten thun, wenn diese ungerechter Weise unterdrückt würden und ihr Nutzen mit dem seinigen innig zusammenhänge. Alle geistlichen Strafen (Censuren), welche der Pabst schon verhängt habe oder noch verhängen werde, wären, wenn sie bloß weltlicher Dinge wegen, oder ohne alle und jene Formen des geistlichen Proceß-Ganges zu beobachten, ausgesprochen worden seien, null und nichtig. Die vornehmsten Glieder des französischen Klerus trugen sogar darauf an, daß man dem Pabste diese ihre Aussprüche durch eine Deputation verkündigen, und ihn zugleich ersuchen lassen solle, sein weltliches

Treiben zu unterlassen und lieber ein allgemeines Concilium zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu berufen. Ja, sie gingen sogar noch weiter. Sie ersuchten den König, er möge, wenn ihre Vorstellungen beim Pabste keinen Anklang fänden, den Kaiser und alle anderen christlichen Fürsten bewegen, den Cardinälen (sie meinten die fünf, die sich vom Pabste getrennt hatten) einen solchen Schutz zu gewähren, daß dieselben eine allgemeine Kirchenversammlung wie die Constanzer und Baseler ausschreiben und halten könnten. Die Glieder der Nationalsynode selbst gaben sich das Wort, daß sie am ersten März des folgenden Jahres sich in Lyon wieder versammeln und dann über die Antwort des Pabstes einen Beschluß fassen wollten. Vorläufig verboten sie, sich in irgend einer Angelegenheit an den Pabst zu wenden oder Geld nach Rom zu schicken. Endlich gewährten sie dem Könige noch eine freiwillige Abgabe von hunderttausend Thalern von den geistlichen Gütern.

Maximilian's Gesandter, Matthäus Lang, Bischof von Gurk, erschien sehr spät in Tours, und wohnte nur den letzten Sitzungen der Synode bei. Er ließ sich nicht bloß die obenerwähnte Abschrift der Urkunde über die Freiheiten der gallitanischen Kirche geben, sondern nahm auch alle Beschlüsse der Versammlung von Tours an, und versprach, daß der Kaiser seinerseits die deutschen Bischöfe versammeln und die Synode zu Lyon beschicken werde. Wenn auch nicht, erklärte er in Hinsicht auf das Letztere, alle Bischöfe des Reiches nach Lyon kämen, weil der Kaiser diesen nicht befehlen könne, so würde er doch die Bischöfe seiner Erblande dahin beordern. Indessen lag dem Matthäus Lang, welcher beim Kaiser das war, was wir einen dirigirenden Minister nennen würden, an der Religion und an der Verbesserung des Zustandes der ganz zerfallenen alten Kirchenordnung gar nichts; er wollte nur die Franzosen benutzen, damit sein Kaiser ohne Kosten Eroberungen im oberen Italien machen und das Eroberte behaupten könne. Auch war zwischen Matthäus Lang und König Ludwig von einem beständigen Bunde die Rede. Ludwig sollte ein Heer von Tausenden zum Dienste des Kaisers halten, welcher selbst nach Italien kommen und den Oberbefehl übernehmen sollte, und dergleichen mehr.

Übrigens arbeitete schon um diese Zeit, als Ludwig und Maximilian noch gegen den Pabst und gegen Venedig vereinigt waren, des Kaisers Tochter Margaretha in Verbindung mit Ferdinand dem Katholischen daran, einen Bund zur gänzlichen Vertreibung der Franzosen aus Italien zu Stande zu bringen.

Der Pabst übernahm endlich (December 1510) im härtesten Winter, dessen die Annalen Italien's gedenken, selbst das Commando seiner Truppen; er griff, weil Chaumont und Trivulzio durch Eifersucht entzweit worden waren, die Stadt Mirandola an, leitete gepanzert, mit dem Schwerte in der Hand und umgeben von Türken, die er von den Venetianern gemiethet hatte, die Belagerung, nahm endlich die Stadt mit Sturm, und zog, zum Schauder und Entsetzen der ganzen Christenheit, gleich einem Husaren-General über Leichen und Blut triumphirend durch die Sturm-Lücke in dieselbe ein (Januar 1511). Zu der nämlichen Zeit war Chaumont in seinen Unternehmungen unglücklich. Er wollte zuerst das venetianische Heer angreifen und dann Modena besetzen, mußte aber zu seiner Beschämung jenen Angriff aufgeben und Modena dem Kaiser überlassen, dem der Pabst dasselbe bereits abgetreten hatte. Er starb schon im Februar (1511), und an seiner Stelle übernahm Johann Jakob Trivulzio den Oberbefehl.

Nach Chaumont's Tode hoffte man einen Frieden zu Stande bringen zu können; denn selbst Ferdinand gab dem Kaiser den Rath, sich durch einen Vertrag mit dem Pabste seine in Italien gemachten Eroberungen zu sichern, weil, wenn er nur einmal mit dem Pabste fertig sei, die Venetianer sich nothwendiger Weise zum Frieden verstehen müßten. Ferdinand und die Erzherzogin Margaretha, welche als Vormünderin ihres Neffen Karl die Regierung der Niederlande leitete, suchten aus verschiedenen Gründen Maximilian's Verbindung mit Ludwig XII. aufzulösen. Ferdinand fürchtete, die Franzosen, innig mit dem Kaiser und mit Florenz verbunden, möchten die Herrschaft von ganz Italien an sich reißen; Margaretha aber wünschte den ihr noch immer lästigen Herzog Karl von Geldern (f. S. 200 u. 215 f.) gänzlich zu unterdrücken, was nicht geschehen konnte, so lange Ludwig denselben

schützte und ihr Vater Ludwig's Verbündeter war. Ferdinand bewog den Pabst und die Venetianer, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke ward in Mantua ein Kongreß eröffnet, auf welchem sowohl von Seiten der Venetianer und des Pabstes, als auch Maximilian's und Ludwig's XII. Gesandte erschienen. Die Verhandlungen waren jedoch ganz fruchtlos. Maximilian hatte seinen Minister, den Bischof Matthäus Lang von Gurf, geschickt, welcher mit einem lächerlichen Gepränge einherzog, sich einen Stellvertreter des Kaisers in Italien nannte, und den Argwohn des Bischofs von Paris, welchen Ludwig nach Mantua gesendet hatte, erweckte, indem er vor der Eröffnung des Kongresses nach Bologna zum Pabst reiste. Außerdem benahm sich Matthäus Lang gegen den Pabst selbst, der ihm sehr freundlich entgegenkam, stolz und trotzig; noch viel unerträglicher aber war die Art, wie der Bischof von Gurf gegen die drei Kardinäle, welche der Pabst mit den Unterhandlungen beauftragt hatte, und gegen die Venetianer auftrat. Man konnte sich also schon aus diesem Grunde von dem Kongreß zu Mantua nichts versprechen. Dazu kam aber noch, daß Pabst Julius gegen den König Ludwig, gegen dessen Geistlichkeit und gegen die französische Nation, die sich im vorhergehenden Jahre der Sache ihres Königs so nachdrücklich angenommen hatte, gerade so verfuhr, als wenn er ein Gregor VII. oder ein Innocenz III. wäre. Er las nämlich am grünen Donnerstage die fürchterliche Bulle in *cœna domini* gegen die Keger im Allgemeinen vor, und schloß zwar den König von Frankreich nicht namentlich in den Bann ein, wohl aber den Herzog Alphons von Este und den Jakob Trivulzio, sowie den Bürgermeister und Rath von Mailand und von anderen lombardischen Städten, welche dem Könige behülflich waren, die Abgaben einzusammeln, die derselbe nachher zum Schaden der Kirche gebrauchte. Der Pabst war überhaupt zu nichts zu bewegen. Der Bischof von Gurf entfernte sich daher am 25. April 1511 höchst unzufrieden mit ihm aus Bologna. Vielleicht hatte es den Letzteren auch verdrossen, daß Julius damals den Bischof Matthias Schinner von Sitten (s. S. 229 f.) zum Kardinal ernannte, während er selbst vorerst die Hoffnung aufgeben mußte, diese Würde von dem erbitterten Pabste zu erlangen.

Als jede Aussicht zum Frieden verschwunden war, bedienten die Franzosen sich der Familie Bentivoglio, um die Bolognesen, welche den Pabst zwar früher mit Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft hatten (s. S. 218 f.), jetzt aber seiner längst überdrüssig waren, zum Abfalle zu bewegen. Der Pabst weckte nämlich durch seine Streifzüge den französischen Feldherrn Trivulzio, der sich wegen des Kongresses von Mantua seither ruhig gehalten hatte, endlich aus dem Schlummer. Trivulzio zog, begleitet von dem in der Geschichte der deutschen Kriegswissenschaft als Theoretiker und Praktiker berühmt gewordenen Georg von Frundsberg, welcher mit zweitausend fünfhundert Landsknechten aus Verona zu ihm gestoßen war, schnell gegen Bologna, und lagerte sich in geringer Entfernung von dieser Stadt. Gleich nach seiner Ankunft trat hierauf der Anhang der vertriebenen Glieder der Familie Bentivoglio, die sich im französischen Lager befanden, mit diesen in Verbindung, und Trivulzio wurde aufgefordert, die Stadt zu überfallen. Der französische Feldherr würde dies jedoch nicht gewagt haben, wenn nicht sowohl der sonst so streitbare Pabst, als auch gleich nachher sein Legat, der Cardinal Aldosio von Pavia, und sein Neffe, der Herzog von Urbino, sich ganz unbegreiflich feige gezeigt hätten. Der Pabst verließ bald nach der Erscheinung der Franzosen die Stadt Bologna. Er hatte vor seinem Abgange den Senat der vierzig Edeln, welche in Bologna die Regierung führten, zusammenrufen lassen und der Sitte der Zeit gemäß mit einer nach allen Regeln der Rhetorik schön und zierlich verfaßten Rede angerebet, welche uns vielleicht noch zierlicher, als sie gehalten wurde, von den Lateinisch schreibenden Geschichtschreibern seiner Zeit überliefert worden ist. In dieser Rede, welche die Vierzig ebenso declamatorisch beantworteten, werden des Pabstes Verdienste um die Stadt und seine vortrefflichen Absichten rednerisch gepriesen, am Ende aber doch den Bolognesern ans Herz gelegt, sie sollten sich selbst vertheidigen. Man findet beide Reden ausführlich bei Guicciardini, welcher als Advokat und Diplomat mehr Bedeutung auf das Reden und Schreiben legt, als wir; das Ende der Sache war, daß Pabst Julius die Stadt Bologna eilig verließ, um sich in die Festung Ravenna einzuschließen. Er wagte nicht einmal auf geradem Wege nach Ra-

venna zu gehen, sondern begab sich über Forli dahin. Der Cardinal und Legat Alidosio, welchen er als Stellvertreter in Bologna zurückließ, schämte sich nicht, dem vom Pabste gegebenen Beispiele zu folgen. Alidosio ließ freilich durch die Bierzig die ganze Jugend von Bologna als Nationalgarde aufbieten; da er aber an die Spitze der zwanzig Abtheilungen derselben zwanzig Hauptleute stellte, von welchen die größere Zahl aus Anhängern des Hauses Bentivoglio bestand, so gehörte diese Volksbewaffnung mehr den Bentivoglio als ihm an. Nichtsdestoweniger würde er die Stadt sehr leicht dem Pabste haben erhalten können, wenn er nur männlichen Muth besessen hätte; denn der Herzog von Urbino lag mit dem ganzen päpstlichen Heere in der Nähe von Bologna. Alidosio zog sich aber aus der Stadt in die Burg zurück, und zwar mit solcher Eile, daß er Geld und Kleinodien mitzunehmen vergaß und erst nachher abholen lassen mußte. Dann glaubte er sich auch in der Burg nicht mehr sicher, und floh aus derselben eilig nach Imola. Auch des Pabstes Nefte, der Herzog von Urbino, verlor hierauf die Besinnung. Er erfuhr nämlich kaum, daß der Legat davon gegangen sei, als er seinem Heere mitten in der Nacht Befehl zum Aufbruche gab. Die Bolognesen riefen hierauf sogleich die Franzosen in ihre Stadt, und nun löste sich alle Ordnung bei den päpstlichen Truppen auf; diese zerstreuten sich, ihr Lager wurde geplündert, und auch die Burg ergab sich nach fünf Tagen den Franzosen. Die Burg ward auf grausame Weise geplündert und dann geschleift. Jetzt hätte Trivulzio, bei welchem Ludwig's XII. Schwestersohn, der Herzog von Nemours, Gaston de Foix, sich befand, den die Franzosen ihrem Bayard an die Seite setzen, leicht die ganze Romagna erobern können; allein er mußte Ludwig's Befehle erwarten, und dieser suchte gerade damals, obgleich auf dem Nationalconcilium in Lyon eine Untersuchung gegen den Pabst eingeleitet worden war (s. S. 236), eine Ausöhnung mit der Kirche, um sich an den Venetianern rächen zu können.

Es schien damals, als wenn Gott durch Verblendung der Kirchenfürsten und durch Begünstigung ihrer Frevelthaten, ihres Übermuthes und ihres Mißbrauches der frommen Einfalt der Gläubigen diese zum Unwillen gegen die Entartung der sogenannten

Kirche und zur Erneuerung des wahren Christenthums erwecken und anspornen wollte. Pabst Julius, vor Wuth und Rache schäumend und dem unmäßigen Genuße des Weines ergeben, betrug sich wie ein Rasender. Er schonte auch seines Legaten Alidosio und seines Neffen, des Herzogs von Urbino, nicht, sondern ließ Beide seinen Grimm empfinden, während dieselben zugleich gegen einander wütheten. Alidosio war von Imola, wohin er sich aus Bologna geflüchtet hatte, zum Pabste nach Ravenna gegangen und hatte alle Schuld des in Bologna erlittenen Unglückes auf den Herzog von Urbino gewälzt, und dieser war ihm nachgeeilt, um sich zu rechtfertigen. Der erbitterte Pabst ließ seinen Neffen nicht vor sich, worauf der Letztere den Kardinallegaten aufsuchte und, als er ihn außerhalb seines Palastes antraf, auf offener Straße niederstieß. Er ward dafür freilich durch den Pabst aller seiner Stellen entsetzt, und dieser schien auch heftig auf ihn zu zürnen; allein schon nach fünf Monaten war sowohl der von ihm begangene Mord, als auch die in Bologna erlittene Niederlage vergessen, und der Herzog genoß der früheren Ehre und Freundschaft wieder. Übrigens that das Betragen der Bolognesen dem alten heftigen Pabste ganz besonders wehe. Die Bolognesen hatten nämlich auch zu der Zeit, als sie von den Bentivoglio beherrscht wurden, nicht aufgehört, den Pabst der Form nach als ihren Oberherrn anzuerkennen, und außerdem während seines Aufenthaltes in Bologna ihm auf jede Weise geschmeichelt; gleich nach dem Einzuge der Franzosen aber hatten sie ihn dadurch verhöhnt, daß sie seine Statue, ein Meisterwerk des Michel Angelo, welches fünftausend Dukaten gekostet hatte, umwarfen und schimpflich durch die Straßen schleiten.

Auch einen Theil der Geistlichkeit von Italien und Frankreich hatte Pabst Julius gegen sich, so daß fünf Kardinäle, mit Vollmachten von einigen anderen versehen, einem Concilium beiwohnten, welches Maximilian und der König von Frankreich im Herbst des Jahres 1511 nach Pisa berufen hatten. Mit dieser Kirchenversammlung war es übrigens weder dem Könige noch dem Kaiser ernst; sie wollten den Pabst nur durch den Popanz einer Kirchenreform schrecken, welche unmöglich von den Prälaten ausgehen konnte, die man berufen hatte, um über den Pabst zu Gerichte zu

sigen. Julius fand es bald sehr leicht, gegen das Concilium von Pisa ein anderes im Lateran zu versammeln, nachdem um dieselbe Zeit, wo Ludwig XII. alle europäischen Mächte zur Beschickung des Ersteren einlud, durch Maximilian's Tochter und Ferdinand's des Katholischen Werkzeug, Margaretha, zu Gunsten der päpstlichen Kirche ein Bündniß zu Stande gebracht worden war.

Ferdinand, welcher den Zweck der Ligue von Cambray für erreicht hielt, sah mit Eifersucht die Fortschritte der Franzosen in Italien an; Margaretha aber, welche des wilden und rohen Karl von Geldern gern entledigt sein wollte, wußte, daß dieser von Ludwig unterstützt werde, obgleich der französische König ihr in den freundschaftlichsten Briefen seinen Unwillen über Karl aussprach. Karl von Geldern spielte in den Niederlanden eine ähnliche Rolle, wie Herzog Ulrich von Württemberg und Franz von Sickingen in Schwaben und am Rhein. Er war Jahre lang als Räuber und Ruhestörer bald dieser, bald jener Provinz lästig und den Städten und Orten verderblich. Margaretha führte wegen seiner Streifzüge eine fortlaufende Correspondenz mit Ludwig XII. Dieser stellte sich sehr erbittert über Karl, schrieb an Margaretha und an den Herzog Briefe, in denen er seinen Zorn gegen den Letzteren aussprach und den Herzog grob anließ *), und schickte sogar Abgeordnete an ihn, um Frieden zu stiften; allein Margaretha scheint in die Aufrichtigkeit des Königs wenig Vertrauen gesetzt zu haben. Sie ließ daher sogar einen seiner Herren, welche vorgeblich für sie nach Geldern gesendet wurden, aufheben und übel behandeln, wiewohl es auch sein könnte, daß sie schon damals den König absichtlich hätte reizen wollen.

Der Bund, welcher zu Gunsten der päpstlichen Kirche geschlossen wurde, kam am 4. Oktober 1511 zu Stande, und führte den Namen einer heiligen Ligue. In Betreff desselben hat der neueste Geschichtschreiber Ferdinand's des Katholischen sich große Mühe gegeben, seinen Helden wegen des Abfalles vom Bunde

*) Ludwig schrieb unter Andern an Margaretha: qu'il regardoit le duc comme un fou, une mauvaise et perverse tête, qu'il voudroit que le grand diable l'emportât. An Karl von Geldern selbst schrieb er: que de par dieu ou de par le diable il eût à se tenir en paix.

mit Ludwig XII. zu rechtfertigen; uns scheint es jedoch nicht nöthig, darüber ein Wort zu verlieren, da es ausgemacht ist, daß der katholische König der Erste war, der sich des in seinen weltlichen und geistlichen Rechten bedrohten Papstes annahm, und auch den orthodoxen König Heinrich VIII. von England bewog, ein Gleiches zu thun. Ferdinand fürchtete, wie er selbst an Peter Martyr schreibt, daß die Franzosen Rom besetzen möchten, in welchem Falle dann das, was er, Gott weiß warum, die Freiheiten von Europa nennt, untergehen würde. Der König von Frankreich, welcher damals das zur Reform der Kirche bestimmte Concilium von Pisa zu Stande brachte, hatte nach dem bekannten Charakter Ferdinand's ganz Recht, in demselben Grade Ferdinand's Abfall vom Bunde mit ihm für gewiß zu halten, als die Erklärungen des aragonischen Königs milder und freundlicher wurden. Die heilige Ligue, welche zwischen Ferdinand, den Venetianern und dem Papste geschlossen wurde, hatte ausdrücklich die Beschüzung der Kirche, wie sie damals war, zum Zwecke. In dem Vertrage war festgesetzt, daß Venedig und der König von Aragonien und Neapel zur Vertreibung der Franzosen aus Italien ein Heer und eine Flotte ausrüsten sollten, daß der Letztere zu diesem Zwecke zwölfhundert Mann schwerer und tausend Mann leichter Reiterei, sowie zehntausend Mann Fußvolk und elf Segelschiffe schicken, die vereinigte Bundesmacht aber unter den Oberbefehl des Vizekönigs von Neapel, Raimund von Cardona, gestellt werden sollte.

Ehe man für und gegen den Papst mit weltlichen Waffen ins Feld zog, kämpften die von ihm abgefallenen und in Pisa zur Reform der Kirche zusammengetretenen Kardinäle und Prälaten mit Reden und mit geistlichen Waffen gegen ihn; ihre Beschlüsse konnten aber dem Papste unmöglich furchtbar sein, da Ludwig selbst erklärte, daß die ganze Sache nur eine Komödie sei, um den harten Sinn des Papstes zu beugen. Dieses sogenannte Concilium, welches nicht, wie es ausgeschrieben worden war, Ende September, sondern erst am ersten November zusammentrat und, von der Pisanischen und Florentinischen Regierung bedrängt, sich alsbald nach Mailand übersiedelte, gründete sein Verfahren gegen Papst Julius II. darauf, daß derselbe ebenso, wie seine letzten Vorgänger, vor seiner

Wahl den Cardinälen das eidliche Versprechen gegeben habe, innerhalb zwei Jahren eine Kirchenversammlung an einem ganz freien Orte halten zu wollen. Dies war damals um so mehr nöthig gewesen, da unter Alexander's VI. Regierung die kirchlichen Gebrechen bekannt geworden waren und auch unter den Fürsten eine allgemeine Unzufriedenheit erregt hatten; Ludwig's XII. Concilium vermehrte aber nur den Troß der römischen Kirche, anstatt ihn zu brechen. Einige Bischöfe, welche von Schottland und von Navarra her nach Pisa gekommen waren, konnten aus den dort versammelten Franzosen und Mailändern kein allgemeines Concilium machen. Überdies war es dem Kaiser Maximilian mit dieser Versammlung nie Ernst gewesen, und wenn er auch anders gedacht hätte, so hörten ihn doch die deutschen Bischöfe nicht; bald nach dem Abschluß der heiligen Ligue trat er sogar ganz zurück. Freilich hatte auch die Kirchenversammlung, welche vom Pabste im Lateran gehalten wurde und nur aus dreiundachtzig größtentheils italiänischen Bischöfen bestand, kein Recht, sich eine allgemeine zu nennen; allein sie hatte die Politik und die Diplomatie für sich, welche in der Welt, wie sie einmal ist, mehr gelten, als das Recht und die Wahrheit. Das Concilium im Lateran konnte darauf rechnen, daß seine Beschlüsse als päpstliche Decrete Geltung erhalten würden, während dagegen das französische lauter wirkungslose Decrete ausgehen ließ.

Die ersten Beschlüsse der in Pisa tagenden Väter waren gegen die Folgen des päpstlichen Jornes gerichtet, den die Mitglieder des Concils auf sich gezogen hatten. Sie decretirten nämlich, daß Alles, was der Pabst gegen sie ausgesprochen habe oder noch aussprechen werde, null und nichtig sei, und daß alle Pfründner, auch während sie dem vom Pabste verfluchten Concil beiwohnten, aller ihrer Einkünfte theilhaftig bleiben sollten. Man sieht, daß dies nicht sehr reformatorisch lautete. Erst am elften November erneuten die Väter zu Pisa das Decret des Constanzer Concils über die Reform der Kirche und über das Ansehen der Kirchenversammlungen. Sie erklärten nämlich damals zuerst, sich nicht eher trennen zu wollen, als bis die Kirche an Haupt und Gliedern reformirt sei. Dann beschloßen sie, daß ein rechtmäßig berufenes allgemeines Concilium sein Ansehen unmittelbar von Jesus Christus habe, und daß jeder

mann, selbst der Pabst, sich in allem dem, was den Glauben angehe oder die Kirchenspaltung hindere und zur Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse erforderlich sei, den Anordnungen eines Conciliums fügen müsse. Endlich faßten sie den Beschluß, daß jedermann ohne Unterschied der Person, selbst der Pabst, mit einer seinem Vergehen angemessenen Buße belegt und nach Verhältniß desselben bestraft werden solle, wenn er sich hartnäckig weigere, den Anordnungen und Beschlüssen eines solchen Concils zu gehorchen.

Nach dem Abschluß der heiligen Ligue stellte Ferdinand der Katholische nicht nur (December 1511) ein Heer in Italien auf, welches sich mit dem Venetianischen vereinigte und Bologna bedrängte, sondern er und der Pabst zogen auch den englischen König, Heinrich VIII., in ihren Bund. Dieser König, welcher 1509 im achtzehnten Lebensjahre seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, zeichnete sich während seiner ganzen Regierung durch Grausamkeit, Willkür und Fanatismus aus, und theologische Gelehrsamkeit verschloß sein kaltes Herz allen Empfindungen der Liebe, Freundschaft und Religion. Aus theologischem Bedenken hatte er sich lange nicht mit Ferdinand's Tochter Katharina, der Wittwe seines Bruders Arthur, vermählen wollen, nachher aber, um die Mitgift derselben nicht herausgeben zu müssen, sie doch zur Gemahlin genommen (s. S. 227). Dann hatte er gleich beim Antritte seiner Regierung das Recht gemordet, um sich populär zu machen. Der ganze Haß des Volkes ruhte nämlich auf zwei Ministern seines Vaters, Empson und Dudley, weil dieselben sich als Werkzeuge der unerhörten Bedrückungen und Rechtsverletzungen Heinrich's VII. hatten gebrauchen lassen; der junge König ließ sie deshalb gleich nach seines Vaters Tode ohne Urtheil und Recht als Verbrecher hinrichten, und ward dafür vom Volke vergöttert. Er bewies durch ein solches Verfahren gleich anfangs, daß er besser zu der Theologie, als zu Recht und Gerechtigkeit angeleitet worden war. Die beiden Minister hätten nämlich beweisen können, daß Alles, was sie gethan hatten, auf Befehl seines Vaters geschehen sei, und da dies damals genügte, um sie vor Gericht zu rechtfertigen, so ließ Heinrich sie nicht vor ein Gericht stellen, sondern durch ein Gesetz (bill of attainder) für schuldig erklären

und zum Tode verurtheilen. Diese bequeme Weise, sich der Leute zu entledigen, die man keines Verbrechens überführen konnte, befolgte der furchtbare Tyrann nachher seine ganze Regierung hindurch. Nichts desto weniger wollte er bei jeder Gelegenheit das Ansehen haben, daß er ein Beschützer der Kirche sei, und zugleich schmeichelte er sich mit der Hoffnung, in den europäischen Angelegenheiten den Schiedsrichter zu machen. Es war daher auch für Ferdinand und den Papst leicht, den eiteln Jüngling durch die Aussicht zu locken, daß er das Haupt der heiligen Ligue sein werde, zumal da der Papst ihm außerdem noch den Titel des allerchristlichen Königs versprach, dessen Ludwig XII. sich unwürdig gemacht habe. Noch vor dem Ende des Jahres 1511 kam zwischen Heinrich und Ferdinand ein Bundesvertrag zu Stande, in welchem festgesetzt war, daß gegen den Anfang des Monats April 1512 der Erstere sechstausend fünfhundert, Ferdinand aber neuntausend Mann nach Guyenne schicken sollte, um diese Provinz, welche ehemals zu England gehört hatte, wieder zu erobern. Auch ward wirklich im Juni ein vom Marquis von Dorset commandirtes englisches Heer auf spanischen Transportschiffen eingeschifft, nachdem Heinrich vorher den Reichsherold (Wappenkönig) Clarenceaur an Ludwig geschickt hatte, um von diesem in seinem Namen alle Besitzungen, welche ehemals der englischen Krone gehört hatten, zurückzufordern.

In Italien waren schon vor dem Ende des Jahres 1511 die von Raub und Gold lebenden Schweizer der kleinen Kantone, welche Venedig und der Papst gebunden hatten, eingebrochen, und hatten den Versuch gemacht, den Neffen Ludwig's, Gaston de Foix, welcher zum Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi) beim Heere und zum Statthalter von Mailand ernannt worden war, in Mailand zu überfallen. Begleitet von päpstlichen und venetianischen Commissären, waren sie von Trient her siegend und brennend durch die Landschaft Varese gezogen. Sie zeigten auf ihrem ganzen Marsche bäuerischen Übermuth, und höhnten die Franzosen sogar durch ihre Fahnen, welche prahlende Inschriften hatten gleich jenen Feldzeichen, die nach Aeschylus den Zorn der Götter über die sieben Krieger vor Theben brachten, von denen Kapaneus durch Jupiter's Blitz getroffen ward und Amphiaraus

lebendig zur Hölle fuhr *). Die grausam wüthenden Miethlinge gelangten, da Gaston auf Trivulzio's Rath ihnen auswich, über Galerate bis zu den Thoren von Mailand. Hier erhielt aber Gaston eine Verstärkung von mehreren tausend Italiänern, und die Schweizer erkannten bald, daß sie gegen die Stadt Mailand nichts würden ausrichten können. Sie zogen hierauf, wie wenn sie über die Adda gehen wollten, nach Cassano ab, ließen aber dem französischen Feldherrn anbieten, wieder nach Hause zu gehen, wenn er ihnen einen Monatssold zahlen wolle. Obgleich Gaston dies ablehnte, so scheint er doch einige der gierigen Hauptleute mit Geld abgefunden zu haben; wenigstens entstand Streit unter den Schweizern, und diese zogen, trotz aller Gegenvorstellungen der päpstlichen und venetianischen Commissäre, ebenso, wie sie gekommen waren, wieder ab, ohne daß sie für das empfangene Geld etwas gethan hätten.

Am 26. Januar 1512 begann das vereinigte Heer der Ligue unter Raimund von Cardona die Belagerung der Stadt Bologna. Gaston brach daher mit seinen Truppen zur Rettung dieser Stadt auf. Der König von Frankreich schickte damals seine Garde (*sa maison*) und seine ganze schwere Reiterei (*les gens d'armes*) über die Alpen, und leerte alle Kassen, um Gaston's Kriegskasse zu füllen. Dieser setzte sich von Finale im Modenesischen aus, wo er seine Truppen vereinigt hatte, in Bewegung, und gelangte nach einem unerhört angestregten Marsch, den er bei großer Kälte über Schnee und Eis machte, am 5. Februar bis zur Stadt Bologna, in welche er dann, was uns unglaublich scheint, vom Feinde unbemerkt durch das Thor von St. Felix einzog. Er wollte gleich am folgenden Tage den Feind überraschen, verschob dies aber auf Anrathen eines seiner Generale bis zum 7. Februar, damit seine Leute sich von den übermenschlichen Anstrengungen des Marsches erholen könnten. Die Verbündeten jedoch, welche am 6. von seiner Ankunft unterrichtet wurden, brachen am 7. (nicht wie Guicciardini sagt, erst am 19) eilig auf.

Während Gaston jenen meisterhaften Marsch machte und das

*) Auf ihrem Hauptbanner las man mit großen goldenen Buchstaben geschrieben: *Domatores principum, amatores justiciæ, defensores sanctæ Romanæ ecclesiæ.*

Heer Raimund's von Carbona zum schnellen Rückzug nöthigte, hatte sich in Brescia und Bergamo das Volk gegen die Franzosen erhoben, deren Übermuth, besonders wegen ihres Betragens gegen das weibliche Geschlecht, überall großen Unwillen erregte. Die Brescianer oder vielmehr ein Theil ihres Adels riefen, vom Grafen Avogadoro angeregt, venetianische Truppen herbei, um die Franzosen in ihrer Stadt zu überfallen. Dies mißlang zwar; die Venetianer blieben aber vor der Stadt liegen, und nun erhob sich plötzlich die ganze Bürgerschaft unter dem Rufe: St. Marcus! St. Marcus!, so daß die Franzosen genöthigt waren, sich in die Burg zurückzuziehen. Dasselbe erfolgte gleich darauf in Bergamo. Auf die Nachricht von dem, was in beiden Städten vorgefallen war, brach Gaston sogleich von Bologna auf, und unternahm blitzschnell einen Marsch nach Brescia, welcher noch weit mehr bewundert wurde, als der von Finale nach Bologna. Am achten Februar verließ Gaston, welcher seitdem der Blitz Italien's genannt wurde, Bologna, überfiel schon am elften unweit Magnano den venetianischen General, dessen Heer er sogleich zerstreute, erschien am Dienstag der folgenden Woche vor Brescia, und warf eine Verstärkung in die Burg, während er selbst mit seinem Heere sich vor der Stadt lagerte. Sein Marsch von Bologna nach Brescia und der von ihm unterwegs erfochtene Sieg werden in der Chronik von Pavia, welche Muratori oft aus der Handschrift citirt, als eine unglaubliche Anstrengung des Feldherrn und seiner Reiter bezeichnet *).

Nach Gaston's Ankunft waren die Bürger von Brescia und die venetianischen Truppen von der Burg aus mit Mord und Plünderung bedroht, wenn sie nicht die Gnade, welche Gaston ihnen anbieten ließ, annahmen, sondern einen Sturm erwarteten. Weder die Einen noch die Anderen verstanden sich jedoch zu einer Unterhandlung. Die Besatzung der Burg brach daher in die Stadt ein und öffnete, nachdem einige tausend

*) Es heißt dort: Dopo la pugna, che segui circa le quattr' ora al chiaro della neve e al lume delle stelle, si trovò aver eglino fatto quel giorno, senza mai trarre la briglia a i cavalli, miglia cinquanta, cosa che non sarà creduta, ma io che fui presente sul fatto ne faccio vera testimonianza.

Venetianer nach tapferem Kampfe erschlagen worden waren, den Truppen Gaston's die Thore. Diese drangen hierauf in Brescia ein. Sie wütheten zwei Tage lang mit so großer Grausamkeit, daß das Blut in Strömen floß, und daß Gaston viele der Seinen hängen lassen mußte, weil sie in den Nonnenklöstern unsägliches Unfug übten. Alle Weiber hatten sich in die Kirchen geflüchtet, und die französischen Soldaten benahmen sich nach dem Ausdruck eines Italiäners, welcher sie Hunde schilt, gegen dieselben ärger als reißende Thiere *). Über fünftausend Menschen verloren das Leben. Das Morden und Rauben hörten nicht eher auf, bis Gaston alle seine Leute aus Brescia zog und jeden Zurückbleibenden mit der Todesstrafe bedrohte. Der Graf Avogadoro und seine Freunde, welche das Ganze angestiftet und die Venetianer gerufen hatten, wurden gleich am andern Tage hingerichtet, zwei Söhne desselben aber später in Mailand enthauptet. Übrigens wurde bei der Einnahme der Stadt der Ritter Bayard, welcher als Streiter und als General gleich furchtbar war, gefährlich verwundet. Die Nachricht von dem Unglücke Brescia's schreckte die Bürger von Bergamo. Sie ließen um Gnade bitten, und erklärten sich bereit, nicht nur eine Geldbuße zu bezahlen, sondern auch die Franzosen wieder in ihre Stadt aufzunehmen. Gaston sandte ihnen darauf eine neue Besatzung, und ließ zwanzigtausend Dukaten Strafgeelder von ihnen erheben.

Bald nachher schloß Kaiser Maximilian für eine Summe von fünfzigtausend rheinischen Gulden Waffenstillstand mit Venedig, und trennte sich auf diese Weise vom Bunde mit Frankreich. Sein Abgeordneter, der Bischof von Gurk, machte ihn um jene Zeit sogar lächerlich, indem derselbe mit dem Kardinals-Collegium über eine Vereinigung des Papstthums mit der Kaiserwürde unterhandelte. Dieser Gedanke war abgeschmackt; auch behandelte ihn Maximilian selbst wie einen Spaß. Man führt zwar einen Brief, den er über seine Aussicht, nach Julius II. Tode Pabst zu werden, an seine Tochter Margaretha schrieb, als Beweis des Gegentheils an; allein dieser Brief ist in einem so scherzhaften Tone gehalten, daß man wohl sieht, wie Maximilian sich über die Sache nur lustig macht.

*) Peggiori si scuoprono delle fiere stesse.

Da der gänzliche Abfall des Kaisers vom Bunde mit Frankreich vorauszusehen gewesen war, und Ludwig XII. die nach Italien geschickten Truppen zum Kampfe mit Heinrich VIII. und Ferdinand dem Katholischen nöthig hatte, so erhielt Gaston de Foix den Befehl, wo möglich eine entscheidende Schlacht zu liefern. Dies war es, was der jugendliche Held wünschte. Er brach also schnell auf, um das von Raimund von Cardona commandirte Heer der spanischen, venetianischen und päpstlichen Truppen aufzusuchen. Am 26. März marschirte er mit achtzehnhundert Lanzen (von je vier Mann) ritterlich gerüsteter schwerer Reiter (Gensd'armes), viertausend Bogenschützen und sechszehntausend Mann Fußvolf von Finale in die Romagna. Auf diesem Marsche vereinigte er sich mit Alphons von Ferrara, der ihm besonders einen bedeutenden Vorrath von Schießbedarf und vieles Geschütz zuführte. Die Gegner, welche Raimund von Cardona und der Cardinal Johann von Medicis commandirten, zählten nur fünfzehnhundert Lanzen, dreitausend leichte Reiter und achtzehntausend Mann zu Fuß. Ihre Anführer wollten daher kein Treffen wagen, bis die Schweizer, einem gegebenen Versprechen gemäß, wieder in das Mailändische eingefallen wären. Um dies abzuwarten, lagerte sich Raimund von Cardona am Gebirge von Faenza auf eine solche Weise, daß er die Stadt Ravenna decken könnte, welche von dem heranziehenden Gaston bedroht wurde. Dieser erfuhr erst auf seinem Marsche in die Romagna, daß Kaiser Maximilian endlich die Maske abgeworfen habe, und aus einem Verbündeten des französischen Königs dessen Feind, aus einem Gegner des wüthenden und kriegerischen Papstes dessen Freund und Bundesgenosse, aus einem Beschützer der Kirchenversammlung von Pisa ein Anhänger des Lateinischen Concils geworden sei. Maximilian schickte nämlich damals an die deutschen Hauptleute Philipp von Freiberg und Jakob von Empser, denen er früher erlaubt hatte, mit fünftausend Landsknechten in französische Dienste zu treten, Abberufungsschreiben, durch welche jedoch die wackeren Hauptleute nicht bewogen wurden, ihre bisherigen Bundesgenossen im Augenblicke der Gefahr zu verlassen.

Als Gaston in die Nähe der festen Stellung gekommen war, welche Raimund von Cardona eingenommen hatte, suchte er diesen

vergebens herauszulocken. Er gerieth dadurch in die größte Verlegenheit; denn seine Leute hatten fünf Tage hindurch keine andere Nahrung als gekochte Getraidekörner und Wasser, und auch die Pferde der Franzosen konnten nur mit Weizen und Weidenblättern gefüttert werden. Es blieb daher dem tapferen Gaston nichts übrig, als sich entweder zurückzuziehen oder tollkühn anzugreifen. Er entschloß sich zu dem Letzteren. Am Ostersonntage (11. April) 1512 führte er das französische Heer zum stürmenden Angriff auf die Verbündeten, obgleich er dabei sehr im Nachtheile war; denn er hatte außer den fünftausend Landsknechten kein zuverlässiges Fußvolk, während die Gegner nicht nur achttausend gebiente, von Peter Navarro gebildete und angeführte Leute zu Fuß hatten, sondern auch die aus Italiänern zusammengesetzte sogenannte schwarze Bande, welche Johann von Medicis anführte, aus ebenso kühnen und abgehärteten, als räuberischen und wilden Männern bestand. So lange das Heer der Verbündeten in seiner Stellung blieb, konnten die Franzosen nicht vordringen. Die Landsknechte und andere zuverlässige Truppen der Letzteren, welche dem einen Flügel der Feinde gegenüber standen, litten großen Verlust. Auf dem anderen Flügel derselben dagegen hatte Fabrizio Colonna mit seinen Italiänern durch das vortreffliche und auch vortrefflich bediente Geschütz des Herzogs von Ferrara so sehr zu leiden, daß er den Oberbefehlshaber oder vielmehr den Peter Navarro, welcher diesem mit seinem Talente und seiner Erfahrung aushalf, dringend bat, seine Stellung verlassen und den Franzosen entgegen gehen zu dürfen. Der Oberbefehlshaber und Peter Navarro wollten ihm dies durchaus nicht gestatten, weil dadurch die Franzosen in Vortheil kamen; Fabrizio Colonna ließ sich aber nicht mehr in einer Stellung zurückhalten, welche ihn dem mörderischen Geschütze des Feindes ganz preis gab. Er brach hervor, und gab dadurch dem Feinde Gelegenheit, zum Handgemenge zu kommen und den Sieg zu erringen. Der Kampf war heftig und blutig; denn es fielen auf beiden Seiten zusammen achtzehn- bis zwanzigtausend Mann.

Die Franzosen waren Sieger; die unvorsichtige Heftigkeit ihres Führers aber, welcher vergaß, daß man dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen muß, brachte sie um die Früchte ihres

glänzenden Sieges. Die vortreffliche spanische Infanterie zog nämlich, als das Treffen verloren war, in geschlossenen Reihen an einem Graben her vom Schlachtfelde ab, und Gaston, welchen dies verdroß, hatte die unbegreifliche Tollkühnheit, in Begleitung Lautrec's und achtzehn schwerer Reiter ihnen gerade entgegen zu sprengen. Die Folge davon war, daß Gaston und Lautrec von ihren Pferden gerissen und in den Graben geworfen wurden. Gaston erlitt dabei den Tod, Lautrec aber wurde nachher ins Leben zurückgerufen. Außer ihrem Oberanführer hatten die Franzosen auch ihre ausgezeichnetsten Officiere verloren, z. B. den Ivo d'Allegre, dem sie den Sieg eigentlich verdankten, weil er den Punkt ausgesucht hatte, von welchem her Colonna's Flügel mit solchem Erfolg beschossen wurde. Unter den auf ihrer Seite Gefallenen befanden sich auch Allegre's Söhne, sowie der wackere Philipp von Freiberg und Jakob von Empser, den man nur den guten Jakob zu nennen pflegte. Von den Anführern der Feinde geriethen Peter Navarro, Johann von Medicis, der Marquis von Bitonto, der später als Karl's V. Feldherr berühmt gewordene, damals erst zwanzig Jahre alte Ferdinand d'Alva's Marquis von Pescara, Carvajal Fürst von Bisignano und Fabrizio Colonna in Gefangenschaft. Der Letztere fiel in die Hände des Herzogs von Ferrara, wurde aber von diesem sehr großmüthig behandelt. Der Oberbefehlshaber Raimund von Cardona war einer der Ersten gewesen, welche davon liefen. Die Franzosen bemächtigten sich der ganzen Artillerie und alles Gepäcks ihrer Feinde, sowie des größten Theiles der Fahnen und Zugthiere derselben. Den Rest des geschlagenen und zerstreuten Heeres sammelte Raimund von Cardona wieder bei Cesena.

Nach dem Siege der Franzosen bei Ravenna begab sich Anton Colonna, welcher diese Stadt bis dahin tapfer vertheidigt hatte, nach Rimini. Die von ihm zurückgelassenen Befehlshaber unterhandelten, seinem Rathe gemäß, mit den Franzosen. Noch ehe aber eine Capitulation zu Stande gebracht worden war, wurde Ravenna und die Burg von den Feinden erstiegen. Auch hier mordeten und plünderten die Franzosen, wie in Brescia, auf entsetzliche Weise. Die ganze Romagna wurde dadurch mit Schrecken erfüllt; Faenza, Cervia, Imola, Cesena, Forli und Rimini

öffnete ihre Thore, und nur in die Burgen dieser Städte wurden die Franzosen nicht eingelassen. Ungeachtet solcher glänzenden Erfolge war dennoch der Sieg bei Ravenna das Ende des Glückes der Franzosen in Italien. Dies erkannte der Herzog Alphons von Ferrara gleich nach dem Siege. Er schlug deshalb das ihm von Ludwig XII. freundlich angebotene Commando des französischen Heeres aus, entließ seinen Gefangenen Fabriz Colonna und suchte Frieden mit dem Pabste. Ein Italiäner meint, er habe den Oberbefehl über die Franzosen aus dem Grunde abgelehnt, weil mit den nicht disciplinirten Leuten derselben nichts anzufangen gewesen wäre *). Der Pabst lockte den Herzog nach Rom, besetzte, während derselbe dort mit ihm unterhandelte, Reggio und machte Anstalten ihn festzuhalten. Die Colonna verhalfen jedoch dem Herzoge aus Dankbarkeit zur Flucht, wodurch des Pabstes Absichten vereitelt wurden.

La Palisse, welcher den von Alphons abgelehnten Oberbefehl erhielt, konnte in der Romagna nicht verweilen, weil Mailand von allen Seiten bedroht ward, und weil die Engländer und Aragonier Guyenne und Gascogne angriffen. Er eilte, indem er nur wenige Truppen zurückließ, mit den übrigen an die Nordgrenze des Herzogthums Mailand. Sobald er die Marken verlassen hatte, wurden diese von den päpstlichen Truppen besetzt. Auch Bologna ward den Bentivoglio wieder entrisfen. Unterdessen hatte der Kardinal Schinner von Sitten die Schweizer aufgeregt, und war mit dem Kaiser überein gekommen, daß Ludwig Moro's ältester Sohn, Maximilian Sforza, welcher nebst seinem Bruder Franz zum Kaiser geflohen war, als Herzog von Mailand eingesetzt werde. Dies hatte auch dazu beigetragen, daß der Kaiser vom Bunde mit Frankreich abgezogen wurde. Der Kaiser ließ die Schweizer über Trient nach Italien ziehen, die Graubündtner öffneten ihnen den Weg über Chur nach Chiavenna, und da die Venetianer den Schweizern, als dieselben in das Veronesische gekommen waren, Reiterei liehen, so mußte La Palisse vor ihnen überall zurückweichen. Das französische Heer ward jeden Augenblick schwächer; denn die Freiwilligen kehrten nach Frankreich zurück, und der Kaiser schickte an die vier-

*) Der Italiäner nennt dieselben *gente indisciplinata, orgogliosa e bestiale*.
Schlossers Weltgesch. f. d. d. B. XI.

bis fünftausend Landsknechte des französischen Heeres aufs neue Abberufungsschreiben, welche der Nefse des guten Jakob jetzt doch endlich annehmen mußte. Auch die Stadt Mailand wurde mit Ausnahme der Burg von La Palisse aufgegeben. Dieser konnte sich ebenso wenig in Pavia behaupten, ward bei Asti auf der Flucht sehr bedrängt, und mußte erleben, daß man den Kardinal Johann von Medicis aus seiner Gefangenschaft befreite.

Dieser rüstige Kardinal vereinigte hierauf, als Ratmund von Cardona mit einem neu organisirten spanischen Heere in Toscana einrückte, seine Bande wieder mit demselben, und verhalf dadurch seiner Familie zur Herrschaft über Florenz, wo bis dahin noch die Republik bestanden hatte und ein Soderini Stadtschultheiß (gonfaloniere) war. Widerstand konnten die Florentiner nicht leisten, weil die Spanier bei Prato lagen; sie unterhandelten also über die Bedingungen, unter welchen Lorenzo von Medicis, ein Nefse des Kardinals Johann, Herr der Stadt werden sollte. Man wählte nicht den Kardinal selbst, sondern seinen Nefsen, weil der Erstere Aussichten auf das Papstthum hatte und im folgenden Jahre auch wirklich unter dem Namen Leo X. Pabst wurde. Während der Unterhandlungen litten die Spanier in Prato Mangel; sie brachen daher plötzlich auf und erstürmten am 30. August die Stadt Florenz, in welcher sie dann so unmenshlich raubten, plünderten und mordeten, daß die Geschichtschreiber behaupten, sie hätten es in Florenz noch ärger gemacht, als die Franzosen in Brescia. Nichtsdestoweniger wurden am 31. August die Medicis und ihr Anhang unter dem Jauchzen und Jubeln des Volkes wieder eingesetzt; Soderini mußte nach Ragusa gehen. Lorenzo von Medicis, welcher fortan in Florenz regierte, war ein Wüstling und Unmensch; gleichwohl zahlten die Florentiner dem Kaiser und dem Könige von Spanien hundertundvierzigtausend Dukaten dafür, daß diese ihnen einen Tyrannen gegeben hatten.

Einen ähnlichen Tyrannen führten die aus Tyrol und von Thur her gegen Mailand vordringenden Schweizer nach Mailand, nachdem die Franzosen auch diese Stadt endlich hatten aufgeben müssen und die Fahne der Sforza dort, wie überall, aufgezogen worden war. Einige andere Städte und Burgen wurden von französischen Besatzungen noch zwei Monate lang vertheidigt. Die

Venetianer hofften dieselben alle von ihren Commandanten an sich kaufen zu können; allein während dies ihnen bei dem Commandanten von Crema, Crivelli, gelang, wurde ihre Hoffnung in Bezug auf Brescia getäuscht. Diese Stadt ward von d'Aubigny tapfer gegen sie vertheidigt, bis der Vice-König Raimund von Cardona seine mit der Beute von Toscana beladenen Spanier heranzführte. Raimund wollte nichts von den Ansprüchen Venedig's auf Brescia und Bergamo wissen; er forderte sogar Crema von ihnen zurück. Am 13. November übergab d'Aubigny die Stadt unter ehrenvollen Bedingungen den Spaniern, welche auch Regnago, Peschiera und die Burgen von Trezzo und Novara mit Ausschließung der Venetianer besetzten. Auch Genua erhielt damals seine Freiheit wieder; denn Giano Fregoso, welcher von den Verbündeten in diese Stadt geschickt wurde, rief die Bürger zur Empörung auf, vertrieb die französische Besatzung und ward dann zum Dogen erwählt. Da La Palisse beim Übergange über die Alpen, sowie schon vorher sehr viele Leute verloren hatte, und da man in Italien überall über die Franzosen herfiel, so ward Maximilian Sforza in Alessandria, Pavia, Tortona und Como unter lautem Zurufe des Volkes als Herzog anerkannt. Asti und Novara wurden vom Markgrafen von Montferrat besetzt, die Burgen dieser Städte aber behaupteten sich vorerst. Die Schweizer, durch venetianische Truppen verstärkt, geleiteten den Herzog Maximilian Sforza nach Mailand zurück, und am 15. December 1512 ward er mit großer Pracht und mit glänzenden Festen durch den Cardinal von Sitten im Namen des Papstes, durch den Bischof von Gurk im Namen des Kaisers und durch Raimund von Cardona im Namen Ferdinand's des Katholischen in Mailand eingeführt. Die Schweizer hatten sich auch auf ihrem Zuge nach Mailand wieder wie Räuber betragen. Ihr ganzer Marsch war durch Morden, Brennen und Rauben bezeichnet gewesen; sie hatten alle Orte ohne Schonung gebrandschatzt und, wenn die eine Summe bezahlt war, noch eine andere gefordert. Mit den so erworbenen Schätzen nicht zufrieden, besetzten sie, als sie endlich nach Hause zurückkehrten, auch noch Locarno, Chiavenna und das Beltlin als ihren Antheil an der Beute.

Papst Julius II., welcher ein Jahr vorher von aller Welt

verlassen zu sein schien und zur Zeit des Treffens bei Ravenna im Begriffe stand, aus Italien zu entweichen, ward jetzt anmaßender, als er jemals gewesen war. Das Concilium von Pisa war nach Mailand und dann von hier nach Lyon getrieben worden und ward nur von den Franzosen anerkannt. Der Pabst konnte aber, nachdem der Kaiser sich ganz von Frankreich getrennt hatte, ungehindert sein Concilium im Lateran halten und durch dasselbe alles, was er wollte, beschließen lassen. Außerdem sollte ihm der Kaiser zum Besitze von Parma und Piacenza verhelfen, weil die Gelehrten der Curie ausgeklügelt hatten, daß diese beiden Herzogthümer ehemals Stücke des Erarchats von Ravenna gewesen und als solche in der bekannten fabelhaften Schenkung (s. Th. V. S. 365) einbegriffen wären. Dagegen wollte der Pabst dem Kaiser bedeutende Vortheile von den Venetianern verschaffen. Julius II. bot nämlich den Venetianern seine Vermittelung an; er wolle, sagte er, ihren auf nur acht Monate geschlossenen Waffenstillstand mit dem Kaiser in einen Frieden verwandeln. Als er aber hierauf den Venetianern kund that, daß sie, um Frieden mit dem Kaiser zu haben, Verona und Vicenza herausgeben und für das übrige Reichsland, welches sie besetzt hatten, große Summen bezahlen sollten, bedankten sie sich für die päpstliche Vermittelung. Sie wußten damals schon, daß der Pabst insgeheim mit dem Kaiser und mit dem Könige von Spanien einen Sonderbund geschlossen hatte, und suchten deshalb mit Ludwig XII. von Frankreich anzuknüpfen.

Auf dieselbe Weise, wie Ferdinand den Kaiser und den Pabst gebrauchte, um den Venetianern die Vortheile eines Bundes zu entziehen, den sie durch ihr Geld und durch ihre Truppen furchtbar gemacht hatten, bediente er sich des englischen Königs Heinrich VIII., um den jenseit der Pyrenäen gelegenen Theil des Königreichs Navarra seinem Reiche einzuverleiben, während dieser sein Bundesgenosse die ganze Last des Krieges mit Ludwig XII. auf sich zog. In Betreff des Reiches Navarra wurde, wie wir früher (Th. X. S. 467—472) berichtet haben, zwischen den Beherrschern Aragonien's und Frankreich's lange und heftig darüber gestritten, welcher von Beiden den entscheidenden Einfluß auf die Regierung von Navarra haben sollte, und die ganze Ritterschaft

dieses Reiches war in die zwei Parteien der Beaumonts und der Grammonts getheilt, von denen die Erstere mit Aragonien, die Zweite mit Frankreich verbunden blieb. Seitdem die Erbin von Navarra, Katharina von Foix, mit Johann d'Albret, der sich mehr zu den Franzosen neigte, vermählt war (1485), hatten die Grammonts sowohl im spanischen Navarra, als in Bearn überwiegenden Einfluß. Die Beaumonts wandten sich daher an Aragonien, und Ferdinand der Katholische, welcher vergebens den schwachen König von der Verbindung mit Frankreich abzuziehen gesucht hatte, bediente sich dieser Partei, um Unruhen im Lande zu erregen. Johann von Navarra war ein sogenannter guter Mann; er war mild und lustig, hörte alle Tage zwei oder drei Messen, speiste bei jedem zu Mittage, der ihn einlud, fand sich auf den Kirchweihen aller Dörfer ein, und war überall anwesend, wo irgend eine Festlichkeit gehalten wurde. An Ceremonie und äußere Würde dachte er nicht; er war vielmehr immer mitten im Gedränge, und tanzte ganz zutraulich mit Bäuerinnen und Bürgerweibern, und zwar selbst auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Man kann sich also auch nicht wundern, daß Johann die Warnungen seines Verbündeten, des Königs Ludwig XII. von Frankreich, verschmähte, welcher ihm dringend rieth, auf seiner Hut zu sein. Der lustige, harmlose und einfältige Fürst ließ sich nicht warnen, sondern fuhr fort sorglos wie seine Bauern und unter ihnen zu leben, zu träumen und zu tanzen. Dies ward ihm verderblich, als Ferdinand der Katholische seinen Schwiegersohn, den König Heinrich VIII., zu bereeden wußte, daß derselbe das gegen die Franzosen gerüstete englische Heer nicht in die Normandie, sondern gegen Bayonne schicke.

Den Letzteren täuschte Ferdinand damals auf eine recht grobe Art. Zuerst wußte er ihn zu bewegen, daß derselbe seinen Plan, von Calais aus in Frankreich einzufallen, aufgab und seine Truppen, welche der Marquis von Dorset anführte, auf spanischen Schiffen nach Guyenne sandte. Dann ließ Ferdinand dieses Heer in Guipuscoa ans Land setzen, indem er den Marquis bereeden wollte, von dort aus gegen Bayonne zu ziehen. Darauf ging jedoch der Letztere nicht ein, weil er, um diesen Marsch machen zu können, genöthigt gewesen wäre, zuerst Navarra zu besetzen und

es nachher den Aragoniern zu überlassen. Er schiffte sich also mit seinen Truppen wieder ein und landete am Abour. König Ferdinand hatte aber unterdessen unter dem Herzoge von Alba ein Heer ins Feld gestellt, bei welchem sich das Haupt der Beaumonts befand, und diese Truppen rückten, als König Johann dem Bunde gegen Ludwig XII. nicht beitreten wollte, erobernd in Navarra ein. Wir finden übrigens nicht, daß Ferdinand zur Rechtfertigung seines Raubes sich, wie man behauptet, einer Urkunde bediente, durch welche, nach der Versicherung des Jesuiten Mariana (XXX, 18), Pabst Julius II. den König von Navarra wegen der Verbindung desselben mit dem von ihm verdamnten Beschützer des Concils von Pisa seines Landes verlustig erklärte; wohl aber, daß Ferdinand die Engländer im Stiche ließ, um Navarra für sich zu erobern. Obgleich nämlich Ferdinand versprochen hatte, sein Heer mit dem der Engländer zu vereinigen, um Bayonne zu belagern, so that er es doch nicht, sondern faßte nur die Eroberung von Navarra ins Auge. Die Folge davon war, daß die ganze Macht der Franzosen unter La Palisse und den Herzögen von Longueville und Bourbon Montpensier gegen die Engländer gerichtet wurde, und daß das spanische Heer dadurch Zeit erhielt, sich in Navarra fest zu setzen. Während die Engländer das Hauptheer der Franzosen beschäftigten, und bei diesem der Herzog von Longueville sich mit dem Herzoge von Bourbon Montpensier so heftig um den Oberbefehl stritt, daß König Ludwig, um der Sache ein Ende zu machen, seinen Thronerben, den Herzog Franz von Valois, schicken mußte, besetzte der Connetable von Navarra, Ludwig von Beaumont, mit einer Abtheilung des aragonischen Heeres sein Vaterland. König Johann schickte seine Familie nach Bearn, und schloß sich in der Burg Moya ein, um das französische Heer zu erwarten. Da dieses aber durch den erwähnten, im Feudalrechte begründeten Rangstreit der Oberbefehlshaber in Unthätigkeit erhalten wurde so ward dem jovialen Fürsten endlich die Zeit zu lange. Er verließ daher zum großen Verdruß seiner muthigen und rüstigen Gemahlin das Reich, und begab sich zu ihr nach Frankreich, während der Herzog von Alba das Land bis an die Pyrenäen und sogar die jenseit derselben gelegene Stadt St. Jean Pied de Port besetzte. Der Marquis von Dorset war, wie aus den Schreiben

desselben an seinen König hervorgeht, mit der Besetzung von Navarra sehr unzufrieden; er beklagte sich, daß Ferdinand keinen Schritt thue, um ihm zur Einnahme von Bayonne behülflich zu sein, während auch dieser seinerseits Boten an Heinrich VIII. schickte, um sich zu beschweren, daß die Engländer sich nicht mit ihm vereinigten. Durch diesen Streit ward der Angriff bis zum Oktober verzögert, und als endlich Heinrich seinem General Befehl gab, sich den Spaniern zu nähern, hatte der Marquis von Dorset seine Truppen bereits wieder auf spanischen Schiffen eingeschifft, um nach England zurückzukehren. Heinrich erfuhr aber doch nachher, daß er von seinem Schwiegervater betrogen worden sei.

Sobald die Franzosen der Engländer entledigt waren, setzten sie sich in Marsch, um dem vertriebenen Könige von Navarra sein Land wieder zu erobern; der Herzog von Alba hütete sich aber wohl, ihnen entgegen zu gehen. Er zog sich vielmehr in der unwirthlichsten Zeit des Jahres (im November) nach unwirthlichen Gebirgen zurück, und schloß sich in Pampeluna ein. Hier schlug er einen wüthenden Angriff der Franzosen mit großem Verluste derselben zurück, und nöthigte sie noch im November zur Rückkehr. Katharina von Foix ahnte, wie die Geschichtschreiber jener Zeit berichten, damals sogleich, daß sie und ihre Nachkommen fortan nur den Titel von Navarra behalten und auf den Besitz von Bearn beschränkt werden würden. Man führt sogar die Worte an, mit welchen Katharina ihrem guten Johann seine Schläfrigkeit vorgeworfen habe *). Das Resultat aller diplomatischen und kriegerischen Unternehmungen Ludwig's XII. war, daß im Anfange des Jahres 1513 sein Bundesgenosse, der König von Navarra, seines Reiches beraubt war, und daß dem König Ludwig selbst von allen seinen Eroberungen in Italien nur die Burgen von Mailand, Cremona, Trezzo und Finale bei Genua übrig blieben. Ein Waffenstillstand, welcher zwischen Ludwig und Ferdinand auf ein Jahr geschlossen wurde und des Königs Johann gar nicht Erwähnung that, machte es dem Könige von Aragonien möglich, Navarra ruhig seinem Reiche einzuverleiben.

*) Dom Juan, mon ami, si nous fussions nés vous Catherine et moi Dom Juan, nous serions encore rois de Navarre.

Ludwig gab die Hoffnung nicht auf, wieder festen Fuß in Italien zu fassen, besonders weil er die Venetianer geneigt fand, sich mit ihm gegen den Pabst, den Kaiser und den König Ferdinand zu verbinden. Der Pabst hatte die Venetianer nicht blos durch seinen Versuch, sie dem Kaiser zu Gefallen um Verona und Vicenza zu bringen, und durch seine geheime Verbindung mit Ferdinand dem Katholischen argwöhnisch gemacht, sondern auch die Ansprüche, welche er an Parma und Piacenza machte, waren für Venedig, das so viele Stücke des Reichslandes gewaltsam an sich gerissen hatte, sehr bedenklich. Dieses Verhältniß der Venetianer zum Kaiser und zum Pabste und Ludwig's Wunsch, Mailand wieder zu erobern, bewirkten, daß am 24. März 1513 unter Trivulzio's Vermittelung in Blois ein Bündniß zum Angriff und zur Vertheidigung zwischen Frankreich und Venedig geschlossen ward. Dagegen wurde aber auch von Maximilian's Tochter, Margaretha, im Auftrage Ferdinand's und des Pabstes am 5. April zu Mecheln ein Gegenbund zu Stande gebracht, obgleich Ferdinand kaum erst den zuvor erwähnten Waffenstillstand mit Ludwig gemacht hatte. Dieser zwiefache Bund der Hauptmächte von Europa war das dritte jener Bündnisse und Gegenbündnisse, durch welche die politischen und diplomatischen Verhältnisse Europa's begründet wurden, die bis auf den heutigen Tag fortbauern.

Als der Bund von Blois und der Gegenbund von Mecheln geschlossen wurden, war freilich Pabst Julius II. schon gestorben (Februar 1513); allein die jüngeren Mitglieder des Kardinals-Collegiums, welche damals mit den älteren Kardinalen entzweit waren, hatten an seine Stelle den erst sechsunddreißig Jahre alten Kardinal Johann von Medicis, den Sohn Lorenzo's des Prächtigen, erwählt, der noch weit weltlicher gesinnt war, als sein Vorgänger. Dieser Pabst ist unter dem Namen Leo X. als Staats- und Weltmann, als Kenner und Beschützer von Künsten und Künstlern, von Dichtern und Gelehrten, als Schöpfer der glänzendsten Bauwerke alter und neuer Zeit mit Recht berühmt, hat seine Familie groß gemacht und dem natürlichen Sohne seines Oheims Julian den Weg zum Pabstthume gebahnt, zugleich aber auch die Spaltung der lateinischen Kirche veranlaßt und die Freiheit und Nationalität Italien's an Spanien verkauft.

Der Vertrag von Mecheln ward zwischen dem Pabst Leo X., dem Kaiser Maximilian und den Beherrschern von Spanien und England geschlossen, und die Verbündeten übernahmen in demselben die Verpflichtung, den Franzosen sogleich den Krieg anzukündigen und diesen Krieg in Italien innerhalb zwei Monaten wirklich anzufangen. Die übrigen Artikel beweisen hinreichend, daß Ludwig von diesem Bunde wenig zu fürchten hatte. Heinrich VIII. von England sollte nämlich in der Normandie, in der Picardie und in Guyenne, Ferdinand in Bearn, Languedoc und Guyenne, der Pabst in Provence und Dauphiné, der Kaiser in Burgund und im Inneren Frankreich's den Krieg führen, der Pabst aber außerdem die Franzosen und ihre Verbündeten in den Bann thun und König Heinrich dem Kaiser hunderttausend Goldkronen zahlen. Beim Abschlusse des Vertrages ward jedoch die Genehmigung Ferdinand's und des Pabstes vorbehalten, und diese ertheilte weder der Eine noch der Andere. Der Kaiser und der englische König waren die Hauptveranlassung zum Bunde von Mecheln gewesen; gerade sie aber wurden die Betrogenen. Dem Ersteren war es damals wie immer nur um Geld zu thun. Heinrich VIII. von England wollte den Krieg mit Frankreich, der ihm im vorigen Jahre großen Verlust zu Wasser und zu Lande zugezogen hatte, fortsetzen, und hatte deshalb auch mit Bewilligung seines Parlaments und seiner Geistlichkeit bedeutende Summen von den Laien wie vom Klerus erhoben. Er schrieb bei dieser Gelegenheit eine Klassensteuer und eine Abgabe von den beweglichen und liegenden Gütern aus, wie sie in unseren Zeiten allgemein geworden sind *).

Von dem Kaiser und von dem englischen Könige hatte Lud-

*) Ein Herzog, heißt es, zahlt sechs Pfund dreizehn Schillinge, ein Graf oder Marquis vier, die Frauen derselben ebensoviel, die Baronets, die Barone und ihre Weiber je zwei Pfund, andere Ritter und Lords, welche im Parlament sitzen, ein Pfund zehn Schillinge, die Landeigenthümer aber, je nach dem jährlichen Ertrage ihrer Güter, von vierzig Pfund eines u. s. w., so daß diejenigen, welche weniger als zwei Pfund Einkommen haben, einen Schilling entrichten. Wer ein Vermögen von achthundert Pfund hat, zahlt zwei Pfund dreizehn Schillinge u. s. w., der Knecht und Tagelöhner aber von zwei Pfund jährlichen Lohnes einen Schilling und von ein bis zwei Pfund sechs Pence, alle anderen Individuen vier Pence.

wig XII. wenig zu fürchten; er richtete daher, während Beide ihn von Calais und von Flandern aus bedrohten, seine Hauptkrüftungen auf die Wiedereroberung von Mailand. Er hatte es dabei, ungeachtet des zwischen ihm und Ferdinand dem Katholischen bestehenden Waffenstillstandes, mit den Spaniern zu thun, da der Waffenstillstands-Vertrag nur Frankreich und Spanien anging und Italien ausdrücklich ausschloß. Übrigens war damals auch Pabst Leo X. mit den Spaniern zerfallen, weil er Parma und Piacenza für seine Familie zu erwerben suchte, und deshalb seines Vorgängers Ansprüche auf diese Herzogthümer erneut, Raimund von Cardona aber nach Julius II. Tode die Bürger von Parma und Piacenza gezwungen hatte, den Herzog Maximilian Sforza von Mailand wieder als ihren Oberherrn anzuerkennen. Der Streit zwischen dem Herzoge von Mailand und dem Pabste ward jedoch wieder beigelegt; der Herzog räumte Parma und Piacenza wieder, und Leo leistete ihm dagegen seine Hülfe, ohne sich freilich deshalb öffentlich für ihn und gegen die Franzosen zu erklären. Um dem Herzoge heimlich zu helfen, bediente sich der Pabst der Schweizer, weil er in dem Augenblicke, als er mit den Spaniern unzufrieden ward, sich mit Ludwig XII. eingelassen hatte.

An der Spitze des ansehnlichen Heeres, welches Ludwig XII. im Frühling 1513 zur Wiedereroberung von Mailand nach Italien schickte, stand als sein Stellvertreter (lieutenant général du roi) und als Oberbefehlshaber der Herr de la Tremouille. Unter ihm dienten als Unterbefehlshaber der Marschall Johann Jakob Trivulzio und zwei Herren von der Mark, welche dadurch, daß ihre Güter an der deutschen und niederländischen Grenze lagen, in den Stand gesetzt wurden, das Geschäft der Raubritter des Mittelalters gleich einem Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen auch noch im sechszehnten Jahrhundert fortzutreiben. Robert von der Mark, Herr von Sedan, führte sieben- bis achthundert Ritter und achttausend französische Miethlinge (aventuriers) zu Fuß, sein Sohn, der Marschall von Fleuranges, sechstausend Landsknechte oder deutsche Miethlinge. Hätte Ludwig XII. statt des Herrn de la Tremouille den Marschall Trivulzio zum Oberanführer seines Heeres gemacht, so würde die Unternehmung schwerlich gescheitert sein. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten

Tremouille's weiß freilich diesen gegen alle Vorwürfe zu vertheidigen; alle übrigen Schriftsteller behaupten aber, Tremouille allein sei Schuld daran gewesen, daß der Kriegszug einen für Frankreich schimpflichen und verderblichen Ausgang gehabt habe. Auch gibt jener Biograph wenigstens zu, daß Tremouille gleich anfangs nichts Gutes geahnt habe *).

Als die Franzosen in Italien erschienen, war Raimund von Cardona, dessen Heer zu schwach war, auf Ferdinand's Befehl ganz aus dem Mailändischen heraus in die Gegend von Piacenza gezogen, um sich auf den ersten Wink nach Neapel wenden zu können. Asti und Alessandria wurden daher von den Franzosen ohne Widerstand genommen. Da nun überdies die uneinigen hin und her wankenden Italiäner jetzt dieselben Franzosen, welche sie im vorigen Jahre zu Tausenden gemordet hatten, zurückriefen, so beruhte die Rettung von Mailand ganz allein auf den Schweizern. Auch nach Genua schickten die Franzosen Truppen, um die Brüder Adorno gegen die Fregosi, die Demokraten der Riviera gegen die Aristokraten der Hauptstadt zu unterstützen. Die Letzteren mußten weichen, und Genua ward mit Ausnahme des Castelletto durch die Adorni wieder französisch. Als das Heer der Franzosen in das Mailändische einrückte, waren eigentlich nur noch Como und Novara in den Händen des Herzogs Maximilian. Dieser hatte nämlich in der Stadt Mailand nicht zu bleiben gewagt, und war mit seinen unzuverlässigen Italiänern und mit fünftausend Schweizern halb fliehend nach Novara gezogen. Zugleich hatte der venetianische General Alviano eines Theils die Unzufriedenheit der Lombarden benutzt, um Peschiera, Valeggio und Cremona (dieses jedoch ohne Burg) zu besetzen, anderes Theils aber seinen Unterbefehlshaber Renzo da Ceri abgeschickt, um den Abfall der Bürger von Bergamo und Brescia, wo die Spanier sich in die Burg warfen, zu unterstützen. Auch Lodi und Soncino fielen vom Herzoge ab.

Das französische Heer wandte sich zuerst gegen die Stadt Novara. Hier erhielt aber Tremouille die Nachricht, daß er

*) Qui n'osa le (das Commando) refuser, combien qu'il cogneust la charge estre dangereuse pour les causes susdites.

bei einem Sturm auf Novara Gefahr laufen werde, zwischen zwei schweizerische Heere zu kommen, da eine neue stärkere Schaar der Schweizer durch das Thal von Aosta zum Entsatz heranrückte, während zugleich ein dritter Zug derselben im Anmarsch war. Um also nicht vor Novara von zwei Seiten her angegriffen zu werden, lagerte sich Tremouille an einem Orte, den man la Riotta nannte. Diese Stellung war schlecht gewählt, weil zwischen den Bergen die schwere Reiterei, welche die Hauptstärke der Franzosen ausmachte, nicht gebraucht werden konnte, das französische Fußvolk aber dem schweizerischen nicht gewachsen war. Am 5. Juni erhielt Novara eine Verstärkung, durch welche die Zahl der dort befindlichen Schweizer auf zehntausend Mann vermehrt wurde, und nun beschloßen diese auf den Rath Jakob Matti's aus Livinen oder, wie er sonst genannt wird, Jakob's von Uri, das dritte schweizerische Heer, welches der Freiherr von Hohenfux ihnen zuführte, nicht zu erwarten, sondern gleich am nächsten Tage aus Novara hervorzubrechen. Tremouille ließ sich überraschen; die Schweizer erfochten daher am 6. Juni 1513, und zwar diesmal sie allein, einen glänzenden Sieg, und da die Franzosen, anstatt sich nach Asti und Alessandria zu wenden, in schimpflicher Flucht über die Alpen zurückgingen, so fielen auch das ganze Geschütz und alle Schießvorräthe derselben in die Hände der Sieger. Auch Genua ward der französischen Partei wieder entrissen. Die elenden Lombarden fielen über die kurz vorher begünstigten Franzosen meuchelmörderisch her, und suchten durch Niederträchtigkeit und durch Geld die Gnade des Herzogs Maximilian zu erlangen. Alle Städte mußten große Summen zahlen, Mailand zweimalhunderttausend Dukaten, die Andern im Verhältniß. Dieses Geld floß insgesammt den Schweizern zu, befriedigte aber ihre Habsucht nicht, obgleich sie sich auch noch unmittelbar auf Kosten der Piemontesen bereicherten, in deren Land sie und der Herzog unter dem Vorwande, den Franzosen die Rückkehr nach Italien unmöglich zu machen, gleich den Mongolen und Türken hausten.

Nach dem Treffen bei Novara suchte auch Raimund von Cardona nach seines Herrn Art zu ernten, wo er nicht gesäet hatte. Er kehrte ins Mailändische zurück, um den Venetianern ihre Eroberungen wieder zu entreißen. Dies war jedoch nicht

ganz leicht; denn er hatte den größten General, welchen die Venetianer je gehabt haben, den Grafen von Alviano, gegen sich. Der Letztere machte den Spaniern, mit denen sich Ende Juli auch deutsche, von Maximilian gesandte Truppen vereinigten, jeden Fußbreit Landes freitig, mußte aber doch endlich das offene Land von Terra Firma preisgeben und sich auf die Vertheidigung der Städte Treviso, Crema und Padua beschränken. Im Anfange des August setzte Matthäus Lang, welcher einige Zeit vorher endlich Cardinal geworden war und Maximilian's Geschäfte bald als General, bald als Diplomat betrieb, bei den Verbündeten den Beschluß durch, einen Angriff auf Padua zu machen, wo Alviano selbst lag; man war aber bald genöthigt, mit Schimpf und Schande wieder abzuziehen, und der Cardinal mußte selbst gestehen, daß das Kriegswesen doch nicht seine Sache sei. Die Verbündeten wichen hierauf ganz aus dem Venetianischen zurück, bis der Kaiser Ende September ein neues Heer nach Italien schickte. Mit diesen deutschen Truppen und seinen Spaniern marschirte dann Raimund von Cardona an der Etsch herab, ging über die Brenta nach Mestre, und feuerte von hier aus, wahrscheinlich nur zum Hohn, einige Kugeln auf die Inseln, zog aber nachher mit seiner Beute nach Verona hin. Jetzt mußte Alviano, welcher bisher ruhig in Padua gelegen hatte, auf ausdrücklichen Befehl des venetianischen Senats ausziehen, um dem Feinde den Weg nach Verona zu verlegen. Er verließ also Padua und traf, nachdem er auch die vorher nach Treviso gelegte Truppenabtheilung an sich gezogen hatte, am 7. Oktober 1513 etwa drei Viertelstunden von Vicenza auf den Feind. Als es hier zur Schlacht kam, nahmen der Oberbefehlshaber Prosper Colonna und Ferdinand d'Alalos, Marquis von Pescara, ihre Maßregeln so gut, daß die Venetianer gänzlich geschlagen, ihre vornehmsten Anführer gefangen oder getödtet, ihr Geschütz und Gepäck genommen wurden. Nach dieser Niederlage der Venetianer war Italien für die Franzosen gänzlich verloren.

Der Pabst und die Spanier ernteten den ganzen Vortheil der Veränderung der Dinge in Italien; auch die Schweizer gewannen um diese Zeit in Burgund auf Unkosten Frankreich's Beute und große Summen Geldes. Maximilian und

Heinrich VIII. dagegen wurden betrogen, obgleich der Erstere, wie wir unten sehen werden, damals in den Niederlanden einigen Ruhm erfocht. König Heinrich VIII. war im Jahre 1513 ein bloßes Werkzeug des Kaisers Maximilian und seiner Tochter Margaretha, welche ihren Vater zu bewegen wußte, der Eitelkeit des jungen Königs auf jede Weise zu schmeicheln, sich bei demselben sogar als Condottieren-Hauptmann in Dienst zu geben und für ihn ins Feld zu ziehen. Maximilian trug Heinrich's Feldzeichen, die weiße Rose, und schämte sich nicht, einen täglichen Sold von hundert Kronen anzunehmen. Er wollte sogar nach der Art seiner Vorgänger dem eiteln Jüngling durch ein Diplom ohne Bedeutung Geld ablocken; dazu waren aber doch die Engländer zu praktisch. Maximilian wollte nämlich dem Könige von England die beständige Reichsverweserschaft unwiderruflich übertragen, gerieth aber, als Heinrich wissen wollte, welche Vorzüge und Rechte er dadurch erlange, in große Verlegenheit, und es ward deshalb aus der Sache nichts.

Margaretha übte damals gegen die Franzosen jene Meisterschaft in Verstellung und Lüge, welche wir später an ihrem Mündel und Neffen, Karl V., bewundern und verwünschen werden. Freilich ward sie auch seit 1507 unaufhörlich von dem unruhigen Herzog von Geldern, welchen Ludwig XII. insgeheim unterstützte, auf jede Weise geplagt. Sie täuschte, um Flandern, welches noch immer ein französisches Lehen war, neutral zu erhalten, den König von Frankreich sogar dann noch durch die freundschaftlichsten Briefe, als Heinrich VIII. bereits sein Heer ausschiffen wollte. Sie versicherte nämlich im Juni 1513 dem König Ludwig, daß, wenn gleich andere böse Leute im Begriff seien, sich mit den Franzosen zu verbinden, sie und ihr Vater doch seine treuen Freunde wären *). Gerade zu derselben Zeit aber erhielt sie einen Brief von ihrem Vater, in welchem dieser ihr die Hoffnung ausspricht, daß Heinrich bei Crotoy landen und die Somme heraufmarschiren werde, damit er (Maximilian) die Franzosen an demselben Plage schlagen könne, wo einst sein Schwiegervater sie geschlagen habe **).

*) Combien plusieurs pour leur gain et prouffit particulier à leurs perils et fortunes soient allez au service du roi d'Angleterre.

***) Par ainsi, que pourront, schreibt Maximilian, à grand honneur et

Heinrich landete in Calais, und Maximilian verschaffte ihm siebentausend Mann jener Leute, welche unter dem Namen Landsknechte in Deutschland das Gewerbe der Schweizer trieben, und ebenso geübt, tapfer und geschickt, aber auch ebenso roh, räuberisch und gierig waren, als die Schweizer. Diese Schaar hieß die schwarze Bande gleich der italiänischen, welche Pabst Julius II. gehegt und genährt hatte. Maximilian selbst fand sich bei dem vereinigten Heere ein, als dasselbe zur Belagerung von Therouanne ausrückte, und der englische König war klug genug, ihm die Anführung zu überlassen. Ludwig XII. hatte, um Therouanne zu entsetzen, ein bedeutendes Heer gesammelt, bei welchem sich die ersten Herren und die vorzüglichsten Generale und Ritter seines Reiches befanden. Dieses Heer ließ sich bei Guinegate von Maximilian überfallen, und der leichte, schnelle Sieg über dasselbe brachte dem Kaiser um so mehr Ehre, als die besten Ritter Frankreich's fast ohne allen Kampf vor ihm flohen, und die ihm tödtlich verhassten Franzosen also nicht bloß besiegt, sondern auch beschimpft wurden. Dies wird man am besten erkennen, wenn man die Bellay's Denkwürdigkeiten liest, in denen ganz genau und namentlich alle die Herren aufgezählt werden, welche bei Guinegate schimpflich flohen. Zu ihnen gehörten unter Andern der Oberbefehlshaber des Heeres und Statthalter der Picardie, Herr von Piennes, der Herzog von Longueville, der tapfere Bayard, La Palisse und Imbrecourt. Sie waren alle nach der ritterlichen Sitte der Zeit von ihren ungeheueren, schweren Rossen abgestiegen, und hatten Helm und Harnisch abgelegt, als Maximilian, noch ehe sie wieder auf ihre hohen Pferde steigen und die Helme aufsetzen konnten, mit seinen Reitern herbeistürzte. Es blieb ihnen nichts als schnelle Flucht übrig, und die Franzosen selbst nennen daher auch das Treffen bei Guinegate das Sporengesecht (*la journée des éperons*). La Palisse entkam; Bayard dagegen schämte sich zu fliehen, und wurde nebst dem Herzoge von Longue-

puissance marcher oultre jusqu'à Montlhéry, où feu nostre beaupère le duc Charles eut grand bataille et victoire (f. Th. X. S. 164), au quel lieu il faut que les François combattent, car c'est au cœur du royaume, qui s'appelle Isle de France.

ville, dem Marquis von Rotelin, Büffy d'Amboise, Clermont und la Fayette gefangen. Therouanne konnte sich nach dieser Niederlage der Franzosen nicht halten, und ward den Niederländern zu Gefallen ganz geschleift. Heinrich VIII. ließ sich hierauf bewegen, die Stadt Tournay zu belagern und zu erobern, obgleich der Besitz derselben für England eine drückende Last werden mußte. Nachdem auch diese Stadt Ende September genommen worden war, gingen der Kaiser und der König in die Niederlande, wo Margaretha es an Festen und Feierlichkeiten nicht fehlen ließ.

In demselben Jahre 1513, in welchem Maximilian, Margaretha und der Pabst den jungen König von England sowohl bei dem Zuge in den Niederlanden, als auch in Italien auf schmäbliche Weise misbrauchten, erfochten die Truppen desselben einen sehr glänzenden Sieg über König Jakob IV. von Schottland. Der Letztere war mit Heinrich's Schwester Margaretha vermählt; diese Verbindung brachte aber beiden Reichen keinen Frieden, sondern nur Übel. Jakob hatte mit seinem Schwager schon früher wegen einiger Punkte Streit gehabt, und gerieth zuletzt wegen eines Mannes aus der Familie der Bartons, welchen Heinrich als Seeräuber behandeln ließ, mit ihm in einen blutigen Kampf. Der Anlaß dieses Streites hängt mit dem Charakter der Schotten und mit einem Vorfalle in dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts zusammen. Die Schotten waren, wie ihr Landsmann Walter Scott sie in romantischer Manier lobend schildert, Räuber zur See und zu Lande und dabei, gleich unserem Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, ganz wackere Ritter. Zu denen, welche Seehandel und Seeraub trieben, gehörten auch die bei Jakob in großer Gunst stehenden Brüder Barton. Der Vater dieser Bartons hatte wegen eines Schiffes, das ihm 1473 weggenommen und nicht ersetzt worden war, Entschädigungs-Forderungen an die portugiesische Regierung gehabt, und dies bewog den König Jakob, volle dreißig Jahre nachher den Söhnen desselben das Privilegium zu geben, die portugiesischen Schiffe so lange zu berauben, bis Schuld und Zinsen bezahlt seien. Diese Erlaubniß benutzten die Schotten, welche das Rauben und Raufen als Handwerk trieben, um auch andere Schiffe zu kapern, und die Bartons, welche in Jakob's Diensten waren, vergriffen sich dabei an englischen

Schiffen. Heinrich VIII. schickte hierauf seine Flotte gegen sie aus, und diese nahm nach einem Gefechte, in welchem Andreas Barton das Leben verlor, zwei schottische Schiffe hinweg. Heinrich sendete zwar die bei dieser Gelegenheit gemachten Gefangenen nach Schottland zurück, versagte aber dem schottischen Könige die verlangte Genugthuung. Der Letztere fühlte sich dadurch tödtlich beleidigt, und erneuerte deshalb im Jahre 1512 die alte enge Verbindung zwischen Schottland und Frankreich. Er erklärte sich zwar dessen ungeachtet anfangs nicht feindlich gegen England; als aber im Sommer 1513 die Engländer und Franzosen um Therouanne kämpften, schickte Jakob dem französischen Könige eine Flotte zu Hülfe, und fiel, noch ehe sein Herold in Heinrich's Lager vor Therouanne angelangt war, raubend in England ein. Eine unverständigere Unternehmung ward, wenn wir den Nachrichten der Engländer trauen dürfen, nie gemacht; denn wenn wirklich, wie diese sagen, achtzigtausend Mann Schotten raubend über die Grenze strömten, so waren diese schlecht bewaffneten, ungeübten Massen ja unfehlbar dem Verderben preisgegeben. Der Graf von Surrey, welcher mit Truppen in Pontefract lag, bot sogleich die Ritterschaft der Nordgrenze auf, und zog dann nebst seinem Sohne Lord Howard an der Spitze derselben den Schotten entgegen. Diese hatten, als der Graf Surrey und sein Sohn auf sie stießen, bei Flodden an der Tweed eine nicht zu erstürmende Stellung eingenommen, und die beiden Führer der Engländer zeigten dadurch, daß sie ihre Feinde aus derselben zu locken wußten, ein großes Talent. Die Schotten zogen ihnen, wie der officiële Bericht sagt, wohlgeordnet und besonnen nach Art der Schweizer entgegen *), erlitten aber gleichwohl innerhalb einer einzigen Stunde eine blutige Niederlage (8. September 1513), und die Erbitterung der Engländer, deren Land sie wie Kannibalen verwüstet hatten, machte dieselbe vernichtend für sie. Zehntausend Schotten fielen, und unter diesen war König Jakob selbst nebst seinem natürlichen Sohne, dem Erzbischof von St. Andrews, sowie zwei andere Bischöfe, zwei Äbte, zwölf Grafen, dreizehn Barone und fünfundsünfzig andere

*) En bon ordre, en la manière que marchent les Allemans, sans parler, ne faire aucun bruit.

angesehene Herren. Auch das aus siebenzehn Kanonen bestehende Geschütz der Schotten ward nebst sechstausend Pferden von den Engländern genommen.

Zu gleicher Zeit mit Heinrich's Einfall in Frankreich und mit dem Raubzuge der Schotten unternahmen die Schweizer, vom Kaiser bewogen, einen ähnlichen Raubzug in das östliche Frankreich, welcher aber durchaus glücklich war und eigentlich gleichfalls auf Unkosten England's unternommen wurde. Die ganze Schweiz schien um jene Zeit, wie wir bereits früher bemerkt haben, zum Verdruß aller ächten Schweizer und aller Freunde wahrer Freiheit unter ihnen, sich in einen Sitz blutigieriger Söldner zu verwandeln. Schweizerische Kriegersleute hatten zuerst den Franzosen und ihrem schrecklichen Tyrannen, Ludwig XI., zum Besitze von Burgund verholfen, waren dann mit Karl VIII. nach Italien gezogen, und hatten endlich, als sie von Ludwig XII. beleidigt worden waren, nicht nur dem Kaiser und dem Pabste gegen die Franzosen gebient, sondern auch, nachdem Leo X. ihnen unter dem Vorwande rückständigen Soldes vierundzwanzigtausend Dukaten hatte zahlen lassen, den jungen Herzog von Mailand in Schutz genommen und die Franzosen aus Italien getrieben. Die zuletzt aus Italien zurückgekehrten Schweizer hatten sich theils durch die Zahlungen, welche der Herzog ihnen leistete, theils durch Brandschatzungen und Plünderungen so bereichert, daß endlich alle Schweizer ebenso eifrig in fremden Dienst strömten, wie unsere Zeitgenossen nach dem Golde von Californien. Als daher Maximilian, welcher die englischen Subsidien für unerschöpflich hielt, den zugleich vom Pabste und vom Herzoge von Mailand aufgeforderten Schweizern für sechszehntausend Mann ebensoviele Gulden monatlichen Sold anbieten ließ, wenn sie ihm für seinen Enkel Karl das Herzogthum Burgund erobern würden, war die Begierde, Theil an Beute und Sold zu nehmen, in der Schweiz so groß, daß sich statt der gewünschten sechszehntausend Mann ein Heer von fünf- undzwanzig- oder nach Anderen gar von dreißigtausend Mann einfand, welches unter dem Oberbefehle des Herrn von Wattenwyl, Schultheißen von Bern, stand. Außer den Schweizern bot Maximilian, welcher nie zu berechnen pflegte, wie weit er mit seinem Gelde reichen könne, auch die Ritterschaft der Graffschaft Burgund auf,

und nahm zugleich den Herzog Ulrich von Württemberg mit einigen tausend Reitern in Sold.

Diese Schaaren brachen verwüstend in Burgund ein. Sie drangen bis Dijon vor, ehe noch la Tremouille, der Statthalter von Burgund, Anstalten zur Befestigung dieser offenen Stadt hätte treffen können. In der Noth half la Tremouille sich dadurch, daß er diejenigen unter den Schweizern und Deutschen, welche Französisch verstanden, gewann, um die Übrigen betrügen zu können. Dies wird zwar in la Tremouille's Denkwürdigkeiten nicht ausdrücklich gesagt; es geht aber aus dem Berichte, welcher in denselben gegeben ist, klar hervor. Zuerst unterhandelte nämlich la Tremouille von der Stadt aus mit einem Albrecht von Stein und Anderen, die er von früher her kannte, dann ging er selbst zu diesen ins feindliche Lager, und machte mit ihnen Französisch aus, was den guten Deutschen nachher nur summarisch mitgetheilt ward *). Der Betrug war sehr grob; denn wer die Bedingungen liest, welche den nur Deutsch Verstehenden mitgetheilt wurden, wird auf den ersten Blick erkennen, daß la Tremouille ohne ganz besonderen Auftrag so etwas nicht gewähren konnte und durfte. Selbst wenn der König und sein ganzes Heer in Dijon eingeschlossen gewesen wäre, würde dieser sich bedacht haben, den Raubhorden solche Dinge zu versprechen. La Tremouille schloß nämlich einen Vertrag, in welchem von Seiten der Franzosen versprochen wurde, den Schweizern viermalhunderttausend Goldthaler und dem Herzog Ulrich achttausend zu zahlen, dem Besitze von Mailand, Asti und Genua zu entsagen, der römischen Kirche und dem deutschen Reiche Alles, was ihnen entrissen worden war, zurückzugeben und endlich keine Truppen mehr in der Schweiz werben zu lassen, wenn nicht vorher alle Kantone ihre Einwilligung dazu erteilt hätten.

*) Et leur (der Schweizer) sauf conduit reçu, le seigneur de la Tremouille sans armes et petitement accompagné selon la forme du dit conduit alla vers eux. Dann folgen Winke über die zweitägigen Unterhandlungen. Endlich heißt es: Ils (die Schweizer) furent si bien menés par exhortation du dit seigneur de la Tremouille, que moyennant quelque grosse somme de deniers, qu'il leur promit, levèrent leur siège et retournèrent en leur pays, sans autrement endommager le duché de Bourgogne.

Freilich wurden den Schweizern auch einige Geißeln *) für die Bestätigung dieses Vertrages überliefert; la Tremouille selbst trug aber kein Bedenken, dem Könige zu rathen, daß er dieselben ihrem Schicksale überlasse und die Bestätigung verweigere. Auch geriethen allerdings die Schweizer, als sie in ihr Land zurückgekehrt waren, in große Erbitterung, und an vielen Orten der Schweiz war von einem neuen Zuge die Rede; allein da niemand die Kosten der Ausrüstung hergeben wollte, so blieben Alle zu Hause. Um die versprochenen viermalhunderttausend Goldthaler, von welchen die Schweizer nur zwanzigtausend auf Abschlag erhielten, bettelten und plagten sie nachher so lange, bis Ludwig's XII. Nachfolger, Franz I., um sie wieder in seine Dienste zu bekommen, ihnen nach ihrer Besiegung mehr Geld gab, als sie im umgekehrten Falle hätten fordern können.

Die Hauptangelegenheit Ludwig's XII. blieb auch im Jahre 1514 die Wiedereroberung des Herzogthums Mailand, obgleich er scheinbar große Anstalten zu einer Landung in England machte und, um Krieg gegen England führen zu können, mit Ferdinand und mit Maximilian einen Waffenstillstand auf ein Jahr schloß. Dieser Waffenstillstand ward die Veranlassung, daß sich 1514 plötzlich das ganze politische Verhältniß der Staaten gegen einander veränderte. Heinrich VIII. hatte sich nämlich zur Theilnahme am Bunde gegen Frankreich besonders dadurch bewegen lassen, daß man ihm versprochen hatte, seine jüngere Schwester mit Karl, dem Enkel und Erben Maximilian's und Ferdinand's, zu vermählen. In der Übereinkunft aber, welche Maximilian mit Ludwig schloß, war eine ganz andere Heirathsverbindung ausgemacht worden, indem Maximilian sich hauptsächlich nur durch Ludwig's Versprechen, seine jüngere Tochter mit dessen Enkel Karl zu vermählen und ihr Mailand als Mitgift zu geben, vom Bunde mit Heinrich entfernen ließ. So sehr man sich auch bemühte, diese Verabredung geheim zu halten, so gelang es doch nicht; denn Heinrich ward durch den Herzog von Longueville, welcher seit dem Treffen bei Guinegate als Kriegsgefangener in England lebte,

*) Le seigneur de Mezières, neveu de la Tremouille, François de Rochefort, bailli de Dijon, et quatre des plus riches bourgeois de Dijon

von Maximilian's Treulosigkeit unterrichtet. Der englische König gerieth darüber in heftigen Zorn. Er verlangte von Margaretha Auskunft, warum ihr Vater nicht zur Vollziehung der verabredeten Heirath erscheine; aber auch selbst diese war von der Sache nicht unterrichtet. Heinrich war also offenbar geäfft.

Diesen Augenblick benutzte der Herzog von Longueville, welcher mit Heinrich oft Federball spielte und ihm den größten Theil seines auf vierzigtausend Dukaten berechneten Lösegeldes im Spiele abgewonnen hatte, um eine Verbindung zwischen England und Frankreich zu Stande zu bringen. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit dem Geistlichen Thomas Wolsey in Verbindung, welcher schon damals der Mentor des jungen Königs war, und von demselben das Bisthum Lincoln erhalten hatte. Der Herzog von Longueville entwarf, da Ludwig's XII. Gemahlin kurz vorher gestorben war, den Plan einer Vermählung desselben mit Heinrich's Schwester Maria, und schmeichelte also dem Stolze des jungen Königs durch die Aussicht, seine Schwester, welche Maximilian für seinen Enkel verschmäht hatte, unmittelbar auf den französischen Thron zu bringen. Heinrich ging auf diesen Plan ein, und auch Ludwig nahm nicht nur den Vorschlag an, sondern verliebte sich nachher sogar sterblich in die englische Prinzessin. Die Unterhandlungen über diese Heirath wurden sehr geheim gehalten, um Maximilian ebenso zu überraschen, wie dieser vorher den König betrogen hatte. Deshalb bedienten sich auch der erste Präsident des Parlaments von Rouen, Johann de Selve, und der Generaleinnehmer der Normandie, Thomas Bohier, welche dem Herzoge von Longueville zum Abschlusse des Vertrages nöthig waren, bei ihrer Reise nach England des Vorwandes, daß sie über das Lösegeld der bei Guinegate Gefangenen unterhandeln sollten. Der Abschluß selbst wurde zwar dadurch erschwert, daß einerseits Ludwig von Heinrich die Herausgabe der Grafschaft und Stadt Tournay und andererseits dieser von jenem die Abtretung aller ehemaligen Besitzungen der Engländer in Frankreich verlangte; allein Ludwig willigte zuletzt ein, daß Tournay in den Händen der Engländer bleibe, und statt der Rückgabe der früheren englischen Provinzen verstand er sich dazu, dem jungen Könige unter dem Vorwande alter Schulden, welche England von Frankreich zu

fordern habe, mit Geld auszuhelfen. Heinrich hatte nämlich schon in den ersten Jahren seiner Regierung die reichen Schätze verschleudert, welche sein harter und geiziger Vater durch schlechte Mittel jeder Art zusammengebracht hatte. Drei Verträge wurden damals zwischen Ludwig und Heinrich abgeschlossen, und durch dieselben der französische König in den Stand gesetzt, seine Absichten in Rücksicht auf die Wiedereroberung von Mailand mit englischem Beistande zu verwirklichen. In dem ersten dieser Verträge versprachen die beiden Könige, einander sowohl im Angriffs- als im Verteidigungskriege mit einer bestimmten Anzahl Truppen zu unterstützen. Der zweite bestimmte die Mitgift, welche Heinrich seiner Schwester geben, und das Wittwengut, welches Ludwig ihr anweisen sollte. In dem dritten übernahm Ludwig, in Betrachtung, daß England wegen einer Schuld Karl's VIII. an Heinrich VII. und des Herzogs Karl von Orleans an die Herzogin Margaretha von Somerset noch Forderungen an Frankreich habe, für sich und seine Nachfolger die Verpflichtung, dem König Heinrich VIII. und dessen Erben eine Million Goldkronen in achtunddreißig halbjährigen Terminen zu bezahlen.

Im Oktober 1514 wurde die englische Prinzessin nach Abbeville gebracht und dort mit Ludwig vermählt. Dieser hatte die Zeit kaum erwarten können, bis seine Braut zu ihm komme, und war, als er sie endlich sah, von ihr ganz bezaubert. Seine ältere Tochter Claudia dagegen, welche in dergleichen Dingen ein schärferes Auge hatte, als Ludwig, erkannte sogleich, daß der Engländerin gar nicht zu trauen sei. Die neue Königin war nämlich zwar erst sechszehn Jahre alt, aber weder durch Sanftmuth noch durch Keuschheit ausgezeichnet, und brachte bereits einen erklärten Liebhaber, Charles Brandon, mit, welchen sie nachher auch, als Ludwig schon im nächsten Jahre starb, alsbald heirathete. Auf Betreiben der Claudia wurde Charles Brandon, welchen Heinrich, seiner Schwester zu Gefallen, zum Herzoge von Suffolk gemacht hatte, nebst einigen Damen, die sie mitgebracht hatte, nach England zurückgeschickt. Heinrich ließ dies ruhig geschehen, obgleich die Heimgekehrten sich darüber bei ihm beklagten. Nur die nachher als Königin so unglückliche Anna Boleyn blieb bei der neuen Königin in Frankreich zurück, wo sie allerdings nicht in guter Gesellschaft war.

Übrigens beschwerten sich weder Ferdinand noch Maximilian, als die Heirath ihnen kund ward; Margaretha und ihr Neffe Karl wurden sogar in den Bund der Könige aufgenommen. Ludwig XII. starb wenige Monate nach seiner zweiten Heirath. Er war schon vor seiner Vermählung oft krank gewesen; die Veränderung seiner Lebensweise nach derselben stürzte ihn in das Grab. Er starb am ersten Januar 1515.

6. Franz I. von Frankreich bis zum Frieden von Noyon.

Ludwig's Nachfolger, Franz I., war der Enkel Johann's von Angouleme, eines Vatersbruders Ludwig's, und seit dreiviertel Jahren mit des verstorbenen Königs ältester Tochter, Claudia, welche von ihrer Mutter Anna die Bretagne geerbt hatte, vermählt. Diese Heirath hatte schon längst geschlossen werden sollen, war aber durch Anna immer verhindert worden, weil dieselbe ihr Erbland nicht ganz und für immer mit Frankreich vereinigt haben wollte; die Ehe der Claudia mit Franz wurde daher erst nach ihrem Tode vollzogen. In Folge derselben fiel die Bretagne beim Tode Ludwig's an die Krone, nachdem sie seit der Vermählung der Claudia auf kurze Zeit von ihr getrennt gewesen war.

Franz I., welcher bei seinem Regierungsantritte erst in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre stand, war das Ideal eines französischen Königs, eines galanten und eleganten Hofmannes und eines glänzenden, tapferen Ritters. Sein Vorgänger hatte für hart und geizig gegolten, weil er die Habe des Bürgers und Bauern nicht an große Herren, Hofleute, Ritter, Damen und Gelehrte verschwendete; Franz dagegen war ganz national und ist, wie Heinrich IV., bis auf unsere Tage Ideal geblieben. Er war freundlich und liebenswürdig, aber auch leichtsinnig, eitel und verschwenderisch, wie seine Hofleute, und dabei ein Beschützer der Kunst und der Wissenschaften, ohne jedoch von den Letzteren auch nur eine oberflächliche Kenntniß zu besitzen. Eine andere Bildung war auch von seiner Jugenderziehung nicht zu erwarten gewesen. Diese hatte Ludwig XII., welcher sie hätte leiten sollen, ganz der Mutter des jungen Franz, Luise von Savoyen, einer intriguanten und stets mit Liebesangelegenheiten

beschäftigten Dame, überlassen; Luise aber hatte ihrem Sohne zuerst den Marschall von Gié und, als dieser sich nicht ganz ihrem Willen fügen wollte, den Herrn von Boissy, Arthur von Gouffier, zum Hofmeister gegeben, und der Letztere hatte dem wilden Knaben im Schlosse von Amboise einige Söhne von Rittern als Gespielen zugesellt, welche eben so wild waren als Franz. Die Knaben spielten während ihrer Kindheit ganze Tage lang Federball, und übten sich im Bogenschießen, im Stellen von Fallen und Netzen, sowie im Jagen von Rehen und Hirschen; als sie älter wurden, beschäftigten sie sich mit dem Zureiten von Pferden, dem Lanzenbrechen und dem Übersezen über Gräben und Schlagbäume. Dies Alles hatte nicht dazu dienen können, den jungen Franz in die Politik einzuweihen oder zu einer besonnenen, ruhigen und sparsamen Verwaltung seines Reiches zu befähigen und sich die Anbetung der Bauern und Bürger zu erwerben, deren Ludwig XII. genoss. Während daher der Letztere bei dem eigentlichen Volke der gute König, der Vater seines Volkes, bei den Hofleuten und Rittern aber, weil er ihnen nichts schenken wollte, was er vom Volke hätte erpressen müssen, ein Geizhals hieß, wurde Franz von diesen, sowie von Künstlern, Gelehrten und Dichtern mehr gepriesen, als irgend ein anderer König bis auf Ludwig XIV. Er hat jedoch unstreitig, wie Ludwig XIV., unsterbliche Verdienste, weil er nach seiner adeligen Erziehung und nach der Verwöhnung durch seine Mutter noch einige Zeit hindurch sich des Verkehrs mit Ludwig's XII. Umgebungen erfreute, nachdem dieser ihn endlich an seinen Hof gezogen und in seinen Rath aufgenommen hatte.

Der Anfang der Regierung des jungen Königs ward sogleich durch grenzenlose Verschwendungen an Begünstigte und große Herren, durch Ertheilungen von Statthalterschaften und Sinecuren bezeichnet. Besonders beschenkte Franz seine Mutter Luise von Savoyen mit Land und Leuten; sie wurde sogar in den Stand gesetzt, aus der bei Regierungsveränderungen gewöhnlichen Bestätigung der Privilegien ein einträgliches Gewerbe zu machen. Ihre Creatur Düprat ward zum Kanzler, Karl von Bourbon, dessen Liebe sie suchte, und den sie, wie die an Romanen reichen Franzosen sagen, später wegen verschmähter Liebe verfolgte, in seinem vierundzwanzigsten Jahre zum Connetable und Statthalter

von Languedoc ernannt, und die ganze Familie des Letzteren empfing hohe Ämter und Güter. Odet de Foix, Herr von Lautrec, und Jakob de Chabannes, Herr von la Palisse, erhielten den Marschallstab; die Stelle eines Hofmarschalls aber, welche der Erstere bekleidet hatte, wurde dem servilen Hofmeister des Königs, dem Herrn von Boissy, übertragen, welcher dann als Hofmarschall auch einen Sitz im Cabinet hatte. Dieser und sein Bruder, dem er von Pabst Leo X. den Kardinals-Hut verschaffte, spielten nachher eine sehr unrühmliche Rolle. Franz selbst nahm sogleich den Titel eines Herzogs von Mailand an, und erklärte, daß er sein Recht an dieses Land als Erbe seiner Urgroßmutter Valentine Visconti um so mehr geltend machen werde, als er die Mitbelehnung erhalten habe. Auch übernahm er den Oberbefehl über das Heer, welches Ludwig XII. zur Wiedereroberung von Mailand völlig ausgerüstet hatte, indem er zugleich für die Zeit seiner Abwesenheit seine Mutter zur Regentin von Frankreich erklärte.

In Italien trug seit dem Ende des Jahres 1513 Venedig ganz allein die Last des Krieges, und kämpfte dabei gegen vier Mächte zugleich. Von seinen Feinden war und blieb Kaiser Maximilian der unbedeutendste; wenn dieser auch einmal bis nach Mestre drang, so wurde er doch stets wieder zurückgedrängt, weil es ihm im entscheidenden Augenblicke an Geld fehlte. Furchtbarer waren die Spanier unter Raimund von Cardona. Der Herzog von Mailand, welcher nur durch den Pabst existirte, und dem derselbe den Prosper Colonna zum Obergeneral gegeben hatte, konnte allein auf die Hülfe der Schweizer vertrauen; diese waren aber fern und sehr theuer. Was die Franzosen angeht, so verloren sie auch noch die wenigen Plätze, welche von ihnen bisher besetzt gehalten worden waren. Sie mußten zuerst die Burg von Mailand dem Herzoge überlassen, übergaben gleich nachher auch die Burg von Cremona, und fanden sich am 26. August nicht mehr im Stande, die für uneinnehmbar geltende Feste la Lanterna bei Genua zu behaupten. Die Venetianer zeigten übrigens gerade in dieser Zeit, wie unerschöpflich ihre Hülfsmittel und wie unerschütterlich ihre Standhaftigkeit und Festigkeit sei.

Als Franz I. sein Heer in Bewegung setzte, hatten zwar der Kaiser, der Herzog von Mailand, Ferdinand der Katholische und die

damals von Lorenzo von Medicis tyrannisirten Florentiner einen Bund mit den Schweizern geschlossen, damit diese die Franzosen von Mailand abhielten; Franz hatte aber von demselben wenig zu fürchten, weil der Pabst nicht beigetreten war. Leo X. schwankte hin und her; denn er war darauf bedacht, seinen Bruder Julian, wenn nicht zum Herrn von ganz Italien, doch zum bedeutendsten Fürsten in Oberitalien zu machen. Er hatte schon 1514 bedeutende Schritte gethan, um das Gebiet und den Reichthum der Kirche zu vergrößern und dann mit dem Kirchengute die verschiedenen Glieder seiner Familie zu bereichern. Er hatte den Herzog von Ferrara durch das täuschende Versprechen der Rückgabe um Reggio gebracht, und ihn genöthigt, die sehr einträglichen Salinen von Comacchio abzutreten; er hatte von Kaiser Maximilian, welcher immer Geld brauchte, das vorgebliche Recht des Reiches an Modena für elende vierzigtausend Dukaten an sich gekauft, und dachte immer noch auch Ferrara zu erwerben; er hatte endlich den armen Herzog von Mailand genöthigt, Parma, Piacenza und viele andere Lehen und Orte wieder herauszugeben, und es hieß sogar, daß er den Franzosen ihre Ansprüche an Neapel abkaufen wolle. Auch schloß er am 9. December 1514 für sich allein einen Vertrag mit den Schweizern, um sich ihrer im Nothfall gegen die Franzosen bedienen zu können, wenn diese in der That Mailand wieder erobern wollten.

Mit den Franzosen hatte Leo X. längst angeknüpft. Gleich nachdem das Bündniß zwischen Ludwig XII. und Heinrich VIII. geschlossen worden war, hatte Leo dem Ersteren sehr freundlich geschrieben und zu verstehen gegeben, wie er mit ihm in Freundschaft zu sein wünsche, damit sie Beide vereint die Spanier aus Italien treiben könnten; und bei dieser Gelegenheit war schon von seinem Bruder Julian die Rede. Ludwig XII. hatte jedoch zu derselben Zeit erfahren, daß der Pabst Alles aufbiete, um die Franzosen von Mailand abzuhalten; er hatte deshalb in seinem Antwortschreiben darauf hingedeutet, daß er, wenn ihm Mailand überlassen werde, dem Bruder Leo's Neapel verschaffen könne. Die Antwort des Pabstes auf diesen sonderbaren Antrag war ganz eines Fürsten würdig gewesen, welcher alle Bildung der Alten und der Neueren in sich vereinigte, und dem die größten Künstler und

Gelehrten aller Zeiten, sowie alle Sophistik und das Ciceronianische Latein eines Bembo und Sadoletus zu Gebote standen. Leo erwiderte nämlich dem Könige: „Dieser möge es ihm nicht übel nehmen, daß er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge vorerst nicht auf einen offenen Bund mit ihm eingehen könne; denn seine Bundesgenossen würden über ihn herfallen, sobald er sich mit Frankreich verbinde. Er bitte daher den König, seinen Zug gegen Mailand nicht zu unternehmen, da der Pabst sich jetzt auch schon allein aus dem Grunde nicht mit ihm einlassen dürfe, weil der Krieg viel Christenblut kosten werde, welches man bei der großen Vermehrung der türkischen Macht schonen müsse. Wenn der König den Zug aufschieben wolle, so werde er nachher den Pabst geneigt finden, ihn in Allem zu seiner Größe und seinem Ruhme so behülflich zu sein, wie er es früher gewesen wäre.“ Nach dieser ächt diplomatischen Antwort schickte dann der Pabst, als Franz I. sich an die Spitze des von Ludwig gesammelten Heeres stellte, auf der einen Seite die Schweizer gegen ihn, und gewann auf der anderen die Mutter des Königs, welche Alles über ihren Sohn vermochte, für die zur Bereicherung seiner Familie entworfenen Pläne. Er vermählte nämlich im Februar 1515 seinen Bruder Julian mit Philiberta, einer Schwester der Luise von Savoyen. Die Hochzeit Julian's wurde mit ungeheuerem Aufwande und königlicher Pracht in Rom, sowie nachher noch einmal in Turin gefeiert, und alle Fürsten Italien's ehrten das neue Ehepaar gleich einem königlichen. Als Franz nachher im Begriff war, über die Alpen zu gehen, zeigte sich des Pabstes verdächtige Politik aufs neue. Er gab dem Dogen Octavian Fregoso in Genua einen Wink, daß die Verbündeten es nicht aufrichtig mit ihm meinten; dieser wandte sich also an Frankreich, veranlaßte aber dadurch den General Prosper Colonna und die nach Italien gekommenen Schweizer zu einem schleunigen Zuge gegen Genua, und gerieth, da Prosper die Adorni und Fieschi mit sich gebracht hatte, ins Gedränge. Doch trat hierauf der Pabst, um es nicht mit den Franzosen zu verderben, als Vermittler auf.

Das Heer, mit welchem Franz im August 1515 nach Italien marschirte, war das zahlreichste und beste, welches bis dahin von irgend einem europäischen Monarchen ins Feld gestellt worden war.

In demselben befanden sich unter Anderen zweitausend fünfhundert Lanzen (zu je vier Mann) und zweiundzwanzigtausend Mann Landsknechte, welche beiden Truppentheile der wilde Herzog Karl von Geldern führte, und sechstausend Vasken, welche Peter Navarro, der vortrefflichste General Ferdinand's des Katholischen, meisterhaft eingeübt hatte. Dieser General war nämlich, nachdem er bei Ravenna gefangen genommen worden war und sein König ihm jeden Beitrag zu seinem Lösegelde versagt hatte, in französische Dienste getreten.

Aus Frankreich führten damals nur drei gangbare Alpenpässe nach Italien, der über den Mont Genevre, der über den Mont Genis und der über Nizza. Von diesen drei Pässen waren die beiden Ersteren durch sechszehntausend Schweizer besetzt, der Dritte war zwar offen, er bot aber andere Schwierigkeiten dar, und die Schweizer konnten ihn jeden Augenblick sperren. Man richtete daher die beiden Hauptabtheilungen des französischen Heeres auf den Mont Genevre und den Mont Genis, und schickte, um den Schweizern, welche bei Susa und Coni lagen, in den Rücken zu kommen, eine dritte Heerschaar auf einem bis dahin unbekanntem Wege, welcher über den Col d'Argentiere, den Pei le Poro, Demont und Roquesparviere in das Marquisat Saluzzo führte. Die schwergepanzerte Schaar der Franzosen, welche unter der Leitung eines Gensensjägers diese Richtung einschlug, ward von Chabannes, d'Albigny, Trivulzio und Bayard geführt, und gelangte, indem Peter Navarro mit seinen Vasken voran kletterte und den Weg bahnte, auf unbekanntem Steigen nach Saluzzo. Zu gleicher Zeit machten nicht nur die Venetianer den spanischen Truppen von Piacenza bis nach Verona hin genug zu schaffen, sondern Octavian Fregoso nahm auch ein kleines, zu Schiffe nach Genua gebrachtes Heer der Franzosen in die Stadt auf. Von Saluzzo aus überraschte die dort erschienene Schaar alsbald den mailändischen General Prosper Colonna. Dieser lag nämlich in Villafranca drei Stunden von Saluzzo, ganz nahe bei den Schweizern, welche in Coni standen, und anstatt auf die Nachricht von der Ankunft der Franzosen in Saluzzo sich schnell mit den Schweizern zu verbinden, speiste er, als Bayard und la Palisse mit ihren Reitern am 15. August vor Villafranca erschienen, ganz gemüthlich mit seinem Generalstabe. Die Franzosen stürmten daher auf die Stadt los, hin-

berten durch das Einschieben ihrer Lanzen die Verschließung des Thores, und nahmen dann Colonna und seine Generale, einen Cäsar Feremosca, Peter Margano und Andere, gefangen. Als die Schweizer herbeikamen, waren die Franzosen schon wieder abgezogen. Jetzt drang auch das Hauptheer der Franzosen über den Mont Genevre und Mont Cenis nach Susa und von da bis Turin vor, weil die Schweizer aus Furcht, im Rücken angegriffen zu werden, sich vom Gebirge zurückzogen. In Turin sammelten sich die Franzosen, um von da in das Mailändische einzubrechen. Dort hatte sich der Herzog Maximilian hoffnungslos in die Burg von Mailand eingeschlossen, und man sagte sogar, er sei, seit sein General Colonna durch Unvorsichtigkeit in die Hände des Feindes gefallen war, seines Verstandes nicht mehr mächtig gewesen.

Jetzt sahen sich die Schweizer zugleich im Rücken durch das von Genua bis an den Po gedrungene Heer, auf der Seite durch Chabannes, d'Aubigny und Trivulzio und endlich von vornen durch die vom König Franz selbst geführte Hauptmacht der Franzosen bedroht. Sie schickten daher ihr Geschütz in die Citadelle von Novara, um zu Fuß in geschlossenen Reihen, mit Lanze, Schwert und Streitart gegen die Artillerie und Ritterschaft der Franzosen anzugreifen. Sie waren schon bis nach Galerate unweit Mailand gekommen, als der Herzog von Savoyen mit Verräthern unter ihnen Verhandlungen anknüpfte und im Namen des französischen Königs ihre Forderungen befriedigte. Franz ließ ihnen damals sogar die Auszahlung der in Dijon versprochenen viermalhunderttausend Goldthaler (s. S. 271.) zusagen. Die Solothurner, Freiburger, Berner und Ober-Walliser, mit denen ihre Patricier, ein Johann von Diesbach, ein Albrecht von Stein, ein Freiherr von Hohensax und Andere, Handel trieben, zeigten sich bereit, ihren Schützling, den Herzog Maximilian von Mailand, für Geld zu verrathen; allein Wattenwyl, die Schwyzer, Züricher, Urner und Glarner weigerten sich dessen und wollten für den Herzog fechten. Auch der Pabst und sein Neffe Lorenzo von Medicis, welcher das florentinische Heer anführte, spielte eine sehr zweideutige Rolle. Die Briefe des Ersteren an Lorenzo, welche Raimund von Cardona auffangen ließ, lauteten so sonderbar, daß Raimund im Modenesischen Halt machte, um das Weitere abzuwarten, und daß

also die Vertheidigung von Mailand im September ganz auf den Schweizern beruhte. Nur der Kardinal von Sitten zeigte den entschiedensten Franzosenhaß. Er reiste sogar, als die Schweizer Geld von ihm forderten und, weil er keines hatte, sein Leben bedrohten, in das spanische Lager und verschaffte sich dort eine Summe, welche aber den Schweizern zu unbedeutend schien.

Der König von Frankreich hatte damals den Schweizern alle ihre Forderungen gewährt. Er hatte ihnen versprochen, nicht allein dem Herzog Maximilian statt des Mailändischen das Herzogthum Nemours nebst einem Jahrgelde zu geben, sondern auch den Schweizern die von Ludwig XII. versagten Jahrgelder wieder regelmäßig auszusahlen und sechsmalshunderttausend Dukaten in Terminen zu entrichten, sowie noch dreimalshunderttausend dazu, wenn sie die vom Herzogthum Mailand abgerissenen Stücke, nämlich Tessin und das Veltlin, wieder abträten. Alles dies war bereits ausgemacht, und Lautrec hatte eine Summe Geldes, welche Franz durch die Beisteuer seines ganzen Heeres gesammelt hatte, schon nach Buffaloro gebracht, als plötzlich die ganze Verhandlung wieder rückgängig ward. Die Hauptursache davon war die Ankunft von zwanzigtausend Mann frischer Schweizer, welche, wenn der Vertrag ausgeführt worden wäre, um ihren Antheil an dem gehofften Raube und an der erwarteten Belohnung gekommen sein würden. Doch trug gewiß auch eine vom Kardinal von Sitten an seine Landsleute gehaltene Ansprache viel dazu bei, die Schweizer aufs neue gegen die Franzosen zu entflammen. Wir glauben freilich nicht, daß der Kardinal diejenige Rede gehalten habe, welche der Advokat Guicciardini ihm in den Mund legt, und trauen ihm ebensowenig die zu, welche der Latinist und Rhetor Paul Jovius ihn halten läßt; denn er hatte gewiß eine Art von Beredsamkeit, welche seinen Schweizern handgreiflicher war, als das Schulgepränge dieser beiden Rhetoren. Genug, die Schweizer geriethen durch seine Anrede in eine solche Wuth, daß sie am 13. September aus der Stadt Mailand herausstürmten und, ohne sich durch irgend etwas aufhalten zu lassen, das um die Hälfte stärkere französische Heer zu einer Schlacht zwangen. Nur mit genauer Noth brachte Lautrec das in Buffaloro niedergelegte Geld vor ihnen in Sicherheit. Auf diese Weise begann am 13. September 1515 die entscheidende Schlacht bei Marignano.

Franz hatte sich, um die Schweizer ganz von dem päpstlichen und spanischen Heere abzuschneiden, auf der von Piacenza nach Mailand führenden Straße, etwa acht Stunden von der letzteren Stadt, bei Marignano oder Santa Brigitta am Flüsschen Lambro gelagert, ging aber nachher den Schweizern bis San Donato entgegen. Hier wären er und sein Connetable am 13. September von den ohne Geschütz und Musik aus Mailand gezogenen Schweizern überrascht worden, wenn ihn nicht Trivulzio in dem Augenblicke, als die Schweizer wüthend heranstürmten, gewarnt hätte. Das Treffen war am 13. September höchst blutig, blieb aber unentschieden. Die ganze darauf folgende Nacht hindurch standen die beiden Schlachtordnungen einander gegenüber, und am 14. begann der Kampf aufs neue und mit verdoppelter Wuth. Er war furchtbar, und die Schweizer bewiesen nicht blos unerschütterlichen Muth, sondern auch eine überlegene Taktik, da sie der zahlreichen Artillerie der Franzosen nur einige wenige Kanonen entgegenzustellen hatten; um zehn Uhr morgens aber verschaffte die unerwartete Erscheinung des venetianischen Feldherrn Alviano den Franzosen den Sieg. Alviano hatte den größten Theil seines Heeres den Spaniern gegenüber stehen lassen, und war mit einer kleinen Anzahl Reiter nach Marignano geeilt. Die Hülfe, welche er brachte, war unbedeutend; seine Anwesenheit wurde aber bald bekannt, und das Geschrei St. Marcus! St. Marcus! veranlaßte die Meinung, daß das ganze venetianische Heer im Anmarsche sei. Die Schweizer zogen sich deswegen nach Mailand zurück. Sie verließen jedoch das Schlachtfeld in bester Ordnung, und der König Franz verbot, sie scharf zu verfolgen, weil das von Alviano verlassene Heer der Feinde diesem leicht nachgezogen sein konnte. Ob übrigens in der Schlacht bei Marignano die Schweizer zehntausend, die Franzosen fünftausend Mann verloren, lassen wir unentschieden. Gewiß ist, daß König Franz durch seinen Sieg Alles erlangte, was er nur irgend hatte wünschen können. Er war der Erste, der die bis dahin nie besiegten Schweizer auf offenem Felde geschlagen hatte, und er ward zugleich durch den erfochtenen Sieg wieder Herr von Mailand. Der rohe, in blutigen Raufereien unersättliche Herzog von Geldern hatte der Schlacht bei Marignano nicht beigewohnt; er war aus Verdruß über den Vertrag von Galerata nach Hause zurückgekehrt,

weil er nicht mehr hoffen durfte, daß es zum Blutvergießen kommen werde. Die Nachricht von seinem Irrthume warf ihn auf das Krankenlager *).

Die Schweizer kehrten nach der Schlacht bei Marignano größtentheils in ihre Heimath zurück, nachdem sie, um unter einem schicklichen Vorwande den Dienst aufgeben zu können, von dem Herzog Maximilian eine recht bedeutende Summe gefordert hatten; denn sie wußten wohl, daß derselbe kein Geld habe. Nur fünfzehnhundert von ihnen warfen sich mit dem Herzoge in die Burg, die er, wenn er nicht elend und feige gewesen wäre, lange hätte vertheidigen können. Die Mailänder schickten Abgeordnete ins französische Lager und mußten dreimalhunderttausend Dukaten bezahlen; doch ging der König nicht nach Mailand, sondern nach Pavia. Zum Statthalter jener Stadt ernannte er den Connetable Karl von Bourbon, die Belagerung ihrer Burg dagegen übertrug er dem Peter Navarro. Schon nach drei Wochen verzweifelte der Herzog an der Möglichkeit, sich in der Burg so lange zu behaupten, bis der Kaiser, zu welchem sein Bruder Franz geflohen war, zum Entsätze herbeigekommen sei; er ward daher am 5. Oktober mit dem Connetable über die Bedingungen der Übergabe einig. Der König versprach ihm ein jährliches Einkommen von dreißigtausend Dukaten, dafür überließ der Herzog nicht allein die Burg den Franzosen, sondern er erkannte auch des Königs Recht auf das Herzogthum an und entsagte dem seinigen. Hierauf ergab sich auch die Burg von Cremona, welche der Bastard von Savoyen belagert hatte.

Der Pabst, welcher längst eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, schloß jetzt einen förmlichen Bund mit den Franzosen, und bestätigte am 13. Oktober die Bedingungen, welche von dem Herzoge von Savoyen schon lange für ihn ausgemacht worden waren, deren Annahme er aber verzögert hatte, bis jede Aussicht für seine

*) Le duc de Gueldre, sagt du Bellay, voyant la paix conclue et ayant nouvelles que les Brabançons estoient entrés en ses pays, prenant congé du roi laissa sa charge au comte de Guise, son neveu, et print la poste, pour aller secourir ses sujets, mais arrivé à Lyon estant adverti, que la bataille se donnoit, il en print tel ennuy qu'il tomba en fièvre continue, dont il fut en danger de mort.

Verbündeten verschwunden war. Eine Verständigung war zwischen beiden Theilen bald zu Stande gebracht, da der König von Frankreich für seine weit aussehenden Pläne den Pabst eben so nöthig hatte, als der Pabst ihn. Leo X. mußte freilich Parma, Piacenza und Modena fahren lassen; der König versprach aber dagegen, die Familie Medicis auf andere Weise zu versorgen. Die Herrschaft in Florenz ward dem Hause Medicis gesichert: Leo's Bruder, Julian, erhielt ein Jahrgeld und das Versprechen eines Fürstenthums in Frankreich, und Franz sah nachher ruhig zu, wie Leo X. den Herzog von Urbino, der mit allen diesen Händeln nichts zu thun gehabt hatte, seines Herzogthums beraubte und es seinem Neffen gab. Auch Lorenzo, der Neffe des Pabstes, erhielt ein Jahrgeld von Franz.

Raimund von Cardona war über diesen Frieden sehr unwillig; es blieb ihm aber doch am Ende nichts übrig, als mit seinen Spaniern nach Neapel zurückzugehen. Ein eigentliches Bündniß zum Angriff und zur Vertheidigung schlossen übrigens der Pabst und der König von Frankreich erst, als sie im December eine Zusammenkunft in Bologna gehalten und Franz ein Concordat über das Verhältniß der französischen Geistlichkeit zum Pabste und zum Könige gemacht hatte. Dieses Concordat, auf das wir später zurückkommen werden, sollte den französischen Klerus aller Vortheile jener bekannten pragmatischen Sanction berauben, welche den Inbegriff des durch das Baseler Concil dem päpstlichen entgegengesetzten bischöflichen Kirchenrechtes enthielt, vom französischen Klerus als das ursprüngliche Recht anerkannt und von Parlament und König zum Landesgesetz gemacht worden war (s. Th. IX. S. 252 f.). Es ward nämlich durch das Concordat von Bologna die französische Kirche ganz unter die Gewalt des Königs und des Pabstes gebracht, indem die freie Wahl der Bischöfe und Äbte aufgehoben wurde und König und Pabst sich fortan in die Besetzung der geistlichen Stellen theilten.

Kaiser Maximilian drohte auch nach der Unterwerfung des Herzogthums Mailand unter den König von Frankreich noch immer, und war mit Heinrich VIII. für die Familie Sforza thätig; er war aber nicht zu fürchten. Dies zeigte sich, wie wir sogleich sehen werden, bei dem Zuge nach Italien, welchen Maximilian im

Jahre 1516 unternahm. Die Schweizer dagegen mußte König Franz I. zu gewinnen suchen, nicht allein weil er sie fürchtete, sondern auch weil er nicht hoffen durfte, seine abenteuerlichen Pläne ohne ihre Hülfe ausführen zu können. Er bot daher auch Alles auf, um sie an sich zu ziehen. In dieser Absicht unterhielt er seine Verbindungen mit Albrecht von Stein und anderen Solothurner, Freiburger und Berner Patriciern, und ließ durch den Herzog von Savoyen nicht nur mit fünf Kantonen in Genf unterhandeln, sondern auch zweimalhunderttausend Dukaten dorthin bringen, um sie unter die leitenden Männer zu vertheilen. Die Versammlung der sämtlichen Kantone zu Zürich war freilich dem Bunde mit Frankreich abgeneigt, es wurden in Zürich sogar heftige Schimpfworte gegen die Franzosen und ihre Klienten gesprochen und Albrecht von Stein nebst den Anderen, welchen ihren schlecht erworbenen Reichthum üppig zur Schau trugen, Nichtswürdige und Verräther gescholten; allein die Intriguen dauerten fort, und fünf Kantone betheiligten sich an dem Empfange des in Genf niedergelegten Geldes. Dagegen blieben Zürich, Uri, Schwyz, Basel, Schaffhausen und Graubünden dem Kaiser ergeben, und als dieser im Frühjahr 1516 von König Heinrich VIII. Geld erhielt und an die Schweizer vertheilte, zogen sie wieder mit ihm nach Italien, um einen Sforza einzusetzen. Maximilian's Zug scheiterte aber nicht blos an denselben Klippen, an welchen bisher alle Unternehmungen dieses Kaisers gescheitert waren, sondern Maximilian sagte auch laut, er sei schnell wieder umgekehrt, weil er gefürchtet habe, von dem französisch gesinnten Theile der Schweizer verrathen zu werden. Die Kantone nahmen hierauf die Anerbietungen des Königs von Frankreich an, und schlossen mit ihm am 29. November 1516 ein Schutz- und Trugbündniß.

Die wichtigsten Bestimmungen dieses sogenannten ewigen Friedens sind in den nachfolgenden Artikeln desselben enthalten. Es solle, heißt es in den beiden ersten Artikeln, ewig Friede und Freundschaft zwischen Frankreich und den Eidgenossen bestehen, und alle Kriegsgefangenen sollten ohne Lösegeld freigegeben werden. In dem fünften Artikel verpflichtete sich König Franz, den Schweizern freiwillig für den Zug nach Dijon viermalhunderttausend Goldthaler und für den in Italien erlittenen Schaden dreimalhundert-

tausend Sonnenkronen zu zahlen, und zwar so, daß die Zahlungen in vier Jahresfristen zu Bern geleistet und Verschreibungen für dieselben gegeben, alles das aber, was einige Kantone von den zu Genf versprochenen zweimalhunderttausend Kronen bereits empfangen hätten, abgezogen werden sollte. Außerdem erhielt der Vertrag noch folgende Hauptbestimmungen: „Jedem Kanton und den Wallisern bezahlt der König jährlich zweitausend Livres, sowie den drei Bünden das, was Ludwig XII. ihnen zugestanden. Der Abt von St. Gallen nebst seinen Gotteshaus-Leuten und die Toggenburger erhalten sechshundert Livres, die Stadt St. Gallen vierhundert, die Unterthanen der Grafschaft Greiers (nicht der Graf) sechshundert Livres. Bellenz, Lugano, Locarno und Maienthal behalten ihre bisherigen Vorrechte in Beziehung auf den mailändischen Staat; die Schweizer können aber wählen, ob sie dreimalhunderttausend Sonnenthaler annehmen oder im Besitze von Lugano, Locarno, Maienthal, Bellin, Cleven und anderen zu Mailand gehörenden Plätzen bleiben wollen. Auf jeden Fall verbleibt Bellenz und was dazu gehört den drei Ländern. Das Bündniß soll nicht gelten, wenn von Angriffskriegen gegen Leo X., das Reich, den Kaiser, den römischen Stuhl, Osterreich, Savoyen, Württemberg, das Haus Medicis, Florenz und den Herrn von Bergier, Marschall von Burgund, die Rede sein sollte.“ Einige Monate vorher (im August 1516) war zu Noyon auch zwischen Spanien und Frankreich ein Frieden geschlossen worden, dessen wir unten näher gedenken werden.

Nach dem Abschlusse des ewigen Friedens und des Vertrages von Noyon, und nachdem auch Maximilian dem Letzteren beigetreten war, triumphirten die Venetianer mit allem Recht. Sie allein hatten aus dem langen Kampfe wirklichen Vortheil gezogen. König Franz hatte nichts gewonnen als den glänzenden Ruhm des Sieges bei Marignano; denn der Besitz von Mailand ward ihm verderblich, weil die Erwerbungen in Italien sich nur durch Geldopfer und Anstrengungen behaupten ließen, welche Frankreich erschöpften. Venedig dagegen war zu Anfang des Jahres 1517 wieder im Besitze von Salo, Peschiera, Bergamo, Brescia, Crema, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Novigo und Udine, und der venetianische Senat ließ unter der Leitung der ausgezeichneten Generale

Critti und Cornaro die Festungswerke aller dieser Plätze wieder herstellen sowie neue anlegen. Doch begann gerade damals der Verfall der reichsten Stadt des Erdbodens, obgleich die Weisheit, die Macht und der Reichtum derselben, ja sogar das Ding, welches in Venedig Freiheit genannt ward, und die Blüthe der Künste und Gewerbe, sowie die königliche Pracht der venetianischen Patricier, die man noch jetzt an den verfallenen Landhäusern zwischen Padua und der Lagune sehen kann, ebenso angestaunt wurden, wie man jetzt England anstaunt. Im Osten wurden nämlich die Türken immer mächtiger, und der Handel mit Ostindien und China kam nach der Entdeckung und Eroberung der reichen Gegenden des Ersteren durch die Portugiesen in die Hände dieses Volkes, welches im fernen Asien, sowie bald auch im neu entdeckten Süden von Amerika Fürstenthümer, Länder und Inseln besaß. Die Produkte Ostindien's, China's und der indischen Inseln kamen nicht mehr über Venedig, sondern über Portugal und Spanien nach Europa. Spanien verblutete sich freilich schon im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts und sank in Trägheit, weil es in Amerika nicht durch Betriebsamkeit und Handel, sondern durch die Waffen herrschen wollte; vorerst bedeckten aber doch seine Schiffe alle Meere, und verdrängten die venetianischen aus denselben. Dagegen zogen die Niederlande, welche unter Margaretha und ihrem Neffen Karl an Spanien geknüpft wurden, den Vortheil von den Entdeckungen der Spanier und Portugiesen. Ihre Betriebsamkeit und ihr Handel nahmen in eben dem Grade zu, als Venedig sank, und erst am Ende des sechszehnten und im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts gingen Seemacht, Handel, Reichtum und Gewerbe an die Engländer über.

7. Spanien vom Tode der Isabella an bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen.

Ferdinand der Katholische beherrschte Aragonien, Sicilien und Neapel in seinem eigenen Namen. Im Reiche Castilien hatte er mit Ausschluß Maximilian's die vormundschaftliche Regierung wieder erhalten, nachdem er durch seinen Schwiegersohn und dessen belgische Umgebung ganz aus demselben verdrängt worden war.

Er war in diesem Reiche Regent, da der Cardinal Ximenes, welcher dasselbe verwaltete, unter seiner Oberaufsicht stand.

Ferdinand und Ximenes verstanden meisterhaft, den Glauben, die Sitten und die Vorurtheile ihrer Landsleute zu benutzen, um in einem Reiche, welches seit vielen Jahren durch bürgerliche Unruhen und durch grausame Kriege mit dem besten Theile der Einwohner zerrüttet worden war, Ordnung und Polizei wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke gebrauchten Beide nicht nur die Allmacht und das ganz willkürliche Rechts- und Gerichtsverfahren der geistlichen Inquisition, sondern sie hoben auch die Gemeinden und Magistrate der Städte, und bedienten sich der Hermandad oder Polizeimacht derselben. Auch vereinigte Ferdinand, dessen Hauptziel im Leben die Demüthigung der in Castilien wie in Deutschland nach fürstlichem Ansehen und völliger Unabhängigkeit strebenden geistlichen und weltlichen Großen war, die Großmeisterschaften der drei ganz unabhängigen Ritterorden (St. Jago, Calatrava und Alcantara) in seiner Person, und sah mit Vergnügen, daß dem Ximenes fast alle geistliche und weltliche Macht im Reiche übertragen wurde. Ximenes hatte nämlich schon zur Zeit der Isabella die höchsten Würden der Hierarchie in Spanien erlangt; nach dem Tode dieser Königin aber war er nicht nur Reichsverweser, sondern Pabst Julius II. ernannte ihn auch zum Cardinal, und Ferdinand machte ihn an der Stelle des Erzbischofs Deza von Sevilla zum Oberkammerherrn von Castilien.

Der Hauptgedanke des mächtigen Erzbischofs und Cardinals war die Vertilgung der Ungläubigen und die Feststellung der Einheit und Gleichförmigkeit des Cultus. Er entwarf daher auch, weil er nach dem Zeugnisse des Alvaro Gomez viele Anlagen zu einem Kriegshelden hatte, alsbald den Plan zu zwei gegen die Mauren in Afrika gerichteten Kriegszügen. Durch diese erreichte er zugleich einen politischen und einen fanatischen Zweck. Er sicherte nämlich zuerst die spanischen Küsten gegen die Raubzüge der Mauren, und machte es den vielen noch im Lande befindlichen heimlichen Mohammedanern unmöglich, bei einer Empörung auf Hülfe von außen zu rechnen. Dann aber setzten beide Kriegszüge ihn auch in den Stand, eines Theils die Ungläubigen in Afrika, wenn sie nicht gläubig werden wollten, zu verfolgen und zu tödten,

und anderes Theils die Juden, Moslim und Neuchristen in Spanien durch sein Kezgergericht ungestört einkertern, verbrennen und verjagen zu lassen. Auf dem ersten Zuge eroberte Ximenes im September 1505 einen Hauptsitz der Christenfeinde und Seeräuber, den der Stadt Carthagena gegenüber gelegenen Hafen Mazarquivir. Der glückliche Ausgang dieser Unternehmung ermutigte ihn, dem König Ferdinand den Plan zu einer zweiten, größeren vorzulegen. Es sollte jetzt der Stadt Dran gelten, welche damals zwanzig- bis dreißigtausend Einwohner hatte. Ferdinand zögerte jedoch, auf diesen Vorschlag einzugehen, da er trotz des amerikanischen Goldes immer um Geld verlegen war. Ximenes half ihm daher aus der Verlegenheit. Er erbot sich, jede erforderliche Summe darzuleihen, sich persönlich zum Heere zu begeben und das ganze Unternehmen allein zu leiten. Jetzt gab der König seine Einwilligung, und im Mai 1509 segelte eine Kriegsflotte unter der Führung des Kardinals nach Afrika. Ein Theil des Heeres landete weit im Osten von Dran, während der andere nahe bei der Stadt ausgeschifft wurde. Beide Theile kamen fast um dieselbe Zeit vor Dran an, und es ward hier sogleich ein Treffen geliefert, in welchem die Spanier siegten und mit den fliehenden Feinden stürmend in die Stadt eindrangen. Diese wurde von ihnen geplündert, und Tausende wehrloser Einwohner verloren das Leben; doch zog Ximenes nicht, wie bald nachher Pabst Julius II. bei der Eroberung von Mirandola (s. S. 237), über Leichen in Dran ein, sondern er begab sich erst dann in die eroberte Stadt, als Blut und Leichen hinweggeschafft worden waren.

Die Geschichten der Spanier schreiben den schnellen und glänzenden Erfolg des Zuges gegen Dran ausschließlich der Leitung des Kardinals zu; Peter Navarro nahm aber diesen Ruhm für sich in Anspruch, und in der That bewies derselbe sich später auch als den besten Feldherrn aus Gonsalvo's von Cordova Schule. Ferdinand, der auf jede Art von Größe eifersüchtig war, weil seine kleine Seele überall nur durch Arglist, Tücke und Verrath zu herrschen suchte, benahm sich damals ebenso undankbar gegen Ximenes, als er früher sich gegen Gonsalvo von Cordova bewiesen hatte und nachher, wie wir bereits gesehen haben (s. S. 280), gegen Peter Navarro bewies. Der Cardinal hatte das Geld zu

dem Unternehmen hergegeben, und rechnete darauf, daß er seinen großen Plan, die ganze Küste von Afrika bis nach Egypten hin unter seiner Leitung zu besetzen, ausführen lassen könne; Peter Navarro nahm aber zur Fortsetzung des Krieges das Commando für sich in Anspruch, und Ferdinand schrieb hierüber einen so zweideutigen Brief an Navarro, daß Ximenes, als dieses Schreiben ihm gezeigt wurde, sich sogleich nach Spanien einschiffte. Der König hatte die Heimkehr des Kardinals nicht geradezu zu befehlen gewagt, und deshalb dem Peter Navarro gerathen, denselben hinzuhalten. Ximenes, welcher am 16. Mai in Afrika gelandet war, schiffte sich schon am 22. voll Verdruß wieder nach Spanien ein.

Peter Navarro, welcher statt des Kardinals die Ausführung des von diesem entworfenen Eroberungsplanes übernahm, wurde, so lange Alles glücklich ging, von Ferdinand mit Geld und Truppen freigebig unterstützt; als aber eine Niederlage erfolgte und das spanische Heer in Italien Krieg führen mußte, wurden die afrikanischen Eroberungen größtentheils eben so schnell wieder verloren, als sie vorher gemacht worden waren. Navarro's Feldzug begann im Januar 1510 mit der Eroberung von Bugia, der Hauptstadt eines der kleinen, unter sich entzweiten mohammedanischen Fürstenthümer oder sogenannten Königreiche, welche an der Küste des mittelländischen Meeres bestanden. Nachher unterwarf Navarro nicht nur Algier, Tunis, Tremesen und andere Küstenstädte, sondern am 26. Juni ergab sich ihm auch das mächtige Tripolis nach einem langen und heftigen Widerstande. Die Eroberung dieser Stadt war jedoch das Ende von Navarro's Siegen; denn die Glaubensgenossen der Mauren fanden sich auf der See wie zu Lande zu einem Kampfe ein, den sie gleich den Christen für einen Glaubenskampf hielten, und erfochten im August auf der Insel Gelves einen großen Sieg, bei welchem Navarro viertausend alte Soldaten, also in jener Zeit ein ganzes Heer, verloren haben soll.

Der Cardinal schmollte seit seiner Rückkehr aus Afrika dem Könige; denn er besuchte ihn nicht mehr. Ferdinand dagegen kam 1513 zu ihm nach Alcalá de Henarez, wo Ximenes im Jahre 1500 angefangen hatte, eine neue Universität zu gründen, welche 1508 eingeweiht wurde. Diese Stiftung bewies königliche Reichthümer, sowie königliche Pracht und Freigebigkeit, und ist in ganz Europa

durch zwei Dinge berühmt geworden, welche nur Ximenes neu zu begründen vermochte. Das Eine war die bedeutende Bibliothek kostbarer arabischer Handschriften, welche Ximenes aus Oran nach Alcalá brachte, das Zweite die von ihm besorgte und bereits oben (S. 195) erwähnte Bibelausgabe in verschiedenen Sprachen (*Biblia polyglotta Complutensis*), die Jhresgleichen in Europa nicht hatte und hat. Den Bauten und Einrichtungen, welche Ximenes in und um Alcalá mit wahrhaft kaiserlichem Aufwande machte, widmet sein Lebensbeschreiber Alvaro Gomez einen recht bedeutenden Raum in seinem Werke; er führt aber dabei freilich auch manches Sonderbare an. Dahin rechnen wir namentlich das Statut des Kardinals, vermöge dessen die Professoren von Alcalá nach der Zahl ihrer Schüler besoldet und alle vier Jahre neu gewählt werden sollten.

Da Ferdinand seit dem Jahre 1509 in Italien Krieg zu führen hatte und zugleich alle seine Kräfte und Mittel auf die Vereinigung Navarra's mit Aragonien verwandte, seine Tochter Johanna aber noch lebte und Königin hieß, und sein Enkel Karl nicht nur abwesend, sondern auch in Castilien unbekannt war, so herrschte Ximenes dort ganz unbeschränkt, und vereinigte die höchste geistliche Macht mit der weltlichen. Er regierte nicht als Mönch und verfolgte kein mönchisches oder pfäffisches Ziel, sondern er gebrauchte als Staatsmann sein kirchliches Ansehen zu eigentlichen Regierungszwecken. Es war daher auch, wenn man seine fanatische Wuth gegen Juden, Mohammedaner und Amerikaner ausnimmt, die Zeit seiner Verwaltung die wohlthätigste, welche Castilien je gehabt hat. Die Polizei der Regierung war im eigentlichen Sinn eine Bürgermacht oder auch eine geistliche Polizei. Diese ließ man sich gefallen, weil in Spanien und Portugal die römische Religion Volkssitte, Herkommen, Poesie und Kunst, nicht aber, wie bei uns, eine Sache des Glaubens, der Meinung oder gar des Verstandes war. Aus dem nämlichen Grunde fragte nachher auch, als die Reformatoren in Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz das Urchristenthum wiederherstellen wollten, in Castilien niemand nach der Bibellehre oder nach Gründen der überlieferten religiösen Nationalsitte, sondern den Bewohnern dieses Landes blieb stets ebenso der Cultus,

wie dem Mohammedaner das Waschen und Beten, die einzige Religion.

Das Verhältniß des von lauter Belgiern oder, was einerlei war, von Franzosen umgebenen Infanten Karl war, seitdem man seines Großvaters Maximilian Ansprüche an die Vormundschaft in Spanien verachtet hatte, sonderbar genug. Seine Mutter Johanna hieß Königin von Castilien, ihr Vater Ferdinand ließ das Reich durch Ximenes verwalten, der Erbe des Reiches selbst aber befand sich in Flandern unter der Vormundschaft seiner Tante, und blieb vom Antheile an der Beherrschung Spanien's auch dann noch ausgeschlossen, als er die Regierung der Niederlande bereits übernommen hatte. Das Letztere geschah im Jahre 1515; denn damals beschwor Karl im Februar den Brabantern, im April den Flämingern, im Mai den Seeländern und im Juni den Holländern die Blyde Inkomst (Joyeuse entrée) oder mit anderen Worten die Verfassung. Karl, welcher damals erst fünfzehn Jahre alt war, hatte seine Kindheit in den Niederlanden zugebracht und durch seine Tante Margaretha, deren Talente allgemein bewundert wurden, eine ganz französische Erziehung erhalten. Sein Bruder Ferdinand dagegen war in Spanien zurückgeblieben und ganz spanisch erzogen worden. Der Letztere stand daher auch seinem Großvater Ferdinand weit näher als Karl, dessen Lehrer, Freunde und Gespielen lauter Belgier oder Niederländer waren. Auch sagte man, daß Ferdinand der Katholische Aragonien und die italiänischen Besitzungen nicht auf seinen Enkel Karl habe vererben wollen; denn das Reich Castilien, in welchem er selbst blos Regent war, konnte er ihm nicht entziehen. Er habe, hieß es, seine zweite Ehe besonders aus dem Grunde geschlossen, damit er, wenn ihm ein Sohn geboren werde, diesem die zuerst genannten Reiche hinterlassen könne; nachher aber sei er mit dem Gedanken umgegangen, seinen jüngeren Enkel dem abwesenden älteren vorzuziehen. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit diese Angaben begründet sind, da wir in dem vorliegenden Werke uns auf Gerüchte, Projecte, Reden, ministerielle Noten und diplomatischen Quark nicht einlassen. Gewiß ist, daß die Spanier mit den Leuten, welche den jungen Karl umgaben, durchaus nicht zufrieden waren. Unter diesen Leuten war der wackere und gelehrte Pedant Hadrian,

welcher später als Pabst Hadrian VI. hieß, damals aber nur noch Dechant von Löwen war, unstreitig der redlichste. Hadrian hatte seinen Schüler in Dingen der anderen Welt unterrichten wollen; Karl hatte aber wenig Notiz davon genommen, obgleich er den guten Pedanten später aus Dankbarkeit zum Bischof von Utrecht machte. Während Karl von den theologisch-metaphysischen Grübeleien, in welchen dieser Niederländer stark war, nie etwas hatte erlernen wollen oder können, war er dagegen für seine Tante Margaretha und für seinen Hofmeister Wilhelm von Croÿ, Herrn von Chievres, ein sehr aufmerksamer Schüler. Diese weiheten ihn früh in die diplomatische Weisheit ein, und zum Diplomaten war er geboren.

Ferdinand der Katholische litt schon lange an einer Krankheit, und diese nahm am Ende des Jahres 1515 einen sehr bedenklichen Charakter an. Karl oder vielmehr sein Mentor, der Herzog von Chievres, schickte daher den erwähnten Jugendlehrer des Ersteren mit dem geheimen Auftrage nach Spanien, gleich nach Ferdinand's Tode die Regentschaft im Namen Karl's in Anspruch zu nehmen. Der Letztere ward nämlich dadurch in eine schwierige Lage gebracht, daß seine Mutter Johanna zwar ganz wahnsinnig und oft rasend war, daß aber dessen ungeachtet die Castilianer von keinem Könige etwas wissen wollten, so lange ihre unglückliche Königin noch lebte. Daher dauerte nicht bloß die Regentschaft bis auf Ferdinand's Tod, welcher am 23. Januar 1516 erfolgte, fort, sondern Ferdinand glaubte auch das Recht zu haben, durch ein Testament zu verordnen, wie es nach ihm mit derselben gehalten werden sollte. Nach diesem Testament sollten Johanna und ihre Erben dem König Ferdinand in Aragonien und Neapel nachfolgen, Ximenes aber die Verwaltung von Castilien so lange, als Karl abwesend sei, behalten, und Ferdinand's natürlicher Sohn Alphons, Erzbischof von Saragossa, einstweilen die Regierung von Aragonien führen. Dem Bruder Karl's vermachte Ferdinand einige Herrschaften im Neapolitanischen und fünfzigtausend Dukaten, die ihm jedes Jahr aus der Staatskasse gezahlt werden sollten.

8. Spanien und die Niederlande in der ersten Zeit Karl's V.

Nach dem Testamente Ferdinand's des Katholischen würde Karl I. oder, wie er nachher als Kaiser hieß, Karl V., bis zu seiner Ankunft in Spanien nichts behalten haben, als fünfzigtausend Dukaten, die ihm einst sein Großvater ausgesetzt hatte, als demselben die Verwaltung der spanischen Reiche überlassen worden war. Karl nannte sich daher nicht nur König, sondern der von ihm nach Spanien geschickte Hadrian war auch zur Übernahme der durch Ferdinand's Tod erledigten Regierungen bevollmächtigt. Hadrian war mit den spanischen Angelegenheiten ganz unbekannt. Er konnte daher nicht füglich im Namen eines Prinzen, welcher weder als König anerkannt war, noch auch bis dahin die Regentschaft geführt hatte, ein Recht in Anspruch nehmen, in dessen Besitz Jimenes war, und das diesem durch ein Testament zugesichert worden war. Er verständigte sich mit Jimenes dahin, daß Beide bis zum Eintreffen neuer Befehle aus Flandern die Regierung gemeinschaftlich führen wollten. Diese Einrichtung wurde zwar im Februar 1516 von Flandern aus bestätigt; allein die Rathgeber Karl's forderten zugleich von den beiden geistlichen Herren, daß sie Karl sogleich als König anerkennen lassen sollten, obgleich seine Mutter noch lebte.

Dies würde unmöglich gewesen sein, wenn nicht Hadrian bescheiden genug gewesen wäre, die ganze Verwaltung in Jimenes Händen zu lassen und sich mit einer Nebenrolle zu begnügen. Jimenes wußte die Spanier zu behandeln, war der mächtigen Städte, welche er und Ferdinand unabhängig gemacht hatten, ganz sicher, und rechnete besonders auf die Stadt Madrid, in der zu jener Zeit mehrentheils, sowie nachher von Philipp II. an beständig die Residenz war. Er rief nach Madrid die Prälaten und die Ritterschaft, um ihnen den Wunsch des Reichserben mitzutheilen. Als diese Herren zusammengekommen waren, bediente er sich des grundgelehrten Publicisten Carbajal, um ihnen historisch und juristisch darzuthun, daß Karl's Forderung, die sie selbst in ihren Schreiben an denselben für eine unvorsichtige und ungewöhnliche erklärt hatten, durch das Recht und den Gebrauch gerecht-

fertigt werde. Carbajal drang jedoch mit seiner Gelehrsamkeit und seinen juristischen Sophismen nicht durch, und nun zerhieb Ximenes den Knoten, indem er den Thronerben ohne Weiteres in Madrid als König ausrufen ließ. Dem Beispiele Madrid's folgten alsdann auch die anderen Städte, und die Prälaten und Ritter wagten hierauf nicht, sich zu widersetzen. Dies galt indessen nur für Castilien; in Aragonien wurde Karl zwar als rechtmäßiger Nachfolger seines Großvaters, nicht aber als König anerkannt.

Zur Belohnung der castilianischen Städte und folglich zugleich auch zur Demüthigung der unabhängigen Großen vermehrte Ximenes das Fußvolk, dessen sich schon Ferdinand gegen die Ritterschaft bedient hatte. Er ermunterte nämlich durch Worte und durch Geldunterstützungen die Stadtobrigkeiten, Compagnieen von Bürgern zu bezahlen und von Zeit zu Zeit in den Waffen üben zu lassen, damit sie dem Könige bei der Unterdrückung des Faustrechtes Hülfe leisten könnten. Die alten gebienten Officiere, welche mit dem Cardinal die Ungläubigen bekriegt hatten und von einer Constitution nichts wußten, hatte er schon längst gebraucht, um Miethlinge in Dienst zu nehmen. Durch seine Sparsamkeit und durch die vortreffliche Ordnung der Finanzen machte er es möglich, diese Officiere und mit ihnen gegen dreißigtausend Mann zu besolden, also zugleich eine Bürgermacht und ein geübtes Heer zu seinen Diensten zu haben, wie es damals keine europäische Macht besaß. Auch der Bildung jenes bürgerlichen, scheinbar zur Beschützung der Bürgerfreiheit gegen den Trotz und Übermuth mächtiger Großen bestimmten Heeres widersetzten sich die beiden höheren Stände; Ximenes richtete aber dasselbe ein, ohne auch nur die Antwort des Königs erwartet zu haben.

Mit derselben Energie, mit welcher Ximenes diese Einrichtung durchgesetzt hatte, stellte er auch die Finanzen wieder her, und untersuchte genau, wie die Gelder, welche Ferdinand als Großmeister der drei Ritterorden bezogen hatte, verwendet worden waren. Er fühlte sich an der Spitze der Stadtgemeinden stark genug, um den vornehmen Leuten Spanien's, welche in diesem Lande ebenso, wie jetzt in England, ihren Luxus und ihre Familien aus der Staatskasse unterhielten, die erschlichenen Jahrgelder zu

schmälern, die Sinecuren und Titular-Ämter zu nehmen und die Besoldungen zu beschneiden. Dies Alles ließ sich freilich von zwei Seiten her verschieden beurtheilen, und wird um so mehr pfäffisch-militärischer Despotismus gescholten, als die Untersuchungen und Verfolgungen der geistlichen Inquisition immer furchtbarer wurden. Die Großen schrieten laut gegen den Cardinal, und auch die Belgier, welche Karl's Umgebung und Rath bildeten, waren unzufrieden; sogar Hadrian fühlte sich unbehaglich, weil er nichts galt. Gleichwohl kann man nicht leugnen, daß Ximenes damals für den König Karl dasselbe that, was später Richelieu und Mazarin für Ludwig XIV. gethan haben; nur vernichtete er dabei nicht, wie diese, die bürgerliche Freiheit, und war oft menschlicher, als Hadrian und die niederländischen Doctrinäre. Das Letztere geht besonders aus seinem Verhalten in Bezug auf die Einführung von Negerflaven in Amerika hervor, welche zur Erleichterung der zum Goldgraben bis dahin ausschließlich gebrauchten Indianer erfunden worden war. Ximenes widersetzte sich dieser Maßregel, weil er alle die Übel, welche nachher aus ihr entsprangen, voraussah. Er mußte in diesem Falle freilich dem flämischen Philanthropen nachgeben. Übrigens beklagte sich Hadrian bei Karl's Umgebung, daß Ximenes Alles anordne, ohne ihn auch nur zu fragen, und es wurden deshalb noch zwei andere Niederländer, welche nicht so nachgiebig als er waren, nach Spanien geschickt, um an der Regierung Theil zu nehmen; diese konnten aber ebenso wenig, als der gute Hadrian, sich geltend machen.

Auch die Familienhäupter des castilianischen Adels, der Herzog von Infantado, der Graf von Benavente und der Admirante (Admiral) von Castilien, mußten sich mit dem Testamente Ferdinand's abfinden lassen, als sie den Cardinal trotzig fragten, wo die Vollmacht sei, vermöge deren er monarchischer handle, als ihre Könige gethan hätten. Wir glauben jedoch nicht, daß, wie in allen Geschichten erzählt wird, Ximenes diese Herren an das Fenster geführt und auf die untenstehenden Kanonen als auf sein bestes Patent gedeutet habe, obgleich auch Robertson und Prescott die Sache berichten. Dazu war der Cardinal viel zu fein; so etwas konnte nur der ehemalige Schneider Joyce thun, welcher, als er den gefangenen englischen König Karl I. abführte und nach der Voll-

macht (warrant) gefragt wurde, blos auf das Pistol deutete, das er in der Hand trug. Dem Pabst Leo X. und dem Anhange des Pedro Portocarrero, sowie dem Kapitel des Ritterordens von St. Jago zeigte Ximenes gleich nach Ferdinand's Tode seinen monarchischen Ernst, ohne daß er vorher bei Karl auch nur angefragt hätte. Leo's Vorgänger hatte nämlich die Anwartschaft auf die drei Großmeisterthümer dem Enkel Ferdinand's (Karl) übertragen, damit die großen Güter und Herrschaften der Orden nicht von der Krone getrennt würden; Leo ertheilte aber die Anwartschaft auf die Großmeisterwürde von St. Jago dem Pedro Portocarrero, und dieser nahm die Würde gleich nach Ferdinand's Tode in Anspruch. Auf des Pabstes Schreiben gestützt, versammelte sich hierauf sogleich das Ordens-Kapitel, und schon waren alle Anstalten getroffen, um Portocarrero einzusetzen, als der Kardinal einen Commissär mit Truppen schickte und die Erwählung Portocarrero's vereitelte. Auch der vertriebene König von Navarra, Johann d'Albret, wollte Ferdinand's Tod benutzen, und fiel mit einem Heere in sein früheres Reich ein; Ximenes schickte aber eine bedeutende Kriegsmacht gegen den Marschall von Navarra, welcher Johann's Heer anführte, schlug denselben und nahm ihn gefangen. Der Marschall blieb bis zum Jahre 1523, wo er sich selbst das Leben nahm, in Gefangenschaft; Johann d'Albret selbst und seine Gemahlin starben 1516. Eine Verbindung, welcher jeder anderen Regierung höchst gefährlich gewesen sein würde, diente dem Kardinal nur, um sein Ansehen oder vielmehr das des Königs zu vermehren. Es war nämlich unter den Großen ein Streit über die Erbschaft des Herzogs von Medina Sidonia entstanden, und als dieselben ihre Sache mit den Waffen hatten ausmachen wollen, hatte Ximenes sie durch seinen General Fonseca als Rebellen behandeln lassen. Fast alle großen Häuser waren hierauf zusammen getreten, und hatten Abgeordnete nach Brüssel geschickt; diese wurden aber daselbst nicht angenommen.

Ungeachtet aller dieser Dinge befand sich der Kardinal während des Jahres 1516 in einer bedenklichen Lage, weil der Herr von Chievres bei allen anderen guten Eigenschaften ebenso wie seine belgischen Freunde, sehr geldgierig war und das amerikanische Gold für unerschöpflich hielt, so daß aus Spanien sehr bedeutende

Summen nach Belgien gezogen und die Castilianer sehr unzufrieden gemacht wurden. Auch bildete sich in Folge des langen Ausbleibens Karl's eine Partei für dessen Bruder Ferdinand, und es war überdies bedenklich, daß die Stadtgemeinden sich zu regen begannen und ungestüm die Berufung der Cortes forderten. Der Kardinal drang daher endlich selbst darauf, daß Karl nach Spanien kommen sollte. Besonders war es das erwähnte Verlangen der Städte, welches den Kardinal bewog, Karl's baldige Reise nach Spanien zu betreiben, obgleich er auch dieser Forderung vorerst zu widerstehen mußte. Karl konnte die Niederlande nicht eher verlassen, als bis er dieselben durch einen Friedensschluß mit König Franz I. gegen diesen und gegen Karl von Geldern zu Wasser und zu Lande gesichert hatte. Es wurde daher jetzt in Royon ein Kongreß gehalten und auf demselben im August 1516 ein Vertrag für die Niederlande, sowie ein anderer für die ganze Monarchie Karl's zu Stande gebracht.

Um die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und den Niederlanden hatte der damalige Statthalter von Holland, Heinrich von Nassau, das größte Verdienst, und er gewann bei dieser Gelegenheit des Königs Franz I. volle Gunst. Franz versprach in dem Vertrage den Niederlanden seinen Schutz; dafür leistete Heinrich in Karl's Namen ihm die Huldigung für Artois und Flandern. Den Vertrag für die Monarchie Karl's schlossen zwei Bevollmächtigte, welche nach den Befehlen der Erzieher der Könige Franz und Karl handelten. Ihre Vollmachtgeber, der Herr von Chievres und Arthur von Boissy, halfen sich aber dabei nur für den Augenblick aus der Verlegenheit, und fragten gar nicht danach, ob der Vertrag vollzogen werden könne. Die Freundschaft zwischen Franz und Karl, hieß es in dem Vertrage, solle durch die künftige Vermählung der einjährigen Tochter des Ersteren mit Karl, welcher bereits sechszehn Jahre alt war, befestigt werden, und des französischen Königs Ansprüche an Neapel sollten die Mitgabe seiner Tochter sein, die Vermählung aber im zwölften Lebensjahre der Prinzessin geschlossen werden und Karl bis dahin jährlich hunderttausend Goldkronen, sowie nachher noch die Hälfte bezahlen. Wie konnte eine solche Verabredung jemals vollzogen werden? Was die übrigen Bestimmungen des Vertrages

angeht, so blieb Navarra zwar vorerst mit Spanien vereinigt, es waren aber diesem Artikel sonderbare Clauseln beigefügt, wie denn auch die Entfagung des Besitzes von Neapel so verclausulirt war, daß Franz sogar nach der Heirath immer noch seinen Anspruch geltend machen konnte. In Betreff Navarra's wurde nämlich ausgemacht, daß Karl in seinem Rathe juristisch prüfen lassen sollte, ob sein Großvater Ferdinand ein Erbrecht auf Navarra gehabt habe, was offenkundig nicht der Fall war. Von Mailand war in dem Vertrage keine Rede, weil Franz im Besitze dieses Herzogthums war und Ghievres in Karl's Namen versprach, daß auch Maximilian den Frieden annehmen werde.

Sowohl Heinrich VIII. von England, als auch der Kaiser Maximilian waren mit dem Vertrage von Noyon sehr unzufrieden. Der Letztere hatte, wie bereits oben (S. 286) bemerkt worden ist, mit einer von Heinrich erhaltenen Geldsumme Schweizer gemiethet, und war an der Spitze derselben über die Alpen gezogen; sobald er aber das englische Geld ganz ausgegeben hatte, waren die Schweizer gegen ihn so trotzig und grob geworden, daß er fürchtete, es möchte ihm am Ende gehen, wie es früher dem Herzog Ludwig Moro gegangen war (s. S. 159 f.), oder mit anderen Worten, er möchte von ihnen an den Feind verkauft werden. Er war daher eilig nach Deutschland zurückgekehrt. Hier ließ er sich von seiner Tochter Margaretha bewegen, den Vertrag von Noyon anzunehmen. Doch erfüllte er den Artikel nicht, in welchem ausgemacht war, daß er Verona räumen solle.

Durch den Vertrag von Noyon wurde wenigstens Margaretha in den Niederlanden gegen den fürchterlichen Führer der schwarzen Banden, den Herzog Karl von Geldern, geschützt. Dieser war nämlich nicht sobald aus Italien zurückgekehrt und genesen (s. S. 283 f.), als er in Holland und Friesland eingefallen war und daselbst zu Lande gräßliche Verwüstungen angerichtet hatte, während sein würdiger Genosse, ein Seeräuber, welcher der große Peter (de Groote Pier) genannt wurde, alle Schiffe wegnahm. Lange hatte Heinrich von Nassau, der Statthalter von Holland, vergebens gegen die Räuber und Ritter gekämpft, bis er endlich das ganze Land aufbot und den Herzog Karl nach Arnheim hin drängte. Dies war zu derselben Zeit geschehen, als Heinrich den Frieden

von Noyon vermitteln half. König Franz bewirkte daher auch, daß am 17. September zu Utrecht ein sechsmonatlicher Waffenstillstand zwischen dem Herzoge von Geldern und dem König Karl geschlossen ward. Nach diesem Waffenstillstands-Vertrage erhielt der Letztere das ihm vom Herzoge entrissene sogenannte westlauerische Friesland wieder, er mußte aber demselben dafür hunderttausend Goldkronen geben und also eine halbjährliche Ruhe theuer bezahlen. Am besten stand sich bei allen diesen Unterhandlungen Heinrich von Nassau; denn er ward bei Gelegenheit derselben ein Glied des souveränen Hauses Dranien. König Franz erlaubte ihm nämlich, die Schwester und Erbin Philibert's von Dranien und Chalons, Claudia, zu heirathen, welche, weil sie auch in Burgund große Güter besaß, ohne Erlaubniß ihres Lehensherrn, des französischen Königs, sich nicht vermählen durfte.

Karl wurde auch nach dem Frieden von Noyon noch lange in den Niederlanden zurückgehalten, so daß er erst ein ganzes Jahr später nach Spanien reisen konnte, wo er am 17. September 1517 bei Villaviciosa in Asturien landete. Er war, als er in Spanien ankam, von einem ganzen Hofstaate von Belgiern umgeben, welche wegen ihres leichtfertigen französischen Wesens, ihrer Habgier und ihrer hohen Einbildung von sich den ernsthaften und ceremoniösen Spaniern ein arger Gräuel waren. Von seiner Schwester Leonore begleitet, reiste Karl nach Tordeillas zu seiner Mutter, deren Freude über den Anblick ihrer Kinder, wie Mariana's Fortsetzer, Miniana, sich sehr zart ausdrückt, für einen Augenblick selbst über ihren rasenden Wahnsinn siegte*). Dem Minister dagegen, welchem Karl es verdankte, daß er ganz Spanien in einem Zustande fand, wie es noch nie ein König bei seinem Regierungsantritte gefunden hatte, lohnte er auf das Eingeben seiner Niederländer in einer sehr schnöden Weise. Er ließ nämlich dem achtzigjährigen Cardinal und Verwalter des Reiches ganz kalt wissen, er möge ihm entgegenkommen und Bericht erstatten, dann könne er sich sogleich von den Geschäften zurückziehen**). Ximenes war allerdings schon durch

*) Cui in filiorum amplexu etsi graviter affectae mirifice natura gaudium expressit.

***) Miniana's kurzer Bericht hierüber ist beredter, als die längste Declamation: Ut sibi ad Mogiados occurreret, ubi, postquam de reipublicae rebus, Schloffer's Weltgesch. f. d. d. B. XI.

die Energie, mit welcher er den Großen Castilien's und, wenn sie seinem Willen widerstrebten, auch den Städten Troß geboten hatte, der niederländischen Umgebung Karl's ein Dorn im Auge. Außerdem hatten die Männer, welche Karl's Gefolge bildeten, schon in Brüssel mit den Ämtern, Stellen, Pfründen, Titeln und Privilegien der drei Welttheile Handel getrieben, und waren darin durch die Allmacht des Kardinals gestört worden. Er mußte also weichen. Ximenes starb zwar schon sechs Wochen nach seiner Entfernung von den Geschäften (8. November 1517); Prescott hat aber mit Recht bemerkt, daß es lächerlich ist, wenn man dieses Umstandes wegen behauptet, der alte Mann sei vor Verdruß über Undank gestorben. So starke und kalte Seelen, wie die des Kardinals war, ergreift innerer Schmerz nur augenblicklich; wer der Welt widerstanden hat, der widersteht auch dem Kummer und Neid. Ximenes hatte noch ganz neulich den ersten Herren des Reiches, den Herzögen von Alba und Infantado, dem Grafen von Uregna und dessen Sohne, Don Pedro Giron, handgreiflich bewiesen, daß in Folge seiner kräftigen Leitung Castilien eine bessere Polizei und mehr Sicherheit habe, als Deutschland. Diese Herren und eine Anzahl anderer Junker hatten sich den königlichen Beamten mit Gewalt widersetzt und Faustrecht geübt. Als darauf Gewalt gegen sie gebraucht werden sollte, warfen sie sich nach guter alter Sitte in die besetzte Stadt Villafranca, um dort die königliche Polizei so lange aufzuhalten, bis sie des Belagerers müde würde. Der Kardinal schickte aber sogleich einige tausend Mann der von ihm eingerichteten Milizen gegen die Stadt, nahm dieselbe ein, schleifte alle ihre Befestigungen, und nöthigte die stolzen Feudalherren, die Gnade des Königs anzurufen.

Karl versammelte, ehe er noch in Aragonien Besitz ergriffen hatte, die Cortes von Castilien zu Valladolid (1518), und fand bei ihnen heftigen Widerstand, als er die auf Ximenes Befehl geschehene Ausrufung seines Königthums geltend machen wollte. Die Stände widersezten sich zwar nicht, als er fortfuhr, sich König zu nennen; sie bestanden aber darauf, daß nur seine Mutter

cum de privatis, tum de familia constituenda in commune egissent, domum quieti suae consultum discederet.

Königin sei, und alle Befehle und Verordnungen mußten in ihrem und seinem Namen ausgefertigt werden. Noch ehe hierauf Karl nach Aragonien reiste, machten die Niederländer ihn den Spaniern so sehr verhaßt, daß er oder vielmehr seine Rätthe für rathsam hielten, seinen Bruder Ferdinand in Begleitung des Herrn de Vere nach Deutschland zu schicken, um einer Vereinigung der spanischen Unzufriedenen zu seinen Gunsten zuvorzukommen. Die Castilianer waren besonders über die Anstellung von Niederländern unzufrieden, da man sich sogar nicht gescheut hatte, das Primat und Erzbisthum Toledo nach Ximenes Tode nicht dem natürlichen Sohne des verstorbenen Königs, dem Erzbischof Alphons von Saragossa, sondern dem Neffen des Herrn von Ghievres zu ertheilen. Der neue Primas von Spanien war freilich schon Erzbischof von Cambray, allein auch dies war er nur als belgischer Junker. Auch den Schultheißer von Toledo setzte Karl ab, und gab einem Belgier die Stelle desselben. Den Belgier Sauvage, welcher mit Ghievres den Frieden von Noyon abgeschlossen hatte, machte er sogar zum Kanzler von Castilien, und als dieser im folgenden Jahre starb, ernannte er an seine Stelle nicht einen Spanier, sondern den Burgunder Galinara, der ihm in den folgenden Jahren im Kabinet sehr nützliche Dienste leistete. Als er endlich im Jahre 1518 nach Aragonien reiste, um von diesem Reiche und von Catalonien Besitz zu nehmen, und deshalb einen Regentschaftsrath für Castilien ernannte, mußten sich die castilianischen Pairs sogar gefallen lassen, daß eine Anzahl Belgier neben ihnen Sitz und Stimme erhielt und durch die Willensverkündigung des Königs ihnen Schweigen auferlegen konnte. Die spanischen Granden waren der Connetable, der Amirante, der Herzog von Alba, der Erzbischof von St. Jago und einige Andere.

Die Städte waren aus anderen Ursachen unzufrieden, als der Adel, welcher die Vortheile des Regierens nicht mit Fremden theilen wollte. Die Bürgerschaften waren nämlich darüber unwillig, daß man so viel Geld aus Spanien in die Niederlande schickte. Die Geschichtschreiber pflegen die Summe, welche durch die sparsamen Niederländer vom spanischen Reichthum erübrigt ward, in einer runden Zahl anzugeben; wir wollen dies jedoch nicht thun, weil wir solchen Angaben und Berechnungen um so weniger trauen, je genauer sie sind, und je mehr sie scheinbar aus Urkunden gezogen und

durch sogenannte wissenschaftliche Combinationen und Berechnungen begründet sind. Gewiß ist, daß 1519, während Karl in Aragonien verweilte, die von Ferdinand und Kimentes sehr begünstigten und fast freien Städte Castilien's eine Verbindung unter sich zu knüpfen begannen, welche der Monarchie sehr gefährlich hätte werden können. Den Vorwand zur Gründung dieses castilianischen Städtebündnisses gab die Nichterfüllung der Versprechungen, welche der König auf der ersten von ihm gehaltenen Ständeversammlung zu Valladolid gegeben hatte. Segovia machte den ersten Entwurf eines solchen Bundes und theilte denselben der Stadt Avila mit. Diese forderte dann die Stadt Toledo, mit welcher sie seit langer Zeit in Verbindung gestanden war, zur Theilnahme auf, Toledo aber lud Cuenca und Jaén zum Beitritt ein. Vorerst war jedoch nur von dringenden Vorstellungen, die man dem Könige machen wollte, die Rede.

Soweit war es mit der Unzufriedenheit in Castilien gekommen, als Karl von seines Großvaters Maximilian Tode benachrichtigt wurde, und durch denselben die Aussicht erhielt, zum römischen Kaiser gewählt zu werden und so nicht bloß einen leeren Titel, sondern als unumschränkter Beherrscher der meisten Provinzen des weströmischen Reiches auch einen Theil der Rechte der alten römischen Kaiser wieder zu erlangen. Das Letztere war um so eher möglich, als der gewählte deutsche Kaiser vom Pabste zum Nachfolger Constantin's des Großen gemacht zu werden pflegte, und als die Deutschen einfältig genug waren, Justinian's öffentliches Recht und das auf dasselbe gegründete Kriminalrecht in Hochverraths-Sachen als kaiserliches Recht der Deutschen anzuerkennen. Wir werden nach einer kurzen Übersicht der Hauptereignisse in Maximilian's letzter Zeit zu berichten haben, wie Karl V. jenem Gedanken Folge gab, und wie er die damals in der deutschen Kirche eintretende Spaltung zur Einführung einer absoluten Monarchie im Staate zu benutzen hoffte.

IV. Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Italien in der ersten Zeit der Reformation.

1. Politische Angelegenheiten Deutschland's in den letzten Jahren Maximilian's I.

Maximilian I. und sein Vater waren, wie aus dem Früheren bekannt ist, fast beständig mit den Reichstagen in Streit gewesen, und der Krämersinn der Städte, sowie der Trotz, die Raubsucht und die Rohheit der deutschen Fürsten und Ritter, die sich nur durch die Größe ihrer Besitzungen von einander unterschieden, hatten schwere Leiden über das arme Land gebracht. Man hatte daher schon unter Friedrich III. ernstlich daran gedacht, statt einer kaiserlichen Regierung eine ständische Reichs- und Gerichtsverwaltung einzuführen (s. S. 180—184). Man war auf den Gedanken gekommen, das Reich in Kreise zu theilen, jedem dieser Kreise eine Organisation zu geben, als wenn er einen besonderen Staat bilde, und von Reiches wegen ein Gericht zu bestellen, welches die Streitigkeiten, die noch immer mit den Waffen ausgemacht wurden, nach dem Rechte schlichten sollte. Über die Art, wie dieses Gericht und die Kreise einzurichten seien, ward ein halbes Jahrhundert hindurch gestritten, das Faustrecht aber wurde dabei nach wie vor geübt. Die Räuber hießen tapfere und edle Ritter, und ihr rohes Saufen und Raufen wird noch bis auf den heutigen Tag als poetisches Ritterthum romantisch gepriesen. Um jedoch zu zeigen, wie verschieden die prosaische Ansicht des Ritterthums, welche wir aus Franz von Sickingen's und seiner Freunde eigenen Nachrichten entnehmen, von der poetischen Darstellung der Ritterromane eines Walter Scott und Anderer ist, wollen wir einige Beispiele aus dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts anführen.

Franz von Sickingen, der berühmteste Held in Maximilian's Zeit und das Musterbild wegelagernder Ritter, hatte von seinem Notarius, Balthasar Sloer, einen Streit mit der Stadt Worms an sich gekauft und in diesem das Recht in seine Faust genommen. Er wollte von dem Reichskammergericht und dem kaiserlichen Hofrath durchaus nichts wissen; denn er dachte, wie er später (1522) dem ihn von seinen Gewaltthaten abmahnenden Reichsregiment mit dürrn Worten erklärte: „Es seynd die alten Geigen, an Befehlen mangelt's nicht, aber an denen, die ihnen gehorchen.“ Alle Kaufleute waren ihm Wormser, und er nahm alle Waaren, welche auf die Frankfurter Messe gebracht werden sollten, auf der Landstraße weg. Man sprach zwar deshalb die Acht gegen ihn aus; er und die anderen Herren kümmerten sich jedoch gar nicht darum. Sickingen sagte, die Acht hätten die Wormser durch Geld bei den kaiserlichen Hofrathen, besonders bei Herrn Nikolaus Ziegler, ausgewirkt. Trotz der Achterklärung belagerte Sickingen die Stadt Worms acht Tage lang, und er hatte sie schon auf das Äußerste gebracht, als endlich der Graf von Hagen, Präsident des Reichskammergerichts, die Zwietracht, welche zwischen Rath, Bürgerschaft und Geistlichkeit bestand, beilegte und in Folge davon Sickingen sich zurückziehen mußte. Der Letztere fuhr aber noch zwei ganze Jahre lang fort, die Stadt zu belagern oder mit anderen Worten Straßenraub gegen die Bürger derselben zu üben. Als endlich ein sogenannter römischer Zug gegen ihn nach Landau ausgesprochen ward, mußten dafür die armen Landauer Bürger seine schwere Hand fühlen. Er raubte diesen nämlich ihre ganze weidende Heerde oder, wie das Original sich ausdrückt, allen ihren Käse. Dabei war Sickingen originell naiv; denn als er bei St. Victor, in der Nähe von Mainz, zwölf Frachtwagen, auf denen sich auch Parmesan-Käse befand, weggenommen hatte, schickte er einen dieser Käse dem Reichskriminalrichter, dem Pfalzgrafen Ludwig V., aus unterthäniger Meinung. Der Pfalzgraf wies das gestohlene Gut zurück; Philipp von Flörsheim aber, Domherr von Speier und Sickingen's Schwager, war nicht so zarten Gewissens und nahm einen ihm geschickten Käse an. Dieser Domherr rieth 1518 seinem Schwager, nach Inspruch zu Kaiser Maximilian zu gehen, der ihn trotz der ausgesprochenen Acht mit Ehren empfangen werde. Dies geschah

auch wirklich: mehr als dreißig Reichsritter holten Franz von Sickingen mit Ehren ein, und der oben erwähnte Herr Nikolaus Ziegler schickte ihm einen Vagel Wittlacher Wein, welchen Sickingen und der Graf Emicho von Leiningen alsbald ganz austranken, weil Beide ebenso im Trinken wie im Raufen Meister waren.

Das Benehmen Sickingen's zeigt, wie wenig es auch nach der Errichtung des Reichskammergerichts, welches alle Augenblicke stille stand oder auch ganz verschwand, und nach der Eintheilung des Reiches in Kreise, eine gesetzliche Gewalt gab, welche im Stande gewesen wäre, der Reichsritterschaft, die von der Plünderung der Handelsleute und von der Unterdrückung des Landvolkes lebte und sich damit brüstete, die Spitze zu bieten. Im Jahre 1512 war es nämlich mit der sogenannten Reichs-Executionsordnung, zu welcher das Reichskammergericht und die acht Kreise gehörten, endlich ernst geworden, da Maximilian auf dem Reichstage zu Köln sich die Vorschläge der Stände hatte gefallen lassen. Dem Faustrecht ein Ende zu machen, war der Hauptzweck, man nannte deshalb auch die Kreise zuerst ausdrücklich Landfriedens-Kreise. Auch wurde damals zu den acht Kreisen das Herzogthum Burgund als neunter und Östreich als zehnter hinzugefügt, weil Maximilian sich schon längst bemühte, beide Länder unter den Schug des Reiches zu bringen. Doch trat auch durch den Kölner Beschluß die Einrichtung noch nicht ins Leben, sondern dies geschah erst volle zehn Jahre später, unter Maximilian's Nachfolger, Karl V. Jeder Kreis war ein Bild des Reiches; denn wie der Kaiser und ein Reichs-Regiment in den letzten Zeiten gemeinschaftlich das Reich hatten regieren sollen, so sollte in jedem Kreise von dem Kreisobersten und den ihm zugeordneten Räten die öffentliche Ruhe und Sicherheit überwacht und für die schnellere und gleichförmige Vollziehung der Reichsbeschlüsse gesorgt werden.

Da beide Behörden lange Zeit hindurch nicht im Stande waren, die ihnen gewordene Aufgabe zu erfüllen, so bildete sich, während noch die Fürsten und Städte über die Erzwingung des Landfriedens stritten, eine besondere, nicht von Reiches wegen angeordnete Verbindung, welche Gewalt mit Gewalt bekämpfte und nach und nach den Kreishauptleuten und Gerichten es möglich machte, ihren Zweck zu erreichen. Dies war der schwäbische Bund, an dessen

Bildung Friedrich's III. vertrauter Rath, Hugo von Werdenberg, Graf von Bregenz, großen Antheil gehabt hatte. Hugo von Werdenberg hatte überhaupt dem Kaiser Friedrich in Reichsangelegenheiten die wesentlichsten Dienste geleistet: er hatte namentlich bewirkt, daß die deutschen Stände nicht nur im ungarischen und im türkischen Kriege sich ihres Kaisers annahmen, sondern daß sie auch nach langem Widerstreben noch bei Friedrich's Leben dessen Sohn Maximilian zum römischen König erwählten. Im Jahre 1488 hatte derselbe Hugo von Werdenberg dem Kaiser angegeben, wie man, da es damals mit der Einrichtung der Kreise und der Reichsgerichte noch immer nicht recht gehen wollte, den Bund vom Georgen-Schild, welchem auch Hugo angehörte, zu einem schwäbischen Bunde erweitern und zur Erhaltung des Landfriedens benutzen könne. Diesem Rathe gemäß hatte Friedrich im Februar 1488 die Prälaten, Grafen und Ritter des Bundes vom Georgen-Schild nach Eßlingen berufen, und hier hatten nicht nur die Abgeordneten von zweiundzwanzig Reichsstädten sich eingefunden und dem Bunde angeschlossen, sondern auch Graf Eberhard der Ältere von Württemberg und Siegmund von Tyrol waren demselben beigetreten. Als ritterlicher Bund vom Georgen-Schild war der Verein ein österreichischer mit österreichischen Farben gewesen; sobald er sich aber „des Kaisers und des Reiches Bund im Lande Schwaben zur Erhaltung des Landfriedens“ oder kürzer den schwäbischen Bund nannte, traten auch rheinische Fürsten und endlich sogar der Kurfürst von Brandenburg bei. Der Bund wurde anfangs nur auf bestimmte Jahre geschlossen; der Kaiser hörte aber nicht auf, durch Bitten, Drohungen und Befehle immer mehr Stände zum Eintritt in einen Bund zu bewegen, der zur Sicherheit seiner Mitglieder ein Heer von zehntausend Mann aufstellte, welches jedoch nicht dem Kaiser, sondern einem Bundesrathe untergeben sein sollte. Im Jahre 1496 ward auf Betreiben des wackeren Kurfürsten Berthold von Mainz (s. S. 233) der Bund auf drei Jahre verlängert und auch Eberhard der Jüngere von Württemberg in denselben aufgenommen.

Maximilian sah in dem Bunde eine so tüchtige Bürgschaft des nur durch eine stehende Mannschaft zu erhaltenden Landfriedens, daß er im Juni 1498 die drohende Auflösung desselben durch einen scharfen Strafbefehl verhinderte. Er verbot nämlich bei Strafe der

Nicht jedem Gliede, aus demselben auszutreten. Zugleich forderte er nochmals alle Glieder des deutschen Reiches dringend auf, sich dem Bunde anzuschließen. Damals trat auch Ulrich, dem sein Vetter, Eberhard der Jüngere, das Herzogthum Württemberg hatte überlassen müssen (s. S. 183), in den schwäbischen Bund, welcher bald nachher wieder auf zwölf Jahre verlängert wurde. Der Bund sorgte dann in Süddeutschland für die Erhaltung der Ruhe, an welcher besonders den Städten viel lag, weil damals noch der ganze Handel zwischen dem Norden und Süden durch Deutschland ging, ein Handel, durch welchen nicht nur die italiänischen Städte, besonders Mailand, Florenz und Venedig, sondern auch die süddeutschen in Franken und Schwaben und die Hanse in Norddeutschland reich und mächtig wurden. Auch über die Wahl der Bundes-Hauptleute ward zu derselben Zeit, in welcher man die zwölfjährige Verlängerung des Bundes beschloß, eine Verordnung gemacht. Über alles dies wurde jedoch nach der leidigen Art der Deutschen sehr lange berathen und geklügelt, um das Beste zu finden, während man das Gute fahren ließ. Seit 1498 war nämlich immer von der Verlängerung des Bundes auf zwölf Jahre die Rede; aber erst 1500 kam es wirklich dazu. Um dieselbe Zeit gerieth der Bund in eine Fehde mit den Schweizern, in welcher Maximilian wieder manches ritterliche Abenteuer bestand, am Ende aber doch ebenso wie die Schwaben wenig Ehre davon trug. Sein sehr gebildeter Geheimschreiber Bilibald Pirkhaimer, einer der um die Wiederherstellung der alten klassischen Literatur unsterblich verdienten Männer, hat diesen Krieg (*bellum Helveticum*) in klassischem Latein beschrieben. Hätte Bilibald es in Luther's Styl deutsch gethan, so würden wir ein klassisches Werk in unserer Sprache erhalten haben, während wir jetzt nur eine im Ciceronischen Styl verfaßte Arbeit mehr besitzen.

Im Jahre 1512 wurde der schwäbische Bund auf zehn Jahre erneuert und bei dieser Gelegenheit dem Bundesgerichte ein fester Sitz in Augsburg angewiesen. Damals wurden auch der Bischof von Bamberg und die Städte Heilbronn, Wimpfen und Weißenburg im Nordgau in den Bund aufgenommen. Dagegen war Herzog Ulrich von Württemberg nicht zum Wieder-Eintritt in denselben zu bewegen; er gerieth im Gegentheil schon 1512 mit dem Bunde in

Streit. Dieser Fürst, welcher früh anfang, gleich dem Herzoge von Geldern eine Söldner-Bande zu unterhalten, eignete sich, als Graf Emicho von Leiningen in die Acht fiel, die Güter und Burgen desselben gewaltsam zu. Er gebrauchte dabei zwar einen scheinbaren Vorwand; diesen wollte aber der Kaiser nicht gelten lassen, und als hierauf der Letztere dem Grafen Emicho die in Folge der Acht eintretende Confiscation seiner Güter erließ, war Ulrich nicht zu bewegen, seinen Raub wieder herauszugeben. Vier Jahre später erbitterte Ulrich sogar durch einen Mord, dessen wir unten näher gedenken werden, die ganze Reichsritterschaft von Schwaben in noch höherem Grade. Seinen Beitritt zu dem erneuten schwäbischen Bunde hatte er aus dem Grund verweigert, weil er in Folge desselben das Bundesgericht in Augsburg hätte anerkennen müssen. Als er endlich seine Beitritts-Erklärung gab, knüpfte er sie an so viele Bedingungen und Clauseln, daß man sie nicht annehmen konnte.

Neben dem schwäbischen Bundesgerichte bestand das Reichskammergericht fort; dies konnte aber seine Urtheile nur selten gegen die Reichsritterschaft, geschweige denn gegen Fürsten und Städte zur Ausführung bringen. Auch war es nicht immer in der Verfassung, Recht sprechen zu können; denn bald war es zu schwach besetzt, bald blieb es unbesoldet, weil die zur Bezahlung bestimmten Gelder fast nie ordentlich einkamen. Sehr oft waren auch die Beisitzer unter sich oder mit den Bürgern der Stadt, in welcher das Gericht seinen Sitz hatte, uneinig. Zur Zeit des Streites zwischen Franz von Sickingen und den Wormsern befand sich das Reichskammergericht in Worms. Es wurde, wie wir oben bemerkt haben, in diesen Streit verwickelt, und mußte in Folge desselben seinen Sitz nach Speier verlegen, wo es dann, nachdem es noch einmal für einige Zeit nach Worms zurückgekehrt war, so lange blieb, bis es nach Wezlar wandern mußte.

Wir gedenken des Kaisers nicht, weil er eben so wenig, als die Reichsgerichte, einen festen Sitz oder eine gebietende Gewalt im Reiche hatte. So gelehrt, romantisch und poetisch Maximilian auch war, und so wenig er es an Reisen, Reichstagen, Projecten und Unternehmungen fehlen ließ, so dürfen wir ihm doch durch die Labyrinth seines abenteuerlichen Lebens nicht folgen. Unerwähnt darf aber nicht bleiben, daß Maximilian ebenso, wie er seines

Enkels Herzogthum Burgund und sein eigenes Herzogthum Östreich dem Reichsverbande einverleibte, sich Mühe gab, das Land Tyrol zum Kurfürstenthum erheben zu lassen, daß ihm dies jedoch nicht gelang.

Da wir europäische, nicht bloß deutsche Geschichte im Auge haben, so wollen wir, um den Faden der Letzteren an den der allgemeinen Geschichte anzuknüpfen, aus den Begebenheiten der letzten Regierungsjahre Maximilian's nur diejenigen ausheben, in welchen sich der traurige Zustand der Staatsregierung in Deutschland zeigt, und die mit den ersten Regierungshandlungen von Maximilian's Enkel und Nachfolger unmittelbar zusammenhängen. In dieser Hinsicht sind besonders zwei Ereignisse wichtig, welche in dem Augenblicke, als Maximilian's Enkel, Ferdinand und Karl, nach Deutschland kamen, große und dauernde Veränderungen im Inneren des Reiches veranlaßten. Das Eine ist die sogenannte Hildesheimische Stiftsfehde, das Andere Ulrich's von Württemberg Streitigkeit mit seinen Unterthanen und mit dem schwäbischen Bunde, welche mit seiner Verjagung aus dem Lande endigte. Diesen beiden Ereignissen ist dann später noch eine Unternehmung dreier rheinischen Fürsten gegen Franz von Sickingen beizufügen, in welcher der Sieg des Fürsten-Regiments über das Ritter-Regiment sich kund gab.

Maximilian's Pläne scheiterten in den letzten Jahren seines Lebens fast insgesammt, weil er nie vorher überdachte, ob er die Mittel zur Ausführung habe, und weil er stets, ehe er noch das Eine vollbracht hatte, zu etwas Anderem überging. Er erwarb jedoch zuletzt, indem er den österreichischen Wahlspruch (Felix Austria, nube!) befolgte, seinem Hause die beiden Reiche Böhmen und Ungarn, welche weder seine Heere noch seine Diplomaten ihm hatten verschaffen können.

In Ungarn und Böhmen, welche Länder Kaiser Albrecht II. vorübergehend mit Östreich vereinigt hatte, herrschte seit Podiebrad's und Matthias Corvinus Tode Ladislaus VII., der älteste Sohn des polnischen Königs Kasimir II. und der Tochter des Kaisers Albrecht, Elisabeth (s. Th. X. S. 295 und Th. XI. S. 96 f.), während in Polen zuerst der zweite Sohn Kasimir's, Johann I. Albert, dann (1501) ein jüngerer Sohn, Alexander, und endlich (1506) der jüngste, Siegmund I., ihrem Vater nachgefolgt waren. Maximilian

hatte anfangs wenigstens Ungarn gegen Ladislaus zu behaupten versucht, nachher aber, wie immer, sich mit einer Geldsumme abfinden lassen, welche er gleich darauf in lächerlichem Ritter- und Hofgepränge verschwendete (s. Th. XI. S. 97—99). Doch war ihm damals (1491) in dem Frieden, den er mit Ladislaus schloß, außer jener Geldsumme auch die eventuelle Nachfolge in Ungarn und das Recht, sogleich den Königstitel dieses Landes anzunehmen, zugestanden worden. Als später Ladislaus einen Sohn erhielt, suchte Maximilian seiner Familie den Heimfall der beiden Reiche, welche derselbe beherrschte, durch eine Heirathsverbindung zu sichern. Die darüber eingeleitete Unterhandlung ruhte nachher mehrere Jahre lang, bis sie 1514 wieder aufgenommen und durch die geschicktesten Geschäftsmänner und Freunde Maximilian's glücklich zum Ziele geführt wurde. Diese Männer waren zwei um die Verbesserung des Geschmacks in Deutschland, um die Einführung eines klassischen lateinischen Styls und um die Erhellung des klösterlichen Dunkels der Schule verdiente Gelehrte, der uns bereits bekannte Matthäus Lang und Johann Cuspinianus (Spieshammer), ein Schüler des in der Geschichte der klassischen und der deutschen Literatur als Dichter und Gelehrter so wichtigen Konrad Celtes und dessen Nachfolger in der Bibliothekar-Stelle zu Wien. Durch die Geschicklichkeit dieser beiden Männer brachte der Kaiser nach langen Unterhandlungen es endlich dahin, daß Ladislaus VII. von Böhmen und Ungarn und sein Bruder, König Siegmund I. von Polen, in eine Verlobung der Tochter des Ersteren mit einem der beiden Enkel Maximilian's, sowie einer Enkelin des Kaisers mit des Ladislaus Sohne, dem nachherigen König Ludwig II., einwilligten.

Die Geschichte dieser Verlobung, sowie der ihr vorausgegangenen Verhandlungen und aller dabei in klassischem Latein gewechselten Schriften und gehaltenen Reden hat uns Cuspinianus schriftlich hinterlassen, und Burkhard Struve hat dieselbe im zweiten Theile seiner aus Marquard Freher's Nachlaß gesammelten Beiträge zur deutschen Geschichte abdrucken lassen. Wir halten uns jedoch dabei nicht auf, sondern erwähnen jener Schrift nur als eines der Denkmale des aus Italien herüber gebrachten edeln Strebens, der Barbarei und Unwissenheit des Mittelalters ein Ende zu machen. Die beiden Könige Ladislaus und Siegmund kamen im Juli 1515 mit einem

barbarischen Pomp und Aufzuge nach Wien, wo Maximilian seiner gewohnten Weise nach für Luxus und Festlichkeiten hundertundfünfzigtausend Gulden verschwendete, um nachher wieder von den Fugger, denen er auch Rechte und Güter verkaufte, gegen Bucherzins borgen zu müssen. Der Kaiser erreichte jedoch diesmal seinen Zweck; denn Ladislaus und Sigismund verlobten den Sohn des Ersteren mit Maximilian's Enkelin Maria, und willigten ein, daß Maximilian selbst sich die Schwester seines künftigen Schwiegersohnes, Anna, antrauen ließ, ohne daß dabei bestimmt wurde, ob er bei der Trauung die Stelle seines Enkels Karl oder Ferdinand vertrete. Erst 1521 wurde Anna mit Ferdinand vermählt, und dieser erbte 1526, als ihr Bruder in der Schlacht bei Mohacz das Leben verlor, Böhmen und Ungarn, zugleich aber auch Kriege mit den Türken, welche zwei Jahrhunderte lang für Osterreich höchst verderblich waren.

Nicht so glücklich als in den Heirathsbewerbungen für seine Nachkommen war Maximilian in seinen Bemühungen, die Kurfürsten dahin zu bringen, daß sie noch bei seinen Lebzeiten seinen ältesten Enkel Karl zum römischen König wählten. Die Kurfürsten lehnten dies mehrere Male ab, und der französische König Franz, sowie der Pabst gaben sich alle mögliche Mühe, es zu verhindern. Die deutschen Wahlherren gebrauchten dabei sogar einen lächerlichen Vorwand, mit welchem es ihnen durchaus nicht ernst sein konnte. Sie dürften, sagten sie mit Bezug darauf, daß Maximilian nicht vom Pabste zum Kaiser gekrönt worden war, nicht zwei römische Könige zugleich haben. Im Jahre 1518 erneute Maximilian, der sich damals schwach und fränklich fühlte, noch einmal den Versuch, die Erwählung seines Enkels Karl durchzusetzen. Er benutzte die ihm übertragene Vormundschaft des jungen Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, um seinen Zweck zu erreichen, und Karl selbst ließ durch seine spanischen Gesandten viel Geld austheilen. Allein England, Frankreich und der Pabst arbeiteten der Wahl mit Erfolg entgegen, obgleich die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg schon im September 1518 ein Wahl-Decret zu Gunsten Karl's abfassen wollten. Die Franzosen schickten zur Hintertreibung der Sache große Summen, sie ließen auch bei den Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg Rabalen anspinnen,

und zogen sogar den Herzog Heinrich von Lüneburg in ihr Interesse. Die genannten drei Kurfürsten blieben bis zuletzt französisch gesinnt; alle Fürsten aber benutzten den Streit über die Kaiserwahl, um das künftige Reichsoberhaupt durch eine Wahl-Capitulation zu fesseln und ihm das wohlthätige Recht, zwischen ihnen und ihren Unterthanen zu richten und zu vermitteln, zu schmälern. Der geachtetste und beste unter den deutschen Fürsten, Kurfürst Friedrich von Sachsen, den man durch den Beinamen des Weisen auszeichnete, war wegen der von seiner neuen Universität Wittenberg aus verkündigten Kirchen-Reformation der Meinung, daß es unter den damaligen Umständen nicht rathsam sei, den König von Spanien schon während Maximilian's Lebzeiten zum römischen Könige zu wählen.

Über die Rabalen, welche Franz I. von Frankreich seit 1516 machte, um entweder selbst zum römischen Könige gewählt zu werden oder doch Karl's Wahl zu hindern, gibt uns der Sohn des bekannten Robert von der Mark (s. S. 262), der nachherige Marschall von Fleurange, Nachrichten. Diese zeigen zugleich, daß die Franzosen den gerühmten Helden der Zeit des Faustrechts, Franz von Sickingen, als einen ganz gewöhnlichen, obgleich sehr begabten Räuberhauptmann ansahen; über Führer von Miethlingen aber hatte der Marschall von Fleurange (l'Aventureux, wie ihn die Memoiren nennen) ein Urtheil, weil er selbst als Anführer von einigen tausend deutschen Landsknechten in französischen Diensten berühmt ward. Fleurange berichtet uns, zu der Zeit, als er Sickingen's Bekanntschaft machte, sei dieser noch nicht als Feldherr berühmt gewesen, sondern erst nach dem Lothringischen Zuge, auf welchem er Sickingen kennen lernte. Dagegen rühmt er ihn als einen Mann von Bildung und Beredsamkeit *). In Lothringen erschien Sickingen, als seine Genossen, die Reichsritter und Grafen, dem Grafen von Geroldseck und dem Herzoge von Bouillon gegen den Herzog von Lothringen Hülfe leisteten. Er allein hatte damals achthundert Reifige und

*) François de Sickingen estoit gentilhomme Allemand de bien petite race, mais bien gentil compaignon, et du temps, que je vous parle, avoit environ quarante ans, point homme de guerre, mais homme de grande honesteté, et aimoit fort la guerre, et jamais n'y avoit esté, et estoit le plus beau langageur que je pense en ma vie avoir veu.

sechstausend Mann Fußvolk unter seinen Befehlen. Der Herzog wandte sich in seiner Noth an die Franzosen; diese riethen ihm jedoch, sich mit Sickingen abzufinden, und der Letztere erhielt damals vom Herzog eine Summe Geldes, sowie außerdem einen lebenslänglichen Gehalt von fünfhundert Gulden. Mit denselben Raubhorden, welche den Sickingen nach Lothringen begleitet hatten, zog er gleich darauf gegen die Reichsstadt Metz, von deren Bürgern er dreißigtausend Goldgulden für sich und einen Monatsold für seine Ritter erpreßte. Nachher nahmen der Abt von Fulda und die Darmstädter Ritter Sickingen in ihren Sold, um den Landgrafen Philipp von Hessen, welcher damals erst vierzehn Jahre alt war, zu ängstigen. Er belagerte mit ihnen den jungen Fürsten in Darmstadt, und brandschatzte das Land desselben auf so grausame Weise, daß Markgraf Philipp von Baden, welcher zur Hülfe herbeieilte, gleich dem Herzoge von Lothringen für rathsam fand, das Raubvolk durch Geld zu entfernen. Sickingen und seine Genossen erhielten damals fünfzigtausend Goldgulden Brandschatzung und fünfunddreißigtausend Goldgulden Kriegskosten.

Als Sickingen diese Züge nach Metz und nach Darmstadt, sowie gleich darauf einen dritten gegen Ulrich von Württemberg machte, war er gewissermaßen schon der General aller Raubritter; und von dieser Zeit an ward er an der Spitze seiner Bande ebenso furchtbar in Deutschland, als Franz Sforza und sein Vater in Italien gewesen waren. Der Marschall von Fleurange suchte ihn daher für seinen König zu gewinnen. Er nahm ihn mit sich nach Amboise, wo König Franz den Ritter und seine Freunde mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäufte. Der König sagte ihm freilich nicht ausdrücklich, daß er sich seiner bei der Kaiserwahl bedienen wolle; Sickingen merkte es aber doch. Er erhielt ja ein Jahrgeld von dreitausend Thalern, sowie eine Kette, welche ebensoviel werth war, und auch seinen Begleitern wurden Ketten von fünfhundert bis tausend Thalern an Werth gegeben. Dafür gelobte er freiwillig mit einem Eide, dem Könige von Frankreich in allen Fällen und gegen jedermanniglich beizustehen, nur nicht gegen das Haus Mark. Die Fürsten, sagte er, welche des Königs Geld angenommen hätten, würden demselben ungetreu werden *), er aber

*) Dites lui, que les grands princes le tromperont.

niemals. Sickingen rühmte sich damals, daß er jeden Augenblick zweitausend Pferde und zehntausend Mann Fußvolk ins Feld stellen könne. Wegen der großen Macht, über welche er jeden Augenblick gebieten konnte, empfing ihn auch Kaiser Maximilian, der ihn 1517 wegen der Wormser Geschichte in die Acht erklärt hatte, 1518 zu Inspruch aufs freundlichste; denn er bedurfte seiner damals, um die Wahl Karl's durchzusetzen. Diese wurde aber von Maximilian mit solchem Eifer betrieben, daß er am Ende des nämlichen Jahres auch den Fürsten und Kurfürsten auf Unkosten des Volkes und des Reiches neue Rechte und Privilegien gewährte, welche nachher sein Enkel in der sogenannten Wahl-Capitulation bestätigen mußte.

Sickingen zerfiel übrigens mit dem Könige von Frankreich und dem Marschall von Fleurange bald wieder gänzlich, weil er gleich schlechten Advokaten schlechte Streitigkeiten an sich kaufte, um sie dann ebenso mit der Faust, wie diese mit der Zunge und der Feder, zu seinem Vortheile durchzusetzen. Ein deutscher Kaufmann hatte nämlich Forderungen an die Stadt Mailand, und verkaufte dieselben an Sickingen, welcher dann nach seiner Gewohnheit die Waaren aller Mailänder auf den Heerstraßen wegnehmen ließ. Die Mailänder beschwerten sich bei dem Könige von Frankreich, welcher damals ihr Herzog war, und dieser machte hierauf dem Ritter Vorstellungen, wurde aber von ihm zurückgewiesen. Sickingen, meint der Marschall von Fleurange, habe geglaubt, das Faustrecht gelte ebenso in Frankreich, wie in Deutschland. Er habe, fügt Fleurange hinzu, dem Könige eine recht grobe Antwort gegeben; und grob war die Antwort in der That *). Der König entzog darauf dem Ritter das früher ertheilte Jahrgeld, und der Herzog von Bouillon gewann dann den Letzteren für Karl.

Maximilian starb im Januar 1519, und das Reich blieb hierauf fünf Monate lang ohne Oberhaupt. Die beiden Kurfürsten Friedrich der Weise von Sachsen und Ludwig V. von der Pfalz führten jeder in dem Theile des Reiches, der ihm durch das Grundgesetz

*) De quoy le dict seigneur Roy en advertit le dict Francisque, lequel luy fist response d'un vray Allemand; car il pensoit, qu'il n'y eust justice non plus qu'en Allemagne; mais il s'abusoit. Et feust la response du dict Francisque telle au Roy, que ce qu'il en avoit faict il l'avoit faict pour ung mieux, et afin que le dicts Milanois entendissent raison.

der goldenen Bulle angewiesen war (s. Th. X. S. 234), das Reichs-Vicariat oder stellvertretende Amt; die deutschen Fürsten aber suchten aus den Bewerbungen fremder Fürsten um den Kaisertitel den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England und Karl von Aragonien und Castilien bewarben sich um die Kaiserwürde, und suchten durch Geschenke und Intriguen Stimmen für sich zu gewinnen. Von ihnen ward Heinrich VIII. bei den Kurfürsten nur aus dem Grunde genannt, weil die deutschen Herren sich mit englischem Gelde bereichern wollten; selbst Pabst Leo X., der sich seiner anzunehmen schien, meinte es nicht aufrichtig mit ihm. Als der Wahltag herankam, lagerten sich Franz von Sickingen und Kasimir von Brandenburg, welche durch den Herzog von Bouillon für Maximilian's Enkel, Karl, gewonnen worden waren, mit ihren in Diensten des schwäbischen Bundes gebrauchten, aus etwa zwanzigtausend Mann bestehenden Truppen auf den nach Frankfurt führenden Straßen, und schreckten nicht nur die Fürsten von der Erwählung eines fremden Königs ab, sondern machten es auch den Gegnern Karl's unmöglich, die Wahl desselben zu hintertreiben. Sickingen lauerte auch den Geldwagen auf, welche von den Franzosen nach Frankfurt geschickt worden waren; der Kurfürst von Trier aber, welcher sehr für Franz I. arbeitete, sorgte dafür, daß dieselben wieder glücklich fortgebracht werden konnten. Am 28. Juni wurde darauf Karl I. von Spanien oder, wie er als Beherrscher von Deutschland heißt, Karl V. zum römischen Könige gewählt.

Wenn man bei Gelegenheit dieser Wahl liest, daß sowohl Maximilian als sein Enkel Karl weniger zur Bestechung verwenden konnten, als Franz I., so darf dies nicht auffallen, obgleich Karl nicht bloß über die Reichthümer Spanien's und des neuentdeckten Amerika gebot, sondern auch die Niederlande beherrschte, welche den Stapelplatz des zwischen Nord- und Süd-Europa bestehenden Verkehrs bildeten. In Frankreich war nämlich damals die Kunst, das Geld der Unterthanen in die Kassen der Regierung zu bringen, oder das, was man jetzt Finanzwissenschaft nennt, bereits erfunden; in Spanien und Deutschland dagegen mußte dieselbe erst noch erfunden werden. Dies wollen wir durch zwei Beispiele erläutern. Als Maximilian 1518 von Augsburg nach Innsbruck zurückkam,

hatte er für die Zehrung seiner Leute und Pferde weder Geld noch Credit, und alle seine Hofbedienten, Pferde und Wagen mußten eine ganze Nacht hindurch unter freiem Himmel bleiben; denn von den Bürgern der Stadt wollte keiner sie aufnehmen, weil man ihnen die frühere Zehrung noch nicht bezahlt hatte und es ungewiß war, ob der Kaiser im Stande sei, die neue zu berichtigen. Als ferner der neue Kaiser 1520 nach Deutschland kam, war er nicht zahlungsfähiger, als sein Großvater gewesen war. Er mußte damals zwanzigtausend Gulden von Franz von Sickingen borgen.

Mit der Staatspolizei, der Sicherheit der Straßen und der Ruhe im Lande sah es nicht besser aus, als mit den Finanzen. Dies geht aus der Geschichte der Fehden, welche in allen Gegenden Deutschland's geführt wurden, klar und deutlich hervor. Um uns hierbei nicht in das Labyrinth der Specialgeschichte zu verlieren und doch den allgemeinen Satz wenigstens durch einiges Einzelne zu erklären, wollen wir die beiden Fehden erwähnen, welche Karl V. bei seiner Ankunft vorfand und sogleich für die Zwecke des Habsburgischen Hauses benutzte. Diese Fehden waren: der Kampf des schwäbischen Bundes mit Ulrich von Württemberg und die sogenannte Hildesheimische Stiftsfehde. Wir würden auch noch den Bericht über den Sickingischen Krieg mit den Fürsten oder über das Ende ritterlicher Gewalttherrschaft und den Anfang der fürstlichen Alleinherrschaft hinzufügen, wenn die Geschichte des tragischen Unterganges von Sickingen's Raubwesen und Ritterthum nicht weiter unten eine passendere Stelle fände.

2. Geschichte des Herzogs Ulrich von Württemberg bis zum Jahre 1519.

Die Abenteuer des Herzogs Ulrich von Württemberg sind für die allgemeine Geschichte sowohl aus anderen Gründen wichtig, als auch namentlich deshalb, weil sie die Veranlassung waren, daß unter allen großen und kleinen Staaten Deutschland's die Würtemberger allein schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts durch förmlichen Vertrag mit ihrem Landesherrn eine geschriebene Constitution, wie wir dies jetzt nennen, erhalten haben. Kein deutscher Staat war freilich ohne Landstände, sowie ohne Freiheiten und Privilegien Einzelner und ganzer Klassen; von einem Vertrage oder einem

Grundgesetze aber war nirgends die Rede. Außerdem lagen nicht nur jene Freiheiten und Rechte in unzähligen Urkunden und Briefen der Kaiser und der Landesherren zerstreut, sondern die Letzteren waren auch in lateinischer Sprache geschrieben, so daß über ihren Sinn und ihre Anwendung bis ins Unendliche gestritten werden konnte und auch wirklich überall gestritten ward. Wir wagen allerdings nicht zu behaupten, daß die Würtemberger durch ihre im Jahre 1514 erhaltene Constitution glücklicher wurden, als die anderen deutschen Staaten ohne geschriebene Constitution waren; allein sie selbst glaubten es, und dies reicht zum Glücke denkender Wesen hin. Bis auf unsere Tage und vielleicht noch in unseren Tagen war deshalb den Württembergern auch ihr Württemberg mehr als Deutschland, sie waren in einem beschränkten Kreise ganz abgeschlossen und für ihre Verkehrtheiten wie für ihre Vorzüge blind eingenommen. Doch hatte jedenfalls der Sinn für Volksrechte ganz allein in Württemberg alle Schichten des Volkes durchdrungen. Dies verdankten sie der Thorheit und Tollheit ihres Herzogs Ulrich, sowie dem Mangel eines stehenden, dem Fürsten zu blindem Gehorsam verpflichteten Heeres und der Ohnmacht des Kaisers.

Eberhard der Ältere, den man lächerlicher Weise den Bärtigen nannte, hatte sich als Graf von Württemberg durch Tugend und Verdienste die Liebe und Achtung seiner Unterthanen, sowie großes Ansehen bei der deutschen Nation und die Zuneigung des Kaisers Maximilian erworben, und der Letztere hatte die Grafschaft desselben zum Herzogthum erhoben (s. Th. X. S. 444 f. u. Th. XI. S. 182 f.). Sein Nachfolger, Eberhard der Jüngere, dagegen war ein roher und wüster Rittersmann. Er hätte die Rätthe seines Vorgängers beibehalten, seine Gemahlin, die tugendhafte Elisabeth von Brandenburg, welche er verjagt hatte, wieder zu sich nehmen und das Gesetz ehren sollen. Er that dies aber nur während einer ganz kurzen Zeit, regierte, seit er den durch seinen Streit mit Reuchlin berücktigten Augustiner-Mönch Konrad Holzinger aus dem Kriminalgefängniß abgeholt und zum Kanzler gemacht hatte (s. Th. X. S. 446), ganz nach Willkür, und muthete seinen Rätthen und Beamten Dinge zu, die sie aus Gewissenhaftigkeit ablehnen mußten. Er beklagte sich, die Unter-

haltung seiner Gemahlin sei für ihn zu kostspielig, und forderte die Einwilligung seiner Räte dazu, daß er seine Gemahlin, nachdem er dieselbe auf Verlangen jener Räte wieder zu sich genommen habe, fortschicken dürfe. Außerdem verlangte er von ihnen, daß sie nicht nur die Verlegung seiner Kanzlei von Stuttgart nach Tübingen, Urach oder Nürtingen zugeben, sondern auch seine Städte und Burgen wie zu einem Kriege ausrüsten und mit allem Nöthigen versehen sollten. Hieraus entstand ein langer Streit, welcher zuletzt damit endigte, daß der Herzog nach Ulm fliehen mußte, daß nicht nur der Landhofmeister, die Prälaten, die Räte und die gemeine Landschaft, sondern nachher auch des Herzogs Amtleute, Diener und Hofgesinde ihm die Pflicht aufkündigten, und daß ein Regiments-Rath bestellt wurde. Die Gegner des Herzogs ließen damals ein an die deutschen Stände gerichtetes Manifest gegen ihn drucken, welches von den Dienern, den Lehensleuten, der Kanzlei, dem Hofgesinde, ja sogar von den reitenden Boten, dem Küchenmeister und den beiden Trompetern unterschrieben werden mußte. Sie erklärten zugleich, weil Eberhard's Bruder Heinrich blödsinnig war, dessen Sohn Ulrich zu ihrem Herzoge, was Kaiser Maximilian, welcher deshalb nach Rotenburg am Neckar kam, bestätigte.

Ulrich war damals noch ein Kind. Seine Erziehung kam nebst der stellvertretenden Regierung des Herzogthums an den Landhofmeister, den Grafen von Fürstenberg und zwölf Regiments-Räte. Ob die alten Würtemberger Recht hatten, welche verlangten, daß der Knabe nichts als Reiten, Jagen und Fechten lernen solle, weil das Regieren gar keiner Lehre bedürfe*), oder Spittler, welcher wünscht, der dickköpfige Junge möchte, statt mit Latein und Theologie gequält zu werden, nach Paris geschickt worden sein, um Französisch und Hofsitte zu erlernen, lassen wir dahin gestellt sein. Jedenfalls hatten die schwäbischen Pedanten, welche den jungen Herzog erzogen, Unrecht. Thetinger nämlich, dessen Worte man bei Schardt (Th. II. S. 911) nachlesen kann, rühmt, man habe den Herzog so schulmäßig dressirt,

*) Nam reipublicæ gubernandæ sufficere patrias leges et instituta majorum.

daß er nachher vor dem versammelten Hofe lateinische Reden (natürlich für ihn fabricirte) gehalten habe. Sobald Ulrich sich der Pedanten entledigen konnte, that er es; und der Aufzug, in welchem er 1507 zu Constanz erschien, beweist, daß er schon damals ein recht lustiges Leben führte. Er kam dort mit Maximilian zusammen, welcher auch gern lustig lebte und noch kurz vor seinem Tode, als er zum letzten Male aus Augsburg ritt, diese Stadt gesegnet haben soll, weil er daselbst so oft in Saus und Braus gewirthschaftet habe. Ulrich hatte, als er in Constanz einzog, nicht nur dreihundert Ritter und ein großes Gefolge bei sich, sondern er war auch von einem Wagen voll Musikanten begleitet, ein Knabe schlug die Pauken, und von allen Enden strömten Musikanten herbei, weil Ulrich als Freund der Musik bekannt war. Auch bewirthete er in Constanz das kaiserliche Hofgesinde sehr herrlich. In Folge seines vielen Essens und Trinkens und seines bequemen Leben ward er so dick und fett, daß man sich schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre über seine Wohlbeleibtheit lustig machte. Er begann daher ein wüthendes Jägerleben und hielt ganze Heere von Hunden.

Schon als Ulrich im sechszehnten Lebensjahre stand (1503), wurde er durch Maximilian's Gunst für majorenn erklärt. Das bisherige Regiment hörte also jetzt auf, und der Knabe regierte selbst, d. h. er machte Schulden über Schulden, während der Landhofmeister, der Kanzler und die Landschreiber das Herzogthum nach ihrer Art verwalteten oder vielmehr für sich und ihre Verwandten nutzbar machten. In zehn Jahren lud Ulrich die für jene Zeit unerschwingliche, für die unserige freilich, wenn von Verschwendungen vornehmer Leute die Rede ist, ganz unbedeutende Schuldenlast von einer halben Million Gulden auf sich. In Folge davon sollten die von Feudallasten gedrückten, gleich den egyptischen Bauern ausgepreßten Landbewohner dem Herzoge, der eine Bande von Kriegsknechten unterhielt, sich selbst aber mit seinen Leuten in fremden Sold gab, auch noch von den ersten Lebensbedürfnissen Steuern bezahlen. Allein Ulrich brachte dadurch nicht nur die armen Bauern gegen sich auf, sondern er erbitterte auch durch seine Schulden, seine Veräußerungen des Landeigenthums und seine eigenmächtig gemachten Verfügungen die Feudalstände, welche

Rechte hatten, die er nicht achtete. Die Letzteren versagten ihm den Gehorsam, weil seit dreizehn Jahren kein Landtag gehalten worden war. Das arme Landvolk aber, welches gar keine Rechte hatte, wurde durch das Verfahren der Amtleute Ulrich's, durch die drückenden Auflagen auf Wein, Korn, Fleisch u. dgl. m. und durch die Einführung eines kleineren Maßes und Gewichtes zur Verzweiflung gebracht.

Auf diese Weise entstand 1514 in Württemberg ein Bauernkrieg, welchen man ebenso den des armen Konrad, wie einen mehrere Jahre vorher ausgebrochenen fränkischen den des Bundschuh, zu nennen pflegte. Jener Name bezieht sich nicht auf eine bestimmte Person, sondern er war nur ein Witz, wie man ihn von tobenden Bauern des Mittelalters erwarten darf. Die empörten Landleute nannten sich die Republik der armen Reinkath, was nach ihrer Aussprache wie armer Konrad lautete. Sie scherzten ebenso über ihre Güter, welche in Nirgends lägen, und über ihre Heimath auf dem Hungerberge. Die Bauern empörten sich zu derselben Zeit, als auch die Feudalstände dem Herzoge den Gehorsam versagten. Sie wurden zuerst von einem gemeinen frechen Laugenichts, Gaispeter von Beutelspach, aufgeregt, sammelten sich in der Nähe von Schorndorf zu Tausenden, und begannen wilde Greuel zu verüben.

Ulrich war damals gerade, um dem Drange seiner Feudalstände und Gläubiger auszuweichen, mit seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, zu Philipp von Hessen zum Besuche gereist. Er kehrte auf die Nachricht von der Bauernempörung sogleich nach Württemberg zurück, und fand hier Alles im Aufstande. Jetzt sah er sich daher genöthigt, wenigstens die Feudalstände oder mit anderen Worten die Prälaten, Ritter und Städte zu versöhnen, da sie gegen das arme, gedrückte Volk einerlei Interesse mit ihm hatten. Zu diesem Zwecke wandte er sich, nachdem er einen Landtag nach Stuttgart berufen hatte, an den Kaiser und an mehrere Fürsten um Vermittelung. Die Bauern wollten mit Recht von Landtagen nichts wissen, weil jeder derselben neue Steuern bringe und sie stets für die Fürsten und für die Aristokratie zahlen mußten. Doch reichten sie, nachdem Ulrich ihnen die Erlaubniß dazu hatte geben müssen, ihre Beschwerden

schriftlich ein. Mit dem Landtage gerieth Ulrich bald in einen so heftigen Zwist, daß er mit demselben abbrach und ihn nach Tübingen verlegte. Allein die Ausbreitung der demokratischen Bewegungen im Herzogthum und der Terrorismus, welchen das unverständige, keiner Ordnung und Zucht fähige Landvolk über alle vermögenden Klassen verhängte, nöthigten gleich darauf den Herzog, sich wenigstens mit der adeligen und bürgerlichen Aristokratie seines Landes zu vergleichen. Auf diese Weise kam dann im Juli 1514 die erste deutsche Constitution oder der Tübinger Vertrag zu Stande, welcher bis zum Jahre 1819 Grundgesetz in Württemberg geblieben ist.

Diesen Vertrag halfen der Kaiser und alle die Fürsten schließen, welche von dem Bauernkriege, der sich gleich einer Feuerbrunst in Franken, Niederbayern und am Rhein ausbreitete, bedroht waren. Es wirkten nämlich als Vermittler und als Bürgen des Vertrages mit: die Bischöfe von Constanz und Straßburg, die Gesandten des Kaisers, des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und seines Bruders Friedrich, des Bischofs von Würzburg und des Markgrafen Philipp von Baden. Die Stände übernahmen in dem Tübinger Vertrage die neunmahlhundertundzehntausend Gulden Schulden ihres wüsten Herzogs, natürlich um sie nachher von ihren Untergebenen zahlen zu lassen. Dafür gewährte der Herzog ihnen eine verbürgte Urkunde, in welcher er versprach: daß er ohne Willen der Stände keinen Krieg anfangen, kein Stück Landes verpfänden und keine Schatzung ausschreiben wolle, daß jeder sein Vermögen aus dem Lande solle bringen dürfen, und daß von demselben nur noch in den ersten zwanzig Jahren gewisse Procente, nachher aber gar keine Abzugsgelder mehr zu entrichten seien. Endlich gewährte Ulrich noch ein Privilegium, welches beweist, wie weit es schon damals in Deutschland mit der willkürlichen Gewalt der Regierenden gekommen, und was durch das römische Recht aus dem guten alten Volksrechte der Nation geworden war. Er versprach nämlich, daß künftig in peinlichen Sachen niemand mehr ohne Urtheil und Recht gestraft werden könne. Durch den Tübinger Vertrag wurde der herzoglichen Gewalt eine Art ständischer Oligarchie entgegengesetzt, für die armen Bauern aber nichts gewonnen. Diese verfielen daher auf eine Art von Radikalismus.

Sie erlagen jedoch bald den Waffen und der Grausamkeit der Ritter und des Herzogs, bis acht Jahre später der eigentliche Bauernkrieg, von welchem weiter unten die Rede sein wird, in der Landgrafschaft Stühlingen seinen Anfang nahm und sich über Schwaben, Franken, Thüringen und die Rhein-Gegend verbreitete.

Herzog Ulrich setzte sein rohes und wüthes Treiben auch im Jahre 1515 fort, und muthete schon damals seinen Ständen zu, neue hundertunddreißigtausend Gulden Schulden für ihn zu bezahlen. Die Stände dagegen erklärten ihm, er solle an Maximilian's Hof gehen, wo er mit fünftausend Gulden leben könne, und mit dem auf solche Weise zu Ersparenden wollten sie die Schulden bezahlen. Auch forderten sie, er solle in den schwäbischen Bund treten; das wollte er aber gar nicht, weil er dann das Bundesgericht zu Augsburg hätte respectiren müssen. Er konnte um so weniger geneigt sein, dem Bunde beizutreten, da er durch seinen Streit mit seiner Gemahlin den Bruder derselben, Herzog Wilhelm IV. von Baiern, und durch die Ermordung seines ersten Hofbeamten, des Ritters Hans von Hutten, die Reichsritterschaft Schwaben's, also das Haupt und die Glieder des Bundes, tödtlich beleidigt hatte. Seine Gemahlin Sabina, eine Tochter des verstorbenen Herzogs von Baiern-München und einer Schwester Maximilian's, welche schon als Kind mit ihm, der damals auch noch ein Kind war, verlobt und nachher vermählt worden war, hatte, wie es scheint, eine ebenso heftige, sinnliche und üppige Natur, als ihr Gemahl. Wenn wir nämlich auch nur einen kleinen Theil von dem glauben, was Ulrich dem ganzen deutschen Reiche von seiner Ehehälfte in Manifesten kund that, so müssen wir doch zugeben, daß ihr Verhältniß zu Hans von Hutten, dessen Frau dagegen sich dem Herzog Ulrich in die Arme warf, höchst zweideutig und ihr Umgang mit den beiden Herren von Späten und Anderen sehr ärgerlich war. Ulrich klagt außerdem, sie habe ein „loses Maul“ gehabt und sei so zänkisch gewesen, daß sie ihn mit ihren üppigen, stolzen, heißen Worten oft aus dem Bette getrieben habe. Er sei, versichert er in einer von ihm veröffentlichten Druckschrift der ganzen deutschen Nation, dann immer ohne Fluchen und Schelten und ohne ihr einen Schlag zu geben, aus dem Bette gesprungen; nur einmal, als sie ihn gar übermäßig bewegt, habe er ihr einen

Schlag mit der Hand gegeben, und das nicht hart. Sabina muß sich jedoch bei ihrer verwittweten Mutter besonders über viele Schläge beklagt haben; denn durch diese wurde sie gerade der Schläge wegen eingeladen, sich zu ihr zu flüchten. Dies geschah; die Art aber, wie Sabina sich entführen ließ, warf einen Schatten auf sie, so daß weder ihr Oheim, der Kaiser, noch ihr Bruder, Wilhelm IV. von Baiern, sich ihrer Sache anfangs sehr lebhaft annahm. Dagegen ward ihr Gemahl sowohl wegen seiner Tyrannie, als auch wegen der Ermordung ihres Buhlen, Hans von Hutten (s. Th. X. S. 457), die er eine ihm als Freigrafen des westphälischen Behmgerichtes aufgetragene Strafvollziehung nannte, gerichtlich verfolgt. Der Streit dauerte ein ganzes Jahr lang (1515 bis August 1516) fort.

Wäre nicht die Reichsritterschaft in Schwaben und Franken und der schwäbische Bund gegen Ulrich so heftig erbittert gewesen, daß die Hutten und ihre Freunde nur mit Mühe vom Kaiser abgehalten wurden, wegen der Ermordung ihres Verwandten sich selbst Genugthuung zu verschaffen, so würde wahrscheinlich aus dem Prozesse der Stände ebenso wenig geworden sein, als aus allen Processen der Schwachen gegen die Starken und der Armen gegen die Reichen zu werden pflegte. Der Herzog hatte aber an Ulrich von Hutten einen furchtbaren Feind. Wir haben bereits an einem anderen Orte (Th. X. S. 457 f.) berichtet, wie Ulrich's von Hutten Invectiven und Satyren den ganzen, damals noch streitbaren Adel gegen den Herzog in das Feld brachten, so daß Kaiser Maximilian doch endlich im Oktober 1516 die Acht gegen Ulrich aussprechen oder mit anderen Worten allen Feinden desselben das Recht geben mußte, über ihn herzufallen. Die Hutten und ihr Anhang waren schon bereit, den Herzog anzugreifen, als der Kaiser noch einen Aufschub von mehreren Tagen gewährte und seinen Minister, Matthäus Lang, bevollmächtigte, eine Zusammenkunft und eine Vermittlung in Blaubeuren zu veranstalten. Bei dieser Zusammenkunft verstand Ulrich sich am 21. Oktober zu den ihm vorgelegten Bedingungen, und nun sprach ihn der Kaiser von der Acht und Aberacht los. Maximilian faßte die mit Ulrich getroffene Übereinkunft in eine unter seinem Siegel ausgefertigte Urkunde, welche des Kaisers Urtheil oder Machtspruch genannt

wurde. Diese Urkunde lautete: Der Herzog solle für die nächsten sechs Jahre der Regierung entsagen; statt seiner aber sollten der Landhofmeister, der Kanzler, ein Prälat, zwei Leute von dem Adel, zwei von den Städten des Landes und ein vom Kaiser zu ernennender Beisitzer die Regierung im Namen und mit dem Siegel des Herzogs führen und unter dem Titel Statthalter und Rätthe des Herzogs alle Einkünfte einnehmen, um von denselben sowohl die Schulden, die Zinsen und was sonst nöthig sei, zu berichtigen, als auch dem Herzoge und seiner Gemahlin einen jährlichen Gehalt auszubezahlen. Außerdem sollte eine Summe Geldes an des Hans von Hutten Vater, Ludwig, bezahlt werden. Um aber zu verbergen, daß dieser sich für den Mord seines Sohnes durch Geld habe abfinden lassen, wurde die ausbedungene Summe nicht unmittelbar an ihn, sondern an den Kaiser gezahlt. Die Landschaft stellte nämlich eine Verschreibung aus, daß sie drei Jahre hintereinander je neuntausend Gulden an den Kaiser zahlen wolle, und diese Verschreibung überließ Maximilian im Mai 1517 an Ludwig von Hutten.

Herzog Ulrich war so wenig Willens, das Regiment fahren zu lassen, daß er schon auf der Reise von Blaubeuren nach Stuttgart durch seine gedungenen Knechte im eigenen Lande Verwüstung, Mord und Brand verüben ließ. Auch führte er nachher die Regierung grausamer als je; ja, er sorgte nicht einmal dafür, daß die ersten neuntausend Gulden an Maximilian bezahlt wurden, und verfuhr gegen jedermann, selbst gegen seinen Kanzler Lamparter, welcher lange Zeit in seinem Namen das Land gedrückt und gequält hatte, mit kannibalischer Grausamkeit. Wer nur davon redete, daß der Vertrag von Blaubeuren ausgeführt werden müsse, ward auf die Folter gespannt, nicht um Geständnisse von ihm zu erpressen, sondern bloß um ihn zu quälen. Einer von Ulrich's Rätthen, ein Mann von guter Familie, wurde auf des Herzogs Geheiß an Armen und Beinen gebraten, dann aber der Leib desselben mit Branntwein begossen und dieser angezündet. Den ältesten seiner Rätthe, einen achtzigjährigen Mann, ließ Ulrich enthaupten und dann viertheilen. Wilddiebe wurden an beiden Augen geblendet u. dgl. m. An kaiserlichen Schreiben, Befehlen und Urtheilen fehlte es freilich nicht; allein es war niemand da, der die-

selben hätte ausführen wollen oder können, bis Ulrich durch einen neuen Frevel den schwäbischen Bund wieder gegen sich reizte.

Den Zorn des schwäbischen Bundes zog Ulrich sich dadurch zu, daß er, als Kaiser Maximilian kaum gestorben war, ganz plötzlich die zum Bunde gehörende Stadt Neutlingen besetzte. Die Bürger dieser Stadt hatten nämlich mit Ulrich's Förster lange einen Streit über Forst und Jagd gehabt, bis endlich der württembergische Burgvogt in Achalm einen Neutlinger Bürger erschlug und hierauf die Neutlinger den Burgvogt tödteten. Die Nachricht davon wurde dem Herzoge, gerade als er zu Tische saß, überbracht; er sprang sogleich auf, rief sein Landvolk zu den Waffen, schloß die Stadt enge ein, und nöthigte dieselbe schon nach vier Wochen, ehe noch die schwäbische Bundesmacht hatte vereinigt werden können, zur Übergabe. Allein bald erschien auch das schwäbische Bundesheer, welches von dem beleidigten Schwager Ulrich's, dem Herzog Wilhelm von Baiern, und von dem in den letzten italiänischen Kriegen als Feldherr berühmt gewordenen Georg von Frundsberg (s. S. 239) angeführt wurde, im württembergischen Lande. Dieser Macht konnte Ulrich mit seinen zwölf-tausend Bauern, welche er zur Einschließung von Neutlingen aufgeboden hatte, unmöglich widerstehen; eine etwa ebenso große Zahl Schweizer aber, welche er erwartete, kehrte sogleich wieder um, als sie erfuhr, daß der Herzog nicht im Stande sei, das versprochene Geld zu bezahlen. Ulrich ergriff daher im Mai 1519 die Flucht und begab sich nach Mümpelgard. Sein ganzes Land wurde hierauf von den Bundestruppen besetzt, welche einen harten Druck übten, aber doch eigentlich nicht recht wußten, was jetzt zu thun sei. Als die Besetzung von Württemberg vollendet war, löste sich das Bundesheer wieder auf, und nun suchte Ulrich sein Herzogthum wieder zu erobern. Er sammelte mit leichter Mühe streitbares Gesindel, an welchem es damals nie mangelte weil Heere nur für den Augenblick geworben und dann wieder entlassen wurden. Mit diesen Leuten fiel er im August in sein Land ein und eroberte es wieder. Anstatt aber jetzt seine Untertanen fester an sich zu knüpfen und sich so an ihnen eine Stütze gegen den Bund zu verschaffen, trieb Ulrich seine Tyrannei noch viel weiter, als vorher. Ein solches Verfahren war um so unvorsichtiger, als

viele Städte, wie Eßlingen, Göppingen und Urach, sich gegen ihn behaupteten und den schwäbischen Bund anriefen. Dieser stellte, nachdem er freilich erst auf mehreren Bundestagen lange Berathschlagungen gehalten hatte, das Bundesheer wieder ins Feld, und Ulrich mußte zum zweiten Male entfliehen. Jetzt ward auf einem am 19. November 1519 zu Augsburg gehaltenen Bundestage der Beschluß gefaßt, daß man Ulrich nicht wieder zum Besitze seines Landes gelangen lassen wolle; außerdem wurde eine Kostenrechnung gemacht, welche er nie würde haben bezahlen können.

Weil damals Karl V bereits zum Kaiser erwählt war und die württembergische Sache mit ihm und seinem Bruder ausgemacht wurde, so kann das Ende dieser Geschichten erst weiter unten berichtet werden. Hier dagegen müssen wir zunächst der Hildesheimischen Stiftsfehde gedenken; denn dieselbe war noch nicht beendigt, als Maximilian's I. beide Enkel, Ferdinand und Karl, nach Deutschland kamen.

3. Die Hildesheimische Stiftsfehde.

Die unglückliche Sitte der deutschen regierenden Familien, ihre Länder gleich eigenen Gütern unter die Söhne zu vertheilen, schwächte die Nation, und macht die Geschichte des Reiches so schwierig, daß diese ohne genealogische Tafeln ganz unverständlich ist. Wir wollen daher hier auch den Streit des sächsisch-ascanischen und des welfischen Hauses über den Besitz eines niedersächsischen Bisthums nicht weiter verfolgen, als durchaus nothwendig ist.

Niedersachsen war fast auf gleiche Weise unter die welfischen Fürsten oder die Nachkommen Heinrich's des Löwen, wie Obersachsen unter die Enkel Friedrich's des Streitbaren von Thüringen und Meissen vertheilt; nur in Lauenburg, wo das Recht der Erstgeburt eingeführt war, herrschte noch eine Linie des sächsisch-ascanischen Stammes. Die welfischen Fürsten zerfielen gleich den Pfalz-Baierischen abwechselnd in mehrere oder weniger Linien, welche bald nach diesem, bald nach jenem Orte benannt wurden, je nachdem beim Tode eines Fürsten die Vertheilung unter dessen Söhne ausgefallen war. Zu der Zeit, als die Hildesheimische Stiftsfehde ausbrach, bestanden in Kalenberg, Grubenhagen, Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel besondere Linien des welfischen Hauses, welches

auch viele Bischümer von Niedersachsen und Westphalen durch sein Ansehen bei den Domkapiteln derselben an sich gebracht hatte. Das Bisthum Hildesheim dagegen besaß Johann, ein Prinz aus dem in Lauenburg herrschenden sächsisch-ascanischen Hause, welchem dasselbe 1504 durch seinen älteren Bruder abgetreten worden war. Dieser Bischof von Hildesheim gerieth, bald nachdem er Bischof geworden war, mit dem Reichsadel seines Stiftes in einen ähnlichen Streit, wie derjenige war, welchen Franz von Sickingen, Gög von Verlichingen und ihre Freunde damals am Rhein, in Schwaben und in der Wetterau mit den Fürsten von Hessen, Mainz, Pfalz und Trier hatten. Die Güter des Hildesheimischen Stiftes waren nämlich früher um geringe Summen an den Adel verpfändet worden, und Johann brachte deshalb durch Sparsamkeit und durch Verminderung der Hofstellen und Ämter Geldsummen zusammen, mit welchen er dieselben wieder einzulösen begann. Dies erbitterte in hohem Grade den Adel, welcher schon längst nicht mehr daran gedacht hatte, daß die Güter zurückgenommen werden könnten. Die Familien, an welche die Reihe des Auslösens zuerst kam, beschwerten sich sowohl über die Sache an und für sich selbst, als auch darüber, daß sie für die an den Gütern gemachten Verbesserungen nicht hinreichend entschädigt würden. Vor Allen glaubten die Herren von Salbern sich beeinträchtigt, und diese stifteten daher 1516 einen Bund von fünfundsiechzig ritterschaftlichen Gutsbesitzern des Bisthums Hildesheim. Die Verbündeten begaben sich unter den Schutz der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel und Kalenberg und des furchtbaren Bischofs Franz von Minden, eines braunschweigischen Prinzen, um nach Sitte der Zeiten des Faustrechtes ihren Landesherrn zu befehlen.

Diese Fehden wurden in den Jahren 1516 bis 1518 dem Bischof Johann so beschwerlich, daß er sich nach einem Bundesgenossen, der ihn schützen könne, umsehen mußte. Er suchte und fand ihn 1519 in einem Fürsten der braunschweigischen Familie, dem Herzog Heinrich von Lüneburg. Diesen gewann der Bischof von Hildesheim dadurch, daß er den damals erst zehn Jahre alten Sohn desselben zum Coadjutor oder mit anderen Worten zum Nachfolger in der Regierung annahm. Heinrich von Lüneburg

hob hierauf den Familienvertrag, der ihn mit den Feinden des Bischofs vereinigt hatte, auf, fiel, ohne daß er vorher Fehde angekündigt hätte, in Braunschweig, Kalenberg und das Bisthum Minden ein, vertrieb im April 1519 den unruhigen Bischof Franz aus seinem Lande und besetzte ganz Kalenberg. Vergebens bemühte sich der Kurfürst von Sachsen als Reichs-Vicar in diesem Theile des Reiches, sowie Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Herzog von Lüneburg zur Einstellung seiner feindlichen Maßregeln zu bewegen, und auch die von dem Ersteren aufgebotenen Truppen richteten nichts aus. Endlich zogen die drei Feinde Heinrich's von Lüneburg und Johann's von Hildesheim, von denen Erich von Kalenberg und der Bischof von Minden sich in vielen Fehden berühmt gemacht hatten, mit ihrer ganzen Macht ins Feld. Sie trafen in der Soltauer Heide auf das vereinigte Heer ihrer Gegner, und lieferten ihnen ein blutiges, für sie selbst aber unglückliches Treffen, in welchem nach einem hartnäckigen Kampfe über viertausend Mann das Leben verloren und Erich von Kalenberg nebst einem Bruder Heinrich's des Jüngeren in die Hände seines Veters fiel. Bei Gelegenheit dieser Schlacht gibt sich ebenso die große Tapferkeit vieler deutschen Fürsten jener Zeit und die naive Aufferung ihrer Homerischen Rohheit zu erkennen, wie wir weiter unten bei den Streitigkeiten über Luther's Lehre sehen werden, daß damals noch viele deutsche Fürsten einfach, wahrhaft fromm und gemüthlich waren, und ganz so wie ihr noch nicht durch Luxus, französische Eitelkeit und spanischen Hochmuth verdorbenes Volk dachten und fühlten. Heinrich von Lüneburg schrieb vor dem Treffen an Heinrich von Braunschweig einen Brief, in welchem er diesem vorschlug, auf beiden Seiten das Geschütz wegzuthun, um dann zu sehen, wer von ihnen durch seine Mannheit das Feld behalte. Nach dem Treffen stand der gefangene Herzog Erich von Kalenberg, welcher zwölfmal in entscheidenden Schlachten gekämpft und gesiegt und zwanzigmal Burgen erstürmt hatte, neben dem Herzog Heinrich von Lüneburg am Fenster, als die eroberte Fahne des Ersteren vorüber getragen wurde; Heinrich war unzart genug, ihn höhrend zu fragen, wem nun das Banner da gehöre, und bei diesen Worten brach Erich gleich einem Homerischen Helden in helle Thränen aus.

Da kein Kaiser im Lande war und die Gerichte wie die Reichs-Vicars den Friedensstörern nicht gewachsen waren, so mußten die Gefangenen in Betreff ihrer Befreiung ein Schiedsgericht gelten lassen, in welchem, neben dem Herzoge von Mecklenburg und Johann von Sachsen, die Kurfürsten von Brandenburg und Mainz die Hauptstimme hatten. Die beiden Letzteren hatten aber nach Maximilian's Tode französisches Geld angenommen und gleich dem Kurfürsten von Trier die Wahl auf den König von Frankreich zu lenken gesucht, während auch Herzog Heinrich von Lüneburg bei dem Kriege mit seinen Vettern auf französische Hülfe und vorzüglich auf den Erbfeind des burgundischen Hauses, den Herzog Karl von Geldern, gerechnet hatte. Das Schiedsgericht fällte daher einen offenbar parteiischen Spruch, welchen nachher der neue Kaiser cassirte. Erich mußte, ehe er im Juli 1519 seine Freiheit wieder erlangen konnte, achtzehn seiner besten Schlösser zum Pfande geben. Karl V. war gerade am Tage der Schlacht auf der Soltauer Heide gewählt worden. An ihn wandte sich, als er nach Brüssel kam, der Herzog von Braunschweig, um ihn zu ersuchen, daß er den ungerechten Schiedsspruch, Austrag genannt, durch sein kaiserliches Machtwort niederschlagen möge; und Karl V. erließ wirklich, obgleich er damals noch nicht als römischer König gekrönt worden war, schon von Brüssel aus eine Entscheidung, deren Ausgang wir weiter unten zugleich mit dem der württembergischen Händel und dem der Sickingen'schen Fehde berichten werden. Natürlich hatten die Sieger in dem Kaiser einen ebenso parteiischen Richter erwarten müssen, als vorher die beiden Kurfürsten gewesen waren.

4. Reformations-Angelegenheit bis zur Ankunft Karl's V. in Deutschland.

In dem Augenblicke, als Karl V. nach Deutschland kam, hatte eine Übereilung, zu welcher Pabst Leo X. sich durch einen deutschen und einen italiänischen scholastischen oder nach dem Ausdrücke unserer Tage wissenschaftlichen Theologen verleiten ließ, aus einem Schul- und Kanzelgezänke eine politische Streitigkeit gemacht. Karl wäre in Betreff derselben gewiß nach spanischer Weise willkürlich verfahren, hätte er nicht eines Theils dem Pabste,

dessen er bedurfte, mit diesem Streite, der in Deutschland theologisch geführt ward, bange machen, und anderes Theils sich den Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Freunde erhalten wollen. Friedrich der Weise von Sachsen hatte nämlich nicht allein ebenso, wie Ludwig V. von der Pfalz, sehr viel zu Karl's Erwählung beigetragen, sondern er war auch fast der einzige deutsche Fürst, welcher aus Achtung für das Gesetz der goldenen Bulle *) weder Bedingungen gemacht, noch Geld angenommen hatte. Er hatte sogar die dreißigtausend Dukaten, welche Karl's Gesandte nach der Wahl hatten auszahlen lassen wollen, zurückgewiesen und die Vertheilung von zehntausend Gulden an seine Hofdienerschaft verboten, indem er erklärte, daß er zwar niemanden von der Annahme des dargebotenen Geldes abhalten könne, daß er aber keinen, der dasselbe annehme, in seinem Dienste behalten werde.

Dem Kurfürsten Friedrich lag sehr viel an der Blüthe seiner erst 1502 gestifteten Universität Wittenberg, weil die besseren deutschen Fürsten, auch Kaiser Friedrich III und Maximilian I., gleich den italiänischen Herrschern und Städten damals ebenso in der Beschüzung der wiedererweckten Wissenschaft und Civilisation den größten Ruhm suchten, wie ihre Nachfolger während des achtzehnten Jahrhunderts im Halten von Wettrennen, Bällen, Opern, Balletten und Mätressen. An jene Universität hatte Friedrich auf die Empfehlung seines Freundes und Vertrauten, des Augustiner Provinzials Staupiz, den Mönch Martin Luther, dessen Talent und Tugend Staupiz in Erfurt, wo derselbe lehrte und predigte, kennen gelernt hatte, als Professor der Theologie berufen. Seit dem Jahre 1508, in welchem Luther nach Wittenberg versetzt worden war, nahm die Zahl der Studirenden auf dieser Universität sehr zu, weil damals noch Tausende Theologie studirten, auch wenn sie später Juristen oder Mediciner wurden. Statt daß vor 1508 nur gegen zweihundert immatriculirt worden waren, stieg die Zahl der Studenten schon in den nächst folgenden Jahren auf sechs- bis achthundert, ja später sogar bis auf mehrere tausend, und die Universitäten Erfurt und Leipzig wurden verdunkelt.

*) Jeder Kurfürst solle schwören: Vocem meam et votum seu electionem præfatam dabo absque omni pacto, stipendio, pretio vel promisso, seu quocunque modo talia valeant appellare.

Wir gehen hier auf das, was Luther lehrte, und auf die Art und Weise, wie er lehrte, gar nicht ein, weil wir nicht Kirchen-, sondern Staatsgeschichte schreiben. Nur das Eine bemerken wir, daß Luther auf den Gedanken kam, die Lehre der Bibel, nicht die Kirchenlehre müsse gelehrt und gepredigt werden. Luther war ganz rechtgläubig und oft sogar überfromm; er vergaß daher auch, daß Bibel- und Kirchenlehre mit der Zeit ganz von einander verschieden geworden seien, da die Bibel das Gemüth und die Moral, die Lehre der Kirche aber den Verstand und die Poesie des überlieferten Glaubens angehe. Wer mithin der Überlieferung und der Gewohnheit anhing, war und blieb der alten Lehre getreu, und man konnte ihn darüber nicht schelten; wer dagegen die Geistlichkeit und die Kirchenzucht so betrachtete, wie Christus die Pharisäer betrachtet hat, der wandte sich zu Luther, als dieser durch die Übersetzung und Erklärung der Schrift bewies, daß der Stifter des Christenthums und seine ersten Schüler etwas ganz Anderes gelehrt hätten, als was später durch die Concilien, Päpste und Scholastiker Kirchenlehre geworden war. Weil Luther von jenem Gedanken ausging, griff er auch die sogenannten wissenschaftlichen Theologen, die ihre eigene barbarische Sprache hatten, von einer ganz anderen Seite her an, als Reuchlin im Streite mit Pfefferkorn und seine Freunde in den Briefen der Dunkelmänner gethan hatten (s. Th. X. S. 449—455). Reuchlin und seine Mitkämpfer wollten Geschmack, Künste, klassischen Styl und klassische Sprache, dies war vornehm; Luther dagegen wollte Einfalt und alte Sitten, und hatte es blos mit dem Volke zu thun, welchem die besseren Fürsten und Stadtobrigkeiten damals noch angehörten. Luther nahm daher auch an dem Streite, welchen Reuchlin und seine anderen ästhetischen Freunde mit den rohen und unlateinischen Mönchen hatten, nur geringen Antheil; er studirte die Kirchenväter, die Bibel, die Alten und die gelehrten Sprachen nicht der Philologie und des klassischen Styles wegen, sondern um aus der Bibel beweisen zu können, daß das wissenschaftliche Treiben der Theologen zur bloßen Unterhaltung unvergleichlich, dem Heile der Seele aber nachtheilig sei. Das Volk, dessen Sprache er verstand wie keiner nach ihm außer Lessing (denn Göthe schrieb nicht für

das eigentliche Volk), strömte zu seinen Predigten, sowie Tausende erregbarer Jünglinge zu seinem akademischen Vortrage; die Mönche aber ergrimten.

Bis zum Jahre 1512 war Luther zwar als Glaubens- und Bußprediger streng, und sprach, auf Augustinus gestützt, dreist aus, daß die Kirchenlehre von der Gnade, auf welche wir uns hier nicht einlassen, nichts Anderes sei, als die insgeheim in die Kirche eingeschlichene Kezerei des Cassianus (Semipelagianismus); er trug dies aber mit großer Behutsamkeit vor. Erst seitdem er 1512 Doctor der Theologie geworden war, griff er die Säulen der Schul-Dogmatik, die vornehmsten Scholastiker Bonaventura und Thomas von Aquino, als offenbare Kezer (Pelagianer) an. Dies war freilich ein Schulgezänke eigener Art, weil Luther seine besondere Ansicht von der göttlichen Gnade und der Art ihrer Wirkung hatte, welche selbst Erasmus nicht theilte, obgleich Luther vor seinem Streite mit dem Papste von Erasmus und Reuchlin als Genosse in ihrem Kampfe mit den Obscuranten anerkannt wurde. Luther gerieth bald in Streit mit den Dominikanern, welche schon 1515 heftig gegen ihn erbittert waren, sowie mit Pirkhaimer, mit Mutian und mit Eck. Diese vor die Zeit von 1517 fallenden Händel gehören jedoch nicht hierher, weil wir uns allein mit dem beschäftigen, was dem Schulgezänke der Gelehrten eine politische Bedeutung gab. Dies geschah durch Luthers Angriff auf den von Rom aus getriebenen Ablass-Handel. Ein solcher Angriff, durch einen Mann von Luther's Hefigkeit, Talent und Popularität unternommen, mußte nothwendiger Weise entweder eine Spaltung in die Kirche bringen, deren Bau Jahrhunderte hindurch so künstlich aufgeführt worden war, daß kein Stein ohne Gefahr für den ganzen Bau verrückt werden konnte, oder er mußte dem, der ihn unternahm, dasselbe Schicksal bereiten, welches Huß und Hieronymus von Prag erlitten hatten. Das Letztere würde gewiß eingetreten sein, wenn nicht das deutsche Volk gerade damals von allen Seiten her angeregt worden wäre, der geistlichen und weltlichen Freiheit nachzustreben, und wenn nicht die Fürsten jener Zeit noch größtentheils durch Herz, Sprache und Gemüth dem Volke angehört hätten. Kurz und kräftig drückte Luther dies dadurch aus, daß er sagte, Gott wolle das deutsche Volk vom falschen System der Schule

zur einfachen christlichen Wahrheit zurückführen, und sich dazu seiner als eines Werkzeuges bedienen.

Pabst Julius II. hatte den Bau der Peterskirche angefangen; Leo X., der Beschützer aller Künste, welche damals ebenso in Italien, wie zu Perikles Zeit in Athen, blühten, setzte denselben fort, und da er außerdem überhaupt in Rom einen fast fabelhaften Glanz zeigte, so mußte er jede Gelegenheit benutzen, um sich Geld zu verschaffen. Die Mittel dazu waren unzählig; wir erwähnen nur das anstößigste von allen, den Verkauf der Sündenvergebung für Geld und das Ausbieten dieser Vergebung durch trödelnde Mönche, welche wie Marktschreier ihre Waare feilboten und sogar auch die Vergebung künftiger Sünden verkauften. Der Pabst gab den Verkauf der Ablass-Zettel in Pacht, wofür er eine runde Summe erhielt; der Primas von Deutschland aber oder, was dasselbe war, der Erzbischof von Mainz, Albrecht, theilte den Gewinn, und sorgte für unverschämte Mönche, die umher reisten und den Ablass feilboten. Dem Erzbischof Albrecht, einem sonst gebildeten und der neuen Wissenschaft gewogenen Manne, war der Ablasshandel sehr willkommen, weil er nicht nur dem Pabste viel Geld für das sogenannte Pallium bezahlen sollte, sondern auch gegen die kirchliche Ordnung zu gleicher Zeit zwei Erzbisthümer (Mainz und Magdeburg) und außerdem noch ein Bisthum besaß, und also den Pabst sich zum Freunde halten mußte. Commissär des Erzbischofs zum Verkaufe des Ablasses war der Dominikaner Tezel, welcher 1517 bereits drei Jahre lang in Deutschland den päpstlichen Ablass als Marktwaare ausposaunt und es dabei so weit gebracht hatte, daß er einen Unter-Commissär ernennen konnte, der sich an allen Orten, in die er kam, noch unverschämter benahm, als Tezel. Beide stützten sich auf jene Theorie, nach welcher die vielen Märtyrer und Heiligen der Kirche so viel Überfluß des Verdienstes bei Gott erworben hätten, daß daraus ein Borrath entstanden sei, den das Haupt der sichtbaren Kirche an andere Gläubige, welche zu wenig Verdienst oder gar schwere Sündenlast hätten, verschenken oder verkaufen könne. Was sich aus einer solchen Theorie machen ließ, sieht man auf den ersten Blick. Auch ward sie von Tezel und seinem Unter-

Commissär zu einer Anpreisung ihrer Waare benutzt, welche Männer, wie Leo X. und Albrecht von Mainz, gewiß im Inneren misbilligten. Fürst Georg von Anhalt hörte z. B. in Dessau den Unter-Commissär öffentlich sagen, daß er an dem von ihm aufgerichteten Ablasskreuze oft das Blut Christi herunterfließen sehe.

Tezel schlug seine Bude endlich auch in der Nähe von Wittenberg, zu Jüterbogk und Zerbst, auf, und Luther's Beichtfinder beriefen sich, wenn er Buße und Reue forderte, auf den von ihnen erkauften Ablass. Da ergrimte der sehr fromme, aber auch sehr heftige Mann, oder mit seinen eigenen Worten: „Als viel Volks von Wittenberg lief dem Ablass nach gen Jüterbogk und Zerbst, und ich, so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ablass wäre, wie es denn kein Mensch wußte, fing ich säuberlich an zu predigen, man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, weder Ablass lösen.“ Ein Prediger, der wie Luther der deutschen Sprache mächtig war, der die Beredsamkeit des Herzens (*Pectus facit disertum*) dem Wortgeklingel der klassischen Gelehrten entgegensetzte, und der außerdem wie kein Anderer ein Mann des Volkes und der Jugend war, mußte dem unwissenden, bloß mit der Dialektik oder der Kunst des Klopffechtens der Schule vertrauten Mönch ein furchtbarer Gegner sein. Tezel schimpfte und verkümmerte ihn also, oder wie Mathesius in seiner naiven Weise berichtet: „Wie solches für den Ablass-Partirer kommt, fäheth er an, zu fluchen, zu schelten und Luthern als Erzfegern zu verdammen.“ Jetzt kannte Luther's Zorn keine Grenzen mehr; er kündigte daher seinem Gegner auf die Weise Fehde an, wie damals die Gelehrten, das Beispiel der Ritter nachahmend, zu thun pflegten. Der Ritter nämlich warf den Handschuh hin oder schickte dem Gegner ein Cartel; der Gelehrte schlug Streit-säge an, und forderte den Gegner heraus, dieselben in einem öffentlichen logischen Kampfe zu widerlegen. Dies that Luther am Allerheiligen-Abend des Jahres 1517, an welchem er fünfundneunzig Sätze, zu deren Vertheidigung er sich erbot, an die Thür der Schloßkirche von Wittenberg anschlagen ließ. Den Inhalt dieser Sätze berühren wir nicht, weil es für unseren Zweck genug ist, anzudeuten, wie der Streit zweier Mönche über Kirchenlehre eine

Spaltung in der Kirche und Staat herbeiführte, was Luther selbst, als er seine Sätze anschlug, keineswegs ahnte *).

Die fünfundneunzig Sätze Luther's wurden sehr bald nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Europa verbreitet; zum Disputiren fand sich jedoch niemand ein. Tezel ließ zweimal Gegensätze bekannt machen, und über die zweiten Gegensätze desselben wurde am 20. Januar 1518 in Frankfurt an der Oder disputirt. Höchst wahrscheinlich hatte der ganz ungelehrte Tezel den Frankfurter Professor und Doctor der Theologie Wimpina gebraucht, um die Gegensätze zu schreiben, in welchen die scholastisch-päpstliche Lehre gegen Luther vertheidigt wurde. Tezel schimpfte bei dieser Gelegenheit, wiewohl ohne Luther zu nennen, auf eine unerhörte Weise über Frevel und Kezerei, und ließ sogar endlich in seiner Eigenschaft als Glaubensrichter Luther's Sätze verbrennen. Dagegen verbrannten auch Luther's Freunde in Wittenberg (jedoch, wie wir ihm glauben, ohne sein Wissen und Willen) Tezel's Gegensätze.

Von diesem Augenblicke an predigten die Dominikaner, denen damals die Kanzeln, die Lehrstühle und die Glaubensgerichte anvertraut waren, mit tobender Wuth gegen den Augustiner-Mönch, der durch seinen Ordens-Provinzial Staupitz dem Kurfürsten Friedrich empfohlen und nach Wittenberg gebracht worden war, und Luther blieb ihnen, das muß man zugeben, durchaus nichts schuldig. Er kannte, wie er später bewies, die ganze Terminologie des Eislebener Pöbels sehr gründlich. Luther war ein großer und kühner Mann; er mußte sich vorerst an das Volk wenden, das ist uns genug. Wir leugnen daher seine Grobheit nicht; denn wenn jemals eine Grobheit göttlich genannt zu werden verdiente, wie unsere Genie's am Ende des achtzehnten Jahrhunderts behaupteten, so war es die Luther'sche. Sie war das Schwert, welches den Knoten zerhieb, den des Erasmus höflich

*) „Da ich die Sache wider das Ablass anfang, sagt er, war ich so voll und trunken, ja so ertrunken in des Pabst Lehre, daß ich für großem Eifer bereit wäre gewesen, wenn's in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet wären alle die, so dem Pabste in der geringsten Sylbe nicht hätten wollen gehorsam sein.“

schleichende Sprache und Melancthon's Sanftmuth niemals gelöst haben würden. Dies soll anfangs auch Kaiser Maximilian gefühlt haben; wir wagen jedoch die Worte desselben nicht anzuführen, weil auch der fleißige Häberlin sie an der Stelle, wo sie stehen sollen, nicht hat finden können. Daß Luther aber sich auf den Schutz seines Landesherrn und auf die Überzeugung von seiner Rechtgläubigkeit verließ, geht daraus hervor, daß er in der mit vieler Mäßigung abgefaßten Antwort auf Tegel's Widerlegung seines Sermons vom Ablass schreibt: „Sie bin ich zu Wittenberg, Doctor Martinus Luther, und ist etwa ein Kegermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen bedünkt, dem lasse ich wissen, daß er hab' sicheres Geleit, offene Thor, frey Herberg und Kost darin durch gnädige Zusage des löblichen und christlichen Fürsten Herzog Friederichen Kurfürsten zu Sachsen.“

Der Streit ward schon in den ersten Wochen des Jahres 1518 ein Kampf über das Ansehen des römischen Stuhles überhaupt, sowie über die Frage, ob die Häupter der Schulen der Scholastiker, welche bis dahin neben der Bibel als eine Autorität angesehen worden waren, irgend ein Gewicht in Betreff der Frage über das Wesen des Christenthums hätten, was Luther leugnete. Die Unvorsichtigkeit zweier in der Kirche durch ihre äußere Stellung sehr viel geltenden Theologen bewirkte, daß Luther's Angelegenheit zuerst eine Sache des deutschen Reiches und dann, als Pabst Leo X. sich in dieselbe mischte, eine Angelegenheit der ganzen Christenheit ward. Sylvester Prierias nämlich, ein Dominikaner und Hofbeamter des Pabstes (Magister Sacri Palatii), und Johann Eck, Profanzler der Universität Ingolstadt und Domherr zu Eichstädt, nahmen sich der Lehren, welche Luther angegriffen hatte, auf eine in jenem Augenblicke sehr unverständige Weise an, und schmähten dabei zugleich dessen Charakter. Dies war doppelt unvorsichtig, da Prierias seine Schmähschrift dem Pabste widmete, an dessen Hof er lebte, und da er dabei bewies, daß er ebensowenig es mit Luther aufzunehmen vermochte, als im achtzehnten Jahrhundert der Hamburger Pfarrer Göthe mit Lessing zu streiten im Stande war. Prierias gab gegen Luther einen Dialog heraus, welchem Luther eine Antwort entgegensezte, die im Vergleich mit seinen späteren Schriften gegen die Lehre und die

Anhänger der päpstlichen Kirche immer noch gemäßigt genannt werden kann. Der römische Hof-Dominikaner ging in seiner Schrift mit Luther so um, wie auch unter uns vornehme Leute, die sich herablassen, Schriftsteller zu werden, mit ihren Gegnern umzugehen pflegen. Dergleichen zu ertragen, war freilich Luther, welcher etwas von einem Sanscülotten in sich hatte, nicht gemacht. In welchem Tone der römische Höfling sich unterstand, dem Pabste 1518, nachdem Luther schon allgemein als der Stolz der deutschen Nation betrachtet wurde, von demselben zu reden, wird man aus einigen Worten seiner Dedication hinreichend erkennen. „Ein gewisser (nescio quis) Martin Luther, sagt er, erhebt seinen stolzen Nacken gegen die Wahrheit selbst und gegen den heiligen Stuhl.“ Dann fährt er mit der Bethuerung fort, daß er Muth genug habe, im bevorstehenden Kampfe sogar den Satan selbst nicht zu fürchten, und daß er sehr begierig sei, die Probe zu machen, ob dieser Martin eine Nase von Eisen und ein Haupt von Erz habe. Ähnliche Abgeschmacktheiten enthält die ganze Schrift. Es war daher auch für Luther leicht darzuthun, welch ein armer Schelm der Mönch sei, der mit dem Teufel zu kämpfen sich getraue.

Den Angriff des römischen Dominikaners nahm Luther weniger übel, als den Einfall eines der berühmtesten deutschen Theologen, für den römischen Ablass-Handel, welcher allen wackeren Deutschen ein Argerniß war, in die Schranken zu treten. Johann Eck in Ingolstadt schrieb nämlich für den Bischof von Eichstädt beißende Bemerkungen (obelisci) über Luther's Säge, welche zwar nicht gedruckt, wohl aber in vielen Abschriften in Umlauf gesetzt wurden. Dies erbitterte den dadurch Angegriffenen um so mehr, als er mit Eck zwar disputirt hatte, sonst aber in freundlichem Verkehr und in Correspondenz gewesen war. Er setzte also den Obelischen Eck's seine Asterisken entgegen. Das Urtheil, welches Luther in dieser Schrift über das Wissen und über die Wissenschaft des eingebildeten und stolzen Gelehrten fällte, erregte den Zorn des Letzteren in so hohem Grade, daß er nicht eher ruhte, als bis er den Pabst in die Sache eingemischt hatte. Luther sagte nämlich in seiner Gegenschrift, daß er in dem ganzen Chaos der Obelischen nichts aus der heiligen Schrift, nichts aus den Kirchenvätern, nichts aus den Concilien-Beschlüssen gefunden habe, daß

vielmehr Alles, was Er vorbringe, eitel Grübeleien, eitel Spitzfindigkeit (omnia scholasticissima, omnia opiniosissima) und leere Träume seien.

Die von Luther angegriffenen Vertheidiger der päpstlichen und scholastischen Lehre, unter welchen auch der beim Streite mit Reuchlin von Hutten, Crotus und Anderen zum Gespötte der Welt gewordene Oberkezermeister Hoogstraten zu Cöln sich befand (s. Th. X. S. 450 ff.), brachten schon im Laufe des Jahres 1518 die Sache an den Pabst. Kurz vorher, ehe sich dieser in dieselbe mischte, erhielt Luther auf einer allgemeinen Versammlung des Augustiner=Ermitenordens zu Heidelberg Gelegenheit, seine Gedanken über den Werth der gelehrten Theologie und über die Unfehlbarkeit des Pabstes, die er jetzt ebenfalls leise zu bestreiten anfang, durch seine Beredsamkeit vielen Männern einleuchtend zu machen. Ende April 1518 hielt er nämlich auf jener Versammlung eine glänzende Disputation, welcher Bucer, Brennius, Schnepf und Theobald Billican bewohnten. Diese Männer verkündigten nachher Luther's Lehren in ihren Kreisen. Besonders schloß Bucer sich gleich darauf an Zwingli und Bullinger an, als diese unabhängig von Luther die Schweizer Städte bewogen, sich der weltlich gewordenen Herrschaft des Pabstes zu entziehen, während die Hirten-Kantone Freiburg und Luzern und andere Gegenden dem Pabste treu blieben und so schon sechs Jahre später in der Schweiz wie in Deutschland ein zwiefacher Fanatismus sich wüthend gegenüber stand. Auch Pfalzgraf Wolfgang, der Bruder Ludwig's V. von der Pfalz, schloß sich damals an Luther an, und auf den Würzburger Bischof, Lorenz von Vibra, machte die Heidelberger Disputation einen solchen Eindruck, daß er den Reformator dem Kurfürsten von Sachsen dringend empfahl. Dieser gewährte zwar dem Luther seinen Schutz, gab aber doch auch deutlich zu verstehen, daß er seinetwegen nicht mit dem Pabste und dem Kaiser brechen könne, welche Beide forderten, daß dem bereits allenthalben erhobenen Geschrei über die Mißbräuche der Kirche Einhalt gethan werde. Luther fügte sich: er schrieb nicht nur eine an seinen Diöcesan=Bischof gerichtete Erklärung, in welcher er sich wegen seiner fünfundneunzig Sätze rechtfertigte, sondern er faste auch ein demüthiges Schreiben an den Pabst ab

und ließ dasselbe durch seinen Provinzial Staupitz einsenden. In diesem Schreiben findet sich noch die Stelle: „Er wolle nichts Anderes wissen, denn daß seiner Heiligkeit Stimm Christi Stimm sei, der durch jenen rede und handle.“

Der Kaiser war damals schon ganz zornig über Luther. Er schrieb im August 1518 dem Pabste von Augsburg aus, dieser möge doch dem Schimpfen, Schreiben und Disputiren über die Religion ein Ende machen; jedoch erklärte er in demselben Briefe auch, wenn nicht vorher dem ärgerlichen Verkaufe der römischen Ablasszettel Einhalt gethan werde, so sei sehr zu fürchten, daß viele Fürsten und Städte sich Luther's annehmen möchten. Ehe dieser Brief des Kaisers nach Rom kam, hatte der Pabst schon einen Schritt gethan, welcher die deutsche Nation mächtig aufregte. Er hatte nämlich ein geistliches Gericht in Rom bestellt, bei welchem der oben erwähnte Sylvester Prierias, der mit Luther in heftigem Streit war, Fiscal sein sollte. Diese Commission war sehr bald mit der Einleitung des Processus fertig, und schon am 7. August erhielt Luther eine bereits im Juli ausgefertigte Vorladung, innerhalb sechszig Tagen persönlich vor dem Gerichte zu erscheinen. Gleich nachher aber kam des Kaisers Brief in Rom an, und auch der Kurfürst von Sachsen bat den Pabst, Luther's Sache in Deutschland durch deutsche Bischöfe untersuchen zu lassen. Dadurch wurde Pabst Leo bewogen, dem Cardinal Thomas de Vio oder, wie derselbe nach seinem Geburtsorte Gaëta gewöhnlich genannt wird, Cajetanus in Betreff Luther's Aufträge zu geben. Dieser Cardinal war nämlich kurz vorher als päpstlicher Nuntius auf einen in Augsburg gehaltenen Reichstag, welchem sechs Kurfürsten beiwohnten, gesendet worden. Der ihm wegen Luther's ertheilte Auftrag war kein anderer, als daß Cajetanus den kühnen Mann, wenn derselbe nicht unbedingt widerrufe, als Ketzer behandeln solle. Cajetanus trug um so weniger Bedenken, dies ohne Weiteres zu thun, da Luther kurz vorher den Prierias, als derselbe in einer eigenen Schrift das Ansehen des Pabstes auf eine von allen Geistlichen, selbst von dem Jesuiten Maimbourg getadelte Weise erhob, noch einmal heftig angegriffen hatte. Übrigens hatte Luther eine Predigt gehalten und drucken lassen, in welcher er das Recht der Pabste,

den Bannfluch auszusprechen, mit einer Dreistigkeit angriff, über die ganz Deutschland erschrad.

Luther ward von seinem Kurfürsten nach Augsburg entboten, und obgleich jedermann ihn vor der Reise dahin warnte, machte er sich doch auf den Weg. Dem Provisor seines Ordens zu Weimar, der ihn ebenfalls abmahnte, sagte er: „Bitt' für mich ein Vaterunser, Gott wird seinem lieben Kind Christo, deß meine Sache ist, dieselbe schon erhalten.“ Luther machte die Reise nach Augsburg zu Fuße, und nahm erst wenige Stunden vor Augsburg ein Wägelchen, sowie er auch unterwegs von einem Freunde eine andere Kutte ließ, um mit einigem Anstande erscheinen zu können. Ein kaiserliches Geleite erhielt er erst nach seiner Ankunft in Augsburg. Hier hatte er mit dem Cardinal Cajetanus, der ihn entweder schmeichelnd zum öffentlichen Widerruf bewegen, oder auch ihn einschüchtern und seine Auslieferung bewirken sollte, drei Unterhaltungen. Cajetanus forderte zuerst, blos auf Autorität der gegen Luther eingeleiteten Untersuchung, nackten Widerruf; als aber Luther gegen dieses Verfahren protestirte, ließ der Cardinal sich zu einer Disputation mit ihm bewegen. Über diese zweite Zusammenkunft Luther's mit dem fürstlich vornehmen Herrn, welcher geglaubt hatte, der Mönch würde vor ihm in die Erde sinken, gibt Luther selbst mit folgenden Worten Rechenschaft: „Da schrie der Legat, ich sollt' ein Widerspruch thun, und machet eine lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meynet und hielt dafür, er hätt' mich überwunden und gestillt. Ich hub auch etliche Mal an zu reden, aber er donnert' und schnurret' alleweg und herrschet allein. Endlich hub ich auch an zu schreien.“ Die dritte Unterhaltung endigte damit, daß Cajetanus den Mönch gehen hieß und auf einfachem Widerruf bestand. Schriftliche Vorstellungen wollte der beschämte und erbitterte Cardinal nach den drei Audienzen gar nicht annehmen. Jetzt ward Luther's Lage bedenklich, da sein Kurfürst schon abgereist war. Dieser hatte ihn zwar seinem Gesandten und vielen Gliedern des Augsburger Magistrats dringend empfohlen; allein schon am 19. Oktober nahm die Sache eine solche Gestalt an, daß Luther's Freunde ihn ganz plötzlich aus seinem Hause holten und zu einer Zeit, als die Thore schon geschlossen waren, heimlich aus der Stadt fortbrachten. Staupitz verschaffte ihm nämlich ein Pferd, welches Luther ohne

Beinkleider und Stiefel bestieg, der Augsburgerische Senator Langelmantel ließ ihm das Nebenpförtchen öffnen, und Luther rettete sich dadurch, daß er acht Meilen in Einem Ritze zurücklegte.

Der Pabst fand in der nächsten Zeit nicht gerathen, gegen Luther strenger zu verfahren, weil Kurfürst Friedrich von Sachsen zwar Luther's Lehre auf keine Weise offen anerkannte, aber doch seine Person in Schutz nahm. Gleich im Januar des folgenden Jahres starb Kaiser Maximilian, und nun war Friedrich die Hauptperson in Deutschland. Man billigte damals in Rom Cajetan's Grobheit und Hestigkeit gar nicht; man gab aber dem Pabste den übeln Rath, in einer eigenen Bulle die Lehren vom Ansehen des römischen Stuhles und vom Ablass in Schutz zu nehmen und die neuesten Gegner derselben, wiewohl ohne Nennung ihrer Namen, zu verfluchen.

In Wittenberg hatte während der Abwesenheit Luther's Philipp Melanchthon, welcher kurz vor der Abreise desselben dort eingetroffen war, großes Aufsehen erregt. Dieser zeigte sich, nachdem Luther zurückgekehrt war, als dessen würdigen Gehülfen. Er leistete alles das, was Luther nicht zu leisten im Stande war; denn sein Charakter war eben so sanft, mild und versöhnlich, als Luther heftig, jähzornig, grob und einseitig war. Luther's Fehler waren seiner Sache vortheilhaft, Melanchthon's Tugenden würden nie die Reformation durchgesetzt haben; seine Sanftmuth und Milde gewannen aber diejenigen wieder für Luther's Lehre, welche durch dessen Hestigkeit abgeschreckt worden waren. Melanchthon war durch und durch klassisch gebildet, er half seinem Freunde Luther aus, wo dieser der gelehrten Sprachen nicht mächtig genug war, und griff, weil er die Aristotelische Philosophie gründlich studirt hatte, die scholastische Theologie, welche eine Tochter derselben war, auf ganz andere Art als Luther an. Der Letztere, ein Mann des Volkes und nicht der Schule, trogte im Sinne des Volkes auf den angeborenen praktischen Sinn, den man gemeinen Menschenverstand zu nennen pflegt; Melanchthon dagegen erkannte, als Mann der Schule und der Wissenschaft, in dem Gange der Philosophie von Aristoteles Zeit an bis auf die seinige ebenso, wie wir Anderen, ein Ringen des menschlichen Geistes, dasjenige wissenschaftlich zu gestalten, was die Bibel handgreiflich gelehrt hat.

Luther's Angelegenheit brachte schon gleich nach seiner Abreise von Augsburg ganz Deutschland in Bewegung; denn die von ihm mit dem Cardinal Cajetan gepflogene Verhandlung ward gegen seinen und seines Kurfürsten Willen durch den Druck bekannt gemacht. Luther hatte nicht blos von dem Cardinal an den Pabst, sondern nach Erscheinung der oben erwähnten Bulle über den Ablass auch vom Pabste an ein künftiges Concilium appellirt. Jetzt versuchte der sächsische Edelmann, Karl von Miltitz, ein Kämmerer des Pabstes, bei Gelegenheit eines Austrages, den dieser ihm ertheilt hatte, dem Kirchenstreite in der Stille ein Ende zu machen. Miltitz war nämlich vom Pabste schon früher beauftragt worden, dem Kurfürsten von Sachsen eine geweihte goldene Rose zu überreichen, was damals ebensoviel war, als wenn jetzt ein Fürst dem anderen das Großkreuz seines ersten Ordens überschickt. Miltitz benahm sich bei seinem Versuche, den Streit beizulegen, sehr verständig; er gab sich zuerst Mühe, dem Unfuge der Ablasskrämerei ein Ende zu machen und reiste zu diesem Zwecke nach Leipzig, wo er Tegel im Namen des Pabstes schalt und ihm erklärte, daß seine Laster und Frevel bestraft werden sollten. Übrigens starb Tegel noch in demselben Jahre. Die Geschichtschreiber lassen ihn ihrer Gewohnheit gemäß vor Angst und Schrecken ums Leben kommen; Leute wie Tegel sterben aber leider nie vor Schrecken. Mit Luther hatte Miltitz eine Unterredung in Altenburg, wohin jener auf Befehl seines Kurfürsten zu ihm gereist war. Dort ließ Luther sich theils durch freundliche Reden, theils durch die Vorstellung der ihm drohenden Gefahren dahin bringen, daß er zwar nicht in einen unbedingten Widerruf einwilligte, dagegen aber einen demüthigen Brief an den Pabst schrieb. In diesem Briefe machte Luther das Anerbieten, zu schweigen, wenn man auch seinen Gegnern Schweigen auferlege, oder auch sich dem Urtheile des Bischofs von Trier, von Salzburg oder von Freisingen zu unterwerfen.

Ehe die Antwort des Pabstes eingetroffen war hatte Miltitz, nach allerlei verdächtigen Conferenzen mit dem Nuntius Cajetanus, sich zum Erzbischof von Trier begeben, welcher dann, ohne den Auftrag des Pabstes abzuwarten, Luther nach Ehrenbreitstein zu sich entbot. Dies kam dem Letzteren und seinem Kurfürsten ver-

dächtig vor, und Beide lehnten es beehalb ab. Dagegen hatte aber Luther längst zugesagt, mit den Bertheidigern der scholastischen Theologie in einer Disputation oder mit anderen Worten in einem gelehrten Turnier zu kämpfen. Ob zuerst Eck durch zehn Sätze, welche er aufstellte, oder Luther durch die seinerseits aufgestellten dreizehn Sätze den Handschuh hinwarf, ist ungewiß; jene Sätze aber, über welche disputirt werden sollte, sind gedruckt vorhanden. Der Kampfplatz sollte die Stadt Leipzig sein, in welcher der blind fanatische, mönchisch abergläubige Herzog Georg, das Haupt der herzoglich sächsischen Linie, seine Residenz hatte. Luther ließ sich ausdrücklich von diesem Fürsten ein freies Geleit geben, um sicher disputiren zu können; er erhielt dasselbe aber erst, als er schon in Leipzig anwesend war und sein Gegner Eck den Herzog darum gebeten hatte. Übrigens war eigentlich nicht Luther, sondern sein Colleague Karlstadt der Hauptstreiter; denn dieser hatte das scholastische Turnier schon im vorigen Jahre zu Augsburg mit Eck verabredet. Der Kampf begann am 19. Juli 1519, und dauerte unter dem Zuströmen einer unzähligen Menschenmenge drei Wochen lang. Da bei demselben Karlstadt Blößen gab, da ferner Eck dialektisch stärker war, als Luther, und dagegen nicht nur dieser, sondern auch selbst Melanchthon nur von der Bibel und von dem, was die Religion für das Gemüth, nicht blos für den Verstand wichtig macht, redeten, so konnte Eck allerdings prahlen, er habe Recht behalten. Dies war in Hinsicht auf Scholastik wahr. Jeder Deutsche aber, welcher die Religion nicht in der Symbolik und in Ceremonien suchte, gab dem Luther Recht. Übrigens sprach bei Gelegenheit dieser Disputation Melanchthon mit wenigen Worten vor allem Volke aus, was er, der Kenner, von derjenigen Wissenschaft halte, durch welche das wahre Christenthum aus den Schulen und Kirchen verdrängt worden sei *).

Eck forderte den Kurfürsten von Sachsen auf, Luther's Bücher verbrennen zu lassen; er drang aber bei diesem nicht durch. Da-

*) De Scholasticis non est, ut multis agam, quibus divinae litterae quidvis sunt potius quam simplices; imo nescio quem Proteum fingunt, cum eas in allegoricos, tropologicos, litterales, grammaticales, historicos sensus transformant et transfundunt in nescio quas lacunas.

gegen erreichte er bei Pabst Leo X. seinen Zweck. Er reiste 1520 nach Rom, um einen Verdammungspruch gegen Luther auszuwirken, und in der That ward ihm eine Bulle, in welcher der Pabst und seine römischen Geistlichen den deutschen Theologen ungehört verdammt, ganz in der Stille übergeben, um sie nach Deutschland mitzunehmen und dort für ihre Bekanntmachung zu sorgen. Der Pabst ahnte damals nicht, daß sein Bannfluch gegen Luther das Signal einer kirchlichen und politischen Revolution sein werde. Er sah nicht, was Kurfürst Friedrich wohl erkannte und an seinen Vasallen, Valentin von Teutleben, der sich damals zu Rom aufhielt und bald darauf Bischof von Hildesheim ward, gerade in dem Augenblicke schrieb, als Eck in Verbindung mit dem Leipziger Professor Hieronymus Emser den Pabst verleitete, den Bann gegen Luther auszusprechen *). Die Gelehrten und Prälaten konnten freilich dem Pabste nicht sagen, daß nicht bloß die Bürger fast aller Städte, sondern auch ein Theil der deutschen Fürsten des römischen Druckes müde seien. Dies hätte er gleichwohl aus einem Artikel der Wahl-Capitulation des gerade um jene Zeit gewählten neuen Kaisers ersehen können. In diesem Artikel ward nämlich der neue Kaiser verpflichtet: „Alles, was der römische Hof bisher gegen die Concordate der deutschen Nation vorgenommen hätte, abzuschaffen und mit allem Ernst auf ihre genaue Beobachtung zu dringen.“ Luther selbst war übrigens gleich nach der Leipziger Disputation viel entschiedener und dreister als früher gegen mehrere Kirchenlehrer aufgetreten, und hatte die Verteidiger der scholastischen Theologie und ihrer Lehren in der Person des Leipziger Professors Emser mit unübertrefflichem Wize, und furchtbarer Grobheit angegriffen. Sein Streit mit Emser begann, als dieser einen gedruckten Brief gegen einen böhmischen Irlehrer herausgab, und in demselben sich über Mehreres, was

*) Non esse cum nunc qui olim Germaniae statum, efflorescere bonas artes et litteras et plebejos etiam cognoscendae scripturae desiderio teneri, inde fore, si pontifex non nisi vi ecclesiasticae potestatis agat et conditionem a Luthero propositam denegato examine doctrinae recuset, nec ex scriptura saera testimonia et solida argumenta proferantur, ut maximi sint orituri motus, ex quibus ad pontificem nulla sit reditura utilitas.

Luther bei der Leipziger Disputation gesagt hatte, so aussprach, daß es den Anschein hatte, als wenn er ihm die Irrlehren des Böhmen zuschreiben wolle. Die gedruckte Beantwortung dieses Briefes, welche Luther herausgab, ist ein Meisterstück der Beredsamkeit und des Wizes, aber auch mit unwürdigen Persönlichkeiten und Grobheiten angefüllt, welche Emser nicht unbeantwortet lassen konnte. Die Sache war übrigens jetzt schon Reichsangelegenheit geworden; denn Luther selbst hatte im Januar 1520 an den neuen Kaiser geschrieben und auch die Abendmahls-Lehre der Kirche angegriffen.

Die Bannbulle gegen Luther, welche Leo X. auf Cef's dringendes Verlangen erlassen hatte; war am 15. Juni 1520 ausgefertigt worden. Sie beleidigte, als Cef sie in Deutschland umhertrug und schickte, sogar die Bischöfe des Reiches, denen sie blos zur Bekanntmachung mitgetheilt wurde. Diese erblickten in derselben einen Eingriff in ihre Rechte, und nur wenige verstanden sich dazu, sie bekannt zu machen. Es waren in der Bulle einundvierzig aus Luther's Schriften ausgezogene Sätze theils als verwegen oder ärgerlich, theils als keckerisch verdammt. Luther selbst wurde in der Bulle aufgefordert, innerhalb sechszig Tagen einen Widerruf nach Rom zu schicken oder persönlich dahin zu überbringen, widrigenfalls er nach Ablauf dieses Termins nicht blos selbst in den Bann gefallen sein, sondern auch jeder, der ihn schützen würde, die gleiche Strafe und den Verlust aller Lehnen und Würden erleiden sollte. Cef konnte in Deutschland nirgends die Bekanntmachung der Bulle erlangen; selbst Luther's ärgster Feind, der Herzog Georg von Sachsen, verbot dem Magistrat von Leipzig, dieselbe bekannt zu machen, ehe der Diöcesanbischof (der Bischof von Merseburg) den Befehl dazu gegeben habe.

Luther hatte lange vorher, ehe Cef die Bulle nach Deutschland brachte, von ihrer Ausfertigung Nachricht erhalten und, als sie anlangte, bereits ganz mit der römischen Kirche gebrochen. Er hatte durch ein im Juni 1520 geschriebenes Buch, welches den Titel „Vom christlichen Adel deutscher Nation“ führt, die deutsche Reichsritterschaft aufgefordert, das Joch der Pfaffenherrschaft abzuwerfen. In dieser Schrift bewies er zuvörderst, daß die Vorzüge der Geistlichen vor den Weltlichen eine Beeinträchtigung der von den Alt-

vordern ererbten Rechte jedes freien Deutschen, besonders aber des Adels seien. Er that ferner dar, daß die Behauptung der Päbste, nach welcher sie allein die Schrift auslegen und Concilien berufen dürften, eine leere Anmaßung sei. Er schilderte endlich mit derben und kräftigen Zügen den Geiz der Päbste und ihrer Creaturen, den Handel, den sie mit Pfründen trieben, ihre Herrschsucht und ihre anderen bekannten Laster, von welchen damals in allen Volksliedern, in allen deutschen Gedichten und Satyren die Rede war. Luther's Aufforderungen an die Ritterschaft wurden durch die meisterhaft gedachten und geschriebenen, aber Mord und Brand predigenden Flugschriften Ulrich's von Hutten so kräftig unterstützt, daß zwei der angesehensten und gefürchtetsten Häupter der Reichsritterschaft, Sylvester von Schaumburg in Franken und Franz von Sickingen am Rhein, dem Luther ihren Arm und einen Aufenthalt bei sich anboten. Dreinschlagen wollte freilich Luther nicht, wie Ulrich von Hutten; er schreibt daher auch diesem ausdrücklich: es sei nicht sein Wille, daß man mit Gewalt und Morden für das Evangelium kämpfe. Dies war damals ganz richtig; als aber Luther zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes diesen Satz zu weit trieb und seinen Einfluß auf Friedrich's des Weisen Nachfolger, Johann den Beständigen, benutzte, um die Protestanten abzuhalten, zur rechten Zeit das Schwert zu ziehen, ward der Glaube, daß Gott sein Wort und diejenigen, welche nach demselben, ohne die Anwendung physischer Kräfte gegen den Widerstreit gleicher Kräfte, die Welt einrichten wollten, schützen werde, seiner Partei verderblich.

Schon ehe die Bulle gegen Luther erschienen war, hatte dieser in einem Briefe an Spalatin eingestanden, der Lärm der Obscuranten und das Benehmen des römischen Hofes habe ihn auf den Gedanken gebracht, daß der Pabst am Ende wohl der Antichrist sein könne, von welchem so viel Redens in der Welt sei*). Diese Äußerung ist in einem Privatbriefe enthalten; aber auch in der angeführten Schrift an den deutschen Adel, einer Art von Manifest,

*) Ego sic angor, schreibt er in diesem Briefe, ut prope non dubitem, Papam esse proprie Antichristum, quem vulgata opinione expectat mundus. Adeo conveniunt omnia, quae vivit, facit, loquitur, statuit.

geht Luther schon sehr unsanft mit dem Pabste und den Kardinälen um. Von dem Ersteren sagt er, die Vertheidiger des päpstlichen Luxus vertheidigten Petri Nachfolger, wenn er so weltlich und prächtiglich fahre, damit, daß sie behaupteten, er sei Herr der Welt. „Das ist erlogen, fährt er fort; denn Christus, dessen Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilato: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Er ist auch nicht ein Statthalter des erhöhten, sondern des gekreuzigten Christus; aber nun machen sie den Pabst zum Statthalter des erhöhten Christi im Himmel, und haben Einige den Teufel so stark lassen in ihnen regieren, daß sie gehalten, der Pabst sei über die Engel im Himmel und habe ihnen zu gebieten; welches sind eigentlich die rechten Werke des rechten Antichrists.“ Von den Kardinälen sagt Luther in ebender-
selben Schrift: „Wozu ist eigentlich das Volk nütze in der Christenheit, das man Kardinäle nennt? Das will ich dir sagen. Welsch- und Deutschland haben viel reicher Klöster, Stifte, Lehen und Pfarr, die hat man nicht gewußt baß nach Rom zu bringen, denn daß man Kardinäle macht und denselben die Bisthum, Prälaturen und Klöster zu eigen gebe und Gottes Dienst also zu Boden fließe. Darum siehet man jetzt, daß Welschland fast wüst ist und Klöster verfürrt, Bisthum verzehrt, Prälaturen und aller Kirchen Zinse nach Rom gezogen, Städte verfallen, Land und Leute verderben, da kein Gottesdienst noch Predigt mehr gehet.“

Noch ehe Eck mit der Bannbulle in Deutschland umher reiste, hatte Luther am ersten August 1520 durch sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche ganz mit der päpstlichen Kirche gebrochen, und im Anfange Oktober's, gerade als die Bulle an den Rector der Universität Wittenberg geschickt wurde und dieser, weil die Zusendung nicht officiell gewesen war, keine Notiz von ihr nahm, gab Luther die Predigt von der Messe heraus, deren Inhalt beweist, daß jetzt keine Ausföhnung mehr möglich war. In diesen beiden Schriften setzte Luther der bestehenden Kirche, welche nach und nach in einer Reihe von Jahrhunderten entstanden und mit den feudalistischen Einrichtungen und Reichen innig verwebt war, eine ideale, rein aus der Bibel construirte christliche Kirche entgegen. Darüber ließ sich freilich streiten; denn es ist etwas Anderes, Mißbräuche abzuschaffen und eine

bestehende Staatseinrichtung (das war die Kirche des Mittelalters) ganz niederzuwerfen, um eine neue, nach der Bibel oder nach philosophischen Grundsätzen gemachte an ihre Stelle zu setzen. Luther hatte durch diesen Schritt vollständig mit der römischen Kirche gebrochen. Das Gebäude der alten Kirche beruhte nämlich darauf, daß die Hierarchie vermöge der Lehre von den sieben Sacramenten das ganze äußere Leben des Christen beherrsche; diese Lehre war aber in dem Buche von der Messe verworfen, und Luther hatte in demselben nur drei Sacramente, die Taufe, die Buße und das Abendmahl, übrig gelassen. Schon in diesem Büchlein wird das Papstthum eine Nimrods-Jagd gescholten.

Miltig, der sich damals noch in Deutschland befand, hoffte immer noch zu vermitteln. Auch erlangte er, daß Luther noch einmal höflich an den Papst schrieb; allein wir brauchen nur zwei kleine Stellen aus dem Briefe Luther's anzuführen, um zu beweisen, daß es diesem damals nicht mehr darum zu thun war, sich zu demüthigen. Die eine Stelle lautet folgendermaßen: „Indessen sitzest du, heiliger Vater, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Scorpionen. Was kannst du Einiger wider so viel Ungeheuer? Und ob dir schon drei oder vier fromme Kardinäle zusehen, was wäre das unter solchen Haufen? Ihr müßtet eher durch Gift untergehen, ehe ihr fürnähmet der Sache zu helfen.“ In der zweiten Stelle dieses Briefes, in welchem überall Leo's X. Persönlichkeit geschont wird, heißt es: „Es sollte wohl dein und der Kardinäle Werk sein, daß ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arznei, die Pferd und Wagen horchen nicht auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir immer leid gewesen ist, daß du Papst worden bist. Der römische Stuhl ist deiner und deinesgleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewiß mehr als du in diesem Babylon regieret.“ Diesem Briefe legte Luther, als er ihn nach Rom sandte, eine der besten Schriften, die er geschrieben hat, bei, das Büchlein von der christlichen Freiheit, welches den Papst mehr ärgern mußte, als alle Schmähungen; denn es war mild abgefaßt und behandelte auf meisterhafte Weise eine Materie, von welcher die päpstliche Kirche bekanntlich gar nichts wissen will.

Noch in demselben Monat gab Luther die furchtbare Kriegserklärung gegen die bestehende Kirchenverfassung heraus, auf deren Titelblatt er den Pabst, welcher die Bulle gegen ihn erlassen hatte und, weil er Luther's Person nicht in seiner Gewalt hatte, wenigstens dessen Bücher verbrennen ließ, den Antichrist nannte. Dies war die Schrift „Gegen die Bulle des Antichrist“. Luther griff in derselben mit aller Hestigkeit seines Charakters nicht blos die Einrichtung und Disciplin der Staatskirche, sondern auch die Grundlagen ihrer Glaubenslehre, soweit dieselbe nicht unmittelbar aus der Bibel floß, furchtbar an. Über das Verbrennen der Bücher sagt er in dieser Schrift sehr treffend: „Nun weiß ich wohl, daß Kunst und Frevel zwei Ding sind, und ich den un künstlichen Frevel nicht achte; so ist Bücher verbrennen so leicht, daß es auch die Kinder können, schweig denn der heilige Vater Pabst und seine Hochgelehrten, welchen es je fein anstünde meines Bedünkens, wenn sie etwas mehr Kunst bewriseten, als Bücher verbrennen.“

Furchtbarer noch, als Luther, griff Ulrich von Hutten in seinem bereits früher (Th. X. S. 460 ff.) erwähnten Dialog „Der Bullentödter“ den Pabst und die ganze auf scholastische Dogmatik gegründete Kirchengewalt an. Was Luther in seiner Widerlegung der Bannbulle, die er nicht als eine päpstliche, sondern als Eck's Werk betrachtet wissen wollte, nicht gesagt hatte, das sagte Ulrich von Hutten nachher noch weit heftiger. Er gab die Bulle mit Anmerkungen und mit einer Ermahnung an die Deutschen heraus, stellte Luther's Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation dar, und fügte seinem Buche eine Schlußrede an Pabst Leo X. bei, deren Demosthenische Schärfe alle gebildeten Deutsche mächtig erregte. Von diesem Augenblicke an ward die Sache eine Reichsangelegenheit; denn blos an wenigen Orten wurde die Bulle angeschlagen oder auch nur anerkannt. Der Kurfürst von Sachsen verhielt sich leidend, und zwei Nuntien des Pabstes versuchten umsonst, ihn zur Entfernung oder Verfolgung Luther's zu bewegen. Die Entscheidung der Sache ward endlich dem neuen Kaiser zugeschoben.

5. Karl V. in der ersten Zeit nach seiner Erwählung zum deutschen Kaiser.

Als Karl V. durch den abenteuernden Pfalzgrafen Friedrich, den Bruder des Kurfürsten Ludwig V., endlich die officiële Botschaft von seiner Erwählung zum deutschen oder, wie man es nannte, zum römischen König nebst der Einladung sich in Aachen krönen zu lassen erhielt, drohten ihm zugleich in Spanien und von Frankreich her Gefahren. In den beiden spanischen Reichen war nämlich große Unzufriedenheit, und die furchtbare Verbindung der mächtigen Städte, deren wir bereits (S. 304) gedacht haben deutete auf eine Vorbereitung zu einem bürgerlichen Kriege, der nach des Königs Entfernung jeden Augenblick ausbrechen konnte; von dem französischen König Franz I. aber, dessen Bewerbungen um die deutsche Krone unglücklich gewesen waren, drohte ein auswärtiger Krieg, zumal da es schien, als wenn Franz den König Heinrich VIII. von England durch dessen Günstling Wolfsey ganz für sich gewonnen habe.

Wolfsey, welcher damals schon unzählige Pründen und reich ausgestattete geistliche Ämter in seiner Person vereinigt und königliche Reichthümer aufgehäuft hatte, war seit 1511 erster Minister Heinrich's VIII. Übrigens hatte er nicht, wie man sagt, den Bischof Fox von Winchester durch seine Rabalen vom Hofe vertrieben; denn aus den Aktenstücken der englischen Geschichte geht hervor, daß dieser noch 1516 Verträge abschloß. Ebenso wenig verdrängte er den Herzog von Norfolk, da dieser sich erst 1522 zurückzog. Nichtsdestoweniger war Wolfsey seit 1514 Herr im Kabinet; denn die Räte, welche dort neben ihm saßen, wurden nur nach seinem Vorschlage ernannt. Der Erzbischof Warham von Canterbury entfernte sich 1515 ganz, und Wolfsey ward unter einem blindgläubigen, ganz kirchlichen Könige wie Heinrich so mächtig, daß er seinen Minister-Despotismus sogar gegen päpstliche Beamte geltend machte. Als z. B. Leo's X. Nuntius, Hadrian Corneto, zur Einsammlung des Peterspfennings nach England gekommen war, ließ Wolfsey den Pabst durch den König so lange bestürmen, bis der Nuntius wieder abgerufen wurde; denn Corneto hatte dem damals schon unendlich reichen und folglich auch

unendlich Habüchtigen Erzbischof nicht zur Cardinals-Würde verhelfen wollen. Den Unter-Einnehmer desselben, Polydorus Virgilius, ließ er sogar auf sechs Monate in den Tower setzen. Der Letztere, dem wir vortreffliche Notizen zur englischen Geschichte dieser Zeit verdanken, hat sich an Wolsey bitter gerächt; denn er sagt in seinem Werke so viel Übles von ihm, als nur immer möglich ist. Übrigens befriedigten der König von Frankreich und der Pabst abwechselnd Wolsey's unbegrenzte Habgier.

Was den König Franz I. von Frankreich und sein-Verhältniß zu Wolsey und Heinrich VIII. angeht, so änderte sich dieses seit dem Abschlusse des Vertrages von Royon mehrere Male. Ein Beispiel davon ist die Art, wie Franz in Betreff des Bisthums Tournay verfuhr. Der Pabst hatte, als Tournay von Heinrich VIII. erobert worden war (S. 268), nicht nur zugegeben, daß dem französischen Bischof von Tournay, einem Sohne des Präsidenten Guillart, dieses Bisthum entzogen wurde, sondern er hatte dasselbe auch aus päpstlicher Allmacht oder, wie man es nannte, durch Provision an Wolsey übertragen. Nachher aber, als Leo X. das Herzogthum Urbino dem Franz Maria von Rovere zu entreißen suchte, um es seinem Neffen Lorenzo von Medicis zu ertheilen, gerieth er wegen des Angriffes der Franzosen auf Urbino so sehr ins Gedränge, daß er, um diese zu versöhnen, sich von Franz gegen Wolsey gebrauchen lassen mußte. Er sah sich damals genöthigt, dem englischen Minister dasjenige wieder zu entziehen, was er ihm früher gewährt hatte. Doch blieb damals das Bisthum in Wolsey's Besitz, bis auch Tournay wieder an Frankreich kam. Um den König Heinrich zur Zurückgabe dieser ihm höchst lästigen, durch die neue Befestigung der Stadt Therouanne von Calais ganz abgeschnittenen Festung zu bewegen, mußte König Franz vorher Wolsey für den Verlust der Einkünfte des Bisthums entschädigen. Er ließ ihm daher durch seinen Gesandten ein Jahrgeld von zwölftausend Livres anbieten, und versprach zugleich, ihn durch den Pabst zu dessen einzigem Legaten in England ernennen zu lassen, nachdem vorher Wolsey zur Cardinals-Würde erhoben worden war. Sobald Wolsey gewonnen war, benutzte dieser die Geldverlegenheit seines Königs, um ihn zur Zurückgabe der Stadt Tournay zu bereben, welche damals durchaus keinen Nutzen mehr für England hatte. Franz

verpflichtete sich, dem englischen Könige unter dem Vorwande einer Entschädigung für das in Tournay zurückgelassene Kriegsmaterial sechsmalshunderttausend Goldthaler zu bezahlen, und gab, da dies nicht sogleich geschehen konnte, vermögende Männer als Bürgen in Heinrich's Gewalt. Seit dieser Zeit bediente der König von Frankreich sich Wolfsey's, um Heinrich ganz auf seine Seite zu ziehen, und als beide Könige bei ihrer Bewerbung um die deutsche Krone durchgefallen waren, schienen sie sich in der That gegen Karl V. vereinigen zu wollen. Es ward eine Heirath zwischen Heinrich's junger Tochter Maria und dem Sohne und künftigen Nachfolger des französischen Königs ausgemacht, während Franz zugleich versprach, seine Verbindungen in Schottland nicht weiter gegen die verwittwete Königin dieses Landes und ihren jungen Sohn, welche Heinrich in Schutz genommen hatte, zu benutzen. Außerdem verabredeten beide Könige eine glänzende persönliche Zusammenkunft, die zwischen Guines und Ardres, also in der Nähe von Calais, gehalten werden sollte, und bei welcher Beide mit ihrem hohen Adel in einem großen Turnier der Welt alle Pracht und alle Verschwendung der Ritterzeiten zeigen wollten. Schon hatte Heinrich den Weg zur Küste angetreten, als er einen Wink erhielt, daß der erwählte Kaiser ihm durch einen Besuch seine Hulbigung darbringen wolle, wodurch dann der aufgeblasene, von sich und seiner Macht und Würde thöricht eingenommene König wieder für diesen gewonnen wurde.

Karl beschleunigte seine Reise nach Deutschland, wo einstweilen sein Bruder Ferdinand seine Angelegenheiten besorgte; denn er wünschte so schnell als möglich wieder nach Castilien zurückzukehren, weil hier der Adel und die Städte höchst unzufrieden waren, und man mit Sicherheit voraussagen konnte, daß der in Toledo bereits ausgebrochene Aufstand sich während der Abwesenheit des Königs nach allen anderen Städten verbreiten werde. Zwar hatte Karl, um nicht durch die Anstellung von Niederländern die Spanier noch mehr zu reizen, den Don Juan da Lanuza zum Vizekönig von Aragonien ernannt und den Don Diego de Mendoza, Grafen von Melito, mit der gleichen Würde in Valencia bekleidet; allein er hatte andererseits doch auch seinen Jugendlehrer Hadrian, der von ihm zum Bischof von Dertosa gemacht

worden war, als seinen Stellvertreter in Castilien eingesetzt. Am 20. Mai 1520 schiffte er sich in la Corugna ein. Ihn begleitete eine Anzahl spanischer Großen und belgischer Hofleute, mit deren Ankunft in Deutschland sich nachher die Sitten der dortigen Höfe ebenso änderten, wie sie sich zur Zeit der Ottonen geändert hatten. Es kam zu der byzantinischen Steifheit spanische Grandezza und spanisches Ceremoniell, verbunden mit belgisch-französischer Leichtfertigkeit.

Am 26. Mai landete Karl in Dover, gerade als Heinrich VIII. mit einem sehr zahlreichen und glänzenden Gefolge von der kurz zuvor erwähnten Reise nach Calais unterwegs umgekehrt und nach Canterbury gegangen war. Karl begab sich unter dem Vorwande, seinen Oheim Heinrich VIII. und seine Tante Katharina, dessen Gemahlin, zu besuchen, an den englischen Hof. Er gewann den König Heinrich durch Devotion, den allmächtigen Minister desselben durch Geldversprechungen, und verabredete während der vier Tage seines Aufenthaltes in England einen Besuch Heinrich's in den Niederlanden, bei welchem er die ganze Wirkung der bevorstehenden Zusammenkunft des englischen und französischen Königs leicht zu vereiteln hoffte.

Kaum war Karl wieder von England abgesehelt, als Heinrich und Franz in dem sogenannten Lager von Gold-Brocat (camp du drap d'or), welches zwischen Guines und Ardres errichtet worden war, zusammen kamen. Beide Könige waren prachtliebend und verschwenderisch, und sparten bei dieser, achtzehn Tage (vom 7. bis 24. Juni 1520) dauernden Zusammenkunft, bei welcher sie durch Glanz und Galanterie mit einander wetteiferten und sich ewige Freundschaft schworen, keine Summe. Von dem großen Aufwand, den sie für ihr ephemeres goldenes Lager, für die wie Paläste eingerichteten Zelte und für die Festlichkeiten und Turniere machten, kann man bei du Bellay (und bei Fleurange, welche Augenzeugen waren, einen ausführlichen Zeitungsbericht in officieller Sprache lesen. Alle Kosten waren für Frankreich ganz verloren, denn Karl fand es leicht, den König Heinrich, als derselbe ihn am 10. Juli zu Gravelingen besuchte, wieder auf seine Seite zu ziehen. Er hatte während seines Aufenthaltes in England sich Wolfsey's versichert und durch diesen erfahren, wie er den König

Heinrich gewinnen könne. Er hatte dem englischen Minister nicht nur ein Jahrgeld von siebentausend Dukaten zugesagt und das Bisthum Badajoz nebst einigen anderen spanischen Pfründen verliehen, sondern auch die Aussicht auf das Papstthum, welches er als Kaiser ihm werde verschaffen können, eröffnet. In Gravelingen verweilte König Heinrich zwar nur einen einzigen Tag; Karl reiste aber sogleich zu ihm nach Calais, wo dann Heinrich sich in drei Tagen zu Verträgen bewegen ließ, welche dem, was er kurz vorher mit Franz ausgemacht hatte, geradezu widersprachen. Übrigens hatte Wolfsey gehofft, seinen König dazu bewegen zu können, daß er auch Calais ebenso wie Tournay für Geld an Frankreich überlasse; allein schon die bloße Andeutung einer solchen Abtretung hatte eine so große Gährung in England hervorgerufen, daß Wolfsey die Ausführung der Sache fallen lassen mußte, weshalb dann auch Franz nicht mehr daran dachte, in Beziehung auf Schottland sein Versprechen zu erfüllen.

Karl übte schon vor seiner Krönung, welche am 23. Oktober 1520 in Aachen Statt fand, die Rechte eines deutschen Kaisers aus. Es waren besonders zwei deutsche Angelegenheiten, welche damals seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, die Hildesheimer Stiftsfehde und der Streit des schwäbischen Bundes mit Ulrich von Württemberg. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel reiste, wie wir bereits wissen (s. S. 331), nach Brüssel, um den neuen Kaiser zur Aufhebung des parteiischen Schiedsrichter-Spruches zu bewegen. Er war dabei von der Gemahlin Erich's von Kalenberg begleitet. Diese Beiden erlangten zu Brüssel drei kaiserliche Strafbefehle gegen den Herzog Heinrich von Lüneburg und den Bischof von Hildesheim. Die Letzteren leisteten aber, wie dies im Reiche Sitte war, keine Folge, sondern ersuchten die Schiedsrichter, welche den Ausspruch gethan hatten, um ihre Verwendung bei dem Kaiser, damit das von ihnen erlassene Urtheil aufrecht erhalten werde. Der Erzbischof von Köln versuchte, nachdem Karl in Aachen gekrönt worden war, vergebens die Parteien auszugleichen. In Köln erschienen endlich sowohl der Herzog von Lüneburg und die mit ihm verbundenen Grafen, als der Bischof Johann von Hildesheim; sie hatten auch den von ihnen noch immer gefangen gehaltenen Bruder Heinrich's des Jüngeren

mitgebracht. Nach langem und verdrießlichem Streite, ob des Kaisers oberstrichterliches Urtheil oder der Schiedsrichter=Spruch, welchen die parteiischen Fürsten gefällt hatten, gelten sollte, mußte sich endlich der siegende Theil bequemen, sich dem Ausspruche zu fügen, den der Kaiser und die Kurfürsten auf einem im Anfange des nächsten Jahres (1521) zu haltenden Reichstage fällen würden. Sie mußten sogar die Gefangenen, wie man dies nannte, betagen oder mit anderen Worten einstweilen entlassen.

Auf dem Reichstage, den der Kaiser 1521 zu Worms hielt, wurde Herzog Erich vor allen Fürsten gehört. Heinrich von Lüneburg, der nicht selbst erschienen war, sondern seinen Sohn geschickt hatte, ward durch die Verzögerung der Entscheidung so verdrießlich gemacht, daß er die Regierung seinen beiden Söhnen, Otto und Ernst, überließ und nach Frankreich ging. Man erzählt gewöhnlich, er habe dies gethan, um nichts Eigenes mehr im Reiche zu besitzen und folglich den Kaiser befehlen zu können; da aber eine gleichzeitige Chronik sagt, „er sei mit der leichtfertigen Plage der Beischläferinnen behaftet gewesen,“ so mag Spitzler Recht haben, wenn er sagt, an des Herzogs Entschluß, die Regierung niederzulegen, sei die Anna von Campen mehr schuld gewesen, als die Stiftsfehde. Der Kaiser nahm den Schritt des Herzogs sehr übel auf, und ließ nach dem Ende des Wormser Reichstages am 27. Mai ein strenges Decret in der Sache bekannt machen. In diesem ward beiden Theilen bei Verlust ihrer Regalien und der Lehen, die sie vom Reiche hätten, und bei Strafe der Acht und Aberacht geboten, alle eroberten Städte, Schlösser, Flecken und Güter innerhalb eines Monats in des Kaisers Hand zu geben, alle Gefangenen loszulassen und sich in Betreff des Lösegeldes und anderer Forderungen dem Urtheile der vom Kaiser ernannten Commissäre, der Grafen Philipp von Hanau und Eberhard von Königstein, denen der Official von Trier beigeordnet ward, zu fügen. Diesem Befehle gehorchten der Bischof von Hildesheim und die Lüneburger nicht; sie warfen vielmehr die „eingemahnten“ Gefangenen, die das Lösegeld nicht zahlten, in häßliche Kerker. Der Kaiser sprach daher am 24. Juli 1521 die Acht gegen sie aus, und beauftragte den König Christian II. von Dänemark (wegen Holstein's), die Her-

züge von Wolfenbüttel und Kalenberg bei der Vollziehung derselben zu unterstützen.

Die verwickelten Rechtsstreitigkeiten und das Einzelne der neuen Fehde, als Wolfenbüttel und Kalenberg fast das ganze Land ihrer Gegner besetzt hatten und endlich Herzog Heinrich von Lüneburg aus Frankreich zurückkam, gehören nicht in dieses Werk. Wir führen daher nur Folgendes an. König Christian hatte zu viel in Dänemark und Schweden zu thun, und mußte deswegen die Nicht-Vollstreckung ganz allein den Herzögen von Kalenberg und Wolfenbüttel überlassen. Die beiden Herzöge hatten sich schon im Jahre 1520 mit den Grafen von Hoya abgefunden; 1521 vermittelte Philipp von Hessen den Streit zwischen den Grafen von Schaumburg und den beiden Nicht-Vollstreckern, und im Oktober desselben Jahres bewirkten die Herzöge von Sachsen auch die Ausöhnung mit Lüneburg. Die Gefangenen wurden ohne Lösegeld entlassen, die Kriegsschaden gegen einander aufgewogen, die Erbverträge erneut; dies nannte man den Feldvertrag. Der Bischof von Hildesheim ward seinem Schicksale überlassen. Er setzte den Krieg fort und übergab sogar 1522 die Verwaltung des Stiftes dem Dom-Kapitel und den Landständen, um außer Landes zu gehen und nicht nur seinen Bruder, den Bischof von Münster, sondern sogar auch den Herzog Karl von Geldern mit seiner schwarzen Bande zu Hülfe zu rufen. Das von ihm zusammengebrachte Gefindel wollten Otto und Ernst von Lüneburg nicht durch ihr Land lassen, und als am Ende des Jahres 1522 auch sein Bruder, der Bischof von Münster, starb, mußte er sein Stift ganz aufgeben.

Der Krieg brachte nicht bloß über das Bisthum, welches fast ganz besetzt worden war, sondern auch über das Gebiet der Herzöge Ernst und Otto von Lüneburg große Verheerungen, bis endlich Albrecht und Georg von Sachsen zu Quedlinburg einen für Hildesheim sehr nachtheiligen Frieden vermittelten, den der Kaiser am 20. Oktober 1523 bestätigte. Da der Bischof von dem Vertrage nichts wissen wollte, so ward er ganz ausgeschlossen; dagegen mußten das Dom-Kapitel, die Stadt Hildesheim und die Landstände sich dazu verstehen, den Braunschweigern zum Ersatz der von ihnen auf drei Millionen berechneten Kosten der Nicht-Voll-

ziehung einen großen Theil des Bisthums abzutreten. Das kleine Stift, die Stadt Hildesheim und die Ämter Peina, Steuerwald und Marienburg sollten bleiben, das größere Stück aber, nämlich die von den Herzögen eroberten Theile des Bisthums, diesen zu Theil werden. Dabei war ein diplomatischer Kniff; es hieß nämlich von den beiden Stücken, in welche jetzt das Bisthum zerfiel, dieselben sollten nicht abgetreten werden, sondern sie sollten „mit der That unangefochten bleiben“; Hildesheim und Braunschweig erklärten aber den hinterlistigen Ausdruck verschieden. Dies gab dem Pabste, der gleich dem Kaiser den Quedlinburger Vertrag bestätigt hatte, Gelegenheit zu dem Versuche, dem Hause Braunschweig das ihm 1523 zugesprochene Land wieder zu rauben. Der Bischof wandte sich nämlich an den Pabst, und erhielt 1540 einen günstigen Ausspruch von ihm; der Kaiser verwies aber die Sache an das Reichskammergericht, wo sie bis 1629 hängen blieb.

Die Streitigkeiten des Herzogs Ulrich von Württemberg mit seinen Unterthanen und mit dem schwäbischen Bunde hatten, wie oben (S. 318—328) berichtet worden ist, 1519 seine zweimalige Vertreibung zur Folge gehabt. Das erste Mal hielt Ulrich sich, weil ihm nur Mümpelgard und Hohentwiel übrig geblieben waren, zu Germersheim bei Ludwig V. von der Pfalz auf, und hier verschafften ihm die Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, sowie das Verfahren der Truppen und Häupter des Bundes in seinem Lande bald die Hoffnung, daß seine Unterthanen ihm gegen das sehr zusammengeschundene Bundesheer beistehen würden. Georg von Frundsberg's Stratioten (s. S. 131 und 221), welche mit diesem aus Italien gekommen waren, und Franz von Sickingen's Raubschaaren hatten auf gleiche Weise gehaust, und Wilhelm von Baiern hatte Silbergeschirr, Kostbarkeiten und Seltenheiten weggeführt. Ulrich fand wirklich die guten Württemberger geneigt, es noch einmal mit ihm zu versuchen; er fing aber, wie wir wissen, seine Regierung sogleich damit an, daß er die Constitution oder den Tübinger Vertrag cassirte, und mit leichter Mühe wurde er daher im Oktober 1519 vom Bundesheere noch einmal aus dem Lande getrieben.

Jetzt entstand Streit unter Ulrich's Gegnern. Die Württemberger forderten vom schwäbischen Bunde die Einsetzung von Ul-

rich's Sohn Christoph; der Bund aber schrieb unerhörte Brandschazungen aus, und wollte seine Höllenschaaren nicht eher aus dem Lande ziehen, als bis die Kostenrechnung bezahlt sei, welche von den Baiern hoch genug gestellt worden war. Östreich endlich trachtete nach dem Erwerb des Herzogthums. Die für die schwäbischen Lande bestellte Regierung und Karl's V. Bruder Ferdinand, welcher bis zu des Kaisers Ankunft im Reiche die östreichische Regierung leitete, hatten bereits vor der Kaiserwahl verhindert, daß Christoph als Herzog eingesetzt werde; jetzt bewirkten sie, daß Karl schon von Barcellona aus sich in diese sehr verwickelten schwäbischen Händel mischte. Herzog Ulrich nämlich, der nach seiner zweiten Vertreibung in die Schweiz gegangen war, wandte sich, wie die in Solothurn versammelten Eidgenossen in einem Schreiben an den schwäbischen Bund sagen, zugleich an sie, die Kurfürsten und den Kaiser, und machte das Anerbieten, vor den Eidgenossen, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Kaiser zu Rechte zu stehen; der Bund lehnte dies aber ab, und der neue Kaiser sprach in einem Schreiben, das er am 4. Oktober 1519 zu Barcellona an die von ihm für Östreich verordnete Regentschaft erließ, offen aus, auf welche Weise er zwischen dem Herzoge, den zahllosen Gläubigern desselben, den habgierigen Eidgenossen, die ebenfalls Geldforderungen hatten, dem schwäbischen Bunde, dem württembergischen Lande und seinen Ständen zu vermitteln gedenke. In diesem kaiserlichen Schreiben heißt es, die östreichische Regentschaft möge drei oder vier aus ihrer Mitte als Commissäre auf den in Augsburg zu haltenden schwäbischen Bundestag schicken, und dort sollten die Commissäre mit den Bundesgliedern in Unterhandlung treten, „damit, wie Karl's Worte lauteten, dem Hause Östreich sämtliche Länder des Herzogs Ulrich und dessen Kinder zur Bewahrung zugestellt und zugesprochen würden, dagegen den Bundständen leidliche und ziemliche Bezahlung von wegen des Kaisers und seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, zu versprechen und zu verschreiben sei.“

Auf dem Bundestage zu Augsburg war von Ulrich oder seinem Sohne Christoph gar nicht mehr die Rede, sondern es ward bloß darüber berathschlagt, ob der Bund das Land für sich behalten oder an einen Anderen abtreten solle, und an wen es im

letzteren Falle zu überlassen sei. Man beschloß zur Beantwortung dieser Fragen die zu Regenten Württemberg's bestimmten Herren zuzuziehen, und berief deshalb einige derselben nach Augsburg. Diese gaben dann selbst den Rath, „das Herzogthum einem Herrn zu übergeben, der die Bundstände von der Last des Anlaufens entledige und Geld auftreibe, damit die wachenden Schulden und Gülden und vorzüglich die Eidgenossen unverweilt bezahlt, und hierdurch der Landes-Credit wieder hergestellt werden könne.“ Die Bundesstände, welche der Vorwürfe wegen ihres Verfahrens mit und in Württemberg müde waren, faßten daher auch den Beschluß, die Last von sich ab auf einen Mächtigeren zu wälzen und dem Verlangen des jungen Kaisers zu willfahren. Sie suchten aber ihren Raub so theuer als möglich an diesen zu verkaufen. Schon auf dem Augsburger Bundestage wurde am 30. November 1519 die Abtretung an Osterreich ausgemacht; im Februar 1520 aber ward durch zwei Verträge Alles beendigt. In dem einen dieser Verträge wurde in vierzehn Artikeln festgesetzt, was Osterreich theils dem Sohne Ulrich's, Christoph, und seiner Tochter, Anna, sowie seinen Verwandten leisten, theils an den schwäbischen Bund zahlen sollte. Die Summe, welche der Letztere erhielt, betrug zweimalhundertundzwanzigtausend Gulden. In dem zweiten, aus acht Artikeln bestehenden Vertrage war die Hauptsache die Versorgung von Ulrich's beiden Kindern. Diese wurden nach Innsbruck gebracht und für den Sohn fünftausend, für die Tochter viertausend Gulden als jährliches Einkommen festgesetzt. Unter den kaiserlichen Bevollmächtigten, welche so schmählich über die Beraubung der unschuldigen Kinder Ulrich's unterhandelten, war der saubere Cardinal Matthäus Lang, seit kurzem Erzbischof von Salzburg, der vornehmste. Ulrich selbst irrte später von Hof zu Hof umher. Er besaß zwar noch Hohentwiel und Mümpelgard; jenes war aber für ihn eher eine Last, als ein Besizthum, und Mümpelgard wurde von ihm verpfändet.

Die östreichische Regierung suchte, als sie das Land übernommen hatte, sich dadurch schadlos zu halten und für die Kauffsumme bezahlt zu machen, daß sie Klöster und ganze Ämter verpfändete. Doch bestätigte sie dem Lande zugleich auch seine Constitution oder den Tübinger Vertrag. Sobald Karl nach Deutschland kam,

betrachtete er Württemberg nicht als ein ihm pfandweise gehörendes Land, sondern als sein Eigenthum. Er setzte 1522 seinen Bruder Ferdinand, trotz der von allen Seiten dagegen erhobenen Widersprüche, in den Besitz des Landes und belehnte ihn als Herzog von Württemberg und Teck. Das Letztere geschah jedoch erst bei Karl's zweiter Anwesenheit im Reiche (1530). Karl wollte damals sogar die Privilegien, deren Östreich genoß, auch auf Württemberg ausdehnen. Wir werden weiter unten berichten, wann und wie Herzog Ulrich sein Land wieder erlangte.

6. Karl V. und die Reformation bis zum Schlusse des Wormser Reichstages.

Kaiser Karl V. schrieb gleich nach seiner Krönung einen Reichstag nach Worms aus, und auf diesem sollte namentlich auch Luther's Streit mit dem Pabste und mit dessen gelehrten Theologen entschieden werden. Seit dem ersten Auftreten Luther's im Jahre 1517 wurde, während doch das Pabstthum damals unstreitig die Staatsreligion war, das Evangelium auf allen Kanzeln verkündigt, und der Pabst hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dieses Evangelium und seinen Verkündiger Luther durch eine Bulle zu verfluchen, Luther hatte aber bei Fürsten, Herren und Städten Anhang gefunden. Die Sache Luther's war also eine Staatsangelegenheit geworden. Man nannte dies eine Empörung Luther's gegen den Pabst und das Pabstthum, und in der That hatte Luther in der von ihm herausgegebenen Schrift gegen die päpstliche Bannbulle sich nicht bloß von der Gemeinschaft mit der europäischen Staatskirche losgesagt, sondern dieselbe auch aufs heftigste geschmäht. Ein solcher Ausspruch scheint hart zu sein; man lese aber nur die Stelle jener Schrift, in welcher Luther sich darüber ereifert, daß ihn der Pabst aus dem Grunde verflucht habe, weil derselbe nicht zugeben wolle, daß das Sacrament der Buße aus Reue, Beichte und Genugthuung bestehe. In dieser Stelle, mit welcher man die Preßprocesse unserer Zeit vergleichen muß, ruft Luther polternd aus: „Denn wo die Genugthuung als dritter Theil der Buße bliebe stehen, daß, wo sie Gott auflegt und fordert, sie niemand kann ablegen, so erfünde sich's, daß Alle das Affenspiel, das der Pabst, Bischöffe, Pfaffen und Mönche mit den Schlüsseln, Ablass,

Bullen, fürbehaltenen Fällen getrieben haben, kürzlich, der ganze Jahrmarkt, der die Welt betrogen und verschlungen hat, würden als falsch, teuflisch, antichristlich Irrthum, Trügerei und Verführung aller Menschen öffentlich erkannt. Daß euch römischen Buben Gott gebiete! Wie nället ihr uns arme Leute um unser Gut, Ehre, Seligkeit und wollet des noch Ruhm und Ehre dazu haben! Ihr ringet darnach, daß ihr auf die Köpfe geschlagen und verjagt werdet. Ich hab also gelehret, daß Reu' und Beicht sei nicht genug, sondern der Glaube müsse auch da seyn. Aber die Genugthuung, die man mit Ablass ablegen kann, ist in der Schrift nicht gegründet, sondern von den Prälaten aufgelegt, welche sie auch mögen ablegen. — — — Kürzlich, daß ich mehr sage, denn ich noch je gesagt habe, so sprech' ich, daß alle drei Stücke, Reue, Beicht', Genugthuung, auf ihre Weise verstanden, an keinem Ort der Bibel stehen, trotz daß sie es anzeigen. Sie wissen ebensoviel in der Schrift als die Gans im Psalter."

Luther war indessen nicht blos bei solchen heftigen revolutionären Reden stehen geblieben, sondern er hatte auch durch öffentliche symbolische Handlungen dem Pabste im Namen des Volkes erklärt, daß es mit seinem Reiche und mit dem Gesetzbuche, auf welches dieses gegründet sei, oder den Decretalen vorbei wäre. Der Pabst hatte nämlich Luther's Bildniß und Schriften zuerst in Rom verbrennen lassen, und dann vom Kaiser Karl, als derselbe 1520 an den Rhein kam, durch seinen Nuntius erlangt, daß ein Gleiches in Löwen, Köln und Mainz, also in den Städten geschah, welche bis auf den heutigen Tag mitten unter demokratischen Schwärmern die steifsten Anhänger des finstersten Aberglaubens in ihren Mauern haben; dafür rächte sich Luther auf eine Weise, welche zu sehr von demagogischer Art ist, als daß wir sie vertheidigen könnten. Er hat zwar in einer eigenen Schrift sein Verfahren vertheidigt; uns hat er aber durch dieselbe nicht überzeugt. Luther zog nämlich am 10. December 1520 um neun Uhr Morgens, nachdem er durch Anschlag jedermann in Wittenberg eingeladen hatte, der Verbrennung der päpstlichen Bulle und des päpstlichen Gesetzbuches beizuwohnen, in Begleitung vieler Doctoren, Magister und Studenten vor das Eistherthor der Stadt, ließ dort durch einen Magister einen Scheiter-

haufen errichten und anzünden, und verbrannte dann öffentlich und unter dem Jubel desjenigen Theiles vom Volke und von den Studenten, welcher dergleichen Schauspiele liebt, das Gesetzbuch des kanonischen Rechtes und was dazu gehört, sowie einige von Eck und Emser gegen ihn herausgegebene Schriften. Er selbst warf zuletzt die päpstliche Bannbulle in das Feuer, indem er dabei ausrief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!“

Wir würden dieser Scene kaum Erwähnung gethan haben, wenn Luther bloß als Privatmann oder als Wittenberger Professor sie veranlaßt hätte; er handelte aber dabei als Haupt einer Partei, als Prophet der von ihm ausgehenden radikalen Aenderung der Staatskirche, als Repräsentant der nach Licht strebenden Generation einer aus der Bibel und aus den Klassikern belehrten Jugend. Dies geht daraus hervor, daß um jene Zeit der Pabst den angesehensten und bedeutsamsten Fürsten Deutschland's, Friedrich den Weisen von Sachsen, durch Eck und durch seine beiden Nuntien, die Kardinäle Aleander und Caraccioli, welche er ausdrücklich Luther's wegen nach Deutschland gesendet hatte, vergebens bestürmen ließ, dem Reformator seinen Schutz zu entziehen, sowie dessen Lehre in seinem Lande zu verbieten und seine Schriften verbrennen zu lassen. Zu einem solchen Schritte verstand sich auch der Kaiser nur in den finstersten Theilen seines Reiches. Er hatte Ursache, zugleich den Pabst und den Kurfürsten von Sachsen sich zum Freunde zu erhalten; er that daher einerseits nichts, um der Verbreitung von Luther's Lehre zu steuern und der fast in allen Gegenden von Obriqkeit's wegen veranstalteten Veränderung des Cultus und der Kirchenzucht Schranken zu setzen, und gab andererseits im finsternen Belgien und in den geistlichen Stiftern am Rhein zu, daß jene Lehre verboten und Luther's Bücher verbrannt wurden. Dagegen fand er es aber bedenklich, Luther's Lehre durch ein Edict im ganzen Reiche zu verbieten, was Aleander im Namen des Pabstes von ihm verlangte; denn ganz Deutschland erkannte das Verdienst des Reformators an.

Die Art, wie der Kaiser endlich, um nicht den Anschein zu haben, als wenn er Kezer hegen wolle, mit Luther verfuhr, beweist am besten, daß im Jahr 1521 die Predigt des Evangeliums

schon zur Verkündigung einer Revolution geworden war. Die Sache wurde den ganzen Monat November hindurch zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Friedrich, der sich damals bei diesem in Köln befand, auf der einen und Aeander, Caraccioli und einigen fanatischen Bischöfen auf der anderen Seite verhandelt, und man bestürmte den Kurfürsten heftig, dem Nuntius Aeander und dem Doctor Eck als Bevollmächtigten des Papstes die Untersuchung über Luther's Lehre zu überlassen. Friedrich der Weise ließ aber hierauf den Päbstlern erklären: „Er nähme sich der Sache des Dr. Luther nicht an; allein rechtschaffene und gelehrte Leute urtheilten davon, daß Luther nicht aus eigenem Antriebe so weit gegangen sein würde, wenn nicht seine Widersacher ihn dazu gebracht hätten. Außerdem sei Luther bisher weder vom Kaiser noch von Anderen verhört und seine Schriften noch keiner Irthümer oder Gottlosigkeit überführt worden, daß man sie verbrennen müßte. Würde Luther durch deutliche Stellen der heiligen Schrift und bündige Beweise einer Irrlehre überführt, so wolle der Kurfürst ihn allerdings nicht schützen.“ Der Kurfürst kehrte hierauf sogleich in sein Land zurück, und der Kaiser reiste weiter den Rhein hinauf. Übrigens vermuthen wir, daß die Art, wie der Kurfürst und seine Rätthe sich über die ihnen gemachte Forderung, den edelsten und größten Mann ihrer Nation vor das Gericht seiner ärgsten Feinde zu stellen, erklärten, diesen zu dem revolutionären Schritte, den er am 10. December that, ermuthigt habe.

Die Politiker ohne Religion, welche des Kaisers geheime Rätthe waren, Chievres und Heinrich von Nassau, schrieben bald nach des Kurfürsten Friedrich Abreise von Oppenheim aus an denselben, daß auf ihre Verwendung der Kaiser an ihn schreiben und ihn auffordern werde, Luther mit sich auf den in den ersten Monaten des folgenden Jahres zu Worms zu haltenden Reichstag zu bringen. Da sich jedoch der Empfang des kaiserlichen Schreibens verspätete, bis Luther die Scene der Verbrennung zu Wittenberg veranlaßt hatte, so mußte Friedrich in seiner gegen Ende Decembers erteilten Antwort den Kaiser bitten, daß er ihn mit dem Auftrage, Luther mit nach Worms zu bringen, verschonen möge. Andererseits erließ auch der Papst am 3. Januar 1521

eine neue Bannbulle, welche nicht bloß gegen Luther, sondern auch gegen jeden, der ihn schützen würde, gerichtet war, so daß also alle die vielen Fürsten und Herren, welche dem Reformator zugehan waren, in den päpstlichen Fluch miteinbegriffen wurden. Diese waren in der Bulle förmlich für Keger erklärt, da sie nicht innerhalb des in der früheren Bulle bestimmten Termins widerrufen hätten. Jetzt befand sich der Kaiser in großer Verlegenheit. Er hatte damals bereits dem Kurfürsten Friedrich das Mitbringen des schon Verurtheilten erlassen; die ersten Fürsten des Reiches, ein Theil der Ritterschaft und die meisten Städte forderten aber, daß Karl Luther wenigstens hören solle. Karl kam deshalb auf seinen früheren Gedanken zurück, Luther auf dem Reichstage zu Worms über seine Lehre zu vernehmen, oder vielmehr ihn durch die Gegenwart der deutschen Stände einzuschüchtern. Der päpstliche Legat Alexander bot vergebens Alles auf, um den Kaiser von diesem Gedanken abzubringen, oder mit anderen Worten um zu verhindern, daß Luther in der glänzenden Versammlung zu Worms durch Beredsamkeit und Bibel-Lehre auf deutsche Gemüther wirken könne. Diesen eiteln Gelehrten und Höfling hat übrigens Luther mit meisterhafter Ironie geschildert. „Alexander, sagt er, ist schon der Sprachen wegen, die er versteht, der größte Mann auf der Welt. Hebräisch ist seine Muttersprache, Griechisch hat er von Kindesbeinen an getrieben, Latein hat er gelernt, während er es eine lange Zeit hindurch lehrte. Er glaubt auch, er sei von altem Adel, weil er als Jude geboren ist und dieses Volk vom uralten Hirtenfürsten Abraham stammt; ob er aber getauft sei, das weiß man nicht. Ein Pharisäer ist er gewiß nicht, denn er glaubt an keine Auferstehung der Todten und lebt, als wenn die Seele mit dem Leibe verginge.“

An Widersprüchen fehlte es bei dem Prozesse, mit welchem Luther bedroht war, durchaus nicht. Schon der Versuch, Luther auf dem Wormser Reichstage in irgend einer Weise zum Widerruf zu bringen und die hellbrennende Flamme des Aufruhrs wider den römischen Despotismus zu ersticken, war thöricht und vergeblich. Luther und der Pabst konnten, auch wenn man die Scene vom 10. December gar nicht in Anschlag bringt, nicht mehr in irgend einer Kirchengemeinschaft mit einander sein, seit

Luther vom Mai 1520 an bis zum April 1521 sich über den Pabst und das Pabstthum härter ausgesprochen hatte, als jetzt nach den neuesten strengen Preßgesetzen irgend ein geborener Protestant, ohne sich sehr schweren Strafen auszusetzen, wagen dürfte. Einige Beispiele mögen dies beweisen. In der zweiten gegen die Verdammungsbulle gerichteten Schrift, in welcher Luther sich ausführlicher als in der ersten über jeden einzelnen Artikel ausspricht, sagt er bei Gelegenheit der Abendmahls-Lehre, daß die Griechen und die Böhmen Recht hätten, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen, und fährt dann also fort: „Und ich bitte sie durch Christum unsern Herrn, daß sie ja bleiben in ihrer Meinung beständig und lassen sich nicht irren des römischen Tyrannen und Antichrist verkehrte, frevele Geseze, welcher aus lauter Mißtrauen Eine Gestalt und das halbe Sacrament nimmt von den Christen, welchen es Christus selbst und alle Apostel geben und die Kirche lange Zeit gebraucht hat in aller Welt. Zum andern sage ich, daß der Pabst und alle seine wissentlichen Verwandten in diesem Stück Keger, Abtrünnige, verbannt, vermaledeit sind, darum daß sie anders lehren, denn das Evangelium lehrt.“ Da, wo Luther von Huz redet, schmächt er die europäische Staatskirche, zu welcher er doch selbst damals noch gehören wollte, sowie das Haupt derselben, den Pabst, noch weit heftiger. „Alle Artikel des Johann Huz, sagt er, die man zu Costniz verdammt, sind ganz christlich, und ich bekenne, daß der Pabst hier mit den Seinen als ein rechter Antichrist gehandelt, das heilige Evangelium mit Johann Huz verdammt und an seine Statt des höllischen Drachen Lehre gesetzt hat.“ Noch ärger macht Luther es in der Schrift gegen den Italiäner Ambrosius Catarinus, welcher später Bischof von Cosenza wurde. Diese Schrift ist ausdrücklich gegen das Pabstthum und die Päbste gerichtet, weil Catarinus den von Prierias begonnenen Kampf für das Pabstthum gegen Luther fortgesetzt hatte. Luther führt daher in seiner Schrift gegen diesen Gelehrten, welcher übrigens mehr Talent und Kenntnisse besaß, als Prierias, den Satz durch, daß das in der Bibel beschriebene Reich des Antichrist nichts Anderes als das Pabstthum sei. Er legt eine Stelle aus dem achten Kapitel des Propheten Daniel zu Grunde, verbindet damit das sechste Kapitel der Offen-

barung Johannis, und nimmt einige Stellen aus verschiedenen Briefen des Apostels Paulus und aus dem Briefe Petri und Judä zu Hülfe, um ganz im Ernste darzuthun, daß auch die kleinsten Merkmale des Reiches des Antichrist, welche in der Schrift angegeben würden, beim Papstthum einträfen.

Daß es in Worms nicht auf eine Untersuchung der Sache, sondern geradezu auf die Verurtheilung Luther's abgesehen war, ging schon aus dem doppelten Umstande hervor, daß dort Aleander vorher drei Stunden lang gegen Luther declamiren durfte, und daß ein Herr Johannes von Eck, welcher nicht, wie man sagt, Official, sondern vielleicht Kanzler oder Vicarius des Erzbischofs von Trier war und mit seinem oben erwähnten Namensvetter, dem Disputanten und Bullenträger Johann Eck, nicht zu verwechseln ist, gewählt wurde, um ihn in der Reichsversammlung über den rechten Glauben zu verhören. Die Herren des kaiserlichen Hofes hatten die Scene in Worms offenbar nur veranstaltet, um die Beendigung der Sache hinauszuschieben. Schon ward im Nordosten von Deutschland bis nach Liefland, Kurland und Preußen hin eine Lehre mit Freuden begrüßt, vermöge deren man Großmeisterschaften, Commanderieen und Landgüter, welche bisher nur auf Lebenszeit besessen wurden, säcularisiren konnte. In Sachsen wurde überall der neuen Lehre gehuldigt, und wenn auch der alte Friedrich klüglich zurückhielt, so verehrte doch sein Nachfolger Luther als einen Messias. Eben so zauderten zwar Ludwig V. von der Pfalz und Philipp von Hessen noch; man sah aber deutlich, daß sie sich bald erklären würden. Der Kaiser schenke daher einerseits die drei mächtigsten Reichsfürsten, während er andererseits es nicht mit dem Papste verderben wollte. Karl wünschte für die Plane, die er in Betreff Italien's hegte, einen Bund mit dem Papste; und da dieser noch schwankte, ob er in dem Kriege, welcher nothwendiger Weise bald zwischen Karl und dem französischen Könige ausbrechen mußte, sich für den Ersteren oder den Letzteren erklären sollte, so konnte der Kaiser ihn damit schrecken, daß es von ihm abhängt, aus Deutschland ein zweites Böhmen zu machen. Als freilich später die Fürsten und die Aristokratie das Lutherthum ebenso für sich in Anspruch nahmen, wie es die Demokratie in Böhmen mit dem Hussitismus gemacht hatte, verfolgte der Kaiser

das Luthertum aus politischen Gründen eben so heftig, als der Pabst.

Karl zeigte sich sehr gnädig und freundlich, sobald er gesehen hatte, daß der Kurfürst von Sachsen nicht geneigt sei, den Mann, den man damals schon allein seiner lateinischen Schriften wegen, wie selbst Pallavicini, Maimbourg und andere grimmige Feinde eingestehen, in ganz Europa für den größten seiner Zeit hielt, seinen Feinden in die Krallen zu geben. Er war zuerst zufrieden, daß der Kurfürst denselben nicht mitbringe; dann sicherte er dem Luther unter großer Auszeichnung den Schutz zu, welchen derselbe verlangte, als Karl ihn direct von sich aus durch einen Reichsherald nach Worms entbieten ließ, um dort von seiner Lehre Rechenschaft zu geben. Am 6. März reiste der kaiserliche Herold Kaspar Storm mit dem Vorladungsschreiben ab, welches sehr höflich abgefaßt und freundlich adressirt war *) und dem Luther Sicherheit seiner Person für die Reise nach Worms und zurück nach Wittenberg zusicherte **). Luther war in diesem Schreiben vorgeladen, binnen drei Wochen in Worms zu erscheinen. Er wagte die Reise, obgleich der Pabst gerade während derselben ihn und Alle, die ihm wohlwollten, in jenes lange Register der Beinträchtiger Rom's und des Kirchenstaates und in die bunte Reihe von Kegern, welche in der Bulle *In cœna domini* enthalten ist, eingeschlossen hatte. Diese gräßliche Bulle, welche jedes Jahr am Tage der Stiftung des Mahles allgemeiner christlichen Bruderliebe und der Sündenvergebung vorgelesen wird, und die Verfluchung der Seelen einer Anzahl namentlich aufgeführter, zum Theil edler und frommer Männer ausspricht, deren Leiber die Unduldsamkeit der Kirche längst von der Erde vertilgt hatte, ward im folgenden Jahre (1522) von Luther mit dem heißendsten Spotte und mit der größten Hestigkeit, zugleich aber auch auf eine so biblische Weise und mit so siegenden Gründen angegriffen, daß das Einrücken seines Namens in die Bulle dem Fluchenden mehr schadete, als dem Verfluchten.

*) *Honorabili, dilecto, devoto doctore Martino Lutheri.*

***) *Cum plena securitate ad iter et ad reditum.*

Begleitet von dem tüchtigen Juristen Hieronymus Schurf, von Nikolaus von Amstdorf, welcher später erster protestantischer Bischof in Sachsen wurde, und von Justus Jonas, reiste Luther auf einem Wagen, so gut der Wittenberger Magistrat ihn hatte geben können, nach Worms ab. Er machte die Reise unter dem lauten Jubel unzähliger, von allen Seiten zuströmender Menschen, und predigte auf derselben trotz des kaiserlichen Verbots in Eisenach, Gotha und Erfurt unter einem Zulaufe, wie ihn einst des heiligen Bernhard Kreuzpredigt gehabt hatte (s. Th. VI. S. 417 und Th. VII. S. 11), die Rückkehr zum reinen Evangelium. Die Ehrenbezeugungen, die ihm überall erwiesen wurden, sowie die Beschreibung der Scene in Worms mögen die Leser in einer der zahlreichen Reformationsgeschichten nachlesen, welche in allen Händen sind; wir müssen die rein politische Geschichte im Auge behalten, und geben nur summarisch die Hauptumstände an.

Am 16. April 1521 zog Luther auf seinem mit Leinwand bedeckten Wagen, welcher denjenigen zu vergleichen ist, auf denen wir jetzt Auswanderer und Marktender reisen sehen, feierlich in Worms ein. Der kaiserliche Herold ritt voran, eine zahllose Menge Volkes umgab Luther's Wagen, und viele fürstliche Diener, viele Edelleute und viele Senatoren der Städte waren ihm entgegengeritten und begleiteten ihn bei seinem Einzuge. Am folgenden Tage führte der Reichs-Erbmarschall Ugen oder Ulrich von Pappenheim ihn in die Reichsversammlung, wo Luther sonderbar genug in der päpstlichen Uniform (der Mönchskleidung) erschien. Die Standhaftigkeit, welche Luther dort bewies, seine ergreifende, herzliche Beredsamkeit und die Demuth, mit der er zwar seine Hitze bereuend sich zum Widerruf aller seiner heftigen und polternden Schriften erbot, während er dagegen auf keine Weise zur Zurücknahme dessen, was er aus der Bibel zu beweisen vermochte, bewogen werden konnte, machten einen außerordentlich großen Eindruck in der Welt. Um diesen zu begreifen, muß man wissen, daß dieselbe Reichsversammlung, vor welche Luther gestellt ward, sich beim Kaiser über die kirchlichen Mißbräuche bitter beschwert und die Abschaffung derselben gefordert hatte. Es waren nämlich durch einen Ausschuß des Reichstages hundertundeine Beschwerden aufgesetzt und dem Kaiser übergeben worden. Sogar das Ideal

eines bigotten und fanatischen Fürsten, der Herzog Georg von Sachsen, hatte zwölf besondere Beschwerden eingereicht, in welchen er unter Anderen über den mit dem Ablass getriebenen Unfug fast in Luther's Weise sich aussprach. Luther selbst faßte den ganzen Inhalt der Antwort, welche er der Reichsversammlung, dem Kaiser und dem Pabste auf die Aufforderung zum Widerruf ertheilte, in die Schlußworte seiner bewunderungswürdigen und auch allgemein bewunderten Rede kurz zusammen. Er sagte: „Weil denn eine schlechte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde — — und ich also von den Sprüchen, die von mir angezeigt und angeführt sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“

Man versuchte nachher alles Mögliche, um durch eine aus mehreren Fürsten bestehende Commission, sowie durch den fanatischen Kanzler oder Vicarius von Trier, Johann von Eck, welcher ebenso eifrig war, als sein Namensvetter, oder durch den mildereren und verständigeren badischen Kanzler Behus auf ihn zu wirken; alle Bemühungen waren aber vergeblich. Luther war damals schon sicher, daß die angesehensten Fürsten einen Bruch des kaiserlichen Wortes nicht zugeben würden, wenn auch Karl zu demselben geneigt gewesen wäre. Sogar der Herzog Georg von Sachsen und dessen Bruder Heinrich, welcher in Freiberg residirte oder vielmehr vegetirte, sprachen ohne Scheu aus, daß eine Reformation der Kirche nothwendig sei, obgleich der Erstere ein persönlicher Feind Luther's war und der Zweite trotz des Drängens seiner Gemahlin vor dem Jahre 1523 nicht zu reformiren wagte. Ludwig von der Pfalz erwartete nur die Entfernung des Kaisers, um sich zu erklären; Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen ertheilte dem Luther am Tage vor seiner Abreise aus Worms freies Geleit durch sein Land; Kurfürst Fried-

rich endlich hatte ihn heimlich benachrichtigen lassen, daß er ihn bei der Rückkehr nach Wittenberg unterwegs werde aufheben und an einem sicheren Orte vor dem zu erwartenden Urtheile des Kaisers verborgen halten lassen.

Luther reiste am 26. April ungekränkt von Worms wieder ab. Er schickte den ihm beigegebenen kaiserlichen Herold, den er für seine Lehre gewonnen hatte, bald zurück, weil er nichts zu fürchten hatte und nicht auf geradem Wege nach Wittenberg zu reisen gesonnen war. Er wußte im Voraus, daß verkappte Reifige ihn im Meiningischen anhalten und auf unbekanntem Wege nach der Wartburg bei Eisenach bringen würden, wo Alles zu seiner Aufnahme und Bewirthung vorbereitet war. Dies geschah am 4. Mai bei Altenstein und Schweina. Sein Aufenthalt auf der Wartburg wurde sorgfältig geheim gehalten, bis Karlstadt's evangelisch-socialistisches Treiben ihn nöthigte, gegen die evangelischen Schwärmer zu predigen, welche seine Schüler sein wollten und es nicht waren.

Während Luther auf der Wartburg an der Übersetzung der ganzen Bibel in die deutsche Sprache arbeitete, die Stadt-Obrigkeiten und Landesherren mehr oder weniger die bestehende Kirchenform änderten, und das reine Evangelium überall gepredigt wurde, begann der Kaiser einen Krieg in Italien, zu dessen Führung er des Papstes bedurfte. Karl ließ daher, sobald von Luther nichts mehr zu sehen war, den Papst und dessen Legaten gegen denselben mit Worten rasen. Er willigte ein, daß ein Spruch des Kaisers und des Reichstages gegen Luther und zugleich eine Achtserklärung wider ihn und alle seine Anhänger erlassen werde. Dies geschah am 26. Mai, als der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und die meisten anderen Glieder des Reichstages die Stadt Worms längst verlassen hatten; damit es aber scheinen möchte, als sei das Urtheil wirklich mit Zustimmung aller Reichsstände gefällt, so ließ Karl dasselbe vom 8. Mai datiren. Kaiser Karl, welchem Luther's Sache bloß von ihrer politischen Seite her wichtig war, und den nur künstliche, nicht aber herzliche Verebtsamkeit rührte, überließ es dem Wortkünstler Aleander, dem ehemaligen Secretär eines Cäsar Borgia, die Achtserklärung zu stylisiren und zu motiviren. Wie der Cardinal Aleander dies an-

fung, werden die Leser aus einer einzigen unten angeführten Stelle beurtheilen können *).

Die Sache Luther's war auf dem Reichstage zu Worms, einem der glänzendsten und besuchtesten, welche in neuerer Zeit gehalten wurden, nur Nebensache. Es kam auf demselben vorzüglich auf die Bestellung eines Reichs-Regiments und auf die feste Anordnung des Reichs-Kammergerichts an; denn es war vorauszusehen, daß der neue Kaiser selten im Reiche sein werde. Über diese beiden Angelegenheiten ward vom 3. Januar bis in den Mai berathschlagt, und Karl war in den Verhandlungen, welche er in Betreff derselben mit den Reichsständen hatte, glücklicher, als Maximilian, weil ihm dabei noch sein Erzieher, der Herr von Chievres, zur Seite stand. Dieser starb im Mai zu Worms. Die Geschichtschreiber berichten, daß er, sowie auch sein Nefte, der Erzbischof von Toledo, durch die Spanier aus Haß und Neid vergiftet worden sei; wir wagen aber nicht, dies nachzuerzählen.

In den Verhandlungen über das Reichs-Regiment erkennt man schon deutlich Karl's Streben, das kaiserliche Ansehen wiederherzustellen und der verderblichen Vielherrschaft in Deutschland ein Ende zu machen. Unter Maximilian war das Reichs-Regiment ein aristokratischer Senat und der Kaiser ein bloßer Figurant geworden; Karl suchte daher ganz leise und allmählig die Reichs-Republik wieder in ein Kaiserthum zu verwandeln und Alles auf monarchische Formen zurückzubringen. Er behielt aus diesem Grunde weder die Zahl der Beisitzer, noch die Einrichtung des Rathes so bei, wie Beide unter Maximilian festgesetzt worden waren. Der Regiments-Rath und dessen Präsident oder, wie sein Titel war, des Kaisers Statthalter wurden seit dem Reichstage zu Worms nicht mehr „königlicher und des Reichs Rath," sondern

*) Illum unum (nämlich Lutherum) non ut hominem sed ut diabolum ipsum sub hominis specie, ad perniciem generis humani assumpta monachi cuculla, plurimorum haeticorum damnatissimas haereses jam diu sepultas in unam sentinam conguessisse, aliquas etiam de suo excogitasse et sub simulata fidei praedicatione et Evangelicae veritatis professione omnem Evangelicam pacem et charitatem omnemque rerum ordinem et pulcherrimam denique ecclesiae faciem invertere, labefactare et penitus pessundare moliri.

„kaiserlicher Majestät Rath im Reich“ genannt, und Statthalter und Räte schwuren fortan nicht mehr dem Kaiser und dem Reiche, sondern dem Kaiser allein. Die Zahl der Beisitzer wurde auf zweiundzwanzig festgesetzt. Von diesen sollte der Kaiser als solcher und als Erzherzog von Östreich vier, jeder der sechs Kurfürsten einen, die übrigen Fürsten, Grafen und Prälaten vier, acht im Reichsabschiede genannte Städte zwei und die sechs alten Reichskreise sechs ernennen. Seinen Sitz sollte das Reichs-Regiment, wenn der Kaiser nach Deutschland komme, jedes Mal in einer von diesem zu bestimmenden Stadt haben, jedoch nicht nördlicher als Köln und nicht südlicher als Augsburg. Das Reichs-Regiment ward bevollmächtigt, in allen Reichsangelegenheiten über Frieden und Recht, sowie auch „wegen der Anfechter des christlichen Glaubens“ entscheidende Beschlüsse zu fassen. Doch blieben, mit einem sehr zweifelhaften Ausdrucke, wichtige Staats- und Justiz-Sachen und auch die Fahnenerben dem Kaiser vorbehalten, ohne dessen Zustimmung überdies keine auswärtigen Bündnisse geschlossen werden sollten.

Das Reichs-Kammergericht ward consolidirt, und erhielt zwei Räte mehr, welche der Kaiser ernennen sollte. Die westphälischen oder Behm-Gerichte ließ man bestehen; doch sollte der Kurfürst von Köln über sie Aufsicht halten und berichten. Auch ward der ewige Landfriede aufs neue verkündigt und der schwäbische Bund wieder auf elf Jahre verlängert. Endlich ward noch die Vorlegung des Entwurfes eines deutschen Kriminal-Gesetzbuches verordnet, welches später als peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. bekannt gemacht wurde und leider an vielen Orten das Reich überlebt hat.

Da das Erstgeburt-Recht in Betreff der österreichischen Besitzungen im deutschen Reiche damals noch nicht eingeführt war, und Karl's Bruder, Ferdinand, auch wegen der anderen Reiche abgefunden werden mußte, so ward auch diese Familienangelegenheit des Kaisers auf dem Wormser Reichstage geordnet. Eine erbliche Abtretung der deutschen Länder wurde nicht für gut befunden; doch überließ Karl am 28. April 1521 seinem Bruder Ferdinand Ober- und Nieder-Östreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, und behielt sich selbst die vorderösterreichischen Lande in

Schwaben und Elfaß, sowie Tyrol, Istrien, Friaul und das Land bis Triest und Gradiſca vor. Im Februar 1522 trat Karl, da er die Niederlande und das ganze Erbe ſeines Vaters Philipp allein behielt, ſeinem Bruder, welcher Alles ſeiner Entſcheidung überließ, zu den genannten fünf Herzogthümern auch noch die Landſtriche in Schwaben und Tyrol ab. Er überließ ihm damals ſchon Württemberg für immer, die Landvogteien im Elfaß aber nur auf Lebenszeit. Erſt 1540 erhielt Ferdinand alle deutſchen Beſitzungen erblich.

7. Verhältniſſe Karls V. zu Frankreich, England und Italien bis zum Ende des Jahres 1522.

Während Karl in Deutschland verweilte, bewarb er ſich ängſtlich um ein Bündniß mit Pabſt Leo X., ohne welchen er den Krieg in Italien nicht führen konnte; man leitet daher auch gewöhnlich Karls Verfahren gegen Luther von dem Wunſche her, dem Pabſte gefällig zu ſein. Leo X. ſann nicht nur Tag und Nacht auf die Erweiterung des Kirchenſtaates, ſondern er ſuchte zugleich auch für ſeine eigene Familie das Land Toscana zu erwerben. Er hatte 1519, als ſein Neffe Lorenzo in Florenz geſtorben war, deſſen Herzogthum Urbino nebst Sinigaglia und Peſaro mit dem Kirchenſtaate vereinigt, und ſeinen Vetter, den Kardinal Julius von Medicis, nach Florenz geſchickt, weil er damals noch nicht daran dachte, den Alexander von Medicis, welcher für einen natürlichen Sohn jenes Lorenzo galt, wahrſcheinlich aber ein Sohn des Julius war, zum Herrn von Florenz zu machen. Im Jahre 1520 und im Anfange des folgenden betrieb er eine Verbindung mit König Franz I. von Frankreich, um den Spaniern das Königreich Neapel zu entreißen und bei der Theilung deſſelben den Kirchenſtaat zu vergrößern. Allein Karls V. Zuſage in der Sache Luther's und die Hoffnung, die Herzogthümer Ferrara, Parma und Piacenza, ſowie die Beſitzungen der Reichs-Vaſallen im Kirchenſtaate, welche Franz ihm nicht verſchaffen konnte, zu erlangen, bewogen ihn, die angeknüpfte Verbindung mit Frankreich abzubrechen und einen gegen Frankreich gerichteten Bund mit dem Kaiſer abzuschließen.

Die Verbindung des Kaiſers mit dem Pabſte wurde durch die beiden Legaten betrieben, welche zur Zeit des Wormſer Reichstags

in Deutschland waren (s. S. 364). Den Abschluß des Bündnisses aber oder das Verdienst, den Pabst vom Bunde mit Franz I. abgezogen und zu einem Bunde mit Karl V. gebracht zu haben, glaubt Robertson jenem Don Juan Manuel zuschreiben zu müssen, der uns früher (S. 208) als Rathgeber von Karl's Vater, Philipp, bekannt geworden ist. Dieser hatte seinem Herrn so gute Dienste gegen Ferdinand den Katholischen geleistet, daß er dem Letzteren tödtlich verhaßt geworden war und nachher auf Befehl desselben ins Gefängniß geworfen wurde; Karl aber hatte ihn nach Ferdinand's Tode wieder freigelassen und zuletzt als Gesandten nach Rom geschickt, wo er dann die Unterhandlungen mit Leo führte. Der Bundesvertrag zwischen dem Kaiser und dem Pabste wurde am 8. Mai 1521 geschlossen. Ein Hauptartikel desselben war, daß, wenn es gelungen sei, die Franzosen aus Mailand zu vertreiben, Ludwig Moro's Sohn, Franz Sforza, welcher bis dahin zu Trient gelebt hatte, und dessen Bruder, Herzog Maximilian Sforza, seit dem Jahr 1515 sich gezwungen in Frankreich aufhielt (s. S. 284), als Herzog von Mailand eingesetzt werden sollte.

König Franz konnte dem Kaiser und dem Pabste nicht geradezu den Krieg erklären, weil er wußte, daß in diesem Falle Heinrich VIII. von England sich denselben anschließen würde. Er übte daher die ersten Feindseligkeiten gegen Beide nur als Schützer zweier schwachen Bundesgenossen, nämlich des jungen Königs Heinrich II. von Navarra und Robert's von der Mark, Herzogs von Bouillon. Heinrich II. war der Sohn und Nachfolger des durch Ferdinand den Katholischen aus dem spanischen Navarra vertriebenen Johann d'Albret (s. S. 256 ff.), und ward später mit des Königs Franz Schwester, Margaretha, vermählt. Da weder er noch sein Vater dem Besitze jenes Landes entsagt hatte, so glaubte Franz einen in Spanien ausgebrochenen Bürgerkrieg benutzen zu können, um seinem Schützlinge das entriffene Erbtheil wieder zu erobern. Ueberdies war Franz Bürge der wegen des Königreichs Navarra geschlossenen Verträge, in denen man spanischer Seits dem vertriebenen Könige Jahrgelder versprochen hatte, welche nie bezahlt worden waren. Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, war lange Karl's V. treuester Freund gewesen, und hatte sehr viel zu dessen Erwählung in Deutschland beigetragen (s. S. 316 f.); allein ein Richterspruch,

welcher in den Niederlanden wider ihn gefällt worden war, hatte ihn zu dessen Feind gemacht. Robert war nämlich als Vormund des Prinzen von Chimay mit dem Herrn von Aymeries über ein festes Schloß an der französischen Grenze, welches dieser besetzt hatte, in Streit gerathen, und der Letztere hatte sich zwar die Entscheidung der Ritterschaft von Bouillon gefallen lassen, zugleich aber an Karl als seinen Schutzherrn appellirt. Karl, welcher Geld von Aymeries geliehen hatte und dasselbe damals weder zurückzahlen konnte noch wollte, half ihm dadurch aus der Noth, daß er den Streit durch sein niederländisches Ober-Tribunal (conseil souverain des Pays-Bas) entscheiden ließ. Dieser Staatsrath Karl's sprach zu Gunsten des Herrn von Aymeries, und in Folge davon ward der Herzog von Bouillon genöthigt, bei dem französischen Könige Hülfe zu suchen. Er erlangte dieselbe vermittelt eines Weiber-Complots, indem seine Gemahlin, seine Schwiegertochter und sein Sohn, der Marschall von Fleurange, mit Luise von Savoyen unterhandelten und diese dahin brachten, daß sie den Herzog nicht nur mit ihrem Sohne ausöhnte, sondern ihm auch Geld gab und zugleich dem Marschall von Fleurange erlaubte, eine bedeutende Zahl Franzosen in das Herzogthum Bouillon zu führen. Damit Franz einen Vorwand zur Einmischung in den Streit erhalte, mußte der General-Procurator des Parlaments von Paris gegen das Obergericht der Niederlande klagen und das Parlament durch einen Gerichtsdiener, welcher in eine Grenzstadt der Niederlande geschickt ward, den Kaiser oder, wie es in dem Decret hieß, den Grafen Karl von Artois und Flandern nebst dem Präsidenten und General-Procurator seines höchsten Gerichts vorladen, in Person vor dem Parlament zu erscheinen. Schon dieses Verfahren war eben so beleidigend, als lächerlich; der Herzog von Bouillon schickte aber überdies noch einen Herold nach Worms, um dem Kaiser vor allen Fürsten Fehde anzukündigen, was selbst du Bellay abgeschmact findet *).

*) Envoya le dict Messire Robert, deffier l'empereur en plaine Diette, chose, qui fut trouvée et prise tant par l'empereur qu' autres princes en grand desdain, qu'un simple Seigneur (comme Messire Robert) envoyast deffier un empereur, seigneur de tant de pays et d'hommes belliqueux.

Der Krieg zwischen Karl V. und den beiden Schülern des Königs Franz, welche dieser mit Geld, Truppen und Kriegsbedürfnissen unterstützte, begann fast zu gleicher Zeit in den Ardennen und in den Pyrenäen, und mußte nothwendiger Weise einen Krieg zwischen Karl und Franz selbst zur Folge haben. In den Niederlanden führten Robert von der Mark und sein Sohn, der nachherige Marschall von Fleurange, den Krieg vorerst auf eigene Rechnung.

Der Krieg in den Niederlanden wurde damit eröffnet, daß Robert von der Mark eine befestigte Stadt an der Grenze des Luxemburgischen einnahm. Bald brachten aber Heinrich von Nassau, Franz von Sickingen und der Herr von Hymeries ein furchtbares Söldnerheer zusammen, und selbst der Bischof von Lüttich, Robert's Bruder, erklärte sich gegen diesen. In Betreff des Letzteren erzählt uns du Bellay, ohne irgend etwas Arges oder Auffallendes darin zu finden, daß der Bischof die Leute, welche er für Freunde seines Bruders hielt, ohne Weiteres habe ersäufen lassen *). Auf dieselbe Weise verfuhr der Graf von Nassau mit den Vertheidigern der Städte, welche er im Herzogthum Bouillon eroberte. Er ließ in einer Stadt, die ihm der Commandant, ein Herr von Niselles, übergab, diesen zugleich mit zwölf seiner Leute aufknüpfen. Ebenso ließ er in Müsancourt, wo die Soldaten ihm ihren Commandanten und den Platz verkauften, zwanzig von jenen hängen, und er würde auch den Commandanten getödtet haben, wenn nicht seine eigenen Officiere ihm dringende Vorstellungen dagegen gemacht hätten.

Die meisten Plätze des Herzogthums Bouillon wurden von den Kaiserlichen genommen und geschleift. Auch die Hauptstadt Bouillon fiel in die Gewalt derselben, ohne daß ein französisches Heer dem Herzoge zu Hülfe gekommen wäre. Robert von der Mark, der wie sein Sohn Sickingen's Waffenbruder war, mußte daher froh sein, daß er durch diesen einen Waffenstillstand von sechs Wochen erlangen konnte **). Nachher ward der Krieg in Flandern

*) Fut noyer en la rivière de la Meuse quelques habitans de Liège, qu'il cognoissoit estre partiaux pour son frère.

**) Après ceci Messire Robert de la Mark, voyant toutes les forces de l'Allemagne sur ses bras, trouva moyen d'obtenir une trefve de l'em-

und in der Picardie unmittelbar zwischen Karl V. und Franz I. geführt. Die Truppen des Ersteren eroberten Mortagne, St. Amand und Tournay, und zerstörten Mousson und Ardres. Dagegen mußten sie die Belagerung von Mezieres wieder aufgeben, da Franz selbst gegen das kaiserliche Heer ausgezogen und in die Niederlande eingefallen war, obgleich er damals bereits die von dem englischen Könige angetragene Vermittelung angenommen und in einen zu Calais zu haltenden Kongreß eingewilligt hatte.

Auf dem Kongreß zu Calais, welcher am 4. August 1521 begann, erschien als Bevollmächtigter Heinrich's VIII. der Cardinal Wolsey, und zwar mit einem Pomp und Glanz, welche nur von Leo's X. königlichem Schimmer überstrahlt wurden. Wolsey war, wie wir oben berichtet haben, seit langer Zeit allmächtig in England, weil er den eiteln, grausamen, despotischen, von sich und seiner Macht und Weisheit eingenommenen König wie ein Kind zu regieren verstand, ohne daß dieser es merkte. Er hatte zwar den Cardinal Hadrian Corneto, als derselbe ihm den versprochenen Cardinals-Hut nicht verschaffte, aus England getrieben und den Unter-Einnehmer desselben in den Tower werfen lassen (s. S. 352 f.), dessen ungeachtet aber im Jahre 1515 durch Vermittelung des französischen Königs die Würde eines Cardinals erlangt. Seit dieser Zeit verkaufte er seines Königs Freundschaft und Gunst bald an den König Franz, bald an Karl. Ihm zu Gefallen und um dem lächerlichen Hochmuth Heinrich's VIII. zu schmeicheln, hatte Franz die Miene angenommen, als wenn er sich dem Schiedsspruche fügen wolle; allein die Forderungen, welche der kaiserliche Kanzler Gattinara zu Calais machte, waren allzu trozig. Dies bewog den Cardinal Wolsey, der schon vor seiner Abreise aus England sich gerühmt hatte, daß er den Kaiser zu Allem bewegen könne, von Calais nach Brügge zu reisen, um sich mit Karl persönlich zu verständigen. Von einem glänzenden, aus fünfhundert Reitern bestehenden Zuge begleitet, kam Wolsey nach Brügge. Er ward hier königlich empfangen, hatte drei Tage lang geheime Besprechungen mit Karl, und verabredete mit ihm einen Ver-

pereur pour six septmaines par le moyen de Francisque de Sickingen, son amy et frère juré.

trag, welcher nachher in Calais abgeschlossen, vorerst aber geheim gehalten wurde.

Nach Calais zurückgekehrt, ließ Wolsey dem Könige von Frankreich und dem Kaiser im Namen Heinrich's VIII. andeuten, daß sie ihre Heere zurückrufen und in Rücksicht der eroberten Festungen den Ausspruch des englischen Königs erwarten sollten. Als dies nicht geschah, sondern vielmehr Franz ein zweites Heer unter Bonnivet nach Navarra schickte und mittelst desselben die Stadt Fontarabia in Guipuscoa eroberte, warf Kardinal Wolsey die Maske der Unparteilichkeit ganz ab, und entschied für den Kaiser. Er erklärte nämlich am 11. Oktober 1521, Franz sei in dem ganzen Kriege der angreifende Theil gewesen, und der König von England sei folglich durch die früheren Verträge verpflichtet, dem Kaiser beizustehen. Gleich darauf wurde zwischen dem Kaiser, dem Pabste und Heinrich VIII. jener Vertrag abgeschlossen, welchen Wolsey in Brügge verabredet hatte. Man sagt, Karl V. habe, ohne dabei im geringsten an eine Erfüllung seines Versprechens zu denken, den Kardinal Wolsey dadurch an sich gefesselt, daß er ihm, als Leo's X. Tod zu erwarten war, die Aussicht auf das Pabstthum eröffnet habe. In dem zu Calais geschlossenen Vertrage verpflichteten Heinrich und Karl sich gegen einander, daß sie, um der Eroberungssucht des Königs von Frankreich Schranken zu setzen, im Frühjahr 1522 mit einer ansehnlichen Heeresmacht in Frankreich einfallen wollten, wenn nicht vorher ein Frieden zu Stande gekommen wäre. Nach einem anderen Artikel, welcher, wie es hieß, zum Besten der Christenheit in Bezug auf den zu unternehmenden Türkenkrieg gemacht worden war, sollte die zwischen dem Dauphin und Heinrich's VIII. Tochter, Maria, verabredete Heirath nicht geschlossen, sondern diese Prinzessin mit Karl vermählt werden. Mit dem Vertrage von Calais endete im November 1521 der Krieg der Franzosen in den Niederlanden.

Auch in den Pyrenäen hatte König Franz den Krieg anfangs nicht in seinem eigenen Namen unternommen, sondern nur Geld zu demselben hergegeben und seine Vasallen aufgefordert, bei dem Heere Dienste zu nehmen, welches Andreas von Foix, Herr von l'Esparre, der nächste Verwandte Heinrich's II. von Navarra und im Fall des kinderlosen Todes desselben einer seiner Erben,

zur Wiedereroberung des französischen Navarra rüstete. Die Unternehmung war anfangs sehr glücklich, weil damals in Spanien ein bürgerlicher Krieg wüthete, und nicht nur der Connetable und der Amirante von Castilien den besten Theil der Truppen nach Castilien gezogen hatten, um die Empörer zu bekämpfen, sondern auch der Herzog von Najera, Vice-König von Navarra, aus der gleichen Ursache das Land verließ. Ganz Navarra wurde von den Franzosen mit leichter Mühe erobert, da Ximenes alle Festen dieses Landes außer der Burg von Pampeluna geschleift hatte. Auch diese Burg fiel in die Hände der Feinde, nachdem der später als Heiliger und als Stifter des Jesuiten-Ordens berühmt gewordene Ignaz de Loyola, welcher sie lange vertheidigt hatte, sehr gefährlich verwundet worden war. Der Herr von l'Esparre begnügte sich jedoch zu seinem Unglücke nicht mit dem Besitze von Navarra, sondern verließ das Gebirge, setzte über den Ebro, belagerte Logroño, und schleppte, um diese Stadt zu erobern, einen großen Zug schweren Geschüzes in die Ebene. Er ward bald genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben (11. Juni 1521), weil der Herzog von Najera ein ansehnliches Heer gesammelt hatte. Mit diesen Truppen des Vice-Königs von Navarra vereinigte sich gleich darauf das Heer des Amirante und des Connetable, welches kurz vorher einen Sieg über die Empörer erfochten hatte. Anstatt nun sich eilig in die Gebirge zurückzuziehen, griff l'Esparre am 30. Juni die Spanier tollkühn in der Ebene von Esquiroz an. Er erlitt hier eine schwere Niederlage: denn er mußte sechstausend Mann todt auf dem Schlachtfelde zurücklassen, und seine übrigen Truppen wurden zerstreut oder auf der Flucht niedergehauen. Er selbst fiel in die Hände der Feinde; doch brachte ihn derselbe Spanier, welcher ihn gefangen genommen hatte, wieder nach Frankreich zurück.

Die Spanier drangen hierauf in Frankreich ein, und durchstreiften Gascoigne, bis endlich ein königliches Heer gerüstet ward, um die erlittene Niederlage zu rächen. An die Spitze dieses Heeres stellte Franz einen Günstling seiner Mutter, den Admiral Bonnivet, den man allgemein für einen weit besseren Hofmann als General hielt. In der That brauchte Bonnivet auch sehr lange Zeit, ehe er ausziehen konnte, obgleich St. Jean Pied de Port schon vor seiner Ankunft dem Feinde wieder entrisen worden war. Der

ganze September und der größte Theil des October verfloßen unter Zurüstungen, und als Bonnivet endlich aufbrach, richtete er seinen Marsch nicht gegen Navarra, sondern nach Guipuscoa, und eroberte zur Zeit der Unterhandlungen in Calais Fontarabia, was dann dem englischen Könige einen Vorwand gab, den Beherrscher von Frankreich der Eroberungssucht zu beschuldigen. —

Weit bedeutender für die allgemeine Geschichte von Europa, als die Streifzüge in Spanien und den Niederlanden, war der Krieg, welcher 1521 in Italien ausbrach. Dieser ward durch den Vertrag hervorgerufen, welchen Pabst Leo X. am 8. Mai 1521, obgleich er damals noch im Bunde mit Frankreich war, mit Karl V. geschlossen hatte (s. S. 376), und dessen Hauptzweck die Vertreibung der Franzosen aus Italien, sowie die Wiedereinsetzung des Franz Sforza in das Herzogthum Mailand war. Beide Theile, sowohl Karl und der Pabst, als König Franz I., übten zuerst durch ihren Anhang in den Städten, welche seit Jahrhunderten stets feindselige Parteien in ihren Mauern und oft auch in ihren Regierungs-Collegien hatten, Verrath gegen einander; und erst als ihre geheimen Anschläge gescheitert waren, griffen sie öffentlich zu den Waffen. Die päpstliche Partei begann den Kampf damit, daß sie einen Anschlag auf die Stadt Genua machte, in welcher damals die Franzosen herrschten. Hierauf versuchten die Franzosen Reggio zu überfallen. Als beide Unternehmungen mißlangen, war der Krieg unvermeidlich.

In Genua, wo die Fregosi unter französischem Schutze regierten, hatten die Fieschi und Adorni, welche von Karl V. und vom Pabste beschützt wurden, den Plan gemacht, ihre Gegner durch plötzlichen Überfall zu stürzen. Hieronymus Adorno sollte nämlich mit spanischen Galeeren in den Hafen einlaufen und seinen Anhang in der Stadt zu den Waffen rufen, während der Bruder desselben, Antoniotto, über die Berge hereinbrechen sollte. Allein Octavian Fregoso verhinderte Adorno's Flotte am Einlaufen, und beobachtete den Anhang der Adorni so genau, daß niemand sich zu regen wagte. Was den Versuch der Franzosen gegen Reggio angeht, so entwarf der französische Statthalter von Mailand den Plan, sich dieser Stadt zu bemächtigen oder doch wenigstens zu bewirken, daß nicht so nahe bei Parma für die päpstlichen Truppen und die Anhänger

des Hauses Sforza ein Sammelplatz eingerichtet werde, von welchem aus Parma für den Papst überfallen und Mailand bedroht werden könnte. Es sammelten sich nämlich alle Anhänger des Hauses Sforza in Reggio, und unter ihnen war namentlich der frühere Vice-Kanzler desselben, Peter Morone, welcher zu den Franzosen übergegangen war, zuletzt aber sich wieder von ihnen getrennt hatte, und das Misvergnügen der Mailänder mit der französischen Regierung zum Vortheile des Franz Sforza II. benutzen wollte. Statthalter von Mailand war seit Trivulzio's Abberufung eigentlich Odet von Foix, Herr von Lautrec. Dieser verweilte aber damals längere Zeit in Paris, entweder wegen einer Kabale des päpstlichen Gesandten und der Mutter des Königs, welche ihn als ein Glied der Familie Foix haßte, oder weil er eine Dame aus dem Hause d'Albret geheirathet hatte. Sein Stellvertreter in Mailand war sein Bruder, der Marschall von Foix, gewöhnlich Herr von Vescün genannt. Dieser schöpfte aus der Anwesenheit Morone's und anderer Anhänger der Sforza in Reggio Verdacht, und beschloß deshalb, den dortigen päpstlichen Statthalter durch einen unerwarteten Überfall entweder zu überraschen oder einzuschrecken. In der festen Überzeugung, daß die Besatzung von Reggio sehr schwach sei, erschien er am 24. Juni 1521 mit vierhundert Reitern, denen noch tausend Mann zu Fuß folgten, plötzlich vor dieser Stadt, und ersuchte den päpstlichen Statthalter derselben, den Geschichtschreiber Guicciardini, um eine Unterredung vor den Thoren. Allein Guicciardini hatte am Abend vorher eine bedeutende Zahl frischer Mannschaft in Reggio eingelassen. Während sich nun Vescün mit ihm in einem trockenen Graben vor dem Thore unterhielt, und die Begleiter des Ersteren in die Stadt eindringen wollten, geriethen die auf der Mauer stehenden Anhänger des Hauses Sforza und ihre Gegner, welche mit Vescün gekommen waren, in einen heftigen Kampf mit einander, und in Folge desselben schlug der Versuch der Franzosen fehl. Alexander Trivulzio ward bei dieser Gelegenheit von den nach Reggio geflüchteten Mailändern getödtet, und Vescün selbst wäre gefangen genommen oder gar umgebracht worden, wenn nicht Guicciardini ihn mit sich in die Stadt genommen und, erst als die Aufregung sich gelegt hatte, wieder nach Mailand entlassen hätte.

Diese Begebenheit gewährte dem Papste den erwünschten Vorwand, seinen mit Karl V. geschlossenen Vertrag im Cardinals-Collegium öffentlich bekannt zu machen. Als nachher die zum Überfall von Parma zu Reggio gesammelten Truppen und Flüchtlinge sich in sehr besorglichem Grade vermehrten, erschienen zuerst die Venetianer, damals die einzigen Verbündeten der Franzosen, im Felde. Dann eilte Lautrec, welcher aus Frankreich zurückgekehrt war, nach Mailand, um gegen das Heer des Papstes, des Kaisers, der Florentiner und des Markgrafen von Mantua eine französische Kriegsmacht aufzustellen; er fand aber dort weder Geld noch Truppen, während die Feinde bereits ein mächtiges Heer zusammengebracht hatten. Dieses Bundesheer bestand aus sechshundert florentinischen und päpstlichen und eben so vielen kaiserlichen Ritzern, aus viertausend Mann vortrefflicher spanischer Infanterie, sowie aus sechstausend italiänischen Söldnern und sechs- bis achtausend geworbenen Deutschen, Graubündnern und Schweizern. Den Oberbefehl über das Ganze hatte Prosper Colonna; den päpstlichen Theil des Heeres aber commandirte Friedrich Gonzaga von Mantua, die kaiserlichen Truppen der Marquis von Pescara.

Der Grund, warum Lautrec diesem Heere nichts entgegenzusetzen hatte, lag in der Art, wie unter seinem Könige die Regierung und Verwaltung des Reiches geführt wurde. Franz I. war das Ideal eines galanten Franzosen und, wie seine Landsleute dies nennen, eines glänzenden Königs. Wie Ludwig XIV., dessen Vorbild Franz war, wußte er den hohen Adel durch Turniere, Bälle und glänzende Feste, das Volk durch Schaugepränge aller Art, die Künstler durch die Begünstigung aller Künste, die Gelehrten durch das Sammeln von Büchern, Handschriften und Merkwürdigkeiten jeder Art zu gewinnen. Die Kosten für alles dies aber mußte das Volk bezahlen, und während unter Franz I. einerseits durch Marot die moderne Poesie, durch Rabelais die neuere Prosa geschaffen wurde, begannen andererseits schon damals der Adel und der Hof den Erwerb des Volkes zu verschlingen und die Sitte wie die Religion zu verhöhnen. Auch Mailand, welches Ludwig XII. geschont hatte, litt unter Franz durch harte Erpressungen; die reiche Stadt wurde als ein nutzbares Eigenthum angesehen und behandelt. Franz mußte die Lombarden drücken, weil seine Ver-

schwendung und Pracht, wegen deren er noch jetzt das Idol der echt französischen Redner und Schriftsteller ist, ihm nicht erlaubten, zur Zeit des Überflusses für die Tage des Mangels zu sorgen. Die Folgen dieses Leichtsinnes aber mußte er gleich beim Beginne seines Krieges mit Karl V. und dem Papste bitter empfinden. In Frankreich war nämlich der Staatschatz völlig erschöpft und jede Möglichkeit, neue Auflagen zu machen, verschwunden; das Herzogthum Mailand aber war theils durch den für Franz geübten Druck, theils durch die Raubgier der dahin geschickten Franzosen ganz ausgepreßt, und viele Einwohner hatten deshalb das Herzogthum verlassen, während Andere durch politische Prozesse ihres Vermögens beraubt worden waren. Selbst an Soldaten fehlte es; denn sie waren theils nach Ablauf der Zeit, für welche man sie in Dienst genommen hatte, entlassen worden, theils nicht bezahlt worden und deshalb davon gegangen. Außerdem hatte Franz die unter der vorigen Regierung begonnene Einrichtung eines disciplinirten Fußvolkes wieder aufgegeben, weil er das Geld zu anderen Zwecken verwendete.

Unter diesen Umständen hatte Lautrec sich sogar geweigert, aus Paris nach Mailand zurückzukehren, und er war erst dann abgereist, als der königliche Schatzmeister (Surintendant des finances), Semblançay, ihm heilig und theuer versprochen hatte, daß er viermalhunderttausend Thaler in Mailand vorfinden oder doch bald erhalten solle. Im Vertrauen auf dieses Versprechen, welches sogar im folgenden Jahre nicht erfüllt wurde, ließ Lautrec aufs neue Schweizer kommen, die für Geld immer zu haben waren; denn nur Schweizer Truppen waren dem unvergleichlichen spanischen Fußvolke gewachsen. Da er aber von seiner Regierung verlassen wurde, so mußte Lautrec das Geld für die nach und nach eintreffenden Schweizer nach Art der türkischen Pascha's herbeischaffen. Er brandschagte die ganze Lombardei, und zwang durch die furchtbarsten Maßregeln jeden Einwohner, der für vermögend galt, nicht nur alles Geld, das er besaß, herzugeben, sondern auch noch andere Summen aufzutreiben. Ein Glück war es für die Franzosen, daß auch der Kaiser Mangel an Geld hatte, und daß Prosper Colonna, der sich im Anfange des Monats August mit dem verbündeten Heere nahe bei Parma gelagert hatte, ein

System des Zauderns und Zögerns befolgte. Colonna hatte nach langem Verzuge die Belagerung von Parma begonnen und bereits die eine Hälfte der Stadt eingenommen; er zog aber sogleich wieder ab, als die Feinde sich in der andern Hälfte sammelten. Übrigens bildeten auf beiden Seiten Schweizer die Hauptstärke des Heeres. Lautrec soll, obgleich wir die Zahlen nicht verbürgen wollen, zwanzigtausend derselben nach Italien haben kommen lassen, während auch das französische Heer in den Niederlanden zwölftausend Schweizer enthalten habe. Man machte daher auch dem französischen Feldherrn große Vorwürfe, daß er, jeden Rath verschmähend, den Feind nicht angriff, so lange noch die Schweizer bei ihm aushielten, zumal da sein hochmüthiges, befehlshaberisches und auf französische Weise prahlerisches Wesen diese erbitterte. Im päpstlichen Heere wußten Julius von Medicis und der bekannte Matthäus Schinner, welche als päpstliche Legaten mit den Schweizern zu thun hatten, die gutmüthigen und abergläubischen Bauern durch pfäffische Kunst und durch die Popularität großer Herren besser zu täuschen.

Als Lautrec nicht zahlen konnte, schwand sein Heer sichtlich. Er lagerte sich zuerst hinter der Abba, und ging dann mit dem nur noch aus viertausend Mann bestehenden Reste seiner Schweizer Truppen nach Mailand zurück, wo eine zu Gunsten des Franz Sforza II. gemachte Verschwörung nur die Ankunft Peter Morone's erwartete, um auszubrechen. Eine Abtheilung kaiserlicher Reiter unter dem Marquis von Pescara folgte dem französischen Anführer nach, und erschien am 19. November 1521, ohne daß Lautrec auch nur ihre Herannäherung ahnte, vor den Thoren von Mailand. Die Leute Lautrec's waren zerstreut, sein Bruder lag im Schlafe, und er selbst befand sich sorglos in der Straße, als er erfuhr, daß man den Marquis von Pescara in die Stadt eingelassen habe. Er überließ daher sogleich Mailand den Verbündeten, räumte nachher auch Como, und nahm sein Winterquartier auf venetianischem Gebiete. Schon im December ließ Peter Morone den jungen Franz Sforza in Mailand zum Herzog ausrufen; doch war es schwer, denselben sicher von Trient nach Mailand zu bringen, besonders da die Burg noch von den Franzosen besetzt war. Franz mußte erst noch einige Zeit in Pavia

verweilen, und gelangte nur mit großer Schwierigkeit nach Mailand. Auch entriß Lautrec den Feinden Cremona wieder, und obgleich Trezzo, die Burgen von Mailand und Novara, sowie Arona und andere Orte noch immer von Franzosen besetzt blieben, so war er doch im Beginn des folgenden Jahres stark genug, um wieder über die Adda zu gehen.

Um diese Zeit starb Leo X. in einem Alter von kaum sechs- undvierzig Jahren (1. December 1521). An seine Stelle ward schon im Januar 1522 Karl's V. Jugendlehrer und Statthalter in Castilien gewählt, welcher den Namen Hadrian VI. annahm. Dieser wurde nachher noch eine Zeitlang in Spanien zurückgehalten, und traf erst Ende August in Rom ein. Mehr als er zogen zwei Männer aus dem Hause Medicis, von welchen der Eine, Julius, dem geistlichen Stande angehörte, der Andere, Johann, ein Laie war, die Augen Italien's auf sich. Der Erstere, welcher später unter dem Namen Clemens VII. Pabst ward, gehörte der älteren Linie des Medicischen Hauses an; er war ein natürlicher Sohn Julian's, des Bruders von Lorenzo dem Prächtigen. Johann dagegen war, da er von einem jüngeren Bruder des ersten Kosmus von Medicis abstammte, ein Glied der jüngeren Linie; er ward der Stammvater der nachherigen Großherzoge von Toscana *). Beide hielten sich nach Leo's X. Tode zu verschiedenen Parteien. Julius blieb der Politik des verstorbenen Pabstes getreu, Johann dagegen führte den Franzosen ein von ihm selbst gebildetes kleines, aber ganz ausgezeichnetes Corps zu. Dieses bestand aus dreitausend Mann zu Fuß und zweihundert Reitern, von welchen die Ersteren das italiänische Fußvolk zu großen Ehren brachten, weil Johann sie ebenso ausgelesen, eingeübt und abgehärtet hatte, wie Navarro das spanische Fußvolk. Übrigens gab Johann diesen gefürchteten Schaaren zum Zeichen der Trauer um seinen verstorbenen Verwandten, Leo X., schwarze Fahnen, und man nannte sie deshalb nachher, gleich denen Leo's X. und Anderen (s. S. 251, 267 und 300), die schwarzen Banden.

Als Johann von Medicis zu Lautrec stieß, hatten kurz vorher Hieronymus Adorno und Georg von Frundsberg mit einer staunens-

*) S. die Stammtafel in Bd. IX. S. 449.

werthen Schnelligkeit fünftausend deutsche Söldner durch das Beltin und das Gebiet von Bergamo nach Mailand geführt, welche Stadt Lautrec vergebens angriff. An der Einnahme von Mailand verzweifelnd, wandte Lautrec sich hierauf gegen Pavia. Der Marquis von Pescara, welcher diese Stadt vertheidigte, ward durch die Feinde sehr bedrängt; ihm eilte aber Prosper Colonna zu Hülfe. Lautrec wollte jetzt durch künstliche Bewegungen und durch Zögern die Absichten der kaiserlichen Generale vereiteln; allein seine Schweizer Truppen, die er nur mit Mühe bei sich zurückhielt, verlangten eine entscheidende Schlacht. Sie forderten diese endlich mit dem Geschrei: „Morgen unsere Entlassung oder eine Schlacht!“ Lautrec mußte sich daher gegen seinen Willen zu einer Schlacht entschließen, obgleich das Heer Prosper Colonna's hinter einem tiefen Hohlwege lag. Diese Schlacht fand am 29. April 1522 in der Nähe des Landhauses Bicocca, etwa anderthalb Meilen von Mailand, Statt, und endigte mit einer schweren Niederlage des französischen Heeres. Die achttausend Mann Schweizer in Lautrec's Heere, welche den Kampf eröffneten, erfuhren bald, daß die Zeit gekommen sei, wo nicht mehr persönlicher Muth und Kraft, sondern Geschütz und Taktik den Sieg im Felde verliehen. Sie hatten die beiden ausgezeichnetsten Taktiker und Strategen des sechszehnten Jahrhunderts, Georg von Frundsberg und den Marquis von Pescara, gegen sich über, und das Geschütz und Gewehrfeuer derselben streckte, ehe noch die Schweizer den Hohlweg erreicht hatten, sehr viele von ihnen nieder. Die Letzteren mußten, ohne daß sie dem Feinde hatten beikommen können, mit einem Verlust von dreitausend Mann zurückweichen; doch retteten sie das ihnen anvertraute Geschütz, und zogen sich in guter Ordnung zurück. Sie würden noch weit mehr gelitten haben, wenn nicht Gritti's Venetianer und des Johann von Medicis schwarze Banden ihren Rückzug gedeckt hätten.

Nach der Niederlage waren die Schweizer nicht mehr aufzuhalten, und Lautrec verließ daher mit ihnen Italien. Sein Bruder, der Marschall von Foix, blieb einstweilen allein zurück, um zu retten, was zu retten sei. Lautrec selbst wurde in Frankreich von seinem Könige erst dann vorgelassen, als dieser durch den Connetable Karl von Bourbon dringend gebeten worden war, seine Ent-

schuldigung wenigstens zu vernehmen. Lautrec bewies, daß der Verlust von Italien allein in dem Ausbleiben des vom Intendanten Semblançay versprochenen Geldes seinen Grund habe. Der König, welcher den Intendanten als seinen Vater begrüßte und achtete, forderte von diesem Rechenschaft, wo die viermalhunderttausend Thaler hingekommen seien, die derselbe für Italien verrechnet habe. Semblançay bewies durch Quittungen, daß des Königs Mutter, Luise von Savoyen, ihm dieselben abgefordert habe. Luise behauptete aber, das Geld, welches sie von Semblançay empfangen habe, sei ihr eigenes gewesen. Wer eigentlich das Geld unterschlagen hat, der Intendant oder die Königin Mutter, wagen wir nicht zu entscheiden, obgleich sicher ist, daß der Erstere deshalb verurtheilt wurde. Der persönliche Feind desselben, der Kanzler Düprat, ließ ihn, wie dies seitdem in Frankreich Sitte ward, vor eine Commission oder mit anderen Worten vor eine Anzahl Leute stellen, von welchen man im Voraus wußte, daß sie ihn verurtheilen würden. Die Commission sprach gegen ihn, und er verlor 1527 im zweiundsechzigsten Jahre seines Alters das Leben durch den Strick.

Die Franzosen, deren Staatsgeschichte sich seit Franz I. stets um Mätressen, Galanterie und Rabalen von Weibern und Hofleuten dreht, haben aus der Geschichte der Königin Mutter einen ganzen Roman gemacht. Dies Alles ist aber von anekdotischer Art, am meisten das Werk des Brantome, welches zugleich auch am unzuverlässigsten ist. Doch erzählen auch die Anderen uns viel von Lautrec's Schwester, der Frau von Chateaubriand, welche als Geliebte des Königs ihre drei Brüder, Lautrec, Lescün und l'Esparre, in den Stand gesetzt habe, die französischen Angelegenheiten in Italien und in Navarra zu Grunde zu richten. Sie erzählen der Länge und Breite nach, wie des Königs Mutter die Brüder der Chateaubriand gehaßt, wie sie das, was dieselben unternahmen, hintertrieben habe, wie sie dagegen den Connetable Karl von Bourbon geliebt und nachher wegen verschmähter Liebe verfolgt habe u. dgl. m.; wir übergehen dies Alles absichtlich.

In Italien verloren die Franzosen im Mai 1522 auch die Stadt Genua. Sobald nämlich Lautrec's Heer sich zerstreut hatte, erschienen vor Genua, welches Octavian Fregoso und Peter Navarro

verteidigten, von der Seeseite her die Aborni und Fieschi, vom Lande her der Marquis von Pescara. Navarro und Fregoso, welche noch immer französische Hülfe erwarteten, knüpften, um Zeit zu gewinnen, eine Capitulations-Unterhandlung mit den Aborni an. Die Sache dauerte aber endlich dem Marquis von Pescara zu lange; er ließ deshalb Bresche schießen und führte seine Leute zum Sturm. Als die Kaiserlichen von der Landseite her auf die Stadt eindrangen, ließen auch diejenigen, welche der Unterhandlungen wegen im Hafen ruhig geblieben waren, sich nicht mehr zurückhalten. Die Stadt ward im Sturm genommen und auf eine schauerhafte Weise geplündert und mishandelt. Antoniotto Aborno erhielt die Würde des Dogen, und die französische Partei ward durch die kaiserliche aus allen Ämtern verdrängt. Schon am 26. Mai sah Pescara sich genöthigt, mit Colonna und Pescara eine Übereinkunft zu schließen, nach welcher er, wenn nicht innerhalb vierzig Tagen ein neues französisches Heer nach Italien komme, das Land zu verlassen und alle Plätze außer den Burgen von Novara, Mailand und Cremona zu räumen versprach. Dies geschah auch wirklich, als jene Zeit verflossen war.

Im Jahre 1522 konnte Kaiser Karl V. endlich seine ganze Aufmerksamkeit sowohl auf Italien als auf Spanien richten, weil es ihm gelungen war, den englischen König, den er nachher, als er zu Schiffe nach Spanien ging, noch einmal in England besuchte, zu einer förmlichen Kriegserklärung gegen Frankreich zu bewegen. Zwar schadete der Einfall der Engländer in die nördlichsten Provinzen Frankreich's dem König Franz I. sehr wenig; allein er beschäftigte ihn doch und hinderte ihn, Karl's Gebiet zu beunruhigen.

8. Der Aufstand der castilianischen Städte gegen König Karl I. (V.)

In Castilien hatte, wie wir bereits wissen (s. S. 304 und 352), schon vor Karl's I. (V.) Abreise nach Deutschland eine Empörung der Städte sich zu bilden begonnen, und Toledo hatte, gerade als Karl 1520 Spanien verließ, das Signal einer Verbindung aller castilianischen Stadtgemeinden gegen das Ministerium und gegen die Privilegien des Adels gegeben. Toledo stellte ein

tumultuarisches Bürgerheer von vielen tausend Mann auf, und zwei angesehenen Männer des Adels, Johann de Padilla und Ferdinand d'Avalos, welche als Demagogen auftraten, ließen sich mit Gewalt in Toledo zurückhalten, als sie von Karl vorgeladen wurden, sich noch vor seiner Abreise bei ihm zu St. Jago einzufinden. Am 17. Mai 1520 brach der Aufstand auch in Murcia aus. Hier constituirte sich, wie wir jetzt sagen, die souveräne Volksgemeinde, mißhandelte die alten Obrigkeiten, und wählte durch allgemeine Abstimmung neue souveräne Behörden. Ebenso ging es in Segovia. Als nämlich dort am 29. Mai die Deputirten der Cortes, welche nach der Ordnung des Mittelalters in Segovia, wie überall, aus Bürgermeistern und Magistrats-Personen der sich selbst ergänzenden Gemeindeversammlungen bestanden, Rechenschaft von dem, was auf den letzten Cortes geschehen war, ablegen wollten, erhob sich der Bürgerstand und richtete eine Art Republik ein. Zamora und Valladolid folgten alsbald dem Beispiele der genannten Städte, und selbst der Bischof von Zamora, Don Antonio d'Acugna, ergriff die Partei der Bürger. Madrid, Burgos, Avila, Guadalarara und Cuenca säumten nicht, sich anzuschließen.

Der Bischof Hadrian, welchen Karl zu seinem Stellvertreter in Spanien ernannt hatte, ließ sich, so milde, gemüthlich und gelehrt er auch war, zu dem Glauben verleiten, daß es noch möglich sein werde, durch strenge Bestrafung der Stadt Segovia den drohenden Aufstand zu dämpfen. Er schickte deshalb im Anfang Juni 1520 den königlichen Beamten Ronquillo, welcher wegen seiner Strenge den Segoviern schon längst verhaßt war, nach Segovia. Die Bürger dieser Stadt widersezten sich aber, von Toledo unterstützt, dem Heere, welches Ronquillo mit sich brachte, und durch die Hülfsstruppen der Städte unter Padilla, Zapata und Bravo wurde das königliche Heer zum Rückzuge genöthigt. Hadrian schickte darauf den Don Antonio da Fonseca, welcher von Karl zum Oberanführer aller königlichen Truppen ernannt worden war, dem Ronquillo zu Hülfe. Allein als Fonseca das im Arsenal von Medina del Campo aufbewahrte Geschüz gegen Segovia führen wollte, erhoben sich auch die Bürger von Medina del Campo, und verwehrten dem königlichen Oberanführer den Zutritt zu dem

Arsenal. Fonseca ließ deshalb die Stadt stürmen, und seine Soldaten übten bei dieser Gelegenheit solche Grausamkeiten, daß auch die bisher noch treu gebliebenen Städte zwar nicht dem Könige, wohl aber der Regierung den Gehorsam aufkündigten. Die Bürger von Toledo schleiften sogar Fonseca's Haus bis auf den Grund. Jetzt erschrak Hadrian und verrieth seine Schwäche dadurch, daß er plötzlich alle Gewaltmaßregeln zurücknahm und den königlichen Feldherrn verleugnete. Dieser begab sich hierauf nach Portugal und von dort nach Flandern zum Kaiser. Padilla's Absicht war also erreicht, und er machte nun Anstalten, eine bürgerliche Regierung einzurichten, wobei die unglückliche Mutter Karl's gebraucht werden sollte, um der Republik ein monarchisches Ansehen zu geben.

Die angeführten Ereignisse, welche dem Städtebunde immer neue Mitglieder zuführten, fanden in der Zeit von Mitte Mai bis Mitte September Statt. Schon im Juli waren aber die Deputirten aller der Städte, welche das Recht hatten, die allgemeine Ständeversammlung des Reiches (die Cortes) zu beschicken, in Avila zusammengekommen, und hatten eine allgemeine Junta oder Verbindung der Städte verabredet. Auf dieser Versammlung kamen in Bezug auf die Beamten, die Bevorrechteten und den hohen Adel fast dieselben Dinge in Betrachtung, welche seit 1789 die Völker Europa's beschäftigen; aber auch in Spanien vergaßen die Leiter des Bürgerstandes, daß das eigentliche Volk von ihrer Doctrin und ihren Ideen nichts wisse, daß es von dem Glanze des Königthums geblendet werde, und daß, was freilich in unsern Tagen nicht der Fall ist, der Adel sehr mächtig und streitbar sei. Sie gingen deshalb in ihren Forderungen viel zu weit, und verschafften dadurch ihren Feinden Gelegenheit, Himmel und Hölle gegen sie in Bewegung zu setzen. Die Bürger sahen sich in Folge davon bald von dem Landvolke und von den Poletariern der Städte verlassen, und ihre Verirrungen gaben, wie dies in unsern Tagen auch unter den Franzosen der Fall war, einen Vorwand und eine Art Recht, die Bürgerfreiheit ganz zu vernichten und das Ansehen der Cortes zu schwächen. Schon unter Karl wurde leise der Anfang gemacht, die Stände wenig oder gar nicht zu berücksichtigen; unter seinem Sohne, Philipp II., war nur noch

ein schwacher Schein von Freiheit übrig, das Wesen aber dahin geschwunden.

Das Gefühl, aus dem die Revolution der castilianischen Städte hervorging, war dasselbe, welches die französische Revolution herbeigeführt hat. Dies sieht man aus den Forderungen des städtischen Convents zu Avila. Man verlangte auf demselben die Abschaffung der adeligen Privilegien und Vorrechte, welche den Bürgerstand zum Lastträger anderer Stände machten, ferner eine bessere Einrichtung der allgemeinen Stände, die freie und unabhängige Verathschlagung derselben, neue Gemeindeordnungen, eine bessere Wahl der Magistrate, die Aufhebung der adeligen Steuerfreiheit und die Wiedervereinigung der seit 1504 veräußerten Kron=Domänen, auf welche König und Hof angewiesen waren. Auch mußten die alten, in den einzelnen Städten sich selbst ergänzenden Obrigkeiten weichen, und statt ihrer wurden durch allgemeine Abstimmung andere gewählt. Diese Wahlen fielen jedoch in vielen Städten auf ganz gemeine, unbrauchbare Leute, und schädeten dadurch der bürgerlichen Revolution Spanien's gleich beim Beginne derselben.

Die angeführten Forderungen mögen als Beispiele genügen, andere muß man in den Specialgeschichten auffuchen; am Ende ward ja doch aus Allem nichts.

Die Regierung, welche von der Junta in Avila errichtet worden war, schickte Deputirte nach Deutschland, um dem Könige ihre Forderungen überreichen zu lassen; die Abgesandeten wagten aber nicht, vor Karl zu erscheinen. Unterdessen schritt Padilla im Namen des Städte=Convents zum Äußersten. Er bemächtigte sich mit Gewalt der Mutter Karl's, welche von den Spaniern trotz ihres Wahnsinnes noch immer als die regierende Königin betrachtet wurde, führte sie in einem ihrer hellen Augenblicke öffentlich vor, rief die Junta, nach Tordesillas, und schlug dort den Sitz der Regierung auf. Die Königin Johanna fiel aber sogleich in ihren Wahnsinn zurück, und konnte nicht dahin gebracht werden, die Actenstücke, welche man ihr vorlegte, zu unterzeichnen. Auch wurde Hadrian förmlich abgesetzt, und man duldete in Betreff seiner nur, daß er ohne Wirksamkeit in Balladolid bleibe, von wo er sich nachher nach Rioseco, einem festen Schlosse, flüch=

tete. Als auf diese Weise die Junta zum Äußersten schritt, erwachte zugleich die königliche Partei und die Ritterschaft, welche seit September durch jede Maßregel der Bürgerschaften tief gekränkt worden war. Beide führten ihre Vasallen ins Feld. Die andalusischen Städte aber, z. B. Sevilla, Cordova, Xeres und Granada, hatten von der Revolution nie etwas wissen wollen.

Der Kaiser hatte Ende September den Ludwig Hurtado aus Flandern nach Spanien geschickt und den Connetable und Amirante bevollmächtigt, dem Regenten von Castilien (Hadrian) als Generale zur Seite zu stehen. Um den Letzteren, der in Rioseco war, sowie um den Connetable, welcher nach Burgos zog, sammelte sich bald ein Heer, welches später der Amirante verstärkte, und dem, wie wir oben (S. 381) berichtet haben, auch der Herzog von Najera die in Navarra stehenden Truppen zuführte. Auch die Bürger stellten ein zahlreiches Heer auf; sie hatten aber weder Reiterei, noch war ihr Fußvolk dem der geübten königlichen Schaaren gewachsen. Außerdem waren sie in der Wahl ihres Feldherrn unglücklich. Weil sie nämlich keine bürgerlichen Officiere hatten, so wählten sie einen sehr angesehenen Mann des Ritterstandes, Don Pedro de Giron, zu ihrem Generalcapitän; diese Wahl kränkte aber einerseits die beiden Patricier Don Padilla und Don Pedro Vaso, welche große Verdienste um die Revolution zu haben glaubten, und war andererseits zugleich die Ursache, daß, wie es bei Volksbewegungen zu geschehen pflegt, der aus einem anderen Stande gewählte Anführer den Bürgern bei jedem Schritte, den er that, des Verrathes verdächtig war. Ende November zog Don Pedro de Giron mit zehntausend Mann zu Fuß, sowie mit vierhundert gepanzerten und achthundert leichten Reitern gegen Rioseco, und das königliche Heer, dessen Oberbefehl der Amirante und der Connetable dem Don Haro überlassen hatten, marschirte ihm entgegen. Nach einigen Bewegungen des zugleich schlecht eingeübten und schlecht angeführten Heeres der Junta und des geübten, sowie von den erfahrensten Generalen geleiteten königlichen, umging das Letztere Don Giron's Truppen, erschien am 5. December 1520 plötzlich vor Tordeillas, drang stürmend in diese Stadt ein, und bemächtigte sich der Königin Johanna, der Siegel, der Archive und eines Theiles der Deputirten der Junta. Dies war ein tödtlicher

Schlag für die kaum errichtete Bürger-Republik, deren Palladium die Königin Johanna war. Padilla, welcher hierauf an Don Giron's Stelle Generalcapitän ward, konnte eben so wenig, als der Rath von dreizehn, den die Hermandad einsetzte, Einigkeit und Ordnung aufrecht halten. Die Anarchie nahm überhand, und in allen Theilen des Reiches wüthete eine wilde Pöbelherrschaft. Dadurch wurden alle Freunde der Gesezlichkeit genöthigt, sich an den Adel und an Karl's Regentschaft anzuschließen.

Die einzelnen Ereignisse dieses Bürgerkrieges in den ersten Monaten des Jahres 1521 verdienen hier keiner Erwähnung. Nur das Eine müssen wir anführen, daß Padilla und der Bischof von Zamora sich mit den Franzosen in Verbindung gesetzt hatten, welche damals unter de l'Esparre in Navarra eingefallen waren (f. S. 381). Übrigens war jener Bischof ein so eifriger Revolutionär, daß von ihm sogar ein Regiment von Priestern errichtet worden war, das sich bei der Vertheidigung von Tordesillas ganz besonders ausgezeichnet hatte. Mit dem französischen Feldherrn war man dahin übereingekommen, daß das Heer der Stadtgemeinden sich den Franzosen nähern und diese über den Ebro ihnen entgegenkommen sollten. l'Esparre verließ daher Navarra, wo er ganz sicher war, um Logroño zu belagern; das königliche Heer verhinderte jedoch die Verbindung der städtischen Truppen mit den Franzosen. Padilla hatte sich bei der Annäherung des königlichen Heeres zurückziehen wollen, wurde aber am 23. April 1521 bei Villatar ereilt, völlig geschlagen, nebst dem Bischof von Zamora gefangen genommen und ebenso wie dieser hingerichtet. Gleich darauf wurden auch die Franzosen besiegt und aus Navarra verjagt, und im Laufe des Jahres 1521 ward in Spanien Alles auf der vorigen Stand zurückgebracht.

Bis König Karl erschien und Gnade verkündete, ward eine furchtbare Rache und Reaction geübt. Toledo widerstand lange, weil Padilla's Wittwe, Donna Maria Pacheco, Männern und Weibern der Stadt den Heldenmuth und Patriotismus einflößte, der sie selbst auszeichnete. Sie selbst ist dadurch unsterblich geworden; die Freiheit der Städte aber war und blieb verloren. Padilla's Wittwe rettete sich mit ihrem Sohn nach Portugal, wo sie ein trauriges Ende fand. Der Krieg dauerte in verschiedenen

Gegenden Spaniens, besonders in Valencia, auch noch im folgenden Jahre fort; er ward aber fast ausschließlich vom Adel geführt, der sich weder damals noch nachher um die Rechte der Städte im mindesten kümmerte. Übrigens fiel seit diesem bürgerlichen Kriege die Hauptursache der Unzufriedenheit mit Karls Regierung weg; denn die Niederländer waren theils umgekommen, theils aus dem Lande getrieben worden, Hadrian hatte die päpstliche Würde erhalten und war nach Rom gereist, und Karl hütete sich nachher wohl, wieder Fremde anzustellen.

Als Karl im Oktober 1522 nach Spanien zurückkam, war die Empörung unterdrückt. Er ließ eine Amnestie verkündigen und, wie es heißt, in Allem nur achtundzwanzig Personen mit dem Tode bestrafen. Wir bezweifeln selbst diese Zahl, weil Karl wegen des neuen Kriegszuges, welchen König Franz I. von Frankreich im folgenden Jahre nach Italien rüstete, große Ursache hatte, sehr milde und vorsichtig zu verfahren. Übrigens trug er zwar Bedenken, die Stände ganz abzuschaffen; er bediente sich aber der Feindschaft, welche durch den Krieg unter den drei Ständen entstanden war, und der Demüthigung, die der Bürgerstand erlitten hatte, um der Ständeversammlung nach und nach alle Bedeutung zu entziehen. Er berief sie selten, ließ, wenn dies geschehen war, auf einmal große Subsidien votiren, versammelte die drei Stände an verschiedenen Orten, ohne eine Gemeinschaft zwischen ihnen zu gestatten, und ließ sich von den Einzelnen einzelne Zugeständnisse machen. Die Städte bedurften des Königs gegen die Geistlichkeit und den Adel, die Letzteren wurden daher in Steuersachen gar nicht gefragt, die Deputirten der Städte aber wurden, wenn man von ihnen die Ablehnung eines Antrages befürchtete, nicht zu einer Versammlung berufen, sondern die einzelnen Magistrate einzeln befragt.

9. Kriege Karls V. und Franz I. von 1523 bis 1529.

Nach der Unterdrückung des Aufstandes in Spanien war des Kaisers ganze Aufmerksamkeit auf Italien gerichtet. Hier mißfiel der neue Pabst Hadrian VI., gerade weil er ein einfacher, biederer, religiöser Mann war, ebenso sehr, als in Spanien. Ihm schauerte vor dem wüsten, künstlerischen, romantischen Christenthum,

welches sein Vorgänger ihm hinterlassen hatte, und er verberg seinen Unmuth über den Mißbrauch der Religion zu politischen und egoistischen Zwecken durchaus nicht. Man beschuldigte ihn daher auch, daß er durch seine Äußerungen die Ausbreitung der Ketzerei in Deutschland und in der Schweiz gefördert habe. Die Italiäner insbesondere beschwerten sich, daß er dem Kaiser zu Gefallen Italien ausfaugen und unterdrücken lasse. Hadrian hatte in Spanien Juden, Mohammedaner und Marranen, sowie in Asien und Amerika die Heiden grausam verfolgen lassen, aus dem gleichen Grunde wollte er als aufrichtiger Schul-Theolog in Italien Frieden stiften. Er erließ, als Heinrich VIII. und Franz I. sich zum Kriege rüsteten, eine Bulle, in welcher er die Fürsten ermahnte, seine Vermittelung anzunehmen und die Kräfte, die sie gegen einander gebrauchen wollten, zur Befiegung der Türken anzuwenden. Auch schickten Karl, Heinrich und Franz des Scheines wegen Gesandte nach Rom; während diese aber dort ohne Erfolg unterhandelten, unterdrückten Karl's Truppen Italien. Prosper Colonna bezahlte und nährte sein Söldnerheer ganz allein durch die Bedrückungen, die er über alle italiänischen Staaten verhängte. Diese Truppen waren zum Theil im Mailändischen und im Kirchenstaate einquartiert. Zur Bezahlung der anderen erhob der Vice-König von Neapel, Lannoy, monatliche Steuern von den Mailändern, Genuesen, Florentinern und den Bürgern von Lucca. Die Stadt Mailand allein zahlte für den Sold der kaiserlichen Truppen alle Monate zwanzigtausend Dukaten, Florenz fünfzehntausend, Genua sechstausend, Siena fünftausend u. s. w. Auch Montferrat und Saluzzo, sowie jedes Städtchen, in welchem kaiserliche Truppen lagen, wurden gebrandschatzt.

Ganz Italien vereinigte sich mit Karl V. gegen Franz I.: zuerst die Venetianer, welche nach ihrer Art schon im vorigen Feldzuge eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatten, und gleich darauf auch Pabst Hadrian, der durch den Vice-König von Neapel, seinen Landsmann, beredet wurde, sich dem Bunde des Kaisers anzuschließen (28. Juni 1523); Genua war durch die Adorni, sowie Florenz durch die Medicis der kaiserlichen Partei zugeführt worden, Franz Sforza aber war ein Spielwerk der kaiserlichen Generale. Nichtsdestoweniger war der König von

Frankreich entschlossen, Italien wieder zu erobern. Der von ihm gerüstete Kriegszug ward jedoch im Jahre 1523 dadurch unmöglich gemacht, daß es dem Kaiser und dem Könige von England gelang, den nächsten Anverwandten des Königs Franz, welcher zugleich dessen erster Reichsbeamte und Reichsvasall war, Karl von Bourbon, zu einem ganz unerhörten Schritte zu bewegen.

Karl II., Graf von Montpensier und durch seine Heirath mit der Erbin Peter's II. von Bourbon auch Herzog von Bourbon, war nicht allein schon früher vom König Franz und dessen Mutter, Luise von Savoyen, vielfach gekränkt worden, sondern man machte ihm jetzt auch die Besitzungen seines Schwiegervaters streitig. Was von der verschmähten Liebe der Königin Mutter erzählt wird, überlassen wir dem, der Lust hat, es zu prüfen, weil die bekanntesten Thatsachen, welche wir anführen wollen, hinreichend beweisen, daß der König und seine Mutter ihren stolzen, verschwenderischen und verschuldeten Verwandten nicht liebten. Franz war z. B. in Moulins, wo Karl von Bourbon mit königlicher Pracht residirte, von diesem vierzehn Tage lang mit einem ganz unverständigen und mehr als königlichen Aufwande, mit glänzenden Festen und Feierlichkeiten empfangen und bewirtheet worden; gleichwohl hatte Franz ihm seine Jahrgelder nicht auszahlen lassen. Ebenso hatte der König die Statthalterei von Mailand zuerst dem Herzog Karl gegeben, nachher aber ihm wieder entzogen und dem Lautrec, einem seiner Höflinge, verliehen. Ferner hatte Franz 1521 beim Zuge gegen Valenciennes den Oberbefehl des Vorderheeres, welchen Karl als Connetable in Anspruch zu nehmen berechtigt war, nicht ihm, sondern dem Herzoge von Alençon, seinem Schwager, und dem Marschall von Chatillon ertheilt. Die Hauptursache der Unzufriedenheit Karl's mit dem Könige und mit dessen Mutter war jedoch der Proceß, den man nach dem Tode seiner Gemahlin, welche 1521 starb, mit ihm über die Erbschaft seines Schwiegervaters, Peter's II. von Bourbon, anfang.

Karl von Bourbon war längst im Besitze dieser Erbschaft gewesen, als eines Theils König Franz das Herzogthum Bourbon für ein erledigtes französisches Reichslehen erklärte, und anderes Theils Luise von Savoyen behauptete, daß Beaujolais, Auvergne, la Marche, Forez und Dombes ihr als der Tochter und Erbin

von Peter's II. Schwester, der Gemahlin Philibert's von Savoyen, zufallen müßten. Das Letztere gründete sich auf einen Rechtsstreit, den wir hier nicht erörtern wollen, bei welchem aber das klare Recht für Karl gewesen zu sein scheint. Dies wollten rabulistische Juristen nicht zugeben, und Karl konnte, trotz aller Bemühungen seines Advokaten, nicht einmal die Aufhebung des Sequesters erlangen, welches auf alle seine Besitzungen gelegt worden war. Er ließ sich deshalb mit Heinrich VIII. und mit Karl V. in eine Unterhandlung ein, welche Roussel für den Ersteren und Hadrian von Büren für den Letzteren leiteten. Diese beiden Herren brachten den Herzog von Bourbon dahin, daß er zu der Zeit, als Franz sein Heer rüstete, um den neuen, von Hadrian VI. gestifteten heiligen Bund in Italien zu bekriegen, von seiner Residenz Moulins aus ununterbrochen mit Karl V. correspondirte. Über die Versprechungen, durch welche man Karl von Bourbon bei diesen Unterhandlungen täuschte, schweigen wir. Ausgemacht ist, daß Karl V. und Heinrich VIII. ihm Geld versprochen, um zwölftausend Mann zu werben, mit denen er, sobald der König von Frankreich sein Heer über die Alpen geführt habe, in Burgund einfallen sollte, um das ganze Erbe seines Schwiegervaters zu erobern, welches schon vorher in seinen Händen gewesen war und ihm jetzt durch einen ungerechten Proceß streitig gemacht wurde. Was außerdem noch von einer Heirath des Herzogs von Bourbon mit Karl's V. Schwester, der verwittweten Königin von Portugal, Leonore, und von einem für ihn zu stiftenden Königreich Provence und Dauphiné gesagt wird, ist theils ganz falsch, theils übertrieben.

König Franz hatte sich selbst an die Spitze des nach Italien bestimmten Heeres stellen und seine Mutter als Regentin, sowie den Herzog von Bourbon als Reichsstatthalter (lieutenant général) zurücklassen wollen; er erfuhr aber in Lyon des Herzogs Conspiration mit den Reichsfeinden, und änderte deshalb seinen Plan. Daß die Nachricht von der Verbindung der Feinde mit dem Großkämmerer und Connetable von Frankreich, welcher zugleich Statthalter von Languedoc war, den König abhalten mußte, das Reich zu verlassen, begreift man, wenn man auch nur den Titel und die Vorrechte Karl's kennt. Dieser nannte sich Herzog von Bourbonnois, Graf von Montpensier, von Mercoeur, von la

Marche, von Clermont en Beauvoisis, von Forez und von Beaujolais und Fürst von Dombes. Er hatte dabei in einem großen Theile seines ungeheueren Gebietes noch die alten Vorrechte der großen Kron-Vasallen bewahrt; denn er berief die Stände, erhob Abgaben, besaß eigene Festungen und Truppen, und hatte einen fürstlichen Hof, wie einst Karl der Kühne von Burgund. Als er dem Könige die oben erwähnten Festlichkeiten in Moulins veranstaltete, erschienen dabei, wie Brantome berichtet, fünfhundert Herren von Adel, die in seinem Hofdienste waren, in damals noch seltenen samntenen Kleidern und mit schweren, dreimal um den Hals geschlungenen Ketten.

Auf jene Nachricht begab sich der König, anstatt sogleich zum Heere zu gehen, zuerst nach Moulins und bat den Connetable, mit ihm zu reisen; dieser stellte sich aber krank und eilte auf sein Schloß Chantilly; als dieses aber von den königlichen Truppen angegriffen werden sollte, ging er über Chambery und Besançon nach Deutschland. Hier warb er Truppen, marschirte mit denselben im folgenden Jahre nach Italien, und zog, als man ihm die Wahl ließ, entweder nach Spanien zu gehen oder in Italien zu bleiben, das Letztere vor. Unterdessen hatte statt des Königs Franz der Liebling desselben und seiner Mutter, der Admiral Bonnivet, das französische Heer nach Italien geführt. Dieser lagerte sich anfangs September bei Susa, besetzte, weil der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, Prosper Colonna, sich nach Mailand begab und dort erkrankte, Asti, Novara und Alessandria, marschirte am 14. September über den Tessin, und erschien dann vor Mailand. Er hoffte diese Stadt auszuhungern, und erwartete ganz gewiß, daß die durch den schrecklichen Druck der Spanier erbitterten Lombarden sich erheben und so seine Unternehmungen erleichtern würden. Dies geschah jedoch nicht, und Prosper Colonna vertheidigte die Stadt, in welcher der arme Franz Sforza gar nichts galt und vermochte, meisterhaft. Der Erstere war aber alt und vorsichtig und, wenn auch ein Meister im Vertheidigungs-System, doch zum Angreifen und Wagen nicht geneigt. Er erkrankte, und beunruhigte Bonnivet auch im Oktober und November nicht, als dieser die Einschließung von Mailand längst aufgegeben hatte. Dadurch ward endlich der Kaiser be-

wogen, den Oberbefehl an Lannoy zu übertragen. Dieser reiste, um Prosper Colonna nicht zu beleidigen, mit dem Marquis von Pescara, der sich erbittert über Colonna's Zaudern und Zögern nach Neapel begeben hatte, sehr langsam von dort nach Mailand zurück, indem er jeden Tag die Nachricht von Colonna's Tode erwartete. Wirklich starb derselbe auch am 30. December 1523. Jetzt übernahm Lannoy den Oberbefehl.

Im folgenden Jahre (1524) erschien Karl von Bourbon mit den in Deutschland geworbenen Abenteurern und mit einer Vollmacht des Kaisers in der Lombardei. Bonnivet hatte, um Sold zu sparen, während der Wintermonate, viele Söldner entlassen, und viele seiner schweren Reiter waren nach Hause zurückgekehrt. Die Kaiserlichen begannen deshalb den Feldzug schon Ende Februar. Sie drängten die Franzosen, ohne daß diese eine Schlacht lieferten, aus ihrer Stellung, erschienen dann jenseit des Tessin, und nöthigten Bonnivet ebenfalls über diesen Fluß zurückzugehen und eine feste Stellung in und um Novara zu nehmen, in welcher er die Verstärkungen, die ihm aus Frankreich und aus der Schweiz geschickt wurden, erwartete. Die dargebotene Gelegenheit zu einem Treffen ward von den kaiserlichen Generalen nicht angenommen, weil dieselben Vercelli erobert hatten und Bonnivet's Heer in Novara auszuhungern hofften. Im April erschienen endlich Reiter von der einen und schweizerisches Fußvolk von der anderen Seite im und am Gebirge, um Bonnivet zu verstärken. Der Herzog von Longueville hatte nämlich vierhundert Gensd'armes über den Mont Genevre geführt und lag bei Susa, und zu gleicher Zeit waren zehntausend Mann Schweizer über den St. Bernhard gegangen, um ihre Landsleute im französischen Heere zu befreien. Diese zehntausend Schweizer hatten nördlich von der Sesia Halt gemacht, und wollten selbst dann nicht weiter vorrücken, als Bonnivet im Anfang Mai von Novara aufgebrochen war und ihnen gegenüber am anderen Ufer der Sesia erschien. Er mußte deshalb mit großem Verluste über den Fluß setzen. Hierauf übernahmen die Schweizer, ihn nach Ivrea zu geleiten, damit er durch Unter-Valais nach Hause gelangen könne. Als Bonnivet bei dieser Gelegenheit die Kaiserlichen abhalten wollte, ihm über die Sesia zu folgen, ward er verwundet. Er überließ

daher dem ritterlichen Helden Bayard die Anführung desjenigen Theiles der Truppen, welcher den Rückzug deckte; aber auch Bayard ward von einer Kugel getroffen und starb den Tod eines Helden. Das Ende Bayard's wird von den Franzosen, wie dies ihre Art ist, theatralisch-pathetisch beschrieben und ausgemalt. Er küßte, wie sie sagen, das Kreuz seines Schwertes, und grüßte sterbend die Gottheit mit kirchlichen Worten (*Miserere mei, domine!*), ließ sich unter einen Baum legen und starb mit dem Gesichte gegen den Feind* gewendet. Die Franzosen zogen ohne großen Verlust über Forea ab; Italien war für sie verloren.

Wenn damals die kaiserlichen Generale, wie Pescara wollte, sich mit dem begnügt hätten, was in Italien geschehen war, so würde wahrscheinlich Franz I. nicht weiter an Mailand gedacht haben; sie unternahmen aber dem Herzog Karl von Bourbon zu Gefallen einen Zug gegen Marseille, der sie noch in demselben Jahre um alle errungenen Vortheile brachte. Dieser Zug ward von Pescara und Karl von Bourbon, welche einander tödtlich haßten, geleitet, und sollte in den Provinzen, in welchen der Letztere Erbherr war, einen Aufstand zu seinen Gunsten erregen helfen. Die Franzosen hatten jedoch den Proceß gegen Karl von Bourbon schon eingeleitet und seine Güter mit Beschlag belegt, und wäre dies auch nicht geschehen gewesen, so hätte man jedenfalls das Unternehmen nicht auf Marseille, wo Karl als Landesverräther verabscheut war, sondern auf Avignon richten müssen. Auch wurde der Zug während der in jenen Gegenden ungünstigsten Jahreszeit unternommen. Der Kaiser gab zu demselben Flotte und Heer, Heinrich VIII. von England Geld her.

Anfangs Juli gingen die beiden genannten Feldherren mit etwa siebenzehntausend Mann vortrefflicher Truppen über den Var, und Hugo von Moncada erschien mit einer spanischen Flotte an der Küste der Provence. Diese Flotte war jedoch der französischen unter Andreas Doria bei weitem nicht gewachsen. Im August eröffneten Pescara und Karl von Bourbon die Belagerung von Marseille. Sie setzten dieselbe vierzig Tage lang fort, hatten aber alsbald durch Hitze und Mangel weit mehr zu leiden, als der Feind, weil ein Veteran aus Ludwig's XI. Zeit, Montmorency, welcher den ehrenvollen Auftrag hatte, das Land zu

schützen, sich durchaus in keine Schlacht einließ, sondern nur die Zufuhren abschchnitt und Alles durch Streifpartieen unsicher machte. Während Philipp von Brion, Graf von Chabot und Renzo da Ceri die Stadt Marseille tapfer vertheidigten, und Andreas Doria Alles, was zur See herbeigebracht wurde, wegnahm, sammelte Franz bei Avignon eine furchtbare Menge Geschütz, sowie ein Heer von achttausend leichten Reitern, vierzehntausend Schweizern, sechstausend Landsknechten und zehntausend Franzosen und Italiänern. Mit diesem Heere setzte er über die Rhone, und nun waren Karl von Bourbon und Pescara genöthigt, die Belagerung von Marseille wieder aufzuheben und nach Italien zurückzukehren. Sie nahmen ihren Weg über Nizza und wurden dabei von Montmorency durchaus nicht gehindert; dieser war ihnen zwar stets auf der Ferse, ließ sich aber nicht verleiten, eine Schlacht zu wagen, deren Gewinn ihm weniger hätte nützen, als ihr Verlust ihm hätte schaden können.

König Franz zog hierauf, weil er dem Feinde in der Besetzung Mailand's zuvorkommen wollte, über den Mont Cenis, und gelangte schon im Anfang des October nach Susa. Pescara war ihm jedoch vorausgeeilt und mit Lannoy nach Mailand marschirt, wo die Pest wüthete und den Herzog Franz vertrieben hatte. Die Kaiserlichen erkannten bei der Ankunft der Franzosen sogleich, daß sie Mailand nicht vertheidigen könnten; sie zogen daher in demselben Augenblicke durch die Porta Romana aus Mailand ab, als die Franzosen durch die Porta Ticinese und Verzellina in die Stadt einrückten. Franz blieb übrigens mit dem größeren Theile seines Heeres vor der Stadt, damit dieselbe nicht geplündert werde. Von Mailand richtete sich Franz, worüber er sehr getadelt worden ist, sogleich gegen Pavia, statt daß er das kaiserliche Heer hätte verfolgt und die Verwirrung desselben beim eiligen Abzuge benutzen sollen, um es gänzlich zu zerstreuen. Die kaiserlichen Truppen behaupteten Lodi, Alessandria, Trezzo, Como und Pavia, und gerade die festeste dieser Städte, Pavia, begannen die Franzosen am 28. October zu belagern. Die Besatzung Pavia's ward von Leyva befehligt, der sich so lange zu vertheidigen hoffte, bis die versprochene Hülfe aus Deutschland einträfe. In der That opferten sich bei dieser Gelegenheit Karl's Generale pa-

triotisch für den Kaiser auf. Sie sammelten auf eigene Kosten ein Heer in Lodi, um Pavia zu entsetzen. Rannoy verpfändete zu diesem Zwecke die Einkünfte von Neapel, Karl von Bourbon seine Edelsteine und Georg von Frundsberg seine Herrschaft Mindelsheim in Baiern. Als dadurch die Bezahlung ihrer achtzehn- bis neunzehntausend Mann noch nicht gedeckt ward, versprachen eines Theils auch die Spanier des Heeres, ihrem geliebten Führer, dem Marquis von Pescara, zu Gefallen noch einen Monat ohne Sold zu dienen, und anderes Theils gelobten die deutschen Truppen unter Georg von Frundsberg und dem Grafen Sittich von Salm, Alles zu wagen, um Georg's Sohn Kaspar, welcher mit Leyva in Pavia eingeschlossen war, zu befreien.

Die Sache des Kaisers stand seit dem Monat December 1524 sehr bedenklich, weil kurz vorher Hadrian VI. gestorben und der Cardinal Julius von Medicis, welcher bis dahin unumschränkt in Toscana regiert hatte, unter dem Namen Clemens VII. zum Pabste gewählt worden war. Dieser bemühte sich von Anfang an, einen Bund zu Stande zu bringen, um die Deutschen und die Spanier aus Italien zu vertreiben. Er hatte gleich bei seinem Regierungsantritte den Bund mit dem Kaiser nicht bestätigt; er hatte den Herzog von Ferrara bewogen, den Franzosen Munition und Geschütz zu liefern; er war Ursache, daß die Venetianer nach ihrer Weise sich anschickten, mit den Franzosen zu unterhandeln; er hatte endlich selbst mit den Letzteren einen Bund geschlossen. König Franz verpflichtete sich gegen Clemens VII., die Medicis in dem Besitze von Toscana zu schützen; dafür versprach der Pabst, ihm die Eroberung von Neapel, welches ganz von Truppen entblößt war, zu erleichtern. Clemens schickte hierauf unter seinem Schutze den Hippolytus von Medicis, welchen er nachher zum Cardinal machte, und den Alexander, der wahrscheinlich sein eigener Sohn war (s. S. 375), nach Florenz, wo der Letztere später gleich einem Phalaris wüthete.

Franz beging die Unvorsichtigkeit, ein bedeutendes Heer nach Neapel zu schicken, noch ehe er selbst des Sieges sicher war. Der Führer dieses Heeres, welches aus zehntausend Mann Fußvolk bestand, war Johann Stuart, Herzog von Albany. Derselbe rückte alsbald durch die Garfagnana in Toscana ein, und hatte

bereits bei Lucca einige tausend Mann unter Renzo da Ceri an sich gezogen, sowie auf des Papstes Ersuchen die Verfassung von Siena geändert, als es zwischen König Franz und den Truppen des Kaisers bei Pavia zu einer Schlacht kam, welche alle Aussichten des Papstes und der Franzosen vereitelte. Leyva, der mit sechstausend Mann in Pavia lag und seit dem 28. Oktober das ganze Heer der Franzosen aufgehalten hatte, war im Anfang des Februar aufs Äußerste gebracht worden, und die kaiserlichen Generale, zu denen seit kurzem auch der junge Marquis del Guasto gehörte, hatten daher beschlossen, den französischen König in seinem Lager vor Pavia anzugreifen. Jedermann rieth damals dem Letzteren, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen; er hielt aber nach seiner gascognischen Art und seinen ritterlichen Begriffen von Ehre dies für schimpflich, und beschloß, den Angriff der Feinde in der für ihn nachtheiligen Stellung vor Pavia zu erwarten. Vergebens suchten der alte la Tremouille, Ludwig d'Arç und die Marschälle von Chabannes und von Foix ihm zu beweisen, daß sein Heer nicht stark genug sei, ein Treffen zu liefern; er verschmähte jeden Rath und hörte nur auf Bonnivet, der nach der Art der Höflinge zu dem allein rieth, was sein Herr wünschte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf seinem Willen beharrte, ist um so auffallender, da kurz vorher sechstausend Graubündtner in ihre Heimath zurückgekehrt waren, weil ein abenteuernder Ritter Chiavenna besetzt und die Pässe des Beltin gesperrt hatte. So kam es dann am 24. Februar 1525 zu der Schlacht von Pavia, in welcher die Schweizer des französischen Heeres mit Ausnahme von Diesbach's Compagnie ihre Pflicht nicht thaten und Franz völlig geschlagen wurde. Der Kampf war mörderisch, und sowohl der weise, fünfundsiebenzigjährige la Tremouille, als auch der Marschall von Chabannes, Ludwig d'Arç, Büffy d'Amboise, Clermont Tonnerre, St. Pol, der Marschall von Foix, sowie andere französische Generale und edle Herren wurden getödtet. König Franz selbst ward nebst dem Bastard von Savoyen und dem jungen König Heinrich von Navarra gefangen. Den Letzteren befreite jedoch sein Diener wieder. In Betreff der Zahl der Gebliebenen schwanken die Angaben zwischen achttausend und fünfzehntausend; jedenfalls steht es fest, daß das französische Heer

gänzlich vernichtet wurde. Ein Hauptantheil an diesem Ausgange der Schlacht ward dem Neffen Pescara's, dem jungen del Guasto, zugeschrieben, weil derselbe die Mauer des Thiergartens einschießen ließ, welche den Rücken der Feinde schützte. Der gefangene König wurde zuerst nach Pizzighetone abgeführt; der Geldmangel der Sieger war aber so groß, daß sie ihn im Juni ganz gegen den Willen Pescara's und Karl's von Bourbon, deren Einwilligung dazu nur mit Mühe erlangt werden konnte, nach Madrid bringen lassen mußten, damit die Soldaten sich nicht seiner als eines Geißels für ihren rückständigen Sold bemächtigten.

Auf Italien ruhte nach der Schlacht bei Pavia ein weit furchtbarer Druck, als je vorher; denn der Kaiser ließ sich nicht allein zwölfmalhunderttausend Dukaten für die Belehnung des Herzogs Franz Sforza von Mailand bezahlen, sondern man rechnete auch, daß Mailand allein täglich fünftausend Dukaten zahlen mußte, und überdies übte jeder General, jeder Führer einer Söldnerbande, ja sogar jeder Soldat auf eigene Rechnung Bedrückungen aus. Der Pabst schloß im April einen Vertrag mit dem Kaiser und mit dem Herzoge von Mailand, um seiner Familie die Herrschaft über Florenz zu sichern; er trat aber nichtsdestoweniger bald nachher in die geheime Verbindung der italiänischen Staaten gegen den Druck der kaiserlichen Heere und Generale. Die Seele dieser geheimen Verbindung war der Kanzler Morone von Mailand, welcher schon so manchen schändlichen Verrath angesponnen hatte. Auch den Marquis von Pescara, der in Mailand lag, suchte Morone in seine Verschwörung zu ziehen; er betrog sich aber in diesem Manne. Pescara stellte sich nämlich blos, als wenn er auf Morone's Vorschläge eingehe, damit er von Allem ununterrichtet sei und später entweder durch Morone Herr von Neapel werden oder durch die Anzeige der Plane desselben den Herzog von Mailand verderben könne.

Das Unternehmen einer allgemeinen Verbindung der italiänischen Staaten gegen den spanischen Druck wurde dadurch sehr gefördert, daß Karl V. den englischen König Heinrich VIII. betrogen und den Cardinal Wolsey, dem er das Pabstthum versprochen, getäuscht hatte, daß er ferner dem gefangenen König Franz Bedingungen vorschreiben wollte, welche dieser nicht erfüllen konnte,

und daß endlich seine Soldaten mit ihren Führern ganz Italien zu Grunde richteten. Die Mutter des Königs Franz trat als Regentin von Frankreich mit den Italiänern in Verbindung, schickte einige wenige Truppen, und gewann den Cardinal Wolfsey und dessen König, welche Subsidien zu leisten versprachen. Während der Monate Juli, August und September wurde unterhandelt, um, sobald französische Hülfsstruppen in Italien erschienen sein würden, von allen Seiten her über die Kaiserlichen herzufallen. Im Oktober warf aber der Marquis von Pescara, welcher in Novara krank lag, plötzlich die Maske ab. Er beschied den Kanzler Morone aus Mailand zu sich, und diesen ging in die Falle, obgleich er und alle Italiäner den Marquis als einen grausamen, falschen, Treue und Glauben verachtenden Mann verabscheuten. Pescara hielt, während er sich mit Morone über die Verschwörung besprach, Leyva und Andere hinter einer Tapetenwand versteckt, damit er Zeugen gegen ihn habe; dann ließ er ihn nach Pavia bringen und dort Gericht über ihn halten. Dies Alles geschah nur, um den Herzog Franz Sforza aus seinem Besitzthum verdrängen zu können, welches er kurz vorher so theuer hatte erkaufen müssen. Franz Sforza, der schon früher in Vodi und Pavia kaiserliche Besatzung hatte aufnehmen müssen, ward jetzt genöthigt, auch Cremona, Trezzo, Lecco und Pizzighetone zu räumen. Er behielt freilich vorerst noch die Burg von Mailand, in welcher er krank darnieder lag, mußte aber erfahren, daß alle Anstalten getroffen würden, um ihn dort im Nothfall jeden Augenblick angreifen zu können. Übrigens starb Pescara im November 1525, und statt seiner erhielt Karl von Bourbon das Commando der kaiserlichen Truppen. Unter diesem litt Italien noch weit mehr, als unter Pescara, weil das Heer keine Achtung vor ihm hatte und die Soldaten, welche keine Zahlung erhielten, über ihn geboten, nicht er über sie.

In dieser Zeit erwarb sich der Stifter der Häuser Guise, Mayenne und Nemours ein solches Verdienst um Frankreich, daß er unter den folgenden Regierungen dem Hofe nothwendiger Weise gefährlich werden mußte, als die katholische Linie ausstarb und das Recht der Nachfolge an einen reformirten Prinzen kam. Claudius von Guise, dessen jüngster Bruder bei Pavia sein

Ende gefunden hatte, war der zweite Sohn Rainer's II. von Lothringen, und hatte bei dessen Tode Amale, Mayenne, Guise, Joinville und Elboeuf erhalten, während seinem älteren Bruder, Anton, Lothringen zugefallen war. Er war es, der während der Gefangenschaft des Königs die Feinde von den Grenzen des eigentlichen Frankreich abwehrte, und zugleich verhinderte, daß der damals in Deutschland wüthende Bauernkrieg sich nach Frankreich verbreitete.

Während die Venetianer, der Pabst und England wegen eines Bundes unterhandelten, dessen Zweck die Befreiung von Italien sein sollte, des aber auf den Beitritt Frankreich's berechnet war, schmachtete der König Franz das ganze Jahr 1525 hindurch in einer harten Haft zu Madrid unter der strengen Aufsicht des Spaniers Marcon, dem er gleich nach seiner Gefangennehmung übergeben worden war. Am Ende des Jahres ward er aus Längeweile und Verdruß tödtlich krank, und jetzt erst dachte Karl V. ernstlich an den Abschluß eines Friedensvertrages, welchen Franz auch einging, indem er sich dabei Bedingungen gefallen ließ, die er, auch wenn er gewollt hätte, nicht hätte halten können. Dieser Vertrag ward am 14. Januar 1526 geschlossen, und heißt der Madrider Frieden, wurde aber nie erfüllt. Daß dies nicht geschehen konnte, wird man schon aus dem einen Umstand erkennen, daß Franz sich verpflichten mußte, Burgund und die Franche Comté herauszugeben und Italien seinem Schicksale zu überlassen. Außerdem setzte der Vertrag ein Vertheidigungsbündniß und eine Verschwägerung des Königs mit dem Kaiser fest, sowie die Abtretung von Mailand und Neapel und die Verzichtleistung auf alle Lehensherrn-Rechte an Landschaften des kaiserlichen Gebietes. Karl selbst zweifelte an der Erfüllung der vielen lästigen Bedingungen des Vertrages, und forderte deshalb, daß, ehe Franz in Freiheit gesetzt werde, nicht nur dessen ältester Sohn, der Dauphin, sondern auch der zweite, der Herzog von Orleans, ihm als Geißel übergeben würden. Diese wollte er so lange in Spanien zurückbehalten, bis Rannoy, welcher den König nach Frankreich begleiten sollte, melden würde, daß alle Bedingungen erfüllt seien.

Franz hatte, was allerdings jesuitisch war, gleich nach der Unterschrift des Vertrages, die Franzosen seines Gefolges auf sein

Zimmer kommen lassen, und vor ihnen gegen jeden Artikel desselben protestirt, welcher entweder das Gebiet seiner Nachfolger schmälerte oder ohne Einwilligung der Stände nicht hatte zugestanden werden können. Am 18. März 1526 reiste er, von Lannoy begleitet, an den Fluß Bidassoa, welcher Spanien von Frankreich trennt. Hier kam ihm Lautrec mit den beiden Prinzen entgegen, und diese wurden dann auf dem Flusse selbst gegen ihn umgetauscht. Hierauf eilte Franz nach Bordeaux, wo er seine Mutter und die zweite der unter seiner Regierung Alles vermögenden und deshalb in den französischen Geschichtsbüchern verewigten Mätressen vorfand. Die eine derselben war Diana von Poitiers, eine Tochter des in den Proceß Karl's von Bourbon verwickelten Herrn von Valery, die zweite aber Anna von Pisseleu, welche zuerst Gräfin von Penthièvre und nachher Herzogin von Estampes war.

Franz war nicht zu bewegen, den Madrider Vertrag, wie Lannoy verlangte, gleich beim Eintritte in Frankreich zu bestätigen; er willigte vielmehr schon zu Bordeaux in den Bund ein, welchen seine Mutter mit Heinrich VIII. geschlossen hatte. Gleich darauf berief er die Notabeln des Reiches nach Cognac, um dieselben über den Vertrag von Madrid zu hören, oder vielmehr um sich hinter sie zu verstecken. Die Notabeln erklärten, der König habe kein Recht, irgend eine Provinz des Reiches zu veräußern, und Franz gab hierauf dem Lannoy den Bescheid, er könne den Vertrag nicht ratificiren, weil er keine Macht habe, ihn zu erfüllen. Am 22. Mai trat er dann zu Cognac der sogenannten Clementinischen oder heiligen Ligue bei, welche zwischen Clemens VII., Venedig, Mailand, Florenz und England zur Befreiung Italiens vom spanischen Joche geschlossen worden war, nachdem auch die Kantone der Schweiz eingewilligt hatten, fünfzehntausend Mann nach Italien zu schicken. Nach diesem Vertrage, welcher dem Könige von England bei der Vertheilung der spanischen Besitzungen in Italien ein Stück des Neapolitanischen und dem Cardinal Wolsey eine Rente von zehntausend Dukaten zusicherte, sollte Franz dreißigttausend Mann nach Italien schicken, wenn der Kaiser ihm nicht seine Söhne ohne Lösegeld zurückgebe. Als nachher der Prinz von Dranien erschien, um Burgund in Besitz zu nehmen, ward ihm jener Vertrag vorgezeigt.

Ehe Franz sein Heer nach Italien schicken konnte, war der Krieg dort schon begonnen und zum Nachtheile des Papstes und des Herzogs von Mailand geführt worden. Die französischen Truppen, welche 1525 unter dem Herzoge von Albany nach Neapel geschickt worden waren, hatten sich, als sie unterwegs die Niederlage bei Pavia erfuhren, theils aufgelöst, theils in Civitavecchia nach der Provence eingeschifft. Die Stadt Mailand war auf ganz unerhörte Weise gepeinigt worden, zuerst durch Pescara, dann nach dessen Tode eine Zeitlang durch seinen Neffen del Guasto und endlich durch Karl von Bourbon. Es sammelte sich zwar ein Heer zum Entsatz des in der Burg von Mailand belagerten Herzogs Franz Sforza; aber der Herzog von Urbino, welcher das venetianische Heer anführte, zauderte aus Arglist, und Johann von Medicis, sowie Vitello Vitelli, die an der Spitze der päpstlichen Banden standen, wurden durch die Unterhandlungen aufgehalten, welche der Kaiser durch Hugo von Moncada in Rom hatte anspinnen lassen. Vergebens hegten die unglücklichen Mailänder die Absicht, sich zu Gunsten ihres Herzogs zu erheben; der Herzog von Urbino wagte sich mit seinen neugeworbenen Leuten an die im Kriege ergrauten Soldaten Leyva's und del Guasto's nicht, und diese entwaffneten und brandschatzten die Mailänder auf eine schauderhafte Weise (rubandoli, bastonandoli, ferendoli). Der größte Theil der Bevölkerung war bereits aus der Stadt getrieben, als endlich im Anfange Juli das Bundesheer vor Mailand ankam. Allein gleichzeitig erschien auch Karl von Bourbon, welcher im Anfange des Jahres 1526 aus Spanien zurückgekehrt war, in der Stadt. Da nun die Schweizer immer noch nicht eintrafen und das Bundesheer unthätig bei Marignano stand, so mußte der unglückliche Herzog am 24. Juli die Burg an Karl von Bourbon übergeben. Er machte dabei die Bedingung, daß er für seine Person nach Lodi gehen dürfe, welches die Verbündeten vorher wieder erobert hatten. Hier schloß er sich endlich öffentlich an die Clementinische Ligue an. Der Herzog von Urbino verhalf ihm hierauf zum Besitze der Stadt Cremona, deren Burg in seinen Händen geblieben war. Um dieselbe Zeit trafen endlich auch die so lange erwarteten Schweizer, dreizehntausend Mann stark, in der Lombardei ein.

Dem Pabst Clemens und seiner Hauptstadt erging es nicht besser, als dem Herzoge von Mailand und der seinigen. Clemens VII. war nämlich mit dem Hause Colonna in eine heftige Feindschaft gerathen, glaubte aber dieselbe um die Zeit beigelegt zu haben, als er seine besten Truppen zum Bundesheer stoßen ließ; er hatte daher keine Truppen in Rom, als Hugo von Moncada, der Stellvertreter Lannoy's in Neapel, welcher vorher den Frieden mit den Colonna's eingeleitet hatte, diese wieder gegen ihn aufregte. Moncada war ein würdiger Zögling seines Freundes Cäsar Borgia, und achtete Treue und Glauben noch weniger, als Vespasian Colonna, auf welchen der Pabst sein besonderes Vertrauen gesetzt hatte. Auf sein Anstiften erschienen Vespasian und Ascian Colonna, unterstützt vom Kardinal Pompejus Colonna, plötzlich mit achthundert Reitern oder vielmehr Banditen in Rom. Der Pabst verzagte im Vatican, und wurde nur mit vieler Mühe beredet, sich in die Engelsburg zu flüchten. Hier belagerte man ihn sogleich, während sein Palast, die vaticanische Kirche, der dritte Theil von Borgo nuovo und die Häuser der Gesandten der Ligue geplündert und unerhörte Gräuel verübt wurden. Die Engelsburg war jedoch nicht mit Lebensmitteln versehen, und Clemens mußte sich daher gefallen lassen, einen Waffenstillstand anzunehmen, welchen Moncada ihm anbot. Die Hauptbedingung dieses Waffenstillstandes war, daß der Pabst seine Truppen von dem Bundesheer zurückziehen solle, wodurch dasselbe dann gerade in dem Augenblicke aufgehalten wurde, als es nach der Eroberung von Cremona, durch Schweizer und Franzosen verstärkt, die Belagerung von Mailand begonnen hatte. Clemens umging gleich anfangs diese ihm abgezwungene Bedingung, indem er den Johann von Medicis mit seinen Banden unter dem Vorwande beim Heere ließ, daß Johann's Leute vom französischen Könige bezahlt würden. Gleich darauf erklärte er den Waffenstillstand für erzwungen, und sobald seine Truppen aus der Lombardei bei ihm eingetroffen waren, nahm er an der Familie Colonna eine schreckliche Rache. Er ließ die Paläste derselben in Rom dem Boden gleich machen, entzog dem Kardinal seine Würde, und schickte seine Banden überall aus, um die Güter, Gärten, Gebäude und Besizungen der anderen Glieder des Hauses Colonna auf vandalische Weise zu verwüsten.

Im Mailändischen bedrängte, sobald die päpstlichen Truppen wieder im Bundesheere dienten, der Herzog von Urbino die Spanier. Er zog auch dem Georg von Frundsberg entgegen, um ihn zu schlagen, ehe derselbe die vierzehntausend Landsknechte, welche er anführte, mit dem Heere Karl's von Bourbon vereinigt habe. Die Truppen, welche Frundsberg mit sich brachte, hatte er in Deutschland leicht gesammelt, weil dort überall viel Nebens von der Beute war, die man unter seiner Führung erwerben könne; er hatte daher auch nur einen einzigen Thaler Handgeld gegeben, indem er seine Leute auf die unermesslichen Schätze des reichen Italien vertröstete. Der Herzog von Urbino glaubte, Frundsberg habe kein Geschütz, er erfuhr aber schon bei Borgoforte das Gegentheil, als dort Johann von Medicis durch eine Falconet-Kugel so gefährlich verwundet ward, daß er gleich darauf starb. Das Geschütz hatte Alphons von Ferrara hergegeben, welcher, obgleich er ein Mitglied der Ligue war, die kaiserlichen Truppen gegen den Bund unterstützte, um sich des Kaisers Freundschaft zu sichern.

Karl von Bourbon war um diese Zeit (Anfang 1527) zu Mailand in so großer Geldverlegenheit, daß er sich stellte, als wenn er den gefangenen Kanzler Morone hinrichten lassen wolle, bloß damit dieser gezwungen werde, sich mit zwanzigtausend Ducaten loszukaufen. Sobald er das Geld erhalten hatte, machte er Morone zu seinem Freunde und Rathgeber. Im Januar 1527 verband er sich mit Frundsberg's Truppen und faßte, durch den Geldmangel gedrängt, den Entschluß, nach Rom zu marschiren, wo der Pabst sich den Winter hindurch mit großer Mühe gegen Lannoy vertheidigt hatte, der ihn von Neapel aus neckte. Raub und Plünderung war der ganze Zweck dieses Zuges gegen Rom, auf welchem übrigens Karl von Bourbon von Januar bis April nicht weniger als vier oder fünf Aufstände seines aus tapferem Raubgesindel aller Nationen bestehenden Heeres zu bekämpfen hatte. Als er seinen Marsch angetreten hatte, war (März 1527) Lannoy gerade mit dem Pabste über einen Waffenstillstand auf acht Monate einig geworden, und dieser hatte thörichter Weise seine Truppen, welche er ebenso wenig, als der Kaiser die seinigen, zu bezahlen vermochte, entlassen. Clemens wurde daher tödtlich erschreckt, als am 31. März Karl von Bourbon erklärte, er werde sich um den

Waffenstillstand des Vice-Königs gar nicht kümmern. Vergebens reiste Lannoy in Karl's Lager vor Florenz, welche Stadt durch den Marquis von Saluzzo vertheidigt wurde; die Soldaten Karl's tobten und lärmten so furchtbar, daß Lannoy, um sein Leben zu retten, eilig zurückgehen mußte. Karl von Bourbon marschirte hierauf nach Arezzo und von dort, so schnell er konnte, nach Rom.

Am 5. Mai 1527 kam Karl von Bourbon, dem das italiänische Bundesheer auf dem Fuße nachfolgte, vor Rom an. Er erkannte sogleich, daß er die Stadt Rom um jeden Preis nehmen müsse, wenn er nicht durch Mangel und durch die Waffen der herbeieilenden Feinde fallen wolle; er beschloß also, sogleich einen Sturm auf die Stadt zu unternehmen und Alles an einen verzweifelten Kampf zu setzen. Dies geschah am 6. Mai, und der Erste und Einzige, welcher dabei durch einen Schuß getödtet wurde, war Karl von Bourbon. Er fiel, als er die Leiter zur Ersteigung der Mauer ansetzen wollte. Die Stadt ward gleich darauf von seinen Soldaten erstürmt.

Der Tod Karl's von Bourbon war unter den damaligen Umständen ein Unglück für Rom; denn seine Soldaten waren über den Verlust ihres Führers heftig erbittert, sie hatten außerdem keinen Oberbefehlshaber, da Lannoy von ihnen als Feind gefaßt wurde, und die einzelnen Hauptleute verfuhrten daher, bis Prinz Philibert von Dranien zum Oberanführer gewählt ward (Mitte Mai), völlig nach Willkür. Die wüthenden Horden plünderten die ganze Stadt, Kirchen und Klöster nicht ausgenommen, peinigten, um Geld zu erpressen, den angesehenen Theil der Einwohnerschaft mit großer Grausamkeit, und ermordeten mehrere tausend Menschen auf ganz muthwillige Weise. Die Zahl der von ihnen Getödteten wird von Einigen übertrieben auf achttausend geschätzt; wahrscheinlicher ist eine andere Angabe, nach welcher nur halb so viel umgekommen wären. Der ganze Zug nach Rom war — darin stimmen alle Schriftsteller überein — ein Raubzug, und die Soldaten hatten in Rom die reichste Beute zu finden gehofft; wenn aber manche Schriftsteller uns glauben machen wollen, daß die Plünderung aus dem Grunde, weil Frundsberg und viele

Schlossers Weltgesch. f. d. d. B. XI.

seiner Soldaten Lutheraner waren, grausamer geworden sei, so dürfen wir erwidern, daß die Spanier und Franzosen, unter welchen doch keine Kezer waren, Kirchen und Heiligthümer noch weniger schonten als Frundsberg und seine Deutschen, und daß ja kurz vorher sogar die Soldaten des Kardinals Colonna den Vatican und die Peterskirche beraubt hatten. Der Pabst hatte sich bei der Erstürmung der Stadt in die Engelsburg geflüchtet, wo er dann enge eingeschlossen und belagert wurde. Bei dieser Gelegenheit prahlte der bekannte Künstler Benvenuto Cellini in seiner rühmredigen, aber naiven Lebensbeschreibung, welche Göthe deutsch herausgegeben hat, daß er in der Engelsburg das Geschütz gerichtet habe, und daß von ihm die ganze Generalität um Philibert würde niedergeschossen worden sein, wenn nicht Orsini ihn daran gehindert hätte. Wir lassen dahin gestellt sein, was an diesen Gasconaden wahr sein mag.

Das italiänische Bundesheer war in zwei Abtheilungen, von welchen die eine den Grafen Guido Rangone, die andere den Herzog von Urbino zum Anführer hatte, den kaiserlichen Truppen nachgefolgt; Rangone war aber nicht stark genug, und der Herzog von Urbino zauderte und zögerte, so daß beide Heere sich erst am 16. Mai bei Orvieto vereinigten. Um diese Zeit waren endlich Hugo von Moncada und der Cardinal Pompejus Colonna in Rom eingetroffen, und hatten den Gräueln gesteuert, welche bis dahin Tag und Nacht fortgedauert hatten; sie konnten es aber nicht dahin bringen, daß Lannoy als Oberanführer anerkannt worden wäre. Der Letztere mußte vielmehr die Stadt wieder verlassen, und das Heer erwählte, wie bereits gesagt worden ist, den Prinzen Philibert von Oranien. Dieser machte ernstliche Anstalten zur förmlichen Belagerung der Engelsburg, weil die Bundesstruppen nach langem Bedenken nicht rathsam gefunden hatten, Rom anzugreifen, sondern nach Viterbo zurückgegangen waren. Überhaupt hatte der Pabst damals keine Ursache, von seinen Verbündeten viel zu hoffen; denn die Florentiner schickten den Alexander und den Hippolytus von Medicis aus ihrer Stadt fort, die Venetianer rissen Ravenna und Cervia wieder vom Kirchenstaate ab, die Malatesta nahmen aufs neue Rimini weg, und Alphons von Ferrara setzte sich wieder in den Besiß von Modena und Reggio.

Bis zum 5. Juni, also einen ganzen Monat hindurch, behauptete der Pabst sich in der Engelsburg; an diesem Tage aber entschloß er sich, mit des Kaisers Raubschaaren zu capituliren, weil von seinen Verbündeten keine Hülfe zu erwarten war. Die Bedingungen, welche er gewähren mußte, waren unerfüllbar hart; denn die Officiere des kaiserlichen Heeres, mit denen er am 6. Juni capitulirte, forderten nicht bloß unerschwingliche Geldsummen für sich, sondern auch Land und Leute für den Kaiser, sowie die Zurücknahme der gegen die Colonna's ausgesprochenen Censuren. Der Pabst sollte hunderttausend Dukaten sogleich, weitere fünfzigtausend in zwanzig Tagen, sowie zweimalhundertundfünfzigtausend in zwei Monaten zahlen und, bis die ersten einmahlhundertundfünfzigtausend abgeliefert wären, unter der Aufsicht desselben Marcon gefangen bleiben, welcher auch den König Franz I. in Gewahrsam gehabt hatte. Er sollte außerdem die Engelsburg, die Burgen von Ostia, Civita Vecchia und Citta Castellana dem Kaiser übergeben, sowie Parma und Piacenza räumen. Karl's V. Politik forderte freilich, daß er, der damals in Spanien war, sich stelle, als wenn er von diesem Allem nichts wisse und über die schändliche Behandlung, welche der gefangene Pabst von seinem Heere erlitt, höchst unwillig sei. Er ließ deshalb Festlichkeiten, welche er angeordnet hatte, wieder einstellen, erschien öffentlich in Trauerkleidern, und beklagte laut den ganzen Vorfall. Allein er verschaffte dem Pabst die Freiheit nicht wieder, und bestand auf der Vollziehung alles dessen, was die Soldaten demselben abgepeinigt hatten. Diese Vollziehung unterblieb jedoch; denn Citta Castellana war schon vom Bundesheere besetzt, Andreas Doria weigerte sich, die Kaiserlichen in Civita Vecchia einzulassen, und die Städte Parma und Piacenza hatten vom Pabste insgeheim den Befehl erhalten, sich der Spanier zu erwehren. In Rom selbst wurden übrigens Tausende der zügellosen Soldaten durch die Pest hingerafft; dessen ungeachtet wollten sie die Stadt trotz der Befehle Philibert's nicht eher verlassen, als bis sie ihren Sold erhalten hätten.

Jetzt endlich regten sich die Könige von England und Frankreich, wie wenn sie die harte Gefangenschaft des Pabstes rächen wollten. Allein vom König Franz waren, obgleich er unmittelbar

nach seiner Rückkehr aus Spanien seinen Beitritt zur Clementinischen Ligue erklärt hatte, weder im Jahre 1526 noch 1527 Anstalten gemacht worden, dem unterdrückten Herzoge von Mailand Hülfe zu leisten. Franz gab deutlich zu erkennen, daß er die drohende Stellung nur aus dem Grunde angenommen habe, damit er den Kaiser zum Nachgeben in Betreff des Herzogthums Burgund und zur Befreiung seiner beiden Söhne bewege. Er hatte deshalb auch zu dem italienischen Bundesheere nur eine geringe Anzahl Truppen geschickt, welche der Markgraf von Saluzzo befehligte. Die Unterhandlungen der Franzosen mit Heinrich VIII. von England waren schon vor des Königs Franz Befreiung eingeleitet, die Hauptbedingungen aber nach seiner Ankunft in Bordeaux ausgemacht worden, und Heinrich war besonders dadurch gewonnen worden, daß Franz seine Hülfe bei der damals sehr eifrig betriebenen Scheidung des englischen Königs von seiner Gemahlin, der Katharina von Aragonien, versprochen hatte.

Im Mai ward endlich, als man die Gefangenschaft des Papstes erfahren hatte, ein bestimmter Plan zur Befreiung Italien's gemacht. Wolsey begab sich hierauf nach Amiens, wohin auch König Franz gekommen war. Der englische Minister ward in Frankreich mit denselben Ehrenbezeugungen empfangen, mit denen man gekrönte Häupter zu empfangen pflegte. Der König selbst kam ihm zu Pferde bis auf eine Viertelmeile von Amiens entgegen. Karl V. wußte zwar durch Rabalen den Abschluß eines Offensiv-Bündnisses eine Zeitlang aufzuhalten; er konnte aber am Ende doch nicht verhindern, daß Franz I. und Heinrich VIII. am 18. August über vier Verträge mit einander einig wurden. In dem ersten dieser Verträge wurde das ewige Freundschafts-Bündniß zwischen beiden Königen bestätigt. Der zweite setzte fest, daß Heinrich's VIII. Tochter Maria entweder mit Franz selbst oder mit dessen zweitem Sohne, dem Herzoge von Orleans, vermählt werden solle. Im dritten wurde ausgemacht, daß Heinrich ein halbes Jahr lang monatlich dreißigtausend Dukaten zur Führung des Krieges in Italien hergeben solle. Der vierte endlich enthielt die Bestimmung, daß die beiden Könige während der Gefangenschaft des Papstes weder in die Berufung einer allgemeinen Kirchen-

versammlung willigen, noch irgend eine Bulle, die ihren Rechten oder den Rechten ihrer Unterthanen entgegen wäre, anerkennen wollten. Dies bezog sich, wie wir später sehen werden, auf die Scheidung Heinrich's VIII. von seiner Gemahlin, der Tante Karl's V.

Das Heer, welches den Pabst befreien sollte, erschien schon im Juli in Italien, und der Markgraf von Saluzzo hatte den Befehl, sich mit demselben zu vereinigen. Auch die Schweizer schickten zu diesem Heere zehntausend Mann, sie hatten aber dabei nur ihren Schützling, den Herzog von Mailand, im Auge; denn sie wollten den Franzosen nicht zur Eroberung von Neapel Hülfe leisten. Zum Oberbefehlshaber des auf fünfzigtausend Mann angegebenen Bundesheeres ward auf ausdrückliches Verlangen des englischen Königs und der Venetianer Lautrec ernannt, welchem Heinrich VIII. den Sir Robert Jernigham als Commissär zur Befreiung des Pabstes zur Seite gab. Als dieses Heer die Lombardie erreicht hatte, erschienen im September Cäsar Fregoso und Peter Navarro von der Landseite, sowie Andreas Doria zur See vor der Stadt Genua, und nöthigten dieselbe, sich aufs neue den Franzosen zu unterwerfen, deren Herrschaft den Genuesen bald sehr drückend ward. Lautrec selbst, welcher unterdessen siegend und erobernd vordrang, besetzte am 4. October die Stadt Pavia. Schon war Leyva, welcher in Mailand lag und nur wenige tausend Mann hatte, im Begriff, auch Mailand und Como zu räumen, als der Cardinal Cibo zu Lautrec ins Lager kam und ihn dahin brachte, daß er, anstatt Mailand zu bedrohen, zur Befreiung des Pabstes gegen Rom marschiere. Dazu verstanden sich jedoch die Schweizer, die nur für den Herzog Franz Sforza ausgezogen waren, durchaus nicht; sie zogen vielmehr nach Hause zurück, und Lautrec verlor auf diese Weise zehntausend Mann. Statt nun seinen Marsch zu beschleunigen, blieb Lautrec Monate lang in Piacenza, vielleicht aus Furcht vor der Pest, welche auch den kaiserlichen General Lannoy und viele deutsche Soldaten im Kirchenstaate hinraffte. Nachher unterhandelte Hugo von Moncada, welcher dem Lannoy als Vice-König von Neapel nachfolgte, mit dem Pabste, während Lautrec noch immer zauderte, um den Ausgang der Unterhandlungen abzuwarten, die sein König

mit dem Kaiser angeknüpft hatte. Endlich verschafften die englischen Commissäre durch Bestechung dem Pabste die Freiheit. Dieser entfloh am 5. December 1527 verkleidet nach Orvieto, gerieth aber hier durch den Besuch der englischen Gesandten in große Verlegenheit; denn sie verlangten von ihm in Betreff der Scheidung ihres Königs Dinge, die er nicht gewähren konnte, ohne den Kaiser zu beleidigen, dessen Hülfe er doch sowohl in Deutschland gegen die Keger, als auch in Italien für sich und seine Familie nöthig hatte.

Die Unterhandlungen zwischen Karl V., Franz I. und Heinrich VIII., welche den französischen Feldherrn Lautrec 1527 in Oberitalien festgehalten hatten, scheiterten im Januar 1528 völlig, und die beiden letzteren Könige schickten Herolde nach Spanien, welche am 28. dem Kaiser zu Burgos Fehde ankündigten und ihn herausforderten, die aber Karl verhaften ließ. Lautrec begann daher seinen Zug gegen Neapel schon im Februar 1528, wobei er seinen Weg nicht durch den Kirchenstaat, sondern durch die Marken nahm. Er gebot über eine sehr zahlreiche Kriegsmacht, weil das ganze verbündete Heer sich an ihn angeschlossen hatte; doch glauben wir den Schriftstellern nicht, welche dieselbe auf sechszig- oder gar achtzigtausend Mann zu Fuß und zwanzigtausend Reiter schätzen. Die Franzosen wurden in allen neapolitanischen Städten von dem alten Anhange des Hauses Anjou freudig aufgenommen, und im Monat Mai 1528 waren nur noch Neapel, Gaëta und Manfredonia von kaiserlichen Truppen besetzt. Unterdessen hatte Philibert von Dranien die Soldaten, welche vor dem Empfange ihres Soldes Rom nicht verlassen wollten, im Februar mit dem Lösegelde des Pabstes bezahlt, und war am Ende März nach Neapel gekommen. Vor dieser Stadt erschien Lautrec am 1. Mai. Hier erfocht dann der Sohn des Andreas Doria, Philipp Doria, mit den genuessischen Schiffen, mit welchen er dem König Franz einige Monate lang zu dienen versprochen hatte, einen entscheidenden Seesieg. Die kaiserliche Flotte wurde ganz zu Grunde gerichtet und ihr Anführer, der Marquis del Guasto, gefangen genommen. Der Letztere benutzte aber nachher die Unzufriedenheit der beiden Doria über die Behandlung, welche ihre Vaterstadt von den Franzosen erlitt, um eine Verbindung zwischen Andreas

Doria und dem Kaiser zu vermitteln. Die Genuesen beschwerten sich damals über sehr viele Dinge, besonders aber darüber, daß ihr Handel, namentlich ihr Salzhandel, gedrückt und nach Savoyen gezogen werde. Lautrec empfahl seinem Könige, dem Doria zu willfahren; der Kanzler Düprat hintertrieb dies aber, und der König übertrug dem Herrn von Barbesteur, Franz von Rochefoucault, das Commando der Flotte, ohne zu bedenken, daß genuesische Seeleute eher einem Edeln ihrer Vaterstadt, als einem Franzosen folgen würden. Doria wartete, bis die Zeit seiner Verpflichtung verflossen war, kündigte dann den Franzosen auf, verließ die französischen Schiffe und begab sich mit den Seinigen in den Dienst des Kaisers.

Als dies geschah, war das Schicksal des französischen Hauptheeres unter Lautrec bereits entschieden. Während des Sommers waren Tausende der Franzosen dem Mangel und dem Klima erlegen und nebst ihrem Führer Lautrec von den Krankheiten hingerafft worden, welche eine Folge der Hitze und der ungesunden Stellung am Poggio Reale waren. Lautrec's Nachfolger im Commando, der Markgraf von Saluzzo, zog mit dem Heere nach Aversa, ward dort eingeschlossen, und willigte im August 1528 in eine schimpfliche Capitulation. In Calabrien wurde noch einige Zeit fortgekämpft.

Auch in der Lombardei war den ganzen Sommer hindurch gestritten worden. Dorthin hatte zuerst Herzog Heinrich von Braunschweig Deutsche geführt, welche den Kaiserlichen unter Leyva zum Siege verhalfen. Dann war der Herzog aber verdrießlich nach Deutschland zurückgekehrt, und der Graf von St. Pol, welcher mit Schweizern den Verbündeten zu Hülfe kam, hatte in Folge davon eine Zeitlang die Oberhand, bis er am 21. Juni von Leyva bei Landriano gänzlich geschlagen und gefangen wurde. Hierauf befreite Andreas Doria mit Hülfe des Kaisers seine Vaterstadt von den Franzosen. Er bewies bei dieser Gelegenheit Edelmuth und Patriotismus; denn er bat sich, als Karl V. ihm zur Herrschaft von Genua verhelfen wollte, die Wiederherstellung der alten republikanischen Freiheit als einzige Belohnung aus.

Italien war verödet, durch fürchterliche Krankheiten, welche man insgesammt Pest nannte, verwüstet und entvölkert, und alle Par-

teien fühlten das Bedürfniß des Friedens. Dieser ward denn auch am 3. August 1529 zu Cambray unter dem Namen des Damenfriedens geschlossen, und machte den Kaiser zum Herrn von Italien und zum Schützer des Papstes und seiner weltlichen Absichten. Wir brechen hier ab und werden die Bedingungen der Verträge, welche Karl V. 1529 mit den verschiedenen Staaten Italiens und besonders mit dem Papste schloß, erst dann anführen, wenn wir vorher einen flüchtigen Blick auf die Bildung und Literatur jener Zeit geworfen haben.

V. Literatur und Bildung der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts.

1. Einleitende Bemerkungen.

Die Bildung und Literatur Italien's hatte, wie früher (Th. X. S. 408) gezeigt worden ist, im sechszehnten Jahrhundert den Punkt erreicht, den die griechische Bildung und Civilisation zur Zeit der Ptolemäer, die römische in der Kaiserzeit und vielleicht auch die unserige jetzt erreicht hat, den Punkt nämlich, wo die schöpferische Kraft des Genies verschwindet und erschlappt, und nur der kalte Verstand oder eine ganz wilde Phantasie die Literatur beherrscht. Wir würden daher sogleich zu der neuen, den Zeiten und Umständen angepassten Literatur und Bildung, die im sechszehnten Jahrhundert nach und nach jenseit der Alpen entstand, übergehen können, wenn nicht in dieses Jahrhundert einige Werke und Schriftsteller fielen, welche den Franzosen bis in die Mitte des siebenzehnten, den Deutschen sogar bis in das dritte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts als Ideale und unübertreffliche Muster galten, weil die Sprache und Form derselben allerdings unübertrefflich waren. Die italiänische Literatur war gleich der griechischen vom Natürlichen zum Gefünstelten und Gezierten, vom Genialen zum Rhetorischen, Declamatorischen und Sentimentalen, von der kräftigen, mit wenigen Zügen mehr andeutenden, als ausführenden Rede zu einer breiten, buntfarbigen Sprache, welche besser zum Gesange, als zu ernster Rede paßt, von der Philosophie zur Sophistik übergegangen. Von einem Fortschreiten der Bildung konnte nicht mehr die Rede sein, sobald in Italien während der

ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die politische Freiheit vernichtet war und nur noch diejenige Art von Kunst und Literatur blühte, welche dem Luxus des Adels und der Schmeichelei der Höfe diente. Ein Fortschritt war allerdings zu bemerken, er war aber bloß scheinbar; denn die Entwicklung des realen und mathematischen Wissens und die Anwendung desselben auf das Leben, welche noch im Fortschreiten begriffen war, gehört nicht in dieses Werk.

Wir gehen daher im Folgenden von dem Gedanken aus, daß die Haupt-Literatur des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts die theologische oder theologisch-polemische und die politisch-historische war. Die Erstere war den Völkern diesseits der Alpen eigenthümlich, und wirkte in Deutschland, Preußen, Polen, Liefland, Kurland, Scandinavien, England und Frankreich begeisternd oder auch fanatisirend; sie kann aber hier nicht im Einzelnen betrachtet werden, weil die Theologie und die Polemik in unseren Zeiten ganz anders, als im achtzehnten Jahrhundert behandelt werden, und folglich diese ganze Literatur ihr Interesse verloren hat. Umgekehrt verhält es sich mit der historisch-politischen Literatur und mit der Sophistik diplomatischer Schreiberei; denn diese erreichte ihre Blüthe gerade in Italien, und die historischen und stylistischen Meisterstücke, welche dort im sechszehnten Jahrhundert entstanden, sind bis auf den heutigen Tag Musterwerke geblieben. Wir werden indessen neben den letzten als klassisch anerkannten Dichtwerken Italiens und der historisch-politischen Literatur dieses Landes auch der neuen Literatur diesseit der Alpen ganz kurz gedenken müssen.

2. Italiänische Literatur.

a. Poesie.

Die germanischen Völker wurden bei ihrer Civilisation und in Rücksicht auf die Gattungen der Poesie in ähnlicher Weise irre geleitet, wie die nach Freiheit strebenden Nationen unserer Zeit auf einen falschen Weg des Constitutions-Wesens gerathen sind (s. Th. X. S. 415 f.). In der Literatur glaubte man nämlich nicht eher die Höhe der Civilisation erreicht zu haben, als bis alle Gattungen und Dichtarten der Alten in den neueren Sprachen

wiederhergestellt und die Tragödie, die Komödie, das Epos, alle lyrischen Formen, die Satyre, das Idyll und die anderen Poesieen der Alten neu geschaffen wären. Ebenso wollte man in neuerer Zeit bei den Staatseinrichtungen durchaus das Wesentliche und Unwesentliche der englischen Verfassung nachahmen, und machte sich dadurch lächerlich. An und für sich war Beides nicht zu tadeln; denn in vielen Dingen war das Muster der Alten sehr nützlich, und die Hauptsache der englischen Verfassung besteht in dem, wonach alle Völker von Anbeginn aller Zeiten an strebten. Weil man aber gar keine Rücksicht auf die Überlieferung, auf die Anlagen und Bedürfnisse der verschiedenen Volksstämme, Zeiten und Umstände nahm, gerieth man in Kindereien und verfehlte das Ziel. Diese Andeutungen hier auszuführen, erlaubt der Raum nicht und ist auch dem Zwecke dieses Werkes fremd; wir erwähnen des Gedankens nur, weil das Streben, alle Gattungen der Alten wieder hervorzubringen oder gar zu übertreffen, schon im sechszehnten Jahrhundert die Entartung des Geschmacks in Italien erzeugte, welche nachher nach Frankreich verbreitet ward, noch ehe dort der wahre Geschmack sich geltend gemacht hatte. Wir werden deshalb auch, da wir keine Literaturgeschichte schreiben, der Bemühungen, eine italiänische Tragödie und Komödie zu erschaffen, kaum im Vorbeigehen erwähnen, obgleich Ariosto und Machiavelli zu ihrer Zeit sich dadurch einen Kranz verdienten. Die Zeit hat bewiesen, daß die Italiäner zu sehr Meister des Possierlichen sind, um regelmäßige Komödien zu schaffen oder auch nur zu würdigen, und zu sehr Meister im Melodrama, um die eigentliche Tragödie zu verstehen oder zu schaffen. Hat doch in unseren Tagen der furchtbare Franzosen-Hasser Alfieri, als er endlich italiänische Tragödien hervor gebracht zu haben glaubte, nur eine Nachahmung des französischen Pathos und Bombastes auf die Bühne gebracht!

Ein Epos, wie man das nennt, oder mit anderen Worten ein nationales Heldengedicht in Homer's Manier hat, alles Redens und Treibens ungeachtet, keine der neueren Nationen hervorzubringen vermocht, wenn gleich die Deutschen und die Schotten diesem Ziele am nächsten gekommen sein mögen. In Betreff der Deutschen meinen wir jedoch nicht etwa Klopstock, sondern das Heldenbuch und das Nibelungen-Lied, welche Beide auf unserem

Boden gewachsen sind, nicht aber eine Nachahmung Homer's oder ein Fabrikat nach Aristoteles Regeln waren. Schon Virgil's Aeneide, durch Musik der Sprache, sowie durch Sentenzen und Reminiscenzen der Griechen bezaubernd, ist etwas ganz Anderes, als sie sein sollte, wenn sie auch noch so vortrefflich ist, was gewiß keiner von uns leugnen wird, die wir aus der alten Schule sind und unseren Horaz und Virgil auswendig wissen.

Die Italiäner hatten schon früher eine erzählende Form der Dichtung gesucht und gefunden (s. Th. X. S. 411). Diese war freilich nicht Homerisch, wohl aber ganz national, unterhaltend und ironisch. Man war jedoch damit nicht zufrieden, und bestand darauf, einen Homer oder Virgil zu haben. Dies veranlaßte Tasso, zwei entgegengesetzte Elemente, das Epische und das Romantische, mit einander zu verbinden, was auf einen Abweg führen mußte. Homer's Gattung war ganz demokratisch gewesen und seine Könige nur die Ersten unter Gleichen; Virgil's Epos war aristokratisch, wie seine Idyllen; Tasso's Heldengedicht war, was man auch vom Singen desselben durch die venetianischen Gondolieren und dgl. m. sagen mag, nicht volksmäßig, sondern monarchisch und dem Geschmacke der luxuriösen Zeit Leo's X., der Medicis und des Alphons von Ferrara angepaßt. Dies Alles schadet der Vortrefflichkeit der klassischen Werke jener Zeit durchaus nicht; unsere Bemerkungen sind historische, nicht kritische, da die Aesthetik nicht unser Fach ist. Es soll nämlich im Folgenden nur angedeutet werden, wie das romantisch-erzählende Gedicht des Mittelalters, welches dem Volke und dem Mangel an äußerer Bildung angehörte, durch Pulci und Andere mit einem Zusatze von Ironie, Spott und Verhöhnung des Volksglaubens der skeptischen Aristokratie des fünfzehnten Jahrhunderts nahe gebracht ward.

Ehe wir angeben, wie Ariosto, ohne an Homer oder Aristoteles zu denken, das von Bojardo und Berni Gesammelte (s. Th. X. S. 416 f.) zu einem originalen Heldengedicht benutzte, und ehe wir den Weg nachweisen, auf welchem wenige Jahre nach ihm Tasso das Heldengedicht und das Idyll dem entartenden Kunstgeschmacke anpaßte, muß gezeigt werden, daß gerade in diesem Jahrhundert, wo nur an den Höfen und in den Kreisen der hohen Aristokratie Bildung und Geschmack zu finden waren, wo

jede keizerliche Äußerung, jedes revolutionäre Wort am schärfsten verpönt und am härtesten bestraft wurde, ebenso, wie zur Zeit Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. und wie in der unserigen, die allerfrevelhafteste und keuschen Seelen unerträglichste Dichtung, Satyre und Erzählung ein sehr großes Publikum fanden und reichlichen Ertrag brachten. Um dies zu beweisen, braucht man nur einen einzigen Schriftsteller, welcher an Unverschämtheit, Gemeinheit und Schmutz Alles übertraf, was bis auf Voltaire's Pücelle Schändliches und Niederträchtiges gedichtet, geschrieben und gedruckt worden ist, anzuführen und die Bemerkung hinzuzusetzen, daß derselbe vom Pabste gehegt, von Karl V. und sämmtlichen Fürsten seiner Zeit geehrt und reich beschenkt und von der sonst unerbittlich grausamen und strengen aristokratischen Regierung Venedig's bis zuletzt geschützt worden ist. Dieser Schriftsteller ist unter dem Namen Peter Aretinus oder Peter von Arezzo, der ihm nach seiner Vaterstadt gegeben wurde, am bekanntesten. Er war von Jugend auf ein böshafter, liederlicher Knabe, und wurde schon frühe aus seiner Vaterstadt verjagt, erwarb sich aber dessen ungeachtet in einer Zeit, wo Wig und Bosheit für Genie galten, sehr bald einen ausgebreiteten Ruf, weil er gleich dem Franzosen Voltaire der Sprache, des heißen Spottes und der Berskunst mächtig war wie wenige seiner Zeitgenossen. Leo X., der an seinem monarchisch glänzenden, von Künstlern und Gelehrten über Alles gepriesenen Hofe solche Leute versammelte, fand an Aretin's empörend schmutzigen Gedichten Gefallen, und gab ihm ein Ämtchen.

In Rom machte Aretinus die Bekanntschaft des Nicolo Franco, welcher dieselbe ärgerliche und gotteslästerliche Schriftstellerei trieb, wie er, zuletzt aber dafür schwer büßen mußte. Dieser half dem Aretinus mit den gelehrten Kenntnissen aus, die demselben mangelten. Daß Leute wie Nicolo Franco und Peter Aretinus nicht lange Freunde bleiben konnten, versteht sich von selbst; sie belustigten nachher durch empörend schmutzige, ungezogene und gemein schimpfende Satyren, die sie gegen einander schrieben, über zwanzig Jahre lang das vornehme Publikum ihrer Zeit. Nicolo Franco schrieb in lateinischer und italiänischer Sprache ein Buch, dem an grober Anstößigkeit nur Aretin's

Schriften gleich kommen. Dasselbe besteht aus zweihundertundachtzehn Satyren gegen Aretinus, und enthält das Anstößigste und Schläpfrigste, was je geschrieben worden ist. Dessen ungeachtet ward ein solches Buch im Lande des gläubigsten Zelotismus zwischen den Jahren 1543 und 1548 nicht weniger als dreimal neu aufgelegt *). Wir führen daher auch sowohl Nicolo Franco, als Peter Aretinus nur an, um zu zeigen, welche Leute und welche Schriften man in Italien duldet, während Savonarola, Decino, Peter Martyr und andere fromme Männer verbrannt oder verjagt wurden. Nicolo Franco trieb sein Wesen über fünfundzwanzig Jahre lang in Rom; zuletzt machte er es aber dem Pabst Pius V. zu arg, und dieser ließ ihn 1569 aufknüpfen.

Peter Aretinus war um kein Haar besser, weder als Mensch noch als Schriftsteller; er ward aber weltberühmt, und Städte und Fürsten huldigten ihm. Er mußte freilich Rom verlassen, als Giulio Romano oder sogar, wie oft geglaubt wurde, Raphael seine Meisterschaft in sechszehn vortrefflich ausgeführten, aber jedes reine Gemüth empörenden Zeichnungen von abscheulicher Wollust bewiesen hatte, und Aretinus zu diesen Zeichnungen, welche Marcus Antonius von Bologna eben so vortrefflich in Kupfer gestochen hatte, sechszehn sonnetti iussuriosi dichtete. Aretinus begab sich von Rom nach seiner Vaterstadt Arezzo, und zeigte hier eine wahre diplomatische Meisterschaft, weil er durch seine giftigen Angriffe und Pasquillen immer denjenigen, der ihm nicht schaden konnte, verletzte, und dagegen seinen Stachel dem lieh, der im Vortheile war oder ihn reichlich beschenkte. Er erhielt von dem französischen König Franz I. eine Ehrenkette, sowie vom Pabste die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, und wurde, als er in Begleitung einer venetianischen Gesandtschaft zu Kaiser Karl V. kam, von diesem mit mehr Aufmerksamkeit behandelt, als irgend einer der Gesandten. Da Aretinus eben so prahlerisch und ge-

*) Es hat den Titel: *Commentario sulla Priapea di Nicolo Franco*. Schon die Dedication beweist die Frechheit eines Auswurfes der menschlichen Gesellschaft. Sie lautet: *Agli infami principi dell' infame secolo suo Nicolo Franco Beneventano. Principi! Jo v'ho parlato in prosa. Che parte haggiate frà tante infamie v'el potrete conoscere, se la vostra trascuraggine non sia cosi cieca in leggiere com' è stata in danare.*

mein, als beißend, boshaft und im Ausdrücke gewandt und dabei zugleich aller Schwächen seiner Zeit, sowie der Laster und Wollüste der Fürsten und der regierenden Aristokratie kundig war, so rühmt er selbst von sich, er sei mächtiger und gefürchteter, als Pabst und Kaiser. Die Stelle, in welcher er dies ausspricht, kann uns zeigen, wie bescheiden er sich auszudrücken pflegte. Sie lautet: „Was wollt ihr? Ich bin dem Sophi von Persien und dem indischen Mogul bekannt; in der ganzen Welt ist keiner meinem Ruhme gleich. Ja, was wollt ihr? Die Völker zahlen den Fürsten Tribut, und diese zahlen mir, ihrem Sklaven und ihrer Geißel, schuldige Steuern.“

Da wir Deutschen in dem elenden Menschen und seinen schändlichen Schriften schwerlich etwas Ausgezeichnetes erkennen werden, und da auch Montagne, der doch zuweilen in argem Schmutz Wiß und Philosophie findet, dem Aretinus nur ein mittelmäßiges Genie zugesteht, so müssen wir bemerken, daß ausgezeichnete Italiäner doch anders denken. Alfieri, der mit so unerhörtem Fleiße seine Sprache studirte, und sie vom Opern-Ton und von weiblicher Zartheit wieder zur alten männlichen Kraft zurückzuführen suchte, gesteht ein, daß er den Dialogen des Aretinus in Rücksicht auf Sprache und Manier sehr viele Belehrung verdanke. Übrigens darf Aretin's Glück uns nicht befremden; denn er war ein ächter Italiäner, hatte Naturgaben, fürchtete weder Gott noch Teufel, und kannte die verworfensten Lüste seiner entarteten Landsleute, der verdorbenen Höfe und der im Müßiggang schwelgenden Geistlichen. Seine Werke sind, mit Ausnahme der von ihm geschriebenen Komödien, von der Art, daß sich die Titel derselben zum Theil nicht ohne Erröthen nennen lassen; glücklicher Weise aber sind sie auch sehr selten. Seine Komödien allein sind frei von Schmutz und durchaus volksmäßig; es ist deshalb auch Schade, daß man in Italien wegen der herrschenden Stegreif-Komödie und wegen der Oper die regelmäßige Komödie (*Comedia del arte*) verschmähte, welche Aretinus ebenso, wie Ariosto und Machiavelli, vortrefflich behandelt hat.

Aretin's bittere Satyre war die Stimmung einer Zeit, in welcher der Unwillen eines Volkes, das von Fürsten und Päbsten vermittelst gedungener Soldaten seiner politischen und religiösen

Freiheit beraubt worden war, sich durch heftige Ausfälle Luft machen wollte. Dies wäre leicht nachzuweisen, wenn hier die lange Reihe der Männer, welche im sechszehnten Jahrhundert Meister des höhnennden Spottes waren, angeführt werden dürfte. In Florenz zeichnete sich die niedere Klasse durch Witz und Originalität so sehr aus, daß während des sechszehnten Jahrhunderts zugleich ein Schuster und ein Schneider dieser Stadt in der Literaturgeschichte unsterblich geworden sind. Der Schuster Gelli nämlich schrieb vielgelesene Dialogen oder eine Art von Lucianischen Gesprächen, und als derselbe 1569 starb, hielt ihm der Schneider Michael Capri eine Leichenrede, welche für ein Meisterstück italiänischer Volksberedsamkeit gilt.

Den Ton Aretin's mußten selbst die Männer aus den höheren Klassen anstimmen, wenn sie ihren Zeitgenossen genügen wollten; denn diese forderten, daß man ihre Unterdrücker nicht mit Glimpf und Feinheit, sondern mit tödtlichen Waffen und mit Grobheit angreife. Ariosto und Nelli fanden daher für ihre klassischen, in der monarchisch-aristokratischen Manier des Horaz geschriebenen Satyren zwar Leser, aber kein Publikum. Berni dagegen (s. Th. X. S. 417) war mehr nach dem Geschmack seiner über Tyrannen und Tyrannei heftig erbitterten Landsleute. Seine Satyren sind nicht so schmutzig, als die des Aretinus, aber fast noch heftiger *).

*) Wir wollen nur zwei Proben geben, und zwar in der Ursprache, weil jede Uebersetzung, wenn sie auch noch so vortreflich ist, den Charakter derselben verwischen muß. Wir wählen zuerst seine Verse gegen Pabst Hadrian VI. Dieser war bekanntlich eines Schneiders Sohn, worauf der letzte Vers hindeutet, sowie ein Niederländer, Karl's V. Statthalter in Spanien und der Nachfolger des Florentiners Leo X., weshalb die Tedeschi, die Marrani und die Fiorentini erwähnt werden. Die Stelle lautet:

O poveri infelici cortegiani,
 Usciti delle man dei Fiorentini
 E dati in preda a Tedeschi e Marrani,
 Che credete che importin quegli uncini
 Che porta per impresa quest' Arlotto,
 Figliol' d'un cimador de' panni lini?

Die zweite Probe mögen die Verse abgeben, in welchen Berni den Alexander von Medicis verwünscht, der durch Clemens VII. den Florentinern aufgedrungen

In Betreff des Epos war, wie früher (Th. X. S. 416 f.) angegeben worden ist, eine Anzahl Dichter beschäftigt, das Material eines Heldengedichtes nach Homer's Muster zusammenzusetzen, und Bojardo brachte dasselbe in einer ungeheueren Masse von Versen an das Licht. Bojardo's Werk ermangelte jedoch der Form. Drei italiänische Dichter des sechszehnten Jahrhunderts versuchten daher die Aufgabe zu lösen, ihrer Nation ein Heldengedicht zu verschaffen, zwei von ihnen aus dem von Bojardo gesammelten Material, der dritte aber aus einem romantischen Stoffe, dem er eine klassische Form zu geben suchte, nach welcher die beiden Anderen nicht strebten. Diese drei Dichter waren: Ariosto, welcher bis zum Jahre 1533 lebte und dichtete, Berni, dessen Tod entweder 1538 oder 1544 erfolgte, und Tasso, der bis 1595 lebte.

Berni und Ariosto hielten sich, ohne auf die Regeln des Aristoteles Rücksicht zu nehmen, an Bojardo's verliebten Roland oder mit anderen Worten an die poetischen Volksmärchen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, welche durch das ganze Mittelalter hindurch im Munde des Volkes gewesen und durch die Bänkelsänger erhalten worden waren. Berni, ein sehr witziger und satyrischer Kopf, folgte genau dem Bojardo und überarbeitete ihn nur, ging aber mit den Paladinen und ihren Thaten auf ähnliche Weise um, wie Pulci im Morgante (s. Th. X. S. 412 ff.); nur trieb er es nicht so arg, wie dieser. Er entfernte aus dem erst durch ihn zu Ansehen gebrachten Orlando innamorato des Bojardo die niedrigen und schlechten Verse, die sich in demselben finden, bearbeitete die anderen, feilte sie aus und behielt die naive

wurde und in Florenz eine seit den Zeiten Caracalla's unerhörte Grausamkeit und Wollust übte:

Empio signor, che de la roba altrui
 Lieto ti vai godendo e del sudore :
 Venir ti possa un canchero nel cuore ;
 Che ti porti di peso ai regni bui.
 E venir possa un canchero a colui (Clemens VII.),
 Che di quella città ti fe' signore.
 E s'egli è altro che ti diu favore
 Possa venir un canchero anche a lui.

und nationale Art der Erzählung bei, schob aber Sentenzen und besonders viele Witz ein *). Er benutzte dabei die Fortschritte, welche die italiänische Sprache in seinem Jahrhundert durch die Bemühungen der klassisch Gelehrten und der zahlreichen Schriftsteller gemacht hatte.

Ariosto hat allerdings auch den scherzhaften, oft ironischen Ton der erzählenden Volks-Poesie beibehalten, und Wieland, Uringer und Nicolai haben diesen in Deutschland, wo er, weil wir anderer Natur sind, als die Italiäner, etwas affectirt herauskommt, nachgeahmt, so kleinstädtisch auch der Witz oft erscheint. Das Großartige von Ariost's Manier, das Wunderliche und Wunderbare mit dem Ironischen, Durchbringenden und Erhabenen zaubernd zu verbinden, entgeht zwar dem gewöhnlichen Leser; der Kenner der Alten aber findet in Ariost's rasendem Roland Alles wieder, was er in Plato's Dialogen bewundert hat. Ariost hat durch das Fließende und Natürliche seiner Verse, durch ihren nicht im geringsten erkünstelten Wohlklang, durch die fortreißende Gewalt, die Fülle und den Strom seiner Rede, durch die Kraft des Ausdrucks und die Wahl der einzelnen Worte die Italiäner so bezaubert, daß er ihnen, wie Homer den Griechen, Muster und Quelle der ächt italiänischen Poesie geworden ist. Seine Einbildungskraft ist, nur auf andere Weise, fruchtbar und unerschöpflich, wie die des Dante. Natürlichkeit, Färbung und Wahrheit zeichnen alle seine Beschreibungen aus; er erklärt nicht, er beschreibt nicht, er erzählt nicht, sondern bringt Alles unmittelbar vor die Augen. Irrig ist es, wenn man seine Art zu erzählen darum tadeln, weil er nicht Homerisch erzählt; denn er hat ja gerade dadurch einen großen Vorzug vor Tasso, daß er nicht Virgil oder Homer, sondern nur Italiäner und Kind seiner Zeit sein will. Dies vergaß Alfieri, als er dem Ariost vorwarf, daß er seine Geschichten so oft abbreche, um später wieder anzuknüpfen. Dieser eingebildete Fehler lag ja schon in den Quellen, denen Ariost folgte, und noch mehr in der zutraulichen, die Leser als gute Bekannte gemüthlich begrüßenden Manier, welche den Italiänern so sehr an ihm gefällt.

*) Er fügte, wie die Stalläner, sagen, *copia di lepidezze* hinzu.

Wer übrigens auch nur die ersten Stanzas jedes Gesanges gelesen hat, wird wissen, daß Ariost, trotz seiner munteren Scherze und trotz des sich Gehenlassens seiner Manier, durchweg an den passenden Stellen ebenso erhaben und ernst sein kann, als Aristophanes in den .Chören seiner sehr unfeinen Lustspiele war.

Wir dürfen der Kürze wegen nur zwei Stellen aus Ariost's Helbengedicht anführen, um den Ernst seiner philosophischen Bemerkungen, den leichten Fluß seiner Verse und die Lebendigkeit wie den Reiz seiner Beschreibungen darzulegen. Wir wollen keine Übersetzung beifügen, weil es unmöglich ist, die Musik der Sprache in einer anderen wieder hervorzubringen. Beide Proben sind aus dem sechsten Gesange entlehnt, die eine aus dem Anfange *), die andere aus der Mitte, wo er die großartigen Gartenanlagen des Herzogs Alphons von Ferrara beschreibt **).

*) Miser, chi male oprando si confida,
 Ch' ognor star debbia il maleficio occulto;
 Che quando ogni altro tace, intorno grida
 L' aria e la terra istessa, in ch' è sepulto:
 E Dio fa spesso, che 'l peccato guida
 Il peccator, poich' alcun di gli ha indulto,
 Che se medesmo, senz 'altrui richiesta,
 Inavedutamente manifesta.

***) Culte pianure e delicati colli,
 Chiare acque, ombrose ripe e prati molli;
 Vaghi boschetti di soavi allori,
 Di palme e d'amenissime mortille;
 Cedri ed aranci, ch' avean frutti e fiori
 Contesti in varie forme e tutte belle,
 Facean riparo ai fervidi calori
 De' giorni estivi con lor spesse ombelle;
 E tra quei rame con sicuri voli
 Cantando se ne giano i rosingnuoli.
 Tra le purpuree rose ed i bianchi gigli
 Che tepida aura freschi ognora serba,
 Sicuri si vedean lepri e conigli
 E cervi con la fronte alta e superba,
 Senza temer ch' alcun gli uccida o pigli,
 Pascano o stiano ruminando l' erba:
 Saltano i dami ed i capri snelli e destri,
 Che sono in copia in quei luoghi campestri.

Tasso wollte den Forderungen der klassischen Gelehrten seiner Zeit, der durch die Grammatik und Rhetorik der beiden letzten Jahrhunderte gebildeten neuen Generation, er wollte den Höfen und Damen genügen, welche eine Epopöe in Virgil's Manier wünschten; diesen seinen Zweck hat er erreicht. Daß er sich zu Ariosto und zu Dante, ja selbst zu Berni so verhält, wie Euripides zu den vor seiner Zeit lebenden Tragikern, schadet seinem Verdienste keineswegs; denn seine Zeiten und alle folgenden haben für Fortschritt im Wesen genommen, was nur Vollendung der Form war. Wer wollte es wagen, sein einzelnes Urtheil dem so vieler Generationen entgegen zu setzen? Was dieser und jener bei ihm vermiffen mag, das fehlt der Zeit, für welche Tasso arbeitete. Wenn wir daher im Folgenden nicht unbedingt zu loben scheinen, so geschieht dies blos, weil wir in ihm, dem Vollender der Form, dem Meister der Sprache des Gesanges, welche Dante's Kraft und Ariosto's Natürlichkeit verschmähete, auf dieselbe Weise wie im Euripides den Höhepunkt der Civilisation erblicken, welcher überall und immer in jedem menschlichen Dinge der Anfang des Sinkens ist. Tasso wählte daher auch einen Stoff aus dem Kreise der Gedichte der Ritterzeit, aber nicht aus dem der Ritter Karl's des Großen oder der Tafelrunde, sondern der heiligen Züge nach Jerusalem. Er besang, wie Bojardo, Ariost und Berni, Liebe, Ritterthum und christlichen Eifer; aber er ließ Ironie und Scherz hinweg, und ward sentimental und galant. Er gebrauchte Wunder und Zauber, gab aber auch den Heiligen, den Reliquien und besonders der Hierarchie die gebührende Ehre.

Tasso gebraucht die Aeneide nicht wie Dante, um Virgil's Reflexion und poetische Declamation zu vergeistigen und in eine neue, christlich-Aristotelische Philosophie umzuwandeln, sondern um sie zu umschreiben und zur Unterhaltung oder zum Vorlesen passend zu machen. Er verfährt auf gleiche Weise mit den Alten, wie Virgil mit dem Homer; man kann ihn daher ebenso durch die beigefügten Stellen der Alten, die er fast nur übersetzt, erklären, wie Heyne in seinen Noten den Virgil durch die Homerischen Stellen erklärt hat. Dem Dante und dem Ariost merkt der Freund der Alten allerdings überall an, welche Stelle eines alten Dichters ihnen vorschwebte; aber eigentliche Reminiscenzen findet man bei

ihnen nur wenige. Bei Tasso verhält es sich damit ganz anders *). Dies nimmt dem Werke nichts von seinem Werthe; es zeigt aber, daß Tasso — worauf es hier allein ankommt — in einer Zeit lebte, welche in Gedichten mehr das Glatte, Unterhaltende und Gefällige, als das Originale, Geniale und Tiefe suchte. Tasso hat daher auch die Regeln des Aristoteles ziemlich genau beobachtet und, um sein Publikum nicht zu ermüden, den Umfang seines Gedichtes mehr beschränkt, als seine Vorgänger. Bojardo's Werk ist gleichsam ein großes Magazin von Heldenmährchen, Berni konnte ebenfalls kein Ende finden, und Ariost, welcher die Bekanntschaft mit Berni's Gedicht voraussetzt und eine Art Fortsetzung desselben gibt, hat in der ersten Auflage von 1516 vierzig und in der zweiten umgearbeiteten von 1533 sechsundvierzig Gefänge, deren jeder aus etwa achtzig Stanzas von je acht Versen besteht.

So romantisch das befreite Jerusalem sonst auch ist, so suchte Tasso sich doch dem Historischen zu nähern oder vielmehr das Historische in das Poetische aufzunehmen, ohne zu bedenken, daß beide Dinge durchaus unverträglich sind. Das Historische im Homer und Virgil ist Mythe oder nationale Überlieferung aus dunkeler Urzeit, mit der man machen kann, was man will, und Lucan's Pharsalia ist kein Heldengedicht, sondern die poetisch-historische Erzählung eines Stoikers. Tasso folgt den Berichten der Schriftsteller aus der Zeit der Kreuzzüge, die er noch in der Handschrift benutzen konnte, oft so genau, daß man seine Verse nicht selten als historische Ergänzung oder Erklärung der urkundlichen Geschichten benutzen kann.

Diese Manier, dasselbe Travestiren Virgil's, dieselbe Sentimentalität, nach welcher Tasso im Heldengedichte strebte, suchte er auch im Idyll, und hier ist von der Höhe, auf welcher er als Meister der Form, der Sprache und der Empfindung im befreiten Jerusalem steht, zur Ausartung durch Guarini's Pastor Fido nur

*) Wie dies zu verstehen sei, wird man gleich aus den ersten Versen des befreiten Jerusalem sehen, wo das Canto l' arme pictose e 'l Capitano des Virgil Arma virumque cano nur umschreibt, das Musa, tu che non di caduchi allori etc. an Dante's Verse erinnert, und das Così porgiamo a l'egro facial etc. bloße Übersetzung der Verse des Lucretius ist.

ein sehr kleiner Schritt. Da die Ausartung der italiänischen Poesie durch Guarini und durch Marini mit der Entstehung der klassischen französischen Poesie, besonders aber mit der Wiedererweckung der alten, ächten Komödie durch Moliere im siebenzehnten Jahrhundert nothwendig zusammenhängt, so versparen wir die Bemerkung über das Verhältniß von Tasso's *Amyntas* zu Guarini's *Pastor Fido* und zu Marini's literarischen Kunstwerken auf den Abschnitt über die französische Literatur jenes Jahrhunderts.

b. G e s c h i c h t e.

Das wichtigste literarische Ereigniß des sechszehnten Jahrhunderts ist unstreitig die Entstehung der Kirchengeschichte als einer Wissenschaft und ihre eigenthümliche Behandlung im päpstlichen Sinn und Geist durch die Kardinäle Baronius und Raynalbus, sowie im katholischen, aber antipäpstlichen durch Paul Sarpi und im protestantischen durch die sogenannten Magdeburger Centuriatoren. Da jedoch die Arbeiten der Letzteren die der Ersteren erst hervorgerufen haben, so müssen die Bemerkungen über die italiänischen Kirchenhistoriker und deren Arbeiten auf den nächsten Band verschoben werden.

Wir werden aus diesem Grunde hier nur von der politischen Geschichte reden, welche im sechszehnten Jahrhundert unter den Italiänern dieselbe Richtung erhielt, die sie in unseren Tagen überall genommen hat, indem sie rhetorisch, sophistisch, diplomatisch und politisirend ward. Daß das Wesen leidet, wenn die Form vorzugsweise berücksichtigt werden muß, daß die einfache Philosophie des Lebens verschwindet, wenn der Geschichtschreiber, um nützlich zu sein, um berühmt oder auch nur gelesen zu werden, das schreiben muß, was die sogenannte gebildete Welt seiner Zeit und ihre Staatsmänner von ihm fordern, oder was z. B. in Frankreich das bethörte Volk von einem Lamartine und Louis Blanc erwartet, leuchtet von selbst ein. Man kann daher in den italiänischen Geschichtschreibern des sechszehnten Jahrhunderts ebenso, wie im Tasso, große Eigenschaften und ein ausgezeichnetes Künstler-Genie bewundern und ihre Leistungen dankbar anerkennen und dennoch einsehen, daß sie Kinder einer übergebildeten Zeit

waren und derselben ihre Arbeit anpassen mußten. Das Letztere ist das Einzige, was hier, wo von eigentlicher Literaturgeschichte und von vollständiger kritischer Würdigung der einzelnen Schriftsteller die Rede nicht sein kann, berücksichtigt werden darf. Wir geben jedoch nur Winke und Andeutungen, keine Regeln, keine Charakterschilderungen oder Drakel; dies müssen wir bemerken, um nicht das Ansehen zu haben, als ob wir dem, was einmal fest steht, widersprechen oder das, was aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet unstreitig groß ist, verkleinern wollten. Nur ein Thor oder ein Tyrann wird leugnen, daß Dinge, welche der Beifall der Zeiten und die Mehrheit der Stimmen sehr hoch gestellt hat, diese Stelle verdienen; die Mehrheit und die Gelehrten haben aber ebenfalls Unrecht, wenn sie es dem, der sich durch eigenes Forschen und Denken seine besondere Ansicht gebildet hat, verargen, daß er diese ihnen ausspricht.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts suchten, wie bereits früher (Th. IX. S. 462 und 469 ff.) bemerkt worden ist, die ersten Männer Italien's in allen Städten und Gegenden die Geschichte ihres Vaterlandes in klassischem Latein zu behandeln, weil alle Aktenstücke, diplomatischen Noten, Briefe u. s. w. in dieser Sprache verfaßt wurden, und weil folglich jeder Diplomat und Minister mit gutem Latein innig vertraut sein mußte. Dies änderte sich, als die italiänische Sprache vollständig ausgebildet war und die alte Civilisation wiederkehrte. Wir reden daher hier nur von den Männern, welche in ihrer Muttersprache die Geschichte ihrer Zeit geschrieben haben. In diesen allein kann man den Charakter der Zeit erkennen, weil diejenigen, welche, um anerkannt zu werden, Lateinisch schrieben, sich bis zum Lächerlichen und Abnormen romanisiren mußten. Nichtsdestoweniger findet sich unter den lateinischen Geschichtschreibern, welche Muratori in seiner großen Sammlung der italiänischen Geschichtsquellen herausgegeben hat, eine Anzahl ausgezeichnete Werke; wir haben es aber hier nicht mit der Kritik der historischen Quellen des sechszehnten Jahrhunderts, sondern mit dessen Geist und Bildung zu thun. Wir wollen uns damit begnügen, blos an einigen wenigen Männern und ihren Werken nachzuweisen, daß auch die ausgezeichneten, noch immer als klassisch geltenden historischen Werke

den Charakter des Jahrhunderts an sich trugen. Dies schadet ihnen bei denen, welche zu urtheilen verstehen, so wenig, daß es vielmehr ein Tadel wäre, wenn sie, was unter den Deutschen oft der Fall war, nicht Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes, sondern Gestalten in des Thucydides oder des Tacitus Kleidern gewesen wären.

Unter den Geschichtschreibern ist aus vielen Ursachen zuerst Machiavelli zu nennen. Eine bloße Andeutung seiner Wirksamkeit im Leben wird zeigen, daß derselbe die politische Weisheit der philosophischen und religiösen vorziehen mußte, und daß er, gewohnt mit meisterhafter Kunst, Sophistik und Eleganz des Styles geschriebene politische und diplomatische Schriften abzufassen, eher das Kluge und Nützliche, als das Weise, Wahre und Gute zu empfehlen geneigt war. Wir finden ihn bei seinem Eintritte ins öffentliche Leben als Republikaner im Dienste der aristokratischen Partei von Florenz, folglich als einen Gegner der Medicis, welche an der Spitze der demokratischen Partei standen. Kosmus von Medicis und seine Söhne dachten wie Cäsar, Machiavelli dagegen dachte, so lange die Umstände der Aristokratie günstig waren, wie Cicero. In dieser Zeit war er nicht bloß Staatssecretär der Republik Florenz, sondern er hatte auch als Gesandter die wichtigsten Geschäfte zu leiten, welche ein Mann von strengen Grundsätzen nimmer hätte übernehmen können oder, wenn er sie übernommen hätte, schlecht geführt haben würde. Machiavelli ward 1499 zum Intriguiren an den Grafen von Forli gesendet. Er reiste viermal (1500, 1503, 1510 und 1511) zu ähnlichen Zwecken an den französischen Hof. Er ward ebenso nach Pisa geschickt, und war 1502 der Vertraute des Cäsar Borgia, welchen er als den Meister einer um Moral ganz unbefümmerten Politik bewundert. In den Jahren 1503 und 1506 kabalirte er zu Rom; welche politische und historische Weisheit man aber dort suchte und ehrte, wird aus dem, was früher erzählt worden ist, leicht zu schließen sein. Im Jahre 1505 wurde Machiavelli nach Perugia geschickt, sowie damals und nachher (1509) noch einmal nach Mantua und an den Herrn von Piombino, 1504 aber dreimal nach Siena und 1507 an Kaiser Maximilian I. Später diente er einer ganz anderen Art Politik, als er 1521 nach Carpi und 1523 nach Venedig gesendet wurde. Noch im Jahre 1526 schickte ihn seine Vaterstadt

an Guicciardini, welcher damals den Angelegenheiten des Papstes in der Lombardei vorstand. Aus allem diesem ergibt sich, daß man, um die zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenen historischen und politischen Urtheile und Ansichten Machiavelli's richtig zu beurtheilen, zuerst vorzüglich seine Gesandtschaftsberichte oder die Briefe an seine Regierung (Signoria) studiren muß. Diese Berichte kann ein Diplomat nicht ungelesen lassen; sie zeigen aber zugleich, daß der Politiker sich mit vollem Vertrauen aus Machiavelli's Schriften bilden kann, der Historiker dagegen sie mit derselben Vorsicht lesen muß, mit welcher der Deutsche Johannes von Müller's Werke lesen wird. Machiavelli's diplomatische Berichte, welche unter dem Titel *Legazioni 1767* zum ersten Male in Florenz erschienen sind, füllen zwei Bände der Mailänder *Classici Italiani*. Man findet in denselben die ganze Feinheit eines gebildeten Italiäners aus der höchsten Klasse der Gesellschaft, sowie alle Bildung und Gelehrsamkeit eines der besten Kenner der Alten, zugleich aber auch alle Kniffe und alle Verschlagenheit einer sophistischen, der Treue, Wahrheit und Religiosität völlig ermangelnden Generation.

Im Jahre 1512 ward Machiavelli nebst Capponi, Boscoli und einigen anderen Freunden der alten aristokratischen Republik, schuldig oder unschuldig, in den Proceß wegen einer Verschwörung, welche die Vertilgung der ganzen in ihre Vaterstadt zurückgeführten Familie Medicis beabsichtigt hatte, verwickelt und durch die Folter in einen schrecklichen Zustand versetzt. Damit begann für ihn eine Zeit der Entfernung vom politischen Treiben, welche von 1513 bis 1519 dauerte und für ihn herber war, als alles Andere. In dieser Zeit arbeitete Machiavelli seine Schriften aus, welche, so vortrefflich sie auch sind, doch gleich den Gedichten Lord Byron's überall den unruhigen und unbefriedigten Charakter ihres Verfassers verrathen. Die vorzüglichsten Männer der drei letzten Jahrhunderte und besonders die zahlreichen Politiker unserer, zu Machiavelli's Staatskunst zurückgekehrten Zeit, sowohl die liberalen als ihre Gegner, erheben ihn freilich bis in den Himmel. Sie mögen vom genialen Standpunkte aus Recht haben; wir reden nur von dem Eindrücke, den diese Meisterarbeiten, welche in einem hinreißenden Style geschrieben sind und ein großes Genie, vieles

Talent und eine seltene Fähigkeit der Darstellung beweisen, auf eine unbefangene, Gott-ergebene Seele machen. Allen politischen und historischen Schriften Machiavelli's scheint uns ein Satz zu Grunde zu liegen, der für uns trostlos ist, wenn man auch eingestehen muß, daß er für den Kreis der Erfahrungen Machiavelli's allerdings wahr war. Dieser Satz ist der Gedanke, daß es in allen menschlichen Dingen weder auf Religion, noch auf Moral, sondern lediglich auf Klugheit, Macht und Gewalt ankomme. Machiavelli übersieht dabei durchaus, zu welchem furchtbaren Resultat dies, als allgemeine Wahrheit angenommen, führen würde.

Da das aristokratische Rom und das oligarchisch regierte Venedig Machiavelli's Ideale waren, und da seine eigenen Erfahrungen in einer Zeit, wie die früher von uns beschriebene war, ihn leiteten, so war es ihm leicht, die römische Geschichte seiner Politik anzupassen. Dies geschah in den Vorlesungen über Livius (*Discorsi sulla storia di Tito Livio*), denen die Vorträge zu Grunde lagen, welche er der aristokratischen Jugend von Florenz in den Gärten Rucellai's gehalten hatte. In diesen Betrachtungen über römische Geschichte, deren anderweitiges Verdienst zu allgemein anerkannt ist, als daß wir hier, wo wir keinen kritischen Zweck verfolgen, von demselben reden dürften, sucht Machiavelli den von Rom und vom alten Florenz begeisterten Jünglingen in der Art der alten Redner und mit deren Talent zu beweisen, daß die römischen Einrichtungen unübertrefflich gewesen seien. Er übersieht dabei ganz, daß Größe und Glanz von Güte und Vortrefflichkeit für alle Bürger ohne Unterschied durchaus verschieden sind, was gewöhnlich auch unsere Anglomanen vergessen. Es wird übrigens seiner Gelehrsamkeit und seiner diplomatischen Fertigkeit im Sophistisiren leicht, die Verfassung Rom's durch Beispiele des damaligen England und Frankreich und des Kaiserreichs zu Tacitus Zeit hervorzuheben und den Beweis zu führen, daß alles Spätere schlechter gewesen sei. Er entschuldigt als Staatsmann und Sophist einer glänzenden Zeit, wie die seiner Jugend war, alle Gräuelt; jede Streitigkeit des Volkes und der Patricier wird bei ihm unbedeutend; die politische Religion der Römer erscheint ihm vortrefflich, die christliche dagegen wird in den Schatten geschoben, und vom Papstthum und dessen Macht in Italien leitet er den

Verfall Italien's her. Dabei wird mit einer solchen Kunst und Gelehrsamkeit das Wahre zur Unterstützung des Halbwahren oder gar des Falschen gebraucht, daß die größten Alterthumsforscher entzückt gewesen sind, weil sie hier das bewiesen zu finden glaubten, was sie so sehnlich bewiesen zu sehen wünschten. Übrigens sind Machiavelli's Discurse über Livius sehr ausführlich, und das Verständniß derselben erfordert ein fleißiges Studium des Alterthums, sowie eine genaue Kenntniß der Aristotelischen Grundsätze der Staatsweisheit; sie sind daher auch von denen, welche in unseren Tagen am lautesten von ihnen geredet haben, schwerlich verstanden oder auch nur aufmerksam gelesen worden.

Machiavelli's sieben Bücher vom Kriege (*della guerra*) zeigen ihn als einen über seine Zeit erhabenen Mann und als einen historischen Politiker, welcher die Mängel der Menschen und Regierungen seiner Zeit durchschaute, die rechten Mittel ihnen abzuhehlen angab und eben deshalb kein Gehör fand. Er bemüht sich, die Italiäner aus dem Schlummer der Weichlichkeit und Verwöhnung, in welchen sie versunken waren, zu erwecken und auf die Ursache ihrer von den Ausländern zur Unterdrückung Italien's benutzten Schwäche aufmerksam zu machen. Er zeigt ihnen das Verderbliche des Systems, Leute, welche für Geld gemiethet sind (*Condottieren*), für sich kämpfen zu lassen; er ertheilt ihnen den Rath, eine Art Landwehr zu bilden, und benützt, um denselben recht eindringlich zu machen, den damals in Italien neu erwachten Enthusiasmus für das alte Rom und dessen Einrichtungen. Seine genaue Kenntniß der Geschichte wird bei dieser Gelegenheit nicht sophistisch, sondern historisch benützt. Machiavelli zeigt nämlich den Italiänern, daß ein Claudius Marcellus, ein Marius, die Scipionen, ein Julius Cäsar ganz allein mit Italiänern alle jene Nationen besiegt haben, welche jetzt Italien unterdrückten.

Diese Schrift hatte Machiavelli für seine jungen Freunde Buonelmonte und Ludwig Allemanni bestimmt, für welche er auch die Vorlesungen über römische Geschichte gehalten hatte. Ihnen zu Gefallen schrieb er noch ein anderes Büchlein, durch welches er dem Einwurfe zu begegnen suchte, daß das, was zur Zeit der alten Römer in Italien möglich gewesen sei, jetzt nicht mehr möglich sein würde. Dieses Buch ist die Biographie des

Castruccio Castracani (s. Th. VIII. S. 137 f.). Die Beziehungen desselben auf den Zweck aller Schriften Machiavelli's, seine Landsleute aus dem Schlummer der Üppigkeit und Weichlichkeit zu kräftigem Patriotismus und edelem Nationalgeföhle zu erwecken, scheint Vielen, die über Machiavelli geschrieben haben, entgangen zu sein. Selbst Guinguenée, welcher im Anfange des achten Bandes seiner italiänischen Literaturgeschichte sehr ausführlich über Machiavelli handelt, hat die eigentliche Bedeutung jenes Buches nicht hervorgehoben, obgleich er sie, nach einer anderen Stelle zu urtheilen, geahnt zu haben scheint. Machiavelli wählt nämlich, weil er überhaupt die Geschichte nicht als Zweck oder mit anderen Worten als Darstellung des Geschehenen, sondern nur als Mittel behandelte, den Bürger eines kleinen Staates wie Lucca, um handgreiflich zu machen, daß ein Mann von Kraft und Talent auch noch im gesunkenen Italien, von kleinem Anfange beginnend, sich und sein Vaterland groß machen könne. Er bleibt auch in diesem Buche dem politischen Grundsatz getreu, den er, durch eine lange Erfahrung belehrt, dem Jesuitismus und der gleißnerischen Pfaffenweisheit, mit welcher die Fürsten und Pfaffen seiner Zeit das Volk bethörten und unter ihr Joch brachten, entgegensetzt. Diesen Grundsatz legt er seinem Helden in den Mund, wenn er ihn sagen läßt: „Der Mensch dürfe vor nichts zurückbeben, er müsse Alles versuchen, Alles wagen; Gott sei immer nur mit dem Starken, er ertheile stets dem, der Etwas habe, noch mehr, und nehme dem, der wenig habe, auch noch das, was er habe. Dies gehe daraus hervor, daß Gott ja den Schwachen immer in die Hand des Starken gebe.“ Dieser Ausspruch war jedoch nicht so frevelhaft gemeint, als es scheinen könnte. Es ist ein bloßer Satz aus dem Kreise der Erfahrungen Machiavelli's, und es versteht sich dabei von selbst, daß, wer wagt und versucht, sich auch der Gefahr zu unterliegen und umzukommen aussetzt, da das Leben einer Lotterie verglichen wird.

In dieser Lebensbeschreibung war das eigentlich Historische Nebensache, und Machiavelli nahm es damit gar nicht genau; Aldus Manutius der Jüngere hat sich daher auch ganz umsonst über dieselbe ereifert. Dieser grundgelehrte Mann hat sich durch Reisen, Forschen, Prüfen und Erkundigen alle Mühe gegeben,

um die historischen Schwächen und Mängel Machiavelli's aufzudecken und den Beweis zu liefern, daß der große Mann die Erforschung der Thatfachen vernachlässigt habe. Es kommt für Machiavelli's Hauptzweck auf die Punkte, welche Aldus berichtigt haben soll (denn wir selbst haben sein Buch nicht gesehen) gar nicht an. Indessen wäre doch, und zwar der historischen Forschungen wegen, zu wünschen, daß des Aldus Schrift *) weniger selten wäre, als dieselbe sein soll. Guinguenée hat diese Schrift ebensowenig zu Gesicht bekommen, als Renouard, der doch den Werken der Aldinischen Druckerei sein ganzes Leben gewidmet hat. Als politische Belehrung ist das Buch vortrefflich, als Geschichte schlecht, als Biographie mittelmäßig, da nicht nur die römische Eleganz, welcher Machiavelli in demselben ebenso, wie in der Florentinischen Geschichte, die Einfachheit und ungeschmückte Wahrheit opfert, einen unangenehmen Eindruck macht, sondern auch die Charakterschilderung am Schlusse schlaff ist und der dichterischen Dreistigkeit Plutarch's ermangelt.

Das einzige ganz eigentlich historische Werk Machiavelli's, seine acht Bücher Florentinischer Geschichten **), sind dem Pabst Clemens VII. gewidmet, was schon darauf deutet, daß sie zwar sehr klassisch, schwerlich aber mit der Feder eines Dino Compagni oder auch nur eines Bellutello geschrieben sein können. Wenn indessen auch Machiavelli in seinem Florentinischen Geschichtswerke mehr einen politischen Zweck, als den historischen der ungekünstelten und ungeschminkten Darstellung verfolgt, so ist doch dieser Zweck der edelste, den ein Schriftsteller sich vorsetzen kann; nur haben wir oft gewünscht, daß wir nicht so oft durch affectirte Nachahmung der alten Muster, durch lange eingeschobene Reden, durch gekünstelte herbeigezogene Sentenzen und durch die mit bewunderungswürdiger Kunst gebauten Perioden von der Sache auf den kunstreichen Verfasser geführt würden. Machiavelli allein hat übrigens die Kunst verstanden, aus einer Stadtgeschichte eine

*) Le azioni di Castruccio Castracani degli Antelminelli, signore di Lucca, con la genealogia della famiglia, Roma 1590, 4.

**) Istorie Fiorentini di Nicolo Machiavelli, cittadino e secretario Fiorentino.

Weltgeschichte zu machen, was ihm nur deshalb möglich war, weil viele ausgezeichnete Schriftsteller vor ihm Alles, was mit der äußeren Geschichte von Florenz zusammenhing, in der Muttersprache so ausführlich behandelt hatten, daß er es als bekannt voraussetzen und dagegen vorzugsweise die innere Geschichte der Stadt behandeln konnte.

Jener von uns vortrefflich genannte Zweck, welchen Machiavelli in diesem Werke sich vorgesetzt hat, besteht darin, daß er seinen Landsleuten vermittelt ihrer eigenen Geschichte den Gang und das Resultat der ganzen Weltgeschichte handgreiflich vorzustellen suchte. Er weist nach, wie der schlechtere Zustand einer folgenden Generation immer aus den Fehlern der vorhergehenden entspringt, und diese Fehler deutet er an. Er zeigt auf klare Weise, daß physisches Erschlaffen und moralischer Tod enge mit einander verbunden sind, und daß alle Staaten nur so lange blühen, als die Einfalt der Sitten in ihnen besteht und Luxus, Üppigkeit und der übermäßige Reichtum einiger wenigen Bürger nicht die Federkraft des ganzen Volkes gelähmt haben. Damit die Kraft erhalten werde, müsse nach seiner Erfahrungs-Politik der Kampf der Stände unter sich fortbauern; sobald einer derselben ganz obfiege, sei der Verfall unvermeidlich. In Florenz hatte, wie Machiavelli nachweist, anfangs ebenso, wie im alten Rom, der Adel oder vielmehr die Patricier die Macht und Regierung ganz allein im Besitze; die Florentinischen Patricier verloren aber, wie die römischen, durch Stolz und Habsucht die Herrschaft, welche dann an die Mittelklasse oder die Bourgeoise kam. Diese nahm, wie Machiavelli nachweist, zu den Fehlern, die den mittleren Ständen eigen sind, bald auch noch die ihrer Vorgänger, der Patricier, an, und eröffnete dadurch denen, welche an der Spitze und im Namen des niederen Hausens nach der Herrschaft einer monarchischen Gewalt strebten, die Aussicht auf dieselbe. Die Art, wie Machiavelli das stets wechselnde Wogen und Wiegen der verschiedenen Klassen und den Kampf der Parteien vor die Augen des Lesers bringt und klar macht, ist unnachahmlich. Seine tiefe Einsicht in die ganze italiänische Politik und sein sicherer Tact sind überall gleich, weshalb er auch über sehr wichtige Dinge, wenn sie dieser seiner Natur fremd sind, blos als Diplomat ur-

theilt. Dahin rechnen wir unter Andern, daß er über den Einfluß der christlichen Religion oder des Katholicismus blos nach den Mißbräuchen, die sich eingeschlichen haben, urtheilt, und daß er eine Weltbegebenheit wie die Kreuzzüge nur von der Politik Urban's II. ableitet.

Da Machiavelli's Florentinische Geschichte stets als ein Kunstwerk, als ein Meisterstück der Darstellung und des Styles anerkannt worden ist, so wäre es allzu dreist, nur eine Einwendung dagegen machen zu wollen, wie derjenige thun könnte, welcher den Styl und die Manier des Thucydides der Schreibart des Livius vorzieht. Einiges haben jedoch auch sogar zwei italiänische Literatoren, Tiraboschi und Giovanni Andres*), mit allem Rechte getadelt. Der Letztere sagt: „Machiavelli ist von der Vollkommenheit eines Geschichtschreibers trotz aller seiner Vorzüge weit entfernt. Jedes Buch seiner Geschichte beginnt mit einer Abhandlung (dissertazione) und mit einem politischen Raisonnement, welches nach seinem eigenen Geständnisse in Beziehung auf Dinge, die außerhalb Toscana's vorgefallen sind, viel zu ausführlich ist. Er beschreibt ferner sehr oft Dinge, die nicht sehr anziehend sein können, mit einer zu kleinlichen Genauigkeit. Sein Styl ist nicht lebhaft und beseelt genug**). Die Reden, die er freilich nicht gerade sehr häufig einmischt, und zwar nur an Stellen, wo sie passend und nöthig scheinen, sind oft sehr nüchtern und kalt, und stehen hinter den Reden im Livius und in anderen Alten weit zurück.“

Machiavelli's Florentinische Geschichte fand bei Clemens VII. eine weit weniger günstige Aufnahme, als die von ihm verfaßte Komödie Mandragola bei Leo X. gefunden hatte. Dieser hatte nämlich nicht allein bedeutende Summen für die Aufführung des Stückes hergegeben, sondern auch den Verfasser nach Rom eingeladen, um dieselbe zu leiten. — Die übrigen Arbeiten Machiavelli's übergehen wir, weil hier nur von historischen Werken die Rede ist. Die berühmteste derselben, die Belehrung für einen Fürsten, der eine usurpirte Gewalt behaupten will (del principe), gehört

*) Tom. III. parte II.

***) Wir glauben allein darum, weil zu viel Kunst und Verstand, kein Herz und keine Natur darin ist.

ganz der Politik an. Diejenige Art von Politik, welche Machiavelli in diesem Buche dem Fürsten empfiehlt, ist oft heftig geschmäht worden, und sogar Friedrich der Große hat eine Widerlegung desselben geschrieben; wenn man aber bedenkt, daß Machiavelli durch und durch Diplomat war, so wird man begreifen, wie er, einst ein edler Republikaner, dazu kommen konnte, ein solches Buch zu schreiben. Wir haben nämlich eine Urkunde, in der Machiavelli berichtet, welche Höllequal er empfand, als er während der Jahre 1513 bis 1519 von den öffentlichen Geschäften entfernt war, und wie er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, bis ihn die Medicis wieder zu Gnaden annahmen und in Geschäften gebrauchten. Diese Urkunde ist ein Brief, den er 1513 an Francesco Bettori schrieb, der aber erst 1810 in Mailand gedruckt worden ist. Wenn man denselben liest, so wird man fast auf den Gedanken gebracht, daß der Diplomat, um von Usurpatoren zu Gesandtschaften gebraucht zu werden, für diese das Buch vom Fürsten geschrieben habe. —

Der zweite große italiänische Geschichtschreiber, welcher mit den Alten in Eine Reihe zu setzen ist, und dessen Werk zugleich die Hauptquelle für die Geschichte der letzten Jahre des fünfzehnten und der ersten des sechszehnten Jahrhunderts bildet, ist Francesco Guicciardini. Im Jahre 1482 geboren, war er zuerst Lehrer des Rechtes zu Florenz, dann Advokat und hierauf Gesandter, indem ihn die Republik Florenz schon 1512 an den König Ferdinand von Aragonien schickte. Später war er Statthalter des Papstes in Reggio, wo er, wie oben (S. 383) berichtet worden ist, sich dadurch unsterblich machte, daß er den Überfall der Franzosen vereitelte, und dadurch ihre Vertreibung aus Italien veranlaßte. Guicciardini beschreibt daher in seiner Geschichte von Italien nur Begebenheiten, in welche er selbst verflochten gewesen war. Er dachte ganz anders als Machiavelli; er war der aristokratischen Republik abgeneigt und dagegen der monarchischen Regierungsform von Hause aus gewogen. Er wurde deshalb auch von den Medicis gleich nach ihrer Rückkehr gebraucht und von den Florentinern, welche trotz der republikanischen Form damals schon ganz monarchisch waren, im Jahre 1515 dazu gewählt, um im Namen ihres Staates zu Cortona die Anrede an Leo X. zu halten. Der Papst nahm

ihn damals sogleich in seine Dienste, und machte ihn nicht nur zum Statthalter von Reggio und Modena, sondern auch von Parma. Unter Paul III. kehrte er nach Florenz zurück, und ward dort wieder zur Leitung der Staatsangelegenheiten gebraucht.

Guicciardini, dessen Breite und dessen auf bewunderungswürdige Weise künstlich zierlicher, aber auch verwickelter Periodenbau sprichwörtlich geworden sind, hat aus der Geschichte seiner Zeit ein abgerundetes Kunstwerk gemacht. Mit Karl's VIII. Zug nach Italien (1494) beginnend und mit der Schlacht bei Pavia endigend, folgt er vom ersten Einrücken der Franzosen an allen Veränderungen, welche durch den Einfall derselben bewirkt wurden, ganz ausführlich im Einzelnen bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung aus Italien. Er hat freilich nicht, wie die Kritiker einer gewissen Art von ihm zu fordern oder an ihm zu tadeln pflegen, Kapitel über die Künste und Gewerbe, über den Handel und die Wissenschaften eingeschoben, deren Geschichte zwar allerdings sehr genau behandelt werden muß, aber doch den raschen Gang der Darstellung menschlicher Thaten und Gesinnungen nicht unterbrechen darf; denn er ist, wie Thucydides, nur der Handlung der Zeit gefolgt. Er hat den Faden der Erzählung der Begebenheiten fortgesponnen und, ohne sich um die Hülle und das Äußere ängstlich zu bekümmern, den Geist und das Wesen der Dinge ins Licht zu setzen gesucht. Daß er seine Zeit und die Gesinnungen und Beweggründe der Menschen, also die Mittel sie zu leiten und zu regieren, vortrefflich verstanden hat, oder mit anderen Worten, daß er der praktischen und positiven Politik ganz mächtig war, während Machiavelli nicht nur früher als Gegner der Medicis, sondern auch später als ihr Rathgeber mehr der doctrinären Politik sich befließ, sieht man schon daraus, daß sein Werk und Philipp von Comines' Geschichte die unzertrennlichen Begleiter Karl's V. waren.

Guicciardini's Geschichte war, wie die lateinisch geschriebene allgemeine Geschichte des Präsidenten de Thou, lange Zeit nur verstümmelt bekannt, weil man alle Stellen gegen den römischen Hof und gegen die Rabalen der vornehmen Herren aus ihr weggelassen hatte, so daß selbst die prächtige Ausgabe, welche Pasquali 1738 in zwei großen Folianten zu Venedig veranstaltete, der zwei seit 1603 überall ausgetilgten und verbotenen Stellen würde entbehrt haben, wenn

nicht der Verleger einen Kunstgriff gebraucht hätte, um sie drucken zu dürfen; doch fehlen auch in dieser Ausgabe noch Stellen. Erst 1775 hat man ein von des Verfassers eigener Hand corrigirtes Exemplar gefunden, welches dann zu Florenz unter dem Namen Friburgo als Druckort in vier Quartbänden herausgegeben ward.

Durch tiefe Menschenkenntniß, scharfen Blick, edeln Sinn und Studium der Alten zeichnet sich Guicciardini aus, den nicht wie Machiavelli der Vorwurf trifft, daß er uns kein Mittel darbietet, seine Machtsprüche zu prüfen und hier und da die Quellen in die Hand zu nehmen; denn Guicciardini erzählt nur Geschichten seiner Zeit oder solche, in denen er selbst handelnde Person war. Übrigens sind wir weit entfernt, mit Bolingbroke, welcher die Menschheit ebenso wie Guicciardini betrachtet, den italiänischen Advocaten dem Thucydides vorzuziehen. Mit Recht fragt der Italiäner Andres, der ihn übrigens verdienter Maßen sehr lobt: „Wo sind bei ihm jene lebendigen Gemälde, jene aus dem Leben genommenen, uns ansprechenden Charakterschilderungen, jene gedrängten Zeichnungen, welche wir an den Alten bewundern?“ Den Styl Machiavelli's und seine ganze Art zu schreiben würden wir, trotz des Mangels an Einfachheit, sowie der in historischen Dingen stets verdächtigen Affectation und Fremdartigkeit der Nachahmung des alterthümlichen Styles, wegen der Gedrängtheit, Bestimmtheit, Klarheit und lichtvollen Ordnung jedenfalls der Breite Guicciardini's vorziehen. Übrigens wird Guicciardini auch dadurch lästig, daß er immer das Eine unter das Andere mischt. Die ewig wiederkehrende, zum spöttischen Sprichwort gewordene Erwähnung des an sich unbedeutenden Krieges der Florentiner mit den Pisanern (s. S. 135), die sehr unangenehmen und ganz unnöthigen Wiederholungen, die lästige Ausführlichkeit, mit welcher er alle großen und kleinen Gründe und Ursachen, die jedem Beschlusse und jeder Berathschlagung zu Grunde lagen, berichtet, machen Guicciardini's Wortreichthum und künstlichen Periodenbau beschwerlich, während Machiavelli's Kunst und Kürze uns auch gegen unseren Willen hinreißt. Wahr ist übrigens, daß kein historisches Werk der Neueren den besseren Alten näher steht, als Guicciardini's Geschichte von Italien zu seiner Zeit. Übrigens sind die von ihm eingeschalteten Reden in einer Zeit, in welcher die diplomatischen

Geschäfte ebenso in Reden, wie jetzt in diplomatischen Noten und Denkschriften, behandelt wurden, nicht so unpassend und lästig, als wir diese Manier gegenwärtig finden würden.

3. Deutsche Literatur und Bildung.

Wir glauben in Betreff des Einflusses der deutschen Literatur auf Leben und Bildung einen anderen Weg einschlagen zu müssen, als derjenige ist, welcher vorher für Italien befolgt worden ist und später auch für Frankreich befolgt werden wird. Die deutsche Literatur ist erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach und nach für unsere Nation klassisch und für die anderen Völker bedeutend geworden, so wenig es auch den Deutschen früher an Bildung und Wissenschaft gefehlt hat. Eine deutsche Literatur gab es schon darum nicht, weil unsere Nation nicht einem deutschen, sondern einem römischen Kaiser gehorchte und einem römischen Reiche, sowie einer römischen Kirche angehörte. Die deutschen Gelehrten fuhren daher, wenn sie allgemein gelesen werden wollten, auch dann noch fort, in der römischen Sprache zu schreiben, als die Italiäner, Spanier, Franzosen und Engländer schon längst aufgehört hatten, die Gegenstände, welche vor das große Publikum gehörten, lateinisch zu behandeln. Wir können aus diesem Grunde auch bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus, zwar stets von einer stillen, erfreulichen, dem deutschen Privatleben und dem sehr beschränkten Zustande unserer mittleren Klassen angemessenen Bildung reden, aber von keiner glänzenden Literatur oder von glänzenden Anstalten zu ihrer Pflege, wie diejenigen waren, welche schon König Franz I. von Frankreich in seiner Hauptstadt errichtete. Bildung und Ton der Zeit können also in Betreff des deutschen Volkes nicht, was bei den Italiänern und Franzosen möglich ist, an einzelnen bis auf unsere Tage klassisch gebliebenen Nationalwerken, wie selbst das garstige Buch vom Gargantua und Pantagruel in Frankreich noch gegenwärtig ist, anschaulich gemacht werden, sondern dies muß auf eine andere Weise geschehen. Wir müssen nämlich, weil keine klassischen Werke der Deutschen vorhanden sind, das Streben einzelner Männer unseres Volkes, unter ihren Schülern die alterthümliche Bildung und das Urchristenthum zu verbreiten, hervorheben. Es

wird sich dabei von selbst ergeben, daß die Wissenschaft und Kunst der Alten, welche in Italien ein Luxus und Zeitvertreib der Vornehmen und Reichen war, und in Frankreich gleich anfangs einen ungeheueren Aufwand und königliche Freigebigkeit in Anspruch nahm; in Deutschland ganz im Stillen den gedrückten edelen Seelen ihre Armuth erleichterte. Dies würde schon allein daraus hervorgehen, daß Luther, welcher sogar nach seiner Feinde Zeugniß durch angeborenes Talent und erworbene Wissenschaft der ausgezeichnetste Mann in Deutschland war, ohne irgend eine Beschwerde Armuth und Mangel getragen haben würde, wenn man ihm nur die Freiheit des Denkens und Lehrens gegönnt hätte. Sein Freund Melancthon, der weise und freundliche Gründer der deutschen Mittelschulen, denen unser Vaterland weit mehr verdankt, als den Prunkanstalten der Universitäten, obgleich sie ohne diese nicht hätten werden oder bestehen können, gehörte freilich durch seinen Vetter Reuchlin den höheren und reicheren Klassen an; auch er war aber viel stolzer darauf, daß er der Elementarlehrer für die künftigen Gründer neuer Mittelschulen war, als auf irgend eine Entdeckung, die ihn unter den Gelehrten verewigt hätte.

Das Grübeln, das Sammeln und die Freude am stillen Forschen haben der deutschen Nation oft den Spott ihrer Nachbarn zugezogen; diese wußten aber nicht, daß unsere Geistlichen, Schullehrer und Magister über der Befriedigung, welche die Studien selbst ihnen gewährten, die Ansprüche vergaßen, welche nicht hätten befriedigt werden können, ohne das Volk zum Lastträger der Civilisation und des Schimmers seiner Gelehrten zu machen. Hat doch Luther die Reise nach Augsburg zum Cardinal Cajetanus, vor welchem er dort in einem geliehenen Kleide erschien, zu Fuße und die Fahrt auf den Wormser Reichstag (s. S. 342 und 370) in einer Art Bauernfarren gemacht! Auch Melancthon, der doch in guter Gesellschaft aufgewachsen war, machte, als er von Tübingen nach Wittenberg gezogen war und hier zum ersten Male auftrat, durch seine dürftige und unansehnliche Erscheinung sogar auf Luther selbst einen sehr unangenehmen Eindruck. Luther beschreibt ihn bei dieser Gelegenheit als ein kleines Männchen, und stellt, nach seiner komischen Art zu schildern, ihn gerade so dar, wie wir etwa einen Tübinger

Stiftler, der durch Mangel an Luft und Licht Jahre lang der Welt entfremdet war, beschreiben würden; er fügt aber hinzu, daß, sobald Melanchthon seine Rede begonnen habe, alle Wittenberger erkannt hätten, daß Tübingen ihnen einen großen Mann überlassen habe, welcher den besten Italiänern zu vergleichen gewesen sei.

Zwei Jahrhunderte lang hat die deutsche Nation um die Frage zu kämpfen gehabt, ob ihre Staats-Religion eine für Künstler, Dichter, Könige, Fürsten, Grafen und Ritter passende bleiben oder eine moralisch bürgerliche werden solle. In diesem Kampfe für ein geistiges Gut mußten alle äußeren Güter aufgeopfert werden, und man entsagte endlich sogar der politischen Freiheit, um nur der Glaubens- und Lehrfreiheit genießen zu können. Daher kann denn auch schon ein einziger Blick auf die Spanier, Italiäner und Franzosen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts uns zeigen, welche Art von Civilisation die Gelehrten Deutschland's zu gründen suchten. Sie wollten nicht, gleich denen Italien's und Frankreich's, große und glänzende, den Staat belastende Anstalten gründen oder große und berühmte Gelehrte bilden; sie wollten vielmehr durch gelehrte Schulen eine geistige und sittliche Bildung unter dem Mittelstande und durch ihn im Volke verbreiten. Dies gelang, und Deutschland allein zeichnete sich vor allen Ländern Europa's, selbst England nicht ausgenommen, von jeher dadurch aus, daß auch der Geringste und Ärmste mit wenigen Kosten zur höchsten Bildung gelangen konnte. Sobald sich daher im sechszehnten Jahrhundert die theologischen, in barbarischem Latein geführten Streitigkeiten über die Concordien-Formeln und die symbolischen Bücher ein wenig gelegt hatten, blühte bei den Deutschen auch die Poesie, besonders die geistliche und mystische, neu auf, und Deutschland's Astronomen fanden die ewigen Gesetze des Weltenumlaufes, von welchen die Alten keine Ahnung gehabt hatten. Daß nachher im siebzehnten Jahrhundert ein Stillstand erfolgte, daran waren die Nation und auch die Gelehrten nicht Schuld.

Um dies im Einzelnen zu zeigen, gehen wir von einer Ansicht aus, welche nicht ganz irrig sein kann und, auch wenn sie es wäre, zu dem Zwecke, zu welchem sie hier gebraucht werden soll, gleichwohl dienen könnte. Diese Ansicht ist: daß eines Theils Luther und Melanchthon ebenso für die Bildung der deutschen

Nation, wie für die Religionsstreitigkeiten, die Hauptpersonen des sechszehnten Jahrhunderts waren, und daß anderes Theils Tübingen, Wittenberg, Heidelberg und Prag in diesem Jahrhundert und in den ersten zehn Jahren des folgenden nach einander die Hauptsitze und Pflanzschulen deutscher Wissenschaft waren. Da nun Melanchthon sowohl für Tübingen, als für Wittenberg die Hauptperson war, so reden wir von ihm und von Luther, welcher ebenfalls in Wittenberg lehrte, zuerst, und versparen das, was von Heidelberg und Prag ausging, auf den folgenden Band, in welchem die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts behandelt werden wird.

Melanchthon's Wirksamkeit hängt mit Reuchlin's und Ulrich's von Hutten Kampf für Licht und Freiheit und für edele Humanitäts-Bildung enge zusammen, und die von ihm in Heidelberg begonnenen Studien trugen erst in Tübingen, wo er schon in seinem sechszehnten Lebensjahre eine Lehrstelle erhielt, Früchte. Wir handeln daher zunächst von Tübingen, und gehen dann auf Wittenberg über, von wo nachher Melanchthon wie aus einer Missions-Anstalt Boten des Lichts in alle Gegenden Deutschland's sendete. Wir glauben an seine Geschichte um so mehr unseren Bericht anreihen zu können, als wir wegen dessen, was hier übergangen wird, auf eine Abhandlung verweisen können, welche der württembergische Pfarrer Heyd in der Tübinger Zeitschrift für Theologie vom Jahre 1839 niedergelegt hat. Unsere Bemerkungen beschränken sich indessen vorerst auf die Bemühungen der protestantischen Gelehrten um die allgemeine Bildung Deutschland's, weil diese bis zur zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts allein standen, und erst dann die Jesuiten versuchten, in ihrem Sinne und unter ihren Glaubensgenossen Eifer für die Wissenschaft zu erwecken. Der Orden der Jesuiten erlangte gerade dadurch die Bedeutung, von welcher im folgenden Bande die Rede sein wird, daß er, das Bedürfniß der Zeit in Bezug auf höhere Bildung anerkennend, den Protestanten nicht das Verdienst um die Schulen und Wissenschaften überlassen wollte, sondern ebenfalls Schulen gründete, um das Wissen mit Wissen zu bekämpfen. Melanchthon's Schulen und freie Wissenschaft erhielten gerade zu der Zeit, als die Jesuiten die übrigen errichteten, einen tödtlichen

Stoß, weil die blinden Lutheraner, die Pfänder und Consorten, mit der Concordien-Formel Unfug trieben, die freien Seelen aus Melanchthon's Schule als halbe Reformirte oder, wie man sie nannte, als Krypto-Calvinisten verfolgten, und durch die Regierungen den Deutschen eine neue dogmatische Scholastik, ein ganz geschmackloses und steifes Formelnwesen aufzwangen. Unser Bericht über Melanchthon's Bemühungen und Verdienste soll daher zeigen, daß dieser Mann, sowohl unter den Anhängern der neuen, als der alten Lehre wissenschaftliches Leben weckte und einen Kampf der Wissenschaft veranlaßte, der allein Leben gibt, da in der Ruhe der Tod ist, wie die Ruhe im Tode.

Melanchthon verdankte seine Bildung seinem Vetter Keuchlin, mit welchem er schon in Pforzheim zusammentraf, wo er die Schule besuchte, und im Hause von Keuchlin's Schwester wohnte. Dieser Gelehrte, welcher bekanntlich schon ein vornehmer und furchtsamer Reformator deutscher Studien war, ermunterte seinen kleinen Vetter, durch Privatunterricht Griechisch und Hebräisch zu erlernen, weil beide Sprachen damals noch nicht in der Schule gelehrt wurden. Rührend ist dabei, was sowohl Melanchthon selbst, als auch Keuchlin in seinen Briefen von den einfachen Verhältnissen jener Zeit und von dem Verkehr des Letzteren mit dem jungen Mann, den er schon in Tübingen zum Reformator der deutschen Schulen und Studien bestimmte, erzählt.

Stuttgart, wo Keuchlin bis auf Eberhard's I. Tod als Hofrichter wohnte, und Tübingen, wohin er oft kam, um Gericht zu halten, vereinigten schon zu der Zeit, als der Streit wegen der Verbrennung der rabbinischen Schriften begann (s. Th. X. S. 449 ff.), eine Anzahl bescheidener, mit sehr Wenigem zufriedener Männer, welche, wenn sie in Rom, Mailand oder Florenz gelebt hätten, weltberühmt gewesen sein würden. Wir nennen nur einen Stöffler, Bebel, Brassicanus und Simmler. Unter diesen Männern ist in Hinsicht auf die Verbindung der Mathematik mit dem Studium des Alterthums, welche in den von Melanchthon's Schülern eingerichteten Schulen eingeführt wurde, vor allen Anderen Stöffler wichtig, weil die Nation es ihm verdankte, daß sie am Ende des Jahrhunderts einen Kepler erhielt, welchen Alle neben Newton, wir über ihn setzen, weil er zugleich Astronom und Platonischer

Philosoph und Dichter war, während Newton über der Offenbarung Johannis grübelnd, rechnend und deutend brütete. Stöffler war in der Mathematik und Astronomie der Nachfolger des Peurbach und Regiomontanus, deren große Verdienste um Astronomie und zugleich um allgemeine Literatur bereits früher (s. Th. IX. S. 432 f.) dargelegt worden sind. Regiomontanus war der Erfinder der Instrumente, mit denen die Beobachtungen erneut wurden, welche Claudius Ptolemäus und Hipparchus gemacht hatten. Sein Schüler Walter verbesserte dieselben und als beide Männer die Unrichtigkeit der astronomischen Tafeln, deren man sich bis auf ihre Zeit bedient hatte, erkannten, berechneten sie neue. Ganz Europa staunte, als zwei Deutsche eine neue Berechnung der Himmels-Veränderungen *) bekannt machten, welche kein Italiener zu verfertigen im Stande war. Pabst Sixtus IV. rief deshalb den Regiomontanus nach Rom, bediente sich seiner zur Verbesserung des Kalenders, und machte ihn zum Bischof von Regensburg. Regiomontanus starb 1476 in Rom; sein Schüler Walter aber, welcher bis 1504 lebte, setzte die Beobachtungen und Berechnungen desselben fort.

In die Spuren dieser Männer trat Melanchthon's Lehrer Stöffler, der Gründer der mathematischen Schule in Tübingen und der Urheber der Kalender. Er wandte die Arbeiten, welche seine beiden Vorgänger nur für die Astronomen gemacht hatten, für das Volk an, indem er das, was die Astronomen Ephemeriden nannten, zum Kalender machte. Seine Kalender der ersten zwei- unddreißig Jahre des sechszehnten Jahrhunderts wurden in ganz Europa als eine willkommene Erscheinung begrüßt. Stöffler war zugleich ein geschickter Mechanikus, und hielt zu Tübingen stark besuchte Vorlesungen über Mathematik, über Astronomie und besonders über mathematische und physische Geographie, was in Bezug auf die Fortschritte der deutschen Cultur besonders deshalb zu bemerken ist, weil man damals noch keine Bücher über diese Gegenstände besaß. Stöffler hielt täglich Vorlesungen und nützte durch dieselben mehr, als durch Bücher. Er war es, durch welchen Melanchthon bewogen wurde, den Aratus ins Lateinische zu

*) Ephemerides astronomicae ab anno 1475 ad 1506.

überlegen; er war es, der den Sebastian Münster bildete, welcher nachher von Basel aus für die Geographie und ihre Cultur ebenso wirkte, wie sein Studiengenosse Melanchthon von Wittenberg aus für die Einführung der Mathematik in die Schulen. Die Jesuiten fanden sich dadurch genöthigt, die mathematischen und exacten Wissenschaften auch in den katholischen Schulen eifrig betreiben zu lassen.

Was Stöffler für die mathematischen und geographischen Wissenschaften leistete, thaten Bebel für die lateinische Sprache und ihren Ausdruck und Neuchlin für das Hebräische und Griechische. Bebel's Latein zog den Melanchthon von Heidelberg nach Tübingen, wo er und eine Anzahl anderer Männer, wie Heinrichmann, Brassicanus, Coccinius und Altenstaig, eine Art gelehrten Bund gegen das Küchenlatein und die Barbarei ihrer Zeit schlossen. Von Bebel und Brassicanus lernte Melanchthon, der dies in den von ihm 1544 herausgegebenen Briefen an und von Neuchlin ausdrücklich ausspricht, die Gelehrsamkeit für das Leben fruchtbar machen und so gleich den von uns früher genannten Italiänern den Geschmack der Nation in den gelehrten Schulen bilden, statt daß diese bisher bloß das Gedächtniß gefüllt hatten. Dies beabsichtigte Bebel durch seine Vorträge über lateinische Schriftsteller, und dahin zweckte auch der Eifer der genannten Männer für die lateinische Stylistik, weil alle Glieder der höheren Klassen damals nur Lateinisch zu schreiben pflegten, und Latein, nicht Französisch die allgemeine europäische und diplomatische Sprache war. Mit der genauen Nachahmung des Styles der hochgebildeten Patricier von Rom war nothwendiger Weise auch eine Verbesserung des Tones der guten Gesellschaft verbunden.

Für die griechische Sprache oder vielmehr für das Lesen griechischer Schriftsteller benutzte Melanchthon einen Magister Hildebrand, den er sehr rühmt, von welchem wir aber keine Bücher kennen. Auch Simmler gab ihm Privatanweisung. Nimmt man dazu, daß Dekampadius, der auf mehreren Universitäten Italien's gewesen war, gemeinschaftlich mit Melanchthon für die Verbreitung und Vervollkommnung der Hülfsmittel des Griechischen in Deutschland arbeitete, und daß er ebenso eine Gesellschaft für das Griechische stiftete, wie Bebel eine für das Lateinische

gestiftet hatte, so wird man erkennen, was Tübingen für die Cultur Deutschland's war, ehe es durch Wittenberg verdunkelt wurde, und was Melanchthon, schon ehe er Professor in Wittenberg ward, also vor seinem einundzwanzigsten Jahre leistete.

Die Art Professur, welche Melanchthon in Tübingen hatte, hielt ihn in einer unteren Stellung; die politischen Verhältnisse Württemberg's aber waren nach des edeln Eberhard I. Tode von der Art, daß es ein Glück für Deutschland war, als Melanchthon, nachdem er in Tübingen nicht blos in den alten Sprachen und den mathematischen Wissenschaften, sondern auch in Geschichte, Philosophie und Beredjamkeit sich ausgezeichnet hatte, im Jahre 1518 nach Wittenberg berufen wurde, wohin aus Deutschland wie aus der Fremde alle Freunde des Lichtes zu Luther strömten. Hier allein war Gelegenheit, das Ziel zu erreichen, welches Melanchthon dort wirklich erreicht hat, wie selbst seine Zeitgenossen dadurch anerkannten, daß sie ihn den Schullehrer aller Deutschen (Praeceptor Germaniae) nannten. Er selbst sagte, die Reinigung aller Wissenschaften und Unterrichtsweisen auf hohen und niederen Schulen vermittelst eines zweckmäßigen Studiums der Alten und einer gesunden Philosophie sei die Aufgabe seines Lebens. Dies konnten freilich sehr viele seiner Zeitgenossen, welche nur für theologische Klopffechtereien Sinn hatten, nicht verstehen.

Melanchthon's erstes Auftreten in Wittenberg (August 1518) schildert Luther in einem munteren Briefe ganz meisterhaft, indem er das Unansehnliche und Unbedeutende seiner Person und seiner Äußerlichkeiten mit dem Glänzenden und Alle Ergreifenden seiner Antrittsrede in Contrast stellt. Diese Rede handelte von dem, was so eben Zweck und Ziel von Melanchthon's ganzem Leben genannt worden ist, von der Verwandlung der höheren und niederen Schulen Deutschland's in Anstalten für die Bildung zur ächten Humanität (De corrigendis studiis). Sie muß Luther's Beifall besonders deshalb erhalten haben, weil in ihr die scholastische Philosophie und die Freunde derselben sehr übel wegkamen. Melanchthon's Auftreten als Lehrer kündigte den Deutschen eine Rückkehr ihres Jugendunterrichtes von Prudentius und Consorten zum Homer und von Thomas von Aquino und seines Gleichen zum Apostel Paulus an; denn er las gleich anfangs sowohl über

die Iliade, als über den Brief an die Römer. Seine ganze Richtung war die der gelehrten Italiäner, welche aus der alten Literatur eine neue zu erwecken und das ganze Volk zur höheren Bildung zu rufen, nicht das Land mit wortklaubenden Philologen und citirenden, übergelehrten Akademikern zu füllen suchten. Die Verhältnisse rissen ihn aber später in die trostlose theologische Polemik, welche nach Luther's Tode in Deutschland erwachte, und die Streitigkeiten zwischen den Calvinisten und Lutheranern, den Philippisten oder Krypto-Calvinisten und den Anhängern der in Tübingen geschmiedeten Concordien-Formeln und wiederum aller dieser protestantischen Parteien mit den Jesuiten führten am Ende einen blutigen Religionskrieg herbei, und verhinderten, daß der von Melanchthon ausgestreute Samen in Deutschland die Früchte brachte, deren sich Frankreich schon im sechszehnten, besonders aber im siebenzehnten Jahrhundert erfreute.

Melanchthon, welcher durch seine unter gebildeten Frauen verlebten Knabenjahre, durch Reuchlin's Umgang und durch seine zwar munteren, aber von aller Rohheit entfernten und nach höherer Bildung strebenden Universitäts-Freunde von dem rohen Wesen der in Klöstern oder in klösterlichen Schulen gebildeten Gelehrten seiner Zeit und ihrem Schimpfen, Schelten und Poltern fern gehalten worden war, arbeitete zu Wittenberg unaufhörlich darauf hin, in Deutschland den Geschmack und Ton der guten Gesellschaft des alten Griechenland und Rom zu verbreiten. Er erklärte den Quinctilian, den Cicero und Virgil besonders in Bezug auf Nachahmung; denn er übersetzte selbst Vieles aus dem Griechischen in reines Latein, indem er es seinem Freunde Luther überließ, die Muttersprache auf die Weise, wie dieser gethan hat, zu vervollkommen. Melanchthon übersetzte die vorzüglichsten im Thucydides vorkommenden Reden, sowie die des Demosthenes und des Isokrates Rede vom Frieden, ferner des Theognis Weisheitsprüche, des Lucian Rede gegen die Verleumdung, den Pindar und den Euripides. Er verfaßte ferner in einer Zeit, wo es in Deutschland noch ganz an Lehrbüchern fehlte, mit dem Lehrtalent, welches ihn auszeichnete, gut geschriebene Handbücher über Grammatik, Rhetorik und Mathematik. In Betreff der letzteren Wissenschaft verfaßte er einen kurzen Inbegriff der Elemente Euklid's. Er

schrieb außerdem über Tacitus Germania, machte Einiges von der Astronomie des Ptolemäus bekannt, förderte die seiner Zeit sehr berühmte Chronik seines Landsmannes Raucler zum Drucke und ordnete sie besser, und schrieb selbst einiges Historische, unter Andern eine Geschichte Ludwig's des Baiern. Seine sämtlichen Werke mußten, obgleich sie vier Folianten füllen, von 1568 bis 1601 in Strassburg viermal neu aufgelegt werden, und seine Reden erschienen besonders in sechs Octav-Bänden.

Ein Blick auf die Wirkung der bescheidenen Männer, welche in Melanchthon's Spuren traten, wird zeigen, daß diese Männer, trotz der widrigen Zeitumstände und trotz des Mangels an Aufmunterung, für die eigentliche Volksbildung und die stillen, allein beseligenden Studien der als Kabinets-Gelehrten verachteten Deutschen mehr leisteten, als die glänzenden, prahlenden Unsterblichen unter den Franzosen, die Scaliger, die Saumaise, die Casaubonus. Wollten wir die Verdienste jener Männer richtig würdigen, so müßten wir, weil sie mehr wirkten als schrieben, der einzelnen Geschichten ihres Lebens ausführlicher gedenken, als der Zweck dieses Werkes erlaubt; es sollen daher, um das Gesagte klarer zu machen, nur einige wenige Namen und Notizen angeführt werden.

Unter den Männern, welche, wie Melanchthon, unablässig bemüht waren, durch Lehre und Unterricht das Dunkel der deutschen Schulen zu erhellen, ist billig zuerst sein älterer Freund, Eobanus Hessus, wie er nach seinem Geburtslande genannt wurde, anzuführen. Dieser Mann war schon enge mit Melanchthon verbunden, als er noch in Tübingen lebte. Er lehrte nach Melanchthon's Weise zu Nürnberg und Erfurt, wo er Professor der Dichtkunst und Geschichte war, und starb schon 1540. Ein zweiter Melanchthon war der Pfälzer Camerarius, welcher eine vorzügliche Biographie Melanchthon's geschrieben hat. Er war der erste ausgezeichnete Mann einer Familie, die sich um deutsche Wissenschaft und auch um deutsche Staatsgeschichte große Verdienste erworben hat. Seine Söhne und Enkel traten alle in seine Spuren; der berühmteste unter den Letzteren war des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz Kanzler, und ward später vom schwedischen König Gustav Adolf in seine Dienste gezogen, weil er

für den vorzüglichsten deutschen Staatsmann galt. In der Pfalz war, so lange Kurfürst Ludwig V. und sein Bruder Friedrich lebten, für Aufklärung und Religionsverbesserung nichts zu thun; denn Melanchthon's Schüler Grynäus und seine Freunde Sebastian Münster und Hermann von dem Busche verließen Heidelberg, weil sie mit den fünfzig oder sechszig Gulden Gehalt, die man den dortigen Professoren gab, nicht leben konnten. Camerarius richtete aber die Nürnberger Gelehrtenschule ein, welche durch ihren Rector, Cobanus Hessus, eine der ersten Pflanzschulen klassischer Wissenschaft und Beredsamkeit in Deutschland ward. Camerarius selbst wurde nach Tübingen und von dort nach Leipzig berufen, wo er 1574 starb. Wenn man einen Blick auf seine in Jöcher's Gelehrten-Lexicon aufgezählten Schriften wirft, so muß man über die Menge und Mannichfaltigkeit derselben erstaunen. Sie umfassen das ganze Alterthum, und keine von ihnen ist ganz unbedeutend. Sie verdienen auch immer gelesen zu werden, und man muß sehr bedauern, daß sie von den nach Neuem haschenden Zeitgenossen nicht öfter und aufmerksamer gelesen werden. Schade ist es, daß die von Camerarius verfaßte Geschichte des Schmalkadischen Krieges, die man bei Freher findet, in griechischer Sprache geschrieben ist; hätte er sie deutsch geschrieben, so würden wir im Betreff einer wichtigen Periode der deutschen Geschichte ein im Geiste der Alten verfaßtes lesbares Werk in der Muttersprache und für das große Publikum besitzen, welches uns jetzt ganz fehlt.

Neben den genannten Männern ist zunächst Holzmann anzuführen, welcher seinen Familiennamen gräcisirte und in Xylander umwandelte, wie auch Melanchthon es mit dem seinigen (Schwarzerd) gemacht hat. Er war zugleich als Mathematiker und als Kenner und Übersetzer der Alten in solchem Grade ausgezeichnet, daß es schwer zu sagen ist, ob er seinem Vaterlande, in welchem damals die griechische Sprache noch wenig verbreitet war, mehr durch sein Leistungen in der Mathematik oder durch seine Übersetzungen der Griechen genützt hat. Man mußte sich nämlich beim Mangel aller Wörterbücher und Grammatiken durch lateinische Übersetzungen zum Erlernen des Griechischen verhelfen. Das Vaterland war ebenso undankbar gegen Xylander, als später gegen den größten Mann des siebenzehnten Jahrhunderts, Kepler. Der Letztere kam

im Mangel um; Kylander, welcher um ganz elenden Lohn übersetzen mußte, arbeitete sich zu Tode. Er starb 1576. Kästner in seiner Geschichte der Mathematik hat ihm als Mathematiker ein würdiges Denkmal gesetzt, ohne ihn declamatorisch zu preisen. Was Kylander leistete, wird aus einer bloßen Aufzählung seiner Arbeiten ersehen werden können. Er übersetzte den Plutarch, den Strabo, den Cedrenus und Scyliges, des Psellus Schrift über mathematische Wissenschaften, den Dio Cassius, des Kaisers Marc Aurel Buch „An sich selbst“, den Theokrit, den Phlegon und des Diophantus höhere Arithmetik, welche letztere Übersetzung zu den wenigen einigermaßen bezahlten gehörte, indem der Herzog von Württemberg ihm fünfhundert Thaler für dieselbe gab. Kylander übersetzte ferner das Buch des Stephanus Byzantinus über die Städte, den Pausanias, das Leben des Proclus von Marinus, den Antoninus Liberalis, des Apollonius Wundergeschichten, das ähnliche Buch des Antigonus und den Diodorus Siculus. Den Polybius übersetzte er ins Deutsche. Außerdem schrieb er eine große Zahl mathematischer, optischer und astronomischer Schriften, sowie Erklärungen des Homer und Horaz und eine Euklideische Algebra.

Zu den Männern, welche, von Melancthon ermuntert und unterrichtet, ihr Leben dem Vaterlande widmeten, ohne eine andere Belohnung zu suchen, als das Bewußtsein die Geistesbildung der Deutschen mächtig gefördert zu haben, gehören auch die beiden Brüder Lotichius. Der Eine von ihnen war Abt zu Schlüchtern im Hanauischen, der Andere ward von diesem zur Errichtung einer gelehrten Schule in Schlüchtern gebraucht. Beide waren zu ihrer Zeit durch ganz artige lateinische Gedichte berühmt; hier sind sie aber als Mitgründer der neueren Studien zu erwähnen. — Andere Männer, die sich durch die Verbreitung der alterthümlichen Studien und des Geistes der Alten ausgezeichnet haben, werden im folgenden Bande erwähnt werden, wenn von der Blüthe der reformirten Studien in Heidelberg und von Prag die Rede ist. Hier, wo wir nur von Wittenberg reden, müssen wir noch ganz kurz Luther's und des von ihm ausgehenden Theiles der deutschen Bildung handeln.

Da im sechszehnten Jahrhundert Alles, was in Deutschland öffentlich gethan, geredet und geschrieben wurde, sich mehr oder minder auf Luther bezog oder von ihm und seinen Freunden ausging, so müßten eigentlich Luther's Schriften hier sehr ausführlich durchgegangen werden. Dies erlaubt jedoch der Inhalt derselben nicht, weil wir alles Theologische und jede Controvers vermeiden. Es ist aber auch nicht nöthig, an diesem Orte auf die einzelnen Schriften einzugehen, da die ganze vorhergehende wie die zunächst folgende politische Geschichte Deutschland's sich nur mit Luther beschäftigt, und dabei der wichtigeren Schriften desselben oft ausführlich gedacht werden muß. Wir wollen daher nur mit wenigen Worten Luther's Beziehung auf deutsche Literatur, Dichtung und Sprache andeuten.

Luther hat vermittelst seiner Bibel-Übersetzung nicht allein den Grund zu einer Büchersprache gelegt, sondern es ward auch durch ihn ein bestimmter Dialekt allen Deutschen zur Regel gemacht, und die Bibelsprache Luther's leistete in Deutschland das, was in England durch den Conversations-Ton der guten Gesellschaft von London und in Frankreich durch den Pariser Ton bewirkt worden ist. In Folge der Bibel-Übersetzung Luther's hat ein deutscher Normaldialekt die übrigen aus der Literatur verdrängt und die Nation ein Buch voll Muster der Behandlung aller Gattungen der Poesie und Prosa erhalten. Von dem Hohenliede, dem Hiob und den Psalmen an bis zur patriarchalisch idyllischen Geschichte des ersten Buches Moses und des Buches Ruth welche Mannichfaltigkeit! Und wie meisterhaft paßte Luther im Hiob und in den Psalmen seinen deutschen Ausdruck dem Sinne an! Er traf, wie das auch bei dem Latein der Vulgata, der er oft folgt, der Fall ist, meisterhaft und instinktmäßig den Geist und Ton der Zeiten und Verfasser, und schuf auf diese Weise, da seine Bibel ein Lesebuch des protestantischen Theiles der deutschen Nation ward, für diesen eine Sprache und eine Art geistlicher Bildung, welche man bei denen, die dem alten Glauben treu blieben, und die ein jeder in seinem nicht ausgebildeten Dialekt oder in der lateinischen Sprache seiner Kirche schrieben, gänzlich vermißt.

Luther's Bibel-Übersetzung mag an vielen Stellen ungeachtet der Hülfe, welche sein Freund und College Melancthon, der wie ein

Rabbiner Hebräisch und wie ein in Griechenland geborener Gelehrter das Griechische verstand, ihm geleistet hat, hier und da im Einzelnen unrichtig sein. Dergleichen Mängel kann der Theologe des Katheders verbessern; wenn es aber darauf ankommt, das Leben, das Wesen und den Geist einer von Gott, nicht von industrieller Weisheit erleuchteten oder von Herder's Posaune betäubten Zeit wiederzugeben, so steht Luther allein, und der Deutsche kann nur von ihm die Sprache erlernen, die das Herz trifft. Wir finden es daher ganz natürlich und recht, daß die Gelehrten unserer Zeit andere, dem Fortschritte der Zeit angepasste Übersetzungen gefertigt haben; sie werden aber nie bewirken können, was Luther's Bibel bewirkt hat. Diese ist unter uns ebenso national geworden, wie Homer es unter den Griechen war. Wie bei uns Luther's Übersetzung der Bibel früher das Lesebuch der ganzen Nation vom letzten Proletarier an bis zum ersten Fürsten ward und hier und da noch ist, so waren in Frankreich Mutarch's Lebensbeschreibungen alter Helden, welche im fünfzehnten Jahrhundert übersetzt wurden, ein Lesebuch, und blieben es aus demselben Grunde, aus welchem Luther's Übersetzung sich erhalten wird. Luther und die französischen Übersetzer Mutarch's haben das, was sie übersetzten, im Sinne des Volkes, dem sie angehörten, mit dem Herzen, nicht mit dem Verstande aufgefaßt und so wiedergegeben, wie es ihnen in ihrer Zeit erschien; sie haben also Sprache und Sache begeistert wieder geschaffen, wie es für ihre Zeit paßte, nicht wie es dem Wortsinne nach einst war. An dem neuen Meisterwerke der Deutschen ließen sich daher auch viele Einzelheiten tadeln und verbessern, das Ganze aber war unübertrefflich. Auch in unserer Zeit noch ist das, was aus vollem Herzen floß, am besten geeignet, um sich die Sprache und den Geist der besseren Zeiten unseres Volkes anzueignen.

In Bezug auf geistliche Lieder hat Luther, welcher zugleich musikalisch war, selbst vielleicht weniger geleistet, als man oft behauptet; er ist aber der Urheber einer Gattung von Poesie geworden, welche dem deutschen Gemüthe mehr entsprach, als irgend eine andere. Dies hier nachzuweisen, würde nicht passend sein; wir wollen daher nur die Bemerkung hinzufügen, daß Koch in seinem Handbuche der Literatur die Namen von dreißig Männern

nennt, welche sich in der Zeit von Luther bis auf Opitz durch geistliche Gedichte ausgezeichnet haben.

Auch in anderen Zweigen der Volks-Literatur weckte Luther Nachseiferer; die Religionsstreitigkeiten der folgenden zwei Jahrhunderte aber, welche in lateinisch geschriebenen Büchern geführt wurden, erstickten die deutsche Literatur wieder. Wir glauben jedoch andeuten zu müssen, daß uns gerade aus dem vierten und fünften Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts einige acht deutsche und ganz originelle Schriften überliefert worden sind, welche beweisen, wie sehr es zu bedauern ist, daß der in ihnen betretene Weg nicht weiter verfolgt ward. Der erste von den Männern, welche in dieser Beziehung zu nennen sind, ist der Verfasser einer bayerischen und einer deutschen Chronik, welcher, weil er in Abensberg geboren war, unter dem Namen Johannes Aventinus bekannt ist. Er schrieb sowohl seine bayerische Chronik als seine Chronica vom Ursprunge der alten Deutschen, welche Letztere erst einige Jahre nach seinem 1534 erfolgten Tode gedruckt ward, mit solcher Freimüthigkeit, daß man, weil er Katholik war und doch die Geistlichen sehr hart mitnahm, seine bayerische Geschichte arg verstümmelte. Ziegler hat nämlich 1554 des Aventinus bayerische Chronik unter dem Titel Annales lateinisch herausgegeben, dabei aber Alles, worauf die Protestanten sich hätten berufen können, ausgelassen. Diese verschafften sich jedoch die Originalhandschrift und ließen sie 1580 durch Johann Eisnerus in Basel herausgeben. Beide Chroniken, nämlich die deutsch geschriebenen, sind nicht bloß wegen ihres naiven und freimüthigen Tones, sondern auch darum merkwürdig, weil sie eine Frucht des Studiums der alten handschriftlichen deutschen Literatur und der Archiv-Documente waren, welche der Verfasser durchsucht hatte, und von denen Manches, was er noch benutzen konnte, für uns verloren ist. Mit einer kritischen Geschichtserzählung vertragen sich freilich die so zahlreich aufgenommenen Sagen und Märchen nicht; dagegen aber passen sie für eine gemüthliche Volks-Belehrung und -Unterhaltung durch Geschichte vortrefflich.

Ein anderes deutsches Buch aus Luther's Zeit ist dadurch merkwürdig, daß sowohl Luther als Melancthon dasselbe heftig bekämpft haben, und daß es uns zeigt, auf welche Weise die Litera-

tur der damals rasenden, jetzt ungemein friedlichen Wiedertäufer mit der Literatur der Reformatoren contrastirte. Diese Secte verhielt sich zu den Reformatoren gerade so, wie die Radikalen, Socialisten und Communisten unserer Zeit zu den Constitutionellen; auch waren ihre Grundsätze ungefähr dieselben, wie die der französischen Socialisten, wenn man anders Lamennais zu diesen zählen darf. Ihr Hauptschriftsteller war Sebastian Franke, welcher 1500 zu Donauwörth geboren war, und in lateinischer und deutscher Sprache originelle Bücher und Satyren oder, wenn man will, Pasquillen schrieb, zu denen, wie wir weiter unten sehen werden, auch Luther sich herabließ. Er lebte, wie es scheint, vom Bücherschreiben, Bücherdrucken und Bücherverkaufen, und war in Nürnberg, Ulm und Straßburg ansässig, mußte aber aus allen diesen Städten weichen, weil seine furchtbare Schriftstellerei und seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, besonders an Schriften in deutscher Sprache, dem Staate und der Civilisation, welche erst im Werden begriffen war, verderblich zu werden drohten. Seine meisten Schriften fallen in den Zeitraum von 1528 bis 1545, also in eine Zeit, wo die Hauptgefahr, mit welcher Franke's Schwärmerei vom inneren Worte, von einer Totalreform und von der Unwesentlichkeit jeder äußerlichen Form in Staat und Kirche die Reformation bedrohte, nicht mehr viel schaden konnte. Luther ärgerte sich besonders über Franke's impertinente, in lateinischer Sprache abgefaßte Schmähschrift gegen die Weiber; er begleitete die von einem seiner Freunde geschriebene Widerlegung derselben mit einer Vorrede, welche in der ihm eigenthümlichen Art, also nicht gerade milde geschrieben war.

Am heftigsten ward Luther über Sebastian Franke, - der ihm an Kenntniß des Wesens deutscher Nation und ihrer Geschichte, sowie an Gewandtheit im Gebrauche der Sprache nicht im geringsten nachstand, durch ein Buch desselben erbittert, welches 1533 unter dem Titel: „Paradoxa oder zweihundert und achtzig Wunder-Neden aus der heiligen Schrift“ erschien; wir könnten jedoch eine ganze Reihe von Auflagen dieser mystischen Schrift aufzählen, welche noch 1690 in Riga wieder aufgelegt worden ist. Dem inneren Wesen nach ist dieselbe durchaus nicht so gotteslästerlich, als sie durch die Art, wie ihr Verfasser sich ausdrückte, dem Luther und

Melanchthon vorkommen mußte. Sie enthält z. B. den Satz, es gebe keine Sünde wider Gott, denn was unter Menschen Sünde sei, sei es vor Gott nicht. Sie lehrt ferner eine örtliche und wesentliche Gegenwart Gottes in Pflanzen und Thieren und in Allem, was da ist, so daß also Sebastian Franke auf einen Pantheismus zurückkommt, welcher der ältesten Philosophie zu Grunde lag, wie der Religion der Bramanen, der Buddhaisten und der Chinesen. Nach dieser Philosophie konnte denn auch Christo keine andere Göttlichkeit zugeschrieben werden, als diejenige, welche allen großen, um die Menschheit besonders verdienten Männern zukommt; und dies war es vorzüglich, was die genannten beiden Reformatoren gegen Franke erbitterte, und was auch Calvinus an Servet dadurch rächte, daß er denselben verbrennen ließ.

Eine Sammlung von deutschen Sprichwörtern, welche Sebastian Franke in zwei verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Titeln herausgab, enthält, soviel wir wissen, nichts Fanatisches, Schwärmerisches oder Revolutionäres. Sie wurde daher auch sehr oft aufgelegt und fand, trotz des Hasses, welchen Luther gegen Franke hegte, bei Bürgern und Bauern ihre Stelle neben der Luther'schen Bibel. Sie enthält überlieferte Lehren gemeiner Klugheit und verdient der Sammlung, welche Agricola fast um dieselbe Zeit machte, unstreitig vorgezogen zu werden.

Franke hat auch zwei merkwürdige Geschichtswerke verfaßt. Das Eine ist eine allgemeine Geschichte, und führt den Titel: „Chronica, Zeitbuch und Geschichtsbibel von anbegin bis auf das jar 1531;“ das Andere ist eine deutsche Geschichte und heißt: „Germania d. i. Chronica des ganzen Teutschen Landes und aller Teutschen Völker Herkommen u. s. w.“ Beide Bücher füllten durch Franke's originelle Weise, die Geschichte in der Muttersprache zu behandeln, eine Lücke, welche die damaligen Gelehrten mit ihrem Streben, die Griechen und Römer nachzuahmen, nicht ausfüllen konnten, so sichtbar aus, und entsprachen so sehr einem allgemein gefühlten Bedürfnisse, daß sie in ganz Deutschland verbreitet wurden und in einer guten deutschen Bibliothek nie fehlen durften. Der Druck von Franke's allgemeiner Geschichte wurde nicht eher erlaubt, als bis der Verfasser erklärt hatte, daß in derselben nichts gegen den rechten Glauben vorkomme. Es fand sich jedoch sehr

balb, daß auch nicht eine Spur von dem, was die Theologen und Juristen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts den im Staate zu dulbenden rechten Glauben nannten, in dem Werke enthalten sei, und man machte deshalb dem Verfasser den Vorwurf, daß er alle Ketzer entschuldige und sich ihrer Ketzerereien annehme. Ihm sei, hieß es, eine Religion, eine Secte und eine Meinung immer gerade so gut, wie jede andere; er rede von einem inneren Worte, von einem Christus in uns, und dies sei ein großes Verbrechen; denn wenn das wahr sei, so würde ja die Welt gar keiner gelehrten Theologen bedürfen. Als er darüber der städtischen Polizei Rechenschaft geben sollte, konnte er freilich das, was gedruckt war, nicht ableugnen, und er wurde daher aus der Stadt gewiesen. Sein Werk war jedoch zur Zeit der Concordien-Formeln und des Lutherischen Wortglaubens gleich nach Luther's Tode allen gemüthlichen Deutschen so erwünscht und passend, daß wir, wenn dies hier geschehen dürfte, eine lange Reihe von Ausgaben aufzählen könnten, welche im sechszehnten Jahrhundert von demselben gemacht worden sind. Das Verzeichniß dieser Ausgaben werden die Leser leicht in einem der vielen literarischen Handbücher unserer Nation auffuchen können; wir bemerken nur, daß theils vom Verfasser selbst, theils nach seinem Tode von einem Ungenannten Fortsetzungen hinzugefügt wurden, so daß Franke's Werk schon 1551 zu Ulm in drei Folianten gedruckt ward. Es hatte also die Verkezerung desselben durch die protestantischen Theologen und Juristen und das Zetergeschrei, welches der gelehrte katholische Theolog Cochläus gegen dasselbe erhob, keinen anderen Erfolg, als daß dem Geschichtsbuche des Schwärmers noch mehr Leser verschafft wurden.

Franke's deutsche Geschichte ist auch dadurch merkwürdig, daß sich in derselben eine der drei kurzgefaßten Erklärungen (clavis) von Melchior Pfinzing's Theuerdank (s. Th. X. S. 439 f.) findet. Von diesen Erklärungen ist die eine von Melchior Pfinzing selbst, die andere von Sebastian Franke, die dritte von Matthäus Schultes. Alle drei zusammen findet man in einer Schrift von Joh. David Köler, welche Hummel in Nürnberg 1790 herausgegeben hat. Auf dem Titel der von uns gebrauchten deutschen Chronik Franke's steht: „Gedruckt zu Bern in Bächtlandt bei

Matthia Apiaro vnnnd vollendet auf den ersten Tag Martii 1539." Fol. Es sollen aber Ausgaben von demselben Jahre und sogar vom vorhergehenden vorhanden sein, die an anderen Orten gedruckt worden sind. Auch dieses Buch ward oft neu herausgegeben, und noch im Jahre 1598 erschien eine Ausgabe zu Riga.

4. Übergang des klassischen Studiums von Italien nach Frankreich und erste Schritte zu einer neuen französischen Nationalliteratur.

a. Allgemeines.

In Frankreich trat während des sechszehnten Jahrhunderts eine lange Reihe von Männern auf, durch deren Bemühungen das Studium der Alten für die neuere Literatur und für das Leben im Allgemeinen erst recht fruchtbar ward, oder mit anderen Worten, welche dahin gewirkt haben, daß die neuere Bildung, die seit dem vierzehnten Jahrhundert mit Hülfe der alten Literatur so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, in Frankreich neue ebenso große und in manchen Fächern noch größere machte. Dieser verdienstlichen Männer waren so viele, und es zeigte sich in Frankreich, was in Deutschland nicht der Fall war, ein solcher Wettstreit und eine solche Gleichheit des Eifers und des strebenden Geistes zwischen den Gelehrten der katholischen und protestantischen Schulen, daß das Einzelne schon des Raumes wegen auf den nächsten Band verspart werden mußte, wenn auch nicht das Meiste von dem, was zu sagen ist, erst der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts angehörte. Wir werden daher erst später, wo von den Italiänern gar nicht mehr, von den Deutschen nur wenig zu reden ist, dieser großen und angestregten Bemühungen französischer Gelehrten ausführlich gedenken, hier aber in Betreff des Gelehrten uns auf das, was unter Franz I. geschah, beschränken und in Betreff der eigentlich französischen Literatur nur einige Bemerkungen über die in der alten naiven, derben Sprache verfaßten poetischen und prosaischen Schriften machen. Die letztere ist bekanntlich in unseren Tagen bei denjenigen Franzosen, welche den gebahnten und ausgetretenen Weg platter, aber klarer Rede verlassen wollten, wieder zu Ehre gekommen, weil man in der alten Sprache, wie wir bei Luther, Kraft, Natürlichkeit und Neuheit, im Inhalt Nationalität,

Munterkeit und jenen derben Witz fand, den die Hof-Literatur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht duldbete.

b. Studium des Alterthums vor Franz dem Ersten.

In Hinsicht auf Politik, diplomatische Künste, Tücke und Arglist waren die Franzosen schon unter Ludwig XI. und unter Karl VIII. Schüler und auch sogar Meister der italiänischen Wissenschaft gewesen. Unter Ludwig XII. suchten sie auch den Unterricht der alten Sprachen und der in Italien blühenden Wissenschaften in ihrem Lande zu begründen, und verbanden, wie die Italiäner im elften und zwölften Jahrhundert gethan hatten, ihre neuen Studien mit dem Studium des römischen Rechtes. In den Rechtsschulen von Bourges, Orleans und Dijon finden wir Spuren klassischer Studien, welche nicht von der Regierung ermuntert waren. Schon Ludwig XII. suchte die Griechen, welche die alten Wissenschaften nach Italien gebracht hatten, auch in Frankreich zu gebrauchen. Er wandte sich an Johann Vaskaris, welchem er ausgezeichnete Ehre erwies, der jedoch erst unter seinem Nachfolger Franz I. mit großem Erfolge als Lehrer aufgetreten ist.

Auch einen in lateinischer Sprache schreibenden Geschichtschreiber, wie er ihn sich wünschte, in Frankreich aber nicht fand, ließ Ludwig XII. sich aus Italien kommen. Die Kunst des Lateinschreibens, die Nachahmung des Styles von Cicero, Livius und anderen Alten ward bekanntlich unter den Italiänern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bis zum Abgeschmackten getrieben. Wer ein Werk über Geschichte oder Staatschriften, welche für ganz Europa bestimmt waren, geschrieben haben wollte, der mußte sie lateinisch schreiben lassen und sich eines in der neuen Schule gebildeten italiänischen Stylisten bedienen. Ludwig XII. wandte sich daher, als er die französische Geschichte in zierlichem Latein schreiben lassen wollte, an den Bischof Stephan Poncher um Rath, und dieser empfahl ihm den Italiäner Emilio, welcher dann unter dem Namen Paulus Aemilius der Geschichtschreiber Frankreich's wurde, das bis dahin nur Chroniken besessen hatte. Paulus Aemilius kam wahrscheinlich um das Jahr 1499 nach Paris, und der König, der ihn zum Historiographen ernannt hatte, gab ihm eine Dombherrn-Stelle, damit er ungestört der Erfüllung seiner

Aufgabe obliegen könne. Er arbeitete sein Werk in Hinsicht auf die Form mit solchem Fleiße aus, daß er nicht weniger als sechs-
 zehn Jahre lang am Style feilte, ehe er die ersten vier Bücher
 erscheinen ließ. Im Jahre 1516 gab er diese vier ersten Bücher
 französischer Geschichten (De rebus gestis Francorum libri IV.
 Paris. fol.) heraus, und erst zehn Jahre nach seinem Tode (1539)
 erschien sein aus zehn Büchern bestehendes Werk, welches die Ge-
 schichte bis auf den Anfang von Karls VIII. Regierung enthält,
 vollständig. Die Beurtheilung dieses Werkes gehört nicht hieher.
 Die Aufgabe, im Style der Alten zu schreiben und den Franzosen
 zu zeigen, wie man Latein schreiben müsse, hat Paulus Aemilius
 erfüllt; denn der gelehrte Latinist Lipsius preist ihn über die
 Maßen und behauptet, daß sein Werk den Mustern der Alten voll-
 ständig entspreche. In Rücksicht der Geschichte selbst wird wohl
 niemand ihn mit de Thou vergleichen, welcher ebenfalls in klassi-
 schem Latein schrieb. — Einen anderen lateinischen Stylisten,
 welcher schon dem Cäsar Borgia Dienste geleistet hatte, rief Lud-
 wig XII. ebenfalls nach Paris. Dieses war jener Alexander,
 dessen Eigenschaften Luther mit seiner so bitteren Ironie geschildert
 hat (s. S. 366). Alexander begann 1508 in Paris Stylistik zu
 lehren, übernahm aber später die Stelle eines bischöflichen Ge-
 schäftssträgers in Rom, und besorgte daselbst neben den ihm auf-
 getragenen Geschäften seine eigenen so schlau, daß er in kurzer Zeit
 Cardinal ward.

Um Griechisch zu lehren, ließ König Ludwig XII. den Georg
 Hermonymus nach Paris kommen; dieser war aber nicht im
 Stande, das zu lehren, was er selbst nicht wußte. Dagegen
 weckte der Rector der hohen Schule von Dijon, Pierre Turreau
 oder Petrus Turrellus, den Eifer eines Franzosen, der sein
 Schüler war und für die Studien mehr gethan hat, als irgend
 ein Anderer, weil er des Königs Franz ganzes Vertrauen besaß
 und dessen würdig war. Pierre Turreau selbst hat zwar auch
 Mehreres geschrieben, seine Werke verdienen aber hier keiner Er-
 wähnung, und er ist nur wegen seines dankbaren Schülers Pierre
 Duchatel oder Petrus Castellanus zu erwähnen. Duchatel
 erlernte vom elften bis zum sechszehnten Lebensjahre durch großen
 Fleiß das Griechische so gut, daß er von Turreau einer Klasse

vorgesetzt wurde. Daraus geht hervor, daß dieser erste Schöpfer des griechischen Unterrichtes in Frankreich eben so früh anfang, als Melanchthon. Als Dürchatel nachher erfuhr, daß Erasmus von Rotterdam, welcher damals diesseit der Alpen für den größten Meister der alten Sprachen und für den besten Lehrer der neuen Wissenschaft galt, in Basel lehre, eilte er von Dijon aus zu ihm, ward in der Frobenischen Druckerei zu Basel Corrector, und erhielt Anweisung von Erasmus. Von Basel begab er sich nach Bourges, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Nachher unternahm er eine Reise in die Länder, welche Sitze der alten Cultur gewesen waren, nämlich nach Italien, Egypten, Palästina und Griechenland. Er lehrte auf derselben sogar zwei Jahre lang in Cypren die lateinische Sprache. Diesem Manne verdankt König Franz I. den Ruhm, Paris zum Sitz der Wissenschaft des Alterthums gemacht und in seiner Hauptstadt alle Hülfsmittel der Geistesbildung vereinigt zu haben.

c. Großartige Anstalten des Königs Franz I. zur Reform aller Studien.

König Franz I. war zwar selbst in seiner Jugend ganz vernachlässigt worden; sein Sinn ward aber bald geweckt, und er suchte dann um so eifriger seiner lebhaften Nation die Bildung einer neuen Zeit zu verschaffen, je peinlicher er selbst die Mangelhaftigkeit seiner Erziehung empfand. Die Bekanntschaft mit Italien, wo die Fürsten, die hohe Aristokratie und sogar die Päbste Ruhm und Glanz darin suchten, daß sie Schützer und Förderer der Wissenschaft und Kunst hießen, bewog ihn, nicht blos Hofleute und Schmeichler, sondern auch Dichter und Männer von Geschmack um sich zu sammeln. In dieser Beziehung gab ihm der an sich unbedeutende Dichter Colin einen weit besseren Rath, als der Cardinal dü Bellay. Der Letztere empfahl den genialen, aber nichtswürdigen Mönch Rabelais seinem Schutze, der Erstere dagegen den edeln Geistlichen Dürchatel, der sich um Wissenschaft und Kunst und deren Verbreitung in Frankreich unsterblich verdient gemacht hat. Dürchatel gewann die Gunst des Königs und behauptete sich in derselben; er ward von einem Bisthum zum anderen befördert und durch die Stelle eines Groß-Almoseniers an

den Hof gefesselt. Er war es, der dem Könige den Rath gab, neben der alten dotirten, aber für die neue Zeit unbrauchbaren scholastischen Universität Paris eine neue königliche für diejenige Wissenschaft zu errichten, die man im Mittelalter nicht gekannt hatte und jetzt verschmähte. Der König ging auf diesen Vorschlag ein, und stellte 1530 vier neue, von ihm besoldete Professoren für das Griechische und Hebräische in Paris an, denen dann, um das Mönchs-Latein zu verbannen, 1534 noch ein Professor der lateinischen Beredsamkeit beigelegt ward. Später errichtete man noch drei neue königliche Professuren, eine für Mathematik, eine zweite für römische Philosophie und eine dritte für die Arzneiwissenschaft. Die Errichtung der letzten Professur gab die Veranlassung, daß die mit der Heilkunde verbundenen Wissenschaften endlich auf die Erfahrung und Beobachtung zurückgeführt wurden. Vidius nämlich, der auf Duchatel's Rath von Florenz nach Paris gerufen wurde, ging von den Arabern auf Hippokrates und Galenus zurück; sein Nachfolger, Gautier, der Leibarzt des Königs, zeigte, daß sowohl die Griechen als die Araber die Anatomie nicht so, wie die Wissenschaft es fordere, hatten betreiben können, und der berühmte Schüler desselben, Andreas Vesalius, welcher aus Brüssel nach Paris kam, trat nicht nur in seine Spuren, sondern schuf auch eine ganz neue anatomische Wissenschaft, so daß er als der Gründer der neueren Anatomie angesehen werden kann.

In der ersten Zeit der Regierung des Königs Franz I. kehrte auch Johann Laskaris zurück, welcher jetzt für seine gründliche Lehre den Boden bereitet fand. Ludwig XII. hatte ihn nach Venedig geschickt, von dort war er, als dieser König starb, nach Rom gegangen, wo er zu Leo's X. Zeit eine Anstalt zur Bildung junger Griechen leitete und zugleich einer Druckerei vorstand, und von wo er dann 1515 durch Leo nach Paris gesandt wurde. Hier brachte er das Griechische empor, und wirkte auf Bude oder Budeus, dessen weiter unten ausführlich gedacht werden wird, ebenso ein, wie Reuchlin auf Melancthon. Sein Hauptverdienst war, daß er, von Bude unterstützt, mit Einsicht eine vortreffliche Sammlung von Handschriften auf Kosten des Königs zu Fontainebleau zusammenbrachte.

Franz I. verdarb mit dem Eifer für die Förderung der alten Sprachen und der neuen Wissenschaft einen regen Sinn für die damals in Italien blühende Kunst, und suchte diese in Frankreich emporzubringen. Wir wagen jedoch nicht, diese Bemühungen zu würdigen, da die Beurtheilung der schönen Kunst wie der lyrischen Poesie Anlagen erfordert, welche wir nicht zu besitzen glauben. Nur das Eine wollen wir anführen, daß Franz mit dem durch seine Kunstwerke in halberhabener Metallarbeit berühmten Benvenuto Cellini in ganz vertrauliche Verbindung trat, und denselben auch auf einige Zeit mit sich nach Frankreich nahm. Über das Verhältniß jenes drolligen Künstlers zu Franz findet man in der von Göthe übersetzten Selbstbiographie Benvenuto Cellini's anziehende Anekdoten, deren Wahrheit wir freilich, obgleich sie den Charakter des Königs sehr gut bezeichnen, oft bezweifeln, weil bekanntlich Benvenuto Cellini in dieser Schrift so kräftig log, daß er es endlich selbst glaubte. König Franz war übrigens in seinen Ausgaben für Kunst und Wissenschaft ebenso, wie für seine Geliebten und deren Anhang, nicht sowohl freigebig als vielmehr verschwenderisch. Es war daher auch ein Glück für Frankreich, daß DUCHATEL dafür sorgte, daß die Gelehrten, welche sein König unterstützte, vortrefflich gewählt und die Sammlungen von Handschriften und Alterthümern mit großer Einsicht gemacht wurden.

In Betreff der Einkäufe für diese Sammlungen bediente Franz sich nicht nur des Johann VASARI, sondern auch dreier anderer Männer, PELISSIER'S, DANÈS' und POSTEL'S. Der Erstere, welcher übrigens dabei zugleich politische Geschäfte zu besorgen hatte, wurde nach Venedig geschickt, wohin die von den Türken vertriebenen Griechen Alles geflüchtet hatten, was sie mit sich nehmen konnten. Auch PELISSIER mußte zu dem gleichen Zwecke nach Venedig gehen. DANÈS aber bereiste im Auftrage seines Königs ganz Italien und Griechenland, sowie die einst von Griechen beherrschten Gegenden ASIEN'S. Das größte Verdienst um die von Franz angelegten Sammlungen hatte unstreitig WILHELM POSTEL.

Dieser Mann, welcher von 1510 bis 1581 lebte, war Professor in Paris, gab aber seine Stelle auf und reiste nach Wien, sowie nach Rom. Hier trat er in den Jesuiten-Orden, wurde jedoch nachher wieder aus demselben ausgestoßen und bis 1559 ge-

fangen gehalten. Von Rom ging er nach Venedig, und hierauf lehrte er wieder Mathematik zu Dijon. Zuletzt ward er als Indifferentist in ein Kloster gesperrt, in welchem er 1581 starb. Wir erwähnen seiner nur wegen seiner beiden Reisen nach Constantinopel, haben aber nicht herausbringen können, ob und in wie weit Franz ihn dabei unterstützte. Auf jeden Fall hat Postel sich unsterbliche Verdienste um sein Vaterland erworben. Diese bestehen hauptsächlich in seinen Einkäufen von Handschriften, durch welche Vieles, was sonst verloren gegangen wäre, gerettet und an einem Orte wie Paris, wo es für die Fortschritte der Wissenschaft am besten benutzt werden konnte, vereinigt worden ist. Wegen der fünfzig Schriften, welche er verfaßt hat, würden wir ihn hier nicht nennen, weil wir weit entfernt sind, diesen eine Wirkung auf ihre Zeit zuzuschreiben. Postel, welcher das Lateinische, Griechische und Syrische sehr gut verstand, begleitete seines Königs Gesandten La Forest nach Constantinopel, und benutzte den Einfluß, den dieser dadurch, daß der König mit dem Sultan gegen die Christenheit conspirirte, auf den Beherrscher des osmanischen Reiches erhielt, für seine wissenschaftlichen und artistischen Zwecke. Dazu war Postel ganz gemacht; denn ihm war der Islam ebensoviel werth als das Christenthum, was er unvorsichtiger Weise äußerte, so daß ihn deshalb die Jesuiten trotz seiner Gelehrsamkeit aus ihrem Orden austrieben. Er scheint ein sonderbarer Mann gewesen zu sein, und war sein ganzes Leben hindurch unstet. Wir finden ihn, außer an den vorhergenannten Orten, auch in Genf und in Basel. Die unschätzbaren Sammlungen, welche er auf seinen Reisen zusammenbrachte, sind später alle in die königlichen übergegangen, weshalb man die Summen, welche er für dieselben ausgegeben hatte, und somit auch sein Verdienst ganz auf des Königs Franz Rechnung zu schreiben pflegt.

Nachdem die Verdienste der Regierung und einiger Lehrer und Sammler um die in Frankreich neu gegründeten höheren und niederen Schulen, in welchen man die Wissenschaften nach Art der Alten und der Italiäner lehrte, dargelegt worden sind, sollten eigentlich auch die Gelehrten und ihre Hauptarbeiten angeführt werden. Wir wollen jedoch nur zwei von diesen Männern nennen,

weil sie zu den Früheren gehören; die große Zahl Anderer, welche in diesem Jahrhundert die Wissenschaften zur Vollendung brachten, kann mit Ausnahme einiger wenigen, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wirkten und im folgenden Bande angeführt werden sollen, hier nicht erwähnt werden, weil dieselben nur für den Gelehrten Bedeutung haben. Wollten und dürften wir in einem für das größere Publikum bestimmten Werke streng der Ordnung der Zeit und dem Grundsatz wissenschaftlicher Vollständigkeit folgen, so müßten wir vor Allem die Verdienste der klassisch gebildeten Theologen und unter diesen namentlich die eines Calvinus und Beza, sowie die Verdienste der früher elegant, in unserer Zeit historisch genannten Juristen aufzählen. Wir müssen uns aber auf die allgemeinen Wissenschaften beschränken, da wir weder Vollständigkeit bezwecken, noch Specialfächer der Gelehrsamkeit berühren wollen. Es werden daher auch die ausgezeichneten Juristen, deren Namen seit etwa fünfzig Jahren auf deutschen Kathedern wieder täglich genannt werden, ein Duarenus, Balbuinus, Cujacius, Dionysius und Jakob Godofredus, hier absichtlich nicht erwähnt. Dagegen wollen wir zweier anderer ausgezeichneten praktischen Juristen, des Peter Pitou und des Wilhelm Büde oder Budeus, näher gedenken, und zwar des Letzteren hier, des Ersteren im nächsten Bande. In einer Zeit, wo in Deutschland ein praktischer Jurist oder selbst ein Lehrer des römischen Rechtes aus Mangel an Muße, oder weil die Politik ihn verschlingt, oder weil die Furcht vor dem Examen ihm früh den Trieb geraubt hat, selten etwas Anderes als sein Fach (das *purum putum jus*) treibt, scheint es uns doppelt Pflicht, das Gedächtniß von zwei Männern zu erneuen, die sich ebenso viel Verdienst durch ihre richterliche Thätigkeit als in den Humanitäts-Wissenschaften erworben haben. Im nächsten Bande wird ihnen noch ein Dritter, der Präsident de Thou, beigelegt werden, weil alle drei als Beamte des Staates für die Gerechtigkeitspflege und die Ausübung und unparteiische Deutung des Rechtes und der Gesetze eben so unverdrossen thätig gewesen sind, als für das Studium der Geschichte, der alten Sprachen und ihrer eigenen, ja für die Alterthumswissenschaft in ihrem größten Umfange und in ihrer edelsten Bedeutung.

Wilhelm Büdé oder Budeus, welcher 1467 geboren war, ist vor allen Anderen als der Mann zu betrachten, der das Studium der Griechen emporgebracht und dasselbe nicht allein den Franzosen, sondern überhaupt allen Völkern diesseit der Alpen erst eigentlich möglich gemacht hat. Er begann damit, daß er die neue Art das Recht zu studiren, durch welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Orleans, Bourges und Dijon die Schüler der scholastischen Universität Paris und sehr viele Fremde herbeilockten, durch zwei mit fast beispiellosem Beifalle aufgenommene Schriften empfahl. Diese Bücher sind: seine Noten über die vierundzwanzig ersten Bücher der Pandekten und ein ihm eigenthümliches juristisches Werk in fünf Büchern (*De asse et partibus ejus*). Das Letztere wurde allein in Paris von 1516 bis 1548 sechsmal neu gedruckt und außerdem in Venedig, in Köln, in Lyon und wahrscheinlich auch an anderen Orten herausgegeben. Büdé fühlte nachher das Bedürfniß, die griechische Sprache zu erlernen, und wandte sich, weil es noch an allen Hilfsmitteln dazu fehlte, an den Hermonymus, der, wie wir wissen, von Ludwig XII. nach Paris gerufen worden war. Dieser las mit ihm den Homer, Büdé beklagt sich aber über die Unwissenheit desselben, und über seinen Mangel an Erziehung und seine Rohheit. Besser fand er seine Rechnung bei dem feinen, der byzantinischen Regentenfamilie angehörigen Laskaris: auch rühmt er die Dienste, welche dieser ihm geleistet habe. Schon unter Ludwig XII. stand Büdé in großem Ansehen; unter Franz I. erhielt er neben seinen anderen Geschäften auch die Aufsicht über die königliche Bibliothek, deren Sammlung dieser König mit so großem Aufwand und Eifer betrieb. Büdé ward *maitre des requêtes* oder Kabinetts-Referent der eingereichten Bittschriften, sowie bald auch *Prevot* von Paris. Er richtete daher seine Studien besonders auf das Recht der Griechen, auf die Redner, welche vor den Gerichten oder vor dem Volke Civil- oder Kriminalproceffe führten, und auf ihre Reden. Die Frucht dieser Studien war sein Hauptwerk oder die vollständige Anleitung zum Studium der griechischen Sprache (*Commentarii linguae Graecae*), welche in den Jahren 1529 bis 1536 schon viermal neu aufgelegt werden mußte. Dieses mit ganz unbegreiflicher Mühe und Genauigkeit gearbeitete

Werk hat auch nach der Erscheinung des griechischen Sprachschazes (Thesaurus) von Stephanus seinen Werth behalten, besonders in dem, was die griechischen Redner und das griechische Recht angeht. Es wird in demselben nicht bloß citirt, sondern es werden ganze Stellen eingerückt und erklärt, was freilich das Auffuchen sehr erschwert.

Budé und Laskaris bildeten auch den Mann, der die neu errichtete Professur der griechischen Sprache zuerst bekleidete. Dies war Peter Danès. Derselbe ward jedoch weniger durch seine Bemühungen um das Studium der Alten, als durch den heftigen Kampf berühmt, welchen er für den Aristoteles und die Aristotelische Philosophie gegen Pierre Ramée oder Petrus Ramus und dessen Schule führte. Ramée war bis zum Lächerlichen ein Gegner des Aristoteles, und bildete die zahlreiche philosophische Schule der Ramisten, welche auf allen Universitäten Anhänger fand. Überall bekriegten sich damals Aristoteliker und Ramisten, und ihr Streit wurde eben so heftig und machte eben so viel Aufsehen im sechszehnten Jahrhundert, als der der Nominalisten und Realisten der vorhergehenden Jahrhunderte in den Schulen der Scholastiker. Wir nennen übrigens Danès hier nur deshalb, weil auch er zu denen gehörte, welche von ihrem Könige gebraucht wurden, um zu den neuen Studien durch Sammlung der Hülfsmittel den Weg zu bahnen. Er verweilte von 1534 bis 1537 zu dem ausdrücklichen Zwecke in Italien, um Alterthümer und Handschriften einzukaufen. Sonst hat er als Professor der griechischen Sprache nur Weniges geleistet, was einer Auszeichnung werth wäre. Die Verdienste aber, die er als Bischof und als Gesandter auf dem Concilium zu Trient sich erworben hat, zu würdigen, ist unsere Sache nicht.

Auch die beiden Galland, Peter und Wilhelm, welche nach Danès das Griechische lehrten, wirkten nur anregend für das Studium. Man achtete schon zu ihrer Zeit ihre Reden für ihre Hauptarbeit. Dagegen gelten drei ihrer Landsleute bis auf den heutigen Tag als Gründer der Wissenschaft des Alterthums diesseit der Alpen. Diese drei Männer sind: Tourneboeuf (Turnebus), Lambin und Muret. Wir dürfen jedoch hier nicht im Einzelnen nachweisen, wie und wodurch dieselben sich in diesem

Jahrhundert unmittelbar um die Schulstudien von ganz Europa und mittelbar um die nationale Bildung, Literatur und Sprache der Franzosen verdient gemacht haben. Wir wollen nur bemerken, daß ihre Wirksamkeit das gesammte klassische Studium umfaßte und durch das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch geht; denn Tourneboeuf starb 1565, Lambin 1572 und Müret 1585.

d. Erste Schritte zur Vermischung der alterthümlichen Bildung mit acht französischen nationalen Elementen.

Zu derselben Zeit, als in Frankreich das klassische Studium gegründet und jene rhetorisch pomphaste Weise, Geschichte und andere Zweige der Literatur zu behandeln, durch welche die gallischen Schulen sich schon zur römischen Zeit auszeichneten, vermittelt der Lateiner neu erweckt wurde, entstand die bis auf Voltaire herrschende eigenthümliche Literatur der Franzosen voll Zweifel, Spott, Hohn, Witz und verständiger Lehre. Um dies deutlich zu machen, soll ein Dichter und ein Prosaist angeführt werden. Es wird sich von selbst zeigen, welches Element die Franzosen um dieselbe Zeit in ihre Literatur und Sprache aufnahmen, als Luther's und seiner Schüler Ernst die Sprache, die Literatur und das Leben der Deutschen durchdrang. Spott und Skeptik, die Verbindung ernster Dinge mit ganz unanständigen, gemeiner Hohn des Edelsten und possenhafter, unsittlicher Schmutz erscheinen neben und durch einander. Dies war national, weil der lebhafteste Franzose gern das ließt, was den grübelnden Deutschen ärgert. Wir dürfen daher nur andeuten, was wir gefunden zu haben glauben; eine Kritik oder Beurtheilung von Arbeiten, welche von den Franzosen bis auf unsere Zeit und selbst noch jetzt als national und für Bildung und Leben belebend anerkannt werden, wäre vom Standpunkte einer ganz verschiedenen Nationalität aus sehr anmaßend.

Der Erste, welcher in dieser Beziehung anzuführen ist, hat mit den Alten eigentlich nichts gemein, und war auch schon im fünfzehnten Jahrhundert als Dichter bekannt. Dieser Mann ist der von bettelarmen Eltern und Voreltern entsprungene Villon. Er war ein Gauner und selbst noch Schlimmeres. Er wetteiferte durch seine Poesieen mit dem Vater Ludwig's XII., dem Herzog Karl von Orleans. Von dem Letzteren rühmt der Abbé Sallier,

daß er und nicht Billon der Erste gewesen sei, welcher in den Geist der französischen Sprache eingebrungen sei und alle vorhergehenden Dichter durch Originalität übertroffen habe. Allein so artig auch des Herzogs Gedichte sein mögen, und so sehr sie auch, abgesehen von ihrer geringeren Plumpheit und Derbheit, in Billon's Manier abgefaßt sein mögen, so muß doch jener Ruhm dem Billon bleiben, obgleich dieser Dichter oft gemein, ungezogen, anstößig und in seinen Poffen, die für Wize gelten sollen, niedrig ist. Billon war 1431 geboren, und dichtete sein vorzüglichstes Werk, das große Testament, schon 1461. Wir führen ihn hier aus dem doppelten Grunde an, weil Marot, welcher zunächst in seine Spuren trat, auf des Königs Franz Befehl seine Hauptarbeiten sammelte, und weil die Franzosen behaupten, Billon habe das, was sie zarten Scherz (*badinage délicat*) nennen, und was zwischen dem Leichten (*l'agréable*) und dem Poffenhaften (*bouffon*) die Mitte halte, zuerst erkannt. Dies haben, wie sie sagen, nachher Marot, St. Gélais, Voiture und Sarrasin zur höchsten Vollendung gebracht. Billon selbst sagt in seinen Gedichten, daß Lernen nicht seine Sache gewesen sei *), und daß er unter Menschen gelebt habe, die sich in Wirthshäusern herumtrieben, wo Lustigkeit und Verachtung der Gesetze und der Moral, nicht aber seine Sitten gelernt werden können. Er nennt sich daher den Meister und das Muster eines ächten Gauners **). Er berichtet in seinem, in Balladen eingetheilten großen Testamente, daß er schon als junger Mensch wegen kleiner Diebstähle oft zum Gefängnisse und endlich wegen eines größeren, uns unbe-

*) Hé! Dieu si j'eusse étudié
 Au tems de ma jeunesse folle
 Et à bonnes meurs dedié,
 J'eusse maison et couche molle.
 Mais quoy? je fuya escolle
 Comme fait le mauveys enfant.
 En escrivant ceste parolle,
 A peu que le cueur ne me fend.

***) La mère nourricière
 De ceux, qui n'avoient point d'argent
 A tromper devant et derrière,
 Estoit un homme diligent.

kannten Vergehens nebst fünf seiner Genossen zum Galgen verurtheilt wurde. Er appellirte damals an das Parlament, und sein Todesurtheil wurde in Verbannung verwandelt, was er selbst in seiner Dankfagungs-Ballade an das Parlament bezeugt. Er ward an dem Orte, wohin er sich geflüchtet hatte, nicht besser, und fiel in die Hände des Gerichtshalters des Bischofs Thibaut d'Aussigny von Orleans, über dessen Gefängnisse er sich bitter beschwert *). Diesmal bewirkte Ludwig XI. seine Freilassung, wofür er dem Könige in seinem großen Testamente, das, wie das kleine, sich auf die Streiche seines Lebens und auf seine Schicksale bezieht, freundlich dankt. Seine Hauptarbeiten sind seine beiden Testamente, sowie le Jargon und les Repues franchises. Wir glauben jedoch Richtung und Ton hinreichend angedeutet zu haben; weiter einzugehen scheint für unseren Zweck nicht passend.

Wir sollten jetzt von Clement Marot reden, welcher ganz genau in Villon's Spuren trat; dies mag aber auf den nächsten Band verspart bleiben. Hier soll dagegen nur noch kurz angedeutet werden, wie Franz Rabelais den folgenden Prosaisien mit eben der Lustigkeit, Leichtfertigkeit, Originalität, unerschöpflichen witzigen Laune und argen Schlüpfrigkeit voranging, mit welcher Villon den Dichtern den Weg zeigte. Schon Rabelais hatte sich ganz in Villon einstudirt; auch läßt er ihn, was Viele für baare Münze genommen haben, in seinem Pantagruel nach England reisen, mit dem Könige dieses Landes auf ganz vertrautem Fuße leben und in allerlei komische Abenteuer verwickelt werden. Rabelais, den noch heutiges Tags oder vielmehr jetzt mehr als

*) Dieu mercy et Jacques Thibaut,
 Qui tant d'eau froide m'a fait boire
 Et en bas lieu, non en lieu haut
 Manger d'angoisses maintes poires
 Enferré, si j'en ay mémoire
 Pour lui, je prie et reliqua
 Que dieu lui doint et voire
 Ce que je pense et cetera.
 Toutefois je n'y pense mal
 Pour lui et pour son lieutenant,
 Aussi pour son official.
 Je les ayme tous d'ung tenant
 Ainsi que Dieu fait le Lombard.

je die Franzosen den größten Philosophen unter den Poffenreißern und den an drolligen Einfällen reichsten Philosophen nennen, war 1483 nahe bei Chinon in der Touraine geboren, und führte ein Wirthshausleben wie Billon; nur beging er nicht wiederholt Kriminalverbrechen wie dieser. Die gelehrte Schule hatte er besucht, und sein schnödes, oft gemeines Hauptwerk, welches von Gelehrsamkeit strotzt, beweist eine ungemaine Belesenheit. Er trat in den Franziskaner-Orden, und studirte dann, obgleich er immer ein Trinker blieb, die Schriften der Alten und ihre Sprachen mit eisernem Fleiße. Auch fand er deshalb, als er der Franziskaner und diese seiner müde wurden, bei den Benedictinern Zuflucht. Als Benedictiner war er lehrend thätig, erwarb sich große Kenntnisse, und schrieb einige gelehrte und fromme Bücher, die aber niemand las und lieft, während sein mit Poffen und wunderlichem Zeuge angefülltes Hauptwerk noch immer gelesen und gepriesen wird. Er ward nachher dem Cardinal dü Bellay, dessen Denkwürdigkeiten wir oft anführen, nützlich, und diente demselben als Poffenreißer. Dieser nahm ihn daher mit sich nach Rom, wo der Pabst ihn 1523 von den Ordensgelübden, die er gebrochen hatte, lossprach. Rabelais studirte hierauf Medicin. Als sein Beschützer dü Bellay Bischof von Paris wurde, gebrauchte derselbe ihn als Arzt und als Spafsmacher, und gab ihm zur Belohnung die Pfarrei Meudon bei Paris. Dort lebte Rabelais dann von 1545 bis 1553.

Da Rabelais ein Mann von Geist und ganz ungewöhnlichen Kenntnissen war, da er die Welt gesehen hatte, in Paris lebte und zweimal in Rom gewesen war, da die Rede ihm wie Wasser floß und er weder Gott noch Menschen scheute, so war er allerdings der rechte Mann, um Alles, was die Menschen seiner Zeit ernsthaft thaten und litten, von der komischen Seite her zu schildern. Dies hat er in einem Werke gethan, welches man in Rücksicht der Absicht und des darin bewiesenen komischen Talents mit dem Don Quixotte des Spaniers Cervantes verglichen hat; es ist aber ein großer Unterschied, wenn ein wackerer und edeler Mann wie Cervantes seiner Zeit ihre Verblendung und ihre Thorheiten scherzhaft vorhält, oder wenn ein gemeiner und schmutziger Mönch wie Rabelais alles Reine mit seinem Hohne besleckt und alles

Hohe und Heilige durch seinen Witz in den Kreis der Schenken herabzieht. Dieser elende Mönch nimmt in seinem Roman, welcher jetzt wieder viel gelesen wird, den Pabst, trotz der von demselben ihm bewiesenen Gunst, furchtbar mit, verspottet schon durch die stets wiederkehrenden Ausdrücke, papegots, evegots, cardingots die höhere und niedere Geistlichkeit, und war doch sein Lebenslang eine Art Hofnarr des Kardinals dü Bellay, von dem er die Pfarrei Meudon und eine Präbende an der Kirche St. Maur des Fossés erhielt. Einem solchen Manne steht es sehr schlecht an, den Cato und Persius zu spielen; dies stört aber die Franzosen gar nicht. Das Dunkel des Räthselhaften, in welches er sich hüllte, schützte ihn, obwohl es immer räthselhaft bleibt, wie zu einer Zeit, in welcher unter Franz I. und Heinrich II. überall die edelsten und besten Gelehrten verfolgt und hingerichtet wurden, ein witziger, obscöner Trunkenbold als Pfarrer geduldet werden konnte.

Der Roman, von welchem wir reden, ist die Geschichte des Riesen Gargantua und seines Sohnes Pantagrue (*). Die vier ersten Bücher desselben wurden von Rabelais noch bei seinen Lebzeiten herausgegeben, das fünfte erschien erst nach seinem Tode, weil ihm doch angst geworden war. Unter den Zeitgenossen fand das Buch so reißenden Abgang, daß man zu erzählen pflegt, Rabelais habe eine Übersetzung des Hippokrates drucken lassen und, als der Buchhändler über den schlechten Absatz derselben geklagt habe, ihm das erste Buch des Gargantua zu drucken gegeben. Die drei folgenden Bücher erschienen dann ebenfalls nach einander, und der Buchhändler soll gesagt haben, er habe von dem ersten Buche mehr Exemplare in zwei Monaten abgesetzt, als Bibeln in einem ganzen Jahre. Man behauptet auch, daß der berühmte und witzige Henricus Stephanus ihm an den zwei letzten Büchern geholfen, was wir jedoch bezweifeln. Die Prognostication Pantagrueine ist wahrscheinlich nicht von Rabelais, und die ihm zugeschriebenen Schifffahrten Panurg's nach den unbekanntem Inseln hat er gewiß nicht verfaßt. Die Franzosen betrachten den Gar-

*) De la vie, faits et dits héroïques de Gargantua et de son fils Pantagrue avec la prognostication Pantagrueine.

gantua und Pantagruel als eine unerschöpfliche Quelle des Witzes und der durch ihre spätere Hof-Literatur ganz verschwundenen Natürlichkeit, Offenheit, Freimüthigkeit und derben Entfernung von aller Convenienz. Dies kann der Ausländer nicht beurtheilen, da er ohne einen Schlüssel des Räthselhaften und ohne einen vollständigen Commentar das niedrig-schmutzige und unanständige Buch nicht zu lesen vermag; er muß es aber glauben, weil Montagne, Moliere, Lafontaine, Boileau, Voltaire und Paul Louis Courier eingestehen, daß ihnen Rabelais für die Philosophie des Lebens und für das philologische Studium ihrer Muttersprache ein Haupt-Hülfsmittel gewesen sei.

Man wird leicht erkennen, daß die neuere französische Literatur nothwendiger Weise einen von dem der deutschen ganz verschiedenen Gang annehmen mußte, wenn auch alle anderen Umstände bei beiden Nationen gleich gewesen wären, da seit dem sechszehnten Jahrhundert die deutschen Schriftsteller Luther's Bibel-Übersetzung als Quelle des Reichthums ihrer Sprache und des Tones, in welchem man mit dem Volke reden müsse, betrachteten. Wir folgern daraus nichts zum Vortheile der Deutschen oder zum Nachtheile der Franzosen; das wäre einseitig und ungerecht. Wir glauben nur, daß sich darin eine Grundverschiedenheit des Nationalcharakters zeigt, und daß seit der Entstehung der neuen französischen Literatur Scherz und Spott, Hohn und Ironie, Skepsis und Leichtfertigkeit die Haupt-Elemente derselben bilden, was sich in der Culturgeschichte der folgenden Zeit bestätigen wird. Wie verbreitet des Rabelais Roman trotz aller seiner Dunkelheit und Weitschweifigkeit war und ist, wird man daraus sehen, daß die Bibliographen sechszig Auflagen desselben zählen. Zu den vorzüglichsten dieser Ausgaben gehören die Amsterdamer von 1711 in fünf Bänden mit Erklärungen von le Duchat und la Monnoye, die Pariser von 1823 in drei Bänden und die von Eschmangart und Johanneau besorgte, mit den sämmtlichen Noten (daher Variorum genannt) begleitete, welche 1823 bis 1826 in neun Bänden erschien.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

	Seite
II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts	1
I. Italien bis auf die Zeit des Einfalles der Franzosen unter Karl VIII.	3
1. Venedig um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts	3
2. Italien um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts	12
3. Italien in der Zeit von 1464 bis 1476	22
4. Italien vom Jahre 1477 an bis zum Zuge Karl's VIII.	35
II. Frankreich, Deutschland, Spanien und Italien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts	62
1. Frankreich, Deutschland und die Niederlande vom Tode Ludwig's XI. an bis zum Tode des letzten Herzogs der Bretagne	62
2. Frankreich, Deutschland und die Niederlande unmittelbar nach dem Tode des letzten Herzogs der Bretagne	83
3. Karl VIII. von Frankreich und Maximilian I. von Deutschland in den Jahren 1490 bis 1493	92
4. Verhältnisse, welche mit Karl's VIII. Zug nach Italien in unmittelbarer Beziehung stehen	107
5. Karl's VIII. Zug nach Italien	115
6. Neapel nach dem Abzuge Karl's VIII.	129
7. Florenz zur Zeit Savonarola's	134
8. Savonarola und die Familie Borgia	139
9. Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien	143

	Seite
10. Ludwig XII. von Frankreich und sein Zug gegen Mailand	151
11. Eroberungskrieg der Franzosen und Spanier gegen Neapel	162
12. Letzte Zeit Alexander's VI. und Cäsar Borgia's und Ausgang des Krieges der Franzosen und Spanier in Italien	171
III. Deutschland, Spanien und Italien vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts an bis auf Maximilian's I. Tod	179
1. Deutsche Angelegenheiten unter Maximilian I. bis zum Jahre 1504	179
2. Entdeckung von Amerika, Christoph Columbus	185
3. Spanien, Italien und Deutschland bis auf den Frieden von Blois	193
4. Geschichte der Zeit von dem Frieden von Blois an bis zur Ligue von Cambray	203
5. Von dem durch die Ligue von Cambray veranlaßten Kriege an bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen	219
6. Franz I. von Frankreich bis zum Frieden von Noyon	275
7. Spanien vom Tode der Isabella an bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen	288
8. Spanien und die Niederlande in der ersten Zeit Karl's V.	295
IV. Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Italien in der ersten Zeit der Reformation	305
1. Politische Angelegenheiten Deutschland's in den letzten Jahren Maximilian's I.	305
2. Geschichte des Herzogs Ulrich von Württemberg bis zum Jahre 1519	318
3. Die Hildesheimische Stiftsfehde	328
4. Reformations-Angelegenheit bis zur Ankunft Karl's V. in Deutschland	331
5. Karl V. in der ersten Zeit nach seiner Erwählung zum deutschen Kaiser	352
6. Karl V. und die Reformation bis zum Schlusse des Wormser Reichstages	362
7. Verhältnisse Karl's V. zu Frankreich, England und Italien bis zum Ende des Jahres 1522	375
8. Der Aufstand der castilianischen Städte gegen König Karl I. (V.)	390
9. Kriege Karl's V. und Franz I. von 1523. bis 1529	396

	Seite
V. Literatur und Bildung der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts	421
1. Einleitende Bemerkungen	421
2. Italiänische Literatur	422
a. Poesie	422
b. Geschichte	434
3. Deutsche Literatur und Bildung	447
4. Übergang des klassischen Studiums von Italien nach Frankreich und erste Schritte zu einer neuen französischen Nationalliteratur	465
a. Allgemeines	465
b. Studium des Alterthums vor Franz dem Ersten	466
c. Großartige Anstalten des Königs Franz I. zur Reform aller Studien	468
d. Erste Schritte zur Vermischung der alterthümlichen Bildung mit acht französischen nationalen Elementen	475

D r u c k f e h l e r.

Band IX.	S.	70	Z.	1	l.	Chalkondylas	st.	Chalkondyla's.
"	"	375	"	3	"	325	st.	525.
"	"	449	"	15	"	1464	st.	1465.
"	"	"	"	19	"	1478	"	1474.
"	"	"	"	22	"	1504	"	1514.
"	"	"	"	29	"	1519	"	1518.

**Neuere
Geschichte.**

Von

Friedrich Christoph Schloffer.

Vierter Theil.

(Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt ^{"/}M. 1851.

Verlag der Expedition von Schloffer's Weltgeschichte.

F. C. Schloffer's
Weltgeschichte

für das
deutsche Volk.

Berfaßt und unter G. F. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schloffer.

Zwölfter Band.

Frankfurt ^a/M. 1851.

Verlag der Expedition von Schloffer's Weltgeschichte.

Druck von Aug. Oesterleth
in Frankfurt a. M.

VI. Deutsche Angelegenheiten vom Wormser Reichstag an bis zum ersten Religionsfrieden (1532).

1. Einleitung. Der Frieden von Cambray und die italiänischen Verhältnisse im Jahre 1529.

Im Jahre 1528 hatte die heilige oder Clementinische Ligue (s. Th. XI. S. 409), deren Vorwand die Unabhängigkeit Italien's von fremder Herrschaft war, den Kaiser mit dem Verluste der Vortheile bedroht, welche die Schlacht bei Pavia und der Frieden von Madrid ihm verschafft hatten. Allein vom Juni desselben Jahres an war das Glück von seinen Feinden gewichen (s. Th. XI. S. 418 f.). Der französische General Lautrec hatte sich nicht nur in der ungesunden Gegend am Kanal des Poggio Reale gelagert, sondern auch das Nachtheilige dieser Stellung noch dadurch vermehrt, daß er, um die Mühlen der Stadt Neapel zum Stillstande zu bringen, das Wasser des Kanals über die Fläche leitete, in welcher dasselbe dann gerade in der heißesten Jahreszeit einen Sumpf bildete und durch seine Ausdünstungen so verderblich wirkte, daß in dreißig Tagen einundzwanzigtausend Mann von fünfundzwanzigtausend gestorben sein sollen. Außerdem hatte Andreas Doria sich mit dem Kaiser verbunden und war als Feind der Franzosen an die Küste von Neapel zurückgekehrt. Karl's V. Truppen hatten also sehr bald Unteritalien wieder erobert. In Oberitalien war während des ganzen Jahres 1528 mit abwechselndem Glücke gekämpft worden. Zuletzt war dort Franz von Bourbon Vendome, welchen die Geschichtschreiber der Zeit einfach den Grafen von St. Pol nennen, mit einem französischen Heere erschienen, und hatte sich sowohl mit den venetianischen

Truppen, als mit dem von Franz Sforza II. aufgestellten Heere vereinigt. Als dieser General in Italien angekommen war, hatten bereits geheime Unterhandlungen zwischen Pabst Clemens VII. und dem Kaiser begonnen; denn Beide bedurften einander, der Eine, weil er die Reformation in Deutschland unterdrückt haben wollte, der Andere, weil er Franz Sforza zu verdrängen und das Herzogthum Mailand für sich zu behaupten suchte. Auch der französische König wünschte den Frieden, um die Freilassung seiner beiden Söhne zu erlangen, welche immer noch in Spanien festgehalten wurden.

Ein militärisches Versehen des Grafen von St. Pol erleichterte im folgenden Jahre (1529) den Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Spanien, nachdem der Pabst und der Kaiser schon im Stillen mit einander einig geworden waren. Der Graf von St. Pol hatte nämlich am Ende des Jahres 1528 den spanischen General Leyva in Mailand enge eingeschlossen, glaubte aber im Juni 1529 diese Einschließung auf einige Zeit seinen Verbündeten überlassen und die Stadt Genua überfallen zu können. Als er jedoch seinen Marsch antrat, zog der Herzog von Urbino, welcher die venetianischen Truppen anführte, nach Monza und verschaffte dadurch dem spanischen Commandanten von Mailand die Gelegenheit, den Franzosen auf dem Fuße zu folgen. Diese hatten sich wenige Meilen von Mailand, bei Landriano, gelagert, als sie von den Spaniern eingeholt und in der Nacht überfallen wurden. Leyva selbst leitete den Überfall, obgleich er heftig am Podagra litt und sich in einem Sessel mußte tragen lassen. Die Franzosen wurden nach kurzem Widerstande geschlagen und zerstreut, ihr Anführer gefangen genommen.

Der Frieden zwischen dem Kaiser und dem Pabste kam schon wenige Tage nachher (29. Juni 1529) zu Stande. Der Pabst hatte einen Legaten nach Barcellona geschickt, und hier wurde man bald einig. Der Kaiser bedurfte nämlich des Pabstes ebenso sehr für die italiänischen Angelegenheiten, als dieser des Kaisers für Deutschland, wo, wie wir später sehen werden, nach dem Abschlusse des Torgauer Bündnisses und nach der Protestation auf dem Reichstage zu Speier eine politische und kirchliche Spaltung der Reichsglieder unvermeidlich war. Der Kaiser versprach daher auch in dem Vertrage von Barcellona dem Pabste mehr, als er nachher

zu halten im Stande war; denn er verpflichtete sich gegen ihn, allen weiteren Fortschritten der Ketzerei in Deutschland Schranken zu setzen. Das Übrige, was zwischen Beiden damals ausgemacht wurde, bestand in folgenden Punkten. Der Pabst versprach, den Kaiser nach seiner bevorstehenden Ankunft in Italien als römischen Kaiser und als Herrn dieses Landes anzuerkennen und feierlich zu krönen. Er verpflichtete sich ferner, ihm die bisher verweigerte Belehnung mit dem Königreich Neapel zu ertheilen, und zwar ohne irgend eine andere Bedingung daran zu knüpfen, als daß Karl hergebrachter Weise ihm einen weißen Zelter stelle (s. Th. XI. S. 56). Er erlaubte ihm außerdem, von seiner Geistlichkeit eine Abgabe zu erheben, und gestattete daselbe auch dem Bruder Karl's, Ferdinand, für den Türken-Krieg. Endlich gelobte er noch in einem geheimen Artikel, niemals in eine Scheidung des englischen Königs von seiner Gemahlin, einer Tante Karl's, einzuwilligen. Dagegen versprach der Kaiser, die Familie des Pabstes wieder in Florenz einzusetzen, und zwar sollte Alexander von Medicis (s. Th. XI. S. 404) die Herrschaft dieses Staates erhalten, weil der andere noch übrige Sprößling des älteren Zweiges der Medicis, Hippolytus, vom Pabste zum Kardinal ernannt wurde. Diesem Alexander, welcher nachher alle möglichen Schandthaten und Grausamkeiten in Florenz verübte, gab Karl auch eine natürliche Tochter zur Gemahlin, obgleich niemand zweifelte, daß er der Sohn eines ganz schamlosen Weibes und des Pabstes Clemens VII. sei (s. Th. XI. S. 375). Ferner versprach Karl, dahin zu wirken, daß die Venetianer dem Pabste Ravenna und Cervia zurückgäben. Außerdem verpflichtete er sich, dazu behülflich zu sein, daß Clemens dem Herzog Alphons von Ferrara Modena, Reggio und Rubbiera entreiße. In Bezug auf das Herzogthum Mailand wurde ausgemacht, daß Franz Sforza II. wieder in den Besitz desselben gesetzt werde. Doch sollte dieser es nur unter der Bedingung zurückerhalten, daß er in einer über ihn zu verhängenden Untersuchung nicht des Verrathes und der verletzten Lehenspflicht schuldig befunden werde. Wenn dies aber der Fall sei, so sollte ihm das Herzogthum entzogen werden; doch dürfe der Kaiser dann nur mit Zustimmung des Pabstes daselbe einem Anderen verleihen.

Der Frieden zwischen Frankreich und dem Kaiser ward erst im August 1529 geschlossen. Dieser Frieden kam in Cambray zu

Stande. Man pflegt ihn den Damenfrieden zu nennen, weil er von zwei Frauen, der Mutter des Königs von Frankreich und der Tante und Erzieherin Karls V., geschlossen wurde. Beide Frauen, Luise von Savoyen und Margaretha von Burgund, kamen in Cambray zusammen, wo sie nicht nur in zwei aneinander stoßenden Gebäuden wohnten, sondern auch, um einen unausgefesteten Verkehr mit einander zu haben, die Zwischenwand derselben hatten durchbrechen lassen. Luise besaß ebenso das Vertrauen ihres Sohnes, wie Margaretha das ihres Neffen, und Beide hatten lange Zeit hindurch die Leitung der Staatsgeschäfte für ihre Jüglinge besorgt. Übrigens reiste Luise erst dann nach Cambray, als ihr Sohn von dem Frieden, welcher zwischen dem Kaiser und dem Pabste zu Barcellona geschlossen worden war, Kunde erhalten hatte. Der Friedensvertrag, über welchen beide Damen zu Cambray übereinkamen, würde in Bezug auf den französischen König unbegreiflich sein, wenn man nicht wüßte, daß Franz seine zwei Söhne, die noch immer in Madrid festgehalten wurden, um jeden Preis zu befreien wünschte. Der König von Frankreich gab nämlich in diesem Vertrage alle seine Freunde und Anhänger auf, trat seinem Gegner mit Ausnahme von Burgund Alles ab, was derselbe forderte, und gestattete ihm sogar in Betreff Burgund's, sich alle Rechte auf dasselbe vorzubehalten, obgleich er selbst, auch nach dem Abfalle des Pabstes, in Italien noch Freunde und Verbündete genug hatte. Die Städte Asti und Saluzzo waren noch von den Franzosen besetzt, in der Lombardei waren die Venetianer und der Herzog von Mailand noch dem Bunde mit Frankreich getreu, und Renzo da Ceri, welcher an der Spitze des französischen Heeres stand, kämpfte, von den Truppen der Familie Orsini unterstützt, noch immer glücklich gegen Philibert von Dranien, den Anführer des kaiserlichen Heeres. Der Frieden von Cambray war schon aus dem Grunde schimpflich für Frankreich, weil demselben der Vertrag von Madrid zu Grunde gelegt worden war.

In diesem Friedensvertrage mußte Franz I. ganz Artois mit alleiniger Ausnahme von Therouanne, sowie die Stadt Hesdin an den Kaiser abtreten, jedem Rechte eines Lehnherrn von Artois und Flandern entsagen, also beide Provinzen für völlig unabhän-

ige Graffschaften erklären und außerdem noch die Graffschaft Charolais an Karl für dessen Lebenszeit übergeben. In Betreff der Lombardei mußte er nicht nur den Herzog von Mailand seinem Schicksale überlassen, sondern auch alle seine Truppen aus Italien zurückziehen und die Städte Saluzzo und Asti aufgeben. Gegen die Republik Venedig versprach er dem Kaiser sogar seinen Beistand. Die Venetianer sollten nämlich die fünf Seeplätze am adriatischen Meere, welche im letzten Kriege ihnen eingeräumt worden waren, wieder herausgeben, und bis dieses geschehen sei, sollte Franz dem Kaiser dreißigtausend Dukaten als Subsidien zum Kriege mit Venedig zahlen. Eine sehr harte Bedingung, welche deshalb auch nie erfüllt wurde, betraf die Anhänger des an Franz zum Verräther gewordenen Connetable Karl von Bourbon. Diese und die Verwandten des Connetable sollten insgesammt ihre eingezogenen Güter zurückerhalten, der Beschlagnahme, welcher auf die Besitzungen des Connetable gelegt worden war, sollte aufgehoben, der gegen ihn geführte Proceß cassirt und alle seine Mitverschworenen für schuldlos erklärt werden. In Bezug auf Philibert von Chalon ward ausgemacht, daß derselbe den ungestörten Besitz des Fürstenthums Dranien erhalten solle. Vom Könige von Navarra dagegen, welcher durch die Aragonier des spanischen Theiles seiner Herrschaft beraubt worden war, und den der französische König in Schutz genommen hatte, war keine Rede. Ebenso ward der Herzog von Ferrara aufgeopfert. Dasselbe geschah mit den zahlreichen Anhängern des Hauses Anjou, welche die Ansprüche der Franzosen an Neapel für begründeter hielten, als die der Aragonier, und Alles für Franz geopfert hatten; denn diesen wurde zwar in dem Vertrage von Cambray eine Amnestie zugesagt, sie erlangten dieselbe aber nicht, sondern wurden theils hingerichtet, theils verbannt, theils ihrer Güter beraubt. Eine große Anzahl von ihnen floh nach Frankreich. Außer der schimpflichen Preisgebung seiner Freunde und Schützlinge mußte Franz sich noch zu bedeutenden Zahlungen verpflichten. Er sollte nämlich die für jene Zeit ganz unerhörte Summe von zwei Millionen Dukaten als Lösegeld für seine beiden Söhne geben. Von dieser Summe sollten hundert- undzwanzigtausend Dukaten bei der Abholung der Prinzen gezahlt werden, zweimalhundertundneunzigtausend zur Befriedigung der

Forderungen, welche Heinrich VIII. von England etwa machen möchte, verwendet, der Rest aber von Frankreich mit fünf Procenten verzinst werden, und als Unterpfand für diesen Rückstand sollten die Güter der Herzogin von Vendome und die in Karl's Niederlanden gelegenen Besitzungen französischer Herren dienen.

Unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens von Cambray schiffte der Kaiser sich auf einer genuessischen Flotte nach Italien ein. Die Florentiner, welche damals noch nicht ahnten, daß die Diplomaten des Papstes und des Kaisers ihre Freiheit verkauft hatten, schickten eine Gesandtschaft an den Letzteren, sobald er gelandet war. Diese wurde höflich empfangen, aber an den Papst gewiesen, in dessen Hände ihre Stadt gegeben werden sollte. Die Florentiner waren jedoch entschlossen, im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Mit Mailand und Venedig war Karl V. damals noch im Krieg, und da überdies der Papst an den Herzog Alphons von Ferrara Forderungen machte, welche dieser nicht gewähren konnte, so kamen Kaiser und Papst überein, in Bologna eine Zusammenkunft zu halten, um Alles auszugleichen. Dort wollten sie auch mit einander verabreden, auf welche Weise der Keterei in Deutschland ein Ende gemacht werden könne. Den kranken und schwächlichen Herzog von Mailand hielt damals der kaiserliche Feldherr Anton von Leyva, welcher ohne große Anstrengung Pavia genommen hatte, gewissermaßen belagert. Der Kaiser reiste von Piacenza, wo er bis Ende October verweilte, über Modena nach Bologna. In Modena unterhielt er sich lange und freundlich mit dem Herzoge von Ferrara, welcher auf Karl's Verwendung beim Papste vertraute, weil er wohl merkte, daß es dem Kaiser nicht ernst damit sei, ihn auszuplündern, um den Papst zu bereichern.

Im Anfang des November kamen Papst und Kaiser in Bologna zusammen. Sie wohnten dort im Regierungspalast bei einander, und den deutschen Protestanten kamen so bedenkliche Gerüchte von ihren ganz geheimen Unterredungen zu Ohren, daß sie, wie wir unten sehen werden, stark rüsteten. Am 21. November ließ der Papst auch den Herzog Franz Sforza von Mailand nach Bologna kommen. Man wurde mit ihm leicht fertig, weil er an einem unheilbaren Übel litt und keinen Erben hatte. Schon am 23. December ward mit ihm ein Friedensvertrag geschlossen, nach

welchem der Herzog vom Kaiser belehnt wurde und Herr von Mailand blieb, wiewohl nur unter der lästigen Bedingung, daß er seine Hauptstadt, welche früher neben Venedig durch Reichthum und Glanz alle anderen Städte verdunkelt hatte, schon im letzten Kriege aber von den Spaniern gänzlich ausgeplündert worden war, noch ferner zum Vortheile des Kaisers bedrücke. Er sollte nämlich dem Kaiser innerhalb eines Jahres viermalhunderttausend und nach einem Jahre noch fünfmalhunderttausend Dukaten zahlen. Bis zur Abtragung der ersteren Summe sollten die Burgen von Mailand und Como dem Kaiser verbleiben. Außerdem ward Pavia als Grafschaft dem Anton von Leyva auf Lebenszeit übergeben. Die Republik Venedig zog sich mit geringem Verluste aus einem Handel, der für alle ihre Verbündeten, den Pabst ausgenommen, verderblich geworden war. Die Venetianer mußten nämlich zwar Ravenna und Cervia an den Pabst, sowie die neapolitanischen Seeplätze an Karl zurückgeben; sie nahmen aber zum großen Unterschied von der Art, wie Franz I. von Frankreich verfahren war, ihre schwächeren Verbündeten in Schutz, indem sie hunderttausend Dukaten zahlten, damit diese entschädigt würden. Außerdem versprachen sie noch das Doppelte dieser Summe als alte Schuld. Dagegen wiesen sie die Zumuthung des Kaisers und des Pabstes, ihnen zu Gefallen gegen die Türken zu ziehen, schnöde zurück.

Zu Bologna ward zwischen Clemens VII., dem Kaiser, dessen Bruder Ferdinand, welcher damals schon König von Ungarn und Böhmen war, der Republik Venedig, den Herzögen von Mailand und von Savoyen und den Markgrafen von Montferrat und Mantua ein sogenannter ewiger Frieden geschlossen, mit dem es sich ebenso verhielt, wie mit allem Ewigen, welches die Menschen einander versprechen. Ehe hierauf Karl nach Deutschland zurückkehrte, ließ er sich vom Pabste am 22. Februar 1530 mit der eisernen Krone zum Könige von Italien und am folgenden Tage mit der Kaiserkrone zum römischen Kaiser krönen. Dies war das letzte Mal, daß ein deutscher Kaiser vom Pabste gekrönt wurde. Was den Herzog Alphons von Ferrara betrifft, so war ihm zwar erlaubt worden, jenem ewigen Friedensbunde beizutreten; allein der Pabst hatte, aller Bemühungen des Kaisers ungeachtet, darauf bestanden, daß Alphons ihm Modena, Reggio, Rubbiera und Co-

tignola abtrete, und ihm nicht erlaubt, zur Krönung Karl's nach Bologna zu kommen. Erst im März ward Alphons von Ferrara in Bologna zugelassen. Auch jetzt konnte er sich mit dem Pabste nicht vereinigen. Doch erkannten Alphons und der Pabst den Kaiser als Schiedsrichter an. Karl fällt seinen Schiedsspruch vor seiner Abreise nach Deutschland nicht, sondern zog, da er der beiden Streitenden bedurfte, die Entscheidung flüchtig hinaus. Erst im Jahre 1531 erfolgte sein Ausspruch.

Den Florentinern erging es nicht so gut, als dem Herzoge von Ferrara. Der Kaiser, welcher die Stadt Florenz schon in Barcellona aufgegeben hatte, wollte nicht nur seine natürliche Tochter glänzend versorgen, sondern auch die einzigen ächten Republikaner Italien's demüthigen. Mit dem monarchischen Alphons von Ferrara mochte er insgeheim übereinstimmen, eine Republik wie die Florentinische aber durfte und konnte er durchaus nicht in Italien dulden. Philibert von Dranien wurde mit der Unterwerfung der Stadt beauftragt. Florenz vertheidigte seine Freiheit mit einer Standhaftigkeit und Ausdauer, welche ein besseres Schicksal verdient hätten; allein der Pabst und der Kaiser schickten die tüchtigsten Soldaten, die es damals in Europa gab, gegen die unglückliche Stadt. Die Klugheit hätte daher den Florentinern gebieten sollen, sich den Umständen etwas früher zu fügen. An der Spitze der Florentinischen Heeresmacht standen zwei gedungene berühmte Anführer von Miethtruppen, Francesco Ferrucci und Malatesta Baglioni. Diese kämpften in zahllosen Scharmüszeln zum Theil glücklich, und behaupteten sich während der fünf Monate, welche der Kaiser und der Pabst in Bologna zubrachten, nicht blos innerhalb der Stadt gegen die Übermacht der Feinde, sondern auch im offenen Felde gegen Philibert von Dranien. Zur Entscheidung kam es erst dann, als der Kaiser längst wieder nach Deutschland zurückgekehrt war. Am 2. August 1530 wurden die Florentiner unter Ferrucci's Führung in der Schlacht bei Gaviniano, in welcher auch der kaiserliche Oberanführer Philibert von Dranien blieb, völlig besiegt. Ferrucci selbst ward bei dieser Niederlage auf barbarische Weise gemordet. An der Stelle Philibert's erhielt Ferdinand Gonzaga, der Bruder des Herzogs von Mantua, den Oberbefehl des päpstlich-kaiserlichen Heeres.

Malatesta Baglioni, dem die Florentiner ihr Heer anvertraut hatten, verkaufte die Freiheit derselben an den Pabst. Er war früher Herr von Perugia gewesen und hatte seine dortigen Güter verloren; er beredete daher die Florentiner sich an Gonzaga zu wenden, um Frieden zu erlangen, nachdem er vorher mit dem Pabste einig geworden, daß er zwar der Herrschaft über Perugia entsagen, dagegen aber seine dortigen Erbgüter zurück erhalten solle. Die Florentiner schlossen Mitte August einen Vertrag, kraft dessen sie sich ergaben. Es ging ihnen dessen ungeachtet sehr übel, als die kaiserlichen Truppen in die Stadt eingerückt waren. Sie mußten, nachdem der Krieg selbst ihnen schon Millionen gekostet hatte, den kaiserlichen Niethlingen gleich anfangs achtzigtausend Dukaten zahlen, und der Pabst richtete im September und Oktober die Verwaltung und Regierung von Florenz so ein, daß nur die Anhänger, Verwandten und Klienten des Hauses Medicis an derselben Antheil erhielten. Was jedoch die Florentiner, welche stets Guelfen gewesen waren und niemals gleich den Pisanern und Sienesen ein kaiserliches Souveränitäts-Recht über ihre Stadt anerkannt hatten, am meisten verdross, war der Umstand, daß Pabst Clemens, der doch selbst ein Florentiner war, um der Herrschaft seiner Familie willen dieses Recht anerkannte und es geschehen ließ, daß der Kaiser durch ein Diplom über die Republik verfüge. Der Kaiser ertheilte dem wüsten Knaben Alexander von Medicis, welchen Clemens VII. vorher schon zum Herzoge der Stadt Penna gemacht hatte, am 28. Oktober 1530 ein Diplom, vermöge dessen Alexander und seine Nachkommen, sowie beim Aussterben derselben das ganze übrige Haus Medicis die erbliche Herrschaft von Florenz erhielten.

Noch ehe Karl V. nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er auch über Malta und Gozzo verfügt. Er hatte nämlich am 24. März 1530 nicht als Kaiser, sondern als König von Neapel die Johanniter oder Rhodiser Ritter, welche 1522 durch die Türken von Rhodus vertrieben worden waren, mit jenen beiden Inseln belehnt, weil sie seit dem Verluste von Rhodus dem Pabste zur Last gefallen waren, und weil es für die christlichen Fürsten ein Schimpf war, daß diese den Rittern bei der letzten heldenmüthigen und ewig denkwürdigen Vertheidigung von Rhodus nicht zu rechter Zeit Hülfe geleistet hatten.

2. Spaltung der heftigen und der gemäßigten Anhänger Luther's und Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten oder Sickingische Fehde.

Wir gehen zu der Zeit über, wo in Deutschland wie in der Schweiz die Anhänger der Prediger des Evangeliums sich von denen der römischen Kirchenformen nach und nach ganz zu trennen anfangen und die äußere Gottesverehrung änderten. Das Letztere war bisher nur an wenigen Orten geschehen. Der weise Kurfürst Friedrich von Sachsen duldete die Predigt des Evangeliums, hielt aber den alten Stand der Dinge aufrecht, so daß sogar in Wittenberg Alles anfangs im alten Zustande blieb. Erst während der Zeit von Luther's Aufenthalt auf der Wartburg nahmen Melancthon und andere Freunde und Schüler Luther's bedeutende Änderungen vor. Diese gingen damals so weit, daß auch Luther unmöglich ganz zurückbleiben konnte. Er hatte bis dahin die Messe und sogar seine Mönchskleidung beibehalten. Die eigentliche Veranlassung der förmlichen Kirchentrennung war daher jenes Wormser Edict, welches Kaiser Karl gegen Luther und das Lutherthum erlassen hatte (s. Th. XI. S. 372).

In diesem, höchst wahrscheinlich vom Nuntius Meander aufgesetzten, vom Kaiser unterschriebenen Edicte, welches vom achten Mai 1521 datirt, aber wirklich erst am 26. Mai, als Luther schon in Sicherheit war, erlassen worden war, wurden Luther und seine Anhänger förmlich für Ketzer erklärt und mit Acht und Aberacht belegt; ihre Bücher sollten verbrannt, Luther selbst zur Haft gebracht, die Güter seiner Gönner und Schützer preisgegeben werden. In einem zweiten Edicte wurden alle Neuerungen in der Religion im ganzen Reiche aufs ernstlichste verboten. Wie wenig es aber mit den Achtserklärungen, deren man eine ganze Reihe aufzählen könnte, auf sich hatte, geht daraus hervor, daß noch vor des Kaisers Abreise nach Spanien in ganz Deutschland Luther's Lehre öffentlich gepredigt und die Außerlichkeit des Gottesdienstes geändert ward. Einige Beispiele mögen genügen. Während Herzog Georg von Sachsen, welchem Dresden und Leipzig gehörten, ein heftiger Feind der neuen Lehre war und die Predigt derselben durchaus nicht duldete, ward Georg's Bruder Heinrich von seiner Gemahlin, einer

mecklenburgischen Prinzessin, bewogen, diese Lehre predigen und in Freiberg und Zwickau den Gottesdienst ändern zu lassen. Ebenso mußte in Erfurt, in Emden, in Halberstadt, in verschiedenen Orten von Böhmen, in Nördlingen, in Straßburg und in Worms die Messe der Predigt weichen. In Pommern ward von dem nachher als Doctor Pomeranus bekannt gewordenen Johann Bugenhagen die neue Lehre gepredigt und der Gottesdienst geändert. Christian II. von Dänemark verbot nicht allein der Universität Kopenhagen, Luther's Schriften zu verbrennen, sondern ersuchte auch den Kurfürsten Friedrich den Weisen, seinen mütterlichen Oheim, um die Zusendung eines Theologen, welcher Luther's Lehre predigen könne. Sogar in den Niederlanden, besonders zu Antwerpen und Brügge, ward diese gepredigt, obgleich der Kaiser sie dort heftig verfolgte. Luther selbst war der Meinung, daß das wider ihn erlassene kaiserliche Edict höchstens von seinen Todfeinden, dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Herzog Georg von Sachsen, werde befolgt werden; denn er schreibt an Melancthon: „Ich halte selbst, daß dies Edict nirgends sonst wüthen werde, als unter dem Dresden'schen Rehabeam und dem andern euren Nachbar, den die eitle Ehre plagt.“ Pabst Hadrian VI. endlich gesteht schon in einem Briefe, welchen er Ende November 1522 an die in Nürnberg versammelten Stände schrieb, gewissermaßen ein, daß der Abfall von seiner römischen Kirche in Deutschland allgemein zu werden drohe, und daß, wie er höre, bereits ein bürgerlicher Krieg ausgebrochen sei*).

Ein solcher Krieg war allerdings ausgebrochen; er hing aber mit der Ketzerei nicht zusammen, sondern es war ein Krieg der Fürsten mit der Ritterschaft, welchem leider nur zu bald ein anderer Krieg folgte, der aus dem Mißverstände der evangelischen Lehre von Freiheit, von Gleichheit und von gleichem Anspruch an irdische Güter und Herrschaft entstand. Die Veranlassung jenes Krieges war zwar Sickingen's bitterer Haß gegen einen Feind der Reformation und Luther's, den Kurfürsten von Trier; allein Sickingen war damals ebenso erbittert gegen den eifrigen Freund

*) Hoc etiam eo sibi dolero magis, quod ex nobilitate complures ei favere et nunc eo usque factam esse progressionem intelligat, ut ecclesiasticorum dignitas per Germaniam imminuatur et possessiones etiam in discrimen veniant et civile sit excitatum bellum inter nonnullos.

Luther's und seiner Sache, den Landgrafen Philipp den Großmüthigen von Hessen, welcher nicht alle Bedingungen des ihm einst abgepreßten Vertrages (s. Th. XI. S. 315) erfüllt hatte. Sickingen war damals alt geworden und litt am Podagra, so daß er nicht gut ein Pferd besteigen konnte; sein Ansehen war jedoch, seit er bei Karl's V. Erwählung thätig gewesen war, in Deutschland sehr gestiegen, und außerdem scharten sich alle Freunde des Evangeliums, schon weil sie Feinde der Pfaffen waren, um ihn. Er war zu jener Zeit nicht nur der mächtigste und reichste Freiherr in den Rheinlanden, sondern auch des Kaisers Rath, Kämmerer und Feldhauptmann und, was mehr sagen will, das Haupt eines zu Lindau geschlossenen ritterschaftlichen Bundes von Rheinländern und Schwaben. Als Haupt dieses Bundes wollte er die Rechte der Ritterschaft gegen die Fürsten vertheidigen. Man pflegt ihn, den Freund Ulrich's von Hutten, als den Hector der Deutschen und den Vertheidiger ihrer Freiheiten zu schildern. Das mag er vielleicht gewesen sein; uns erscheint er jedoch als Schützer der Anarchie und des Raubritterthums und als Gegner der vom Kaiser und von den Landesherren einzuführenden gesetzlichen Ordnung. Wir stützen uns bei diesem Urtheile nicht bloß auf das, was früher (Th. XI. S. 314 ff.) von Sickingen erzählt worden ist, sondern auch auf die Veranlassung des Krieges, welcher seinen Tod herbeiführte.

Zwei von den Raubgenossen des zuvor genannten ritterlichen Bundes, welche Forderungen an zwei Trierische Vasallen hatten, verfahren gegen diese gerade so, wie noch jetzt die Räuber Calabrien's und des Kirchenstaates zu verfahren pflegen. Sie fielen in das Trierische ein und holten zwei der reichsten Einwohner desselben, von denen der Eine des Weibbischofs Vater war, aus ihren Wohnungen, um von ihnen Lösegeld zu erpressen. Die Entführten mußten ihnen fünftausend Dukaten versprechen, und wurden damit sie dieses Geld herbeschaffen könnten, auf Sickingen's Bürgerschaft in Freiheit gesetzt; sie ließen sich aber durch ihren Landesherren von der ihnen gewaltsam auferlegten Verbindlichkeit lösen. Dies benutzte Sickingen zu einem Raubzuge gegen Trier. Er schickte dem Kurfürsten, nach der alten Sitte des Faustrechtes, welche seit Maximilian's Zeit im Reiche abgeschafft war, einen

Fehdebrief, trotzte der Abmahnung des Reichs-Regiments, an dessen Spitze Ferdinand als Stellvertreter seines Bruders Karl stand, mit höhennenden Worten, sammelte auf der bei Kreuznach liegenden Ebernburg, auf welcher er von Zeit zu Zeit lebte, Ritter und Miethlinge zu einem verheerenden Zuge gegen Trier, und erschien dann am 8. September 1522 an der Spitze von fünftausend Fußgängern und fünfzehnhundert Reitern vor Trier.

Diesen Raubzug begünstigte nicht bloß der Großhofmeister des Kurfürsten Albrecht von Mainz, Frowein von Hutten, sondern sogar der ganze Stiftsadel von Mainz und Albrecht selbst. Sickingen führte ein wildes, mordbrennendes Heer, welches auf schändliche Weise wüthete. Auch der Erzbischof von Trier brannte die fürstliche Abtei St. Maximin nieder, weil Sickingen auf deren Borräthe gerechnet hatte. Man kann daher aus den einzelnen Ereignissen dieses Raubkrieges nicht nur einen Schluß auf den traurigen Zustand der deutschen Bauern machen, sondern man wird auch einsehen, wie natürlich es war, daß dieselben zwei Jahre später gegen Fürsten und Ritter einen kannibalischen Grimm bewiesen. Philipp von Hessen kam dem Kurfürsten von Trier zu rechter Zeit zu Hülfe. Außerdem forderte das Reichs-Regiment alle Landesherren auf, der unmittelbaren Reichsritterschaft genau aufzupassen, damit dieselbe nicht mit ihren Raubgenossen dem Sickingen zu Hülfe eile. In Folge davon wurde dann ein Herr von Renneberg durch den Herzog von Cleve und Jülich, sowie der Bastard von Sombress durch den Erzbischof von Köln gehindert, ihre Schaaren nach Trier zu führen, und Philipp von Hessen überfiel den Herrn von Minkwitz, als derselbe mit fünfzehnhundert Mann von Braunschweig heranzog. Sickingen mußte schon nach sieben Tagen (14. September) die Belagerung von Trier aufheben. Philipp und der Erzbischof von Trier, welche bei Metz lagen, ließen ihn ruhig abziehen, und züchtigten zuerst die Mainzer Herren. Albrecht von Mainz mußte auf einem Convent zu Frankfurt fünfundzwanzigtausend Dukaten versprechen; dagegen blieb Frowein von Hutten hartnäckig. Auch Sickingen's Schwiegersohn, Hartmuth von Kronenberg, mußte erleben, daß die Bürger dieser Stadt den Feind einließen. Sickingen, welcher auch dem Kurfürsten von der Pfalz einen Fehdebrief schickte und dessen Burg Ruzelstein zu überfallen suchte,

vertraute auf seine und seiner Verbündeten Macht, und aus dem, was uns von dieser berichtet wird, geht deutlich hervor, daß dies ein Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten war, welcher demjenigen gleich, den zwei Jahre nachher Fürsten und Ritter mit den Bauern zu führen hatten. Als nämlich Sickingen am 8ten Oktober in die Acht erklärt und alle seine Burgen, Drachenfels, Ebernburg, Kallensfels, Neustuhl, Hohenburg und Linzenburg, bedroht oder genommen waren, ließ er Landstuhl neu befestigen und hoffte sich daselbst so lange zu behaupten, bis die Ritterschaft zu seiner Hülfe herbeikomme. Sein Schwiegersohn Hartmuth begab sich, als er die Ebernburg nicht mehr vertheidigen konnte, nach Böhmen, und sein Sohn Schweikart nach Schwaben, um die Freunde herbeizurufen. Ebenso reiste Frowein von Hutten nach dem Falle der Burg Saalmünster wërbend in die Schweiz, Ulrich von Hutten aber nach Oberschwaben, Balthasar Sloer an den Oberrhein und Franz Voss nach Niederdeutschland, um die alten Freunde und Verbündeten herbeizuziehen. Es erschien jedoch niemand; denn Philipp von Hessen und die Kurfürsten von Trier und der Pfalz waren der Ritterschaft zuvorgekommen. Nicht einmal Wilhelm von Fürstenberg und Eitelfriz von Zollern, welche die Schwaben und Elsäffer herbeiführen sollten, erschienen.

Im April 1523 zog Philipp von Hessen mit einem furchtbaren Geschütze gegen Landstuhl. Sickingen vertheidigte sich gegen ihn wie ein Held, und behauptete Landstuhl, welches schon am 2ten Mai ganz zusammengeschossen war, noch bis zum 7ten, obgleich er so schwer verwundet war, daß er schon zwei Tage nach der Übergabe der Burg starb. Er soll vor seinem Ende sich beschwert haben, daß weder die Schweizer noch die Ritter aus Schwaben und aus dem Elsaß, an welche er Boten geschickt hatte, ihm zu Hülfe gekommen wären. Daran waren jedoch wenigstens Fürstenberg und Eitelfriz von Zollern nicht Schuld; denn die an diese gesandten Boten wurden aufgefangen. Philipp von Hessen wagte es, den alten Raubritter noch auf dem Toddbette nach dem Orte zu fragen, wo er seine Schätze versteckt habe, erhielt aber von dem Sterbenden eine Abfertigung, wie er sie verdiente. Das wäre, gab Sickingen ihm zur Antwort, eine unziemliche Frage; man könne wohl denken bei seiner Handlung, die er gehabt, was

er für Baarschaft haben könne. Den Söhnen, sowie dem Schwieger-
sohne und den vielen Anhängern Sickingen's wurden ihre Güter
von den Fürsten lange vorenthalten; es kostete viele Mühe, dieselben
ihnen wiederzuvverschaffen, und auch dann geschah es nur unter sehr
lästigen Bedingungen.

Gleich nach diesem Kriege der Fürsten mit dem Haupte der
reichsunmittelbaren Ritterschaft entstanden gewaltsame Volksbeweg-
ungen, welche mit der von den Reformatoren betriebenen Ver-
änderung der Staats-Religion in näherer oder entfernterer Ver-
bindung standen, und sich deshalb am bequemsten an Luther's Ge-
schichte anknüpfen lassen. Zuerst brach, während Luther noch auf
der Wartburg war, in Wittenberg Hader und Zwist aus. Luther
war auf der Wartburg, wo man ihn nur unter dem Namen eines
Junkers kannte, mit der Übersetzung des neuen Testaments be-
schäftigt, welches sogleich vollständig erschien, während die Bücher
des alten Testaments, bei denen der Sprache wegen Melanchthon
helfen mußte, einzeln nach einander ausgegeben und erst später zu-
sammengedruckt wurden. Luther's Aufenthaltsort war anfangs
nicht nur seinen Freunden, sondern selbst dem Bruder des Kur-
fürsten von Sachsen, dem Herzog Johann, unbekannt. Man er-
fuhr ihn jedoch bald, weil Luther auch von der Wartburg aus
eine Anzahl der heftigsten Streitschriften in die Welt schickte.

Das Außere des alten Kirchenwesens hatten Luther und sein
Kurfürst bis dahin geschont; Melanchthon dagegen war in dieser
Hinsicht kühner. Der Letztere verheirathete sich schon 1520, Luther
aber folgte, obgleich er die Katharina de Bore liebte, seinem
Beispiele erst spät. Freilich war Melanchthon auch nicht Mönch
gewesen und hatte keine Weihe empfangen, während Luther und
seine Katharina das Klostersgelübde abgelegt hatten. Auch ersehen
wir aus Luther's Briefen, daß derselbe noch im Jahre 1521, als
verschiedene Geistlichen hie und da sich verheiratheten, sie ernstlich
warnt, keine Unvorsichtigkeit zu begehen. Während Luther noch
von Wittenberg abwesend war, begannen die Mönche des dortigen
Augustiner-Klosters gewaltsam zu reformiren, und Luther's Colleague
Karlstadt oder, wie er eigentlich hieß, Bodenstein predigte fanatische
Lehren einer weitgehenden Umgestaltung des ganzen Religions-
Wesens. Melanchthon hatte nicht Energie genug, um zu wider-

stehen; ja, er schien sogar in einigen Punkten die Meinung Karlstadt's und seiner Freunde zu begünstigen. Es entstand daher zwischen der heftigen und gemäßigten Partei in Wittenberg ein leidenschaftlicher Zwist, welcher, weil unsere Art von Polizei noch unbekannt war, oft gewaltsame Scenen veranlaßte. Luther's Gegenwart schien endlich nöthig, um den Unruhen ein Ende zu machen. Er kam deshalb trotz seines Incognito's schon im November einmal nach Wittenberg, wo er damals einige Tage in Amsdorf's Hause verweilte. Am Ende des Jahres 1521 ward die Sache noch bedenklicher. Die Augustiner von Thüringen und Meissen faßten auf einer Synode, welche sie in Wittenberg hielten, den Beschluß, daß alle bezahlten Messen abgeschafft werden sollten, und gaben außerdem noch die Erklärung, daß Gelübde und Ordensregeln mit dem Evangelium unvereinbar seien.

Bei dem tobenden Lärm von Bürgern und Studenten in Wittenberg hatten Karlstadt und ein anderer Mann, welcher wie dieser für Luther's eifrigen Freund und Anhänger galt, der Augustiner-Mönch Gabriel Didymus, eine Hauptrolle gespielt; gegen diese richtete Luther jetzt seine heftige Predigt. Karlstadt war verworren und voll dunkler Mystik, aber phantastisch beredsam. Er hatte als Prediger an der Wittenberger Stiftskirche längst von der Kanzel herab verkündigt, daß es nothwendig sei, die Form der Kirche und der äußeren Gottesverehrung gänzlich zu verändern, weil Alles, was die Päbste je verordnet oder eingerichtet hätten, ohne Unterschied gottlos, unchristlich und abscheulich sei. Er hatte außerdem längst gepredigt, daß ein neuer Elias kommen müsse, um die Altäre Baal's von Grund aus zu zerstören. Sein Schwärmen war jedoch, so lange Luther, von Bürgern und Studenten als neuer Pabst verehrt und gefürchtet, neben ihm gelehrt und gepredigt hatte, unschädlich geblieben. Erst am Ende des Jahres 1521, als Luther nicht in Wittenberg anwesend war, hatte Karlstadt zur That schreiten können. Er hatte sich damals an die Spitze der Bürger und Studenten gestellt und plötzlich alle Ceremonien des römischen Gottesdienstes abstellen, die Messe deutsch lesen, die Hostie nicht mehr empor heben, das Abendmahl auch ohne Beichte unter beiderlei Gestalt halten, die Bilder aus den Kirchen werfen, die Altäre zerstören und den Gottesdienst völlig

verändern lassen. Dies konnte unmöglich anders als tumultuarisch geschehen. Alle Schwärmer und unruhigen Köpfe, an welchen jede Revolution reich ist, strömten deshalb nach Wittenberg, und die reformirende Partei gerieth mit dem Rath, sowie selbst mit dem Kurfürsten in Streit. Melancthon war der Mann nicht, welcher den wilden Strom wieder in sein Bette zurückdrängen und eindämmen konnte. Luther selbst begab sich daher am 4ten März 1522 wieder nach Wittenberg.

Seine Anwesenheit in Wittenberg war besonders darum nöthig, weil Karlstadt's Anhänger nicht einmal bei dem stehen geblieben waren, was der Kurfürst und seine Rätthe ihnen in einem Vertrage zugestanden hatten, und weil um dieselbe Zeit auch Thomas Münzer und seine radikalen Freunde zu Zwickau ein ideales Gottesreich zu errichten suchten. Von den Männern, welche zu Zwickau in Karlstadt's Weise auftraten, besaß nur Thomas Münzer einige gelehrte Bildung; die anderen Häupter der dortigen Schwärmer waren Gewerbleute, und mehr Einfluß als Münzer hatte Nikolaus Storch unter diesen Schwärmern. Doch scheint uns ungegründet, was Seckendorf als ausgemacht annimmt, daß Storch nach dem Beispiele Christi zwölf Apostel und zweiundsiebenzig Jünger um sich vereinigt habe. Der Lärm in Zwickau ward durch die Obrigkeit gestillt; einige der von dort entflohenen Schwärmer aber, welche schon damals gegen die Kindertaufe eiferten und von der Errichtung eines communistischen und socialen Reiches Christi auf Erden redeten, kamen nach Wittenberg, so daß Luther gerade in dem Augenblicke dahin zurückkehrte, als seine Anwesenheit am nöthigsten war. Er war kaum in Wittenberg angekommen, als er verkündigen ließ, daß er gegen den in seiner Abwesenheit eingerissenen Unfug predigen werde. Er bestieg dann acht Tage hinter einander die Kanzel, und wenn man die von ihm gehaltenen Predigten gelesen hat, so wird man begreifen, daß der mystische Nebel eines Karlstadt und eines Münzer durch das Licht und die Wärme der väterlichen Strafreden eines Mannes, wie sich Luther in diesen Predigten zeigt, augenblicklich zerstreut werden mußte. Die unruhigen Köpfe waren bald genöthigt, die Stadt zu verlassen. Karlstadt begab sich nach Basel; er ward nachher, wie wir unten sehen werden, noch viel umhergetrieben und schmähete,

Luther. Thomas Münzer wurde in dem Städtchen Altstedt als Prophet aufgenommen, mußte aber die Flucht ergreifen, als er heftige Schmähschriften gegen Luther und dessen Lehre ausgehen ließ. Aus derselben Ursache wurde er auch in Nürnberg ausgewiesen; er hatte aber vielen Anhang, und wir werden ihn im Bauernkriege zuerst in Schwaben und dann in Mülhausen wiederfinden.

3. Der Bauernkrieg.

Im Jahre 1524 brach ein Aufstand der armen leibeigenen oder hörigen Bauern aus, der sich über ganz Deutschland verbreitete. Wie viel oder wenig Antheil an demselben die Predigt des Evangeliums hatte, welche von Zürich und von Wittenberg ausging, lassen wir unentschieden. Schon im Jahre 1514 war ja ein ähnlicher Aufstand ausgebrochen, weil die armen Leute vom Adel wie das Vieh oder wie die Neger in den westindischen Colonieen behandelt wurden (siehe Bd. XI. S. 322). Es würde für die Leser ermüdend sein, wenn wir alle die Placereien erzählen wollten, die man erdacht hatte, um den Bauer zum Lastthier zu machen. Nur das Eine wollen wir erwähnen, daß uns die wiederholte Klage der Bauern, sie müßten Schneckenhäuser und Erdbeeren suchen, aufgefallen ist. Die Klage über die Schneckenhäuser ist uns nicht ganz klar; das Suchen der Erdbeeren aber konnte doch so ganz lästig nicht sein, wenn man bedenkt, welche Menge derselben täglich auf den Markt gebracht wird, die Guts herrschaften jener Zeit müßten auf jeden Fall eine ungeheure Menge verzehrt haben. Was den Antheil der Schwärmer am Bauernkriege betrifft, so muß man wissen, daß damals Hunderte von Flugschriften im Umlaufe waren, daß unzählige Mönche die Kutte wegwarfen und auf wilde Weise predigten, daß Sebastian Franke, welcher zu den schwärmenden Socialisten gehörte (s. Th. XI. S. 462 ff.), die Geschichte ebenso in herzlicher Sprache deutsch behandelte, wie Luther die Glaubenslehre, und daß Franke's Chroniken in unzähligen Nachdrücken vervielfältigt wurden. Außerdem hatten die von den empörten Bauern aufgestellten zwölf Artikel oder Forderungen, welche den Inbegriff eines neuen Staatsrechtes (Contrat social) enthalten, höchst wahrscheinlich einen Anhänger jener republikanischen Schweizer Reformatoren zum Verfasser, welche gleich anfangs das

Werk viel dreister angriffen, als Luther. Wie es sich übrigens auch mit diesem Zusammenhange verhalten mag, gewiß bleibt immer, daß die schwäbischen Bauern, welche 1514 schon einmal einen furchtbaren Aufstand versucht hatten, in den Jahren 1523 und 1524 sich, um uns ihres eignen Ausdruckes zu bedienen, „die vielen Servitute, Frohnen, Zehnten, die der Teufel Gott weiß woher über sie geführt habe, nicht ferner gefallen lassen wollten.“ Übrigens hat Zimmermann in seiner Geschichte des Bauernkrieges Alles, was hierher gehört, aus gedruckten und ungedruckten Quellen so vollständig gesammelt und so faßlich vorgetragen, daß wir die Leser auf ihn verweisen dürfen und diesen Bauernkrieg ebenso wie den früheren nur im Allgemeinen zu berühren brauchen.

Ende Juni 1524 brach in der Landgraffschaft Stühlingen, in welcher Graf Siegmund II. und seine gnädige Frau mit ihren hochadeligen Fräulein die Bauern als Jagdhunde, sowie zum Einsammeln von Erdbeeren und Schnecken gebrauchten, der Aufstand aus, und verbreitete sich unglaublich schnell nach Bendorf, Emingen, Berthmatingen und vielen andern Orten. Schon im Juli erklärten die Bauern, nicht mehr dem Adel, sondern bloß dem Kaiser gehorchen zu wollen, und zogen, zwölfhundert Mann stark, mit einer schwarzrothgelben Reichsfahne nach Waldshut, wo sich die Bürger an sie angeschlossen. Sie nannten sich die evangelische Bruderschaft, und schickten öffentlich und insgeheim Briefe und Boten nicht bloß durch den ganzen Hegau, das Sundgau, in das Elsaß und nach Schwaben, sondern auch den Rhein hinab, an die Mosel, ja nach Franken und Thüringen. Überall ließen sie verkündigen: „sie wollten ihren Herren nicht mehr dienstgehorsam sein, keinem als dem Kaiser dienen; diesem wollten sie keinen Tribut geben, er sollte ihnen aber nicht einreden; sie wollten alle Schlösser und Klöster und was den Namen geistlich habe, zerstören.“ Sie blieben, da es damals weder stehende Heere noch eine Hierarchie der Beamten, durch ihre große Zahl acht Monate lang Herren im Lande, konnten aber nur wüthen und zerstören. Sie verstanden vom Kriegswesen nichts und waren sehr schlecht oder auch gar nicht bewaffnet und durchaus unfähig im Felde zu widerstehen; denn die Ritter, welche von ihnen zum Mitziehen gezwungen wurden, verabscheuten ihre Sache. Entlaufene Mönche und fanatische Prediger eines mißverstandenen Evangeliums

erbitterten ihren Sinn gegen jede bürgerliche Ordnung. Unter diesen Umständen waren die empörten Bauern bloß durch ihre Menge und durch die von ihnen verübten Grausamkeiten und Zerstörungen furchtbar; gleichwohl wagte die Ritterschaft nicht eher den offenen Kampf mit ihnen, als bis sie des Sieges ganz sicher war. Man leitete von Zeit zu Zeit Unterhandlungen ein und stellte sich, als wenn man eine Vermittelung oder einen Schiedsspruch suchen und in einzelnen Punkten nachgeben wolle, bis endlich die einzige ausübende Gewalt, die es damals in Deutschland gab, der schwäbische Bund, seine Macht vereinigt hatte, um den Aufstand militärisch zu dämpfen und dann den Druck der Ritterschaft noch zu vermehren.

Die sechszehn Artikel, in welchen die Bauern von Oberschwaben, aus dem Klettgau und dem Hegau, aus Stühlingen und aus der Baar während der Unterhandlungen mit der unmittelbaren Ritterschaft ihre Forderungen zusammenfaßten, mögen zeigen, daß sie nichts Anderes verlangten, als was sie in unseren Zeiten zum Theil endlich erlangt haben, zum Theil noch immer vergeblich zu erlangen suchen. „Sie wollen den Herren nicht hagen (hegen) noch jagen, Wasser und Vögel sollen frei sein. Sie wollen ihre Hunde frei laufen lassen dürfen. Sie wollen Büchsen und Armbrust tragen dürfen. Jäger und Forstmeister sollen keine Gewalt über sie haben. Sie wollen den Herren keinen Mist fahren. Auch mähen, schneiden, hauen, Heu machen, Getraide und Holz fahren wollen sie für ihre Herren nicht mehr. Der schweren Märkte und Handwerk wollen sie entbunden sein. Keiner, der verbürgen kann, daß er sich zu Recht stellen will, soll mehr gethürmt oder gebloßt werden dürfen. Man soll künftig weder Steuer, Schatzung noch Umgeld fordern dürfen, es wäre denn zu Recht erkannt. Der Bauer soll kein Baukorn mehr geben, auch nicht mehr zu Frohn zum Acker gehen. Keiner, weder Weib noch Mann, soll mehr gestraft werden, wenn er ohne herrschaftliche Erlaubniß geheirathet hat. Wenn einer einen Selbstmord begangen, soll der Herr sein Gut nicht nehmen. Der Herr soll überhaupt keinen beerben, so lange noch Verwandte vorhanden sind. Abzug- und Vogtrecht müssen abgeschafft werden. Wer Wein in seinem Hause hat, soll ihn ungestraft an Jedermann ausschänken dürfen. Wenn ein Vogt einen wegen

Trevels belangt, soll er ihn ohne gute Beweise (Zeugen) nicht strafen dürfen.“

Weder der schwäbische Bund, noch Karl's V. Bruder, der Erzherzog Ferdinand, welcher seit Ulrich's Vertreibung auch in Württemberg herrschte und der mächtigste Landherr in Schwaben war, konnte gleich anfangs kräftige Maßregeln ergreifen. Die Bauern behaupteten daher noch im Februar 1525 eine wilde Unabhängigkeit, obgleich der Erzherzog den Befehl ausgehen ließ, mit Feuer und Schwert gegen sie zu wüthen und sie wie reißende Thiere zu vertilgen. Georg Truchseß von Waldburg und einige andere Herren säumten nicht, diesem Befehle Folge zu leisten, wodurch dann die Bauern nicht etwa abgeschreckt, sondern vielmehr zu Repressalien veranlaßt wurden. Der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg kehrte damals nach Schwaben zurück, um die Bauern für seine Zwecke zu benutzen und vermittelt ihrer den Östreichern sein Land wieder zu entreißen; die Bauern kannten ihn aber noch zu gut, um sich mit ihm einzulassen. Die württembergische Statthalterchaft Ferdinand's war schon im vorhergehenden Jahre in die größte Angst gerathen, und hatte dem Erzherzog, welcher damals gerade in Nürnberg Reichstag hielt, geschrieben, man könne sich auf das größtentheils aus Bürgern und Bauern bestehende Fußvolk nicht mehr verlassen, er möge eilends einen reißigen Zeug schicken.

Durch die Predigten Thomas Münzer's und des Pfarrers von Waldshut, Hubmaier, hatte die Bewegung in der letzten Zeit einen ganz radikalen, auf Errichtung eines neuen Jerusalem gerichteten Charakter erhalten. Münzer, welcher der wahren und klaren Beredsamkeit eines Luther nicht mächtig war, trieb sich damals fünf Monate lang in der Gegend zwischen dem Elfaß und dem Bodensee umher, und gab seine dunkeln und mystischen Gefühle für Eingebungen des in ihm wohnenden Gottesgeistes aus. Hubmaier ward von seiner Gemeinde, den Bürgern der Stadt Waldshut, wie von allen Hauensteinern schon lange vorher, ehe er mit Münzer zusammentraf, als ein gotterleuchteter Prophet verehrt. Außer diesen beiden Männern predigte eine bedeutende Zahl von oberschwäbischen Pfarrern, ohne Wiedertäufer zu sein oder wilden Fanatismus zu lehren, das Evangelium den Bauern und Bürgern kleiner Städte auf dieselbe Weise, wie Hubmaier es pre-

digte, oder wie es in Münzer's und Sebastian Franke's Schriften oder zu unserer Zeit von Lammenais aufgefaßt wird. Andere waren gemäßigter, und zu diesen gehörten unstreitig die Verfasser der seit März 1525 in ganz Deutschland verbreiteten zwölf Bauern-Artikel oder der evangelischen Protestation, welche die ganze niedere Volksklasse Deutschland's gegen die Usurpationen der höheren Stände erließ. Der neueste Geschichtschreiber des Bauernkrieges, Zimmermann, glaubt, diese zwölf Artikel der bauernschaftlichen Forderungen möchten wohl entweder von Dr. Schappeler, Pfarrer in Memmingen, oder von Johann Hengler, Fröhmesser zu Sermatingen, verfaßt worden sein.

In diesem Codex eines neuen Naturrechtes, welcher in einer etwas anderen Einleidung alle die Punkte enthält, die man in den früher angeführten Artikeln findet, ist schon Alles schriftmäßig aufgefaßt und jeder einzelne Artikel mit Stellen und Worten der Apostel belegt. Die Bauern machten, wie die bloße Anführung des ersten Artikels zeigen kann, keine andere Forderung, als daß das ihnen in der Kirche gepredigte Evangelium auch das Gesetz des äußeren evangelischen Staates, nicht ein bloßes Moralgesetz, sein sollte. Von Gewaltthätigkeit aber ist nicht die Rede. Jener Artikel lautet: „Fürs Erste ist das Evangelium nicht eine Ursache der Empörung oder Aufrühren; dieweil es eine Rede ist von Christus, dem verheißenen Messias, dessen Wort und Leben nichts denn Liebe, Friede, Geduld und Einigkeit lehret (Römer 2), also, daß Alle, die an diesen Christum glauben, lieblich, friedlich, geduldig und einig werden, so denn der Grund aller Artikel der Bauern, wie denn klar gesehen wird, dahin gerichtet ist, das Evangelium zu hören und demgemäß zu leben. Wie mögen denn die Widerchristen das Evangelium eine Ursache der Empörung und des Ungehorsams nennen? Daß aber etliche Widerchristen und Feinde des Evangeliums wider solches Anmuthen und Begehren sich lehnen und aufbäumen, ist das Evangelium nicht Ursache, sondern der Teufel, der schädlichste Feind des Evangeliums, welcher solches durch den Unglauben in den Seinigen erweckt, damit das Wort Gottes, das Frieden, Liebe und Einigkeit lehrt, unterdrückt und weggenommen werde.“ Ganz anders lautet freilich das von Thomas Münzer aufgesetzte Manifest der Bauernschaften von

Oberschwaben, welches man gewöhnlich den Artikelbrief zu nennen pflegt.

Ganz Schwaben war im Aufstande. Das sogenannte Reichs-Regiment, welches in Eßlingen seinen Sitz hatte, erließ vergebens Edicte, und die schwäbische Bundesversammlung zu Ulm versuchte umsonst, die Bauern durch freundliches Zureden von dem Wege der Gewaltthätigkeit, den sie seit Februar 1525 betreten hatten, abzumahnern. Endlich gebrauchte der schwäbische Bund die beiden Feldhauptleute und Generale der Condottieren Karl's V., Georg von Frundsberg und den Truchseß Georg von Waldburg, gegen sie. Der Letztere, welcher wegen seiner Thaten gegen die Bauern Erb-Truchseß und Ferdinand's Statthalter in Württemberg wurde, hatte als Bundesfeldherr gegen den Herzog Ulrich von Württemberg, der im März an der Spitze gedungener Schweizer in Schwaben erschienen war, ein Heer gesammelt. Mit diesem zog er, als Ulrich's Heer sich verlaufen hatte, gegen die armen Bauern, welche in drei Haufen getheilt und bei Biberach, im Allgau und am Bodensee gelagert waren. Daß die schlecht bewaffneten Bauern, denen ihre Menge eher zur Last als zum Vortheile war, den gedungenen, in vielen Kriegen geübten und militärisch gerüsteten Fußknechten der Condottieren-Führer und der um dieselben vereinigten Ritterschaft, deren Leiber und Pferde gepanzert waren, unterliegen würden, war vor auszusehen, und so geschah es auch. Die Ritter kämpften wie die Türken, um Sklaven zu haben, welche für sie arbeiteten und gleich dem Gewürme kriechend ihnen dienten. Sie wütheten auch nach dem Siege wie die Türken und Hunnen, weil sie es frevelhaft und gottlos fanden, daß Sklaven sich gegen ihre Herren zu empören wagten. An den von den Rittern verübten Gräueln, sowie an dem Morden und Hinrichten nach dem Siege war übrigens der Truchseß, wie es uns scheint, nicht schuld; denn er war für seine eigenen Bauern stets ein milder und freundlicher Herr gewesen, und diese waren ihm auch anhänglich geblieben, als bereits alle Bauern in Schwaben, am Rhein, in Franken und in Thüringen zu den Waffen gegriffen hatten. Als nämlich die Bewohner des Städtchens Wurzach von den andern Bauern aufgefördert wurden, mit ihnen zu ziehen, schickten sie Boten an den Truchseß und ließen ihn dringend bitten, zu ihnen zu kommen. Er antwortete

sehr freundlich und nannte die Leute in seinem Schreiben fromm und treu, entschuldigte sich aber mit seiner Dienstpflcht. Er schrieb ihnen: „In diesen sorglichen Läufen wäre ihm nichts lieber, als bei seinem Weibe, seinen Kindern und seiner getreuen, frommen Landschaft zu sein. Weil er aber im Dienste seines gnädigsten Herrn von Österreich stehe, und weil ihm dieser — — bei seiner Pflcht geboten habe zu bleiben, so könne er Ehren und Pflcht halber nicht abtreten, so gern er sich auch zu ihnen verfügen möchte.“ Als er nicht kam, vereinigten die Wurzachser sich mit dem Haufen, der bei ihrem Städtchen gelagert war.

Pfarrer standen mehrentheils an der Spitze der Tausende von Bauern, welche umherzogen und gelegentlich große Gewaltthätigkeiten verübten. Genannt werden vor Anderen der Pfaff Florian, Pfarrer zu Eichstetten, Meister Hans Wehe, Pfarrer zu Leipheim bei Ulm, und die Pfarrer von Langenau und Günzburg. Das Heer des Truchseß Georg griff zuerst einen sechs- bis sieben-tausend Mann starken Haufen an, welcher an der Donau umherzog. Diese Schaar wurde bei Elchingen und nachher bei Leipheim niedergerannt. Tausende verloren das Leben, und weit und breit war am 5. April Alles mit Leichen bedeckt. Die Gefangenen wurden ein Opfer jener marternden Kriminaljustiz, deren Handbuch Kaiser Karl's V. peinliche Halsgerichtsordnung ist. Nach dem Morde an der Donau zog Georg gegen die bei Wurzach Gelagerten. Der Allgau und die Gegenden am See wurden von ihm und der Ritterschaft zwar für den Augenblick schnell zur Ruhe gezwungen; dagegen vergaltten aber die Bauern des Odenwaldes und des Neckar=Thales die Grausamkeiten, welche die Ritterschaft an der Donau, am See und in Oberschwaben übte, durch die Zerstörung aller Schlösser, Kirchen und Klöster und durch blutiges Wüthen gegen Adel und Pfaffen. Der Truchseß mußte sich daher eilends gegen die Schaaren richten, welche in dem Städtchen Neckarsulm unweit Weinsberg freundliche Aufnahme gefunden hatten. Im Schlosse von Weinsberg wohnte der mit einer natürlichen Tochter Maximilian's I. vermählte Graf von Helfenstein. Dieser entbot, als er von Stuttgart zurückkam und die ganze Gegend besetzt fand, durch dringende Botschaften die hessischen und pfälzischen Ritter zu sich, und seine Reiter stachen die Bauern

überall, wo sie dieselben trafen, nieder. Da nun den Letzteren damals von dem unmenschlichen Verfahren der oberschwäbischen Ritterschaft Kunde kam, so übten sie an dem Grafen von Helfenstein und an dem Obervogt von Böttwar, einem Herrn von Weiler, das Bergeltungsrecht. Im Einverständnisse mit den Bürgern von Weinsberg, welche durch den Trotz und Hochmuth des Grafen von Helfenstein erbittert waren, machten sie am 15. April einen Sturm auf Weinsberg und nahmen sowohl die Stadt als das Schloß ein. Hierauf mordeten sie die genannten Herren und alle ihre Ritter ebenso, wie die Bauern bei Leipzig und Würzburg gemordet worden waren. Weder des Herrn von Weiler Anerbieten eines Lösegeldes von dreißigtausend Gulden, noch die fußfälligen Bitten der Gemahlin Helfenstein's konnten die Unglücklichen retten. Alle die vornehmen Gefangenen wurden, wie man dies nannte, durch die Spieße gejagt und selbst das zweijährige Söhnchen Helfenstein's an der Brust der Mutter schwer verletzt; doch kamen das Kind und die Mutter mit dem Leben davon.

Ganz Württemberg war bereits im Aufstande, das Reichs-Regiment glaubte sich in Eßlingen nicht mehr sicher und entfloh, und die Stadt Stuttgart fürchtete jeden Tag den wüthenden Bauern in die Hände zu fallen, als der Truchseß Georg, nachdem er in den oberen Landen und am See die Unruhen durch einen Vertrag gestillt hatte, Ende April mit seinem Heere herankam. Es war hohe Zeit; denn schon besaßen die Bauern gut bedientes Geschütz, schon waren viele Ritter und Hauptleute zu ihnen übergegangen, und es hieß, der Freund Sickingen's, Göz von Berlichingen, sei gesonnen sich zum Feldhauptmann aller Aufständischen von Oberschwaben bis nach Thüringen erklären zu lassen. Das Heer der Bauern, welches Herrenberg verbrannt hatte und auf zwanzigtausend Mann angegeben wird, lagerte sich in der ersten Woche des Mai bei Böblingen; hier griff Georg dasselbe am 11. Mai an, und es kam zwischen Böblingen und Sindelfingen zu einer förmlichen Schlacht. Die Bauern fochten drittehalb Stunden lang mit Glück gegen die Truppen des schwäbischen Bundes; Alles hing aber an dem Besitze von Böblingen, und die Bewohner dieser Stadt wurden an den Bauern zu Verräthern. Sie ließen den Truchseß in Böblingen ein, und dieser beschloß dann von der Stadt

aus das Heer der Bauern mit Vortheil. Daß sowohl am Tage der Schlacht als auch nachher gräßlich gewüthet und die Bewohner der Dörfer und Städte ebenso mißhandelt wurden, als wenn die Türken oder die Hunnen in Württemberg eingefallen wären, wird von Allen einstimmig berichtet; die Angaben über die Zahl der am elften Mai Getödteten aber weichen so sehr von einander ab, daß sie nach Zimmermann, welcher alle gedruckten und handschriftlichen Nachrichten über den Bauernkrieg verglichen hat, zwischen fünfzehnhundert und neuntausend schwanken.

Während man in Oberschwaben und im Württembergischen die Unruhen mit unerhörter Härte und Grausamkeit unterdrückte, hatten die Bauern des Neckarthaales und des Odenwaldes sich an den fränkischen Aufstand angeschlossen. In diesem Aufstande ist ein System unverkennbar; denn es war eine förmliche Reichsordnung entworfen, die Kantone bezeichnet und Heilbronn im Voraus zum künftigen Centralpunkt der Demokratie des südwestlichen Deutschland, sowie selbst des Elsasses und eines Theiles von Lothringen auserkoren. Indessen ward aus diesem Plane nichts, weil der Anführer der schwäbischen Bundes-Truppen sich schleunig mit dem ritterlichen Heere aller der Landesherren vereinigte, welche Ursache hatten, die Errichtung einer großen Bauern- und Städte-Republik zu fürchten. Die Bauern hatten, wie es heißt, bereits über zweihundert Schlösser, adelige Höfe und Klöster verbrannt, in der von ihnen eroberten Stadt Würzburg ihre große Rathsverammlung eingerichtet und die Belagerung der dortigen Feste Marienburg begonnen, als Georg Truchseß sich mit den Heeren der Kurfürsten Richard von Trier und Ludwig von der Pfalz, sowie des Herzogs Otto von Baiern und des Bischofs von Würzburg vereinigte, und dann den Empörten am 2. Juni 1525 bei Königshofen eine furchtbare Niederlage beibrachte. Zwei Tage darauf wurde der sogenannte schwarze Haufen des Bauernheeres fast ganz aufgerieben, dann Würzburg entsetzt und gegen die Fliehenden militärisch, gegen die Gefangenen kriminalgerichtlich auf die nämliche Weise gewüthet, wie es neuerdings in Neapel geschieht. Da schon in und unmittelbar nach dem Gefechte bei Königshofen sechstausend Bauern geschlachtet worden sein sollen, und da die Empörten überall sich trotz ihrer schlechten Be-

waffnung mit bewunderungswürdiger Tapferkeit und Ausdauer vertheidigten, so wird man leicht berechnen können, welche Menge Menschen aus den unteren Klassen in dem einzigen Jahre 1525 aufgerieben wurde.

Um dieselbe Zeit fing die in Lothringen herrschende Familie Guise, welche später in Frankreich den Religionskrieg begann und das ganze Jahrhundert hindurch gegen die Protestanten grausam wüthete, ein treuloses Gemegel unter denjenigen Bauern an, die im Elsaß und in Lothringen am Bunde der rheinischen und fränkischen Demokraten Theil genommen hatten. Herzog Anton und sein Bruder Claudius von Guise erschlugen zuerst einige tausend Mann, die sich von dem bei Elsaß = Zabern liegenden Hauptheere der Bauern entfernt hatten; dann überfielen sie das Letztere. Alles ward niedergemacht und die Stadt Zabern nebst dem bischöflichen Schloß von den lothringischen Söldnern geplündert und zerstört. Als die Landleute, um dies zu rächen, dem Herzoge den Rückzug durch den Paß von Baurvilliers verwehren wollten, erlitten sie eine neue Niederlage.

Der Unruhen in Freiburg, im Baselschen und im Sundgau erwähnen wir nicht, weil sie theils mit geringerem Blutvergießen, theils ganz friedlich und freundlich gestillt wurden. Dagegen müssen wir noch des Gemegels gedenken, welches die beiden rechtgläubigsten Fürsten der Zeit, Richard von Trier und Ludwig von der Pfalz, unter den verzweifelten Anwohnern des Rheins verübten. Sie hatten nämlich die bei Pfeddersheim vereinigten Bauern besiegt und ließen, als achthundert derselben ihre Gnade ansuchten, diese sämmtlich mit kaltem Blute niederhauen; einige erstach der geistliche Kurfürst Richard sogar mit eigener Hand.

4. Fortschritte der Reformation. Thomas Münzer und die Schwärmer in Thüringen.

Der Bauernkrieg und seine blutigen Folgen waren nur in so weit von der in Sachsen und in der Schweiz gepredigten neuen Lehre herzuleiten, als das arme Volk dieselbe benutzte, um von Elend und von dem unerhörten Drucke der Fürsten, Pfaffen und Ritter frei zu werden; der eigentliche Grund jenes Aufstandes war ein politischer, kein religiöser. Anders verhält es sich mit

dem religiösen Communismus, welchen Tomas Münzer in Thüringen predigte.

Seit der Rückkehr Luther's von der Wartburg war das Gefühl allgemein geworden, daß eine Reaction nicht ausbleiben könne, wenn der Kaiser als Sieger und als Verbündeter des Papstes nach Deutschland zurückkomme, und daß, um dieselbe zu verhindern, ein rasches und sogar gewaltfames Vorwärtsschreiten nöthig sei. Schon während des Aufenthaltes Luther's auf der Wartburg und noch mehr nach dessen Rückkehr nach Wittenberg hatte man überall nicht bloß gepredigt, sondern auch äußerlich reformirt. Im Juli 1523 geschah dies zu Magdeburg, ohne daß man den Erzbischof Albrecht auch nur fragte, und der dortige Rath rüstete sich, dem Kammergericht und dem Reichs-Regiment mit den Waffen zu trotzen, wenn Beide Anstalt machen sollten, die gegen ihn ausgesprochene Acht wirklich geltend zu machen. Die Bürgerschaft hatte sich am 23ten Juni 1523 im Augustiner-Kloster versammelt und vom Rathe eine neue Einrichtung des Gottesdienstes verlangt, dieser hatte ihr Verlangen gewährt, und Kurfürst Friedrich der Weise, welcher immer noch zurückhielt, hatte den Magdeburgern erlaubt, Luther's Freund Amsdorf zu gebrauchen, um die neue Einrichtung auszuführen. Aus den Punkten, welche die Bürgerschaft von Magdeburg gefordert hatte, kann man ersehen, wie weit die protestantischen Gemeinden, die sich damals bildeten, gehen wollten, und wie sie bürgerliche Ordnung und geistige Freiheit mit einander zu verbinden suchten. Die Magdeburger forderten: „Gottes Wort solle ihnen lauter und rein ohne Menschenfäzungen verkündet, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt, das Messopfer abgethan und die Einkünfte der vorhandenen Stiftungen zu einem anzulegenden Kirchenschatz geschlagen werden. Allen Priestern und Mönchen sollte freistehen, die Stadt zu verlassen; diejenigen von ihnen aber, welche freiwillig bleiben wollten, sollten einen lebenslänglichen Unterhalt empfangen, wenn sie die Ordenskleider ablegen, sich der Ausübung der Regel enthalten und in der evangelischen Lehre unterrichten lassen wollten. Endlich sollten alle Geistlichen in den Ehestand treten dürfen, alle geistlichen Ämter und Dienstleistungen aber für die einzelnen Gemeindeglieder fortan unentgeltlich verrichtet werden.“

Um dieselbe Zeit wollte in Frankfurt am Main Hartmann Zbach, Pfarrer an der Katharinen-Kirche, mit Einwilligung des Rath's das Gleiche bewirken. Dem widersetzte sich aber der Kurfürst von Mainz, welcher in Frankfurt geistlich-weltliche Gerichtsbarkeit hatte, und es ward offenbar, daß eingewurzelte Vorurtheile nur der Gewalt, nicht der Vernunft weichen. Erst mit Hülfe jener Ritter, welche, mit Sickingen verbündet, gleich diesem den Pfaffen feind waren, konnten in Frankfurt die Gebote des Rath's und die Forderungen der Bürger zur Ausführung gebracht werden. Sickingen's Schwiegersohn, Hartmuth von Kronenberg, ließ nämlich an Frankfurt's Thore eine Ermahnungsschrift anschlagen, in welcher er den Magistrat und die Bürgerschaft aufforderte, die gottlosen Lehren und ärgerlichen Misbräuche der Geistlichkeit abzuschaffen und die Predigt des reinen Evangeliums zu gestatten. An den Pfarrer aber, welcher der Reformation am meisten entgegen war, schrieb Hartmuth einen drohenden Brief, und als dieser ganz verständig antwortete, daß Hartmuth, wenn er sich über ihn zu beschweren habe, ihn bei seiner Behörde belangen möge, erließ der Letztere zwei andere entsetzlich grobe Schreiben, in welchen derselbe drohte, er wolle ihn als einen Verführer, als einen reißenden Wolf, als einen geistlichen Dieb und Mörder öffentlich kund machen und thätlich behandeln. Hartmuth's Freunde, die Ritter von Molnheim, von Stockheim und von Reifenstein, schickten an die Frankfurter Geistlichen einen förmlichen Fehdebrief und erklärten ihnen, daß sie von Gewissens wegen verbunden seien, gegen sie als gegen teuflische und verstockte geistliche Wölfe und Feinde des lebendigen Gotteswortes zu verfahren. Sie forderten ferner den Rath auf, ihnen kund zu thun, wessen sie sich von ihm und seiner Bürgerschaft zu versehen hätten, wenn sie aus schuldiger evangelischer Pflicht zu Thätlichkeiten gegen die Güter und das Leben dieser teuflischen Geistlichen schreiten würden. Nichts destoweniger wollte der von Hartmuth bedrohte Pfarrer am Sonntag Lätare 1523 eine Regepredigt halten; das Volk jagte ihn aber ohne Weiteres aus der Kirche, und der Rath ließ allen Predigern der Stadt erklären, daß sie sich durchaus entschließen müßten, das Wort Gottes lauter und rein zu predigen, wenn sie länger geduldet sein wollten.

In demselben Jahre gab Luther seine Schrift „Von der Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde“ heraus, in welcher er Vorschriften ertheilte, wie die Predigt eingerichtet, das Lesen der Schrift eingetheilt und die Gesänge erbaulich gemacht werden sollten. Zu gleicher Zeit forderte er selbst zu den Veränderungen des Gottesdienstes auf, denen er bis dahin gewehrt hatte. Diese Veränderungen wurden fast in allen Städten des Kurfürstenthums Sachsen auf die bloße Verordnung der Stadtobrigkeiten hin vorgenommen, und Luther selbst rieth in seinen Briefen, den ängstlich diplomatischen Kurfürsten lieber gar nicht zu befragen, als ihn durch Anfragen in Verlegenheit zu setzen. Er selbst ging mit seinem Beispiele voran; denn er übergab das Kloster, in welchem er und der Prior bisher allein ausgeharrt hatten, dem Kurfürsten und legte die Mönchskleidung ab. Am 9ten October 1524 bestieg er die Kanzel zum ersten Male nicht mehr in der Kutte, sondern in einem Priesterrock, zu welchem sein Kurfürst ihm das Tuch geschenkt hatte. Über die Verwendung der Kirchengüter gab Luther zwar Rathschläge, wollte er aber die Fürsten und Ritter, durch deren Vorfahren die kirchlichen Stiftungen doch nur zum kleinen Theile gemacht worden waren, sich zu Freunden erhalten, so mußte er geschehen lassen, daß die Mächtigen dasjenige an sich rissen, was den Frommen und Armen gehörte, obgleich er schon damals das Ansehen eines Papstes in der von ihm gegründeten Kirche hatte. Zwar wurden in einigen Gegenden und in einem gewissen Maße die Kirchengüter allerdings für Erziehung, Schulen, Kirchen, Krankenhäuser und Versorgungsanstalten verwendet; allein im Allgemeinen hatten die Feinde der neuen Lehre nicht ganz Unrecht, wenn sie einerseits der Ritterschaft und den Fürsten wegen der Säkularisationen zum Besten ihrer Familien und andererseits den Geistlichen wegen ihres Übertritts zur neuen Lehre, um sich verheirathen zu dürfen, die bittersten Vorwürfe machten.

Das meiste Aufsehen erregte der Schritt des Hochmeisters der Deutschordens-Ritter in Preußen, ein Schritt, zu welchem Luther gerathen hatte, und den derselbe öffentlich billigte, obgleich dadurch nicht allein Preußen von Deutschland an Polen gebracht, sondern auch Güter, an welche vorher viele Familien nach einander Anspruch gehabt hatten, von einzelnen Familien usurpirt wurden. Dieses Beispiel

ward bald genug von den Schwertbrüderu oder demjenigen Ritterorden, welcher in Liefland, Esthland und Kurland Güter und Commanderieen besaß, nachgeahmt. Hochmeister von Preußen war damals Albrecht von Brandenburg-Ansbach aus dem Hause Hohenzollern. Dieses Haus hatte sich beim Tode des Kurfürsten Albrecht Achilles (s. Bd. X. S. 197) in zwei Linien getheilt, von welchen die eine Brandenburg, die andere Ansbach und Baireuth beherrschte. In Brandenburg folgte auf Albrecht's Sohn, Johann Cicero, Joachim I., welcher schon darum ein unversöhnlicher Feind Luther's war, weil dieser mit seinem Bruder Albrecht, dem bekannten Erzbischof von Magdeburg und Mainz und Haupt-Interessenten bei Tezel's Ablasskram, so übel umging. Wenn Joachim's I. Sohn, Joachim II., welcher seinem Vater erst 1535 nachfolgte, Lutherisch ward, so hatte er dabei unstreitig das Auge auf Preußen gerichtet, welches sein Stammesvetter, der Hochmeister des Deutsch-Ordens Albrecht von Ansbach und Baireuth, an sich gebracht hatte.

Der Letztere hatte 1524, als er auf der Rückkehr von einem in Nürnberg gehaltenen Reichstage durch Sachsen reiste, in Wittenberg mit Luther und Melancthon Unterhaltungen gehabt, und diese hatten ihm den Rath gegeben, mit dem Ordens-Lande Preußen so zu verfahren, wie man nach ihrer Anweisung in Deutschland mit Klöstern und Stiftern verfuhr. Er hatte nachher damit so lange an sich gehalten, bis er mit dem polnischen König Siegmund I. einig geworden war. Dann erklärte er (1525) sich öffentlich für die evangelische Lehre, nahm die dadurch nothwendig gewordenen Veränderungen vor, und machte das Land Preußen zu einem Herzogthum, sowie die Ordensgüter zu weltlichen Lehen. Er kam nämlich mit König Siegmund, mit welchem er schon früher unterhandelt hatte, dahin überein, daß ein Theil von Preußen den Polen verbleiben, der den Rittern gehörende Theil desselben aber dem bisherigen Hochmeister als Herzogthum und als polnisches Reichs-Lehen übertragen werden solle. Das Letztere geschah am 8ten April 1525 zu Krakau. Dadurch entledigte sich Albrecht der Abhängigkeit von Kaiser und Reich, und Preußen schien fortan den Polen preisgegeben, welche bisher wegen ihrer Ansprüche an dieses Land mit dem Orden in Streit gewesen waren. Albrecht's Bru-

der Georg, welcher Herzog von Jägerndorf war, hatte sich schon früher für die neue Lehre erklärt und seinen Bruder zu jenem Schritte ermuntert.

Wenn man liest, welche Unruhen überall mit der Veränderung der Gottesverehrung verbunden waren, und welche Misbräuche z. B. in Frankfurt am Main von 1523 bis 1525 einen förmlichen Krieg der niederen Klasse mit den höheren, besonders mit den dort regierenden Patriciern, veranlaßten, so wird man es nicht auffallend finden, daß Thomas Münzer damals in Thüringen so lange Zeit hindurch sein wildes Wesen treiben konnte. Thomas Münzer war, wie wir wissen (s. S. 19 ff. und S. 23), zuerst in Zwidau aufgetreten, hatte mit Luther heftige Streitigkeiten gehabt, war dann, nachdem er 1522 in Altstedt sein Wesen getrieben hatte, aus Sachsen und aus Nürnberg verjagt worden, und hatte nachher seine Thätigkeit dem Bauernaufstande in Oberschwaben zugewendet. Als die Unruhen sich aus Schwaben nach Thüringen verbreiteten, zeigte er sich 1523 wieder im Thüringischen, sowie im Gebiete von Fulda, wo er verhaftet wurde. Endlich fand er 1524 in der thüringischen Reichsstadt Mühlhausen und auf dem dieser Stadt benachbarten Harz einen Wirkungskreis, wie er ihn brauchte.

Die Stadt Mühlhausen war ganz unabhängig und hatte damals etwa zehntausend Einwohner, sowie ein Gebiet von zwanzig Dörfern und Flecken. Sie hatte den Thomas Münzer schon früher einmal in ihren Mauern gesehen, und ein Prämonstratenser-Mönch, Pfeiffer, welcher auch Schwertfeger genannt wird, hatte nebst einer Anzahl anderer eifrigen Schüler Münzer's ihm den Weg gebahnt. Der Magistrat konnte deshalb nicht hindern, daß Münzer gegen das Ende des Jahres 1524 von der Volksmasse zum Oberpfarrer erwählt wurde und die Stadt Mühlhausen zum Sitze eines Prophetenthums machte. Münzer ward dort nicht bloß geistlicher, sondern, wie Luther in seinen Briefen sagt*), auch weltlicher unumschränkter Herrscher. Das Volk in Mühlhausen, als dessen Haupt Münzer diese Herrschaft führte, hoffte von ihm, daß er sein Versprechen erfüllen und nicht nur die Fürsten und Obrigkeiten zu der Anerkennung, daß die Armen und Reichen zum Ge-

*) Münzer Mulhusii rex et imperator est, non solum doctor.

nusse der Güter dieser Welt gleich berechtigt seien, zwingen, sondern auch alle der Gütergemeinschaft entgegenstehenden Einrichtungen abschaffen und bei den christlichen Gerichten ebenso die Bibel zum einzigen Gesetzbuche machen werde, wie bei den mohammedanischen Gerichten es der Koran ist. Von allen Gegenden her strömte das Volk nach Mühlhausen, der dortige Rath ward genöthigt abzutreten, und man erwählte am 17. März 1525 einen neuen, welcher den Namen ewiger Rath erhielt. Dieser bestand größtentheils aus Münzer's eifrigsten Anhängern, und Münzer selbst führte den Vorsitz in ihm. Daß Münzer als Vorsitzer des ewigen Rathes ein Jahr lang von den Gütern der durch ihn verjagten Mönche und Johanniter-Ritter der Stadt geschwelgt und im Johanniter-Hofe seine Residenz aufgeschlagen habe, wird mit Unrecht behauptet; der neueste Geschichtschreiber der Münzer'schen Revolution hat historisch nachgewiesen, daß Melanchthon's Geschichte derselben, auf welche alle deutschen Geschichten sich berufen, voller Irrthümer in den Thatfachen ist. Schon zwei Monate nach der Errichtung des ewigen Rathes zog man von Mühlhausen aus, um das biblische Reich oder die neue Theokratie weiter auszubreiten. Münzer duldete übrigens in Mühlhausen und unter den zahlreichen Schaaren, welche, seinem Urchristenthum und seinem patriarchalischen Reiche huldigend, zu ihm strömten, nichts von dem Unfuge, den in unseren Tagen die Gleichmacher hier und da getrieben haben. Er selbst war ernst, sittlich und, sogar nach seiner ärgsten Feinde, Luther's und Melanchthon's, Zeugniß, eine würdige, obgleich auch ehrgeizige, herrschsüchtige und wild schwärmende Persönlichkeit. Er gab daher ein gutes Beispiel. Im Prophetenmantel, in einem orientalischen, mit Pelz verbrämten Kleide und durch einen sehr starken Bart erhielt der jugendliche Mann mit regelmäßigen Gesichtszügen ein patriarchalisches Ansehen. Auch konnte er, da er das Gleichmachen vorerst langsam betrieb, von den Reichen leicht durch den bloßen Schrecken die Mittel erpressen, um etwas für die von allen Seiten herbeiströmenden Armen zu thun. Er verlangte für sein apostolisches Reich anfangs nur, daß die Reichen Korn und andere Lebensmittel zur Speisung der Armen, sowie einiges Tuch zur Bekleidung derselben hergäben. Münzer's religiöser Fanatismus war daher am Ende durch seine Forderungen weniger

drückend, als der militärische unserer Zeit durch die Einquartierungen ist. Beide Zustände gleichen sich auch darin, daß der Erstere eine neue Ordnung gewaltsam begründen sollte, der Andere die alte Ordnung auf ebendieselbe Weise aufrecht erhalten will.

Daß Münzer, welcher von Luther ein Mordprophet genannt und gleich allen Fanatikern von Einigen ebenso heftig gescholten, als von Anderen gepriesen, von unseren Radikalen aber ebenso wie Robespierre idealisirt wird, die Menge für das verkündigte Gottesreich gewinnen mußte, lag in der Natur der Verkündigung. In der That fanden die zahlreichen Sendboten des Propheten überall eine günstige Aufnahme. Die Grafschaften Hohenstein, Stolberg, Mansfeld, Beichlingen und das Erfurter Land waren in voller Bewegung; in das Schwarzburgische, Altenburgische, Meißnische, Koburgische, Eichsfeldische und Braunschweigische drang die Kunde des zu errichtenden Schlaraffen-Reiches, und die armen Landleute eilten Bürger desselben zu werden. Vergebens reiste Luther im April in den genannten Gegenden umher; seine mächtige Rede und der Eifer, mit welchem er Gehorsam gegen die Obrigkeit predigte, fanden dies einzige Mal sogar in seinem Geburtsorte und in der Gegend, in welcher er seine Jugend zugebracht hatte, kein Gehör.

Damals hatte Münzer, was auch seine neueren Vertheidiger sagen mögen, schon einen förmlichen Bund gegen die Obrigkeiten und gegen die bestehende Ordnung gestiftet. Das Register der verbündeten Fanatiker führte der frühere Mönch Pfeiffer, und dieser erklärte, man müsse alle Gottlosen, d. h. alle diejenigen, welche nicht seine Anhänger sein wollten, ausrotten, Kirchen, Bilder und Altäre zerstören und nicht auf den Buchstaben der Schrift achten, sondern sich lediglich an das halten, was Münzer von seinen Geistern und von Offenbarungen durch Visionen und Träume predige. In der That wurden auch von der Rhön an bis zum Harz die bekannten zwölf Bauern-Artikel Grundgesetz, und es trat ein Zustand der Verwirrung und Verblendung ein, welcher die unglücklichen Verblendeten dem ersten besten Reiter- oder Soldatenhaufen, den man gegen sie schicken würde, preisgeben mußte. Alle kleineren Herren waren genöthigt, in die sogenannte evangelische Brüderschaft einzutreten, Fulda wurde erobert, und

auch die Stadt Hersfeld ward durch ein Heer von fünftausend Bauern in die Brüderschaft hineingezwungen.

Der glückliche Fortgang aller Unternehmungen der Bauern von der Saale an bis zur Weser und Elbe, besonders der Alles verachtende Zug, welchen Pfeiffer in das Eichsfeld gemacht hatte, und die Plünderung der Stadt Erfurt durch viele tausend Bauern, bewog endlich die Landesherren der geplünderten oder bedrohten Districte, ihre regelmäßigen Truppen gegen die rohen Massen zu vereinigen. Daß weder das Reichs-Regiment und sein Präsident, des Kaisers Bruder Ferdinand, noch die benachbarten Fürsten dem Unfuge schon 1524 oder doch wenigstens gleich nach der Einsetzung des ewigen Rathes im März 1525 Einhalt gethan hatten, darf uns nicht befremden. Ein Mitglied des Mühlhauser Rathes, welches dieser vor seiner Abdankung an das Reichs-Regiment abgeschickt hatte, war mit der trostlosen Nachricht zurückgekommen, daß er den Erzherzog Ferdinand nirgends im Reiche habe finden können, und daß ganz Süddeutschland in der Gewalt der Bauern sei. Die sächsischen Fürsten, Kurfürst Friedrich und Herzog Georg, aber trauten einander nicht recht; besonders fürchtete der Erstere, sein Vetter Georg möchte jene Sache zur Unterdrückung des Lutherthums benutzen. Auch war Kurfürst Friedrich überhaupt ein allzu vorsichtiger Mann. Der Unsinn der in Mühlhausen vereinigten Schwärmer hatte also seinen Fortgang gehabt, bis endlich die Sache zu gefährlich ward.

Die Fürsten wurden auch durch Luther zum gewaltsamen Einschreiten aufgemuntert, und zwar mit einer für diesen ganz unpassenden und sehr unchristlichen Hefigkeit. Luther schrieb damals mit eben der Erbitterung gegen die Bauern, wie er gegen den Erzbischof von Magdeburg, gegen den Pabst, gegen Heinrich VIII. von England, gegen Herzog Georg von Sachsen und gegen Herzog Heinrich von Braunschweig geschrieben hat. Andere Zeiten, andere Sitten; sonst würde man über die Aufforderungen zum Morden und Vernichten schauern, welche von demselben Manne ausgingen, der den Strom der gemeinsten Schmähworte gegen die seiner Lehre feindlichen Fürsten ausstieß. Luther schrieb überhaupt oft in Augenblicken heftiger Leidenschaft, und gab daher seinen kalten, böshafsten Gegnern bis auf den heutigen Tag nur zu viele Gelegenheiten,

unzählige aus dem Zusammenhange gerissene Stellen seiner Schriften gegen ihn zu gebrauchen. Indessen lautet Vieles, was in unseren Tagen die Doctrinären und Constitutionellen gegen die Radikalen und Communisten geschrieben haben, nicht viel milder, als das, was Luther in einem Briefe an Dr. Mühl gegen die empörrten Bauern schrieb. Der Inhalt dieses Briefes läuft auf den Satz hinaus: Schlagt Alles todt, Gott kennt schon die Seinigen! Luther schreibt nämlich: „Was Barmherzigkeit angeht, die man den Bauern wünscht, so wird Gott Unschuldige, die etwa darunter sind, wohl erretten und bewahren, wie er Loth und Jeremiä that. Thut er es nicht, so sind sie gewiß nicht unschuldig, sondern sie haben zum wenigsten geschwiegen und bewilligt. Der weise Mann sagt: Cibus, onus et virga asino, Einem Bauern gehört Haberstroh. Sie hören nicht das Wort und sind unsinnig, so müssen Sie die Birgam, die Büchse, hören, und geschieht ihnen recht. Bitten sollen wir für sie, daß sie gehorchen, wo nicht, so gilt hier nicht viel Erbarmens. Lasse nur die Büchsen unter sie sausen; sie machen's sonst tausendmal ärger.“

Der Kurfürst Friedrich von Sachsen ließ sich durch die heftigen Schriften und Predigten Luther's nicht aus seiner Ruhe bringen; sein Bruder Johann der Beständige aber, der ihm gerade im Anfang des Mai 1525 nachfolgte und Luther's Wort gleich der Bibel achtete und unbedingt befolgte, schloß sich an die zur Wiederherstellung der Ordnung im Felde stehenden Fürsten an. Es war damals allerdings hohe Zeit, daß die Bauern, welche vom Bodensee an bis in das nördliche Deutschland hinein sich dem Schwärmen, Rauben und Zerstören ergeben hatten, zur Feldarbeit zurückgetrieben würden. Thomas Münzer war nämlich endlich von Mühlhausen, wo er in den letzten Monaten Geschütz hatte gießen lassen, ausgezogen, und hatte sich mit einer ganz ungeübten und ungerüsteten Masse von etwa achttausend Schwärmern bei Frankenhäusen im Gebiet von Schwarzburg-Sondershausen gelagert. Landgraf Philipp von Hessen aber, Herzog Georg von Sachsen, Graf Albrecht von Mansfeld und Herzog Heinrich von Braunschweig, denen sich nachher noch der Kurfürst Johann von Sachsen anschloß, vereinigten sich, als Pfeiffer den schrecklichen Zug in das Eichsfeld gemacht hatte, mit einander, um dem Aufstande ebenso im ober-

und niedersächsischen Kreise ein Ende zu machen, wie Georg Truchseß es im schwäbischen und fränkischen und Ludwig von der Pfalz nebst dem Kurfürsten Richard von Trier in der Pfalz und im rheinischen Kreise thaten.

Philipp von Hessen war im März 1525 im Begriff, sich mit Trier und Pfalz gegen die Bauern zu verbinden, vor welchen eine große Anzahl Äbte und Prälaten, sowie der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Würzburg und Bamberg und der deutsche Ordensmeister sich nach Heidelberg geflüchtet hatten, als er die Nachricht erhielt, daß alles Land zwischen Saale, Werra und Elbe im Aufstande sei. Er trieb hierauf mit seinem Heere, mit der Reiterei der Ritterschaft und mit Geschütz von der Tauber her die Bauern und alle diejenigen, welche sich an sie angeschlossen hatten, überall aus einander, besetzte Fulda und Hersfeld, und schonte nirgends der Empörer, ward aber bald von seinem Schwiegervater, dem Herzog Georg von Sachsen, nach Thüringen gerufen. Er wandte sich also dorthin und traf bei Buttstädt mit Georg zusammen. Auch Herzog Heinrich von Braunschweig vereinigte sich mit ihm, so daß das verbündete Heer dreitausendfünfhundert Fußgänger stark war. Mit diesen brachen die genannten drei Fürsten gegen Münzer auf, welcher mit seinen Schaaren bei Frankenhäusen lag. Die Anhänger des Letzteren waren fest überzeugt, daß Gott ihnen durch ein Wunder helfen werde, und ein beim Heranziehen der Feinde entstehender Regenbogen, welchen Münzer ihnen zeigte, wurde als die Vorbedeutung dieses rettenden Wunders angesehen. Sie gaben sich deshalb auch außerhalb ihrer Wagenburg den Kugeln der Feinde preis.

Wenn die Reden, welche Melanchthon nach Art der Alten den Propheten und den Landgrafen von Hessen vor der Schlacht halten läßt, ächt wären, was wir bezweifeln, so hätten Beide in gleicher Weise auf einen starken Glauben bei den Ihrigen gerechnet. Münzer sagt unter Andern: „Gott habe ihm mündlich befohlen, daß er alle Stände reformiren solle. Er gebe auch Wenigen und Ungerüsteten den Sieg wider viele Tausende; so hätten Gideon, Jonathan und David durch seine Hülfe gesiegt. Sie möchten nur kühn angreifen und das Geschütz nicht fürchten; denn sie sollten wissen, daß er alle Büchsensteine in seinem Armel auf-

fangen wolle.“ Der Landgraf sagt, es sei von den Bauern erlogen, daß Fürsten und Herren keinen Landfrieden hielten, keine Gerichte bestellten und Mord und Raub nicht abwehrten. „Sie verschweigen, sagt er, fast möchte man sagen ironisch, hinzu, unsere Sorgen und Mühen, gegen welche ihre Abgaben und Lasten noch gering sind.“ Der Sieg ward den Fürsten leicht. Das Morden auf dem Schlachtfeld war empörend; denn ein einziger Reiterknabe durfte sich rühmen, zehn Bauern niedergestochen zu haben. Diejenigen, welche nach Frankenhausen flohen, wurden dort gemordet. Weder in den Kirchen und Klöstern, noch in den Privathäusern dieser Stadt ward eines Wehrhaften geschont, die Straßen waren mit Leichen bedeckt, der Bach floß mit Blut. Die Zahl der Getödteten wird zu viertausend, zu sechstausend und sogar zu siebentausend angegeben. Dreihundert wurden in Frankenhausen enthauptet. Münzer selbst, der sich versteckt hatte, ward ergriffen und auf empörende Weise wiederholt gemartert. Auch in Mühlhausen, welches die fürstlichen Truppen gleich nachher eroberten, ward unsäglich viel Blut vergossen.

Die Qualen, welche Münzer und Pfeiffer erdulden mußten, ehe man sie endlich hinrichtete, die Auslieferung von Gefangenen an diejenigen Herren, welche durch die Bauern gelitten hatten, und die Art, wie diese rachgierig sich an den Martern der Unglücklichen ergötzen, empören jedes Gefühl. Landgraf Philipp soll zu Fulda, sowie später in Verbindung mit Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und den beiden Grafen von Mansfeld in Thüringen gleich einem Tamerlan gehaust haben. Daß der Erzbischof von Trier nach der Schlacht bei Pfeddersheim die Bauern mit eigener Hand erstach, haben wir bereits (S. 29) berichtet. Auch Anton von Lothringen wüthete gegen die Elsäßer Bauern kannibalisch, und von dem Bischof Konrad von Würzburg wird erzählt, daß er mit Scharfrichtern im Lande umhergezogen sei, sowie von Kasimir von Brandenburg-Baireuth, daß er sechszig bis achtzig Bauern die Augen habe ausstechen lassen. Über die Grausamkeiten des Letzteren war sein eigener Bruder, Georg, so empört, daß er ihn in einem Briefe fragte, wer sie denn ernähren solle, wenn Kasimir alle Bauern todt schlage. Selbst Luther spricht seinen Unwillen über die mordende und quälende Ritterschaft in seiner

eigenthümlichen Erbheit nicht weniger stark aus, als vorher über die zerstörenden Bauern. Er schreibt in Betreff der thüringischen Scenen: „Ihm sei allerdings vor dem Siege der Herren ebenso bange gewesen, als vor dem der Bauern. Hätten die Letzteren geglegt, so wäre der Teufel Abt geworden; würden aber die Tyrannen Herren, so werde des Teufels Mutter Äbtissin werden.“

5. Zwingli's erstes Auftreten.

Als nach Friedrich's des Weisen Tode Johann der Beständige in Sachsen und Philipp der Großmüthige, sowie viele Andere, welche ihrem Beispiele folgten, Luther's Grundsätze ebenso politisch anzuwenden begannen, wie dies der neue Herzog von Preußen gethan hatte, suchten die Stände des deutschen Reiches die alte Staats-Religion durch neue Verordnungen aufrecht zu erhalten. Dies schien um so nöthiger, als auch die inniger als andere mit Deutschland zusammenhängenden und erst spät vom Reiche getrennten Kantone Zürich, Bern, Basel und Schaffhausen, welche in geistlichen Dingen bis dahin noch deutschen Kirchenfürsten gehorcht hatten, seit 1519 der alten geistlichen Ordnung zu entsagen begonnen hatten.

Pabst Leo X. hatte 1519 den Guardian eines Barfüßer-Klosters zu Mailand, Bernhardin Samson, zum Verkaufe des Ablasses in die Schweiz gesandt. Dieser päpstliche Commissär übertraf an Unverschämtheit sogar Tezel und schlug, wie der Letztere überall, wohin er kam, Buden auf, um die Vergebung schon begangener und selbst noch zu begehender Sünden zu verkaufen. Ein Schweizer des sechszehnten Jahrhunderts sagt: dieser päpstliche Generalcommissarius habe sich gerühmt, er hätte bei achtzehn Jahren daher dreien Päbsten achtzehnmahlhunderttausend Dukaten mit seiner Commission erobert. In den kleinen Kantonen und sogar in Bern machte der Mönch eine sehr reichliche Ernte; in Penzburg dagegen fand er Widerstand, und in Bremgarten wehrte ihm der Decan den Eintritt. Dieser Decan war der nachher um die Reformation der Schweiz unsterblich verdiente Bullinger, der sich durch Samson's Drohungen nicht schrecken ließ und, als er von demselben mit dem Banne belegt wurde, nach Zürich reiste, wo damals gerade wegen der württembergischen An gelegenheiten Tagung gehalten wurde. Man wies dort den

Ablaszkramer um so mehr fort, als sich auch der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte, dem römischen Treiben widersetzte, und der Generalvicar desselben im vorhergehenden Jahre viel dazu beigetragen hatte, daß ein heftiger Eiferer gegen die Mißbräuche der Staats-Religion, Huldrich Zwingli, nach Zürich berufen ward.

Zwingli war zwar damals noch jung, aber mit der Verdorbenheit gewisser Klassen der Gesellschaft bekannter, als die Mönche, denen das Predigen überlassen war, zu sein pflegten. Er war dabei ein sehr heftiger Mann und ebenso bereit, mit dem Streitkolben, wie mit der Rede, für seine Meinungen und Überzeugungen zu kämpfen. Er hatte einen Zug nach Italien mitgemacht und dort erfahren, wie Matthäus Schinner (s. Th. XI. S. 229 f.) die Schweizer belog und betrog, und wie der fremde Kriegsdienst sie entmenslichte. Außerdem hatte er in Wien, wo er früher studierte, gesehen, wie man die Moral vergaß und Aberglauben predigte. Als daher Zwingli in Glarus Prediger geworden war, rief man ihn zu dem ausdrücklichen Zwecke auf einige Zeit nach Einsiedeln, damit endlich einmal an diesem Wallfahrtsorte biblisch gepredigt würde. Sein Ansehen als Prediger bewog die Züricher, ihn in ihre Stadt zu rufen, und hier wurde er dann im September 1519 als Leutpriester zum großen Münster angestellt. Schon vom Beginne des Jahres 1519 an predigte er bloß über evangelische Texte, und erklärte sich ebenso, wie Luther, dessen Schüler er übrigens nicht war, heftig gegen gelehrte Dogmatik, Ceremonien-Dienst und Menschenfahrungen jeder Art. Er erlangte in den sämtlichen Kantonen dasselbe Ansehen, wie Luther in Deutschland, und überall traten gleich nachher in der Schweiz Männer auf, welche, freilich mit verschiedenem Glück und mit verschiedenem Talent, gegen die Ausartung der Staats-Religion eiferten. Zwingli predigte: man solle sich bloß an die Bibel halten, weil diese allein in Glaubenssachen entscheide; die Aussprüche der Päpste, die Lehren der Kirchenväter und die Sagen oder Traditionen dürfe man nur in so weit gelten lassen, als sie mit den biblischen Lehren übereinstimmten. Seine Predigten über die Evangelien riefen schon im Jahre 1520 die Verordnung hervor, daß in Zürich nur nach dem Worte Gottes gepredigt werden dürfe. Diese Verfügung ging von

dem großen Rathe aus; im kleinen Rathe dagegen fanden die Anhänger der alten Lehre eine Stütze, und die Staats-Polizei mischte sich nachher auf Betreiben des Papstes Clemens VII. fast zu gleicher Zeit in der Schweiz und in Deutschland in die Streitigkeiten über die Art, wie es in den einzelnen Staaten des Reiches und der Eidgenossenschaft mit der Religionsübung gehalten werden sollte. In der Schweiz suchte die Tagsatzung, in Deutschland das sonst ohnmächtige Reichs-Regiment nebst der Mehrheit des Reichstages die Einführung einer neuen Staats-Religion zu verhindern. Wir wollen zuerst von dem, was in Deutschland geschah, reden.

6. Gang der Reformation in Deutschland von 1524 an bis auf den Reichstag zu Speier (1529).

Papst Clemens VII. hatte, als die durch Meander vom Kaiser erpreßte Verdammung Luther's und seiner Lehre ohne Wirkung geblieben war, einen sehr gemäßigten, zum Nachgeben geneigten Legaten, den Cardinal Campeggio, nach Deutschland geschickt. Zugleich hatte er seinen Kammerer, den Cardinal Morarius, beauftragt, den Kurfürsten und Fürsten ein päpstliches Breve zu überbringen, in welchem diese ermahnt wurden, auf einem nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage ihre Hülfe gegen die Türken und gegen die Keger zuzusagen. Dieser Reichstag konnte, obgleich Erzherzog Ferdinand und Kurfürst Friedrich der Weise schon im December 1523 nach Nürnberg gekommen waren, erst am 14. Januar 1524 eröffnet werden. Er war sehr zahlreich besucht, und die Mehrzahl der Versammelten war der alten Lehre gewogen. Dessen ungeachtet vermochten die päpstlichen Abgeordneten nicht, heftige Beschlüsse gegen das Lutherthum durchzusetzen. Sie sahen im Gegentheil viele Vorzeichen des Abfalles eines großen Theiles der Deutschen vom päpstlichen Stuhle. In Augsburg z. B. wurde der Aufzug des Cardinals Campeggio verhöhnt und verspottet, und in Nürnberg ließ derselbe als verständiger Mann vieles Gepränge, welches die Menge reizen konnte, hinweg und trug, als er durch die Straßen ritt, nicht einmal den Kardinals-Hut. Die Stadt Nürnberg war nämlich gerade damit beschäftigt, den Gottesdienst ganz evangelisch einzurichten, und Andreas Osiander, der sich deshalb zu Nürnberg befand, predigte dort unter großem Zulauf.

Aus den Predigten dieses Mannes schöpfte damals auch der Hochmeister des deutschen Ordens, Albrecht von Brandenburg-Baireuth, welcher in Nürnberg bei Kaiser und Reich Hülfe gegen die Polen suchte, seine Kenntniß des Evangeliums, dessen er sich nachher bediente, um aus einem Amte ein Eigenthum zu machen.

Auf dem Reichstage zu Nürnberg wurde zwar nicht das Wormser Edict des Kaisers anerkannt und eingeschärft, sondern vielmehr jedem anheimgegeben, in seinem Gebiete es zu halten, wie er wolle; man erließ aber die Verordnung, daß vorerst über den Religions-Streit nichts weiter geschrieben oder gedruckt werden sollte, wogegen der Cardinal Campeggio zugab, daß die Religions-Sache auf einem in Deutschland zu haltenden Concilium ausgemacht werden dürfe. Die weiteren Verfügungen wurden einem neuen Reichstage überlassen, welcher im November 1524 zu Speier gehalten werden sollte. Mit diesen Beschlüssen konnten weder der Kaiser noch die Lutheraner zufrieden sein, jener nicht, weil durch dieselben sein Wormser Machtgebot suspendirt wurde, diese nicht, weil das Schreiben und Drucken vorerst untersagt ward. Das Wormser Edict sollte nämlich nur so weit als möglich aufrecht erhalten und ausgeführt, die Obrigkeiten aber bloß angewiesen werden, darüber zu wachen, daß aus den Druckereien keine Schmähschriften und ärgerlichen Gemälde hervorgingen. Dies mußte dem Kaiser und dem Pabste eben so misfällig sein, als die anderen Artikel den Reformatoren waren. Luther, der niemals irgend jemanden eine Antwort schuldig blieb, schrieb gegen diese Beschlüsse und ihre Urheber in einem Tone, mit welchem verglichen die meisten revolutionären Schriften unserer Zeit milde abgefaßt sind; denn Pabst, Kaiser, Fürsten und Stände wurden von ihm auf gleiche Weise hart gescholten. Der Pabst sah sich dadurch veranlaßt, vermittelst eines nach Spanien geschickten Breve sich beim Kaiser über die deutschen Stände heftig zu beschweren und ihn aufzufordern, daß er seine Pflicht als Schützer des alten Glaubens erfülle. Auch erließ Karl wirklich im Juli 1524 von Burgos aus ein strenges Mandat an die Stände. In diesem Mandat erklärte der Kaiser, er werde nie zugeben, daß die deutschen Stände als solche in Religions-Sachen irgend etwas verordneten. Er befahl ferner dem neuen in Eßlingen eingerichteten Reichs-Regiment und seinem Bruder

Ferdinand, darüber zu wachen, daß den Fürsten und Ständen bei Strafe der beleidigten Majestät, bei des Reichs Acht und Aberacht eingeschärft werde, wider Luther genau nach dem Wormser Edict zu verfahren, indem derselbe gleich Mohammed durch seine Lehre der Christenheit mehr Schaden thue, als ihr durch die Waffen gethan werden könne. Übrigens hatten die Lutheraner gegen das Verbot des Druckens und Schreibens über Religions-Sachen eine Protestation eingelegt, als dasselbe Ende April in den Reichstags-Abschied aufgenommen werden sollte. Der Bevollmächtigte des Kurfürsten Friedrich nämlich, Philipp von Feilitzsch, dessen Herr, um der mündlichen Unterhaltung mit dem Cardinal Campeggio auszuweichen, schon längst abgereist war, protestirte in seines Kurfürsten Namen, und Bernhard von Solms und Georg von Wertheim schlossen sich im Namen der Grafen und Herren an ihn an.

Während der Pabst sich an den Kaiser gewendet hatte, war sein Cardinal in Deutschland thätig gewesen, um die heftigsten Gegner Luther's nicht, wie man oft behauptet hat, zu einem Bunde gegen ihre Mitsünder, sondern bloß zur strengen Befolgung des Wormser Edicts innerhalb ihres eigenen Gebietes zu vereinigen. Auf diese Weise gab der Widerstand, welchen die dem Lutherthum huldigenden Reichsstände auf dem Nürnberger Reichstage eben so den Mitgläubigen und den Rabalen des Pabstes, wie den Befehlen des Kaisers entgegengesetzt hatten, die erste Veranlassung zu einer religiös-politischen Partelung in Deutschland. Es hatten sich nämlich am 6. Juli 1524 die beiden Herzöge Wilhelm und Ludwig von Baiern, der Erzherzog Ferdinand, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Trident und Regensburg persönlich zu Campeggio nach Regensburg begeben und in Übereinstimmung mit den Bevollmächtigten der Bischöfe von Bamberg, Speier, Straßburg, Augsburg, Constanz, Freiburg, Passau und Brixen sich verbindlich gemacht, die Ausführung des Wormser Edicts in ihren Gebieten streng zu überwachen. Als der Kaiser nachher am 24. Mai 1525 einen neuen Reichstag, der sich Anfangs Oktober versammeln sollte, nach Augsburg ausschrieb, war die Stellung der Parteien schon feindlich, weil die Evangelischen den in Regensburg gefaßten Beschluß gegen sich gerichtet glaubten, und weil ihre Partei politisch und militärisch sehr mächtig geworden war, seit-

dem Philipp von Hessen und Johann von Sachsen sich öffentlich von der römischen Kirche getrennt hatten. Außer dem Landgrafen Philipp hatten Graf Philipp von Hanau, Anton und Christoph von Oldenburg, Konrad von Tecklenburg, die Städte Nürnberg, Frankfurt am Main, Straßburg, Nordhausen und andere Städte den alten Gottesdienst ganz abgeschafft; sogar Albrecht von Magdeburg und Mainz duldete in seinem Gebiete die Predigt und den neuen Gottesdienst, und man sagte ihm sogar nach, er habe nicht übel Lust Lutherisch zu werden, falls er dabei seine Stifter säcularisiren könne. Wenn man bedenkt, daß der Landgraf Philipp ganz Hessen von Kassel an bis zum Rhein beherrschte, und daß weder er noch seine Glaubensgenossen den Befehlen des Reichs-Regiments gehorchten und die Urtheile des Reichs-Kammergerichtes vollziehen ließen, so wird man leicht erkennen, daß nicht mehr von dem Glauben, sondern von Besitz und bürgerlicher Ordnung die Rede war. Das in verschiedenen Staaten ganz verschiedene und, wie in Preußen, oft ganz unverantwortliche Verfahren mit den geistlichen Gütern und Stiftungen veranlaßte unzählige Prozesse, welche von dem aus altgläubigen Richtern bestehenden Reichs-Kammergerichte einseitig entschieden wurden und deshalb nachher nicht ausgeführt werden konnten. Die Reichs-Regierung und die Reichs-Justiz geriethen daher ganz ins Stocken.

Der Reichstag, welcher im November 1524 zu Speier gehalten werden sollen, kam um so weniger zu Stande, als der Kaiser in seinem Mandat nachdrücklich mißbilligt hatte, daß man in Nürnberg beschloßen habe, auf jenem Reichstage über Religions-Sachen verhandeln zu wollen. Er hatte sogar die Abhaltung desselben ausdrücklich verboten. Dagegen hatte er, wie bereits bemerkt wurde, Ende März 1525 aus Toledo ein anderes Schreiben erlassen, in welchem er einen Reichstag auf Oktober 1525 nach Augsburg berief, um hauptsächlich wegen der Türken zu berathen und zu beschließen, die im folgenden Jahre ganz Ungarn besetzten und Wien belagerten. Der Kaiser wünschte, die Stände möchten gegen dieselben ein stehendes deutsches Heer einrichten. Das kaiserliche Schreiben kam erst im August in Deutschland an. Schon vorher hatten sich jedoch die heftigsten Gegner der Neuerungen in Dessau berathschlagt, wie den fortwährenden Eingriffen in die

bestehende Verfassung der Kirche und des Staates allenfalls mit Gewalt Einhalt gethan werden könne. Diesen Zweck der Dessauer Berathschlagungen, welche sehr geheim gehalten wurden, kann man umgeben, da die Fürsten, welche an denselben Theil nahmen, nicht gerade wegen ihrer Gewissenhaftigkeit, Milde und Mäßigung berühmte sind; schwerlich wurde aber, wie Philipp von Hessen nachher behauptete, in Dessau ein förmlicher Bund gegen die Beschützer Luther's geschlossen. Die dort versammelten Fürsten waren: Herzog Georg von Sachsen, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, die Herzöge Heinrich der Jüngere zu Wolfenbüttel und Erich von Kalenberg und der sehr zweideutige Abrecht von Mainz und Magdeburg, welcher mit der republikanischen Reformation in Magdeburg gar nicht zufrieden war.

Landgraf Philipp hätte gern sogleich einen Gegenbund zu Stande gebracht, weil er glaubte, daß in Dessau ein förmliches Bündniß gegen ihn und seine Glaubensgenossen geschlossen worden sei; allein der Kurfürst Johann folgte blindlings dem, was Luther angab, und dieser wollte nichts davon wissen, daß man Gewalt gegen Gewalt gebrauchte. Man kam jedoch statt dessen mit mehreren anderen Reichsgliedern, Fürsten und Städten, überein, den Erzherzog Ferdinand, welcher zu gewaltsamen Maßregeln durchaus nicht geneigt war, dahin zu bringen, daß er auf dem bevorstehenden Reichstage das Wormser Edict nicht erneuern lasse. Für diesen Reichstag hatte der Kaiser neben seinen Bruder nur solche Leute, wie der grausame Kasimir von Brandenburg-Baireuth, Wilhelm von Baiern, Philipp von Baden und Erich von Kalenberg waren, zu seinen Commissären ernannt. Es fand sich daher außer dem Bischof von Trident kein Reichsstand persönlich in Augsburg ein, und man beschloß nichts Anderes, als daß im Mai 1526 die Versammlung zu Speier fortgesetzt werden solle. Noch vor diesem Zeitpunkt aber kamen heftige kaiserliche Schreiben in das Publikum, in welchen Karl nicht bloß die erwähnten zur Gewalt geneigten Commissäre nebst allen Bischöfen und römisch gesinnten Fürsten aufforderte, den Lutherischen Lehren tapferen Widerstand zu leisten, sondern auch das Versprechen gab, daß er selbst nächstens über Rom nach Deutschland reisen und dort die Ketzer mit Gewalt bändigen helfen wolle. Jetzt fand daher endlich des

Landgrafen Vorschlag Gehör. Man beschloß, sich mit einander zu verbünden, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abwehren zu können. Dies geschah noch vor dem Beginne des Speierer Reichstages, welcher zwar auf den Anfang des Monats Mai berufen worden war, aber erst am 25. Juni eröffnet ward. Die beiden mächtigsten unter den Fürsten, welche Luther's Lehre angenommen hatten, Johann der Beständige von Sachsen und Philipp von Hessen, verbanden sich nämlich im Mai 1526 in Torgau zu dem Zwecke, ihre Religion, wenn es nöthig wäre, auch mit den Waffen zu vertheidigen, und dieses Torgauer Bündniß ward im Juni zu Magdeburg erneut, wo demselben auch die Herzöge Philipp, Otto und Franz von Lüneburg, Celle und Grubenhagen, Herzog Heinrich von Mecklenburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, sowie wenige Tage später die Stadt Magdeburg beitraten. In der Bundes=akte erklärten die Verbündeten: „Da sie in Erfahrung gebracht hätten, daß ihre Feinde Bündnisse machten und viel Geld zusammen brächten, die alten Mißbräuche zu erhalten und diejenigen, welche Gottes Wort in ihren Landen zu predigen gestatteten, mit Krieg zu überziehen; so hätten sie sich, jedoch Niemanden zum Verdruß, mit einander verbunden, um ihre eignen Unterthanen vor unbilligem Kriege zu schützen und einander nach allem Vermögen beizustehen, im Fall, daß wider die Religion und die ihr anhängige Sache öffentlich oder unter einem anderen Schein ein Angriff geschehen würde.“

Daß das Torgauer Bündniß zur rechten Zeit geschlossen worden war, zeigte sich gleich nach der Eröffnung des Reichstages zu Speier. Ferdinand und die Commissäre bestanden nämlich auf ihrer Instruction und auf dem Wormser Edict. Da jedoch Ferdinand die Hülfe der protestantischen Fürsten gegen die Türken nöthig hatte, so suchte er dadurch Zeit zu gewinnen, daß er die Entscheidung hinausshob. Er benutzte zu diesem Zwecke ein aus Sevilla erlassenes Schreiben des Kaisers vom 23. März 1526, in welchem Karl bat, daß die Stände zu Speier in Religions= Sachen nichts beschließen, sondern seine Ankunft im Reiche und das von ihm und dem Pabste zu berufende Concilium abwarten sollten. Der Reichstags=Abschied ward hierauf am 27. August in

einem sehr gemäßigten Ton abgefaßt. „Es sollte, hieß es in demselben, innerhalb eines Jahres in Deutschland wegen der Religions-Angelegenheit entweder ein allgemeines oder doch ein National-Concilium gehalten werden, und man wolle den Kaiser bitten, sich nach Deutschland zu begeben. Bis zur Berufung jenes Concils solle sich in Rücksicht des Wormser Edicts jeder Stand so gegen seine Unterthanen verhalten, wie er es vor Gott und dem Kaiser verantworten könne.“ Die Sachen blieben also in den beiden folgenden Jahren, wie sie gewesen waren, und die Zahl derer, welche in ihrem Lande reformirten, mehrte sich täglich. Selbst der Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg sagte, als ihn der Landgraf von Hessen feindseliger Absichten gegen die Evangelischen beschuldigte, daß er einer Reformation der Kirche durchaus nicht abgeneigt sei. Nichts destoweniger fehlte wenig daran, daß nicht 1528 ein Religions-Krieg in Deutschland ausgebrochen wäre.

Der Vice-Kanzler des Herzogs Georg von Sachsen, Otto von Paß, wollte, da er seines Herrn wilde Wuth gegen das Lutherthum kannte, die Heftigkeit des erst zwei und zwanzig Jahre alten, kriegerischen Landgrafen von Hessen benutzen, um die Sache, der er gewogen war, zur Entscheidung zu bringen. Paß war nämlich von seinem Herzoge dem Schwiegersohne desselben, Philipp von Hessen, für einige Zeit überlassen worden, als dieser einen Erbschaftsstreit mit Nassau hatte, und erzählte dem Landgrafen von einem furchtbaren papistischen Bündnisse, welches durch Georg's Vermittelung im Mai 1527 zu Breslau geschlossen worden wäre. Als nachher Philipp seinen Schwiegervater in Dresden besuchte, zeigte Paß ihm eine mit Georg's Siegel versehene Copie dieses Bundesvertrages, und verkaufte ihm auch eine vorgebliche Abschrift desselben. Dieses fürchterliche Aktenstück war aber, wie uns nach der ausführlichen und sorgfältigen Untersuchung des sehr achtbaren und gründlichen neuesten Geschichtschreibers und Archiv-Directors von Hessen-Kassel, Rommel, scheint, eine Erfindung. Jener Bund ist wahrscheinlich nie geschlossen worden, obwohl feststeht, daß von den Gegnern der Lutherischen Partei allerlei Dinge berathschlagt worden waren, sowie daß der Kaiser und sein Bruder heftig über den Torgauer Bund erbittert waren, und nicht nur bei persönlichen Zusammenkünften furchtbare Drohungen ausstießen, sondern

auch mit den Fürsten ihrer Partei Theilungen und Unterdrückungen verabredeten, welche sie nicht ausführen konnten oder wollten. Philipp jedoch betrachtete jenen Bund als wirklich abgeschlossen, und hielt die Gefahr der Unterdrückung des Evangeliums und seiner Befenner für so dringend, daß man diejenigen, welche sich mit einander verbunden haben sollten, eiligst mit den Waffen angreifen müsse, um ihnen zuvorzukommen.

Der Landgraf, welcher schon früher mit dem Kurfürsten von Sachsen für einen solchen Fall Abrede getroffen hatte, eilte jetzt zu demselben, und verabredete mit ihm, daß sie Beide ein Heer von sechsundzwanzigtausend Mann aufstellen und eine bedeutende Summe Geldes zur Ausrüstung desselben herbeischaffen wollten. Indessen verhinderten glücklicher Weise Luther und Melanchthon durch ihre Vorstellungen bei Johann dem Beständigen, welcher ein unbedingtes Vertrauen in sie setzte, den von Philipp bereits gerüsteten Angriffskrieg. Sie schrieben ihrem Kurfürsten: „Die vom Landgrafen gemachten Anzeigen seien nicht genügend; man müsse den Angriff abwarten, den Kaiser, das Reich und den Reichstag anrufen, die verdächtigen Fürsten beschicken, allenthalben zuerst die Güte versuchen, dem Landgrafen Einhalt thun und eher mit ihm brechen, als durch einen so übereilten Schritt dem Evangelium eine solche Schande bereiten. Sie selbst würden eher des Kurfürsten Land verlassen. Krieg gewinne wenig, verliere viel und wage Alles, Sanftmuth verliere nichts u. s. w.“ In späterer Zeit, als es wirklich galt, gaben Luther und Melanchthon unglücklicher Weise denselben Rath und beförderten dadurch den Untergang ihrer Partei.

Der Landgraf war der entgegengesetzten Meinung und zog mit einem ansehnlichen Heere in das Gebiet der Bischöfe von Mainz, Würzburg und Bamberg, nachdem er in einem Manifest den ganzen Plan, welcher in dem vorgebliehen Breslauer Vertrage enthalten war, enthüllt hatte. Es ist jedoch nicht zu Feindseligkeiten. Alle angeblich betheiligten Fürsten, Kurfürsten, Bischöfe, am würdigsten Philipp's alter Schwiegervater, erklärten aufs feierlichste, daß es ihnen nie eingefallen sei, Pläne zu machen, wie sie Otto von Pfaß ihnen zugeschrieben habe. Ueberdies traten die Kurfürsten von Trier und der Pfalz als Vermittler auf. Da auch der Kurfürst

von Sachsen nicht der angreifende Theil sein wollte, so wurde der Streit um Pfingsten so geschlichtet, daß der Landgraf anerkannte, er sei getäuscht worden und man habe keinen Anschlag gegen die Evangelischen gemacht. Nichts destoweniger ließ er sich von den Bischöfen von Mainz, Würzburg und Bamberg die Kosten seiner ganz unnöthig gewesenen Rüstungen ersetzen. Er nahm von jedem der beiden Ersteren vierzigtausend Goldgulden und von dem Letzteren zwanzigtausend Dukaten, was sich mit dem ihm ertheilten Beinamen des Großmüthigen nicht wohl reimt. Der Kurfürst von Sachsen dagegen schlug die ihm von den Schiedsrichtern zuerkannte Entschädigung aus, weil ja die Bischöfe nichts dafür konnten, daß Philipp sich übereilt hatte.

Durch diese offenbaren und, so lange die beschuldigten Fürsten keine Anstalten zu Feindseligkeiten gemacht hatten, jedenfalls unverantwortlichen Verletzungen des Landfriedens wurden alle katholischen Fürsten erbittert. Auch würde man Philipp's gewaltthätige Schritte gerächt haben, wenn nicht der Kaiser in Italien und sein Bruder in Böhmen und Ungarn ihrer eigenen Heere und sogar fremder Hülfe bedurft hätten. Karl und Ferdinand betrachteten daher auch, als endlich 1529 ein neuer und durch die persönliche Anwesenheit der meisten Reichsstände sehr ansehnlicher Reichstag zu Speier gehalten wurde, die Reichshülfe gegen die Türken, welche gleich nachher Wien belagerten, als den Hauptgegenstand der Berathschlagungen, während die Mehrzahl der Stände die Religions-Angelegenheit zur Hauptsache machte. Auf diesem Reichstage zeigte es sich schon, daß mit der Veränderung der Staats-Religion nothwendiger Weise auch eine Veränderung der politischen Einrichtungen verbunden sei. Bisher war nämlich auf Reichstagen nach Stimmenmehrheit entschieden worden; dies konnten jedoch die Torgauer Verbündeten nicht mehr gelten lassen, weil man es darauf abgesehen hatte, durch den Reichstags-Abschied zwar nicht mehr, wie früher, das einmal Geschehene wieder rückgängig zu machen, wohl aber die weitere Verbreitung der Lutherischen Lehre und die weltliche Benützung geistlicher Güter zu verhindern. Durch Mehrheit der Stimmen wurde im März 1529 zu Speier der Reichstags-Abschied so abgefaßt: „Es sollte innerhalb Jahresfrist in Gegenwart des Kaisers ein allgemeines oder ein National-Con-

cilium gehalten werden, bis dahin aber Alles in dem Zustande, in welchem es sei, bleiben und nichts weiter geändert werden. Die neue Lehre vom Abendmahl sollte nicht öffentlich gepredigt, die Messe nicht abgeschafft, niemand bei Strafe des Landfriedensbruchs der Religion wegen (dies galt dem Landgrafen) an seinen Gütern, Rechten und Herkommen vergewaltigt und der Wormser Landfrieden genau beobachtet werden.“

Trotz aller Vorstellungen der Evangelischen beharrte die Mehrheit auf diesem Beschlusse. Die Evangelischen ließen daher am 12. April ihre Beschwerden über das Verfahren ihrer Mitstände öffentlich verlesen und zu den Reichs-Akten legen, und als auch dieser Schritt nichts fruchtete, reichten sie am 19. April eine Protestation gegen jenen Beschluß in aller Form ein, und forderten, daß dieselbe in den Reichstags-Abschied selbst eingerückt werde. Sie beruhigten sich selbst dabei noch nicht, sondern ließen am 25. April ein förmliches Appellations-Instrument an ein künftiges Concilium und an jeden verständigen und unparteiischen Richter aufsetzen und nach ihrer Abreise von Speier öffentlich bekannt machen. Nach dieser Protestation, welche auch von den mit Luther entwurten Anhängern des schweizerischen Reformators gebilligt ward, bezeichnete man bekanntlich nachher die Lutheraner und Zwinglianer mit dem Namen Protestanten. Unterschrieben war die Akte anfangs nur von dem Kurfürsten von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landrafeng Philipp von Hessen und dem Fürsten Wolfgang von Anhalt. Noch an demselben Tage aber traten auch vierzehn ansehnliche Reichsstädte der Protestation bei.

7. Trennung der Evangelischen in zwei Secten und Spaltung der deutschen Nation in Lutheraner und Katholiken bis auf den Religionsfrieden von 1532.

In dem Augenblicke, als die Deutschen wegen der Religion unter einander in Streit geriethen, waren auch die Schweizer nicht bloß schon ganz unter sich zerfallen, sondern sie hatten 1528 sogar gegen einander im Felde gestanden. Zwingli und seine Freunde hatten sich, wie die Wittenberger von 1519 bis 1522, anfangs mit

der Predigt des Evangeliums begnügt und nur wenige Veränderungen des Auseren vorgenommen; erst im Jahre 1522 entzogen sie sich dem Bischof von Constanz.

Dieser hatte in den Fasten ein Mandat gegen die Neuerungen erlassen und einen Abgeordneten nach Zürich geschickt, um in Verbindung mit dem kleinen Rathe den Neuerern Einhalt zu thun, denen der große Rath gewogen war. Die vom Papste und von der Gewohnheit beherrschte Tagsagung war längst gegen Zwingli erbittert, weil er politische und moralische Predigten hielt, und auf der Kanzel heftig gegen den Kriegsdienst und die Politik der Kantone eiferte, welche wenige aristokratische Familien reich und mächtig machten, den Sitten des Volkes aber verderblich waren. Vom Bischof und von der Tagsagung angegriffen, vom Züricher Volke dagegen in Schutz genommen, faßte Zwingli seine Lehre in sieben- undsechzig Sätze zusammen und erbot sich, dieselben in einer Disputation zu erweisen. Diese Disputation, zu welcher die Züricher eine Einladung an den Bischof und an alle Orte der Schweiz geschickt hatten, wurde im Februar 1523 gehalten. Der Bischof erschien nicht bei derselben; dagegen waren aber nahe an dreihundert Priester anwesend. Nachdem hierauf im Herbst noch eine zweite feierliche Disputation gehalten worden war, erklärten sich die Züricher öffentlich für die neue Lehre. Sie wurden dafür von zwölf Orten mit der Ausschließung vom Bunde bedroht. Nur Schaffhausen, welches durch den Prediger Ritter schon für Zwingli's Lehre gewonnen worden war, erklärte sich günstig für die Züricher, als die andern Orte am 21. März 1524 Boten an diese schickten, um sich über den Abfall von der Religion der Väter zu beschweren. Die Letzteren tabelten besonders das Heirathen der Geistlichen und das Öffnen der Klöster; auch Luther hat sich bekanntlich sehr lange bedacht, ehe er, einst ein strenger Mönch, sein Rätchen, eine ehemalige Nonne, heirathete.

Diese Hindernisse schreckten die Bürgerschaft von Zürich nicht ab, noch in demselben Jahre auch den äußeren Gottesdienst zu ändern. Das Volk und der Rath handelten dabei einstimmig, obgleich das Volk den Rath beschwor, so viel wie möglich die Feindschaft mit den Eidgenossen zu vermeiden. Die Prozessionen, Wallfahrten und Silber wurden abgeschafft, die Reliquien begraben,

das Abendmahl seit 1525 in beiderlei Gestalt ausgeübt, die Feiertage zuerst auf zwanzig und dann blos auf die höheren Festtage beschränkt, denjenigen Mönchen und Nonnen, welche die Klöster verlassen wollten, der Austritt gestattet, den Andern aber ein Unterhalt angewiesen. Ubrigens wurden die Klöster in der Schweiz nicht, wie in Deutschland, ihrem Schicksal überlassen, oder mit andern Worten den Fürsten und Rittern preisgegeben, sondern in Armenanstalten, Hospitäler, öffentliche Schulen und Seminarien verwandelt, und ein großer Theil ihrer Einkünfte ward zur besseren Besoldung der Prediger und Schullehrer verwendet. Dagegen verfuhr man an den Orten der Schweiz, welche den Gottesdienst umänderten, viel tumultuarischer, als die Lutheraner in Deutschland. Es erging dabei namentlich auch den Künsten sehr schlecht. Alle Bilder wurden verbrannt, die Musik aus den Kirchen verwiesen, das Orgelspiel und sogar das Läuten der Glocken bei Beerdigungen verboten. In Basel, wo man sehr viele und schöne aus Holz oder in Holz geschnittene Bilder hatte, wollte man dieselben anfangs als Brennholz unter die Bürger vertheilen; nachher errichtete man aber aus ihnen zwölf hohe Haufen und verbrannte diese. Erasmus von Rotterdam, welcher bei dieser Verbrennungsscene anwesend war, konnte sich bei Gelegenheit derselben nicht enthalten, der armen im Bilde verbrannten Heiligen zu spotten, obgleich er sich bekanntlich von Luther trennte, um nicht der vornehmen Welt verhaßt zu werden. Er sagt in einem Briefe an Pirckheimer, es sei eine abenteuerliche und lächerliche Pöbel = Scene gewesen, nur wundere es ihn, daß sich so viele bärtige Heilige ruhig hätten verbrennen lassen; denn über die heilige Jungfrau könne er sich in dieser Hinsicht nicht verwundern, weil sie ja so sehr sanftmüthig wäre.

Auf diese Weise bildete sich die schweizerische Kirche und wurde eine Ursache des Zwistes zwischen denjenigen Kantonen, welche Zwingli's Lehre annahmen, und den der alten Lehre treu bleibenden, welche die Mehrzahl waren. Dies geschah zu derselben Zeit, als in Deutschland die Lutheraner vom Kaiser und von ihren katholischen Reichsgenossen politisch und polizeilich verfolgt werden sollten. Eine Verbindung der Lutheraner Deutschland's und der ursprünglich deutschen Städte der Schweiz wäre also in diesem

Augenblicke höchst nützlich gewesen; allein gerade damals ward durch Karlstadt eine Todfeindschaft zwischen Luther und Zwingli herbeigeführt. Luther erklärte nämlich die Einsetzungsworte des Abendmahls wörtlich, wie die Katholiken thaten, und wollte doch sonderbarer Weise keine eigentliche Verwandlung von Brod und Wein in Fleisch und Blut (Transsubstantiation) annehmen, sondern half sich vermittelst des nichts sagenden, durch Worte täuschenden Ausdrucks, wir genöſſen Christi Leib und Blut mit, in und unter dem Brod und Wein. Darüber gerieth er mit Karlstadt, seinem ärgsten Feinde, in einen heftigen Streit, und dieser schrieb beleidigende Flugschriften gegen ihn. Die Art, wie Karlstadt die Einsetzungsworte des Abendmahls verstanden wissen wollte, war verworren und ganz unhaltbar; allein die Gründe, welche er gegen Luther's wunderliche leibliche Gegenwart vorbrachte, leuchteten den Schweizern und ihren Freunden besser ein, als die Beweisführung Luther's, und Zwingli schrieb 1525 eine Schrift über das Abendmahl, in welcher er sich mit anderen und besseren Gründen, als die von Karlstadt vorgebrachten waren, gegen Luther's Lehre von der körperlichen Gegenwart Christi im Abendmahl erklärte. Zwingli nahm das Wort *ist* in dem Sinne von *bedeutet*, er suchte also nichts Mystisches in der Abendmahlsfeier, sondern erklärte sie für ein bloſes Gedächtniß des Todes Christi. Übrigens gehört die theologische Seite dieser Angelegenheit nicht hierher; man findet aber Alles, was sich auf sie bezieht, in dem vortrefflichen und allgemein bekannten Werke Planck's über die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. Die gelhrten Theologen Straßburg's und Desolampadius in Basel nahmen sich der Meinung Zwingli's an; Luther's Schüler dagegen, vor Allen der uns schon bekannte Bugenhagen oder Pomeranus (s. S. 13), vertheidigten die Lehre ihres Meisters. Beide Theile wurden grob, und es erhob sich ein heftiger theologischer Streit, auf den wir uns jedoch hier in einer politischen Geschichte nicht näher einlassen dürfen. Nur Ein Punkt ist hervorzuheben. Luther konnte es nämlich nicht vergessen, daß der Zank von dem wilden und verworrenen Schwärmer Karlstadt zuerst in das Publikum gebracht worden war, und daß die Schweizer, welche sonst durchaus nicht Karlstadt's Freunde waren, sich gerade in dieser Sache desselben annahmen und Karlstadt's Behauptung

tungen besser begründeten, als er selbst zu thun im Stande gewesen war.

Bitter und unverföhnlich ward der Streit über die Abendmahlz = Lehre schon im Oktober 1525, als vierzehn schwäbische Geistliche eine beleidigende Schrift gegen den gelehrten und gemäßigten Dekolampadius, den Freund Neuchlin's und des Erasmus, herausgaben. Dekolampadius hatte in milder Weise sich für die Meinung Zwingli's erklärt und seine Schrift den schwäbischen Theologen mitgetheilt; diese aber, unter welchen der grobe Prediger Brenz vorzugsweise gegen ihn eiferte, antworteten nicht in gleichem Ton, sondern behandelten vielmehr in einem gemeinschaftlich erlassenen Manifest den Dekolampadius als einen Sectenstifter. Eine solche Manier, nach welcher man das Übel, statt es zu heilen, durch Schimpfen und Berkegern ärger machte, fällt, weil sie theologisch ist, bei einem systematischen Theologen wie Brenz nicht auf; dagegen ist zu verwundern, daß auch Pirckheimer, der doch sonst fein und artig zu sein pflegte, arg gegen die Schweizer loszog. Ganz anders handelten die beiden Männer, welche in Straßburg die Reformation förderten, Bucer und Capito. Diese suchten Frieden zu stiften, weil sie einsahen, wie wichtig es sei, sich nicht um unbedeutende Dinge zu zanken. Sie schrieben nach Nürnberg, nach Augsburg und nach Nördlingen, wo von den Kanzeln herab sehr heftig über Dekolampadius und Zwingli geschimpft ward, und schickten sogar einen ihrer Kollegen nach Wittenberg, um zu bewirken, daß die Sache wenigstens nur rein wissenschaftlich ausgemacht werde. Dies wollte aber Luther, welcher überall, wie auf der Wartburg, den leidhaftigen Teufel sah und nach ihm warf, durchaus nicht zugeben. Luther ertheilte dem Abgeordneten der Vermittler den kurzen schriftlichen Bescheid, eine von beiden Parteien müsse des Teufels sein, es könne also auch keine Vermittelung und keine Zurückhaltung Statt finden. Ebenso versicherte er im Anfange des Jahres 1526 in einem Briefe an die Reutlinger, die Lehren Karlstadt's, Zwingli's und Dekolampadius müßten alle drei vom Teufel sein, weil jeder eine verschiedene Erklärung der Einsetzungsworte gebe und der Teufel nirgends so leicht erkannt werden könne, als an Lügen und Zwiefältigkeiten im Glauben.

Luther, Brenz, Bugenhagen und Andere fielen über Zwingli, Desolampadius und sogar über Bucer, der doch nur vermitteln wollte, so heftig her, daß schon im Jahre 1526 die Aussöhnung unmöglich schien. In diesem Jahre gab Zwingli eine sieben Bogen starke Druckschrift über die Abendmahlslehre heraus und ward dafür, so schonend er sich auch über Luther's Person ausdrückte, von Luther fürchtbar mitgenommen. Als daher im Jahre 1529 die Lutheraner auf dem Reichstage Duldung für ihre Lehre erhielten, gab Luther seinem Kurfürsten den Rath, nichts dagegen einzuwenden, daß zugleich mit den Wiedertäufern auch die Sacramentirer, wie man Zwingli's Anhänger nannte, von dieser Duldung ausgeschlossen würden. Dies verhinderte zwar Melancthon; allein auch er gab doch nicht zu, daß man, wie der Landgraf Philipp wollte, mit den Zwinglianern in nähere Verbindung trete.

Unterdessen hatten die Protestanten in Deutschland beschloffen, dem Kaiser, dessen Abreise aus Italien nach Deutschland damals schon festgesetzt war, durch drei Gesandte ihre Appellation und Protestation überreichen und bei ihm ihr Benehmen auf dem Reichstage entschuldigen zu lassen, weil sie erfahren hatten, daß der Kaiser über dasselbe sehr unwillig sei. Diese Gesandten waren der Bürgermeister zu Memmingen, Ehinger, dessen Bruder kaiserlicher Rath, zum Unglück aber bei der Ankunft der Gesandten gerade abwesend war, der Secretär des Markgrafen von Ansbach, Alexis Frauentraut, und der gelehrte Syndikus von Nürnberg, Magister Michael von Raden, welcher viele Reisen gemacht hatte. Alle drei waren tüchtige Geschäftsmänner, aber keine Hofleute. Ihre Wahl konnte daher auffallend sein, da die Protestanten doch wußten, wie peinlich an einem spanischen Hofe, unter Italiänern und hochmüthigen Belgiern die Etikette beobachtet werde, und wie schwierig die Kenntniß und Beobachtung des Ceremoniels sei. Allein es lag bei jener Wahl ein guter Grund vor. Man erwartete nämlich nicht, daß den Gesandten sehr höflich begegnet würde, und dies konnten sich nach der damaligen Stellung der Bürger und Städte bürgerliche Beamte allenfalls ohne Nachtheil gefallen lassen, nicht aber Fürsten und Ritter. Die Gesandten benahmen sich, soviel wir urtheilen

können, sehr linksch und wurden auf schmählige Weise grob behandelt.

Philipp von Hessen, welcher mit Recht Alles von seinem Schwerte, nichts von den Diplomaten erwartete, hatte gleich anfangs auf keinen Erfolg jener Gesandtschaft gerechnet; dagegen ging er mit dem Gedanken um, eine Verbindung der protestantischen Schweizer und der schwäbischen Städte mit ihm und mit dem Kurfürsten von Sachsen dadurch zu Stande zu bringen, daß er mit Hülfe der Straßburger den Streit über das Abendmahl ausgleiche. Zürich hatte nämlich gegen Ferdinand von Oestreich denselben Argwohn, welchen Philipp nährte; denn die alten Kantone, mit welchen Zürich schon in offene Feindschaft gerathen war, hatten ein Schutz- und Trugbündniß mit Ferdinand geschlossen. Außer Zürich hatten damals auch die Berner, die Baseler und die Stadt St. Gallen schon vollständig reformirt, und es war schon dahin gekommen, daß die Ersteren gegen zehntausend Mann zum Beistande der Züricher aufgeboten hatten, während andererseits das Heer der katholischen Kantone durch fünfzehnhundert Walliser verstärkt worden war. Es kam jedoch nicht zum Kampfe, sondern zwei wackere Männer, der Landammann Aebli von Glarus und der Stadtmeister Sturm von Straßburg, vermittelten einen Frieden zwischen Uri, Zug, Unterwalden, Schwyz und Lucern einerseits und den protestantischen Orten andererseits. Vermöge dieses am 24. Juni 1529 geschlossenen Friedens ward der sehr feindselige Vertrag mit Ferdinand im Angesichte beider Heere zerrissen und die protestantische Verbindung der Städte Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Mühlhausen und Biel zum Schutze ihrer Religion als rechtmäßig anerkannt. Nichtsdestoweniger brach bald nachher ein neuer Krieg aus; denn die sehr verwickelten Verhältnisse der Schweizer Territorial-Abtheilung und Verwaltung, wie sie bis 1798 gewesen sind, machten es unmöglich, allen vorkommenden Streitigkeiten sogleich vorzubeugen. Unter diesen Umständen war es doppelt unglücklich, daß der Streit über die Einsetzungsworte des Abendmahls in den Jahren 1527 bis 1529 immer heftiger und bitterer geworden war.

Seit 1527 war es ungemein schwer geworden, eine Ausöhnung zwischen den Anhängern Luther's und Zwingli's zu Stande zu bringen, weil die beiden Reformatoren einander persönlich ange-

griffen hatten. Zwingli schmähte und zankte gelinder und milder als Luther; gleichwohl warf er diesem Hochmuth, Einbildung auf Verdienste, die er nicht besitze, und Selbstruhm vor. Er wolle ihm, sagt Zwingli an einer Stelle, sein Verdienst nicht nehmen; er kränkte ihn aber bitter durch die hinzugefügten ironischen Worte: „Ich verschone dein hier, lieber Luther! treffentlich, denn du in viel Schriften, durch Sendbriefe und sonst noch viel stolzer dich gerühmt hast; darum man dich wohl sollte austäupen. Aber wir wollen, ob Gott will, Maß halten und dich einen Menschen lassen bleiben; denn in der Wahrheit, so weißt du wohl, daß zu der Zeit, da du dich hervorstelltest, eine große Menge derer war, die in dem Lesen und in den Sprachen viel geschickter waren, weder du, wiewohl sie aus Furcht, und weil sie Gott nicht erweckte und männlich machte, sich nicht hervorstellten, Israel zu schirmen und wider den Goliath von Rom zu fechten.“ Nachdem Zwingli dann von Luther vieles Gute wegen seines Kampfes gegen das Pabstthum gesagt hat, fährt er fort: „Daß du aber jetzt aus Zorn tobst, kannst du, ob Gott will, nicht leugnen, wenn du nur dein eigen Buch liest; denn die Unzahl der Schmähungen und verkehrten Meinungen, die wir hell machen werden, kann aus Liebe und Wohlbetrachtung nicht kommen.“ Da die Streitigkeit in demselben Tone von allen Anhängern Luther's und Zwingli's geführt wurde, da unzählige Flugschriften darüber erschienen, und da die Schweizer sich rühmten, in einer 1528 zu Bern gehaltenen Disputation obgesiegt zu haben, so war an eine Ausöhnung nicht zu denken, so nachdrücklich auch der Landgraf von Hessen dieselbe betrieb.

Philipp hatte ganz andere und verständigere Begriffe von Nothwehr, als Luther, Melancthon und der phlegmatische, den Trunk liebende, sonst aber edle und standhafte Kurfürst von Sachsen, welcher ganz in der Gewalt der Theologen war, die da meinten, Gott helfe auch denen, welche die Hände in den Schooß legen. Diese Meinung hatte Luther in Bezug auf des Kaisers Verhältniß zu den deutschen Fürsten schon zur Zeit der Torgauer Vereinigung ausgesprochen. Es heißt nämlich in einem Bedenken desselben: „Es schäde sich doch gewiß nicht, daß jemand mit Gewalt des Kaisers Unterthanen wider den Kaiser ihren Herrn schützen

sollte, so wenig es sich schicken würde, wenn der Bürgermeister von Torgau die Bürger mit Gewalt gegen den Kurfürsten von Sachsen schützen wolle. (Man sieht, Luther kannte die Bibel recht gut, aber vom Staatsrecht verstand er nichts.) Deswegen sei nichts zu thun, wenn der Kaiser sie anfallen wolle, als daß man ihm Land und Leute offen stehen und ihn mit den Seinen nach Belieben schalten lassen solle, weil er der Kaiser sei." Der Landgraf war ganz anderen Sinnes; er sah ein, daß ebenso wenig mit der Protestation und Appellation als mit der nach Italien zu sendenden Gesandtschaft etwas ausgerichtet werden könne, wenn man nicht eine Kriegsmacht in Bereitschaft halte. Er drang deshalb auf einen förmlichen Bund der Protestanten zur Behauptung ihrer Protestation. Der Kaiser hatte im Februar 1520 wegen der Paffschen Händel sehr drohend an den Landgrafen geschrieben und dem Reichs-Regiment strenge Befehle ertheilt; dieses aber hatte den Gesandten der Straßburger vom Reichsrathe ausgeschlossen und schon vor der Protestation und Appellation dem Kurfürsten und dem Landgrafen verboten, in ihren Herbergen evangelischen Gottesdienst halten zu lassen. Dessen ungeachtet gelang es dem Landgrafen endlich, die protestirenden Stände zu einem Bunde zu bewegen, dessen Zweck die Beschützung ihrer Protestation und Appellation war. Schon im Juni 1529 ward in Gegenwart von Gesandten des Landgrafen von Hessen, des Kurfürsten von Sachsen, des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und der Städte Nürnberg, Straßburg und Ulm zu Rodach im Koburgischen eine Verbindung zur Vertheidigung ihres Glaubens gegen jedermann außer dem Kaiser verabredet und eine allgemeine Versammlung nach Schwabach ausgeschrieben, um dieselbe zu schließen. Gerade jetzt aber zeigte es sich, wie verderblich der Zank und Streit der beiden Reformatoren über das Abendmahl ihren Anhängern werden könne. Luther hatte nämlich seinem Kurfürsten vor einer Verbindung mit Ulm und Straßburg angst gemacht, weil in diesen Städten eine ihm nicht einleuchtende Ansicht des Abendmahls gepredigt werde, und der Kurfürst hatte demselben aufgetragen, eine Glaubensformel, die sogenannten Schwabacher Artikel, zu entwerfen, deren Unterschrift dann von allen Verbündeten gefordert werden solle. Bei dieser

Gelegenheit zeigte sich der Landgraf, wie sein neuester Biograph Kommel, urkundlich nachgewiesen hat, wahrhaft groß und edel. Er schrieb dem zagenden und zaudernden Kurfürsten: „Er sei Willens, mit ihm Leib und Gut an die Behauptung des Evangeliums zu setzen; aber die Zeit sei gekommen, wo er wissen müsse, wessen er sich zu dem Anderen zu vertrösten hätte. Ob sich der Kurfürst wehren wolle oder nicht, möge er ihm unumwunden, nicht durch höfliche Antworten seiner Schreiber melden. Wenn Alles nichts helfe, wenn niemand sich wehre und einer ewigen Leibeigenschaft entziehen wolle, so sei dies eine Plage von Gott über die verzagten Deutschen.“

Der Landgraf war im Grunde der Meinung der Schweizer; er hielt es aber nicht der Mühe werth, darüber mit Luther zu brechen, sondern ließ die Sache gehen. Er hoffte sogar die beiden heftigen Reformatoren zu einer versöhnenden Ausgleichung ihrer Meinungen bewegen zu können. Daß Philipp dies bei zwei Theologen für möglich hielt, die sich vier Jahre lang gezankt und geschimpft hatten, darf uns nicht auffallen. Glaubte er ja doch auch einem Fürsten, wie Karl V. war, seine gemüthlichen Religionsüberzeugungen empfehlen zu können! Das Letztere hatte er durch ein dem Syndikus von Raden mitgegebenes, in Sammt gebundenes und durch Goldschnitt verziertes Büchlein versucht. Dieses Büchlein, welches der ebenso eifrige als theologisch gelehrte Landgraf selbst verfaßt hatte, war in französischer Sprache geschrieben, die derselbe jedoch, wie er selbst dem Kaiser später sagte, nur wenig verstand. Die Spanier hatten übrigens diesen Versuch, dem Kaiser die neue Lehre zu erklären, sehr übel genommen, weil sie die Sache so ansahen, als wenn Philipp den jungen Kaiser im Glauben irre machen wolle, und der arme Syndikus von Raden war wegen der Überreichung jenes Schriftchens kriminell verfolgt worden.

Philipp lud die beiden streitenden Reformatoren, Luther und Zwingli, zu einem Gespräche nach Marburg ein, wo sie als Gäste des Landgrafen mit einander freundlich über die Verschiedenheit ihrer Erkenntniß der biblischen Lehren überhaupt, nicht blos der Abendmahlste, verständigen sollten. Die Schweizer folgten der von Philipp in freundlichen Briefen vorgetragenen Einladung.

gern und willig, die Wittenberger zögernd und unter vielen Winkelzügen. Zwingli reiste, von einem Züricher Rathsherrn begleitet, im September 1529 ab, in Strassburg vereinigten sich Desolampadius, Bucer, Hedio und der Stadtmeister Sturm mit ihm, und sie Alle wurden aufs feierlichste und ehrenvollste nach Marburg geleitet und dort eingeholt. Leider trafen gleich darauf auch die Helden eines blinden Lutherthums, Brenz aus Schwäbisch-Hall und Osiander aus Nürnberg, ein, neben welchen dann noch sechs andere Stützen der Lutherischen Orthodorie erschienen. Viele Andere wurden abgewiesen. Luther selbst, welcher 1521 als demüthiger Mönch und armer Sünder vor der Wormser Reichsversammlung gestanden hatte, trat in Marburg schon trotzig als ein zweiter Pabst auf. Er erlaubte nicht, daß der arme von Ort zu Ort getriebene und verfolgte Schwärmer Karlstadt in Marburg erscheinen durfte. Karlstadt hatte sich in die äußerste Ecke des Reiches, nach Ostfriesland, geflüchtet, von dort hat er schriftlich den Landgrafen um Erlaubniß, nach Marburg kommen zu dürfen, Luther aber, an welchen dieser sein Gesuch wies, schlug dasselbe ab.

Die Marburger Disputation, welche in den drei ersten Tagen des Oktober 1529 gehalten wurde, war erfolglos, obgleich man über vierzehn Artikel einig ward. Sie war allerdings feierlich und durch die große Zahl von Zuhörern glänzend; allein je mehr sie dies war, und je rührender Zwingli bat, man möge sich doch, da man über vierzehn Artikel ganz einverstanden sei, nicht über den fünfzehnten anfeinden, desto steifer blieb Luther, während der arme Melancthon wie begossen dastand und still schwieg. Die Zeloten des Lutherthums wurden in demselben Grade, als sie ihr Unrecht fühlten, erbitterter gegen ihre Gegner und gegen Zwingli, der sie mit Thränen beschwor, nicht Haß, sondern Liebe zu predigen. Man trennte sich, als der Landgraf sah, daß nichts auszurichten sei, unter dem Vorwande einer herrschenden ansteckenden Krankheit sehr schnell. Das einzige Ergebniß, welches erlangt wurde, bestand darin, daß die vierzehn Marburger Artikel von den Deutschen und Schweizern, d. h. von Luther, Melancthon, Justus Jonas, Osiander, Brenz, Desolampadius, Zwingli, Bucer und Hedio unterzeichnet wurden. In Rücksicht der Abendmahls-Lehre oder eigentlich der unsinnigen Lehre von der Ubiquität des Leibes

Christi ward Folgendes beigefügt: „Wiewohl wir uns, ob der ware Leib und Blut Christi leiblich im brott und wein sei, dieser Zeit nicht vergleicht haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, so für Jedes gewissenn immer leidenn kann, ertzeigen, unndt bede theil Gott dem Allmechtigen vleissig bittenn, daß er uns durch seinen gaist den rechten verstandt bestettigen wolle. Amen.“

Wie wenig es mit dieser Erklärung ernst gemeint war, zeigte sich gleich darauf, als am 16. Oktober 1529 in Schwabach der zu Rodach verabredete förmliche Bund geschlossen werden sollte. Man verlangte dort, daß gewisse von Luther aufgesetzte Punkte, welche die Schwabacher oder nachher die Torgauer Artikel hießen, als das Schiboleth aller derer, die in den Bund aufgenommen werden wollten, gelten und von ihnen unterzeichnet werden sollten. Dazu hatten die Abgeordneten der beargwohnten Städte keine Vollmacht. Man trennte sich also, ohne den Bund förmlich abzuschließen, und verschob die weitere Unterhandlung auf eine neue in Schmalkalden zu haltende Versammlung. Diese fand dann am 29. November 1529 zwar Statt, und es wurde in ihr auch zwischen dem Kurfürsten, dem Landgrafen, dem Herzoge von Lüneburg, dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, den Grafen von Wertheim, Mansfeld und Fürstenberg und den Deputirten der Städte Straßburg, Nürnberg, Constanz, Ulm, Neutlingen, Memmingen, Heilbronn, Lindau und Rempten ein Bund verabredet; zum Abschlusse kam es aber nicht, weil der Kurfürst, von seinen Theologen gedrängt, auf der vorläufigen Unterschreibung der Schwabacher Artikel oder mit anderen Worten auf der Unerkennung der von Luther behaupteten Ubiquität des Leibes Christi bestand. Man verabredete daher eine neue Zusammenkunft in Nürnberg. Diese ward auch am 6. Januar 1530 gehalten; allein die Gesandten der Städte Straßburg, Ulm, Constanz, Lindau und Memmingen erschienen auf derselben nicht, weil sie die Schwabacher Artikel nicht anerkennen wollten. Zwei andere Städte dagegen, Neutlingen und Heilbronn, stimmten diesen Artikeln schriftlich bei.

Es war damals die höchste Zeit, daß man Anstalt machte, sich gegen die Folgen der engen Verbindung zu rüsten, welche der Pabst und der Kaiser so eben gegen den Protestantismus geschlossen hatten (s. S. 4 f.). Der Kaiser hatte die Gesandten der Pro-

testanten dem Hohn und Spott und sogar der Mißhandlung der Italiäner, Spanier und fanatischen Belgier seiner Umgebung preisgegeben und sie so unfreundlich behandelt, daß sie bei Nacht und Nebel entweichen mußten. Er hatte sogar einen von ihnen, den Herrn von Raden, der ihm das oben erwähnte geschriebene Büchlein des Landgrafen Philipp überreichen sollte, festnehmen lassen, und dieser hatte froh sein müssen, daß er mit einer kurzen Haft davon kam. Er hatte endlich im Januar von Bologna aus einen in Augsburg zu haltenden Reichstag, dem er in Person beiwohnen wolle, ausgeschrieben, in seinem Einladungsschreiben aber, welches in freundlichen Ausdrücken abgefaßt war, weder des Wormser Edicts noch der Protestation in Speier auch nur mit einem Worte gedacht. Die Absichten des Kaisers mußten also den Deutschen höchst verdächtig sein.

Der Augsburger Reichstag war auf den April 1530 ausgeschrieben. Der Kurfürst von Sachsen traf am 2. Mai, der Landgraf von Hessen am 12. Mai, der Kaiser selbst erst am 15. Juni in Augsburg ein. Der Letztere hatte am 8. April von Mantua aus noch einmal geschrieben, daß er gewiß eintreffen werde, und war über Trient, Innsbruck und München langsam nach Augsburg gereist, hatte aber zwei seiner Hofleute vorausgeschickt, um die Protestanten einzuschüchtern. Da es darauf ankam, von der neuen Lehre Rechenschaft zu geben, so war man von Seiten der Protestanten nicht nur Willens, die Schwabacher oder Torgauer Artikel als Inbegriff derselben gelten zu lassen, sondern der Kurfürst hatte sich auch von Melanchthon, Justus Jonas und Spalatinus begleiten lassen, und Johann Agricola war im Gefolge des Grafen von Mansfeld nach Augsburg gekommen. Luther selbst mußte sich, damit er von einem nahen Orte aus Rath erteilen könne, in Koburg aufhalten. Des Kaisers Absicht, den Protestanten bange zu machen, schlug fehl; denn Johann der Beständige war nicht der Mann, der, wenn es die Religion galt, sich einschüchtern ließ. Auch Luther zeigte eine bewundernswürdige Ruhe. Der Kaiser lud gleich nach seiner Ankunft in Augsburg die Fürsten wiederholt und noch in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni zu der an diesem Tage zu haltenden Frohnleichnamss-Procession ein. Die Antwort aber, welche die Protestanten ihm in der Nacht

durch den Kurprinzen Johann Friedrich überbringen ließen, beweisete, daß unsere Fürsten damals noch wahr, offen, dreist und derb waren, wie ihr Volk. Sie lautete: „Dergleichen gottlose und offenbarlich mit Gottes Wort und Christi Gebot streitende Menschenatzungen sind wir so gar nicht gemeint durch unsere Zustimmung zu verstärken und einzuführen, daß wir vielmehr ohne Bedenken einstimmig uns erklären, daß solche ungereimte, gottlose menschliche Anordnungen gänzlich aus der Kirche abzuschaffen und zu vertilgen seien, damit nicht die andern noch gesunden und reinen Glieder der Kirche mit eben dem tödtlichen und schädlichen Gifte ansteckt werden.“

So ungnädig der Kaiser sich den Protestanten bewies, und so deutlich er merken ließ, daß er in Deutschland gern ebenso, wie in Spanien und Italien verfahren möchte, so sah er doch ein, daß seine Mittel dazu nicht ausreichten, und daß die katholischen Stände mehr bösen Willen als Macht hatten. Er verstellte sich deshalb um so mehr, als er nicht nur seinen Bruder zum römischen König wollte erwählen lassen, sondern auch von den Protestanten Beistand gegen die Türken erwartete. Er willigte ein, daß auf dem Reichstage zuerst über die Religions-Angelegenheiten berathschlagt, und daß das Glaubensbekenntniß der Protestanten nicht nur ihm vorgelegt, sondern sogar am 25. Juni dem Reichstage vorgelesen würde. Dem Glauben des Kaisers konnte dies unmöglich gefährlich sein, wie die Spanier von dem Büchlein des Landgrafen Philipp befürchtet hatten; Karl's Sinn war weltlich und seine Politik nichts weniger als biblisch. Auch verstand er sehr wenig deutsch. Doch hatte er während der Vorlesung des deutsch geschriebenen Glaubensbekenntnisses eine lateinische Übersetzung desselben in der Hand und ließ sich nachher auch noch eine französische Übersetzung machen. Übrigens wurden dem Reichstage nicht die von Luther verfaßten Torgauer Artikel, sondern eine von Melanchthon gemachte vortreffliche Bearbeitung derselben vorgelesen. Diese unter dem Namen der Augsburgischen Confession berühmte Schrift ist schon wegen ihrer Einleitung ein Meisterstück deutscher Beredsamkeit. Melanchthon zeigt sich überall als einen Mann, welcher würdig war, den Gott der Liebe zu predigen, während seine Gegner den rächenden, donnernden, zornigen

gen Jehovah der Juden verkündigten. Er war einerseits fromm wie Luther, ohne zu schimpfen und zu schmähen, und andererseits fein und grundgelehrt, wie Erasmus, ohne ein Achselträger zu sein. Selbst Luther bewundert in seinen Briefen jene Arbeit seines Freundes, wie sie jeder bewundern wird, der sich in den Geist einer noch ganz päpstlichen Zeit zu versetzen im Stande ist. Betrübend ist es, daß Luther sich in Betreff dieser Bekenntnisschrift nicht entschließen konnte, die Doctrin seiner Schule dem Frieden zu opfern. Dies wünschten der Landgraf und die Straßburger; leider war aber Luther nicht dazu zu bewegen, er, der sich in dieser Zeit größer und muthiger als je und durchaus als einen kräftigen Mann zeigte, dessen Worte Schwerter waren, und der einen Melanchthon, Jonas, Brenz und Schnepf, welche mit dem Kurfürsten zagten, in jedem Briefe beschämte. Die Straßburger hätten die Augsburger Confession unterschrieben, wenn nur in ihr nicht die Lutherische Abendmahlslehre so hart ausgesprochen gewesen wäre, daß man daran deutlich die Absicht erkannte, die Schweizer und ihre Freunde von der Duldung, welche die Protestanten erstrebten, auszuschließen. Straßburg sah sich daher nebst drei anderen deutschen Städten, Constanz, Memmingen und Lindau, genöthigt, eine besondere, in lateinischer und deutscher Sprache geschriebene Confession zu übergeben, welche von Bucer und Capito aufgesetzt worden war und den Namen der vierstädtschen Confession (Confessio Tetrapolitana) führt. Diese Schrift wich nur in Betreff des Abendmahls von Luther's Torgauer Artikeln ab, und zwar, wie man aus dem achtzehnten Artikel derselben sieht, in so geringem Grade, daß Luther's Lehre sehr leicht damit hätte vereinigt werden können *). Übrigens wurde Melanchthon's Arbeit einer

*) Dieser Artikel lautet: „Von dem heiligen Sacrament des Leibes und Blutes Christi wird bei uns gelehrt und gepredigt, wie das von den Evangelisten und Paulo vorgeschrieben und von den heiligen Vätern gehalten, auch der Gemeinde Gottes am nützlichsten und heilsamsten ist. Nämlich, daß der Herr, wie in seinem letzten Nachtmahl, also auch heutiges Tages seinen Jüngern und Gläubigen, wenn sie solches sein heiliges halten, laut seiner Worte in diesem Sacrament seinen wahren Leib und wahres Blut wahrlich zu essen und zu trinken gibt zur Speise ihrer Seele und ewigen Leben, daß sie in ihm und er in ihnen bleibe, daher sie denn auch am jüngsten Tage durch ihn zur Unsterblichkeit und ewigen Seligkeit auferweckt werden. Man weiset auch

Commission von neunzehn katholischen Theologen zur Widerlegung übergeben, und diese oder vielmehr zwei von ihnen allein, Eck und Cochläus, setzten eine Gegenschrift auf, welche aber so schimpfend und schlecht war, daß sie nicht einmal mitgetheilt und erst 1573 gedruckt wurde.

Der schwache Kurfürst von Sachsen wollte die Sache den Theologen anheimgeben; Landgraf Philipp dagegen, welcher immer bereit war, zum Schwert zu greifen, sah ganz gut ein, daß man mit dem Cardinal Campeggio, durch welchen Karl inspirirt wurde, sowie mit den Bischöfen, mit dem Kanzler Granvella, mit Eck, Cochläus und Consorten am besten fertig werden könne, wenn man jeden Augenblick im Stande sei zuzuschlagen. Philipp hielt es mit Luther, mit dem er sonst nicht gerade am besten harmonirte. Er ermunterte den Kurfürsten zur Festigkeit, als dieser nur an Unterhandeln statt an Widerstand dachte. Den zankenden Bischöfen erklärte Philipp kurzweg und vor allen Leuten: „Ihr Herren, macht Frieden, wir begehren's; thut ihr's nicht und ich muß hinunter, so will ich gewiß einen oder zwei von den Eurigen mitnehmen.“ Der Kaiser versuchte daher auch Alles, um ebenso den Landgrafen durch die Aussicht auf Ehre und Vortheil an sich zu ziehen, wie er den thörichten Pfalzgrafen Friedrich, den nachherigen Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, welcher Vorsitzer des Reichstags war, sein ganzes Leben lang durch Heirathsversprechungen kirrte. Philipp gab aber die berühmte Antwort: in den besten Jahren seines Alters fliehe er nicht die Freude, noch die Gunst der Großen, aber den trügerischen Gütern dieser Welt ziehe er die Gnade Gottes vor. Als nachher (3. August) der Kaiser die beiden Parteien zu sich berief, ihnen des Eck und Cochläus Nachwerk vorlesen ließ und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß die Protestanten ihre Religions-Sache seiner Entscheidung überlassen möchten, sah Philipp, daß seines Bleibens in Augsburg nicht länger sei. Er reiste am 6. August in aller Stille nach Hause und ließ den Kurfürsten mit seinen etwas verzagten Theo-

das Volk besonderes Fleißes von allem Zant und unnöthigem und fürwitzigem Disputiren in diesem Handel zu demjenigen, was allein nuzet und auch von unserm Herrn zu solcher Sache allein gemeint und bedacht ist, daß wir nämlich durch ihn selbst gespeiset, also durch und in ihm leben, eines gottgefälligen heiligen und ewigen Lebens, und seien daher unter uns ein Brod und ein Leib, die wir alle eines Brodes im heiligen Nachtmahle theilhaftig werden.“

logen Melanchthon, Jonas und Brenz in Augsburg zurück. Der Kaiser erschrock darüber heftig, und ließ jetzt die Thore von Augsburg durch seine Söldner besetzen; dies konnte ihm aber wenig nützen, da die Seele jedes Widerstandes im Freien war.

Nach des Landgrafen Entfernung hatten der Kurfürst und seine Theologen viel zu leiden, und selbst Melanchthon würde in Betreff vieler wesentlichen Punkte nachgegeben haben; allein Luther war unerschütterlich, und schrieb von Koburg aus an den Kurfürsten Trost- und Ermahnungsbriefe, welche eine bewunderungswürdige Ruhe, Energie und aller Welt trotzen Ffestigkeit zeigen. Diese Briefe Luther's sind Meisterstücke einer Beredsamkeit des Herzens und eines Eifers für christliche Freiheit, eines Vertrauens auf Gott, auf Wahrheit und Recht, welche unsere Zeit weder kennt noch duldet. Auch die ganz eigenthümliche Invektive und Derbheit der Beredsamkeit des Herzens in diesen Briefen wird bei uns als der guten Lebensart entgegengesetzt gescholten. Luther theilte weder des Kurfürsten Ehrfurcht gegen den Kaiser, noch die Besorgniß der sonst ganz wackeren Theologen desselben in Bezug auf das, was da kommen soll, noch ihre Bangigkeit vor des Kaisers Ungnade, welche dieser den Kurfürsten sehr peinlich empfinden ließ, und vor den Folgen der Nachsicht der Bischöfe. Er richtete die schwachen Theologen auf, und vertraute auf die göttliche Kraft der Wahrheit, vermöge deren er dem Kaiser, dem Pabste, dem Cardinal und den Bischöfen ebenso, wie Christus den Pharisäern und Schriftgelehrten, Troß bot. Er schrieb seinem Kurfürsten unter Anderem: „Ich kann wohl achten, daß Kaiser und Reich unser Bekenntniß annehmen werden, habe dess auch gar keine Hoffnung, daß wir der Lehre sollten eins werden; denn ihr Ding kann das Licht nicht so leiden, und sie sind überdem so durchbittert und entbrannt, daß sie lieber in die ewige Glut der Hölle führen, wenn sie da für ihnen offen stünde, ehe denn sie uns wichen und ihre Weisheit lassen sollten. Das müssen wir lassen gehen und geschehen u. s. w.“ Welche Freiheit der Rede übrigens deutsche Fürsten damals noch ertragen konnten oder mußten, und was man ungeschweht drucken lassen durfte, das wollen wir durch eine Stelle deutlich machen, die aus einem Briefe genommen ist, welchen Luther um jene Zeit an den Kurfürsten Abrecht von Mainz schrieb. In diesem Briefe, welchen

Luther nachher auch im Druck herausgab, und der sich in der Hallischen Ausgabe seiner Werke findet, heißt es: „Es soll in eine Historie geschrieben werden, daß der Pabst eine solche Verdammung evangelischer Lehren vom Reichstage öffentlich und unverschämt verlangen darf, als wären eitel Klöße in Deutschland und auf dem Reichstage eitel Affen, dazu alle Fürsten, die es mittreiben, daß sie bei unsern Nachkommen ein ewiger Stank sein sollen, dafür man ausspeien müsse. Aber der Teufel suchet damit ein Anderes. Wollte Gott, daß unsere Herrn alle wohl darauf gedacht hätten! Wir Deutsche hören nicht auf, dem Pabste und seinen Wälschen zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad. Wenn die Deutschen in einander fielen, das möchte den Pabst, das Florentinische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnte und sagen: Da ihr deutschen Bestien wolltet mich nicht zum Pabst haben, so habt das. Ich bin kein Prophet, aber ich bitt' euch, ihr Herrn alle, sehet euch vor und lass'et euch ja nicht dünken, daß ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Pabste und mit den Seinigen handelt, sondern mit lauter Teufeln; denn es sind lauter Teufels Tücken dahinter. Das weiß ich, Gott helfe euch, daß zum Frieden Alles gerathe. Amen!“

Der eigentliche Plan des Kaisers war durch des Landgrafen Entfernung vereitelt; denn dieser rüstete im Stillen einen Widerstand, dem weder der Kaiser noch die katholischen Stände gewachsen sein konnten. Philipp schloß sogar eine innige Verbindung mit Zürich, während die Theologen zu Augsburg über einen Vergleich disputirten, den nur ein gutmüthiger Schwabe wie Melancthon für möglich halten konnte. Selbst dem Kurfürsten von Sachsen verging darüber die Geduld. Er harrte zwar bis zum 20. September aus, dann aber wollte er nicht länger bleiben, und nur mit vieler Mühe brachte ihn der Kaiser dazu, daß er bis zum 22. September verweilte, um den Bescheid anzuhören, den der Kaiser im Reichstags-Abschied den Protestanten wegen der Religion zu ertheilen Willens sei. Dieser Bescheid war einer Kriegserklärung ähnlich, und wurde von dem fanatischen Joachim I. von Brandenburg im Namen des Kaisers auf die härteste Weise ertheilt. Man wolle, hieß es, bis zum 15. April des folgenden

Jahres die Protestanten in Ruhe lassen, wenn diese in der Zwischenzeit alle Neuerungen einstellten, keine neue Schriften in Glaubenssachen drucken ließen, keine fremden Unterthanen zu ihrer Secte zögen oder in ihren Ländern schützten, ihren eigenen Unterthanen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes verstatteten, und in Verbindung mit Kaiser und Reich die Sacramentirer und Wiedertäufer unterdrückten. Als einziger Trost ward ein Concilium versprochen, von welchem unter den damaligen Umständen durchaus nichts zu erwarten war. Joachim setzte aus eigener Eingebung noch Drohungen, sowie die Forderungen der Restitution der Klöster und Stifter hinzu, wenn er und seine Glaubensgenossen nicht alsbald über die Protestanten herfallen sollten. Diese Hefigkeit ward von den anderen katholischen Fürsten mißbilligt, welche mehr von Philipp und vom Kurfürsten zu fürchten hatten, als diese von ihnen. Der sächsische Kanzler hörte Alles an und antwortete ruhig, der Kurfürst schwieg und blieb in seinem Phlegma, weil sein Kurprinz schon längst nach Hause zurückgekehrt war und er folglich nichts mehr zu fürchten hatte. Unmittelbar darauf reiste der Kurfürst ab, und der Kaiser konnte eben so wenig dies verhindern, als daß der Kurfürst von der Wahl Ferdinand's zum römischen König nichts wissen wollte. Karl's Erbitterung gegen die Protestanten war daher so groß, daß er dem Landgrafen die erwünschte Gelegenheit gab, seine Glaubensgenossen endlich zu einer politischen Verbindung, wie er sie wünschte, zu bringen; denn Philipp sah wohl ein, daß es auf Gewalt abgesehen sei. Die katholischen Herren wünschten gar gern die Protestanten unterdrückt zu haben; sie wollten es aber dem Kaiser allein überlassen, die Gefahr zu übernehmen, und dieser war für sich allein nicht mächtig genug. Es blieb also vorerst beim Drohen.

Nach der Abreise des Kurfürsten, welcher Bevollmächtigte und Theologen zurückgelassen hatte, suchte der Kaiser noch einmal die Protestanten einzuschrecken. Er ließ am 13. Oktober alle zu Augsburg anwesenden Gesandten der Reichsstädte in den Fürstenrath rufen, ihnen den Religions-Artikel des künftigen Reichstags-Abschieds, der dem Kurfürsten mitgetheilt worden war, vorlegen und sie zu einer Erklärung über denselben auffordern. Als sie sich eine Bedenkzeit ausbaten, sagte man ihnen geradezu, daß der

Kaiser entschlossen sei, den im Reiche entstandenen Irrthum gegen den heiligen Glauben, was es auch kosten möge, auszurotten und dazu jedes Mittel, das in seiner Hand sei, zu gebrauchen. Am schlimmsten kamen die vier Städte weg, welche ein besonderes Bekenntniß übergeben hatten. Die Sache ward freilich durch alles dies nicht anders; denn alles sollte vorerst bis zum April 1531 so bleiben, wie es war. Geschreckt wurden daher die Städte nicht; sie wurden vielmehr ernstlich erinnert, sich zu rüsten. Auch reiste die ganze sächsische Gesandtschaft ab, ehe der Reichstags=Abschied bekannt gemacht worden war. Dies geschah am 19. November 1530, und zwar in solchen Ausdrücken, daß die Protestanten ganz gerechtfertigt schienen, als sie gleich darauf Anstalt machten, um sich im Nothfall gegen Kaiser und Reich ihrer Haut wehren zu können, so ungern auch Luther seine Zustimmung dazu gab. In dem Reichstags=Abschiede ward nämlich jede Abweichung vom römischen Glauben verdammt, das Glaubensbekenntniß der Protestanten nebst den von ihnen vorgenommenen Neuerungen verworfen und geschmäht, und der ganz bestimmte Befehl gegeben, daß sogleich Alles ohne Ausnahme in seinen alten Zustand zurückgeführt werden solle. Im Falle des Ungehorsams aber wurde aufs bestimmteste die schwerste kaiserliche Ahndung angedroht.

Es schien damals, als wenn ein Krieg bevorstände, weil der Kaiser mit Zurückweisung aller dagegen erhobenen Einwendungen unter dem Beistande des Papstes seinen Plan durchsetzte, das deutsche Reich auf dieselbe Weise, wie die Capetinger in Frankreich gethan hatten, in seiner Familie erblich zu machen und das republikanische Reichs=Regiment durch einen römischen König zu verdrängen. Er gewann für diesen Plan die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz durch große Geldsummen; den Kurfürsten von Sachsen aber lud er zur Erwählung Ferdinand's anfangs gar nicht ein, und als dies später geschah und der Kurfürst sich gegen die Wahl erklärte, ward der gegen ihn ausgeschriebene päpstliche Bann zum Vorwande genommen, um ihn ausschließen zu können. Landgraf Philipp war jedoch unaufhörlich thätig, und bewog, während der sächsische Kurprinz im December 1530 gegen die vorzunehmende Wahl Ferdinand's zu Köln protestirte, den schläfrigen Vater desselben zu einem zweiten in Schmalkalden zu haltenden Congress; denn selbst

Luther hatte um diese Zeit endlich in seiner Schrift „Warnung an die lieben Deutschen“ erklärt, daß er jetzt über den Begriff der Nothwehr anders denke als vorher. Der Kurfürst von Sachsen entbot also die protestantischen Fürsten und Städte auf den 22. December nach Schmalkalden. Dort fand sich außerdem zunächst der Landgraf ein, welcher am 1. December für den Fall eines Angriffes sein besonderes Bündniß mit Zürich, Basel und Straßburg geschlossen hatte. Außerdem erschienen zu Schmalkalden Herzog Ernst von Lüneburg, Fürst Wolfgang von Anhalt und die Grafen Gebhard und Albrecht von Mansfeld, von denen der Letztere zugleich eine Vollmacht des Herzogs Philipp von Braunschweig-Grubenhagen hatte, in eigener Person; Georg von Brandenburg aber und die Städte Straßburg, Nürnberg, Constanz, Ulm, Bremen, Neutlingen, Heilbronn, Memmingen, Lindau, Rempten, Isny, Biberach, Windsheim, Weissenburg im Nordgau und Magdeburg schickten Gesandten. Die Herbeiziehung der vier Städte, welche des Irrglaubens in der Lehre vom Abendmahl beschuldigt wurden, hatte Landgraf Philipp von Hessen bewirkt. Übrigens erscheint Bremen damals zum ersten Male unter den freien Städten. Diese Annäherung des reichsstädtischen Rechtes konnte der Erzbischof Christoph von Bremen, ein Bruder des wilden und in Betreff des Glaubens und der Moral ganz gleichgültigen Herzogs Heinrich von Braunschweig, nicht hindern, weil er verarmt war.

Die Absicht des Schmalkaldischen Congresses war eine Verabredung wegen des gemeinschaftlichen Widerstandes gegen die Wahl Ferdinand's zum römischen Könige, welche gerade damals von den Feinden der Protestanten in Köln vorgenommen werden sollte. Ein förmliches Bündniß ward in Schmalkalden nicht abgeschlossen. Auch die nöthigen Rüstungen verabredete man nicht, weil viele Städte und einige Herren vorgaben, daß sie keine Instruction hätten; man setzte daher eine neue Versammlung an, welche im Februar 1531 zu Schmalkalden gehalten werden sollte. Dagegen kam man auf der ersten über verschiedene Schritte überein. Man verabredete eine Erklärung über die Religions-Sache und über die Wahl Ferdinand's, und es wurde am 31. December nicht nur eine Protestation gegen diese Wahl von allen Anwesenden unterschrieben und nach Köln geschickt, sondern auch

durch ein anderes Schreiben der Kaiser ersucht, daß er dem Reichs=Hofrat und dem Reichs=Kammergerichte verbieten möge, Proceffe in Religions=Sachen gegen die Protestanten anzunehmen. Außerdem ward beschlossen, daß eine neue allgemeine protestantische Kirchen=ordnung gemacht und eine Protestation gegen den letzten Reichstags=Abschied, sowie eine Vertheidigung der protestantischen Grundsätze aufgestellt werden sollte, um dieselben nicht allein dem Kaiser und dem Reichs=Kammergericht, sondern auch allen fremden Mächten, besonders den Königen von Frankreich und England, mitzutheilen. Endlich sollte auch ein Concilium, auf welchem der Pabst die bisherigen Anmaßungen nicht üben dürfe, gefordert werden.

Der Kaiser nahm weder auf die Protestation, welche der Kurfürst von Sachsen in Köln persönlich eingelegt hatte, noch auf die Vorstellungen der zu Schmalkalden versammelten Reichsstände die geringste Rücksicht. Er hatte sich von Augsburg nach Köln begeben, um dort seinen Bruder Ferdinand zum römischen König erwählen zu lassen; er hatte Köln zum Wahlorte ausersehen, weil die Stadt Frankfurt die Augsburgerische Confession angenommen hatte. Am Schlusse des Jahres wurde Ferdinand in Köln gewählt, und am 11. Januar 1531 in Aachen feierlich gekrönt. Nachdem dies geschehen war, reiste Karl nach Brüssel, wo er dann seine Schwester Maria, die verwitwete Königin von Ungarn, an die Stelle seiner verstorbenen Tante Margaretha zur Statthalterin der Niederlande einsetzte. Sein Bruder blieb als Regent in Deutschland zurück. Beide hatten vorher in den Niederlanden ein Heer geworben, welches nach dem Dafürhalten Einiger gegen die Türken, nach der Meinung Anderer zur Wiedereinsetzung von Karl's Schwager, Christian II. von Dänemark, bestimmt war, von welchem aber Viele behaupteten, man wolle mit demselben die Ausführung des Augsburger Reichstags=Abschieds militärisch durchsetzen. Der Kaiser hatte jedoch zum Kriegführen in Deutschland kein Geld, und seine Verbündeten, die Katholiken, mußten, wenn sie sich regten, Alles von dem raschen Landgrafen von Hessen befürchten.

Landgraf Philipp und der Kurfürst von Sachsen hielten im Februar 1531 den verabredeten Congreß zu Schmalkalden. Hier wurde dann endlich am 27. Februar ein förmliches Bündniß auf sechs Jahre abgeschlossen, um sich, wenn einer der Verbündeten

wegen der Religion angegriffen werden sollte, mit gemeinschaftlichen Kräften zu vertheidigen. Dieser Schmalkaldische Bund ward anfangs von sechs Fürsten, zwei Grafen und elf Städten, und nachher von sieben Fürsten, zwei Grafen und vierundzwanzig Städten geschlossen. Zu den ihm beigetretenen Städten gehörte auch Frankfurt, weil der Kaiser verschmäht hatte, in dieser von ihm für kezerisch erklärten Stadt die römische Königswahl halten zu lassen, wie das Gesetz forderte. In Folge des Schmalkaldischen Bundes war Deutschland fortan in zwei einander feindliche Theile gespalten, von welchen der eine dem anderen stets mißtraute, ihn ängstlich beobachtete und im Begriff war, über ihn herzufallen. Zu Oberhauptleuten des Bundes wurden vorerst der Landgraf von Hessen und der Kurfürst von Sachsen ernannt, und ihnen ward ein Kriegsrath beigegeben, welcher nach Ehre und Gewissen die von den Einzelnen zu stellende Kriegshülfe bestimmen und über die Verwendung derselben entscheiden sollte. Die eine Hälfte aller Lasten sollte von den Fürsten, die andere von den Städten übernommen werden; dagegen erhielten die Letzteren von den neun Stimmen im Rath, welche anfangs beschlossen wurden, vier und von den späteren dreizehn sechs. Die Leitung der Dinge wäre unstreitig besser gewesen, wenn sie dem Landgrafen allein übertragen worden wäre; denn der Kurfürst von Sachsen baute in einer Angelegenheit, die jetzt ganz allein der weltlichen Macht und Klugheit anheim gefallen war, zu viel auf besondere göttliche Hülfe und folgte zu blindlings seinen Theologen, welche auf gleiche Weise wie die päpstlichen dafür hielten, daß jeder, der anders glaube als sie, von Gottes Hülfe ausgeschlossen sei und folglich auch von ihrem Bunde fern gehalten werden müsse. Der Kurfürst bestand aus diesem Grunde darauf, daß die oben genannten vier Städte vom Bunde ausgeschlossen bleiben sollten, wenn sie nicht die Augsburgische Confession annähmen. Er allein war Schuld daran, daß, als die Verbündeten im Juni 1531 sich wieder in Frankfurt versammelten und die früheren Beschlüsse bestätigten, die protestantischen Eidgenossen nicht durch ein enges Band mit den deutschen Protestanten verbunden wurden. Auf dieser Versammlung ließ der Kurfürst erklären: „Da die Eidgenossen in der Lehre vom Abendmahl abwichen, so könne er keine Verbindung mit ihnen eingehen. Auf

ihre weltliche Macht müsse man nicht sehen; denn die heilige Schrift verkünde denen, welche sich auf solche Stützen verließen, einen unglücklichen Ausgang."

Die Anstalten der Protestanten verfehlten, als man sah, daß es Ernst sei, ihren Zweck nicht; denn der Kaiser und sein Bruder waren auf einen deutschen Krieg nicht gefaßt, Baiern wollte gar nichts von einem solchen Kriege hören und conspirirte mit den Franzosen, Ludwig V. von der Pfalz aber und Albrecht von Mainz hatten schon lange vor der Frankfurter Versammlung mit Philipp von Hessen und Johann von Sachsen vermittelnd unterhandelt. Nach jener Versammlung billigte der Kaiser Ludwig's und Albrecht's Bemühungen und ging auf die Sache ein. Zu einem Reichstage kam es nicht, weil die Protestanten nur über politische Punkte, nicht über religiöse eine Vermittelung zulassen wollten; es ward jedoch das ganze Jahr hindurch unterhandelt und im December eine neue Bundesversammlung gehalten. Auf dieser wurde das Bundeswesen vollends geordnet, die Städte Goslar und Einbeck ebenso, wie vorher Eßlingen, in den Bund aufgenommen und der Kurfürst und Landgraf als Häupter desselben anerkannt. Hierauf eilte der Pfalzgraf Friedrich, welcher immer ein Werkzeug und Spielzeug von Karl's Politik war, selbst nach Brüssel, und setzte hier durch seinen Bericht den Kaiser so in Schrecken, daß derselbe gestand, er sehe die Nothwendigkeit ein, mit den Protestanten eine Abkunft zu treffen, um nicht zwischen ihnen und den Türken in die Klemme zu gerathen. Als Karl nachher im Januar 1532 durch Deutschland reiste, gab er zu Mainz den beiden vermittelnden Kurfürsten solche Vollmachten, daß sie, wenigstens vorerst, die Protestanten beruhigen konnten. Der Landgraf, dem es Luther sehr übel nahm, daß er auch die vier Städte, welche von den fünfzehn Artikeln seines Glaubensbekenntnisses nur vierzehn unterschreiben wollten, in den Bund zugelassen hatte, leitete die Unterhandlungen als wahrhaftiger Staatsmann. Er brachte es auch endlich dahin, daß man schon im Mai zu Schweinfurt die Hauptpunkte der Ausöhnung ausmachen konnte.

Im Jahre 1532 starb Kurfürst Johann der Beständige, und sein Nachfolger Johann Friedrich übernahm die Leitung der Unterhandlungen. Zur schnelleren Beendigung derselben trug es

nicht wenig bei, daß Baiern schon mit den Franzosen in Verbindung getreten war und auch die beiden Häupter der Schmalkaldener zu einem Bunde mit ihnen zu bewegen suchte. Es konnten daher die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz, welche zu Schweinfurt mit dem Landgrafen von Hessen und dem Kurprinzen von Sachsen unterhandelten, leicht eine Übereinkunft zu Stande bringen, durch welche der Kaiser im Grunde nur auf höchstens ein Jahr sich verbindlich machte. Der Namen des Friedensstifters, welchen Ludwig von der Pfalz wegen dieses Friedens erhielt, war also wohlfeil erworben. Der Kaiser bestätigte die getroffene Übereinkunft und machte sie, ohne vorher den Pabst oder die Stände des Reiches darüber zu befragen, am 2. und 3. August 1532 zu Nürnberg bekannt. Diese Übereinkunft, welche den Namen des ersten oder des Nürnberger Religionsfriedens trägt, hat dazu gedient, den Frieden zwischen beiden Religions-Parteien bis 1544 nothdürftig zu erhalten; da aber kein Concilium zu Stande kam, so nahmen Haß und Feindseligkeit von Jahr zu Jahr zu. Eine unbeschreibliche Wuth über den Nürnberger Frieden bewiesen Kurfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, der römische König Ferdinand und der Pabst. Der Hauptinhalt des Vertrages war das Versprechen, daß bis zur Abhaltung eines Conciliums oder bis zu einem neuen Reichstags=Abschiede keine Partei die andere wegen des Glaubens vergewaltigen, und daß alle fisciälichen und anderen Prozesse, welche den Glauben berührten, eingestellt werden sollten. —

In der Schweiz war es damals zwischen den Anhängern der päpstlichen Religion und den rein Evangelischen schon zum offenen Kriege gekommen, weil sich nach dem Frieden, welcher von dem Straßburger Stadtmeister zwischen Zürich und den katholischen Kantonen vermittelt worden war (s. S. 58), neue Streitigkeiten erhoben hatten. Die Züricher hatten sich mit dem Landgrafen von Hessen verbündet. Die Berner hatten nicht nur im Waadtilande, welches damals noch nicht zu Bern gehörte, predigen lassen, sondern sie hatten auch die Genfer, welche noch unter dem Herzoge von Savoyen standen, insgeheim gegen diesen und den Bischof unterstützt. Auch Neuchâtel war von den Bernern bekehrt worden. Im Kanton Solothurn hatte Berthold Haller eine bedeutende Zahl

von Gemeinden für die neue Lehre und für die mit ihr verbundenen Veränderungen der äußeren Zustände gewonnen, während die Stadt Solothurn selbst größtentheils der alten Lehre treu blieb. Auch in Sargans, im Thurgau, in Baden und noch in anderen gemeinschaftlich regierten Gegenden, sowie in den Städten Kaiserstuhl und Zurzach waren Lehre und Cultus geändert worden, und in St. Gallen huldigte man, ungeachtet der Rechte des Abtes, der neuen Lehre. Der Abfall vieler Orte von der alten Kirche that den Kantonen politisch Eintrag; denn nach den Verhältnissen und Einrichtungen der Schweiz führte jede Veränderung in Religions-Sachen auch politische Veränderungen herbei.

Hierüber beschwerten sich Lucern und die kleinen Kantone, und als sie kein Gehör fanden, stellten sie im Nachsommer 1531 ein Heer ins Feld, um die durch Zürich ihrem politischen Einflusse entzogenen Orte wieder zu besetzen. Zürich bot hierauf seinen Landsturm auf, suchte aber zu seinem Unglück bald ein Treffen zu liefern, ohne vorher die heranziehenden Berner erwartet zu haben. Auf diese Weise traf am 12. Oktober 1531 das aus achttausend Mann bestehende Heer der vier kleinen Kantone und der Lucerner bei Kappel auf die vom Ersteigen des Abtes ermüdeten Züricher, während die Berner Truppen noch zögernd bei Lenzburg standen. Es stürzten sich nämlich einige hundert Mann der katholischen Kantone, welchen alsdann die übrigen folgten, wüthend auf die Züricher, deren Hauptheer zu spät und zu ermüdet den Abtes heraufkam, und es entspann sich darauf ein blutiges Treffen, in welchem die Letzteren nach einem heftigen Gefechte geschlagen wurden und fünfhundertundzehn Mann verloren. Die von fanatischen Geistlichen erbitterten Sieger benahmen sich nach der Schlacht so unbarmherzig, daß sie die feindlichen Verwundeten, wenn sie nicht beichten wollten, ermordeten. Auch den Reformator Zwingli ließen sie im Tode für dasjenige büßen, was er im Leben gesündigt haben sollte. Er war mit dem Heere der Züricher als Prediger ausgezogen, hatte sich aber im Augenblicke der Gefahr mit in die Reihen gestellt und war getödtet worden. Sein Leichnam wurde von den Gegnern geviertheilt und nachher verbrannt.

Nach der Schlacht bei Kappel halfen zwar die Berner und andere Verbündeten den Zürichern, aber ohne Nachdruck. Man vergalt hie und da die von den Feinden erlittene Verheerung mit Verheerung; die Übermacht war und blieb jedoch bei denen, welche bei Kappel gesiegt hatten. Diese hielt nämlich ihr Fanatismus enge verbunden, und außerdem bestand ihr Heer zum Theil aus Miethlingen, welche in den französischen und italiänischen Kriegen geübt worden waren, während die Evangelischen unter sich uneinig waren und keinen Fanatismus hatten. Durch eine neue Niederlage, welche die Verbündeten der Züricher bei Menzingen am 21. Oktober erlitten, und durch die Weigerung der Berner, ihr Heer in die Ferne zu senden, wurde das Landvolk der Evangelischen gänzlich entmuthigt, und diese ließen sich deshalb die Vermittelung der Abgeordneten von Frankreich, Savoyen, Hochberg-Nötelten, Neuenburg, Glarus, Freiburg und Appenzell gern gefallen. Am 16. November 1531 kam zu Dietikon bei Baar ein Frieden zu Stande, den man in mehrfacher Beziehung mit dem Nürnberger Religionsfrieden vergleichen kann. Dieser Frieden wurde anfangs blos mit dem Heere der Züricher ausgemacht oder eigentlich demselben von dem Heere der fünf Orte vorgeschrieben. Der Land-schreiber von Schwyz hatte denselben zu Papier gebracht, und als die Gesandten der Stadt Zürich eintrafen, wurden nur noch einige Zusätze gemacht, worauf dann am 24. November der Friedensvertrag zwischen Bern und Zürich auf der einen und den fünf Orten auf der anderen Seite zu Häglingen unterschrieben ward. Dieser Vertrag gab den katholischen Kantonen das Übergewicht in der Eidgenossenschaft. Sie durften die freien Ämter Bremgarten und Mellingen strafen; die Berner aber mußten den Schaden, den sie gethan hatten, ersetzen und nebst den Zürichern fünftausend Kronen für die Kriegskosten zahlen. Basel mußte seine Aufnahme in diesen Frieden mit tausend Gulden bezahlen. Die Solothurner bewiesen bei dieser Gelegenheit auf eine originelle Weise, daß dem Schweizer das Geld über Alles geht. Da sie nämlich den Bernern Hülfe geschickt hatten, so forderten die fünf Orte, um dies an ihnen zu rächen, entweder die Bezahlung von tausend Goldgulden Bußgeld oder die Rückkehr zur katholischen Kirche, und die vierunddreißig Gemeinden, welche seit 1523 pro-

testamentlich gewesen waren, wählten das Letztere. Auch der Abt von St. Gallen wurde seitdem in alle seine Rechte wieder eingesetzt. Die Ausbreitung der evangelischen Lehre blieb nicht blos in den gemeinschaftlichen Amtsbezirken für immer gehemmt, sondern die Katholiken durften es auch wagen, ihre Art des Gottesdienstes in verschiedenen Theilen derselben mit Gewalt wieder einzuführen.

VII. Die Türken, Ungarn und Böhmen, Heinrich VIII. von England und das deutsche Reich bis zum Ende des Schmalkaldischen Krieges.

1. Die Türken von Mohammed II. an bis auf Selim I.

Wir haben früher (Th. IX. S. 3—124) die Errichtung und Ausbreitung des türkischen Reiches in Europa bis auf die Einnahme von Constantinopel ausführlich erzählt, damit man dem Verfall der Griechen und dem Wachsthum des neuen, ganz militärischen Staates der Osmanen Schritt vor Schritt folgen könne. In der gleichen Weise die nachherige Geschichte der Türken fortzusetzen, ist für unseren Hauptzweck nicht erforderlich; wir werden daher aus derselben nur einige Punkte ausheben, welche für die allgemeine und für die deutsche Geschichte wichtig scheinen.

Für die Begründung der türkischen Macht in Europa war Sultan Mohammed II. unmittelbar nach der Einnahme von Constantinopel nicht bloß als Eroberer und Feldherr, sondern auch als schlauer Staatsmann und Gesetzgeber thätig. Dies erkennen wir nicht etwa in der Verzeihung und Duldung, welche er nach den türkischen Gräueltthaten in Constantinopel den übrig gebliebenen Griechen verkündigte, die ja nur ein armseliger Rest der Nation waren; wohl aber zeigt es sich in Mohammed's Benehmen gegen den Patriarchen. Er sah nämlich, daß dieser die Seelen der Griechen beherrsche, während der türkische Säbel nur physisch schreckte; er zog daher die Ernennung und folglich auch die Absetzung des Patriarchen an sich, und ließ einen Mönch zum Patriarchen wählen,

von dem er nicht nur überzeugt sein konnte, daß er sich nie mit den römischen Christen in ein Verständniß einlassen könne, sondern vermittelt dessen er auch die griechischen Christen durch ihre Popen beherrschen werde. Die Ernennung und Absetzung der Patriarchen ward später für die Sultane und ihre Minister ein Mittel, Geld von den Griechen zu erpressen, weil das Patriarchat käuflich war und oft den Meistbietenden überlassen wurde.

Schon unter den griechischen Kaisern hatte der scheinbar frei gewählte Patriarch der kaiserlichen Bestätigung bedurft, ehe er sein Amt antreten konnte; dies behielten Sultan Mohammed und seine Nachfolger bei. Unter den griechischen Kaisern war dem neuergewählten Patriarchen ein goldenes, mit Edelsteinen und Perlen besetztes Scepter, sowie ein Pferd aus dem kaiserlichen Stall, welches mit einer kaiserlichen Schabracke und einer weißen Decke geschmückt war, zum Geschenke gemacht worden. Auf diesem Pferde war der Patriarch aus dem kaiserlichen Palast in das Patriarchat gezogen, wo ihm dann von allen Erzpriestern gehuldigt worden war und der Kaiser, auf einem Throne sitzend, ihm das Scepter feierlich übergeben hatte. Um den Thron war bei dieser Feierlichkeit der ganze Senat mit entblößtem Haupte gestanden, der erste Hofkaplan hatte den Segen gesprochen, der Groß-Domesticus aber den Hymnus und die Gloria u. s. w. begonnen. Hiernach hatte der Kaiser sich von seinem Sitze erhoben, und während zu seiner Rechten der Cäsar, zur Linken der Patriarch von Heraklea stand, hatte der neue Patriarch sich dreimal gegen die Versammlung gebeugt und vor dem Kaiser niedergeworfen. Der Letztere war dann aufgestanden und hatte, indem er das Scepter ein wenig emporhielt, die Worte gesprochen: „Die heilige Dreifaltigkeit, welche mir das Kaiserthum geschenkt hat, verleiht dir das Patriarchat des neuen Rom.“

Mohammed ließ durch die wenigen Erzpriester, welche dem Tode oder der Sklaverei entronnen waren, jenen Georgius Scholarius oder Gennadius zum Patriarchen wählen, der im entscheidenden Augenblicke statt der Eintracht unversöhnlichen Zwist zwischen Griechen und Lateinern gestiftet und dadurch dem Sultan die Eroberung von Constantinopel erleichtert hatte (s. Th. IX. S. 115 ff. und 122). Er setzte denselben nicht bloß feierlich zum Pa-

triarchen ein, sondern er ertheilte ihm auch ein Diplom, in welchem es hieß: der Patriarch solle von niemandem belästigt oder gestört werden und, durch keinen Gegner gekränkt oder erschüttert, nebst allen ihm untergebenen Erzpriestern für ewige Zeiten von Steuern und Abgaben frei sein. Bei der Einsetzung lud der Sultan den Patriarchen zu einem freundlichen Mahle und Gespräche im Serail ein und behandelte ihn mit Auszeichnung. Er überreichte ihm ein kostbares Scepter, und begleitete ihn sogar in den Hof, wo der Patriarch das ihm nach alter Sitte geschenkte Pferd besteigen sollte. Anstatt der Sophien-Kirche, welche in eine Moschee umgewandelt worden war, wies der Sultan demselben eine andere Kirche an, und alle Großen des türkischen Hofes mußten ihn zur Synode des Patriarchats begleiten. — Auch die ganz verödete Hauptstadt suchte der Tyrann, der so viele Menschen hatte niederhauen oder zu Sklaven machen lassen, wieder mit einer Anzahl Griechen zu bevölkern. Viele Tausende mußten unter Androhung der Todesstrafe aus Sinope, Trapezunt und Asprokastron als Colonisten nach Constantinopel wandern.

Die Regierungsgeschichte Mohammed's II. ist eine zusammenhängende Erzählung von mörderischen Kriegen, von Städte-Zerstörungen, von Verwüstungen ganzer Länder und von grausamen Hinrichtungen und Quälereien; wir wollen daher die Unternehmungen nur im Allgemeinen andeuten, ohne in das Einzelne einzugehen. Mit den Venetianern und Albanesen ward von Zeit zu Zeit Friede geschlossen; der Krieg dauerte aber mit Unterbrechungen bis zum Tode des tapferen albanesischen Führers Skanderbeg fort. Der Tribut, welchen Ragusa schon vorher entrichtet hatte, ward gleich im Jahre nach der Eroberung Constantinopel's bedeutend erhöht, weil die Ragusaner den geflüchteten Sproßlingen der griechischen Kaiserfamilie Schutz und Zuflucht gewährt hatten. Die türkische Flotte, welche Mohammed II. in dem ägyptischen Meere aufgestellt hatte, beunruhigte und verheerte die Inseln, besonders Chios, Lesbos und den Sitz der Johanniter-Kitter, die Insel Rhodus. In Attika herrschte der Herzog Rainer Acciajuoli als türkischer Vasall. Im Peloponnes wurden die beiden Paläologen Thomas und Demetrius, welche einen großen Theil der Städte und Landschaften inne hatten, von den dort angesiedelten Albanesen

befehdet. Den Ersteren schickte Mohammed ein Heer zu Hülfe, und als sie einen Tribut von zwölftausend Dukaten versprachen, ertheilte er ihnen einen glänzenden Freiheitsbrief. Schon 1458 aber erhielt der Sultan einen neuen Vorwand, sie zu beeinträchtigen und zugleich Attika seinem Reiche einzuverleiben. Neue Streitigkeiten der Albanesen und der Paläologen führten nämlich im Juli 1458 das Heer des Sultans in den Peloponnes, und nun wurden dort nicht allein unerhörte Grausamkeiten und Missetheuen verübt, sondern auch ganze Gegenden entvölkert und die Bewohner fortgeschleppt. Den Frieden erkauften Thomas und Demetrius durch schweren Tribut. Nichtsdestoweniger blieben ihnen nur wenige Plätze; auch Korinth und das Heramilon oder der Isthmus wurden damals noch von den Türken verschont. Indessen ward den beiden Paläologen nur eine kurze Frist gewährt. Schon 1460 mußte Demetrius sich mit einem Jahrgelde abfinden lassen und Thomas nach Rom fliehen, um dort Schutz zu suchen. In Attika war unterdessen Rainer Acciajuoli gestorben, und seine Wittve hatte die Verwaltung des Herzogthums für ihren noch unmündigen Sohn übernommen. Die Verbrechen dieser Frau gaben den Türken im Jahre 1458 einen erwünschten Vorwand, auch Attika ihrem Reiche einzuverleiben. Die Herzogin liebte einen jungen und außerordentlich schönen venetianischen Patricier, welcher Napoli di Romania für seine Vaterstadt verwaltete, und bot demselben ihre Hand nebst dem Erbe ihres Kindes an, wenn er die Venetianerin, mit der er vermählt war, aus der Welt schaffen und dagegen sie zur Frau nehmen wolle. Der junge Mann willigte ein; aber ein Vetter des Herzogs von Attika, der sich beim Sultan aufhielt, bewog diesen, ihm zur Bestrafung des verbrecherischen Paares behülflich zu sein. Dies geschah; als aber hierauf der Vetter des jungen Herzogs sich der Regierung bemächtigte, zog Mohammed's General Tarachan gegen ihn, und beendigte den Streit durch eine Übereinkunft, nach welcher die Stadt Athen und ihr Gebiet von den Türken besetzt wurde und der mit allen Schätzen abziehende Acciajuoli Theben und Böotien in Besitz nehmen durfte.

Gleich im folgenden Jahre (1459) ward auch Servien, dessen Hauptplätze der letzte Kral, Georg, mit Hülfe Hunyad's und der unter dem tapferen Mönch Capistran ihm aus Italien zufließenden

Kreuzfahrer mit Glück vertheidigt hatte, ein Raub der Türken. Georg von Servien hatte drei Söhne hinterlassen, von welchen zwei durch ihren Schwager, Sultan Murad II., grausam geblendet worden waren, der dritte aber, Lazarus, nachdem er den ruhigen Besitz des Landes durch einen sehr drückenden Tribut von Mohammed II. erkauft hatte, anderthalb Monate nach seinem Vater starb. Die Wittve des Letzteren vermählte, um sich des Beistandes der lateinischen Christen zu versichern, ihre Tochter mit dem Thronerben von Bosnien und nahm ihr Land vom Papste zu Lehen. Dadurch erbitterte sie ihre Bosaren und Popen, und diese riefen dann die Türken herbei. Mohammed fiel in das Land ein, eroberten die festen Städte, sowie auch die Hauptstadt Semendria, schleppte nach des Aeneas Sylvius Bericht über zweimalhunderttausend Einwohner in die Sklaverei, und brachte dagegen Mohammedaner als Colonisten nach Servien. Die Wittve des Lazarus durfte mit allen ihren Schätzen nach Bosnien auswandern (November 1459). Dieses Land ward vorerst noch verschont; denn der Sultan unternahm in den folgenden Jahren Züge an der asiatischen Küste des schwarzen Meeres bis nach Armenien hin. Er unterwarf, mishandelte, entvölkerte und plünderte bald diese, bald jene Provinz oder Stadt Kleinasien's, sowie einzelne Inseln des ägäischen Meeres. Auch über die Donau und Drau hinaus nach Steiermark und Osterreich wurden Streifzüge gemacht, die Moldau verheert und sogar an den Küsten Italien's Räubereien geübt.

Über die Blachen herrschte damals der Woiwode Wlad mit dem Beinamen des Pfahlkönigs, dessen unerhörte Erfindungsgabe in Bezug auf das Quälen und Martern seiner Unterthanen und der Gefangenen von dem grausamen Sultan als Herrschertugend laut bewundert wurde, als derselbe an Wlad's Residenz vorbei zu der eine Viertelstunde langen und breiten Schädelstätte gelangte. In dieser erblickte Mohammed zwanzigtausend gespießte oder gekreuzigte Türken und Bulgaren. In der Mitte derselben war die in Seide und Purpur gekleidete Leiche Hasan Pascha's auf einem höheren Pfahle aufgestellt. Neben den Müttern lagen die Kinder, in deren Leibern Vögel nisteten. Mohammed besiegte den Fürsten der Blachen, nahm ihn gefangen und setzte den

von ihm vertriebenen Radul statt seiner ein (1464). Er behandelte aber den furchtbaren Tyrannen nicht, wie die Hunderttausende von Unglücklichen, die er schlachten ließ, sondern hielt ihn fünfzehn Jahre lang gefangen. Blad rettete sich nachher durch die Flucht und herrschte auf's neue zwei Jahre lang, ward aber endlich von einem Sklaven ermordet.

Auch die Insel Mitylene oder Lesbos eroberte Mohammed II. im Jahre 1464. Die geraubten Schätze und Menschen gebrauchte Mohammed II. so, wie die orientalischen Despoten seit den ältesten Zeiten gethan haben. Er ließ Riesen-Bauwerke in kurzer Zeit entstehen, und schuf da, wo vorher nur Dörfer gewesen waren, volkreiche Städte. Auch ließ er gleich dem Demetrius Poliorketes und den Ptolemäern (s. Th. II. S. 478 f. und 482 f. und Th. III. S. 49 f.) Schiffe erbauen, welche von aller Welt bewundert wurden, die aber ebenso wenig nützlich zu gebrauchen waren, als die kolossalen Kanonen, welche er gießen ließ. Auf seinen Befehl wurde unter Andern ein Schiff von dreitausend Tonnen erbaut, weil er wahrscheinlich dem aragonisch-neapolitanischen Könige es gleich thun und die Trapezuntier überbieten wollte, von welchen jener ein Schiff von viertausend und diese eines von neunhundert Tonnen hatten erbauen lassen.

Erst im Jahre 1465 dachte Mohammed an die gänzliche Unterwerfung von Bosnien. Er hatte im vorhergehenden Jahre dem Könige dieses Landes das Anerbieten gemacht, ihn gegen einen jährlichen Tribut als Vasallen anzunehmen, und dieser hatte seine Aufforderung mit trozigen Worten abgelehnt. Als Mohammed gegen den König zu Felde zog, konnten dieser und sein Neffe ihm kein Heer entgegenstellen, welches in Hinsicht auf Zahl, Übung und Abhärtung mit den Türken auch nur zu vergleichen gewesen wäre; wohl aber hätten sie ihre Festen und unwegsamen Gegenden noch lange vertheidigen können. Der Bezier versprach ihnen daher, daß sie mit ihren Anverwandten und Schätzen das Land sollten verlassen dürfen, wenn sie die Festen übergäben. Dies geschah; doch blieben viele wichtige Plätze und sogar die zweite Hauptfestung des Landes auch noch unter der folgenden Regierung in der Gewalt der Bosnier. Die Türken erfüllten außerdem selten, wir möchten fast sagen nie, was sie den Ungläubigen versprochen, und

hieben gewöhnlich diejenigen, denen sie irgend ein Versprechen gegeben hatten, vor allen Anderen nieder. Auf solche Weise waren die Kaiser von Trapezunt, sowie die Herzöge von Athen und von Mitylene treulos gemordet worden. In Bosnien schien es anfangs, als wenn der Sultan das Versprechen halten wollte, welches sein Bezier zu seinem großen Verdruße gegeben hatte; allein er wartete nur, bis drei andere Fürsten, Constantin, Rowadsch und Paul, durch die scheinbare Erfüllung der ertheilten Zusage getäuscht waren. Diesen wurde versprochen, daß ihnen in einer anderen Gegend Burgen und Herrschaften angewiesen werden sollten; sie kamen hierauf in das türkische Lager und übergaben die Burgen, wurden aber dann sogleich nebst dem bosnischen Könige und seinem Neffen eingekerkert. Die Bosnier verleibte hierauf Mohammed ebenso wie die Albanesen seinem Heere ein. Dreißigtausend Knaben wurden ausgehoben, für den Islam fanatisirt und zu Janitscharen gemacht.

Im Peloponnes, an den Küsten des adriatischen Meeres und in den Gebirgen von Albanien ward fortdauernd Krieg geführt, und auch die Venetianer wurden zur See und im Lande fast beständig von den Türken beunruhigt. Die Venetianer vertheidigten Skutari, der Albanese Skanderbeg aber Kroja im Gebirge Jahre lang gegen die ganze türkische Macht. Dies verschaffte dem albanesischen Fürsten und vielen venetianischen Patriciern Gelegenheit, sowohl für ihre eigene Ehre und ihren Vortheil als für den Glauben zu kämpfen. Die Geschichte der albanesischen Kriege lautet sehr romantisch. Alle Angriffe Mohammed's wurden von Skanderbeg abgeschlagen, und das kleine Kroja widerstand dem Eroberer von Constantinopel bis nach Skanderbeg's Tod (1466). Auch die Venetianer vertheidigten Negroponte oder Euböa bis 1470, und trieben mehrere Male die Türken von Skutari zurück.

Die europäischen Nachbarländer, welche bis nach Steiermark und Östreich fast in keinem einzigen Jahre völlige Ruhe hatten, wurden längere Zeit hindurch bloß durch streifende Raubzüge beunruhigt, weil des Sultans Hauptheer damit beschäftigt war, zuerst ganz Kleinasien zu unterwerfen und dann die Turkmannen am Euphrat und Tigris, sowie das Reich der Karamanen im nördlichen Syrien zu vernichten. In Mesopotamien, in Diarbekr

und im östlichen Theile von Kleinasien oder in Kapadocien waren seit Dschingischan's Zeit die Turkmannen eingewandert, und zwei verschiedene Horden derselben, welche durch die sonderbare Benennung der Horde des weißen und des schwarzen Hammels von einander unterschieden werden, zogen dort nomadisch umher. Als die Mongolen unter Timur oder Tamerlan einbrachen, wurden die Turkmannen einige Zeit hindurch hart mitgenommen; nach dem Abzuge derselben aber ernteten sie, was Timur gesäet hatte. Khan des weißen Hammels war zu Mohammed's II. Zeit Usunhasan (d. h. entweder der lange oder der große Hasan), welcher auch die Horde des schwarzen Hammels von sich abhängig gemacht hatte. Mit diesem hatte Mohammed, schon als er gegen Trapezunt gezogen war, Streit gehabt, weil Usunhasan den Tribut, welchen früher die Trapezuntischen Kaiser ihm gezahlt hatten, auch vom Sultan verlangte. Damals hatte Usunhasan's Mutter, Sara, welche wahrscheinlich gleich seiner Großmutter eine Prinzessin aus dem Hause der Komnenen war, den Streit vermittelt. Später aber hatte Usunhasan, der von Achorasan bis nach Karaman hin herrschte, den durch Mohammed vertriebenen Fürsten von Kastamuni und Karaman eine Zuflucht gewährt, und dies veranlaßte endlich (1473) nach einer Correspondenz, welche von beiden Seiten zuletzt sehr grob ward, einen Krieg mit den Türken. Mohammed schickte zuerst ein starkes Heer unter seinen ausgezeichnetsten Generalen gegen Usunhasan, der am Euphrat stand; erst als dieses Heer geschlagen worden war, rückte er selbst vor. Er lieferte den Turkmannen im Juli 1473 bei Teodschan ein zweites Treffen, in welchem er selbst und seine zwei Söhne die Osmanen, Usunhasan und seine beiden Söhne die vereinigten Turkmannen des schwarzen und des weißen Hammels anführten. Die Letzteren wurden völlig besiegt. Mohammed begnügte sich mit der Ehre des Sieges und mit der Eroberung einer Grenzprovinz, unternahm aber keinen Angriff auf die Festungen des Feindes. Usunhasan erhielt bald nachher in seiner eigenen Familie, sowie in Schah Ismael, dem Stifter der neuen persischen Dynastie der Ssofi's, neue Feinde. Seine sieben Söhne und sieben Enkel verloren im Bürgerkriege das Leben, und im Jahre 1500 ließ Schah Ismael ihm seine Thronbesteigung anzeigen. Dieser war der Enkel eines von Usun-

hasan beschützten persischen Scheichs, welcher während der Fehden zwischen den Söhnen und Enkeln Usunhasan's ein Reich in Persien gründete, seit 1514 auch über Hamadan und Diarbekr herrschte und in Tebris seinen Sitz nahm, wo ihn dann unter Sultan Selim I. die Osmanen aufsuchten. Übrigens wandte Mohammed nach der Verfolgung Usunhasan's sich gegen Kastamuni und Karamanien, und setzte, als die letztere Provinz unterworfen war, seinen jüngsten Sohn Dschem als Statthalter dort ein. In Europa aber streiften während dieser ganzen Zeit türkische Schaaren nach Kroatien, Krain, Kärnthn, Steiermark, Slavonien und Ungarn, verwüsteten dort die Städte und das Land mit Feuer und Schwert, und schickten Sklaven und anderen Raub, sowie Säcke voll Köpfe und Ohren nach Constantinopel, wo ein Preis für dieselben gezahlt wurde.

Nach den siegreichen Unternehmungen des Sultans in Asien und Eurooa glaubte der Statthalter von Rumelien, Suleiman, auch die Venetianer aus Skutari vertreiben zu können. Er erschien 1474 vor dieser Stadt, in welcher Anton Loredano commandirte, stürmte dieselbe mit seinem ganzen Heere acht Stunden lang, und hatte schon die Mauern erstiegen, als er mit einem Verluste von siebentaufend Mann zurückgeschlagen wurde. Nachher lag zwar sein Heer noch lange vor der Stadt, er wagte aber nicht den Sturm zu wiederholen und zog endlich ab, als an der Küste die türkische Flotte von der venetianischen geschlagen worden war. Dagegen fand Suleiman nach einem Raubzuge in die Gegenden von Kroja, aus denen er über zwanzigtausend Menschen fortschleppte, die Gelegenheit, in der Moldau und am schwarzen Meere Eroberungen zu machen. Der Fürst der Moldau, Peter Aaron, hatte bis 1474 den Tribut, zu dem er sich gegen den Sultan freiwillig verpflichtet hatte, achtzehn Jahre lang nicht allein pünktlich entrichtet, sondern auch stets selbst an den Hof gebracht; sein Nachfolger Stephan dagegen zahlte entweder gar nicht oder wollte wenigstens nicht persönlich erscheinen. Gegen diesen zog daher am Ende des Jahres 1474 Suleiman mit einer Kriegsmacht von hunderttausend Mann. Stephan war kühn genug, sich den Türken mit einem Heere entgegenzustellen, welches aus vierzigtausend schlecht bewaffneten und fast ganz ungeübten moldauischen Bauern,

fünftausend ungarischen Soldaten, meistens Szefflern, und zweitausend Polen bestand. Am See Rakowitzsch, in der Nähe des Flusses Berad, wagte sein schwaches Heer am 17. Januar 1475 (nicht 1474, wie Sismondi sagt) den Türken ein Treffen zu liefern, und es erfocht einen so vollständigen und doch so ganz unerwarteten Sieg, daß man ihn allgemein der unmittelbaren und wundervollen Hülfe Gottes zuschrieb. Nur wenige Türken konnten sich durch die Flucht retten; die Pferde waren in der Schlacht oder durch die große Kälte getödtet worden, die Streiter aber blieben theils auf dem Schlachtfelde, theils fanden sie in der Donau ihren Tod, theils endlich kamen sie auf klägliche Weise in der Wallachei um, wo Stephan Alles hatte vernichten lassen, was ihnen zur Nahrung oder zum Schutze gegen die Witterung hätte dienen können. Vier Pascha's wurden erschlagen und hundert Fahnen erbeutet. Stephan schickte vier türkische Anführer nebst sechsunddreißig Fahnen dem König Kasimir von Polen, sowie Ehrengeschenke aus der Beute an Matthias Corvinus und an Pabst Sixtus IV.

Statt die Unternehmung gegen die Moldau fortzusetzen, in welcher wenig zu rauben war, schickte der Sultan noch in demselben Jahre seine Flotte aus, um die reichen genuesischen Factoreien am schwarzen Meere und in der Krimm, besonders Kaffa, die Hauptniederlage des Landhandels, welchen die Genuesen von der Krimm aus bis nach China sehr thätig betrieben, zu erobern. Der Krieg mit den Venetianern ruhte einstweilen, obgleich man mit diesen nicht über einen Frieden einig werden konnte. Als die Türken vor Kaffa erschienen und dasselbe am Anfang des Juni 1475 drei Tage lang beschossen, fanden sie die Armenier und Genueser in der Stadt durch Handelsseifersucht entzweit und die Ersteren zur Übergabe geneigt. Der reichste Platz am schwarzen Meere fiel daher schon am vierten Tage in die Gewalt der Türken. Diese vergalteten nachher, wie wir weiter unten sehen werden, den armenischen Verräthern ihren Verrath mit treulossem Morden und Plündern. Bierzigtausend Einwohner wurden als Colonisten nach Constantinopel gebracht, fünfzehnhundert genuesische Knaben mußten ihrem Glauben entsagen und wurden den Janitscharen einverleibt; die Beute, besonders an Seidenwaaren, war unermess-

lich. Asow oder, wie es damals hieß, Tana und andere befestigte Plätze ergaben sich ohne Widerstand, und das in jenen Gegenden bestehende tatarische Reich kam in Abhängigkeit von den Osmanen. In der Krim nämlich und im Kaptschak oder mit anderen Worten in Drenburg und Astrachan herrschten seit Dschingischan's Tode ebenso, wie in Kasan, Khane der Tataren, deren Familien seit der Zeit von Dschingischan's Enkel, welcher das Kaptschak, die Krim und den größten Theil von Rußland unterworfen hatte, miteinander in einem ewigen Kampfe waren. Die letzten dieser Streitigkeiten hatten den Prätendenten des Khanats der Krim, Mengli Girai, genöthigt, sich nach Kassa zu flüchten, wo die Genuesen ihm Schutz gewährten. Als die Türken Kassa erobert hatten, wurde Mengli Girai ebenso, wie die Glieder der genuesischen Regierung, alle Edlen der Stadt und die Häupter der Armenier, welche Kassa verrathen hatten, nach Constantinopel gebracht. Hier ließ Mohammed sie alle enthaupten, und auch Mengli Girai hatte schon sein Todesgebet nebst dem letzten zweimaligen Niederwerfen zur Erde verrichtet und erwartete bereits den Todesstreich, als der Sultan sich eines Anderen besann. Ein gewisser Eunuch nämlich, durch dessen Hülfe Mengli Girai vor seiner letzten Vertreibung einige Monate Herr des Khanats gewesen war, hatte im Namen der ganzen Krim um die Zurücksendung desselben und um seine Einsetzung als Oberherr gebeten, und die Erfüllung dieser Bitte schien dem Sultan das beste Mittel zu sein, um die Tataren des südlichen Rußland von sich abhängig zu machen. Mengli Girai wurde daher am Leben gelassen, mit Fahne und Rosschweif belehnt und nebst einer Anzahl Truppen in die Krim zurückgesandt, damit er als Vasall der Türken sich der Herrschaft bemächtige.

Die bei Rakowitsch erlittene Niederlage rächte der Sultan erst im Juli 1476. Er erfocht damals im weißen Thale einen Sieg über die Moldauer und ihren Fürsten Stephan, und ließ nach demselben ganze Pyramiden von Menschenköpfen auf dem Schlachtfelde errichten. Stephan selbst entkam damals, und auch die beiden Festungen desselben behaupteten sich gegen die stürmenden Türken. An den Ungarn und Polen rächte sich Mohammed durch Streifzüge, während zugleich Krain und Dalmatien wiederholt geplün-

bert, die bewohnten Orte dieser Länder verwüstet und die Einwohner zu Tausenden fortgeschleppt wurden.

Die Venetianer führten, als sie nach einer anderthalbjährigen Ruhe wieder angegriffen wurden, den Krieg an den Küsten und in den Gebirgen Albanien's mit jener spartanischen Tapferkeit und Ausdauer, welche ihre Patricier auszeichnete. Der Proveditore Francesco Contarini erschocht im September 1477 einen Sieg über das türkische Heer, welches Kroja belagerte. Die Türken hoben jedoch deshalb die Belagerung dieser Stadt nicht ganz auf, und fielen einen Monat nach Contarini's Siege sogar in Oberitalien ein. Sie verheerten damals das Land am Tagliamento, an der Piave und am Isonzo, und die Venetianer erblickten von ihren Kirchtürmen herab weit und breit ein Flammen-Meer. Behaupten konnten und wollten die Türken sich freilich in Italien um so weniger, als sie jetzt Kroja und Skutari zu erobern beschlossen. Im Januar 1478 nahmen endlich die Venetianer die harten Bedingungen an, unter denen ihnen der Frieden angeboten wurde; denn sie hatten die ganze Last des Krieges allein zu tragen, weil sowohl der König von Neapel, als auch Matthias Corvinus von Ungarn und der König von Polen sich mit den Türken abfanden. Der Sultan verlangte die Räumung von Kroja, von Stalimene oder Lemnos, von Maina im Peloponnes und von allen im letzten Kriege eroberten Orten, sowie hunderttausend Dukaten. Zu allem diesem verstanden sich die Venetianer; unglücklicher Weise hatte aber der Gesandte, welchen sie im Januar 1478 nach Constantinopel schickten, keine Vollmacht, auch noch einen jährlichen Tribut von zwölftausend Dukaten zu versprechen. Der Gesandte mußte deshalb erst nach Venedig zurückkehren, und als er im Mai mit der Einwilligung des Senats zurückreiste, traf er den Sultan schon mit seinem ganzen Heere auf dem Marsche nach Albanien. Jetzt forderte Mohammed auch noch den Besitz von Skutari.

Die Stadt Kroja, welche ein Jahr lang eingeschlossen gewesen und ganz ausgehungert worden war, ergab sich schon am 15. Juni 1478. Die Türken versprachen den tapferen Vertheidigern derselben freien Abzug; kaum waren aber die Letzteren bis in die Ebene geleitet worden, als man die Angesehe-

nen unter ihnen in Fesseln legte und die Anderen zusammenhieb. Auch in der Stadt Skutari (Scodra) vertheidigten sich die Venetianer ebenso damals, wie früher mehrere Jahre lang heldenmüthig und leisteten einen von ganz Europa bewunderten Widerstand. Freilich mußte das Schicksal der Vertheidiger von Kroja die Bürger und die Besatzung Skutari's von jeder Kapitulation abschrecken. Der von den Letzteren geleistete Widerstand ward nachher von Dichtern und Rednern gepriesen, und namentlich hat einer jener Italiäner, welcher damals in klassischem Latein dichteten, die Vertheidigung von Skutari durch die Venetianer ebenso in einem epischen Gedichte beschrieben, wie Homer die zehnjährige Belagerung von Troja (s. Th. IX. S. 479). Die Anstrengungen der Belagerer, ihre ungeheueren Anstalten, ihr kolossales Geschütz und die Wurfmaschinen, aus denen sie Brennmaterialien und schwer zu löschendes Feuer in die Stadt warfen, sowie die Gegenanstalten und die Ausdauer der Venetianer zu beschreiben, ist hier der Ort nicht; wir bemerken nur, daß die Türken in der Zeit vom Juli bis zum September zweimal wüthend stürmten, und beide Male zurückgeschlagen wurden. Als endlich in der Mitte des September 1478 die Noth der Belagerten auf's Höchste gestiegen war und ihnen kein Mittel der Rettung übrig zu sein schien, erhielt ihr Befehlshaber die Nachricht, daß ein venetianischer Gesandter nach Constantinopel unterwegs sei, um durch die Bewilligung der türkischen Forderungen den Frieden zu erkaufen. Die heldenmüthigen Vertheidiger der Stadt behaupteten sich hierauf noch einen ganzen Monat lang, und capitulirten erst dann, als sie gewiß wußten, daß man über einen Frieden einig geworden sei. Die Hauptbedingung dieses Friedens war die Übergabe von Skutari, jedoch mit der Clausel, daß die Bewohner der Stadt entweder ungestört unter türkischer Herrschaft in derselben bleiben oder mit ihrer Habe abziehen dürften. Sie wählten das Letztere, sicherten aber, durch Kroja's Schicksal gewarnt, ihr Leben und ihre Freiheit dadurch, daß sie sich Geißeln der Erfüllung jenes Versprechens geben ließen. Auch Messio, die Stadt, in welcher Skanderbeg sein Leben geendigt hatte, war kurz vorher in die Gewalt der Osmanen gefallen. Nach der Einnahme dieser Stadt stritten die Türken sich um Skanderbeg's Gebeine, die sie als Reliquien verehrten, und ver-

theilten dieselben in kleinen Stücken unter sich, weil sie sie für Zaubermittel des Sieges im Waffenkampfe hielten.

Der Frieden mit Venedig wurde am 26. Januar 1479 in Constantinopel unterzeichnet. Er war vortheilhafter, als man hätte erwarten sollen, da Skutari schon vor der Unterzeichnung gefallen war. Die Festungen kamen zwar an die Türken, aber die Besatzungen, Geschütze und Waffenvorräthe derselben durfte Venedig an sich nehmen. Die Republik zahlte außerdem nur hunderttausend Dukaten, obgleich man vorher hundertundfünfzigtausend von ihr gefordert hatte. Sie erhielt ferner Alles, was sie vor dem Ausbruche des Krieges in Albanien, Morea und Dalmatien besessen hatte, mit Ausnahme von Kroja und Skutari zurück, und durfte in Constantinopel einen Bevollmächtigten, Bailo genannt, halten, welcher zugleich die bürgerliche Gerichtsbarkeit über seine Landsleute übte. Als Abfindungssumme für alle von den Venetianern einzuführenden Waaren sollten sie jährlich zehntausend Dukaten zahlen. Dies war das rühmliche Ende des Krieges, welchen Venedig, kurze Unterbrechungen abgerechnet, sechszehn Jahre hindurch mit dem welt-erobernden Sultan geführt hatte.

Unter den Kriegen und Raubzügen, welche Mohammed nach dem Frieden mit Venedig unternehmen ließ, verdient hier nur sein Angriff auf Rhodus Erwähnung, weil die Besitzer dieser Insel, die besonders aus Franzosen, Italiänern und Spaniern bestehenden Johanniter-Ritter, damals den Ungläubigen und ihrem Helden Troß boten, nachdem sie schon ein Jahr vorher den Tribut verweigert hatten, der von ihnen früher angeboten und bezahlt worden war. Die Türken hatten 1479 mit dem Orden einen Frieden auf zwei Jahre geschlossen, wahrscheinlich in der Absicht die Ritter einzuschläfern und sie dann plötzlich anzugreifen; der Großmeister desselben hatte sich aber nicht täuschen lassen. Er wußte, daß diese wilden Räuber weder Treue, noch Glauben, noch Eide achteten, und schloß deshalb nicht nur mit dem Sultan der Mamlucken von Egypten, dessen militärisches Reich damals ebenfalls von Mohammed bedroht wurde, sowie mit dem Fürsten von Tunis einen Vertrag, um die Insel Rhodus mit dem nöthigen Getraide versehen zu können, sondern er traf auch zugleich militärische Anstalten, wie wenn die Türken schon vor den Thoren

ständen. In der That erschien auch, ungeachtet des im Herbst 1479 geschlossenen Friedens, schon im Mai des folgenden Jahres bei Rhodus eine Flotte von hundertundsechszig großen und kleinen Schiffen, welche ein zahlreiches Heer ans Land setzte, das aber zum Glück für die Ritter von dem geizigen Musih Pascha befehligt wurde. Das Heer der Belagerer soll hunderttausend Mann stark, ihr Geschütz unwiderstehlich gewesen sein. Unter den Kanonen werden sechszehn kolossale aufgeführt, deren jede achtzehn Schuh lang war und Kugeln von neun bis elf Spannen schoß.

Die Geschichte der drei Monate lang fortgesetzten Belagerung der Hauptstadt von Rhodus und die von den Rittern und ihrem Großmeister vollbrachten Heldenthaten zu erzählen, erlaubt der Zweck dieses Werkes nicht; doch müssen wir hervorheben, daß das Geschick oder die Vorsehung den Rittern günstiger war als den Türken, wenn auch nicht, wie man zu erzählen pflegt, die heilige Jungfrau sie durch Wunder unterstützte. Ein deutscher und zwei griechische Renegaten hatten den Türken alle schwachen Stellen bezeichnet, sie zu einem Angriff ermuntert, den sie selbst leiten wollten, und sie auf die von ihnen in der Stadt unterhaltenen Einverständnisse vertröstet; aber die beiden griechischen Verräther kamen gleich beim ersten Angriffe um, und der deutsche Werkmeister, welcher unter dem Vorwande, daß er seinen Abfall vom Glauben bereue, zu den Rittern zurückgekehrt war, wurde auf einer neuen Verrätherei ertappt, und büßte seine Schuld durch die Folterung und Hinrichtung. Nachdem der erste Sturm, welcher am 19. Juni 1480 Statt fand, vereitelt worden war, unternahmen die Türken am 23. Juli einen zweiten, bei welchem die Ritter offenbar durch Musih Pascha's Habsucht gerettet wurden. Die Türken hatten schon den Wall erstiegen und waren im Begriffe von demselben herab in die Stadt einzudringen, als sie unerwarteter Weise wieder zurückwichen. Die gläubigen Geschichtschreiber der Ritter erzählen, daß im entscheidenden Augenblicke ein goldenes Kreuz in den Wolken gesehen worden sei, und daß eine Jungfrau, welche mit Schild und Lanze gerüstet und von einem Gefolge himmlischer Streiter umgeben gewesen sei, in den Reihen der Ritter kämpfend die Türken zurückgetrieben habe. Natürlicher ist die Erzählung der Türken, welche berichten, es sei schon ein Theil der Belagerer in die Stadt eingedrungen

gewesen, als Musih Pascha plötzlich habe ausrufen lassen, daß alle Beute, welche gemacht werde, allein dem Sultan und ihm gehöre, und von diesem Augenblicke an habe keiner mehr den gefährlichen Kampf wagen wollen. Nachdem auch dieser zweite Sturm vereitelt war, schiffte sich das türkische Heer wieder ein. Es hatte, nach den Angaben bei Hammer-Burgstall, der uns als Quelle gilt, einen ungeheueren Verlust erlitten; denn es waren während der drei Monate neuntausend Mann getödtet und fünfzehntausend verwundet worden. Musih Pascha ward bei seiner Ankunft in Constantinopel vom Sultan degradirt.

Mohammed ging gleich darauf mit seinem Heere nach Asien über, obgleich er schon die Krankheit empfand, die ihn bald nachher hinraffte. Er starb am 3. Mai 1481, und ihm folgte sein ältester Sohn, Bajesid II., welcher bis zum Jahre 1512 regierte. Der neue Sultan mußte gleich seinem Vater (s. Th. IX. S. 111) schon bei seinem Regierungsantritt das Reich den Janitscharen durch ein Geschenk abkaufen, wie es die römischen Kaiser von den Prätorianern hatten kaufen müssen. Diese verderbliche Sitte erhielt sich nachher bis zum Jahre 1774. Bajesid II. mußte aber der zügellosen Miliz außerdem noch Vergebung dafür ertheilen, daß sie, als sein Vater gestorben war, sich aus Asien nach Europa begeben, alle reichen Leute sowie die Juden geplündert und den Großwesier erschlagen hatte. Bajesid's Bruder, Dschem, versuchte zwar zweimal, ihm den Thron streitig zu machen, scheiterte aber beide Male. Die weiteren Schicksale dieses unglücklichen Prinzen, welche einem tragischen Roman gleichen, sind von uns bereits früher dargestellt worden (s. Th. XI S. 115—119 u. 124).

Wir glauben für unseren Zweck unmittelbar vom Tode Mohammed's II. zu den beiden letzten Jahren der Regierung Bajesid's II. übergehen zu können, weil hier von der türkischen Geschichte nur so viel aufgenommen werden soll, als zum Verständnisse der allgemeinen Geschichte unentbehrlich scheint. Die Hauptsache in Bajesid's Leben ist der unter ihm recht deutlich in die Augen springende Charakter des Sultanats der Osmanen. Unter Bajesid II. ward es nämlich ganz klar, daß die Janitscharen Herren des Reiches waren, und daß nur ein Prinz, welcher ihre Raubsucht befriedigte und gleich ihnen blutig grausam war, sich

auf dem Throne behaupten konnte, daß also das Reich verloren war, sobald sich unter den Söhnen des Sultans kein Wütherich befand, der zum Autokraten wilder Horden tauglich war. Bajesid II. hatte vier Söhne. Diesen allen hatte er Statthalterschaften anvertraut, was nach seinem Tode nothwendig inneren Krieg veranlassen mußte, weil es bei den Türken hergebracht war, daß der Erbe des Reiches seine Brüder hinrichten ließ, und weil also die Letzteren Alles aufbieten mußten, um ihr Leben zu retten. Dieser innere Krieg begann aber schon vor Bajesid's Tode. Der Sultan hatte nicht nur seinen ältesten Sohn, welcher nachher bald starb, für untüchtig erklärt, sondern auch den zweiten, Korkud, einen gebildeten, wissenschaftlichen und weislichen Prinzen, von der Regierung ausgeschlossen und das Reich dem dritten, Ahmed, bestimmt. Allein nicht dieser, sondern der vierte Sohn, Selim, besaß alle jenen furchtbaren Eigenschaften, deren ein Regent der mordenden und raubenden Türken bedurfte. Selim, ein gelehrter und in theologischer Dichtung bewandeter Mann, war noch unmenschlicher, blutgieriger und treulofer, als sein Großvater Mohammed II. Er hatte die Statthalterschaft Trapezunt erhalten, die ihm keine Gelegenheit darbot, den Augenblick des Todes seines Vaters zu benutzen oder Raubzüge über die Grenzen zu machen. Er forderte daher von seinem Vater drohend ein Sandschack in Rumelien oder doch wenigstens das Recht, den Vater besuchen zu dürfen. Beides ward ihm verweigert. Er begab sich endlich zu seinem Sohne Suleiman, welchem Bajesid in der Krimm eine Statthalterschaft gegeben hatte. Mit den Truppen Suleiman's und mit einigen Tataren, die ihm der Khan zu werben vergönnte, machte Selim Streifzüge, brach in Tscherkessien ein, und suchte endlich sogar an der Spitze eines kleinen Heeres seinen Vater plötzlich zu überfallen. Das Letztere mislang jedoch, und der Vater lagerte sich dem Sohne gegenüber bei Adrianopel. Hier vermittelte der Beglerbeg von Rumelien einen Frieden zwischen Beiden. Bajesid ließ zwar seinen Sohn nicht vor sich, gewährte ihm aber die hauptsächlichsten Forderungen. Selim erhielt nicht nur statt seiner asiatischen Statthalterschaft Semendria, Widdin und Madschahbissar, sowie sehr reiche Geschenke, sondern der Vater versprach ihm auch, daß er das Reich nicht noch vor seinem Tode dem unfriederischen

und weidlichen Ahmed übergeben wolle. Die Besorgniß, daß dies geschehen werde, hatte den Selim hauptsächlich zu seinem Zuge nach Adrianopel bewogen.

Vater und Sohn schieden in Frieden von einander. Der Letztere traute jedoch mit Recht dem Vater nicht, weil derselbe große Vorliebe für Ahmed hatte und der Bezier Ali Pascha Alles aufbot, um diesem das Reich zu verschaffen. Er kehrte auf dem Wege nach Semendria wieder um, als er erfuhr, daß Ahmed den Sultans-Titel angenommen habe, und daß auch der ältere Bruder, Korkub, aus seiner Statthalterschaft herbeieile, um sein Recht mit den Waffen zu behaupten. Der Letztere ward unterwegs von einer Schaar Schüthen oder mohammedanischer Keger (s. Th. V. S. 59) überfallen und ausgeplündert; Ahmed aber hatte in Constantinopel den Bezier und eine Partei für sich. Selim bemächtigte sich der Stadt Adrianopel, und nahm dort (Juni 1511) eine Art Revolution vor; denn er öffnete die Gefängnisse, lehrte die Kassen aus und setzte die Obrigkeiten ab. Dann traf er Anstalten nach Constantinopel zu marschiren; dadurch ward sein Vater genöthigt mit einem Heere gegen ihn auszuziehen. Zwischen Constantinopel und Adrianopel, bei Eschorli trafen Vater und Sohn zusammen, und der Letztere erlitt eine Niederlage. Das größtentheils aus Tataren bestehende Heer Selim's verlor einige tausend Mann an Todten, die Übrigen wurden versprengt, Selim selbst aber erreichte nur mit Mühe die Seeküste. Er begab sich wieder nach der Krimm, wo ihn sein Schwiegervater, der Tatar-Khan, freundlich aufnahm. Dieser unterstützte ihn auch, als Selim bald darauf von Unzufriedenen nach Constantinopel gerufen wurde.

Korkub war, wie wir wissen, nach Prusa geeilt, um seinem Bruder Ahmed den Thron streitig zu machen, unterwegs aber von Räuberbanden ausgeplündert worden. Diese Schaaren übten furchtbare Räubereien auf türkischem Gebiet, und hatten einen Anführer, der sich einen Sklaven des Schah von Persien nannte und daraus den Titel Schahkuli gemacht hatte, welchen die Türken mit einer leisen Veränderung in Schatankuli d. i. Sklave des Teufels umwandelten. Sie zogen, als sie Korkub überfallen und geplündert hatten, auch gegen Ahmed zu Felde; der Bezier Ali Pascha rückte ihnen aber entgegen und schlug sie in einem Treffen, in welchem er

selbst ebenso wie Schahfuli erschlagen wurde. Jetzt, als Ahmed seinen Schützer verloren hatte, richteten die nach Raub und Beute der Nachbarn, nach Morden und Brennen begierigen Janitscharen ihre Augen auf Selim, dessen beide älteren Brüder unkriegertisch waren. Auch geben in der That die Verheerungen und Plünderungen, welche die Janitscharen im August 1511 unter Bajesid's Augen in Constantinopel verübten, und der Krieg, den Ahmed in Asien mit Rebellen, sowie mit seinen Neffen und Verwandten führte, den Beweis, daß die Janitscharen und alle Freunde des alten Türkenthums Recht haben mochten, wenn sie behaupteten, Selim allein sei im Stande, das türkische Reich durch dieselben Mittel zu erhalten, durch die es gegründet worden war. Selim erhielt einen Wink, und da sein Vater selbst ihn zu sich einlud, so verließ er im Januar 1512 die Krimm, begleitet von dreitausend Reitern, von denen die Hälfte aus Tataren bestand. Schon im März forderten die Janitscharen ihn von seinem Vater zum Anführer gegen Ahmed, der in Asien den Sultan spielte. Der alte schwache Bajesid gewährte die Bitte. Hierauf reiste der Aga der Janitscharen dem Selim entgegen, und dieser hielt am 19. April 1512 seinen feierlichen Einzug in Constantinopel. Jetzt mußte der Vater dem Sohne weichen.

Schon am 25. April übernahm Selim I. die Regierung, und Bajesid mußte nach Demotika reisen, welches ihm zum künftigen Aufenthalt angewiesen war. Er gelangte jedoch nicht dahin, sondern starb am 25. Mai unterwegs. Die Nachricht, daß er von seinem jüdischen Arzte vergiftet worden sei, wird von Vielen geglaubt, und auch Hammer findet sie wahrscheinlich. Wir legen keinen Werth auf die Feststellung dieser Sache, da es in dem Leben eines so entsetzlichen Wütherichs, wie Selim war, ganz unbedeutend ist, ob er eine oder auch hundert Gräueltthaten mehr oder weniger verübt hat. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung (von Mai 1512 bis Mai 1513) vergoß Selim schon unsäglich viel unschuldiges Blut. Seine beiden Brüder Korkud und Ahmed, sowie seines Vaters Großwester wurden gemordet, und außerdem nicht bloß die Söhne jener beiden Brüder, die sich gegen ihn wehren wollten, sondern auch die des verstorbenen ältesten Bruders unter seinen Augen geschlachtet. Selbst einen siebenjährigen Knaben, der

ihn mit den rührenden Worten, er wolle ihm ja gern für einen Asper täglich dienen, um sein Leben hat, verschonte Selim nicht. Was Ahmed's Ende betrifft, so würde dieser der Versicherung seiner Zeitgenossen zufolge nach einem Siege, den er am 14. April über Selim's Heer erfocht, Reich und Leben gerettet haben, wenn er seinen Sieg verfolgt hätte; allein eine Zögerung von acht Tagen stürzte ihn in das Verderben. Selim sammelte nämlich seine Leute schnell wieder, und erfocht, durch Tataren verstärkt, zehn Tage nach seiner Niederlage einen entscheidenden Sieg. Ahmed selbst ward gefangen. Er bat vergebens seinen Bruder um eine Audienz. Selim ließ ihn durch denselben Kämmerer Sinan enthaupten, der auch den älteren Bruder Korkud hingerichtet hatte.

2. Selim I.

Von Selim's I. Zeit an bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein ist die Geschichte Ungarn's und Osterreich's mit einander verbunden; wir nehmen daher den Faden der ungarischen und böhmischen Geschichte da wieder auf, wo wir ihn früher haben fallen lassen, nachdem vorher nur noch ganz kurz die Unternehmungen erwähnt worden sind, welche Selim I. in den wenigen Jahren seiner Regierung (1512—1520) machte. Diese Geschichten werden übrigens nur berichtet, um eines Theils zu zeigen wie furchtbar die Kriegsmacht war, welche zu Karl's V. Zeiten nach Deutschland vordrang, und um anderen Theils wenigstens anzudeuten, warum Selim's Namen so Schrecken erregend ward, und warum dieser Sultan einen Platz neben Timur und anderen Wütherichen verdient, welche viele Tausende von Menschen muthwillig geschlachtet haben.

Selim I. hatte in Asien vor seiner Rückkehr nach Constantinopel zwei Brüder, fünf Neffen und jeden, der mit einem derselben in Verbindung gestanden hatte, aus der Welt schaffen lassen; gegen die Ungarn aber, sowie gegen die Moldauer, Wlachen, Venetianer und Russen, welche Gesandte an ihn schickten, bewies er sich im Widerspruch mit seiner gewöhnlichen Art sehr freundlich. Die Feindseligkeiten mit den Ungarn beschränkten sich während seiner Regierung auf gegenseitige Streif- und Raubzüge. Selim wollte vor allen Dingen den Schah von Persien, das Haupt der Schiiten oder Kezer, angreifen und die Länder Diarbekr, Kurbistan und

Mesopotamien seinem Reiche einverleiben. In Persien herrschte damals der Stifter der Dynastie der Esfi's, Schah Ismael. Dieser war ein Eroberer wie Selim. Er hat in den vierzehn Jahren seiner Regierung vierzehn Provinzen erobert und die Beherrscher derselben, nämlich den Schah von Schirwan, den Schah von Masanderan, den Herrscher des weißen und des schwarzen Hamels (s. S. 87), den Regenten von Sulkade, den von Scheibek und den Groß-Khan der Usbeken hinrichten lassen. Mit dem Sultan der Osmanen gerieth er aus mehreren Ursachen in Krieg. Schah Ismael war nämlich nicht nur in Kleinasien eingefallen, sondern er hatte auch zwei Söhne Ahmed's, welche ihm von diesem als Geiseln übergeben worden waren, und einen dritten, Murad, der sich nach seines Vaters Ermordung zu ihm geflüchtet hatte, in Schutz genommen, und war überdies auch als Kaiser der Reker dem Sultan Selim und seinen Osmanen ein Ärgerniß. Wie wichtig der letztere Umstand war, geht unter Andern daraus hervor, daß Selim, um die Ketzerei der Schiiten in seinem Reiche nicht aufkommen zu lassen, schon vor seinem Zuge nach Asien eine Art Bethlemitischen Mordes in seinem Reiche anordnete. Der Sultan ließ nämlich in jeder Statthalterschaft alle Schiiten männlichen Geschlechtes vom siebenten bis zum siebenzigsten Jahre aufzeichnen und nachher insgesammt, etwa vierzigtausend an der Zahl, auf einmal tödten.

Nach einem groben Briefwechsel mit dem Schah führte der Sultan, im Mai 1514, die ganze osmanische Kriegsmacht nach Kleinasien. Schon in Siwas, wo Selim im Juni 1514 Heerschau hielt, war die osmanische Reiterei durch die anstrengenden Märsche und durch die Leiden in wüsten Gegenden zu Grunde gerichtet worden. Obgleich nun die Perser eine vortreffliche Reiterei hatten, so setzte doch Selim seinen Marsch fort, weil er auf die Kurden, welche Sunniten waren, rechnete, und weil die Perser weder Flinten noch Kanonen hatten, mit denen der Sultan reichlich versehen war. Er zog gerades Weges auf Tebris, die Residenz des persischen Schah, los, und gewann bei Tschaldiran am 23. August 1514 eine entscheidende Schlacht. Nach diesem Siege eroberte er nicht nur die feste Stadt Diarbekr (Amid), sondern auch Tebris. Er hielt jedoch nicht für klug, den Winter über in dem unwirth-

lichen Gebirge jener hohen Gegenden zu verweilen, zumal da seine Janitscharen murrten und jeder Despot ein Sklave seiner Kriegsknechte ist. Den größten Theil des Winters brachte er in Amasia zu. Auf dem Zuge von Tebris nach dieser Stadt mishandelten er und die Janitscharen um die Wette die Bewohner des Landes, wobei er, wenn die Soldaten es gar zu arg machten, einige seiner Minister und Beamten enthaupten ließ, wie wenn diese Schuld daran wären. Er selbst wüthete gegen Freund und Feind, ließ den Friedensboten des Schah einkerkern und in Amasia Hunderte von ungarischen Köpfen, die ihm dahin geschickt worden waren, vor sich aufthürmen. Von Amasia kehrte er bald nach Adrianopel zurück, wo er gegen einen anderen Feind Rüstungen machte; den persischen Krieg aber überließ er seinen Generalen.

Schah Ismael sammelte unterdessen ein neues Heer, kehrte nach Tebris zurück und ließ Diarbekr, welches Kurden zur Besatzung hatte und von ihnen tapfer vertheidigt ward, belagern. Seine Truppen, welche kein Geschütz hatten, hielten Diarbekr fast ein ganzes Jahr lang fruchtlos eingeschlossen, ehe das türkische Heer, das weiter gegen den Euphrat vordringen sollte, eintraf. Die Perser wurden damals von Ismael's Schwager, Karachan, angeführt. Auch dieser war im Vertrauen auf seine vortreffliche Reiterei unvorsichtig genug, gegen die Flinten der Janitscharen und gegen ein von Griechen und Slaven gut bedientes grobes Geschütz im offenen Felde ein Treffen zu wagen. Er wurde unweit der Stadt Rodschissar geschlagen, sein Heer gänzlich zerstreut und er selbst durch einen Flintenschuß getödtet. Die Folge seiner Niederlage war, daß die Städte am Tigris preisgegeben wurden und die Osmanen die ganze Provinz Diarbekr, sowie die Städte Nisibin (die Hauptstadt Mesopotamien's), Dara, Majafarekin, Kaha, Kaka, Mosul und andere eroberten. Auch ganz Kurdistan ward dem osmanischen Reiche einverleibt, jedoch nicht als Provinz; denn die Stammhäupter der Kurden behielten ihre Bergschlösser und ihr altes Ansehen.

Durch die Errichtung der Statthalterschaften Diarbekr, Orfa und Mosul ward das osmanische Reich mit dem Sultanat von Egypten in unmittelbare Berührung gebracht. In Egypten bestand seit den Zeiten der letzten Kreuzzüge das militärische Reich der

Mamluffen (s. Th. VII. S. 204 f.). Zuerst herrschten dort die Bahariten oder die Mamluffen von der See, die Nachkommen eines kühnen Kriegers, den man von seinem Schlosse am Nil Baheri nannte, dann die tscherkessischen Mamluffen. Das Reich der Letzteren war ein Wahlreich, und das Wahlrecht hatte die Leibgarde der vierundzwanzig Bege oder Bei's. Diese Bege bekleideten die vornehmsten Ämter und Würden, und waren die angesehensten unter den Soldaten des vornehmsten Theiles der Truppen oder mit anderen Worten unter den aus Tscherkessien eingeführten Sklaven, welche ursprünglich von einem der Bege zu seinem besonderen Dienste eingekauft worden waren. Diesen Soldaten zunächst standen die aus dem inneren Afrika nach Egypten gebrachten Sklaven, welche dem Heere einverleibt waren; den dritten Theil der Truppen aber bildete ein Gemisch von Söldlingen. Sultan von Egypten war seit sechszehn Jahren der achzig Jahre alte Kanßu Ghawri. Gegen diesen rüstete Selim 1515 in Adrianopel einen Kriegszug, der ihm das Schutzrecht der heiligen Städte Mekka und Medina und das Geleitsrecht der dahin wallfahrenden Pilger verschaffen sollte.

Selim's Plan galt vorerst nur der Eroberung von Syrien, dessen nördlichen Theil seine Generale bereits den Persern entrisßen hatten. Syrien war seit Saladin's Zeit fast beständig mit Egypten verbunden gewesen. Selbst Timur's Einfall hatte dort nur kurze Zeit hindurch die ägyptische Herrschaft gestört; denn Timur hatte sich begnügt, Syrien zu verheeren und viele tausend Einwohner von Aleppo und Damaskus theils mit dem Schwerte ermorden, theils durch Pferde zertreten zu lassen. Der ägyptische Sultan suchte, als 1516 die Osmanen in Syrien einbrachen, zuerst den türkischen Wütherich durch Gesandte zu besänftigen; dieser war aber schon gewohnt, das den Moslim sonst sehr heilige Gesandtschafts- und Gastfreundschafts-Recht bei jeder Gelegenheit zu verletzen. Kanßu Ghawri schickte einen seiner Generale mit einer glänzenden Begleitung an Selim, um ihn zu ehren. Selim ward über den Glanz dieser Gesandtschaft heftig erboßt oder stellte sich, als wenn er es wäre, und befahl, den Gesandten nebst seinem Gefolge zu enthaupten. Hierauf wurden wirklich zehn Begleiter des Gesandten hingerichtet; und auch dieser selbst wäre getödtet worden

wenn ihm nicht Selim's Oberfeldherr durch seine Fürbitte das Leben gerettet hätte. Nur mit Mühe ward der Sultan zur Schonung des Gesandten bewogen; er mißhandelte ihn aber dafür auf schändliche Weise. Er ließ ihm nämlich das Haupthaar und den Bart abschneiden, ihm eine Nachtmüze aufsetzen und ihn dann auf einem lahmen, schäbigen Esel seinem Herrn zurückschicken.

Die Osmanen waren durch Geschütz den Egyptern überlegen, wenn sie auch nicht, wie einer ihrer Annalisten sagt, fünfhundert kleine und große Kanonen hatten. Außerdem waren die Egypter, schon ehe es zu einer Schlacht kam, verrathen. Diese Schlacht wurde am 23. August 1516 bei Aleppo geliefert und war in Folge der angegebenen Umstände weder lang noch blutig. Die Egypter wurden geschlagen, und der alte Sultan selbst verlor, vielleicht sogar durch die Treulosigkeit eines seiner Bege, das Leben. Die Besiegten, deren Führer sich in Syrien über die Wahl eines neuen Sultans nicht vereinigen konnten, marschirten alsbald nach Egypten zurück. Selim nahm schon am 4. Oktober Damaskus ein, und vertheilte dann die Statthalterschaften von Syrien und Palästina an seine Generale. Die Mamlucken erwählten den durch Tugend und Tapferkeit ausgezeichnetsten unter den Bege, Tumanbeg, zum Sultan. Diesem ließ Selim unter der Bedingung Frieden anbieten, daß derselbe zum Zeichen der Anerkennung der osmanischen Oberherrschaft Selim's Namenszug auf seine Münzen prägen und das Kanzelgebet für ihn halten lasse. Tumanbeg gab den beiden osmanischen Gesandten freundlich Gehör; sein General Manbeg aber hieb denselben, als sie aus der Audienz kamen, die Köpfe ab. Der Krieg wurde daher fortgesetzt. Das egyptische Heer brach Ende Oktober von Kairo auf, um die Feinde an der Grenze von Egypten aufzuhalten. Die heranziehenden türkischen Truppen wurden nicht von Selim, welcher bis zur Mitte des December in Damaskus verweilte, sondern von dessen General Siman Pascha angeführt. Dieser erfocht in der Nähe von Gaza einen zweiten Sieg. Tumanbeg erwartete hierauf das von Selim selbst angeführte Heer bei der Stadt Kairo, und hier entspann sich dann ein Kampf, welcher dem Sultan zeigte, daß er es mit der auserlesensten Schaar der tapfersten tscherkessischen Krieger zu thun habe. Obgleich nämlich Tumanbeg von Verräthern umgeben war und diese

seine besten Rathschläge vereitelten, so zog sich der Krieg doch in die Länge, und Selim hielt für gut, zwei- oder dreimal leidliche Friedensbedingungen anzubieten. Endlich kam es am 23. Januar 1517 am Berg Mokattam bei dem nicht weit von Kairo liegenden Dorfe Aidania zu einer dritten blutigen Schlacht. Diese wurde zwar von den Mamlukken wieder verloren, weil Ghasali, welchem Tumanbeg sein Vertrauen geschenkt hatte, sich dem Feinde verkaufte, sie kostete aber den Türken viele Leute; denn die fünfundzwanzigtausend Mamlukken, welche im Kampfe fielen, verkauften ihr Leben sehr theuer. Ungeachtet der erlittenen schweren Niederlage besetzte Tumanbeg drei Tage nach derselben Kairo aufs neue, und die türkischen Truppen, welche am 31. Januar gegen diese Stadt geschickt wurden, hatten in den engen Straßen derselben einen schrecklichen Kampf zu bestehen, ehe es ihnen gelang, den Feind wieder aus Kairo zu treiben. Der bei dieser Gelegenheit erlittene Verlust erbitterte den Sultan Selim so sehr, daß er gegen fünfzigtausend Menschen ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes niedersäbeln ließ.

Schon im Februar fand Tumanbeg Gelegenheit, sich an einer Schaar Osmanen, die ihm nachgeschickt worden war, blutig zu rächen. Auch würde er den Türken bis zum Abzuge ihres Hauptheeres haben trogen können, wenn er sich nach Ober-Egypten gewendet hätte, statt in das Delta zu fliehen. Sogar hier brachte er auf dem linken wie auf dem rechten Ufer des Nil so viele Araber zusammen, daß der türkische Sultan es klug fand, ihm noch einmal den Frieden anzubieten. Als dieser zurückgewiesen ward, zog endlich Selim mit seiner ganzen Macht gegen Tumanbeg. Jetzt mußte der egyptische Sultan erfahren, daß er ein Beduinen-Heer und keine Escherkessen mehr anführe. Seine Truppen zerstreuten sich, und er war genöthigt, bei dem Araber Hasan Meri, der ihm große Dankbarkeit schuldig war, eine Zuflucht zu suchen. Dieser wies ihm eine Höhle an, in der er sich verborgen halten konnte, verkaufte ihn aber nachher an die Feinde. Selim behandelte den gefangenen Sultan eine Zeitlang sehr gütig, ließ ihn aber bald darauf am Thore Suweila aufknüpfen. Egypten ward dem osmanischen Reiche einverleibt. Selim blieb bis zum Juni 1517 in diesem Lande, und überließ, als er endlich abreiste,

die Verwaltung desselben dem ehemaligen Mamlukfischen Statthalter von Haleb, Chairbeg, der ihm durch seinen Verrath den ersten Sieg über die Mamlukken verschafft hatte, von dem er aber ebendeshalb forderte, daß die Weiber und Kinder desselben als ein Unterpfand seiner Treue nach Philippopolis gebracht werden sollten.

Auf Selim's Rückmarsch nach Syrien war es eine bei dem bekannten Charakter dieses Sultans unbegreifliche Erscheinung, daß sein Großwesier Junis Pascha wagen konnte, ihm mit dürren Worten die Wahrheit zu sagen. Als nämlich Selim an der Grenze Syrien's sich des ägyptischen Feldzuges freute, sagte der neben ihm reitende Großwesier: „Was ist denn die Frucht so vieler Mühen und Beschwerden, als daß die Hälfte des Heeres in der Wüste und auf dem Schlachtfelde zu Grunde gerichtet und Egypten's Herrschaft in die Hände von Verräthern geliefert worden ist?“ Der Sultan ließ ihm dafür sogleich den Kopf abschlagen. Auf dieselbe Weise behandelte Selim noch sechs andere Großwesiere. Nichtsdestoweniger wird er als großer Regent gepriesen, am meisten von den Gelehrten; denn diese und die Dichter begünstigte Sultan Selim, der sich selbst mit Dichten abgab. Er organisirte übrigens seine Eroberungen mit eben der Einsicht, wie der Kaiser Napoleon, und verstand gleich diesem die tüchtigsten Leute zu wählen. Er war außerdem ein Beschützer der Mönche, sogar der Christlichen auf dem Berge Sinai, und kniete und betete auf dem ägyptischen Feldzuge an allen heiligen Orten. Er schützte und hegte ferner den Pomp, die Pracht und auch die Spitzfindigkeit des Ausdrucks in Poesie und Prosa. Man nannte ihn den größten Kaiser der Welt, und doch war er ein Unmensch, eine Pest der Menschheit, die von ihm in harte Fesseln geschlagen wurde, ein Ungeheuer, welches Hunderttausende vernichtete. Er war ein genialer, großer Mann und ein schaffender, herrschender Geist, aber nur nach dem Urtheile aller derer, welche die Geschichte so betrachten, wie Napoleon's Lobredner, oder mit anderen Worten, welche vom eigentlichen Adel der Seele, von Wahrheit, Liebe und Treue so, wie die Masse, denken.

Selim verweilte von Oktober 1517 bis zum März 1518 in Damaskus. Er richtete von dort aus die in den letzten Jahren er-

oberten Provinzen ein, und reiste dann nach Aleppo, wo er zwei Monate zubrachte. Ebenso viele Zeit gebrauchte er nachher zur Reise nach Constantinopel, wo er Ende Juli ankam. Er begab sich von hier sogleich in seine Residenz Adrianopel, ward aber bald durch die Pest wieder nach Constantinopel zurückgetrieben. Sein Hauptstreben während der letzten vier Jahre seines Lebens war offenbar die Schöpfung einer Flotte, welche ebenso furchtbar wäre, als sein Heer. Es sollte den Inseln, besonders Cypem und Rhodus, sowie vielleicht auch der Republik Venedig gelten. Die Letztere schonte er, bis er der Seemacht derselben gewachsen sei. Venedig that alles Mögliche, um die Bestätigung des Friedens mit ihm von Zeit zu Zeit zu erlangen. Die Gesandten der Republik begleiteten den Sultan auf seinen Zügen und beobachteten ihn, weshalb denn auch ihre Berichte sehr gute Quellen für Selim's Geschichte sind. Als der Sultan die Zahlung der achttausend Dukaten forderte, welche Venedig jährlich an die Mamluken für Cypem entrichtet hatte, verstanden sich die Venetianer nicht nur dazu, sondern sie bezahlten dem Sultan auch die noch vom vorigen Jahre her rückständige Summe dieses Tributs. Die Flotte auf dem schwarzen Meere beschäftigte den Sultan besonders während seines Aufenthaltes zu Amasia im Jahre 1514. Der Khan der Krimm erhielt von ihm ein Diplom und Gold, weil Selim selbst sagte, daß er die Tataren mehr fürchte, als die Perser, da jene auf ihren Pferden durch die Flüsse schwammen und weder Brücken, noch Nägel oder Hufeisen gebrauchten. Seinem Admiral, den er mit der Flotte nach Alexandria hatte kommen lassen, nahm er es ebenso, wie später seinen Bezieren, sehr übel, daß sie ihn zu einem Zuge gegen Rhodus drängen wollten, ehe er gehörig gerüstet sei. Er stellte sich die Schwierigkeit und Dauer einer solchen Unternehmung ganz richtig vor, und bewies seinen Ministern, als diese Alles zusammen zu haben glaubten, daß mehr als doppelt soviel erforderlich sei, wenn er nicht wie Mohammed II. mit Schimpf wieder von Rhodus abziehen wolle. Seines Admirals Grobheit gegen den Großmeister der Johanniter zeigt aber, welche furchtbare Feinde der Christen und der Civilisation die Osmanen jener Zeit waren. In dem Schreiben des türkischen Admirals an den Großmeister nämlich, welches der venetianische Annalist Ma-

rino Sanuto uns aufbewahrt hat, wird der Großmeister ein „schäbiger Hund, der Sohn eines Hundes aus der Familie der Höllenhunde“ genannt. Der Zug gegen Rhodus unterblieb vorerst, weil Selim am 22. September 1520 auf der Reise von Constantinopel nach Adrianopel starb und sein blutgieriger, in allen barbarischen Eigenschaften ihm ganz gleicher Sohn und Nachfolger, Suleiman oder Soliman II., seine ersten Kriegszüge gegen Ungarn richtete.

3. Die Ungarn und Böhmen bis zum Tode Selim's I.

Die Geschichte von Böhmen und Ungarn ist früher bis zum Tode des Kaisers Maximilian I. erzählt worden. Wir wollen jetzt nur flüchtig einige Hauptumstände aus derselben wiederholen. Der Sohn des polnischen Königs Kasimir II., welcher als Beherrscher von Ungarn Ladislaus VII., als König von Böhmen Ladislaus V. heißt, war 1471 nach Georg Podiebrad's Tode König von Böhmen und 1490 nach Matthias Corvinus Tode auch Schattenkönig von Ungarn geworden. Er hatte dem Kaiser Maximilian längst schon die Nachfolge in seinen beiden Reichen versprochen, als diese Verabredung 1515 in beiden Reichen anerkannt wurde (s. Th. XI. S. 98 u. 312). Ladislaus verlobte seinen Sohn Ludwig mit Karl's V. und Ferdinand's I. Schwester Maria, welche Ludwig nachher auch, sobald er das gehörige Alter erreicht hatte, zur Gemahlin nahm; Ferdinand I. aber verlobte sich mit der damals noch ganz jungen Schwester Ludwig's, welche zuerst bei der Taufe den Namen Elisabeth erhalten hatte und später von ihrem Vater nach dem Tode seiner verstorbenen Gemahlin Anna, einer französischen Prinzessin, Anna genannt wurde. Ferdinand sollte Ludwig's Erbe sein, wenn dieser kinderlos stürbe.

Ladislaus besaß weder in Böhmen, noch in Ungarn, wo er die meiste Zeit zubrachte, eigentliche Macht. Der Beiname des Guten (Dobrze), welchen die Böhmen ihm gaben, drückt hinreichend aus, daß er für die Slaven, Madsharen, Szekler und Kroaten jener Zeit kein geeigneter Regent sein konnte. Er war ein bloßer Schattenkönig; denn in Ungarn herrschten während seiner Regierungszeit die Magnaten, in Böhmen die Herren und Ritter des Landes. Im letzteren Reiche, in welches Ladislaus während des neunten Jahrzehnts des fünfzehnten Jahrhunderts sieben

Jahre hindurch nicht ein einziges Mal kam, herrschte völlige Anarchie. Die Utraquisten beobachteten den König so ängstlich, daß derselbe, als er einst zwei wegen ihrer Kenntniß der klassischen Studien berühmte Italiäner nach Prag rufen wollte, diesen Vorsatz wieder aufgeben mußte, weil die Utraquisten alles Römische fürchteten. Daher blieb auch sein Sohn Ludwig, den diese Gelehrten zu Prag hatten bilden sollen, als Prinz in Ungarn. Unter Ladislaus Sohn ward in Böhmen der Lärm noch ärger; denn eines Theils kam Thomas Münzer nach Prag und erweckte daselbst die schlummernde Lehre der Taboriten und Drebiten, und anderen Theils verbreiteten Böhmen, welche in Wittenberg studirt hatten, in ihrer Heimath das Lutherthum. Außerdem war die Ritterschaft mit den Städten gänzlich entzweit, sie riß alle bürgerlichen Gewerbe an sich und ließ dieselben auf ihren Gütern treiben. In Ungarn waren die Magnaten reich, während der König arm war; einzelne derselben, namentlich Stephan Zapolya, prahlten mit ihrem Reichthum, und gaben dem Könige gewissermaßen Almosen. Das Letztere war z. B. der Fall, als Ladislaus 1494 mit seinem Bruder, dem Könige von Polen, in Leutschau eine Zusammenkunft hielt. Der König von Ungarn, welcher bei dieser Gelegenheit einen ungewöhnlichen Aufwand machen mußte, ließ sich gefallen, daß Stephan Zapolya ihm mit Geld und Lebensmitteln aushalf, und übersah dafür den Hohn, den dieser ihm durch sein Prunken anthat. Zapolya trug nämlich während seines Aufenthaltes in Leutschau kein Kleid, welches unter dreitausend Dukaten werth war, und als eines Tages ein Pole sich gewissermaßen ganz mit Perlen und Edelsteinen bedeckt hatte, schmückte jener sich mit einem Diamant, der an Größe und Glanz Alles übertraf, was man bis dahin gesehen hatte.

Da ganz Ungarn eigentlich von dem güterbesitzenden Adel, welcher die Gerichtsbarkeit hatte, und von den Prälaten regiert wurde, so flossen auch die Steuern, die den Unterthanen durch die Stände für König und Reich auferlegt wurden, selten in die Staatskasse; es herrschte vielmehr nach dem Zeugnisse des gelehrtesten Geschichtschreibers von Ungarn (Engel) ein Wettstreit unter den Prälaten und Baronen, wer die Schwäche des Königs am besten zu seiner Bereicherung und zur Erhebung seiner Familie zu be-

nutzen verstehe. Die Ungarn, besonders aber die zu Ungarn gehörenden Kroaten und Siebenbürgen sanken daher ganz zu der Rohheit herab, welche sie einst in ihren Ursitzen gehabt hatten. Die ungarischen Magnaten wetteiferten mit den Sultanen der Türken und mit dem berühmtesten Wlad von der Wallachei (s. S. 84) in Erfindung von Martern für diejenigen, die in ihre Hände fielen. Die Ungarn und Kroaten wollten sich nämlich an den Türken rächen, welche bei ihren Einfällen wie wilde Thiere wütheten; sie glaubten sie dadurch abzuschrecken, erbitterten sie aber nur noch mehr. Die Gräuelpfeiler waren daher endlos. Wir würden die Leser ermüden, wenn wir im Einzelnen nachwiesen, wie Türken und Ungarn abwechselnd die schauderhaftesten Grausamkeiten verübten; einige wenige Beispiele mögen genügen. Als 1402 eine große Versammlung zur Wahl eines Palatinus gehalten wurde, brachte der Bruder des Ban von Szöreny zwei Wagen voll Köpfe türkischer Gefangenen mit, welche von der ganzen Versammlung mit Schauern betrachtet wurden. Als die Türken nachher Dalmatien, Albanien und die Gegenden an der Drau verwüsteten und wie Kannibalen hausten, wurden sie von dem Madscharen Kinis überboten, welcher an der Spitze der sogenannten schwarzen Schaar das von ihnen belagerte Szöreny entsetzte. Dieser ließ die gefangenen Türken theils braten, theils zwischen Mühlräder binden, theils ihnen die Haut abziehen und sie dann ausgehungerten Schweinen vorwerfen. Die aus Böhmen bestehende schwarze Schaar ging nachher mit den Madscharen ebenso um, wie mit den Türken, und Kinis mußte endlich auf des Königs Befehl einige Hunderte seiner Leute niedersäbeln und die Anderen fortjagen. Im folgenden Jahre wurden mehr als zehntausend Türken, welche unter Alibeg in Siebenbürgen eingefallen waren, ohne Schonung auf verschiedene Weise vernichtet. Als gleich darauf (September 1493) die Ungarn das Treffen bei Udhyina verloren, in welchem Johann Frangipani getödtet und Niklas Frangipani gefangen wurde, schnitten die Türken den Gefallenen die Nasen ab und schickten diese nach Constantinopel; dem gefangenen Oberfeldherrn aber setzten sie die abgehauenen Köpfe seines Bruders und seines Sohnes auf einer Schüssel vor. Als hierauf der König durch den Pabst einen großen Kreuzzug zusammenpredigen ließ und Gesindel aller Gegenden nach Ungarn

strömte, litt das Land ebensoviel von diesen gräßlichen Kreuzfahrten, als von den Türken.

Die angeführten Beispiele können genügen, um zu zeigen, welchen Einfluß die stets wiederkehrenden türkischen Einfälle und die zur Vergeltung derselben unternommenen Streifzüge der Ungarn auf die Civilisation der Letzteren und auf den Anbau des Landes haben mußten. Dies Alles war nur Eine der vielen Ursachen der Verwilderung. Dürften wir die ewigen inneren Fehden und Kriege der Magnaten, Barone und Prälaten, sowie den Zustand des Schatzes, die Vergabungen an schlaue oder übermächtige Große und die leichtsinnige Vertheilung des Kronguts näher bezeichnen, so würde man einsehen, warum die Madscharen unter Ladislaus VII. allmählig zur Stufe der Türken herabsanken, denen sie an roher Tapferkeit nicht nachstanden. Wir müssen dagegen in Beziehung auf die folgende Geschichte den Umstand hervorheben, daß während der ganzen Regierung des schwachen Königs Ladislaus zuerst Stephan Zapolya, dann Johann Zapolya und später neben dem Letzteren Stephan Bathori eine weit bedeutendere Rolle spielten, als der König. Ein Bauernkrieg, welcher in Ungarn zu gleicher Zeit mit dem des armen Konrad in Schwaben und dem des Bundschuh in Franken wüthete, veranlaßte dort noch größere die Menschheit empörende Grausamkeiten und machte das Schicksal der armen Bauern noch weit härter, als in Deutschland. Auf dem Reichstage zu Ofen ward in Folge dieses unterdrückten Aufstandes am 17. Oktober 1514 festgesetzt: „Die Bauern, welche vorher frei gewesen waren, sollten leibeigen sein und alle Freizügigkeit verlieren; sie sollten ferner außer den seitherigen Auflagen neue entrichten; außerdem solle keiner von ihnen bei Verlust der rechten Hand eine Waffe führen dürfen, und endlich solle fortan keiner aus dem Bauernstande mehr zu den höheren geistlichen Würden gelangen können.“

Als am 13. März 1516 Ladislaus starb und sein noch ganz junger Sohn, Ludwig II., ihm in der Regierung folgte, ward in Ungarn das eigentliche Volk ganz und gar unterdrückt, der Adel aber verwandelte sich in ein bettelndes Dienstgefolge der Großen, die ihn ernährten und zu ihren Zwecken gebrauchten. Die Regierung des Landes war allein in den Händen der Geistlichkeit

und der großen Barone, welche zur Regentschaft gewählt waren; die Person des Königs aber und seine Erziehung war einem Fürsten übergeben, den wir aus seinen Briefen nur als einen gemüthlichen, jovialen, lebenslustigen Mann kennen lernen, und der durchaus keinen anderen Begriff von Königthum hatte, als daß dasselbe zum lustigen und prunkenden Leben führe. Dieser Prinz war der Markgraf *Georg* von Brandenburg-Ansbach, ein Schweftersohn von *Radislaus*, welcher durch seine Verheirathung mit *Johann Corvin's* Wittve (1508) sehr bedeutende Güter in Ungarn erhalten hatte. Er und einige andere Herren sollten, nach des Königs Testament, unter der Oberaufsicht *Siegmund's* von Polen und des Kaisers *Maximilian* die Vormundschaft führen; dies änderte aber der ungarische Reichstag ab, indem er verfügte, daß der bereits gekrönte König mit dem ganzen ungarischen Reichsrathe die Reichsgeschäfte verwalten, Markgraf *Georg* aber, wie ausdrücklich hinzugesetzt wurde, der *Verwandschaft* wegen *Gesellschafter* und *Oberhofmeister* des Königs sein solle. Auch in Böhmen, Schlesien und Mähren wurde auf gleiche Weise dem Adel, welcher die Reichsgüter und die Rechte an sich riß, die Regentschaft anvertraut.

Der junge König war von schwacher Constitution, man durfte ihn also mit Lernen nicht anstrengen. Dies war dem Markgrafen gerade recht; denn er dachte nur an Lustbarkeiten und Feste, an Turniere und Aufzüge, und bedauerte die Armuth des Königs bloß aus dem Grunde, weil er in Folge derselben nicht so viele Feste, Jagden und Gastmähler anstellen und nicht eine größere Hofhaltung einrichten konnte. Der Markgraf selbst hielt am Hofe sechszig Reiter und versorgte den Tisch des Königs auf eigene Kosten mit Wein. Von der Lebensansicht dieses Erziehers eines Knaben, welcher künftig der mächtigen Aristokratie von Böhmen und von Ungarn Achtung einflößen und einem Feldherrn und Despoten wie *Suleiman* die Spitze bieten sollte, gibt uns das Bruchstück eines im Jahre 1518 von *Georg* geschriebenen Briefes, welches *Spieß* in seinen Aufklärungen aufbewahrt hat, eine klare Anschauung. Der Markgraf, welcher besonders auf Reiten, auf Tanzen und auf Kleiderpracht bedacht war, schreibt in diesem Briefe: „Wiewohl der Hof des Königs in einer großen Armuth

ist, dennoch habe ich mit ihm eine gute Fastnacht eingerichtet, damit die Herren dennoch sehen, daß, die beim König sein, noch nicht todt sein. Zum Ersten hat Stiebig und Zetterig im Weinharnisch sechs gute Treffer gethan. So habe ich und Krabat gerennt, ist Krabat ein Teufel gewesen und ich ein wilder Mann, bis der Teufel weit über seinen Gaul hinaus geflogen und aufs Antlitz gefallen, und hat sich auch der König beritten fast wohl, und sein alle Frauen aus der Stadt dabei gewest und viel Volk. Nachfolgend hat der König und andere Herren getanzt und bin mit achthundert Leuten in Masken gekommen, alle in kurzen Mänteln u. s. w.“ Dem lebenslustigen deutschen Markgrafen war der ungarische Mentor Bornemissa beigeordnet, dieser aber war feige und kopflos; was konnte also aus dem Prinzen werden? Johann Zapolya riß alle Gewalt an sich, und auch die letzten königlichen Schlösser wurden den Magnaten, welche das Land regierten, um geringe Summen verpfändet. Diese Herren prunkten, der junge König aber entbehrte oft des Nothdürftigsten.

Für die Ungarn war es damals ein großes Glück, das Selim I. in Persien und Egypten so viel zu thun fand, und deshalb den Waffenstillstand mit ihnen von Zeit zu Zeit erneute, obgleich seine Pascha's und die ungarischen Herren ihre Raub- und Mordzüge darum doch nicht einstellten. Nach Böhmen begab sich der junge König in den ersten Jahren seiner Regierung gar nicht. Als er endlich dahin kam, fand er auch dort alle königlichen Güter in der Gewalt des Adels, gerieth mit diesem in heftigen Streit, und begünstigte deshalb die Bürgerschaften ganz auffallend. Die Bauern wurden zuerst durch Thomas Münzer aufgeregt, später aber bildeten Luther's Schüler Lutherische Gemeinden, so daß sechs christliche Secten im Lande sich zankten und einander verfolgten. Zu der unbeschreiblichen religiösen und politischen Verwirrung bei den Tschechen und Madscharen kam endlich nach Suleiman's II. Thronbesteigung auch noch ein furchtbarer Angriff der Osmanen.

4. Suleiman II. und die Ungarn und Böhmen bis zum Jahre 1532.

Suleiman II., welchen die Franzosen den Großen oder den Prächtigen zu nennen pflegen, trat im Oktober 1520 die

Regierung an. Er gewährte dem Heere sogleich die gewöhnliche Sold-Erhöhung und das immer steigende Geldgeschenk. Selim I. hatte jedem Janitscharen nur fünfzig Dukaten gegeben, Suleiman mußte schon dreiundachtzig zahlen. Nachdem der neue Sultan eine Empörung in Asien glücklich gedämpft hatte, schickte er einen Gesandten (Behramtschauß) nach Ungarn, um einen Tribut zu fordern. Dies geschah ungefähr um dieselbe Zeit, als im Mai 1521 Ferdinand's I. Verheirathung mit der Schwester des Königs Ludwig endlich vollzogen wurde. Die Vermählung Ludwig's ward wegen des Türken-Krieges noch aufgeschoben. Suleiman hatte durch seinen Statthalter in Semendria den Krieg mit Ungarn schon beginnen lassen, ehe er selbst mit dem Hauptheere erschien. Auch wurden zu gleicher Zeit Schabacz und Belgrad enge eingeschlossen. Die erstere Stadt, in welcher eine kleine Schaar Ungarn mit dem Feinde heldenmüthig gefochten und sich einen Platz neben Leonidas verdient hatte, war schon gefallen und nur der obere Theil von Belgrad behauptete sich noch, als der König von Ungarn mit einem Heere von Ofen aufbrach. Die Besatzung von Belgrad würde das Beispiel ihrer Landsleute in Schabacz befolgt haben; sie ward aber verrathen. Weder Ferdinand, noch die Polen, noch die Böhmen leisteten die versprochene Hülfe; der Wojwode von Siebenbürgen erschien nicht zu rechter Zeit; der Palatinus zog sich nach Tolna zurück; die Serblen fingen einen lächerlichen Religions-Streit mit den lateinischen Christen an, der König von Ungarn aber hatte den furchtbaren Sultan dadurch erbittert, daß er Ende Juli den Gesandten desselben als einen Spion behandeln und bei Totis ins Wasser werfen ließ. Die Burg von Belgrad wurde zuletzt durch Franz von Hedervara und Valentin Török den Türken verkauft, und das Bollwerk der Christenheit fiel in Suleiman's Gewalt. Zwanzig Stürme hatte die Besatzung Belgrad's abgeschlagen, ehe sie am 20. August 1521 sich ergab; sie wurde nach türkischer Gewohnheit trotz der Capitulation zusammen gehauen. Dagegen erlaubten die Türken den griechisch-frommen serblischen Mönchen, die Gebeine der heiligen Matnizza zu Belgrad mitzunehmen. Nach dem Falle von Belgrad wurden auch die übrigen festen Orte erobert und dann zum Theil mit Moslim bevölkert. Suleiman selbst kehrte nach Constantinopel zurück.

Dürften wir hier anführen, mit welcher Unverschämtheit der streitbare Adel von Ungarn sich gleich darauf vom Kriegsdienste frei machte, und welche lächerlichen Verordnungen der ungarische Reichstag in Betreff einer harten Besteuerung der Gewerbe und Industrie machte, damit Söldner zur Vertheidigung des Landes geworben werden könnten, so würde man einsehen, daß die in Ungarn waltende Oligarchie und Anarchie schon in den Jahren 1521 und 1522 dem Eroberer Suleiman und seinen Türken den Weg in das Innere von Deutschland bahnte. Weder die Ungarn, noch die Böhmen, noch auch das deutsche Reich waren damals im Stande, die Frist zu benutzen, welche Suleiman ihnen dadurch gewährte, daß er, statt seine Siege an der Donau zu verfolgen, zuerst die von seinem Vater Jahre lang vorbereitete Unternehmung gegen Rhodus ausführte. In Deutschland und in Böhmen, welche Reiche gleich dem ungarischen die schlechteste Art von Regierung hatten oder mit anderen Worten scheinbar monarchisch, in Wahrheit aber oligarchisch regiert wurden, waren zu den politischen Parteiungen noch religiöse Spaltungen hinzugekommen. Die ungarischen Stände hatten nach Suleiman's Abzug ihren König bewogen, nach Böhmen zu eilen, wo er gleich nach Weihnachten 1522 sich mit Ferdinand's I. Schwester Maria vermählte. Von dem vielen Gelde, welches damals erhoben wurde, floß fast gar nichts in den Staatschatz. Übrigens hatte Ludwig vor seiner Abreise den Woiwoden von Siebenbürgen, Johann Zapolya, durch die Begünstigung des Palatinus Stephan Bathori so sehr gekränkt, daß jener sich nach Siebenbürgen begab und Alles, was Bathori unternahm, hemmte.

Suleiman richtete sich im zweiten Jahre seiner Regierung gegen die Johanniter-Ritter, welche für den Kern der europäischen Ritterschaft galten, und deren Insel Rhodus, die als ein Bollwerk der ganzen Christenheit betrachtet wurde. Er würde bei dieser Unternehmung gescheitert sein, wenn er nicht, wie Mohammed II. vor Constantinopel und Selim I. in Egypten, Leute gefunden hätte, welche gleich dem Judas Ischariot das Blut edler Helden um Silberlinge verkauften. Es gab nämlich damals in allen Ländern Menschen, die sogar den Türken für Geld dienten; in Rhodus werden uns namentlich der jüdische Leibarzt des Großmeisters und der Großkanzler des Ordens, der Portugiese Andres de Merail, gewöhnlich Amiral genannt, angeführt.

Der Frieden des Sultans mit der einzigen bedeutenden Seemacht jener Zeit, der Republik Venedig, entzog den Rittern die Hülfe zur See. Der Krieg, welchen Franz I., Karl V. und ihre Verbündeten in Italien führten, hielt die spanische, französische und italienische Ritterschaft gefesselt. Die deutschen Ritter waren zu sehr durch die Bauern und durch die Reformation in Anspruch genommen, als daß sie gegen die Türken hätten ziehen können. Die Summen endlich, welche die Päbste seit einem Jahrhundert unter dem Vorwande des Türkentrieges erpreßt hatten, waren von Leo X. und von Julius II. für die Künste, für staunenswerthe Bauwerke und für noch viel schlimmere Dinge so offenkundig verschleudert worden, daß auch die Allergläubigsten kein Geld mehr in die Hände des Pabstes geben wollten, den ja Luther in einem Kirchenliede mit den Türken in Eine Linie setzte *). Unter diesen für die Johanniter bedenklichen Umständen erschien am 18. Juni 1522 Suleiman's Flotte, welche aus dreihundert Segeln bestand und zehntausend Mann an Bord hatte, unter der Führung des Seraskiers Mustapha Pascha vor Rhodus, und Suleiman selbst marschirte mit hunderttausend Mann an der kleinasiatischen Küste her bis in die Nähe von Rhodus, von wo aus er dann seine Truppen auf die Insel übersetzen ließ. Am 28. Juli begann die Belagerung der Stadt Rhodus mit dem Feuer von hundert Kanonen, deren mehrere so ungeheure Steinfugeln schossen, daß wir die Angaben über ihre Größe für übertrieben halten würden, wenn nicht noch jetzt viele von ihnen unter den Trümmern der Stadt gefunden würden. Diese Belagerung gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen des sechszehnten Jahrhunderts; unser Zweck erlaubt uns aber nicht, bei derselben ausführlich zu verweilen.

Den ganzen Monat August hindurch machten ebenso die Türken Vorbereitungen zur Erstürmung von Rhodus, wie der Großmeister des Ritterordens, Villiers de l'Isle Adam, zum Abschlagen derselben. Dem letzteren war dabei der venetianische Ingenieur Gabriel Martinengo behülflich. Dieser zeigte sich in der Leitung der Bertheidigung den Türken weit überlegen. Bis zum 16. Sep-

*) Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort, und steur' des Pabstes und der Türken Mord.

tember wurden drei Stürme abgeschlagen und die Breschen wieder ausgebessert. Auch der oben genannte jüdische Verräther ward in dem Augenblicke, als er vermittelst eines Pfeiles einen Brief in das türkische Lager schießen wollte, ergriffen und dann geviertheilt. Am 24. September wurde ein neuer allgemeiner Sturm vereitelt, bei welchem die Türken fünfzehntausend Mann verloren. Der Sultan setzte nach demselben den Admiral seiner Flotte ab und schickte Mustapha Pascha als Statthalter nach Egypten. Im October und November ward mit unsäglichem Menschenverluste noch viermal gestürmt. Am 10. December ließ der Sultan, der, was wir dahin gestellt sein lassen, schon hunderttausend Mann verloren hatte, noch einmal eine Capitulation anbieten; die Ritter waren aber entschlossen, sich unter den Schutt der einstürzenden Gebäude von Rhodus begraben zu lassen. Sie wehrten sich, bis es ihnen an Pulver fehlte. Erst dann capitulirten sie (25. December). Suleiman sorgte diesmal dafür, daß die Capitulation wenigstens der Hauptsache nach gehalten wurde; der sehr alte Großmeister ward mit den Seinigen am 1. Januar 1523 eingeschifft und nach Italien gebracht. Auch die acht kleinen Inseln, welche außer Rhodus den Rittern gehört hatten, wurden den Türken übergeben, sowie die Burg Petreon, welche ein deutscher Ritter an der Stelle erbaut hatte, wo in alter Zeit das Mausoleum stand. Am 29. Januar 1523 kehrte der Sultan nach Constantinopel zurück.

Die Ungarn zahlten, als sie die Türken das ganze Jahr 1522 hindurch vor Rhodus beschäftigt sahen, durchaus nichts von den Geldern, die sie beschloffen hatten, in die Staatskasse, und als der Palatinus den Adel und die Geistlichkeit dazu anhalten wollte, entstanden unzählige Fehden. Es war ein Glück für sie, daß der Sultan in den Jahren 1523 und 1524 nicht an Ungarn denken konnte, weil er in anderen Theilen seines Reiches, besonders in der Krimm, wo er einen Khan absetzte und einen anderen an dessen Stelle erhob, sowie in Egypten genug zu thun fand. In Ungarn herrschte damals eine fortbauernde Anarchie, und auch mit den viertausend Deutschen, welche dem Könige versprochen worden waren, würde man, selbst wenn dieser das Geld zu ihrer Bezahlung und Ernährung gehabt hätte, wenig ausgerichtet haben. Übrigens war auch der türkische Sultan damals weit mehr durch

die Janitscharen, welche stets unruhig waren und von Zeit zu Zeit einige hunderttausend Dukaten als Geschenk von ihm erpreßten, als durch seine auswärtigen Feinde in Anspruch genommen. Er hatte ausdrücklich weder mit den Persern, noch mit den Ungarn Frieden geschlossen, damit er im Nothfalle seinen tumultuirenden Soldaten durch Bekriegung der Ketzer oder der Ungläubigen Beschäftigung und Beute verschaffen könne. In Persien war Ismael, der Gründer der Dynastie der Esoff's, gestorben. Sein Nachfolger, Thamasp, setzte sich mit Ludwig von Ungarn und dem Kaiser Karl V. in Verbindung, weil ihm Suleiman einen Brief schreiben ließ, welcher für den Charakter und Ton der Osmanen so bezeichnend ist, daß wir die Anfangsworte desselben mittheilen wollen. „Wäre — so lauten diese — in deiner durch Irrlehren verkehrten Natur auch nur ein Sonnenstäubchen von Ehre und Eifer, so müßtest du schon längst zu Grunde gegangen sein. So bist du aber als ein Gegenstand unserer Gnade aufbewahrt und dir ist unter unserem Säbel das Leben geschenkt worden. Warum hast du an unseren Hof, zu dem die Welt ihre Zuflucht nimmt, und die es mit dem Himmel aufnimmt, nicht Jemanden gesendet, um dich pflichtschuldigst zu verneigen und deine Unterthänigkeit zu bezeugen?“

Der Sultan richtet diesmal (1525) seine Waffen zuerst gegen die Ungarn, nachdem er an dem neuen Schah von Persien, der ihm seine Thronbesteigung nicht angezeigt hatte, seinen Zorn dadurch ausgelassen hatte, daß er Hunderte von persischen Gefangenen niedersäbeln ließ. In Ungarn, wo die Türken schon im Herbst 1524 die Grenzfestung Szröny erobert hatten, erhielt man am Ende des Jahres die Nachricht, daß dieselben die Moldau bedrohten, und daß der Statthalter von Belgrad Anstalten treffe, um über die Save setzen zu können. Von dort her sollte diesmal der Hauptangriff geschehen; Suleiman machte deshalb auch dem Kriege und den Grausamkeiten seiner Generale in der Moldau und Wallachei ein Ende. Er ließ die eingeborenen Fürsten, welche Johann Zapolya von Siebenbürgen her unterstützt hatte, als Vasallen anerkennen, und beruhigte sich in Betreff des Khans der Krimm mit der Anerkennung der türkischen Oberherrlichkeit. Auch mit dem Könige von Polen schloß er einen Frieden auf sechs Jahre, während zu gleicher Zeit ein Streit mit den Ragusanern von diesen durch

Geld abgekauft wurde. In Ungarn geschah nichts zur Abwehr der drohenden Gefahr. Die Magnaten waren beständig unter sich in Fehde und tobten gegen die Fugger, welche ebenso ihrem Könige, wie dem Kaiser Karl V., kleine Summen borgten und dafür von jenem die Bergwerke in Ungarn und dessen Nebenländern, von diesem die von Amerika, Spanien und Tyrol in einen für sie vortheilhaften Pacht nahmen. Während des ganzen Monats Mai 1525 hatte König Ludwig mit dem auf dem Felde von Rakos versammelten Adel, welcher die Nation vorstellte, Streit zu führen, ohne daß er von diesem Geld oder Truppen zum Kampfe gegen die Türken erhalten konnte. Das Ende des Streites war der im Juli gefasste Reichstags-Beschluß, dessen Inhalt auch ohne weitere Erläuterung zeigen kann, daß es für eine ungarische Reichsmacht unmöglich war, einem Heere, wie das türkische damals war, zu widerstehen. Der Adel sollte nämlich nicht in das Feld ziehen, sondern es sollte eine bunte Masse von Söldnern erworben, von jedem Besitzer großer Güter aber fünfzig Reiter gestellt und unterhalten, von dem übrigen Adel dagegen Exercitalgelber gezahlt werden. Mit diesen Geldern sollte dann jedes Comitatus Truppen werben und den von ihm zu erwählenden Capitän bezahlen. Die Prälaten endlich sollten von ihren Zehnten Banderien oder Söldner unterhalten. Selbst als im Anfange des Jahres 1526 ein ehemaliger Secretär des Beziars, Ferhat, welcher nach Ungarn entflohen und Christ ward, die sichere Nachricht brachte, daß Suleiman entschlossen sei, über die Save und Drave zu setzen und gerade auf Ofen los zu marschiren, geschah vorerst weiter nichts, als daß ein Reichstag auf den 24. April 1526 ausgeschrieben wurde.

Am Tage vor dieser Versammlung, welche die Madscharen zum Berathschlagen beschlossen hatten, rückte Suleiman mit hunderttausend Mann und dreihundert Kanonen von Constantinopel aus. Drei Monate dauerte sein Marsch bis Belgrad. Am 27. Juli wurde nach zehntagiger Belagerung und drei Stürmen Peterwardein genommen. Dann schlugen die Türken in fünf Tagen bei Essek eine Brücke über die Drave, welche nach dem Übergange zerstört ward. Essek selbst äscherten sie ein. Nirgends fanden sie beim Vorrücken Widerstand; denn die ungarischen Herren stritten sich vom 24. April bis zum Juni mit ihrem Könige oder vielmehr

mit dessen Gemahlin herum. Die Letztere führte nämlich das Wort für den König; sie durchstrich allzu zudringliche Vorschläge der Deputirten und schrieb einmal auf eine Vorstellung derselben die Worte: „Ein König, Ein Landesfürst.“ Der König selbst schlief stets bis zum Mittag, dann hielt er einen Reichsrath, in welchem die Anwesenden sich herumstritten und sogar einmal Frangipani dem Erzbischof Szalkai, der ihm wegen seines Widerspruches an den Bart gegriffen hatte, eine Ohrfeige gab. Noch am 19. Juni war bei Ofen weder ein Schiff noch eine Kanone in Bereitschaft. Der Palatinus, welcher Effel hatte vertheidigen sollen, entschuldigte sich mit dem Ungehorsam seiner Leute, erpreßte aber von dem leeren königlichen Schatze seine Palatinal-Besoldung. Der Bischof von Erlau ging sogar so weit, daß er im Augenblicke der höchsten Noth alte vergessene Forderungen geltend machte. Der königliche Schatz war gänzlich erschöpft. Sogar als Couriere ausgesandt werden sollten, mußte der päpstliche Legat das Geld dazu vorschießen. Der König blieb ungeachtet aller dieser Umstände sich völlig gleich; denn noch als am 19. Juni zum Zeichen der höchsten Gefahr ein blutiger Säbel beim ganzen Adel umhergetragen wurde, hielt er ein Carrousel, und am 24. Juni half er die Hochzeit eines seiner Hofbeamten verherrlichen.

Nur Georg Zapolya zeigte sich entschlossen, dem Vaterlande Opfer zu bringen; er erschien, als der König sich mit viertausend Mann bei Tolna lagerte, mit zwölfhundert Reitern, während zugleich ein Pole fünfzehnhundert herbeiführte. Auch Johann Zapolya war von Siebenbürgen her mit einem ansehnlichen Heere im Anmarsch. Da nun außerdem endlich von allen Seiten Streiter heranzogen, so rieth man dem Könige, Johann Zapolya's Ankunft zu erwarten, ehe er sich mit den Türken in Kampf einlasse. Diese zogen zwischen Sümpfen und Morästen weiter, bis sie endlich unter Regen und Nebel an der westlichen Seite der Donau einer Insel gegenüber die Gegend von Mohatsch erreichten, in welcher eine Ebene und ein Morast sich den Türken vorthellhaft, den Ungarn aber, die schon am 14. August zwanzigtausend Mann stark dort angekommen waren, nachtheilig zeigte. Obgleich nun alsbald noch etwa fünftausend Mann eintrafen, so fand es doch jedermann thöricht, mit diesem Heere, welches nur achtzig Kanonen

hatte, die Türken anzugreifen. Auch gab der König dem Rathe der Verständigen nach, und wollte bis zur Ankunft Johann Zapolya's, welcher schon bis Szegedin gelangt war und mit seiner Reiterei vorauseilte, dem Kampfe ausweichen. Allein der Palatinus bestand auf dem sofortigen Angriffe der Türken und setzte, von allen Gegnern Zapolya's unterstützt, es durch, daß man am 28. August den Kampf beschloß. Am folgenden Tage wurde dann die unglückliche Schlacht bei Mohatsch von den Ungarn begonnen, ohne daß diese eine Wagenburg errichtet und die Hügelreihe, welche das türkische Heer vorn bedeckte, besetzt oder auch nur ausgekundschastet hatten. In der Frühe des 29. August 1526 zogen die Ungarn den Türken entgegen. Diese wichen zurück, bis ihre Gegner unvorsichtiger Weise zu weit vorgegangen waren und in die Mitte genommen wurden; dann wurde das Treffen in anderthalb Stunden zum Verderben der Letzteren entschieden. Das ganze ungarische Heer ward vernichtet. Unter den Gebliebenen befand sich auch Georg Zapolya; dagegen retteten sich die beiden Männer, welche an der Niederlage Schuld waren, der Palatinus und der Ban Bathyani. Auch der König ward anfangs gerettet; ein Satz seines Pferdes aber warf ihn in einen Morast, wo er nebst seinem Begleiter Klapka den Tod fand. Sein Leichnam wurde später, als die Türken wieder abgezogen waren, aufgefunden.

Die Türken wütheten nach ihrem Siege wie Kannibalen. Sie hieben die Gefangenen nieder und brachen aus Mordlust, sowie um Pyramiden von Köpfen zu erbauen, selbst die heiligsten Versprechungen. Die Nachricht, daß die Türken damals mehr als zweihunderttausend Ungarn gemordet oder als Sklaven fortgeschleppt hätten, ist durchaus nicht unwahrscheinlich. Sie brannten außerdem die Dörfer und Städte nieder; Fünfkirchen ging auf Suleiman's Befehl, Ofen ohne sein Zuthun in Feuer auf. Als die Böhmen, welche unter Adam von Neuhaus und Georg von Brandenburg bis Raab gekommen waren, sich wieder zurückzogen, drangen die Türken raubend und mordend bis nach Gran vor. In Pest soll der Sultan ungarischen Magnaten, die er vor sich ließ, zu verstehen gegeben haben, daß er nicht abgeneigt sei, den Johann Zapolya als seinen Vasallen auf ihren Thron zu setzen. Als er nach vierzehn Tagen wieder von Ofen aufbrach,

führte er von dort die unschätzbare Bibliothek von Handschriften, welche Matthias Corvinus gesammelt hatte, mit sich. Am 24. September begann der Rückzug der Türken, welche auf demselben auch nach Szegedin und Bacs kamen. Bei Peterwardein setzte das türkische Heer über eine neu errichtete Brücke. Am Ende des November war der Sultan wieder in Constantinopel, wo er dann in den Jahren 1527 und 1528 durch Staatsgeschäfte und durch Unruhen, welche in Asien ausgebrochen waren, festgehalten wurde.

In dieser Zeit ward Karl's V. Bruder, Ferdinand I., als König von Ungarn und Böhmen anerkannt. Im Jahre der Schlacht bei Mohatsch war Ferdinand durch einen sehr gefährlichen Bauernkrieg in Anspruch genommen, welcher 1525, gleichzeitig mit dem schwäbischen, fränkischen und thüringischen Bauernkriege im Salzburgerischen entstanden war und sich nach Osterreich verbreitet hatte. Er war daher nach dem Tode des Königs Ludwig nicht im Stande, das ihm bei seiner Heirath zugestandene Recht der Nachfolge in Ungarn und Böhmen mit den Waffen geltend zu machen. Er bestritt aus diesem Grunde auch das Wahlrecht der Böhmen und Ungarn nicht, wie er doch nach dem letzten Vertrage hätte thun können. In Böhmen versammelten sich die drei Stände des Reiches oder mit anderen Worten die Herren, Ritter und Städte am ersten Oktober 1526 zur Wahl. Nachdem jeder Stand acht Wahlherren ernannt hatte, wurde schon am 24. Oktober Ferdinand in voller Versammlung zum böhmischen Könige ausgerufen. Die meisten Stimmen nach ihm hatte einer der bairischen Herzöge gehabt. Im Januar 1527 reiste Ferdinand nach Böhmen, und im Februar ward er mit der im Schlosse Karlsstein verwahrten böhmischen Krone in der Veits-Kirche gekrönt. Auch in Mähren und Schlessien wurde er anerkannt.

Die Madtscharen waren nicht so geneigt, einem in Spanien erzogenen deutschen Prinzen die Regierung anzuvertrauen. Ganz Ungarn war durch den Streit zwischen dem Palatinus Bathori und dem Woiwoden Johann Zapolya, welcher nach seines Bruders Georg Tode bloß in Ungarn zweiundsiebzig Schlösser und Herrschaften besaß, in zwei Parteien getheilt. Zapolya stand an der Spitze eines eigenen Heeres, mit welchem er anfangs die heimkehrenden Türken hatte beunruhigen wollen, dann aber sich nach

Tokay zurückgezogen hatte. Ferdinand's Schwester, die verwitwete Königin von Ungarn, ließ zwar durch den Palatinus einen Reichstag nach Komorn ausschreiben; Zapolya und sein Anhang kamen ihr aber zuvor. Diese hielten nämlich schnell in Stuhlweißenburg einen Reichstag, durch welchen Zapolya am 10. November 1526 zum König gewählt wurde. Die Königin und Ferdinand hatten zwar durch Gesandte gegen diese Wahl protestiren lassen wollen; diese wurden aber erst dann vorgelassen, als Zapolya bereits gekrönt war, und nun erklärte ihnen der Letztere, daß Ferdinand sich nicht unterstehen solle, nach Ungarn zu kommen, einen Reichstag zu berufen und Parteien zu stiften, wenn er nicht als Feind betrachtet und angegriffen werden wolle. Der Reichstag zu Komorn wurde gar nicht gehalten; die Königin-Witwe berief aber statt dessen ihre Anhänger nach Preßburg. Hier wurde dann Zapolya's Wahl für nichtig erklärt und denen, die in Stuhlweißenburg versammelt gewesen waren, ein Termin von vierzig Tagen gesetzt, um sich in Preßburg einzufinden. Als dieselben nicht erschienen, erwählten die in Preßburg Versammelten Ferdinand zum Könige und luden ihn ein, alsbald nach Ungarn zu kommen. Dies konnte natürlich nicht anders als an der Spitze eines Heeres geschehen.

Vergebens suchte der König von Polen auf einem Kongreß zu Olmütz zwischen Zapolya und Ferdinand zu vermitteln, damit während ein neuer Türken-Krieg drohte, der Frieden zwischen den christlichen Fürsten erhalten werde; vergebens sprach 1527 Pabst Clemens VII, welcher damals Karl's V. Gefangener war, den Bann gegen Zapolya aus; der Streit über die ungarische Krone mußte mit dem Schwerte entschieden werden. Ende Juli 1527 rückte ein Heer unter Kasimir von Brandenburg-Ansbach und Niklas von Salm gegen Tyrnau und Theben, und am 3. August zog Ferdinand selbst mit sächsischen und braunschweigischen Truppen, die der Graf von Mansfeld anführte, gegen Altenburg. Das vereinigte Heer der Deutschen trieb Zapolya aus ganz Ungarn. Christoph Frangipani ward in einem Gefechte getödtet und auch Kroatien durch Franz Bathyani gewonnen; Niklas von Salm aber erfocht einen glänzenden Sieg bei Tokay. Ferdinand vereinigte hierauf den größten Theil des Adels in Ofen und ließ

sich dort noch einmal wählen, sowie gleich darauf in Stuhlweissenburg krönen.

Zapolya glaubte sich endlich nicht einmal in Siebenbürgen mehr sicher, weil Ferdinand's Bevollmächtigte, Kaspar Horvath und Reichersperger, zuerst Hermannstadt und dann das ganze übrige Land von ihm abwendig machten, Er flüchtete sich auf das Gut eines Freundes und dann nach Polen. Hier hielt er sich einige Zeit im Kloster Czenstochau auf, von wo aus er dann in alle Gegenden Gesandte schickte, um Verbündete zu suchen. Er sendete namentlich den Polen Hieronymus Pasczy, Palatinus von Siradien, welchen er früher schon nach Paris geschickt hatte, nach Constantinopel. Hier verwandte sich im December 1527 auch ein Agent von Venedig, Gritti, für ihn. Suleiman machte anfangs Schwierigkeiten, sich mit Zapolya einzulassen, obgleich die Türken damals die sämtlichen Festen von Bosnien und viele Plätze in Dalmatien erobert hatten, und alle Anstalten zu einem neuen Zuge getroffen worden waren. Endlich brachte aber Pasczy im Februar 1528 ein Bündniß zwischen Suleiman und Johann Zapolya oder, wie die Türken diesen nannten, König Janusch zu Stande. In diesem Bundesvertrage versprachen die Türken nicht bloß Kanonen und Munition, sondern auch einen neuen Kriegszug nach Ungarn. Auch König Ferdinand schickte an Suleiman Gesandte. Diese traten jedoch ganz anders auf, als Zapolya's Polacke; denn sie suchten zwar um eine Waffenruhe oder einen Frieden nach, fordereten aber zugleich die Zurückgabe von vierundzwanzig ungarischen Städten, welche noch in Suleiman's Gewalt waren. Wie die Türken dies aufnahmen, zeigt die Antwort, welche der Großwesier Ibrahim am 29. März 1528 den Gesandten Ferdinand's erteilte. „Mit welcher Stirn, sagte Ibrahim, vermißt sich dein König, sich den Mächtigsten zu nennen, Angesichts des Kaisers der Osmanen, in dessen Schatten und Huld sich die übrigen Könige empfehlen!“ Die Gesandten wurden neun Monate lang in den ihnen zur Wohnung angewiesenen Gebäuden eingeschlossen gehalten und erst am zwanzigsten März 1529 entlassen. Man gab ihnen folgenden Bescheid mit: „Euer Herr hat bisher unsere Freundschaft und Nachbarschaft nicht gefühlt, aber er wird sie fortan fühlen. Ihr könnt ihm sagen, daß ich selbst kommen werde mit aller Kraft

und Macht, und daß ich ihm selbst zurückzugeben gedente, was er von mir begehrt. Saget ihm also, er möge Alles wohl vorbereiten zu unserem Empfange!"

Am 10. Mai 1529 brach Suleiman von Constantinopel nach Ungarn auf. Auch Zapolya kehrte damals aus Polen dahin zurück; man wirft ihm aber Feigheit und militärische Unfähigkeit vor. Am 20. Juli ließ Zapolya sich bei Mohatsch dem Sultan vorstellen, welcher gegen Ofen hin marschirte, da er kein Heer vorfand, das sich ihm im Felde hätte gegenüberstellen können. Zapolya schämte sich also nicht, daß er vom Sultan gerade an der Stelle als König empfangen wurde, an welcher sein Vorgänger und der Kern seiner Landsleute untergegangen waren. Am 14. September wurde er, nachdem die Türken Ofen erobert hatten, von einem General vierten Ranges durch Janitscharen in der Königsburg der Madscharen eingeseßt.

Suleiman selbst marschirte sogleich gegen Wien, und belagerte dann diese Stadt, während Ferdinand in Linz erwartete, daß sich die deutschen Fürsten um ihn sammelten. Die Bertheidigung von Wien gegen ein türkisches Heer, welches aus zweimalhundertfünfzigtausend Mann bestand, dreihundert Kanonen bei sich hatte, und von einer starken Flotte auf der Donau begleitet war, ist der glänzendste Punkt in der deutschen Kriegsgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts, besonders auch aus dem Grunde, weil die Befestigungen der Stadt schwach waren und die Belagerten nur zweiundsiebzig Kanonen besaßen. Die Beschreibung dieser Bertheidigung erfordert einen des Militärwesens kundigen Schriftsteller; wir übergehen daher das Einzelne und erwähnen nur, daß die Stadt mit Lebensmitteln gut versehen war, daß die Besatzung aus etwa zwanzigtausend Mann auserlesener Soldaten bestand, und daß eine heldenmüthige Bürgerschaft mit den Reichstruppen und mit österreichischen Kriegslenten, böhmischen Schützen, Spaniern und Ungarn wetteiferte. Alle Häupter der ritterlichen Geschlechter Östreich's, die Schwarzenberg, Stahrenberg, Auersberg, Lichtenstein u. s. w., fochten bei den Ausfällen und Stürmen ritterlich mit; an der Spitze der Streitenden aber standen Philipp, Pfalzgraf am Rhein und Herzog von Baiern, und der greise Niklas von Salm. Die Türken hatten bedeutende Sturmflüden geschossen und einen

Theil der Mauer durch Minen zum Einsturz gebracht: dennoch wurde jeder Sturm, auch der letzte am 14. Oktober, mit großem Verluste der Feinde abgeschlagen. Am 15. Oktober mußte Suleiman den Rückzug antreten. Ganz Östreich bis nach Linz hin war vorher von den Barbaren zur Wüste gemacht worden.

Ferdinand belagerte nachher die Stadt Ofen vergebens (Presburg war bereits von den Seinigen besetzt), und schloß endlich mit dem türkischen Vasallen Zapolya einen Waffenstillstand. In den folgenden Jahren rüstete er in Verbindung mit seinem Bruder, dem Kaiser Karl V., ein ansehnliches Heer, um dem Sultan, wenn er wieder heranzöge, im offenen Felde zu begegnen. Glücklicher Weise erschien aber der Sultan in Ungarn erst im Jahre 1532 wieder, als die Streitigkeiten im deutschen Reiche durch den Nürnberger Religionsfrieden beigelegt waren und auch die Protestanten sich beeiferten, dem Kaiser ihren Patriotismus und ihren christlichen Eifer im Kampfe gegen die Ungläubigen zu beweisen. Wir glauben hier abbrechen zu müssen, weil von 1532 an die ungarische, böhmische und türkische Geschichte, so weit sie hierher gehört, sich leicht in gewisse Theile der deutschen Geschichte einschalten läßt.

5. Heinrich VIII. von England.

Heinrich VIII. von England regierte trotz aller Privilegien seiner Unterthanen und trotz des Parlaments despotischer und grausamer, als irgend ein anderer Fürst seiner Zeit. Er ließ sich von seinem Kapellan Wolfsey, dem er die Kardinals-Würde verschaffte unbedingt leiten, bis sein Wunsch, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen, einen Zwist zwischen ihm und Wolfsey, sowie bald auch zwischen ihm und der päpstlichen Kirche herbeiführte (s. Th. XI. S. 352 ff. und 379 f.). Wolfsey war nicht bloß Kanzler des Reiches und Erzbischof von York, sondern er vereinigte auch das reiche Bisthum Winchester und unzählige Pfründen mit der Würde eines päpstlichen Legaten, und die Päbste übertrugen ihm, weil sie Heinrich's bedurften, urkundlich fast alle Gewalt, die sie selbst hatten. Außerdem gab ihm der französische König Franz zur Entschädigung für das Bisthum Tournay eine Rente von zwölftausend Livres, Kaiser Karl V. und Pabst Leo X. aber zahlten ihm jährlich

fünftausendfünfhundert Dukaten für die Bischümer Toledo und Valencia. Wolsey's Hochmuth war unbegrenzt, und sein Aufzug verdunkelte den des Königs, da er nicht geizig war, sondern seine unermesslichen Einkünfte in kaiserlicher Weise an seine Umgebungen, sowie für Bauwerke und Stiftungen verschwendete. Es ist bereits früher berichtet worden, wie Wolsey die beiden Männer, welche neben ihm Legaten waren, Corneto und Campeggio, verdrängte und unerhörte Bedrückungen übte, ohne daß man sich zu widersetzen wagte. Zweimal strebte Wolsey ebenso nach dem Papstthum wie sein König einmal nach dem Kaiserthum; Beide aber sahen sich in ihrem ehrgeizigen Streben getäuscht.

Den Gesetzen und Rechten der Engländer durfte sowohl der Kaiser als Wolsey bei jeder Gelegenheit ungestraft Hohn sprechen. Wolsey errichtete z. B. ein geistliches Gericht, welches unter dem Vorwande einer religiös-moralischen Aufsicht alle erdenklichen Gewaltthätigkeiten übte, sowie der König selbst seinen Stolz darin setzte, in dogmatisch-scholastischen Kämpfen ein Held zu sein, und mit entsetzlicher Grausamkeit jeden verfolgte, der irgend einen Satz seiner Schul-Theologie zu bestreiten wagte. Wolsey nannte seinen Gerichtshof, welcher in der englischen Verfassung auf keine Weise begründet war, das Tribunal des Legaten. Er machte einen John Allen zum Präsidenten desselben, und dieser, welcher alles Streitige vor sein Tribunal zu ziehen wußte, erlaubte sich unter dem Vorwande der päpstlichen Vollmacht die schrecklichsten Bedrückungen und Willkürlichkeiten. Im Volke und sogar im Parlamente erhob sich keine Stimme dagegen, und auch die Richter schwiegen, weil Niemand sich auf das Gesetz Praemunire berief, welches in England schon längst gegen des Papstes Einmischung in die weltliche Gerichtsbarkeit erlassen worden war (s. Th. X. S. 8). Jener Gerichtshof war ebenso für Wolsey ein Mittel, um Erpressungen zu üben und seine Feinde zu verfolgen, wie der König sich der aus seinen Hofleuten und Creaturen bestehenden Sternkammer (s. Th. X. S. 491) zu seinen Verurtheilungen zu bedienen pflegte. Zu den Männern, welche der König selbst gerichtlich ermorden ließ, gehörte namentlich der nächste Anverwandte seines Hauses, der Herzog von Buckingham, dessen Hinrichtung Hume und Andere mit Unrecht dem Cardinal Wolsey zuschreiben. Der Letztere war bei der Vernich-

tung des Herzogs nur als Minister thätig. Das Verbrechen Buckingham's bestand darin, daß er einen Seher über das Ende des Königs befragt hatte. Gerichtet hätte er nach englischen Gesetzen durch das Oberhaus werden sollen; Wolsey suchte aber siebenzehn Pairs aus, welche eine Gerichts-Commission bildeten, und der Herzog von Norfolk (high steward) schämte sich nicht, den Vorsitz in derselben zu führen. Buckingham ward durch dieses Gericht verurtheilt, und da er bei der Verkündigung seines Urtheiles nicht nur standhaft auf seiner Unschuld beharrte, sondern auch erklärte, er werde nie um des Königs Gnade bitten *), so wurde er im Mai 1521 hingerichtet.

Selbst die Schwierigkeit, ohne Befragung des Parlaments Geld zu erheben, wußte der Kardinal zu beseitigen; er ward daher auch dem verschwenderischen Könige von Jahr zu Jahr unentbehrlicher. Es ist hier der Ort nicht, alle die Mittel gewaltsamer Geld-Erpressungen anzuführen, welche Wolsey seinem Könige angab; Einiges muß aber ebenso in dieser Hinsicht erwähnt werden, wie wir weiter unten einzelne Beispiele aus dem endlosen Register der Willkürlichkeiten, Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten Heinrich's ausheben werden, um zu zeigen, daß der theologische König von England, dem für seine grausamen Hinrichtungen und Geld-Erpressungen selbst sein Religionseifer nützlich war, seinem Zeitgenossen, dem türkischen Sultan, gleich. Wolsey ließ einst das Vermögen aller Engländer, welche ein Alter von sechzehn Jahren und darüber hatten, aufzeichnen, und bediente sich dann dieses Registers, um für seinen König eine Anleihe von einem Zehntel der weltlichen und von einem Viertel der geistlichen Einnahme zu erpressen. Nur die Kaufleute von London durften bei dieser Gelegenheit sich mit einer runden Summe abfinden. Gleich im folgenden Jahre nöthigte Wolsey nicht nur die Geistlichkeit, dem Könige die Hälfte ihrer jährlichen Einnahme als eine in fünf Jahren zahlbare Abgabe zu gewähren, sondern er verlangte auch vom Parlament ein innerhalb vier Jahren zu entrichtendes Fünftel aller Laiengüter. Das Letztere fand anfangs Widerspruch, und es wurde nur die Hälfte der geforderten Summe bewilligt. Allein Wolsey begab sich hierauf selbst

*) I shall never sue to the king for life.

in das Parlament, und dieses wurde, obgleich es sich weigerte, in seiner Gegenwart zu berathen und abzustimmen, durch den Schritt des Kardinals so eingeschreckt, daß es nicht allein die vorher gewährte Summe erhöhte, sondern sich auch nicht widersetzte, als Wolsey das, was in vier Jahren hätte entrichtet werden sollen, in einem einzigen Jahre erheben ließ. Im Jahre 1525 wollte der König eine ähnliche Steuer unter jenem Namen einer freiwilligen Gabe (*benevolence*), welche zu seines Vaters Zeit verhaßt geworden war (s. Th. X. S. 332 u. 390), erheben lassen; das ganze Reich gerieth aber darüber in Bewegung, und es fehlte wenig, daß nicht schon damals Wolsey durch seines Königs Habsucht und Verschwendung gestürzt worden wäre. Er fiel erst später als ein Opfer der Wollust desselben.

Mit der Geschichte des Kardinals Wolsey und seines Sturzes hängt leider! die Entstehung der sogenannten Hochkirche England's und ihres Gottesdienstes ganz enge zusammen. Diese von Heinrich VIII. herstammende und später unter Elisabeth nach Calvin's Theorie verbesserte Kirche hat einen halb geistlichen, halb weltlichen Klerus und einen halb protestantischen, halb katholischen Gottesdienst, welcher auf der einen Seite der mechanischen Frömmigkeit der Pietisten, auf der anderen den hierarchischen Grundsätzen der römischen Kirche nahe verwandt ist. Wir sehen daher auch, daß dieselbe im sechszehnten Jahrhundert von Pietisten und im achtzehnten und neunzehnten von Anhängern der römischen Kirche heftig erschüttert wurde. Die Geschichte der Kirchenveränderung in England (denn eine Kirchenverbesserung möchten wir das, was Heinrich in kirchlicher Beziehung anordnete, nicht nennen), entsprang ganz allein aus dem Wunsche des Königs, auf eine scheinbar rechtmäßige Weise und nach den Gesetzen der römischen Kirche von seiner ersten Gemahlin geschieden zu werden.

Heinrich war achtzehn Jahre lang mit seines Bruders Wittwe Katharina, einer Tante des Kaisers Karl V., vermählt und hatte fünf Kinder mit ihr erzeugt, von denen eine Tochter, Maria, ihn später überlebte und nach vielen Abenteuern auf den englischen Thron gelangte. Er hatte sich während jener ganzen Zeit mit Galanterieen begnügt, bis er eine leidenschaftliche Neigung zu der höchst leichtfertigen Anna Boleyn faßte. Diese Dame hatte als ein

Kind von sieben Jahren Heinrich's Schwester, welche mit dem Könige von Frankreich Ludwig XII. und nach dessen Tode mit dem Herzoge von Suffolk vermählt wurde, nach Frankreich begleitet und war dort allein bei ihr geblieben, während das übrige Gefolge der Prinzessin, das sich durch seinen Lebenswandel den Franzosen verdächtig machte, nach England zurückgeschickt wurde. Wie lange Anna Boleyn nach dem Tode Ludwig's XII. noch in Frankreich verweilte, ist nicht leicht anzugeben; gewiß ist aber, daß sie in ihrem zwanzigsten Jahre Hofräulein der Königin Katharina ward. In dieser Stellung lernte Heinrich sie kennen. Der König hatte früher schon mit ihrer Schwester Maria in vertrautem Umgange gelebt; diese war aber nachher von ihm wieder verlassen worden. Anna benahm sich vorsichtiger, als ihre Schwester. Der König selbst drang nach seiner heftigen Gemüthsart vom ersten Augenblicke an leidenschaftlich auf eine Scheidung von seiner Gemahlin, oder vielmehr er heuchelte Gewissensbisse wegen seiner Ehe mit derselben und behauptete, Pabst Julius II. habe die für diese erteilte Dispensation (s. Th. XI. S. 206) gar nicht geben dürfen. Jetzt erst, sagte er, fühle er sich in seinem Gewissen beschwert, daß er dem Mosaischen Ehegesetze zuwider gehandelt habe. Er schrieb sogar selbst eine Abhandlung, um seinen Bischöfen zu beweisen, daß seine Ehe mit einer Schwägerin nach einer Stelle im vierten Buche Moses und nicht nach einer anderen, weniger strengen im fünften beurtheilt werden müsse. Das ganze Volk gerieth über diese Sache in Bewegung und Kaiser Karl V. nahm sich seiner Tante an, welche dem Kardinal Wolfsey und den Bischöfen nicht recht traute, weil der Kardinal als Minister allmächtig war und als Legat auch eine päpstliche Vollmacht (wiewohl freilich nicht für alle Fälle) besaß. Katharina und ihr Neffe Karl V. vertrauten auf den Pabst Clemens VII., der zwar gern in die Scheidung eingewilligt hätte, gerade damals (1527) aber in der Gewalt des Kaisers war (s. Th. XI. S. 415). Clemens war unter diesen Umständen darauf bedacht, weder den Kaiser noch den englischen König zu beleidigen. Er suchte deshalb die Entscheidung zu verzögern. Der König ward bald ungeduldig, und Wolfsey gerieth zwischen ihm und dem Pabste ins Gedränge. Clemens hatte sich zwar geweigert, dem Kaiser, welcher die Proceß-

Sache des englischen Königs unmittelbar vom Pabste und nicht durch Commissäre in England entschieden haben wollte, seine Forderung zu gewähren, weil dies gegen den Gebrauch sei; er hatte aber zugestanden, daß Karl vor dem Urtheilsspruche von dem Prozesse sollte benachrichtigt werden.

Im December 1527 entkam der Pabst den Händen der Kaiserlichen und gelangte glücklich nach Orvieto (s. Th. XI. S. 418). Dort traf ihn ein Abgeordneter des englischen Königs (Knight), der ihm zwei in England ausgefertigte Urkunden zur Unterschrift vorlegte, die eine, um den Cardinal Wolfsey zur Scheidung der Ehe Heinrich's zu bevollmächtigen, die andere, um die Vermählung des Königs mit Anna Boleyn zu erlauben. Der Pabst bewilligte das Letztere, und fand dagegen Mittel, das Erstere hinaus zu schieben, indem er noch einen anderen Cardinal ernannte, welcher zugleich mit Wolfsey über die Ehescheidungs-Sache zu Gericht sitzen sollte. Auch Wolfsey hatte offenbar keine große Neigung, die Scheidungssache zu betreiben; denn Anna Boleyn war gegen ihn feindlich gesinnt. Dessen ungeachtet bewirkte Wolfsey, der im Gedränge war und sich von dem tyrannischen Könige bedroht sah, im Juli 1528, daß beim Vorsetze einer Scheidungs-Commission, welche für Heinrich sprechen sollte, ihm der Cardinal Campeggio zugeordnet wurde, und daß man diesem sogar eine Bulle anvertraute, welche Alles enthielt, was der König vom Pabste verlangen konnte. Diese Commission sollte eine bloße Förmlichkeit sein; die römische Politik spielte aber dabei den Gesandten Heinrich's, welche die Absendung Campeggio's und die Ausfertigung der ihm mitgegebenen Bulle bewirkt hatten, einen argen Streich und täuschte auch den König selbst, sowie den Cardinal Wolfsey. Campeggio erhielt nämlich den Befehl, die Bulle nicht aus seiner Hand zu geben und dieselbe zwar dem Könige und dem Cardinal Wolfsey zu zeigen und vorzulesen, nachher aber sogleich zu verbrennen. Dies geschah, um den Proceß zu verlängern und besonders um ihn zuletzt dem bestellten Gerichte entziehen und nach Rom bringen zu können. Deshalb reiste auch Campeggio so langsam, daß er statt im Juli, wie man erwartet hatte, erst im Oktober in England eintraf. Dann wußte er durch allerlei Schikanen, Bedenklichkeiten und kanonische Spitzfindigkeiten es dahin zu bringen, daß die Sitzungen

der Commission erst im Mai 1529 eröffnet und nachher in die Länge gezogen wurden, und daß man endlich im Juli erklärte, nur der Pabst allein könne das Urtheil fällen.

Jetzt kannte des Königs Zorn keine Schranken mehr; Anna Boleyn, welche dem Cardinal Wolsey nicht gewogen war, beherrschte den König noch weit unumschränkter, als früher Wolsey, und dieser, welcher vorher die neue Ehe gefürchtet hatte, hätte jetzt gern Alles gethan, um sie zu Stande zu bringen, weil er verloren war, wenn der König seinen Zweck nicht erreichte. Der König glaubte, daß die Bulle, welche Campeggio ihm gezeigt hatte, noch in dessen Händen sei. Sie war aber verbrannt, und Heinrich ließ vergebens das Gepäck des Cardinals durchsuchen. Sein ganzer Zorn fiel jetzt auf Wolsey. Er ließ demselben die Siegel abfordern und entfernte ihn bald von allen Stellen, Würden und Pfründen. Zugleich bedrohte er ihn mit einem Kriminal-Proceß, der unter einem Tyrannen, wie Heinrich war, und bei dem Schrecken, den dieser allen denen einflößte, welche Rechte, Güter und Leben der Engländer zu vertheidigen wagten, offenbar nur mit der Verurtheilung des Cardinals endigen konnte. Wolsey ward nämlich jetzt wegen seines Legaten-Gerichtshofes angeklagt, indem er durch die Übertretung des gegen die Annahme einer päpstlichen Bevollmächtigung erlassenen Gesetzes Prämunire ein Todesverbrechen begangen habe (Oktober 1529). Man stellte ihn vor die aus Hofbeamten zusammengesetzte Sternkammer, deren sich die Könige dieses Jahrhunderts als eines Gerichtes über ihre Hofleute bedienten, und diese verurtheilte den Cardinal. Der König ließ jedoch den Urtheilsspruch nicht vollziehen, sondern verzieh dem Cardinal, nachdem derselbe mit demüthiger Reue allen seinen Stellen, Würden und Pfründen außer dem Erzbisthum York entsagt hatte. Auch erlaubte er dem Cardinal, welcher während des Proceßes auf den Landsitz des Bischofs von Winchester verwiesen worden war, sich in sein Erzbisthum zu begeben. Dort wurde aber Wolsey nicht lange in Ruhe gelassen. Der König ließ ihn des Hochverräths anklagen, und schickte im November 1530 den Herzog von Northumberland nach York, um den Cardinal als Kriminalverbrecher nach London bringen zu lassen. Dieser starb jedoch unterwegs, und zwar, wie jetzt historisch bewiesen ist, nicht an Gift, sondern an der Ruhr.

Die Scheidungssache nahm unterdessen ihren Fortgang; Heinrich hatte aber auch schon den Entschluß gefaßt, mit der römischen Kirche zu brechen, ohne jedoch zugleich dem ihm tödtlich verhassten Luther oder der von dessen Anhängern verkündigten Glaubensfreiheit im geringsten günstig zu werden, wie er denn auch später, als die Zahl der Anhänger Luther's in seinem Reiche sich vermehrte, diese ebenso wie die Katholiken oder die Anhänger des Papstes verfolgen und gerichtlich morden ließ. Heinrich hatte nicht bloß einen ganz unbegrenzten und lächerlichen Königsstolz, sondern er war auch von Kindes Beinen an in der Scholastik oder der theologischen Kopffechtereie geübt worden, und glaubte eine Stütze des christlichen Glaubens, sowie ein Held bei der Vertheidigung desselben zu sein. Er hatte früher sogar um dem Beherrscher von Frankreich als dem allerchristlichsten Könige und dem Beherrscher von Spanien als dem katholischen Könige nicht nachzustehen, sich mit großer Anstrengung ein Diplom des Papstes verschafft, durch welches ihm der Titel „Vertheidiger des wahren Glaubens (defensor fidei)“ zuerkannt wurde. Er hatte nämlich zu diesem Zwecke ein Buch verfaßt und dasselbe im Oktober 1521 durch den Dechanten Clarke von Windsor nach Rom überbringen lassen, damit der Pabst erkenne, welch ein eifriger Verfechter des alten Glaubens-Systems der König von England sei. Er selbst behauptete sehr nachdrücklich und zu wiederholten Malen, daß er allein der Verfasser dieser Schrift sei; die Welt sagt aber, Wolfey und der gelehrte Bischof Fisher von Rochester hätten an der Abfassung derselben mehr Antheil gehabt, als der König. Die Veranlassung zu diesem Buche nahm Heinrich von dem Umstande her, daß Luther in seiner Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche einen Angriff auf die Lehre von den sieben Sacramenten oder mit anderen Worten auf die Grundlage des ganzen papistischen Glaubens-Systems gemacht hatte. Heinrich gab daher auch seiner Schrift, welche den kirchlichen Jahrbüchern von Bzovius und der Halle'schen Ausgabe von Luthers Werken wörtlich einverleibt ist, den Titel „Von den Sacramenten“*). Der Pabst ertheilte

*) Assertio septem sacramentorum adversus Martinum Lutherum edita ab invictissimo Angliae et Franciaee rege et domino Hiberniae, Henrico ejus nominis octavo. Lond. 1521.

dem Könige wegen dieser Schrift wirklich einen Titel, wie Heinrich ihn wünschte, um den Königen von Spanien und Frankreich gleich zu stehen. Er erklärte zugleich in dem Briefe an Heinrich, in welchem er dies that, das Buch für ein Werk, das ohne den Beistand des heiligen Geistes nicht habe zu Stande gebracht werden können, und erteilte daher auch allen denen, die es lesen würden, Ablass. Das Buch Heinrich's wird von Emser für die beste Widerlegung Luther's gehalten. Auch Scultetus und sogar Robertson rühmen dasselbe; Beide haben es aber wahrscheinlich nie gelesen, weil sie es sonst unmöglich hätten loben können. Unsere Theologen, besonders Planck, urtheilen sehr verächtlich von dem Buche, und die von ihnen angeführten Proben beweisen, daß sie Recht haben. Luther und seine Freunde dachten ebenso und wollten nichts davon wissen, daß der gelehrte Fisher oder gar, wie man auch sagte, Erasmus von Rotterdam dem Könige bei dieser schriftstellerischen Arbeit geholfen hätte; sie erklärten das Buch für das Werk eines abgeschmackten englischen Hof-Kaplans, gaben aber zu, daß es in gutem Latein geschrieben sei. Dieser Kaplan war Eduard Lee, welcher einen albernen Streit mit Erasmus von Rotterdam anzufangen wagte, und den der König später zum Erzbischof von York machte.

Wir erwähnen dieses Buches, sowie der Gegenschrift, welche Luther geschrieben hat, aus dem einzigen Grunde, weil auch bei dieser Gelegenheit Luther's Hefigkeit oder, um ein neu gestempeltes Wort der Philosophen zu gebrauchen, seine göttliche Grobheit der evangelischen Kirche, welche Luther gründen wollte, verderblich geworden ist. Luther schreckte dadurch nicht nur den König von England ab, sondern er beleidigte auch den Nationalstolz der Engländer ebenso, wie er gleich darauf auch die Schweizer kränkte, indem er sie nicht als Christen anerkennen wollte. Wir meinen nicht, daß Luther ein Diplomat, Hofmann oder Politiker hätte sein sollen, daß er, wie man jetzt sich ausdrückt, nur in parlamentarischer Sprache hätte reden und mit dem stümpernden König fein säuberlich verfahren sollen; nein, er hätte nur dem Könige gegenüber, mochte dieser auch noch so grob sein, sich der Sprache eines gebildeten Mannes bedienen sollen. Heinrich hatte allerdings über Luther geschimpft und gespottet, und sein Buch

war in jenem hochmüthigen Tone und in jenen wegwerfenden und herabsetzenden höhnischen Ausdrücken gegen Plebejer verfaßt, welche wir jetzt in Frankreich und in Deutschland wieder täglich hören müssen; dies konnte aber dem deutschen Reformator nicht im geringsten schaden. Alle Gelehrten erkannten auf den ersten Blick, daß das unter Heinrich's Namen gefertigte Buch höchst elend sei. Daher wurde Luther von seinen besten Freunden, auch von Spalatinus und seinem Kurfürsten, vor Allen aber von Melanchthon, dringend gebeten, dem Könige entweder gar nicht zu antworten, oder wenigstens nur den Inhalt seiner Schrift, nicht die Person des Verfassers anzugreifen, die er ja doch nicht erreichen konnte. Allein Luther vermochte nicht seinen Zorn zu mäßigen. Er schadete dadurch der großen Sache, die er verfocht, ebenso, wie ihr später der große Lessing und Johann Heinrich Voss, welche gleichfalls zu persönlich feindlich schrieben, geschadet haben. Schon der Titel von Luther's Buch war nicht gegen die Schrift des Königs, sondern gegen diesen selbst gerichtet *). Diese Schrift Luther's hat ebenso, wie eine andere gegen Herzog Georg von Sachsen und eine dritte gegen Herzog Heinrich von Braunschweig, dem großen Reformator und seiner Lehre bis auf unsere Tage sehr viel geschadet, weil die Feinde des Lutherthums, besonders die gleißenden Jesuiten und diejenigen Gelehrten, denen Urbanität mehr werth ist, als Wahrheit, diese Bücher als Beweise dafür benutzt haben, daß ein so grober Mann wie Luther in einem Religionsstreite unmöglich Recht haben könne, was freilich einen schlechten Schluß voraussetzt.

Luther behandelt, um andere Schmähungen zu übergehen, das Buch des Königs höchst verächtlich, und spricht dasselbe trotz der gegentheiligen Versicherung des Königs ihm ab. Dies war allerdings nur Wiedervergeltung. Allein Luther nennt auch den König selbst wiederholt einen Narren, einen Esel, einen Gotteslästerer und einen Lügner, sowie den Cardinal Wolfsey ein Ungeheuer, eine

*) Das Buch erschien 1522 zuerst lateinisch, dann deutsch. Die deutsche Ausgabe war wenigstens nicht gleich durch den Titel gegen die Person des Königs gerichtet; denn dieser lautete: „Antwort D. Martin Luther's auf Heinerich Königs von England Buch.“ Die lateinische Ausgabe aber führte den Titel: *Contra Henricum Angliae regem Martinus Lutherus.*

Pest des Reiches, einen Gott und Menschen verhassten Mann*). Von dem Augenblicke an, wo Luther den englischen König auf solche Weise angegriffen hatte, war es unmöglich, den Letzteren dahin zu bringen, daß man auch nur den Namen Luther's vor ihm aussprechen durfte, oder daß er nicht jeden seiner Unterthanen, welcher des Lutherthums verdächtig war, grausam verfolgen und hinrichten lasse. Auch mußten seine beiden aufgeklärten Rathgeber, Cromwell und der würdige, edle und fromme Cranmer, als sie später die protestantische Lehre begünstigten, Heuchelei üben und mit ängstlicher Vorsicht jeden Gedanken, daß sie nicht rechtgläubig seien, abwehren. Übrigens hat Luther selbst dritthalb Jahre nachher seinen Schritt bereut, indem er auf Bitten des Königs von Dänemark einen servilen Brief an Heinrich schrieb; er beging aber dabei eine neue Unvorsichtigkeit, und bereitete dadurch dem Letzteren den Triumph, ihm wegwerfend antworten zu können. Es ist in der That unbegreiflich, wie Luther dem furchtbaren Tyrannen Heinrich zutrauen konnte, daß er sich mit einem deutschen Theologen einlassen werde, welcher ihn und seinen Günstling Wolfsey wie Schulknaben heruntergemacht hatte.

In Betreff der Scheidungs-Angelegenheit hatte Heinrich schon zwei Jahre vor Wolfsey's Tode einen ihm sogleich einleuchtenden Rath von einem Manne erhalten, welcher zwar ein eifriger Anhänger Luther's war, von dem er dies aber nicht ahnen konnte, weil derselbe ihm von zwei ganz römisch-orthodoxen Geistlichen, Fox und Gardiner, vorgestellt worden war. Dieser Mann war Thomas Cranmer, ein sehr gelehrter Theolog, welcher Professor in Oxford gewesen war, aber, weil er sich verheirathet hatte, die Universität hatte verlassen müssen und hierauf die Erziehung der Söhne eines Barons zu Waltham übernommen hatte. Als nun der König sich einst bei dem Letzteren befand, sagte man ihm, daß Cranmer vielleicht eine kanonisch gültige Auskunft in der Scheidungssache angeben könne. Der König ließ denselben sogleich vor sich kommen, und erhielt von ihm den Rath, sich von allen ausgezeichneten Theologen und Universitäten Europa's ein Gut-

*) Illud monstrum et publicum odium dei et hominum, pestis illa regni tui.

achten geben zu lassen und dieses dem Pabste vorzulegen, welcher gewiß nicht gegen das einstimmige Urtheil der Kanonisten entscheiden werde. Cranmer's Rath leuchtete dem Könige so ein, daß er mit einem nicht gerade königlichen Ausdruck ausrief, „jetzt habe er die Sau bei beiden Ohren gepackt.“ Zur Ausführung desselben ward jedoch erst nach Wolsey's Tode geschritten. Die englischen Universitäten brachte man durch tausend Mackereien, Quälereien und Drohungen, die sich aktenmäßig beweisen lassen, zu einer geschraubten Erklärung für des Königs Wunsch, wobei Fox und Gardiner thätig waren. In Italien sprachen sich gegen eine Erkenntlichkeit in Geld die Universitäten Bologna, Ferrara und Padua ebenfalls günstig aus. In Deutschland dagegen konnte Heinrich's Agent, Barnes, selbst bei den Protestanten nichts ausrichten, weil es sich bei dieser Sache um die Ehre der Tante des Kaisers handelte. Man mußte sich daher mit der Zustimmung einzelner Theologen begnügen. Luther selbst hatte einen ganz eigenen Einfall: er schrieb an Barnes, er könne die Scheidung nicht billigen, wohl aber sein Gutachten dahin gehen, daß Heinrich nach dem Vorgange der Patriarchen und früherer Könige zwei rechtmäßige Frauen zugleich haben dürfe*). Die französischen Universitäten wurden durch ihren König, welcher Heinrich's gegen den Kaiser bedurfte, dahin gebracht, daß sie, wiewohl nicht ganz ohne Widerspruch, die Scheidung billigten.

Pabst Clemens VII. hatte diesem Allen ruhig zugesehen, weil die Gutachten nur deshalb eingeholt wurden, damit er, wenn er die Scheidung ausspreche, sich beim Kaiser mit der Erklärung aller Theologen entschuldigen könne. Er zeigte sich aber nachher, als die Gutachten ihm zugeschickt wurden, immer noch abgeneigt, die Scheidung auszusprechen. Jetzt schrieb ihm daher der König, welcher schon seit zwei Jahren Katharina entlassen und mit Anna als mit seiner Gemahlin gelebt hatte, einen trozigen und drohenden Brief. In diesem Briefe, von welchem wir nur den Schluß anführen wollen, sagte der König: „Er lebe in einer zweiten Ehe, der Pabst mache ihm aber eine förmliche Trauung dadurch un-

*) *Alteram reginam quoque ducere et exemplo patrum et regum duas simul uxores ducere.*

möglich, daß er zögere, die Trennung von seiner ersten Gemahlin für rechtmäßig zu erklären. Ihm bleibe nichts übrig, als daß er dem Übel auch ohne den Pabst abhelfe. Das sei freilich ein Übel, allein ein geringeres, als die gefährliche und zweifelhafte Lage, in welche England durch die zweifelhafte eheliche Geburt des Thronfolgers gerathen könne.“ Sogar auf dieses Schreiben antwortete der Pabst ausweichend und aufschiebend. Heinrich war daher einige Zeit hindurch in großer Verlegenheit, weil sein Kanzler und sein Ministerium nicht wagten, ohne den Pabst einen Ausspruch zu thun, der sie dem englischen Volke verhaßt machen mußte. In diesem für Heinrich sehr ängstlichen Augenblicke ward ihm Cromwell vorgestellt und half durch seinen Rath aus der Verlegenheit. Cromwell, welcher ein ebenso weites Gewissen als Wolfsey hatte, und daher dessen Stelle in Heinrich's geheimem Cabinet erhielt, war ein Günstling Wolfsey's gewesen, und hatte in Italien nicht bloß Styl, sondern auch die Machiavellistische Politik und alle schlechten Künste der Höfe jener Zeit gelernt. Er gab dem Könige einen Rath, wie dieser ihn wünschte, und war bei der Ausführung desselben auf eine so arglistige Weise thätig, daß Heinrich, ohne es zu wissen oder zu wollen, genöthigt wurde, eine Art Reformation der Kirche vorzunehmen. Cromwell machte nämlich den König Heinrich dadurch von Rom los, daß er ihm zeigte, wie er, ohne die Glaubenslehre im geringsten zu ändern, England zugleich als König und als Pabst beherrschen könne. Daß es dem Könige nicht schwer sein konnte, die Engländer zu einer Losagung vom Pabste, welche nicht zugleich, wie in Deutschland, ein Abfall vom Pabstthum war, zu bewegen, sehen wir aus dem Berichte der beiden ausgezeichneten und ganz römisch orthodoxen Geistlichen Gardiner und Fox, welche Heinrich lange vor Wolfsey's Tode (1528) nach Rom geschickt hatte, um den Pabst zum Ausbruch der Scheidung zu bewegen. Diese Männer hatten dem Pabste in einer geheimen Conferenz erklärt: wenn er fortfahre, die Sache des Königs in die Länge zu ziehen, so könne er fest darauf rechnen, daß England für ihn verloren sei; die Neigung der englischen Nation und Geistlichkeit, sich der Herrschaft des römischen Stuhls zu entziehen, sei schon gar zu groß, und der Pabst werde deshalb, wenn der König seiner Geistlichkeit

nur freie Hand lasse, bald sehen, daß Dinge ans Licht gebracht werden würden, die bis jetzt noch im Herzen verborgen gehalten würden.

Bei der Ausführung des von Cromwell gegebenen Rathes wurde nachher auch der edle Thomas Cranmer gebraucht; dessen ungeachtet verfuhr man dabei ganz eigenmächtig und despotisch, weil man nicht von der Lehre zur Disciplin, Hierarchie und äußeren Kirchlichkeit, sondern umgekehrt von der Kirchlichkeit, die noch gegenwärtig in England für Religion gilt, zur Religion überging. Cranmer's Betragen unter Heinrich VIII. läßt sich entschuldigen; billigen werden es aber nur diejenigen, welche für einen großen Zweck jedes Mittel für erlaubt halten. Er verbarg sorgfältig, daß er Luther's Lehre billige, und verschaffte sich auf einem krummen Wege die geistlichen Befugnisse, deren er bedurfte, um dem Könige aus der Verlegenheit zu helfen, und um zugleich, ohne daß dieser es merke, den Grundsätzen der Reformatoren in England Eingang zu verschaffen. Dies war nicht leicht; denn während Cranmer die Verbreitung von Luther's Lehre auf jede Weise förderte, ließ Heinrich einen jeden verbrennen, der sich zu dieser Lehre bekannte, die sich nichts destoweniger in England verbreitete und selbst unter dem Klerus viele Freunde hatte. Dem Könige wurde dadurch die Ausübung der Tyrannei erleichtert, mit welcher er bald die Papisten, bald die Lutheraner verfolgte, wobei ihn immer die vorher verfolgte Partei unterstützte. Auch die dem Volke verhasste Geistlichkeit fügte sich seinem Drucke, um gegen das Volk Schutz zu haben. Dies zeigte sich, als der König 1532 seinen Streit mit dem Papste benutzte, um über die Geistlichkeit eine unerhörte Erpressung zu verhängen. Er bedrohte damals alle Geistlichen mit einem geistlichen Prozesse, welcher, nach dem Statut gegen die Annahme päpstlicher Befehle (dem Statut Praemunire), wegen des von Wolsey unter dem Ansehen des Papstes errichteten Legaten-Tribunals gegen sie begonnen werden sollte. Die Geistlichkeit gerieth dadurch zur sichtbaren Freude des Landvolkes und der Ritterschaft, denen der geistliche Landbesitz zugefallen sein würde, in die Gefahr, ihre liegenden Güter zu verlieren; sie bezahlte daher, um jenen Proceß von sich abzuwenden, nicht bloß hunderttausend Pfund für eine unbedingte Strafen-Erlassung, sondern sie verstand sich auch dazu,

den König als Schutzvogt und oberstes Haupt der Kirche und Geistlichkeit von England anzuerkennen.

Diese Dinge wurden von Cromwell betrieben, der sich durch Geschmeidigkeit, Verschlagenheit und gewissenlose Politik die Gunst des Königs erworben und ihm Wolsey ersetzt hatte; Cranmer dagegen war blos im geistlichen Fache thätig. Der König hatte den Letzteren zu sich rufen lassen und bei der Schriftstellerei in der Scheidungssache gebraucht; nachher hatte er ihn einer Gesandtschaft beigegeben, welche zu Ende des Jahres 1529 an den Pabst nach Bologna geschickt wurde. Diese Gesandtschaft bestand aus dem Grafen von Wiltshire, dem Vater der Anna Boleyn, dem erwählten Bischof von London, Stofeley, dem Almosenier des Königs, Lee, und dem Doctor der Theologie Bennet. Ihr Haupt war der zuerst Genannte, und ihm hatte der König Cranmer als Rathgeber im kanonischen Rechte zur Seite gegeben. Cranmer gehörte, während die Anderen königliche Diener waren, zum besonderen Gefolge des Grafen von Wiltshire, mit dessen Familie er schon seit langer Zeit in Verbindung stand. Er war dem Grafen so nützlich, daß dieser ihn dem Könige dringend empfahl, und daß Heinrich ihn gleich darauf als Abgesandten an den Kaiser und den Pabst ernannte, bei welcher Gelegenheit ihn dann der Letztere dem Könige zu Gefallen zu seinem Groß-Pönitentiarus in England machte.

Heinrich erhielt besonders von Cranmer die Gewißheit, daß der Pabst um des Kaisers willen die Scheidung nie gestatten werde. Seit dieser Zeit gab Heinrich dem Pabste viele Beweise seiner Abneigung gegen ihn, sowie seines Entschlusses, die englische Kirche von Rom unabhängig zu machen. Sein scholastischer Glauben erlaubte ihm jedoch nicht, dies eher auszuführen, als bis Cranmer alle die Rechte erlangt hatte, welche nach dem kirchlichen System die Erzbischöfe mit dem Pabste gemein hatten. Der Schein sollte gewahrt werden; um das Wesen bekümmern sich Despoten wie Heinrich VIII. niemals. Cranmer sollte nach dem Willen des Königs und der Familie der Anna Boleyn, mit welcher Heinrich des Scheines wegen schon längst heimlich vermählt war, Erzbischof von Canterbury werden, um die Scheidung und die neue Ehe des Königs für rechtmäßig zu erklären. Er hatte nach dem Tode seiner

Frau die nöthigen Weihen erhalten, nachher aber, als er in Deutschland Gutachten für seinen König einsammelte, die Befähigung zum erzbischöflichen Amte dadurch wieder verloren, daß er eine zweite Ehe mit einer Nichte der Gattin des Luthertischen Theologen Osiander geschlossen hatte. Auch war diese seine zweite Frau, nachdem sie zuerst in Deutschland geblieben war, nach England gekommen, und Cranmer schickte sie erst dann wieder zurück, als der König die Priesterehe strenge verbot. Heinrich wußte jedoch von dieser Ehe nichts, und ernannte Cranmer zum Erzbischofe von Canterbury. Diese Ernennung ward vom Papste bestätigt, nachdem durch nicht weniger als elf päpstliche Bullen die Hindernisse entfernt worden waren, welche nach dem geistlichen Rechte der Kirche, die doch Heinrich VIII. aufrecht erhalten wollte, der Erhebung Cranmer's entgegenstanden. Alle Schriftsteller berichten diesen Umstand; Lingard legt aber, wie es uns scheint, mit vollem Rechte ein besonderes Gewicht auf den jesuitischen Gewissens-Borbehalt (*reservatio mentalis*), unter welchem Cranmer dem Papste den Eid des Gehorsams leistete. Dieser Punkt hatte keine politische Bedeutung, aber eine um so größere moralische, weil Cranmer einer der vorzüglichsten Männer seiner Zeit war und später ein Märtyrer seiner Überzeugungen geworden ist. Cranmer war nämlich in der ausdrücklichen Absicht gewählt worden, daß er dasjenige thue, was der Papst nicht gethan haben wollte, d. h. daß er Heinrich's erste Ehe für ungültig und dagegen seine Ehe mit Anna Boleyn für gültig erkläre und sich dabei auf die Gutachten der Universitäten und der einzelnen Theologen berufe; er versprach nichts destoweniger dem Papste den geistlichen Gehorsam. Er half sich dabei mit Bewilligung des Königs durch den geistlichen Borbehalt, indem er vor seiner Eidesleistung vier Zeugen in die Stephans-Kapelle zu Westminster rief und in ihrer Gegenwart die Erklärung gab, er wolle durch den von ihm zu schwörenden Eid, den er der Form wegen ablege, sich nicht zu irgend etwas verbindlich machen, was dem Gesetze Gottes widerspreche (das verstand sich von selbst), oder was den Rechten des Königs entgegen sei, oder endlich was die Maßregeln hindern könne, welche Heinrich in Betreff der englischen Kirche für nöthig halten werde. Nachdem über diesen Borbehalt eine Urkunde in der Kapelle aufgesetzt wor-

den war, trat Cranmer vor den Altar, unterwarf sich der üblichen Ceremonie, und schwor sowohl bei seiner Einweihung, als bei der Überreichung des Palliums den gewöhnlichen Eid.

Nach Cranmer's Einsetzung wurde sogleich eine Reihe von Schritten gethan, um dem ungerechten Willen des Königs die Form des Rechtes zu verleihen. Zuerst mußte das Parlament, welches unter Heinrich's Regierung nichts Anderes als eine königliche Decretir-Maschine war, durch ein förmliches Gesetz bei Todesstrafe verbieten, von einem englischen geistlichen Gerichte an den Pabst zu appelliren. Gleich darauf ward die versammelte englische Geistlichkeit (the Convocation) genöthigt, über zwei Gewissensfragen des Königs ein günstiges Erkenntniß zu geben. Als dies im März geschehen war, machte Cranmer im Anfange des April einen Brief an den König bekannt, in welchem er vorstellte, wie gefährlich es für das Reich sei, wenn die Rechtmäßigkeit der Nachfolge in Zweifel gezogen werden könne, und in welchem er deshalb um die Erlaubniß bat, als Vorsitzer eines zu bestellenden geistlichen Gerichtes den Proceß der Ehescheidung prüfen und entscheiden zu dürfen. Er versammelte hierauf als Erzbischof die Geistlichkeit seines Sprengels, bestellte, auf einen Beschluß derselben gestützt, ein geistliches Gericht, dessen Vorsitzer er selbst war, verhütete listig, daß Katharina persönlich erschien, um gegen das Gericht zu protestiren und an den Pabst zu appelliren, und sprach hinter ihrem Rücken (in contumaciam) ihre Scheidung vom Könige aus. Auf das Wesen kommt es unter Menschen, bei denen Alles im Leben Form ist, nicht an; die Formen aber wurden, wie dies englische Sitte ist, ganz ängstlich beobachtet und Heinrich's Ehe mit Katharina durch einen am 23. Mai 1533 erlassenen Spruch förmlich geschieden, nachdem Heinrich schon seit zwei Jahren mit Anna Boleyn getraut gewesen war. Übrigens muß man zur Ehre Cranmer's eingestehen, daß die ganze Kabale eigentlich von Cromwell geleitet wurde. Cranmer selbst hatte, als er in Deutschland des Königs Aufforderung zur Rückkehr und zur Übernahme der erzbischöflichen Würde erhielt, Alles aufgeboten, um diese Würde von sich abzuwenden. Er hatte sogar seine Rückreise sehr langsam gemacht, weil er hoffte, daß der König sich eines Anderen besinnen werde. Man kann daher zugeben, daß er aus Furcht vor einem

blutdürstigen Tyrannen sich in der Ehesache gebrauchen ließ, und daß er aus Religionseifer als Richter die arme Katharina betrog; auf jeden Fall steht er aber als Christ gegen den Kanzler Thomas Morus sehr im Schatten. Dieser durch Gelehrsamkeit, durch strengen Katholicismus und durch Wiß in ganz Europa berühmte Nachfolger des Kardinals Wolfsey im Kanzler = Amte dachte anders als Cranmer. Er hielt nicht dafür, daß der Zweck die Mittel heilige oder daß man sich in die Zeit schicken müsse, wenn es auch böse Zeit sei. Er misbilligte daher die Scheidung öffentlich, entsagte allen seinen Stellen und Einkünften, ging nach Chelsea, und lebte dort mit seinen Töchtern ärmlich von seinem geringen Vermögen und von der Unterstützung einer seiner Töchter.

Anna Boleyn war zur Zeit, als Heinrich von seiner ersten Gemahlin geschieden wurde, guter Hoffnung. Um nun jeden Zweifel an der rechtmäßigen Nachfolge des zu erwartenden Kindes zu entfernen, wurde Cranmer noch einmal gebraucht. Er versammelte am 28. Mai ein geistliches Gericht in Lambeth, und gab, nachdem er den Procurator des Königs gehört hatte, die Erklärung, daß Heinrich und Anna in rechtmäßiger Ehe lebten und längst gelebt hätten, daß ihre Ehe öffentlich und notorisch gewesen sei, und daß er sie zum Überflus jetzt durch sein priesterliches und rechtliches Ansehen noch einmal bestätige. Ob Heinrich nachher noch zum zweiten Male mit Anna getraut ward, ist nicht ganz gewiß; jedenfalls wurde aber Anna feierlich gekrönt, was bei den späteren Gemahlinnen Heinrich's nicht der Fall war. Im September gebar sie die nachherige Königin Elisabeth.

Cranmer und Cromwell hatten sehr gut eingesehen, daß sie, um den Protestantismus in England einzuführen, den König nur zum Bruche mit dem Papstthum drängen durften, weil die königliche Religion nicht länger dauern könne, als das Leben des Königs. Die meisten Engländer, wie die ansehnliche Zahl der Wickliffiten und Lollharden, waren so sehr gegen den Alerus erbittert, und betrachteten den Reichthum desselben mit solchem Neid und seine Sitten mit solchem Haß, daß sie jede tyrannische Maßregel gegen ihn gern unterstützten. Der König unterschrieb mit Freuden die

dem Papismus entgegengesetzten Beschlüsse, welche Cranmer und Cromwell ihm angaben, und ließ zahlreiche Anhänger des Papstes enthaupten, weil sie an diesen und nicht an ihn glaubten. Er erschrak aber vor sich selbst, wenn ihn Leute, wie Gardiner und Boner, die sich ebenso gut als Cromwell und Cranmer verstellen konnten, darauf aufmerksam machten, daß er Luther's Lehre begünstige. In diesem Falle wurden dann sogleich diejenigen, die man ihm als Lutheraner bezeichnete, als Ketzer verbrannt. Die geschiedene Gemahlin wurde von Heinrich unwürdig verfolgt. Er entzog ihr nach der Scheidung einen Theil ihrer Einnahmen, und ließ ihr nur dasjenige, was sie als Wittve ihres Bruders Arthur bezogen hatte; außerdem bestrafte und entließ er einen jeden, der ihr den Titel Königin gab, während sie selbst nicht duldete, daß man sie Prinzessin von Wales nannte.

Was den Pabst (Clemens VII.) betrifft, so hätte dieser den König Heinrich gern befriedigt; allein er bedurfte gerade im Jahre 1533 des Kaisers mehr, als des Königs, und jener bedrohte ihn nicht nur, sondern er war ihm auch sehr nahe. Von Karl gedrängt, cassirte Clemens das Urtheil Cranmer's gegen Katharina; er drohte sogar dem Könige selbst mit dem Kirchenbanne, wenn er nicht bis zum September sich von Anna Boleyn getrennt und Katharina wieder als Gemahlin angenommen habe. Nichtsdestoweniger schob er nachher die Entscheidung bis zum Oktober hinaus. Die Sache ward in Rom unterhandelt, und man glaubte schon allgemein, daß die Agenten des Königs, welche von Frankreich lebhaft unterstützt wurden, eine Übereinkunft zu Stande bringen würden, als ganz unerwarteter Weise Heinrich eine Botschaft schickte, welche den Pabst tödtlich beleidigte. Überbracht wurde dieselbe gerade durch einen fanatischen Anhänger der päpstlichen Kirche. Dieser (Boner) erschien nämlich am 7. November 1533 beim Pabste, protestirte, ohne auf das, worüber die Abgeordneten des Königs während der letzten Monate übereingekommen waren, Rücksicht zu nehmen, in Heinrich's Namen gegen jeden Ausspruch des Pabstes und appellirte an eine künftige allgemeine Kirchenversammlung. Indessen erfolgte der Bruch nicht sogleich, sondern erst im März 1534, und zwar geschah dies nicht etwa, wie man gewöhnlich glaubt, durch das Decret, welches der Pabst

erließ, sondern durch einen demselben vorausgegangenen neuen Schritt des Königs gegen den Pabst. Franz I. von Frankreich war als Vermittler aufgetreten, und der Erzbischof von Paris hatte sich mit Aufträgen Heinrich's nach Rom begeben; allein während der Letztere noch unterwegs war, hatten einerseits Cromwell und Cranmer ihren König wieder umgestimmt und andererseits der Kaiser so viele Kardinäle für sich gewonnen, daß Clemens VII., auch wenn er gewollt hätte, dem englischen Könige nicht hätte gefällig sein können. Vergebens bat daher der Erzbischof von Paris in einem Consistorium, welches im März 1534 wegen der Ehe Heinrich's gehalten wurde, um die Hinausschiebung des entscheidenden Beschlusses. Nur drei von zweiundzwanzig Kardinälen stimmten ihm bei, und es ward ein entscheidendes Urtheil gefällt, welches die Ehe Heinrich's mit Katharina für gesetzlich und gültig, den ganzen Proceß gegen dieselbe aber für nichtig erklärte und dem Könige gebot, die geschiedene Gemahlin wieder zu sich zu nehmen. Das, wodurch Heinrich seinerseits schon vor diesem Decret den Pabst tödtlich beleidigt hatte, war eine Maßregel, welche seinen despotischen Neigungen zu sehr angemessen war, als daß er sie hätte zurücknehmen sollen, wenn auch von Seiten des Pabstes nicht gegen ihn entschieden worden wäre. Er hatte nämlich durch Cromwell, welcher kurz vorher auf Lebenszeit zum Kanzler der Schatzkammer (chancellor of the exchequer) ernannt worden war, zu erst von den beiden Häusern der Geistlichkeit, welche damals noch gleichzeitig mit dem eigentlichen Parlament ihre Sitzungen hielt (the Convocation), sich selbst als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen und dann durch das Parlament den Grundsatz dieser geistlichen Oberherrschaft des Königs auch zu einem weltlichen Gesetz des Reiches machen lassen. Das hierüber erlassene Statut verbot bei Lebensstrafe jeden Briefwechsel mit dem Pabste, sowie alle Geldsendungen nach Rom, und verhängte über Jeden, der entweder am geistlichen Supremat des Königs oder an der Rechtmäßigkeit seiner zweiten Ehe zweifle, die Strafe des Hochverraths oder doch der Verschweigung hochverrätherischer Anschläge. Dabward in einer Clausel ausdrücklich gesagt, daß das ganze alte Gebäude und alle Mißbräuche, welche nicht auf die königlichen Usurpationen Bezug hätten, fortbestehen sollten, bis der König ein

andere Verfügung treffe *). Außerdem verordnete das Parlament noch, daß Heinrich's Tochter von Katharina, Maria, wegen der Nichtigkeit der Ehe ihrer Mutter zur Nachfolge unfähig und dagegen die Tochter der Anna Boleyn, Elisabeth, zu derselben berechtigt sei.

Von diesem Augenblicke an ward das blutige Kriminalrecht Englands noch blutiger, als es vorher schon gewesen war, und fast in jedem Monat wurden neben wirklichen Verbrechern unschuldige oder nur durch unvorsichtige Reden sündigende, zum Theil sehr angesehene und würdige Personen hingerichtet. Wenn der König daran verzweifelte, einen ihm verhafteten Mann vor Gericht überweisen und verurtheilen lassen zu können, so ließ er ihn durch eine bill of attainder d. h. durch einen Act der Gesetzgebung (s. Th. X. S. 330) zugleich für schuldig erklären und zu einer durch das Parlament ausgesprochenen Strafe verdammen. Von dieser Zeit an ward auch das Verbrechen, durch Verschweigung eines ausgeführten oder unterbliebenen Anschlags sich der Theilnahme am Hochverrath schuldig gemacht zu haben, mit einem eigenen Namen (misprision of treason) belegt und mit ewigem Gefängniß sowie mit Einziehung der Güter bestraft. Diese Strafe mußten alsbald der gelehrte Bischof Fisher von Rochester und fünf andere Männer erleiden, als eine Frau (Barton), welche die heilige Nonne von Kent genannt ward, prophezeit hatte, daß Heinrich, wenn er sich von Katharina scheidet, innerhalb eines Monats den Thron verlieren und eines gewaltsamen Todes sterben werde. Jene Frau selbst ward nebst sechs anderen Personen des Hochverraths schuldig erkannt und hingerichtet. Auch Thomas Morus hatte um die Sache gewußt; Cranmer und Cromwell strichen aber seinen Namen in der Anklageschrift aus, und bewahrten ihn dadurch vor dem Schicksale Fisher's. Er ward jedoch nicht lange nachher ebenfalls in den Tower gesetzt, weil er die Ehescheidung des Königs und Alles, was mit derselben in Verbindung stand,

*) Diese Clausel lautet: That all such canons and ordinances, as had been already made and were not repugnant to the statutes and customs of the realm or the prerogatives of the crown, should be used and enforced, till it should be otherwise determined according to the tenor and effect of the said act.

nicht gleich den Parlaments-Gliedern durch seine Namensunterschrift anerkennen wollte. Später mußte er sogar, wie wir unten sehen werden, nebst Fisher seine Überzeugung mit dem Tode büßen.

Während der König gegen Alle, die seinen Supremat und die Rechtmäßigkeit seiner zweiten Ehe bezweifelten, mit blutiger Grausamkeit verfuhr, duldete er andererseits großen Scandal der Mönche. Einer von diesen, Peto, sagte in einer Predigt, die er in Gegenwart des Königs hielt, daß derselbe sich schwer an Gott verfühndige, und daß die Hunde ebenso sein Blut lecken würden, wie sie Ahab's Blut gelect hätten. Der König begnügte sich damit, sich am folgenden Sonntage durch einen anderen Prediger von der Kanzel herab rechtfertigen zu lassen. Dieser nannte den Peto einen Rebellen, Mörder, Hund und Verräther. Gegen ihn trat aber in der Kirche ein Franziskaner mit Scheltworten auf, und nur mit Mühe wurden Beide zum Schweigen gebracht. Peto und der Franziskaner kamen jedoch mit heiler Haut davon. Sie wurden vor den königlichen Rath gerufen und dort hart angefahren. Dies erschreckte den Peto keineswegs; denn als der Graf Essex ihm sagte, solche Kerle, wie er, verdienten in die Themse geworfen zu werden, erwiederte er: „Nun ja, der Weg zum Himmel ist zu Lande nicht kürzer, als zu Wasser.“ Indessen faßte Heinrich wahrscheinlich schon damals den Entschluß, die unverschämten Bettelmönche insgesammt auszurotten.

Die Politik des Königs erforderte, daß er, so lange Katharina lebte, den eifrigen Protestanten, zu welchen nicht nur Cromwell und Cranmer, sondern auch seine zweite Gemahlin und deren Verwandte gehörten, zu Gefallen handle, um sich an den Protestanten eine Stütze gegen den Kaiser und gegen die römischen Fanatiker zu verschaffen. Er fand daher auch rathsam, sich von der römischen Kirche scheinbar noch mehr zu entfernen, und betrieb die Verfolgung der ungemein zahlreichen Gegner der römischen Lehre, welche an ihm selbst stets einen treuen Anhänger hatte, einstweilen heftiger. Gardiner, Boner und andere furchtbare Feinde des Protestantismus mußten sich eine Zeitlang verstellen. Heinrich begann damals mit den protestantischen Fürsten Deutschland's zu correspondiren; die Wicliffiten erhoben sich von allen Seiten, und Lincoln's Bibelübersetzung, welche Thomas Morus hatte verbrennen

lassen, wurde unter dem Volke verbreitet. Der König ward bei allen gewaltsamen Maßregeln, die er gegen Anhänger des römischen Systems ergriff, von halben Protestanten, bei denjenigen aber, welche gegen diese gerichtet waren, von fanatischen und Rache schraubenden Katholiken unterstützt. Furcht, Heuchelei, Selbstsucht und Formenwesen wurden daher auch allgemein herrschend, weil man ohne Gefahr sich weder als einen Protestanten, noch als einen Anhänger des Papstes bekennen durfte.

Im September 1534 starb Papst Clemens VII. Sein Nachfolger, Paul III., war keineswegs geneigt, die heftigen Aussprüche seines Vorgängers gegen Heinrich zurückzunehmen. Auch erntete dieser von seiner kirchlichen Autokratie solche Früchte, daß es ihm gar nicht einfiel, sich einer fremden, von seiner Nation verabscheuten Herrschaft aufs neue zu unterwerfen. Das Parlament hatte ihm mit Freuden die verhaßte Geistlichkeit preisgegeben und dadurch, daß es ihm die Rechte des Papstes zusprach, die Möglichkeit gewährt, andere Erpressungen, welche er früher zu üben pflegte, zu unterlassen. Es hatte ihm im November 1534 den Titel eines Oberhauptes der Kirche bestätigt. Es hatte alle diejenigen, welche etwas dem Könige oder der Königin Nachtheiliges denken (!), reden oder schreiben würden, des Hochverraths schuldig erklärt und ihnen sogar das Recht, sich in die Asyle zu flüchten, abgesprochen. Es hatte ferner alle früheren Eide in Betreff der Nachfolge abgeschafft und durch einen ganz neuen ersetzt. Es verordnete außerdem, daß der König fortan die Annaten oder die Einkünfte des ersten Jahres erledigter hohen Pfründen, welche der Papst bis dahin erhalten hatte, sowie die Zehnten derselben beziehen solle und fünfundzwanzig Suffragane ernennen dürfe. Dabei suchte aber das zitternde Parlament auch der Blutgier des Tyrannen eine Schranke zu setzen. Es wollte nämlich eine Amnestie verkündigt haben, von welcher es jedoch den Bischof Fisher und den Kanzler Morus namentlich ausschloß. Die Annahme des ihm ertheilten Titels eines Oberhauptes der englischen Kirche ließ Heinrich am 15. Januar 1535 mit großer Feierlichkeit verkündigen, indem er zugleich befahl, denselben seinen anderen Titeln beizufügen und bei allen Gerichtsverhandlungen und öffentlichen Bekanntmachungen zu gebrauchen. Übrigens erließ der König in

Betreff der päpstlichen und reformatorischen Vorrechte, welche er in Anspruch nahm, und deren Bestreiter er mit dem Tode bestrafte, sonderbare und einander widersprechende Bekanntmachungen. Er nahm bald nur die Rechte der weltlichen Obrigkeit in Kirchen-Angelegenheiten (das *jus circa sacra*), bald wieder die Rechte über Glauben und Lehre (*jus in sacra*), und zwar im ausgedehntesten Maße, in Anspruch. Auch machte er seinen Cromwell, welcher insgeheim dem Protestantismus des Continents huldigte und bereits Kanzler der Schatzkammer, sowie erster Cabinets-Secretär war, zum königlichen Vice-Regenten der geistlichen Macht, zum Generalvicar und zum ersten Commissarius. Zugleich bekleidete er ihn mit allem, dem Könige als Haupt der Kirche gebührenden geistlichen Ansehen bei der Gerechtigkeitspflege in allen den Fällen, welche vor ein geistliches Gericht gehörten, oder in denen es sich, wie der frömmelnde Ausdruck (*cant*) lautet, „von gottseliger (*godly*) Reform, von Abschaffung der Irrlehren, Ketzereien und Mißbräuche in besagter Kirche“ handelte.

Nachdem Heinrich sich förmlich und feierlich zum Oberhaupt der englischen Kirche erklärt hatte, ließ er zunächst alle höheren Geistlichen, welche sein Supremat und die rechtmäßige Geburt der Prinzessin Elisabeth, sowie die Ausschließung der Maria nicht durch ihre Unterschrift anerkennen wollten, als Hochverräther bestrafen. Als auf diese Weise die drei Prioren des Charter-Hauses in London nebst drei anderen katholischen Geistlichen auf dem öffentlichen Richtplatz (*at Fyburn*) hingerichtet worden waren, kam die Reihe auch an Fisher und Thomas Morus, weil sie ihre Namensunterschrift ebenfalls verweigert hatten. Man hatte beide Männer im Gefängnisse so hart gehalten, daß Morus von den Wohlthaten seiner Tochter und einiger Freunde leben, Fisher aber sogar seine Verfolger um Kleidungsstücke zur Bedeckung seiner Blößen bitten mußte. Pabst Paul glaubte den achtundsiebenzig Jahre alten Fisher dadurch schützen zu können, daß er ihn zum Cardinal ernannte; er beschleunigte aber damit nur seine Hinrichtung. Der englische Tyrann hatte, als er Fisher's Erhebung erfuhr, einen witzigen Einfall, der eines Nero würdig war; er rief aus: „Paul mag ihm immerhin einen Hut schicken; ich will Sorge tragen, daß er keinen Kopf habe, um denselben aufzusetzen.“ Fisher

wurde am 22. Juni 1535 hingerichtet. Gleich darauf ward Thomas Morus auf eine empörende Weise zu Fuße vom Tower in das Local des Ringsbench geführt, wo man ihn vor das ordentliche Gericht von neun Personen, in welchem der Kanzler den Vorsitz führte, stellte. Diese Personen waren die Herzöge von Norfolk und Fitz James, der Lord Oberrichter und sechs andere Richter. Sie boten dem Angeklagten an, das Verfahren gegen ihn einzustellen und ihm die Gnade des Königs zu verschaffen, wenn er seine Weigerung, die letzten Parlaments-Beschlüsse als Gesetze anzuerkennen, zurücknehmen wolle. Er wies dieses Anerbieten zurück und wurde daher, scheinbar nach Recht und Gerechtigkeit, verurtheilt und am 6. Juli hingerichtet, eigentlich aber schändlich gemordet, weil er Gott mehr fürchtete, als den König.

Dieser gerichtliche Mord erfüllte Europa mit Schauder. Fisher wurde als Märtyrer gepriesen, Morus aber um so mehr bedauert, je mehr er als Gelehrter und als Weiser bekannt und von Fisher's Fanatismus und Köhlerglauben entfernt war. Der Zorn des Papstes kannte von diesem Augenblicke an keine Schranken mehr. Paul. III. erließ eine Excommunications-Bulle, die jedoch erst später ausgegeben wurde, und diese enthielt Alles, was jemals ein römischer Pabst gegen Fürsten und Staaten, die seinen Befehlen den Gehorsam versagten, auszusprechen sich angemacht hatte. Der Pabst setzte in dieser Bulle dem König Heinrich und Allen, die ihm anhängen, einen Termin von neunzig Tagen, innerhalb dessen sie in Person oder durch einen Anwalt vor ihm in Rom erscheinen sollten. Im Falle der Nicht-Erscheinung solle der König für excommunicirt und der Krone verlustig erklärt werden; diese Drohung wurde jedoch erst einige Jahre später ausgeführt. Die päpstliche Bulle sprach ferner gegen die mit Anna erzeugten Kinder und gegen deren in rechtmäßiger Ehe geborene Nachkommen die Unfähigkeit zur Nachfolge aus, und belegte die Länder und Besitzungen derselben ebenso wie die des Königs mit dem Interdict. Sie forderte außerdem alle geistlichen Körperschaften auf, sich aus Heinrich's Gebiet zu entfernen, sprach seine Lehensleute und Unterthanen vom Eide der Treue los, befahl ihnen, die Waffen gegen ihren Herrn zu ergreifen, erklärte alle von Heinrich mit anderen Mächten geschlossenen Bündnisse für aufgehoben, und untersagte den anderen Nationen

den Handelsverkehr mit den Engländern. Ja, sie forderte sogar die anderen Völker auf, die Güter der Engländer überall, wo man sie fände, wegzunehmen und alle Engländer, welche noch ferner an ihrem schismatischen und rebellischen Könige hingen, zu Gefangenen zu machen. Indessen war der Bliß dieses Bannes nicht blos ein kalter (*telum imbolle sine ictu*), sondern der Pabst schadete auch durch ihn sich selbst und den zahlreichen Mönchen, welche ebenso für ihn in England, wie einst für Kaiser Friedrich II. in Italien und Deutschland, ein auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen streitendes Heer bildeten.

Nachdem Cromwell an die Spitze der geistlichen Verwaltung in England gestellt worden war, galt es zunächst den geistlichen Gütern, wobei man auf das Parlament rechnete, weil die Mitglieder desselben die Beute mit dem Könige theilten. Nichts konnte den Laien in England erwünschter kommen und bei der täglich fortschreitenden Cultur des Landes und der vermehrten Betriebsamkeit seiner Bewohner vortheilhafter sein, als die Verminderung der Geistlichen und die Vertheilung ihrer Reichthümer zu Gunsten des Landbaues und der Industrie. Auch hatten die Wicliffiten, welche die Landbesitzungen der Geistlichkeit auf elftausendvierhundert Pflüge und das jährliche Einkommen derselben auf hunderttausend Mark schätzten, längst schon die Besoldung der Geistlichkeit und die Vertheilung ihrer Güter verlangt. Indessen beschränkte die Regierung ihre Maßregeln vorerst nur auf die ärmeren Klöster. Lingard beweist (Band VI. S. 427 Note) aus dem Original=Document des Königsbuches, daß es um jene Zeit in England fünfhundertfünfundfünfzig Klöster gab, und die Einkünfte derselben werden von Hume auf den zwanzigsten Theil des ganzen damaligen Land=Einkommens in England berechnet.

Der Angriff auf die Klöster wurde damit begonnen, daß Cromwell eine Commission zur Visitation der Klöster ernannte, und daß je zwei Commissäre in jedem Sprengel nach geheimen Instructionen, welche von den öffentlich ertheilten ganz verschiedenen waren, einen dem Parlament vorzulegenden Bericht machten. Hierauf ließ man im März 1536 durch eine Parlaments=Acte, welche von beiden Häusern, freilich nicht ohne Widerspruch, angenommen wurde, verordnen, daß alle klösterlichen Anstalten, deren

Einkommen nicht über zweihundert Pfund betrage, dem Könige und seinen rechtmäßigen Erben überlassen werden, und daß sowohl die Gebäude als die Ländereien denen gehören sollten, welchen sie durch urkundliche Ausfertigungen (lettres patent) vom Könige übertragen würden. Die Zahl der Klöster, welche auf diese Weise der Willkür Cromwell's preisgegeben wurden, betrug dreihundertsechundsiebenzig. Von diesen erkaufte sich jedoch etwa hundert die Verschonung auf verschiedene Weise, keines aber ohne die Aufopferung irgend eines werthvollen Besitzthumes. Für die Mönche und besonders für die armen Nonnen ward so schlecht gesorgt, daß das Geschrei und die Predigt der über das Land sich verbreitenden Klostergeistlichen überall einen neuen Fanatismus anfachte, welchen dann die Regierung mit Feuer und Schwert bekämpfte.

Während Cromwell und Cranmer, auf die Königin und deren Familie, sowie auf die alten Gegner des Papstthums gestützt, eine Reformation vorbereiteten, arbeiteten Gardiner, Boner und viele Andere daran, dem schnell verliebten und wohlüstigen Könige eine neue Dame vorzuführen, welche katholischer sei, als Anna Boleyn, und die Leichtfertigkeit der Letzteren zu ihrer Verdrängung zu benutzen. Anna Boleyn hatte aus Frankreich den Ton und die Leichtfertigkeit des französischen Hofes, wie sie uns in den zahlreichen Denkwürdigkeiten jener Zeit geschildert werden, mitgebracht. Sie hatte große Unvorsichtigkeiten begangen; der König hatte diese aber nie gerügt und erlaubte sich mit ihrer schönen Kammerdame Johanna Seymour vor ihren Augen Freiheiten, welche unschuldig sein konnten und auch nicht. Im Januar 1536 kam Anna Boleyn mit einem todtgeborenen Knaben nieder, und gleich nachher suchte Heinrich sich ihrer zu entledigen, indem er Beschuldigungen der Untreue gegen sie erheben ließ. Übrigens war seine erste Gemahlin, Katharina, im Anfange des Jahres 1536 gestorben, ohne daß sie vor ihrem Ende die von ihr entfernt gehaltene Tochter Maria auch nur einmal hatte sehen dürfen. Was das Verfahren gegen Anna Boleyn betrifft, so wurden Heinrich Norris, Brereton, Weston, Smeaton und sogar der eigene Bruder der Königin, Lord Rocheford, eines verbotenen Umganges mit ihr beschuldigt, und die Gemahlin des Letzteren, welche später wegen schändlicher Kuppellei verurtheilt wurde, trat als Zeuge gegen die Königin auf. Anna

Boleyn hatte, so hieß es unter Andern, als sie einem Turnier vom Balcon herab zusah, ihr Taschentuch vor Heinrich Norris herabfallen lassen, und dieser hatte sich mit demselben den Schweiß abgewischt. Der König, welcher dies bemerkte, war sogleich aufgesprungen, und hatte seiner Gemahlin Zimmerarrest gegeben. Schon im Mai ließ er sie in den Tower bringen und ein Gericht bestellen, welches ihr wegen Ehebruches den Proceß machen sollte. Zugleich wurden ihre angeblichen Liebhaber als Hochverräther eingekerkert. Wir halten es für unverträglich mit unserem Zwecke, in eine Untersuchung über die Schuld oder Unschuld der Königin einzugehen; wir wollen sogar glauben, daß der König einen geheimen Grund zur Verfolgung seiner Gemahlin hatte *) und sie nicht, um Johanna Seymour heirathen zu können, morden wollte. Jedenfalls war aber sein Verfahren gegen das leichtfertige Weib empörend gehässig, wie Alles, was Heinrich unternahm. Es wurde ein Gericht bestellt, welches die Beurtheilung der Königin, nicht die Untersuchung ihres Vergehens betrieb. Anna Boleyn ward des Ehebruches, also des Hochverraths beschuldigt. Vorsitziger eines Gerichtes, welches über eine solche Anklage zu entscheiden hatte, war stets ein für diesen Zweck oder auch für eine Krönung erwählter außerordentlicher Großwürdenträger (lord high steward of England), der, wenn sein Geschäft vollendet war, den seine Würde bezeichnenden Stab öffentlich zerbrach. Heinrich wählte zu diesem Vorsitze den ärgsten Feind des protestantischen Glaubens und der Königin, den Herzog von Norfolk. Die sechsundzwanzig oder nach anderen Nachrichten dreißig Pairs aber, welche in dem Gerichte saßen, waren ebenso wenig unparteiisch oder unabhängig, als der Vorsitziger. Dieses Gericht betrieb dem Könige zu Gefallen die Beurtheilung der Anna Boleyn auf eine unerhört eilige Weise. Die Anführung der Thatsachen und der Tage, an welchen dieselben vorfielen, spricht lauter gegen den Tyrannen und seine Helfershelfer, als die heftigste Rede von unserer Seite es zu thun vermöchte. Die am 2. Mai verhaftete Königin wurde bereits am 15., ohne überwiesen zu sein, verurtheilt. Schon am 18. wurden ihr Bru-

*) That he had discovered in her conduct some most heinous cause of provocation, which he never disclosed.

der Lord Rocheford und die vier mit ihm verhafteten angeblichen Liebhaber der Königin hingerichtet, am 19. aber sie selbst enthauptet, und am Tage darauf vermählte sich der König mit Johanna Seymour. Das gegen Anna Boleyn ausgesprochene Urtheil, welches später vom Parlament bestätigt wurde, erklärte zugleich die Ehe mit ihr für ungültig und ihre Tochter Elisabeth für unfähig zur Nachfolge. Gerade wenn dieses Urtheil begründet gewesen wäre, würde die Verurtheilung der Anna Boleyn wegen Hochverraths ungerecht gewesen sein. Welchen Grund man übrigens gehabt habe, ihre Ehe für nichtig zu erklären, wissen wir nicht. Vielleicht bestand er darin, daß Heinrich mit Anna's Schwester Maria Umgang gehabt hatte; denn die frühere Verbindung der Königin mit Percy, Grafen von Northumberland, war gewiß nicht der Grund.

Cromwell, welcher im Laufe des Jahres 1536 die Würde eines Pair erhielt, machte Anstalt, auch die bis dahin noch verschonten Klöster für den König in Anspruch zu nehmen, und gebrauchte für diesen Zweck Gewalt und List. Gewissenlose Commissäre brachten nach einander die Oberen einzelner Klöster und die einzelnen Personen in diesen durch Drohungen, Versprechungen und Trug dahin, daß sie sich fügten und freiwillig dem Könige die Güter überließen. In Folge davon wimmelte es bald überall im Lande von umherwandernden Mönchen und Nonnen. Dies veranlaßte seit Juli 1536 gefährliche Volksbewegungen in verschiedenen Gegenden des Reiches, besonders in Lincolnshire. Da aber keine Leitung und kein Mittelpunkt eines Aufstandes vorhanden war, und da der reichere und streitbare Theil der Nation einerseits den Mönchen nicht gewogen und andererseits wegen der fanatischen Volkshaufen besorgt war, so wurde der Aufstand schon nach dreimonatlichem Kampfe wieder gedämpft. Der Antheil, welchen viele Mönche und Äbte an demselben genommen hatten, gab dem Könige einen Vorwand, auch die reicheren Klöster zu plündern. Er hatte den Rebellen Verzeihung gewährt, aber die Bedingungen, unter welchen die Unzufriedenen diese annahmen, nicht erfüllt; es brachen also 1537 im Norden, wo die reichsten Klöster lagen, neue Unruhen aus, durch welche die Leute ohne Scheu und Gewissen, die Heinrich zu gebrauchen pflegte, Vorwand und Gelegenheit erhielten,

einen großen Theil der Parlaments=fähigen Bewohner England's so sehr in Schrecken zu setzen, daß sie Alles bewilligten, was man verlangte. Hochverräther oder Theilnehmer am Hochverrath konnte der König entweder durch eine Commission oder durch die Sternkammer oder (vermitteltst einer bill of attainder) unmittelbar durch das Parlament verurtheilen lassen; wer aber angeklagt wurde, entging der Verurtheilung nicht, und ihn und die Seinigen trafen die grausamen Strafen des damaligen englischen Kriminalrechtes. Alles beugte sich daher unter den Willen des Königs. Nachdem früher das Parlament von den fünfhundertfünfundfünfzig Klöstern des Reiches nur dreihundertsechundsiebenzig in seine Hände gegeben hatte, machte dasselbe jetzt auch das Schicksal der größeren und reicheren Klöster und ihrer Besitzungen von ihm abhängig. Durch einen Beschluß vom Jahre 1538 ließ der König diese Klöster aufheben, und im Mai 1539 schenkte ihm das Parlament vermitteltst eines förmlichen Gesetzes das Eigenthum derselben.

Dieser Schritt führte nicht nur eine wesentliche Veränderung in der Verfassung herbei, sondern er erleichterte auch, durch den vermehrten Einfluß der gegen die Pfaffen erbitterten weltlichen Herren, den vom Volke gewünschten weiteren Fortgang der Kirchenverbesserung. Seit der Besiznahme der Klostergüter durch den König hörten nämlich achtundzwanzig Äbte und die Prioren von Coventry und von St. Johannes von Jerusalem auf, Mitglieder des Oberhauses zu sein. Auch wurden sechs neue Bisthümer errichtet. Sonst waren die unmittelbaren Folgen ganz unbedeutend. Allein die Regierung der Königin Elisabeth bewies später, daß die mittelbaren Folgen für die Blüthe des Landes unschätzbar waren. Heinrich's Minister hatten versprochen, daß mit den Schätzen der Klöster die Armen unterhalten werden sollten, und man hatte deshalb von der Aufhebung der Klöster große Vortheile für das Armen= und das Steuerwesen erwartet; diese wurden aber nicht erlangt. Die Armen blieben den Gemeinden zur Last, und auch die außerordentlichen Steuern hörten nicht, wie man gehofft hatte, auf. Schon im Mai 1540, also schon ein Jahr später, als die große Beute des Besitzthums der Klöster dem Könige zugefallen war, mußte das Parlament, so großes Widerstreben es auch dabei zeigte, dem Könige zwei Zehntel und zwei Fünftel außerordentlicher Steuern

ern gewähren. Selbst das Recht, die Nachfolge im Reiche nach Belieben zu ordnen, ertheilte das Parlament dem Könige; so sehr ward die Nation dadurch, daß abwechselnd Lutheraner verbrannt und Katholiken geköpft wurden, in Schrecken gesetzt. Was diese Verleihung einer ganz außerordentlichen Befugniß betrifft, so hatte Heinrich sich zwar im Jahre 1536 mit seiner Tochter erster Ehe, Maria, ausgesöhnt; da dieselbe aber strenge römisch erzogen und sowohl von Natur als durch Gewohnheit den päpstlichen Rechten zugethan war, so hatte er keine Lust, sie als seine Nachfolgerin anzuerkennen. Seine Tochter von Anna Boleyn dagegen, Elisabeth, war ihm zu protestantisch gesinnt. Das Parlament beschloß daher, daß nur die Kinder der Johanna Seymour ein Recht an den Thron haben sollten. Man blieb aber bei diesem Beschlusse nicht stehen, sondern das Parlament decretirte auch mit Verletzung der Grundlagen der englischen Verfassung: daß Heinrich, falls er von seiner gegenwärtigen oder von irgend einer künftigen Gemahlin keine Kinder erhalten werde, das Recht und die Macht haben solle, den Besiß der Krone *) durch Patent-Briefe mit dem großen Reichsiegel oder durch seinen eigenhändig unterzeichneten letzten Willen der oder den Personen zu überlassen, welche er auszuwählen für gut finde.

Unglücklicher Weise blieb der König noch immer gelehrter Theolog und hielt, wie diese zu thun pflegen, jeden für einen Bösewicht, der nicht in allen Punkten seines Glaubens war. Er wollte daher, wie wir weiter unten zeigen werden, den römischen Glauben reformiren, und gab sogar vier von den Sacramenten, die er selbst gegen Luther vertheidigt hatte, wieder auf. Auch knüpfte er mit den deutschen Fürsten Unterhandlungen an; diese blieben aber erfolglos, weil Heinrich zu der nämlichen Zeit gegen die Protestanten und Lollharden in seinem Reiche mit grausamen Strafen wüthete. Über seine Verfolgungen der einzelnen Ketzer geben Vingard und Kapin Thoyras ausführliche Nachricht; wir wollen nur einen einzigen Fall aus dem Jahre 1538 anführen, weil bei Gelegenheit desselben auch Cranmer sich von Luther's Hestigkeit gegen die Sacramentirer, wie er sie nannte, fortreißen ließ. Ein

*) To limit the crown in the possession and remainder.

Prediger zu Antwerpen, Johann Nicholson, auch Lambert genannt, hatte seiner freieren Ansichten wegen Antwerpen verlassen müssen, und war in London als Lehrer aufgetreten. Hier ward er als Anhänger der Lehre Zwingli's dem eifrig Lutherischen Cranmer anstößig. Doch sollte er anfangs nicht verbrannt, sondern belehrt werden. Man stellte zu diesem Zwecke öffentliche Disputationen mit ihm an, und Heinrich selbst hielt es nicht unter seiner Würde, an einer Conferenz der Theologen, die in Westminsterhall gehalten ward, als Leiter derselben (moderator) Theil zu nehmen. Nicholson war unhöflich genug, dem Könige nicht Recht zu geben, und ward dafür als Ketzer verbrannt.

Der König wollte auf jede Weise beweisen, daß er ein ebenso guter Pabst und Theolog sei, als er ein musterhafter Autokrat war. Er schrieb deshalb ebenso jetzt für sein System der Kirchenzucht und des Glaubens ein Buch, wie er früher eines gegen Luther für die römische Lehre geschrieben hatte, oder vielmehr er setzte einem solchen Buche seinen Namen als Verfasser vor. In dem früheren Buche hatte er alle sieben Sacramente vertheidigt, in dem neuen ließ er nur drei bestehen. Daß er an diesem Buche noch weniger Antheil hatte, als an dem früheren, ist ausgemacht; diesmal war aber die Vorsehung seines Namens nöthig, weil das von seinen Theologen compilirte Werk gewissermaßen das symbolische Buch einer Kirche sein sollte, welche seine Erfindung war und von ihm ihr Grundgesetz erhalten mußte. Der englische Klerus hatte und hat zum Schein noch ebenso ein in zwei Kammern oder in zwei Häuser getheiltes geistliches Parlament, welches den Namen der Convocation führt, wie die Nation ein weltliches hat. Das Unterhaus desselben hatte, da die Geistlichkeit durch die Verwirrung der Lehre in große Besorgniß gerathen war, dem Oberhaus fünfzig nach seiner Meinung sehr bedenkliche Sätze, welche aus verschiedenen Schriften der Reformatoren gezogen waren, mitgetheilt. Heinrich zog aber die Entscheidung darüber an sich. Es ward ein vorgeblich von ihm geschriebenes, „Artikel“ betitelttes Büchlein (welches wir jedoch nur aus Berichten kennen) von Cromwell eingereicht und von den Gliedern der Convocation unterschrieben, wie das Schmalkadische und das Augsburgische Glaubensbekenntniß von

den deutschen Lutheranern. In diesem Buche zeigt sich, bis auf die Lehre von den Sacramenten und einigen unwesentlichen Punkten und Außerlichkeiten, nur Anhänglichkeit an die scholastische Dogmatik, deren Erlernung dem Könige so viele Mühe und Zeit gekostet hatte. Es zerfällt in drei Hauptstücke. In dem ersten wird festgesetzt, daß das apostolische, das Athanasianische und das Nicäische Glaubensbekenntniß zur Seligkeit unerläßlich seien. Im zweiten werden die drei Sacramente, Taufe, Beichte und Abendmahl, erklärt und der Beweis geführt, daß sie die von Gott festgesetzten Mittel des Seligwerdens seien. Im dritten endlich wird gelehrt, daß der Gebrauch der Bilder, die Verehrung der Heiligen, das Gebet um ihre Fürbitte bei Gott und alle kirchlichen Ceremonien, obgleich sie nicht an und für sich Sündenvergebung bewirken oder die Seele zu Gott bringen könnten, doch sehr nützlich wären und von den Gläubigen beibehalten werden müßten.

Weder Cromwell noch Cranmer durften wagen, mit ihrer Meinung öffentlich hervor zu treten; denn Johanna Seymour, welche, nachdem sie dem Könige einen Sohn und Nachfolger (Eduard VI.) geboren hatte, im Oktober 1537 starb, hatte den Herzog von Norfolk und Gardiner wieder in Gunst gebracht. Der Letztere war, als der König mit furchtbarem Zorn alle Freunde des Papstes Clemens VII. verfolgt hatte, glücklich durchgeschlüpft; er war zuerst zwei Jahre als Gesandter abwesend gewesen, und hatte sich dann, ohne den König gesehen zu haben, in sein Bisthum Winchester begeben. Im Jahre 1539 ward er wieder gerufen und nebst dem Herzoge von Norfolk aufs neue gebraucht. Er setzte dann die sechs Artikel auf, welche Heinrich vom Parlament als von ihm ausgehend zum Gesetze machen ließ. Der Glaube an diese Artikel ward in dem betreffenden Statut, welches mit Recht ein Blut-Statut genannt wurde, bei Todesstrafe geboten. Die Artikel waren ein zweischneidiges Schwert, mit welchem der Tyrann bald Protestanten, bald Katholiken tödtete. Sie waren jedoch vorzugsweise gegen die Protestanten gerichtet; denn sie setzten die Todesstrafe darauf, wenn man die Transsubstantiation im Abendmahl leugne, wenn man das Abendmahl unter zwei Gestalten nehme, wenn man die Priesterehe für erlaubt halte, wenn man das Gelübde der Keuschheit nicht als unverleglich ansehe, wenn

man Privatmessen für unnütz halte, oder wenn man die Ohrenbeichte verschmähe. Dagegen richtete Cromwell als Generalvicar seine Verordnungen wider die Katholiken. Er gebot, das Artikelbuch des Königs in den Kirchen vorzulesen und niemanden als einen Bischof oder doch in Gegenwart und unter Verantwortlichkeit des Bischofs predigen zu lassen. Ein anderes symbolisches Buch von Heinrich's Kirche, das auf seinen Befehl von der Convocation oder der ganzen Geistlichkeit bekannt gemachte Glaubensgebot (the godly and pious institution of a Christian Man), welches alle Erzbischöfe, Bischöfe, Archidiaconen und Doktoren des gemeinen und kanonischen Rechtes unterschreiben mußten, gleicht dem russischen oder Bonaparte's kaiserlichem Katechismus. In demselben werden sieben Sacramente, drei höhere und vier niedere, die zehn Gebote, das Vaterunser und das Ave Maria geboten, und der Glauben an die Rechtfertigung durch Christum und an das Fegefeuer vorgeschrieben. Namentlich aber wird in ihm der Supremat des Papstes geleugnet und passiver Gehorsam gegen den König zur Pflicht gemacht.

Während Heinrich auf solche Weise den alten Glauben zu erhalten suchte, setzte er seine blutigen Verfolgungen fort, besonders seit im December 1538 Pabst Paul III. endlich die oben erwähnte furchtbare Bulle gegen ihn öffentlich bekannt gemacht hatte. Diese Bulle führte mittelbar die Ausrottung der Courtneys und der Poles, der letzten Sprößlinge des Hauses York, durch den grausamen König herbei. Courtnay war ein Enkel Eduard's IV., die Poles aber Enkel des Herzogs Georg von Clarence. Alle Sprößlinge beider Familien wurden plötzlich verhaftet und des Verbrechens beschuldigt, daß sie den Reginald Pole, der sich beim Pabste aufhielt und von diesem zum Cardinal gemacht worden war, hätten auf den Thron erheben wollen. Der Proceß der Verhafteten ward der Form nach ganz regelmäßig geführt, war aber nichts destoweniger empörend und höchst ungerecht. Die Pairs unter den Verhafteten wurden nämlich allerdings von den Pairs, sowie die Gemeinen von einer Jury ihres Standes verurtheilt; aber um einen Beweis gegen sie führen zu können, benutzte man die Niederträchtigkeit und Todesfurcht des Sir Geoffry Pole, eines Bruders von Reginald Pole, der sich dadurch, daß

er gegen die anderen Angeklagten zeugte, Schonung verschaffte. Die Poles wurden mit Ausnahme Sir Geoffry's und des abwesenden Kardinals im Januar 1539 enthauptet; Sir Geoffry aber mußte das Land verlassen, in welches er erst unter der folgenden Regierung zurückkehren durfte. Auch des Kardinals Pole, welchen Heinrich als einen der berühmtesten, geschicktesten und feinsten Gelehrten seiner Zeit, als ausgezeichneten Stylisten und als Verfasser eines gegen das theologische Treiben des Königs gerichteten Buchs (*de unitate ecclesiae*) haßte, suchte man sich zu bemächtigen; dies gelang aber nicht. Als Heinrich des Kardinals nicht habhaft werden konnte, ließ er dessen siebenzigjährige Mutter, den letzten Sprößling der Plantagenets, enthaupten (Mai 1541). Daß übrigens zu der Zeit, als der Cardinal vom Pabste nach Flandern geschickt worden war, die Familien der Anverwandten des Hauses York, welche so grausam verübt wurden, allerlei Berathschlagungen pflegten und den Ruhm des Kardinals politisch benutzen wollten, ist nach den Aussagen des Geoffry Pole, der sich zum Ankläger und Zeugen hergab, unleugbar.

Bis zum Tode der Johanna Seymour hatte Cromwell den König, welcher stets von einem Weibe unbedingt geleitet wurde, bis eine neue Leidenschaft in ihm erwachte, zu anti-päpstlichen, wenn auch nicht gerade reformirenden Schritten in der Religion getrieben. Nach dem Tode der Johanna gewannen Gardiner und der Herzog von Norfolk wieder größeren Einfluß, und nun neigte Heinrich sich wieder mehr zur alten Lehre hin. Die beiden Freunde Cranmer's und der Reformation, Shaxton, dem der König um 1535 das dem Cardinal Campeggio entzogene Bisthum Salisbury gab, und Latimer, dem er das dem Italiäner Ghinucci entrissene Bisthum Worcester ertheilte, waren schwach und einfältig; ihre zahlreichen Feinde dagegen waren schlau und gewandt und hatten ein diplomatisches Gewissen. Die vornehmsten dieser Gegner waren der Herzog von Norfolk, Gardiner und Boner, welcher Letztere sogar den Vice-Regenten (Cromwell) so zu täuschen wußte, daß dieser ihm zum Bisthum London verhalf. Alle drei waren höchst unzufrieden über die neuesten Verordnungen, durch welche Heinrich die deutschen Fürsten hatte täuschen wollen. Cromwell und Cranmer hatten nämlich in den letzten Jahren

den König mit den deutschen Lutheranern in engere Verbindung gebracht, und die Politik des Königs hatte erfordert, daß er allerlei Verordnungen erließ, welche anzudeuten schienen, als wenn er ernstlich daran denke, auch die Lehre zu reformiren. Heinrich hatte nicht allein den Bericht seiner Visitations-Commission über die unglaublichen Laster, Argernisse und Frevel, die sie in den Klöstern gefunden, öffentlich bekannt machen lassen, sondern er hatte auch verordnet, daß Tindal's verbesserte Bibel-Übersetzung in allen englischen Kirchen aufgestellt werden, daß die Kinder das Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote in englischer Sprache auswendig lernen, und daß die Geistlichen predigen sollten, jeder könne nur durch sein eigenes Verdienst selig werden. Er hatte ferner erklären lassen, daß Reliquien, Rosenkränze und dergleichen Dinge zum Heil der Seele nicht dienen. Auch ließ er die Bilder, denen man zu opfern pflegte, umwerfen, und untersagte das Anzünden von Kerzen vor Bildern außer vor dem Crucifix. Schon vorher hatte er dem heiligen Thomas den Proceß machen und seine Gebeine verbrennen lassen. Endlich verbot er das Bitte für uns! im Gebet an die Heiligen. Gleich nachher jedoch wurde er von Gardiner und Anderen gewarnt, daß Cranmer, Shaxton und Latimer die von ihm vorgeschriebenen sechs Artikel immer noch nicht als Religionsgesetz anerkennen wollten. Er verlangte daher von diesen, daß sie ihre Gründe schriftlich eingeben sollten, und als sie es nicht thaten, rächte er ihre Weigerung zwar nicht an Cranmer, wohl aber an Shaxton und Latimer, welche Beide, obgleich sie ihren Bischümern entsagt hatten, in den Tower gesetzt wurden.

Wegen des zunehmenden Einflusses von Gardiner und dessen Freunden kam Cromwell auf den Gedanken, den König durch eine Heirath mit einer deutschen Prinzessin an den Schmalkaldischen Bund zu fesseln. Dies war politisch sehr gut ausgedacht; denn es geschah zu einer Zeit, in welcher Pabst und Kaiser auch den König von Frankreich für ihre Plane gegen den Protestantismus gewonnen und der Pabst die schon seit zwei Jahren entworfenen Bullen gegen Heinrich endlich ausgegeben hatte; aber Heinrich war kein Fürst, welcher Heirathen aus Politik schließen konnte, er folgte vielmehr in allen Dingen nur sinnlichen Trieben. Außerdem

übersah man bei der Ausführung dieses Planes ganz, daß Heinrich, welcher deshalb auch in seinen Wahlen so unglücklich war und sich darüber bitter beklagte, stets die schönen und koketten Damen, wenn sie auch noch so leichtfertig waren, den weisen und tugendhaften vorzog. Die von Cromwell angesponnene politisch-religiöse Kabale hatte daher auch einen unglücklichen Ausgang und diente nur dazu, den König vollends in die Arme der katholischen Partei zu treiben. Cromwell beredete seinen König, die Lutherische Prinzessin Anna von Cleve, deren Schwester mit Johann Friedrich von Sachsen vermählt war, zu heirathen. Die Prinzessin war aber häßlich, und der König wurde bei ihrer Wahl noch dazu von Cromwell und dessen Bevollmächtigten in Deutschland, Barnes, auf schmäbliche Weise getäuscht. Barnes schickte ein vortreffliches, von unserm größten deutschen Maler, Hans Holbein, gemaltes Portrait der Prinzessin, welches den König so entzückte, daß er seiner Braut incognito bis Rochester entgegen reiste. Wie erschrocken aber Heinrich, als er die plumpe westphälische Gestalt erblickte! Er gerieth in einen sehr heftigen Zorn, und rief in seiner groben Art sich auszudrücken, die deutsche Stute wolle er nicht. Die Umstände erlaubten ihm nicht, sich wie er wünschte, der Vollziehung der Ehe zu entziehen. Die Hochzeit wurde am sechsten Januar 1540 vollzogen; Heinrich fand es aber um so weniger möglich, mit Anna zu leben, als dieselbe nur Deutsch sprach, welches er nicht verstand.

Diese Heirath führte den Fall Cromwell's herbei. Sein Sturz wurde noch dadurch beschleunigt, daß Heinrich um jene Zeit eine Neigung zu Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, faßte. Cromwell war noch kurz vorher zum Präsidenten der Commission ernannt worden, welche bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit den sechs Artikeln eine neue Glaubens-Norm abfassen sollte; allein die Politik des Königs hatte eine andere Richtung erhalten, und dieser Richtung folgte, wie immer, seine Religion. Er hatte bisher der Schmalkaldischen Bundesgenossen gegen den Kaiser bedurft, und sich daher nicht nur die Vermählung mit Anna von Cleve einreden lassen, sondern auch, um die Lutheraner nicht zu beleidigen, Cromwell geduldet; sobald er aber den Einen nicht mehr zu fürchten hatte und der Anderen nicht mehr bedurfte, ließ er

Cromwell und Barnes fallen und sich von Anna scheiden. Gardiner hatte eine heftige Predigt gegen Luther's Behauptung gehalten, daß der bloße Glauben auch ohne Werke rechtfertige. Dadurch war Barnes bewogen worden, Ende Februar auf der Kanzel gegen Gardiner zu eifern und dabei nicht bloß gegen dessen Lehre, sondern auch gegen seine Person auf eine nicht sehr anständige Weise zu predigen. Dies hatte den König gereizt. Barnes wurde vor die geistliche Commission geladen und vom Könige wegen seiner Predigt gescholten. Er zeigte sich, als der König selbst mit ihm über die schwierige Lehre von der Gnade disputirte, aus Klugheit nachgiebig, und erhielt den Befehl, am ersten Sonntage nach Ostern eine zweite Predigt zu halten, in welcher er die erste widerrufen solle. Dies that er nur scheinbar; denn nachdem er einen Widerruf vorgelesen und Gardiner um Verzeihung gebeten hatte, wiederholte er in seiner Predigt mit noch viel stärkeren Ausdrücken seine Behauptungen über Glauben und Werke. Der König, der sich dadurch förmlich verhöhnt glaubte, ließ ihn hierauf nebst zwei anderen Lutherischen Geistlichen in das Gefängniß werfen. Cromwell blieb noch einige Monate in Gunst und kündigte sogar noch dem Parlamente bei seiner Eröffnung im Namen des Königs an, daß wegen der religiösen Spaltung zwei Commissionen von Prälaten und Doctoren bestellt worden wären, von welchen die eine den einzuführenden Lehrbegriff für die königlich-christliche Kirche aufsetzen, die andere die beizubehaltenden kirchlichen Ceremonien angeben solle. In dieser Zeit, wo man Cromwell schon für gestürzt hielt, wurde er vom Könige sogar zum Grafen von Essex und zum Oberhofmeister (lord chamberlain) ernannt. Er war aber unvorsichtig genug, gerade in der Zeit von April bis Juni neuen Haß des Volkes auf sich zu laden, wodurch er dann dem Könige Gelegenheit gab, ihn zum Schlachtopfer für seine eigenen Sünden zu machen. Cromwell setzte nämlich zuerst ein Gesetz durch, vermöge dessen dem Könige die Güter der Hospitaliter geschenkt wurden, und schüchtern dann die weltlichen Parlaments-Glieder so ein, daß sie dem Könige eine außerordentliche Beisteuer von vier Zehnten und fünf Zehnten und daneben noch zehn Procent vom Einkommen ihrer Güter und fünf Procent von der fahrenden Habe gewährten. Außerdem erpreßte er noch von der Geistlichkeit zwei Zehnten

und zwanzig Procent ihres Einkommens für zwei Jahre. Er ahnte nicht, daß bereits Norfolk und mehrere von ihm verhaftete Theologen des alten Systems den König ganz gegen ihn eingenommen hätten. Wir wollen nicht bei den Vergehungen verweilen, deren ihn der Herzog von Norfolk am 10. Juni 1540 im königlichen Rathe beschuldigte; denn der ganze Hergang in dieser Rathssitzung war offenbar mit dem Könige vorher verabredet, und dem Letzteren fehlte es, wenn er Leute aus der Welt schaffen wollte, niemals an Anklagen, Anklägern und gefälligen Richtern. Am Morgen jenes Tages war Cromwell noch Leiter des Parlaments, schon um drei Uhr Nachmittags aber klagte ihn der Herzog in der Sitzung des geheimen Rathes als einen Hochverräther an, und der König ließ ihn verhaften. Wir wissen nicht, warum Heinrich auch in diesem Fall den gehässigen Weg der Verurtheilung durch ein bloßes Gesetz (durch eine bill of attainder) wählte; er hätte Cromwell ruhig vor seine Pairs stellen dürfen, da derselbe mit Recht so verhaftet war, daß diese ihn gewiß verurtheilt haben würden. Der König zog die von Cromwell selbst so oft gebrauchte Methode vor, und dieser ward am 19. Juni verurtheilt und am 29. Juli enthauptet.

Am 8. August vermählte sich Heinrich, welcher am 9. Juli von Anna von Cleve geschieden worden war, mit Norfolk's Nichte Katharina Howard. Diese Frau stand, wie Lingard gegen Hume bewiesen hat, mit dem Herzog von Norfolk nicht in einem freundlichen Verhältnisse. Die Vermählung mit ihr war also auch nur in sofern an Cromwell's Sturz schuld, als man vor derselben die Kabalen, durch welche die dem Könige verhaftete Heirath mit Anna zu Stande gebracht worden war, dem Könige dargelegt hatte, um ihm den Entschluß der Scheidung zu erleichtern. Durch die Vermählung mit Katharina Howard sank das Gewicht der Protestanten wieder; doch behauptete sich Cranmer durch seine Tugend und seine Verdienste. Übrigens traf gerade um die Zeit der Ehe Heinrich's mit Anna die blutige Tyrannei des Königs auf gleiche Weise die Anhänger des Papstes und die Lutheraner; Powel, Abel und Featherstone wurden vom Parlament (durch eine bill of attainder) verurtheilt und dann gehängt oder geviertheilt, weil sie den Supremat des Königs nicht anerkan-

ten; Barnes, Garret und Jerome wurden als Lutherische Ketzer verbrannt.

Katharina Howard war eine höchst leichtfertige und in ihrem Benehmen unanständig freie Dame, welche von den Räten des Königs gar sonderbar gerühmt wird *). Die Protestanten, welche durch ihre Vermählung mit dem Könige und durch Cromwell's Hinrichtung ihr Übergewicht verloren hatten, rächten sich an der neuen Königin auf eine unedle Weise durch Ausspähen der Sünden, die sie vor ihrer Ehe begangen haben möchte. Bei dieser Gelegenheit bedauert man, wenn man liest, daß sich ein Mann wie Cranmer auf eine Verschwörung gegen ein schwaches Weib einließ, deren fleischliche Sünde nicht den hundertsten Theil der Vergehungen ihres Gemahles ausmachte. Cranmer hatte aus dem Geständnisse einer Kammerfrau der Katharina herausgebracht, daß diese vor ihrer Ehe mit einigen Herren, die im Dienste ihrer Großmutter gewesen waren, unerlaubten Umgang gehabt habe, und da er des Beweises mächtig war, so wagte er auf den Rath seiner Freunde, des Grafen von Hertford und des Kanzlers, dem Könige die Sache zu eröffnen (4. November 1541). Der Hauptschuldige, Dereham, gestand freiwillig; die Königin selbst leugnete zwar, als sie vom geheimen Rath verhört ward, ließ sich aber, weil sie plötzlich überrascht worden war, von Cranmer bereden, noch in derselben Nacht ein Geständniß zu unterschreiben. Sie wurde in den Tower gefangen gesetzt, und bei der näheren Untersuchung kam allerdings eine Reihe sehr ärgerlicher Scenen an's Licht, welche nicht bloß vor, sondern auch während der Ehe vorgefallen waren. Der König, welcher an seiner Gemahlin sehr gehangen hatte, war ganz verzweifelt, als er sich getäuscht sah. Es floß daher auf's neue Blut in Strömen. Die beiden Hauptbuhlen der Königin wurden schon am 30. November 1541 gehängt. Ihr Oheim, Lord Wilhelm Howard, und seine Gemahlin nebst fünf Frauen und vier Herren wurden am 10. December als Mitwisser des Hochverraths (misprision of treason) verurtheilt, weil sie dem Könige keine Nachricht gegeben hatten, welches Leben seine Gemahlin vor ihrer Ehe geführt habe. Die Königin selbst ward schon im Februar

*) Sie sei ausgezeichnet by a notable appearance of honour, cleanness and madenly behaviour.

1542 von den beiden Häusern des im Januar berufenen neuen Parlaments durch ein Gesetz (bill of attainder) als Hochverrätlerin verurtheilt und am 18. Februar hingerichtet. Anna von Cleve war besser davon gekommen. Sie war phlegmatischer Natur, liebte den König ebenso wenig als er sie, und hatte in die Scheidung eingewilligt. Sie war dafür von Heinrich als adoptirte Schwester anerkannt worden und hatte ein besseres Jahrgeld erhalten, als ihr Bruder, der Herzog von Cleve, ihr hätte geben können. Sie zog den Aufenthalt in England dem westphälischen Leben an ihres Bruders Hofe vor und blieb in England.

Wie der König in den blutigen und tyrannischen Maßregeln, welche mit seinen häuslichen und Ehe-Angelegenheiten zusammenhängen, bald von der protestantischen, bald von der katholischen Partei gefördert wurde und die entgegengesetzte Partei niemals laut zu werden wagte, so geschah dies auch bei seinen widersprechenden Verordnungen in Religions-Sachen und bei seinen wiederholten Forderungen von Abgaben für seine Privat Zwecke. Was das Erstere angeht, so ward 1542 Lindal's verbesserte Bibel-Übersetzung, welche Heinrich doch anfangs geduldet hatte, misbilligt (als crafty, false and untrue) und eine neue kirchliche vorgeschrieben; diese sollte jedoch nur von Lords und Gentlemen und den Frauen und Töchtern derselben gelesen werden dürfen, wogegen dem gemeinen Mann, einem Handwerker, Lehrjungen, Gesellen, Bedienten, Tagelöhner und Bauersmann, das Lesen der Bibel verboten und für jeden Übertretungsfall eine Gefängnißstrafe von einem Monat angedroht wurde. Ferner ließ der König statt des unter Cromwell's Leitung von einer Commission bekannt gemachten Lehrbegriffes (Institution) einen anderen aufsetzen, welcher unter dem Namen des Königsbuches (the kingsbook) in jedem Sprengel veröffentlicht und von allen Predigern gebraucht werden sollte. Diese neue Vorschrift über den Lehrbegriff stimmte zwar im Ganzen mit jener früheren überein; doch war vieles Wesentliche geändert. So war z. B. die Transsubstantiation und der Genuß des Abendmahls in Einer Gestalt streng vorgeschrieben. Das Königsbuch wurde von beiden Häusern des geistlichen Parlaments (the Convocation) gebilligt, und diese verboten Alles, was nicht mit demselben übereinstimmte.

Für seine finanziellen Bedrückungen benutzte Heinrich die Streitigkeiten mit Frankreich und mit dem durch Heirath und durch Bündnisse ihm enge verbundenen Könige von Schottland. Außer den bereits früher erwähnten unerhörten Steuern wurden ihm im Mai 1543 von der Geistlichkeit noch zehn Procente ihres Einkommens gewährt, sowie von den Laien eine Taxe des Eigenthums, welche verhältnißmäßig zwischen vier Pence und drei Schillingen vom Pfund betrug. Nicht lange nachher mußten Alle, deren Vermögen größer als vierzig Pfund war, ein gezwungenes Anlehen geben, und kurz darauf entband das Parlament den König von der Verpflichtung, seine Schulden zu bezahlen. Dessen ungeachtet ward gleich nachher nicht nur eine unter dem Namen freiwillige Gabe (benevolence) seit Heinrich's VII. Zeit sehr verhaßte Abgabe (s. Th. X. S. 390 und 356) erhoben, sondern auch die Münze verschlechtert. Da auch dies nicht ausreichte, so mußten die Geistlichen bald noch einmal fünfzehn Procente von ihrer Einnahme und die Laien zwanzig Procente von den Landgütern, sowie zwei Schillinge acht Pence von jedem Hundert des Vermögens zahlen.

Daselbe gefällige Parlament, welches alle diese Steuern zuvorkommend gewährte, willigte auch in Gesetze ein, die den König vor der künftigen Untreue seiner neuen Gemahlin schützen sollten, sowie es früher den König dringend gebeten hatte, daß er nicht nur die Katharina Howard, sondern auch ihre Großmutter, die verwittwete Herzogin von Norfolk, sowie ihren Vater und ihre Mutter, die Herzogin von Bridgewater und Gräfin Rocheford, welche ehemals ihren Gemahl des vertrauten Umganges mit seiner Schwester Anna Boleyn beschuldigt hatte, möchte hinrichten lassen. Man suchte die Liebhaber abzuschrecken, weil man die Leidenschaft einer Königin auch durch die Beispiele der Hinrichtung einer andern nicht zügeln zu können glaubte. Es ward jetzt gesetzlich für Hochverrath erklärt, wenn jemand um die Untreue einer Königin gewußt und die Sache nicht sogleich angezeigt habe. Es ward ferner eine jede Dame des Hochverraths schuldig erklärt, welche, wenn sich der König um ihre Hand bewerbe, ihn in Betreff ihrer früheren Keuschheit täusche. Todesstrafe sollte außerdem jeden treffen, der eine Königin oder eine Prinzessin von Wales zu verführen suche, sowie die Königin oder Prinzessin selbst, wenn sie

sich verführen lasse. Alle Personen endlich, welche auf irgend eine Weise an einem Liebeshandel der Königin Antheil gehabt hätten, sollten dieselbe Strafe erleiden, sowie alle diejenigen, welche wüßten, daß ein Fräulein, das der König zur Ehe begehre, nicht mehr reine Jungfrau sei, und dies ihm nicht anzeigten.

Trotz aller dieser Straf=Androhungen wagte Heinrich nicht, als sechste Gemahlin eine Jungfrau zu wählen, sondern er heirathete im Juli 1543 eine Wittwe. Diese neue Gemahlin war Katharina Parr, die frühere Gattin des Lord Latimer. Sie war dem Protestantismus mit ganzer Seele ergeben, und ebenso verhielt es sich mit ihrem Bruder, welchen Heinrich zum Grafen von Essex ernannte, und mit ihrem Oheim. Die Anhänger des Pabstthums waren daher wegen des Einflusses der neuen Königin und ihrer Familie sehr besorgt, und erwarteten jetzt von Cranmer, der sich trotz seines Lutherthums in des Königs Gunst behauptete, neue religiöse Veränderungen. Um dieser Gefahr vorzubeugen, suchten der Kanzler, Lord Wriothesley, und der Bischof von Winchester, Gardiner, die neue Königin durch die theologische Jurisprudenz ihres Gemahles zu verderben, was leicht zu sein schien, da der Kanzler ein theologischer Jurist und Gardiner ein kanonisch gelehrter Theolog war. Den Anlaß, der neuen Königin beizukommen, gab diese selbst durch ihren wahrhaft Lutherischen und also gar zu heftigen Religionseifer. Sie las Luther's Schriften, welche ihrem Gemahle schon des Verfassers wegen tödtlich verhaßt waren, disputirte mit ihm und gab ihm, der als Haupt der Kirche auf päpstliche Unfehlbarkeit Anspruch machte, nicht nach; dies entflammte seinen Zorn. Gardiner und der Kanzler erhielten daher im Jahre 1546 den Auftrag, Anklage=Artikel gegen die Königin aufzusetzen. Dies erfuhr aber die Königin, die sich in einem benachbarten Zimmer befand; sie schrie und weinte daher Stunden lang, so fürchterlich, daß der König, welcher damals unpäplich war, sich zu ihr tragen ließ und ihr dann selbst vorwarf, daß sie ihm zu theologisch gelehrt sei. Vergebens suchte sie ihm dies auszureden. Er rief: „Nein, nein, bei der heiligen Jungfrau, ich weiß das besser, Rätchen, ihr seid ein Professor (a doctor).“ Endlich gelang es aber der Königin, ihrem Gemahle die Überzeugung beizubringen, daß sie ihn für den größten Gelehrten

halte, und er söhnte sich wieder mit ihr aus, indem er sagte: „Wenn dem so ist, mein liebes Kind, dann sind wir wieder Freunde.“ Als am anderen Morgen der Kanzler mit Wache erschien, jagte ihn Heinrich schmäland und schimpfend wieder fort. Es ist übrigens sehr wahrscheinlich, daß, wie Andere erzählen, dieser ganze Vorfall nur einer der schlechten handgreiflichen Spässe (practical jokes) Heinrich's gewesen sei, um seine Gemahlin vom Lesen Lutherischer Bücher abzuschrecken.

Die letzten Jahre seines Lebens brachte Heinrich in Sorgen für seinen Sohn und Nachfolger Eduard, in steter Unpäßlichkeit und in einem Zustande von Corpulenz zu, der ihm das Leben höchst lästig machte. Seine Lage war um so schmerzlicher, da der schwächliche Eduard der letzte männliche Sproßling des königlichen Hauses war. Heinrich hatte im Jahre 1544 von dem ihm durch das Parlament erteilten Rechte, die Nachfolge zu ordnen, Gebrauch gemacht. Er hatte festgesetzt, daß ihm der Sohn der Johanna Seymour, Eduard, folgen, und daß, im Fall dieser ohne Erben sterbe, seine ältere Tochter, Maria, sowie bei deren unbeerbtem Tode die jüngere Tochter, Elisabeth, den Thron besteigen solle. Seinen Schwestersohn, den König von Schottland, ließ er ganz unberücksichtigt, weil dieser zu der Zeit, als jene Verfügung gemacht wurde, mit ihm in Krieg war. In einem späteren, wahrscheinlich falschen Testament werden sogar statt des schottischen Königs die Nachkommen einer Schwester Heinrich's genannt, welche mit dem Könige von Frankreich vermählt gewesen war.

Heinrich's Regierung endete ebenso blutig, als sie von Anfang an gewesen war. Noch wenige Tage vor seinem Tode ward der Sohn des Herzogs von Norfolk hingerichtet; der Vater selbst entging dem gleichen Schicksale nur durch den glücklichen Umstand, daß der König, gleich nachdem er das Todesurtheil des Herzogs bestätigt hatte, starb. Der Herzog von Norfolk und sein Sohn, der Graf von Surrey, waren die Häupter der Familie Howard. Der Erstere hatte sich durch Verdienste, besonders aber durch sein Schmeicheln und dadurch, daß er sich in alle Launen des Königs fügte, am Hofe behauptet; sein Sohn war der geistreichste, edelste und beliebteste Mann des hohen Adels. Todfeinde der Howard's waren die Seymour's, besonders der Graf von Heriford und Sir

Thomas Seymour, die Stützen der protestantischen Partei, welche nach Heinrich's Tode im Namen des erst neun Jahr alten Eduard zu regieren hofften. Diese wußten die Besorgniß des Königs gegen die beiden Häupter der Familie Howard zu erregen, welche auf die Unterstützung aller Anhänger der alten Lehre gegen die eifrig protestantischen Seymour's und ihren Granmer rechnen konnten. Beide wurden daher im Januar 1547, wenige Wochen vor des Königs Tode, plötzlich verhaftet. Den Grafen von Surrey klagte man, weil er nicht Pair war, vor dem gewöhnlichen Gerichte des Hochverraths an. Er habe, hieß es, nach dem Throne gestrebt, weil er Eduard's des Bekenners Wappen dem seinigen einverleibt habe *). Diese lächerliche Beschuldigung konnte er leicht dadurch widerlegen, daß die Annahme jenes Wappens schon vor langer Zeit geschehen war, ohne daß seither jemand sich darüber beschwert hatte. Es half ihm aber nichts; er ward verurtheilt und am 25ten hingerichtet. Seinen Vater, den Herzog von Norfolk, stellte man nicht einmal vor Gericht; man fand es bequemer, ihn durch ein Gesetz (bill of attainder) verurtheilen zu lassen. Dieses Mordgesetz ward am 15., 19. und 21. Januar im Oberhaus gelesen und angenommen und am 24. im Unterhaus gebilligt. Am 27. erhielt es die königliche Bestätigung. Zum Glück für den Herzog starb aber Heinrich VIII. in der Nacht vom 28. auf den 29. Januar 1547, noch ehe der Befehl zur Vollziehung der Hinrichtung ausgefertigt worden war.

6. Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von W ü r t e m b e r g.

Der Plan, welchen Karl V. und Pabst Clemens VII. zu Bologna gegen den deutschen Protestantismus verabredet hatten, war, wie wir wissen, vereitelt worden, und 1532 war der erste Religions-Frieden zu Stande gekommen. Dieser war dem Pabste zuwider und mißfiel dem Kaiser, weil die Schmalkaldischen Bundesgenossen gewissermaßen einen eigenen Staat zu bilden begannen. Allein die von den Türken her drohende Gefahr und die Verbindung des französischen Königs Franz I., welcher Mailand wieder

*) Having quartered on his shield the arms of Eduard the Confessor.

zu erobern hoffte, mit dem schwachen Herzoge von Mailand, sowie ein neuer Aufstand in Spanien und gleich darauf ein neuer Krieg mit Frankreich erlaubten dem Kaiser nicht, vorerst an Deutschland zu denken. Er mußte die deutschen Angelegenheiten seinem Bruder Ferdinand, dem erwählten römischen Könige, überlassen. Dieser sah sich jedoch alle Jahre mit einem neuen Angriff von den Türken bedroht und war nicht im Stande, die Stellung zu behaupten, die ihm sein Bruder bei seiner Anwesenheit in Deutschland gegeben hatte. Karl hatte nämlich, trotz des Widerspruchs der deutschen Fürsten, nicht nur das Erbgut eines deutschen Fürstenhauses, das Herzogthum Württemberg, dessen Einwohner größtentheils Protestanten waren, als Reichslehen seinem Bruder erblich überlassen, sondern auch alle die Privilegien, welche die Kaiser aus dem Hause Östreich nie versäumt hatten ihren Erbbesitzungen zu ertheilen, auf Württemberg ausgedehnt.

Der rechtmäßige Fürst dieses Landes, Herzog Ulrich, dessen Sohn unter der Aufsicht Ferdinand's erzogen ward, irrte dürftig und hülflos umher, und machte vergebens mehrere Male, selbst noch 1525, abenteuerliche Versuche, sein Herzogthum mit Gewalt wieder zu erobern. Er hatte auch bei seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, eine Zuflucht gesucht. Bei diesem konnte es ihm jedoch nicht wohl werden, weil Heinrich sich weit mehr um die von ihm entführte und vor aller Welt verborgen gehaltene Eva von Trott, als um seine Gemahlin und deren Verwandte bekümmerte. Ulrich suchte daher zuletzt Schutz bei Philipp dem Großmüthigen von Hessen, welcher sein Vetter war. Dieser nahm sich seiner ernstlich an. Philipp war der eifrigste und tüchtigste unter den protestantischen Fürsten, der Einzige, welcher die autokratischen Plane des Habsburgischen Hauses von Anfang an durchschaute und vollkommen einsah, daß die Unterdrückung der evangelischen Lehre nicht durch Diplomaten, durch Kongresse und durch Streit über den sogenannten Rechtsboden und auf demselben, sondern nur durch das Schwert verhindert werden könne. Er verwendete sich nebst dem Herzog Heinrich von Braunschweig, von vier Kurfürsten unterstützt, schon auf dem Reichstage von Speier (1526) für Ulrich bei Ferdinand; dieser verweigerten aber damals dem vertriebenen Herzoge sogar ein Jahrgehalt, wenn derselbe nicht den Ansprüchen an sein Land vollständig entsage. Philipp gab hierauf dem

Vertriebenen zu Blankenstein an der Lahn, zu Marburg und zu Kassel Aufenthalt und Versorgung, so heftig auch Ferdinand sich darüber beschwerte. Ulrich ward in seines protestantischen Vatters Lande ebenfalls Protestant; die Würtemberger aber, deren bürgerliche Freiheiten die Statthalter des Habsburgers, welcher selbst nie nach Stuttgart kam, auf die nämliche Weise in Vergessenheit zu bringen suchten, wie Karl V. die der Spanier, gedachten nicht länger der früheren Tyrannei Ulrich's, weil sie von Ferdinand mit dem Verluste der Freiheit in Religions-Angelegenheiten bedroht wurden, und hofften auf seine Rückkehr. Philipp protestirte noch in den Jahren 1527, 1528 und 1529 sehr nachdrücklich, und erhielt schon 1529, also ehe Ferdinand von seinem Bruder mit Württemberg belehnt worden war, von diesem zu Speier die Erklärung, „daß er des Herzogthums Württemberg rechter Fürst und Erbherr sei.“ Dagegen erklärte Philipp, nachdem Ferdinand am 5. September 1530 von Karl mit Württemberg und den anderen schon 1522 insgeheim an ihn abgetretenen, deutschen Erblanden der Habsburger feierlich belehnt worden war, wiederholt, daß, da der Kaiser ihm den Weg des Rechts verschließe, er gelegentlich seinem Vetter mit den Waffen helfen müsse. Dies konnte nicht geschehen, so lange der schwäbische Bund, welcher den Vertrag mit Ferdinand geschlossen hatte (s. Th. XI. S. 361), noch bestand. Philipp sprengte aber den schwäbischen Bund, als er durch ein fast zu gleicher Zeit mit dem Bischofe von Bamberg und den Kurfürsten von Trier, Pfalz und Mainz zur Sicherung ihrer Länder geschlossenes Bündniß jenen Bund, dessen Zweck blos die Sicherung des Landfriedens war, überflüssig machte und Ulrich's Sache vor die letzte schwäbische Bundesversammlung brachte.

Schon damals war Deutschland bedroht, in eine spanische Monarchie verwandelt zu werden. Philipp allein verhinderte dies; denn Johann Friedrich von Sachsen war weniger Fürst als Theolog. In Württemberg schlugen Ferdinand's Rathgeber denselben schleichenden Weg ein, den sein Bruder in Castilien gegangen war: die Freiheiten des Landes wurden langsam getödtet. Man rief, wenn Abgaben bewilligt werden sollten, keine Landtage mehr zusammen, sondern nur die Deputirten einiger Städte, sorgte dafür, daß dies lauter nachgiebige und schwache Männer waren, und er-

hielt dann von ihnen Alles, was man wollte. Wären die Würtemberger einig gewesen, so wäre weder Karl noch sein Bruder im Stande gewesen, Gewalt zu gebrauchen; allein es ging in Württemberg gerade so, wie in Castilien, zu: die Ritter, Prälaten und Bürgerschaften stritten beständig unter einander über die verschiedenen Standes-Interessen. Glücklicher Weise war Ulrich's Sohn Christoph eine der seltenen Naturen, welche von Zeit zu Zeit die deutsche Nation für eine ganze Reihenfolge tyrannischer und egoistischer Fürsten und der sie umgebenden Junker trübten. Dieser Prinz hatte im Jahre 1532 in einem Alter von nur siebenzehn Jahren den Kaiser auf seinem Zuge gegen die Türken begleitet. Er reiste nachher in dessen Gefolge nach Italien; unterwegs aber kam sein Lehrer Biffernus auf den Gedanken, der Prinz werde wahrscheinlich nach Spanien mitgenommen werden und dort verschwinden. Christoph wurde daher, als man die Tyroler Berge erreicht hatte, von seinem Lehrer entführt und an einen sicheren Aufenthaltsort gebracht, welchen außer den Herzögen von Baiern, seiner Mutter Brüdern, niemand erfuhr. Christoph, der sich zuerst in Baiern und dann in Graubündten versteckt hielt, erließ aus dieser Verborgenheit am 17. November 1532 ein Schreiben an den schwäbischen Bund über seine Ansprüche an Württemberg. Der Landgraf Philipp söhnte ihn damals mit seinem Vater aus, welcher seither mit ihm in Streit gewesen war, und suchte es dahin zu bringen, daß die württembergische Angelegenheit auf demselben schwäbischen Bundestage ins Reine gebracht würde, der auf Östreich's Betreiben zur Verlängerung des Bundes ausgeschrieben worden war. Diese Bundesversammlung ward im September 1533 zu Augsburg gehalten. Auf ihr erschien Christoph zum ersten Male wieder öffentlich, und vertheidigte, unterstützt von den Rechtskundigen, die ihm Philipp beigegeben hatte, vor einer glänzenden Versammlung, vor welcher auch der französische Gesandte eine Rede hielt, sein Recht gegen den Kaiser, den römischen König und den schwäbischen Bund. Die österreichischen Bevollmächtigten suchten die Sache zwei Monate hinauszuziehen; dies war es aber gerade, was Landgraf Philipp gewünscht hatte. Er wußte nämlich recht gut, daß niemand einen Raub aus der Hand läßt, wenn ihm nicht darauf geschlagen wird; über die

Zänkerey wegen Württemberg's verfloß aber die zur Verlängerung des Bundes bestimmte Zeit, und der schwäbische Bund erreichte somit sein Ende.

Jetzt hatte der Landgraf es blos mit Ferdinand und nicht mehr mit einem zur Erhaltung des Landfriedens geschlossenen mächtigen Bunde zu thun. Ferdinand war aber in Ungarn beschäftigt und konnte sich der Türken nicht erwehren, und sein Bruder hatte, wie wir unten berichten werden, außerhalb Deutschland's Kriege zu führen. Nur die baierischen Herzöge waren zu fürchten; diese waren aber Ulrich's Verwandte und hatten versprochen, ruhig zu bleiben. Philipp glaubte es daher im Jahre 1534 wagen zu dürfen, Württemberg mit Gewalt wieder zu erobern. Seine Schmalkaldischen Bundesgenossen, unter ihnen auch Johann Friedrich von Sachsen, waren freilich gegen das kühne Unternehmen, Luther und Melancthon schauderten vor demselben zurück, und die Reichsgerichte erließen scharfe Decrete gegen den Landgrafen; dieser beharrte aber auf seinem Vorsatze. Tollkühn war die Unternehmung Philipp's allerdings; aber sein Zweck war weder dynastisch noch selbstsüchtig. Ulrich hatte sich gegen ihn nur verpflichten müssen, Württemberg zu reformiren und sich dem Schmalkaldischen Bunde anzuschließen. Für das Ideelle und Ritterliche der Unternehmung Philipp's hatte freilich ein Herrmann von Malsburg, welchem der Landgraf seinen Plan mittheilte, keinen Sinn; denn dieser sagte ihm: „Euer Vorhaben ist herrlich, wenn es geräth, dennoch aber thöricht und gefährlich.“ Mit wie vieler Mühe und von wie vielen Seiten her Philipp das nöthige Geld zusammenbrachte, hat der neueste Geschichtschreiber von Kurhessen (Kommel) ganz im Einzelnen nachgewiesen. Leute, die für Geld oder auch als Ehrensache Kriegsdienste suchten, fanden sich in einem Jahrhundert, wo man wenig stehende Truppen hatte, überall in großer Anzahl; Philipp brachte daher in Hessen, sein Verbündeter Wilhelm von Fürstenberg im Oberlande leicht ein ansehnliches Heer zusammen (Frühjahr 1534). Das vereinigte Heer Beider wird zu dreißig- bis sechsunddreißigtausend Mann angegeben. Alles kam übrigens auf den Erfolg des ersten Schlages an, weil die österreichischen Finanzen von jeher so beschaffen waren, daß auf die Dauer dem Regenten stets das Geld fehlte.

Ferdinand, welcher wegen des Herzogthums Württemberg weder einen Krieg anfangen, noch seine Ehre auf das Spiel setzen wollte, schickte die Kroaten und Ungarn, die seine württembergische Statthalterschaft von ihm verlangt hatte, nicht nach Schwaben; diese mußte sich daher, als Philipp und Ulrich Ende April 1534 am Neckar erschienen, so gut sie konnte selbst helfen. Sie versammelte am oberen Neckar ein Heer, dessen bester Theil nach Thetinger die alten erbitterten Feinde Ulrich's waren. Dieses Heer ward von dem Pfalzgrafen Philipp commandirt, der bei der Vertheidigung von Wien gegen die Türken, dem Kaiser so treffliche Dienste geleistet (s. S. 124) und auch zwölftausend Mann Fußvolk und achthundert Reiter um theueren Sold zusammengebracht hatte. Es wurde vom Landgrafen und von Fürstenberg umgangen und am 13. Mai 1534 bei Lauffen am Neckar völlig geschlagen und zerstreut. Der Landgraf drang nach seinem Siege bis an die Donau hinauf und setzte durch diesen Marsch Alles in Schrecken; denn es schien, als wenn jetzt zu gleicher Zeit von Westen her die Hessen und von Osten aus die Türken in Ostreich einfallen würden.

Ferdinand suchte zwar das Unternehmen der beiden protestantischen Fürsten als eine Folge des Schmalkaldischen Bundes und als einen Landfriedens-Bruch darzustellen und geltend zu machen; allein Herzog Georg von Sachsen nahm sich, obgleich er sonst für so fanatisch gehalten wurde, des Landgrafen, seines Schwiegersohnes, an und forderte von Ferdinand, daß er sich auf Unterhandlungen einlasse. Der Kurfürst von Sachsen machte dabei den Vermittler. Die Unterhandlungen wurden zu Annaberg begonnen und schon sechs Wochen nach der Schlacht bei Lauffen (29. Juni) durch den Vertrag von Radan (in Böhmen) beendigt. Durch diesen Vertrag erhielt Ulrich sein Land zurück; dagegen forderte aber Ferdinand, daß Hessen und Sachsen, welche ihn immer noch nicht als römischen König anerkannt hatten, dies jetzt thun sollten. Der Kurfürst war zu eigensinnig, um seinen unnützen Widerspruch gegen die Wahl der anderen Kurfürsten aufzugeben; dagegen ließ er unglücklicher Weise in den von ihm für Philipp und für Ulrich geschlossenen Vertrag von Radan eine Clausel einrücken, welche nachher für Ulrich, für dessen Sohn Christoph und für Württemberg die verderblichsten Folgen hatte. Ulrich mußte nämlich sein Land als ein Austerlehen Ostreich's anerkennen.

Die unmittelbare Folge der Rückkehr Ulrich's und seines Sohnes war die Einführung der Reformation in ganz Württemberg und die Säkularisirung der dortigen geistlichen Stifter. Dabei benutzte man jedoch die in Sachsen gemachten Erfahrungen. Hier war das Kirchengut unbedingt dem Kurfürsten überlassen worden, dessen Hofleute sich in dasselbe theilten und der neuen Kirche nur eine dürftige Nachlese übrig ließen; in Württemberg dagegen, wo besonders Osiander thätig war, verfuhr man anders. Es ward dort sogleich der Grundsatz aufgestellt und festgehalten, daß Alles, was der alten Kirche gehört habe, der neuen verbleiben oder doch allgemein nützlichen Zwecken vorbehalten, nicht vom Fürsten beliebig bald auf fromme, bald auf unfrome Weise verwendet werden solle. Alles Pfaffengut sollte nämlich zum Besten der neuen Kirche gesammelt, was aber bei einer besseren Verwaltung, als die frühere gewesen war, von den Gütern der großen und reichen Klöster übrig bleibe, sollte für dringende Landesbedürfnisse zurückgelegt werden.

Das Unternehmen zu Gunsten Ulrich's, sowie die drohende Stellung, welche Landgraf Philipp vor dem Kadaner Frieden an der österreichischen Grenze angenommen hatte, und die Art, wie die Häupter des Schmalkaldischen Bundes jenen Frieden ertrotzten, mußten den Kaiser gegen die Protestanten erbittern, welche ihre geistlichen Mistände beraubten und das kaiserliche Ansehen verkannten. Karl war freilich damals noch genöthigt, sich zu verstellen; aber er harrete sehnlich des Augenblickes, wo er Gleiches mit Gleichem vergelten und wieder Herr des Reiches werden könne. Da lange Zeit hindurch immer neue Hindernisse eintraten, die es dem Kaiser unmöglich machten, mit den Waffen in der Hand das kaiserliche Ansehen und die alte Hierarchie, auf welcher dieses beruhte, wieder herzustellen, so ereigneten sich in der Zwischenzeit noch manche andere Dinge, die ihm den Bund der Protestanten verdächtig und die Häupter desselben verhaßt machen mußten. Wir wollen einige dieser Ereignisse hier aufzählen, weil sie den leitenden Faden für die Geschichte der Entstehung des sogenannten Schmalkaldischen Krieges geben.

7. Die Unruhen im Münster'schen.

Die Schwärmer, welche außer einer geistlichen Umwälzung der Dinge die Nothwendigkeit einer Taufe im reiferen Alter oder eine zweite Taufe predigten und deshalb Wiedertäufer genannt wurden, waren nach der Hinrichtung Thomas Münzer's in Deutschland aufs grausamste verfolgt worden. Sie hatten aber in den Niederlanden, in Ostfriesland und in Westphalen Schutz und Anhänger gefunden. Da man sie dort nicht, wie in Sachsen und Oberdeutschland, ausspioniren und hinrichten und auch nicht, wie in Hessen, einkerfern ließ, so vermehrten sie sich im Stillen außerordentlich. In Ostfriesland, Holland und Ober-Isfel erregten sie bald fanatische Bewegungen, welche auch die niederländischen Stadtobrigkeiten nöthigten, gegen sie mit der größten Strenge zu verfahren; denn sie zeigten sich in Holland gerade so, wie vorher in Sachsen und später in Münster. Ganze Schiffe voll Schwärmer kamen nach Amsterdam, und als man sie dort fragte, wohin sie wollten, riefen sie: „Nach dem Lande, das Gott uns weisen wird.“ Den folgenden Tag liefen fünf Wiedertäufer am hellen Mittage mit bloßen Schwertern in der Hand durch die Stadt und schrieen: „Im Namen des Herrn! Gottes Segen steht über der Rechten, Gottes Fluch über der Linken der Stadt.“ In allen größeren Städten griff die Bürgerschaft gegen diese frommen Socialisten zu den Waffen, und die Statthalterin der Niederlande, Maria von Ungarn, sowie der Graf von Hoogstraten ließen viele derselben hinrichten.

Führer der Partei war in Holland ein gewisser Jan Trypmafer, welcher aus Emden nach Amsterdam gekommen war, als der Graf von Ostfriesland die von dem Münzer'schen Apostel Hofmann in Emden gestiftete Gemeinde aus einander getrieben hatte. Trypmafer erhielt in Holland einen sehr großen Anhang, ward aber in Amsterdam verhaftet und nebst einer Anzahl seiner Anhänger hingerichtet. Statt seiner trat Jan Matthyszoon, ein Bäcker aus Haarlem, an die Spitze der Fanatiker seiner Secte, welche man Melchioriten nannte. Dieser hatte, schon als er noch in Amsterdam war, nach allen Richtungen hin Apostel seiner Lehre ausgesendet. Bartholomäus Boekbinder und Dierick

Kniper gingen nach Friesland, wo sie unter Andern auch den Abbe Philipps gewannen, dessen Schüler Menno Simonszoon später der Stifter der friedlichen Wiedertäufer oder der sogenannten Mennoniten ward. In Leiden und um Leiden, sowie in Friesland hatte man während des ganzen Jahrzehnts von 1530 bis 1540 mit den Schwärmern zu kämpfen. Die Apostel derselben, der Bäcker Jan Matthyszoon und der Schneider Jan Bockold, gewöhnlich Jan von Leyden genannt, wurden damals nach der westphälischen Stadt Münster getrieben, wo sie Gelegenheit fanden, die Errichtung eines theokratischen Reiches zu versuchen.

In Münster war man zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ebenso, wie in den meisten größeren deutschen Städten, welche Bischofsitze waren, an den Streit über die Regierung gewöhnt, weil die Grenzen der bischöflichen Gewalt nicht genau bestimmt waren, und weil zugleich der Stadtrath mehrentheils ebenfalls mit der Bürgerschaft wegen des wechselseitigen Antheiles an der Verwaltung und Regierung zu kämpfen hatte. Diese Streitigkeiten waren seit dem Jahre 1524 ziemlich beigelegt; 1529 aber wurden sie von neuem erweckt, als Bernhard Rothmann, ein von dem Landgrafen Philipp geschickter hessischer Prediger, in der außerhalb der Stadt gelegenen St. Moriz-Kirche die Reformation unter großem Zulauf verkündigte. Diese von dem Volke und den Bürgern gebilligten Predigten wollte das Dom-Kapitel hindern, und als Rothmann sein Glaubensbekenntniß einreichte und eine Disputation über dasselbe verlangte, schlug das Kapitel sein Begehren ab. Jetzt nahm daher die Bürgerschaft den hessischen Prediger in Schutz, rief ihn in die Stadt und bemächtigte sich der meisten Kirchen für die Predigt des Evangeliums. Nach langem Streite ward endlich im Februar 1533 ein Vertrag mit dem Dom-Kapitel geschlossen, vermöge dessen die Domkirche dem Kapitel verblieb, sechs andere Kirchen aber den protestantischen Predigern überlassen wurden.

Im folgenden Jahre kamen ganze Schwärme von Wiedertäufern, welche aus den Niederlanden und aus deutschen Orten vertrieben worden waren, nach Münster. Sie bestanden aus ganz rohem Gesindel, und ihre Führer und Apostel, der Bäcker Jan Matthyszoon

und der Schneider Jan von Leiden, rühmten sich göttlicher Offenbarungen und einer unmittelbaren Eingebung des heiligen Geistes, verachteten alle menschliche Gelehrsamkeit und schmähten alle Prediger als falsche Propheten. Beide wirkten, wie wir dies auch in unseren Zeiten gesehen haben, gerade durch ihre Hefigkeit und durch den unerschöpflichen, unzusammenhängenden Bombast ihrer Reden unwiderstehlich auf den großen Haufen, welcher von geistiger Freiheit nichts wußte und schrankenlose Unsittlichkeit mit evangelischer Freiheit verwechselte. Rothmann predigte anfangs gegen sie, trat aber nachher bald zu ihnen über. In der ersten Zeit war nicht Jan von Leiden, sondern der Bürgermeister Bernhard Knipperdolling die Hauptperson im Politischen oder das Haupt der Proletarier-Verbindung gegen alle Besitzenden. Knipperdolling war es, der am 1. Februar 1534 den Adel, die Geistlichen und alle wohlhabenden Bürger aus der Stadt trieb, einen neuen Stadtrath wählen ließ und sich selbst nebst einem ihm ähnlichen Fanatiker zum Bürgermeister machte. Bald nachher ward aber Jan von Leiden der geistliche und weltliche Herrscher in Münster. Dieser befahl bei Lebensstrafe, alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten und Hausgeräthschaften an einen Ort zu bringen, wo dann die Diakonen sie für den gemeinschaftlichen Gebrauch aller Bewohner des Berges Zion, wie Münster künftig genannt werden sollte, verwendeten. Auch alle in der Stadt befindlichen Bücher, unter welchen sehr alte Handschriften waren, wurden auf einen öffentlichen Platz zusammengetragen und daselbst verbrannt. Nur die Bibel verschonte man. Neben Jan von Leiden als dem Haupte des neuen Zion sollten ebenso zwölf Richter sitzen, wie ehemals die Ältesten der zwölf Stämme neben Moses gesessen hatten. Endlich nannte Jan von Leiden sich auf Gottes Befehl sogar König von Zion, und nahm nach seiner Krönung alle äußeren Zeichen der Königswürde an.

Inzwischen hatte der Bischof von Münster, Franz von Waldeck, ein Heer gesammelt und gegen die Fanatiker geführt, welche in ungeheurer Menge aus allen Gegenden nach Münster geströmt waren und diese Stadt gut befestigt hatten. Als er sich vor Münster lagerte, machte Jan Matthyszoon einen Ausfall; dieser wartete vom Glück begünstigt, und Matthyszoon kam in Folge davon an

den Gedanken, daß er der Gideon des Münster'schen Zions sei. Er lief bloß mit einem Spieße bewaffnet durch die Stadt, und forderte dreißig Personen namentlich auf, ihm zu folgen, um nach Gideon's Weise die Feinde ohne irgend eine andere Rüstung und Waffe, als den Spieß zu verjagen. Er und seine Begleiter wurden, als sie gegen die Feinde zogen, sogleich bis auf einen erschlagen (Mai 1534). Dies öffnete jedoch den Übrigen keineswegs die Augen. Sie wurden vielmehr gerade damals in ihrem Fanatismus neu befestigt, als der Goldschmidt Johann Tausenschuer aus Warendorf nach Münster kam und laut verkündigte, wie Gott ihm geoffenbaret habe, daß Jan von Leiden siegend über die ganze Erde ziehen, alle Könige, Fürsten und Reiche vertilgen und nur das gemeine Volk übrig lassen werde. Der königliche Staat Jan's von Leiden war damals schon eingerichtet; Knipperdolling war zum Statthalter, Rothmann zum Worthalter, Krecting zum Kanzler bestellt. Über den Hof des Königs von Zion gibt ein 1725 erschienenes Buch, welches den Titel hat: „Verzeichniß aller Rätthe, Bedienten und Hofgesinde des Wiedertäuferischen Königs Johannes von Leiden“ vollständige Nachricht. Auch einen Harem von vierzehn Weibern hatte der König-Propheet sich nach David's und Salomo's Weise eingerichtet. Mit diesen seinen Frauen verfuhr er orientalisches; denn er richtete eine von ihnen mit eigener Hand hin, als sie gegen sein Betragen laut protestirte. Übrigens ließ der Worthalter Rothmann damals ein Buch drucken, welches die Hauptpunkte der Lehre enthielt. In diesem berühmten Buche, welches „die Restitution“ betitelt ist, wird prophetisch verkündet, daß nach Vertilgung der Gottlosen die Frommen und Auserwählten noch vor dem jüngsten Tage die Erde beherrschen würden, daß Luther und der Pabst auf gleiche Weise falsche Propheten seien u. dergl. mehr. Das ganz unsinnige Treiben dauerte nicht nur in Münster während des Jahres 1534 fort, sondern man schickte auch achtundzwanzig Apostel nach andern Orten aus; diese wurden aber bis auf den einzigen Heinrich Dorp überall, wo sie auftraten, hingerichtet. Wir wollen das Treiben der Wiedertäufer nicht im Einzelnen beschreiben, weil Münster einem Tollhause gleich.

Luther, Melanchthon, Justus Menius und Urban Regius gaben sich die ganz vergebliche Mühe, durch Schriften diese Leute

zu bekämpfen. Das Reich konnte während des württembergischen Krieges dieselben mit seiner ohnmächtigen Justiz nicht erreichen. Der Bischof von Münster aber, sowie der Erzbischof von Köln und der Herzog von Jülich und Cleve, welche jenem Geld, Soldaten und Geschütz zuschickten, waren nicht reich genug, um die Kosten einer dauernden Belagerung zu bestreiten. In der Mitte des December 1534 ward endlich ein westphälischer Kreistag nach Koblenz ausgeschrieben, auf welchem auch der Kurfürst von Sachsen sich einfand; man brachte jedoch nur eine unbedeutende Macht zusammen. Es blieb daher vorerst beim Drohen, und König Ferdinand ward ersucht, einen Reichstag zu berufen. Die Gemäßigten unter den in Münster vereinigten Schwärmern hatten großes Vertrauen zum Landgrafen Philipp; mit diesem waren sie in Correspondenz getreten, und ihm schickten sie nicht bloß das Buch der Restitution, sondern auch ein zweites, welches den Titel: „Von der Verborgenheit der Schrift“ hatte. Philipp las beide Schriften und erklärte sich nicht nur über sie, sondern ließ sie auch widerlegen. Von Luther wollten die Leute in Münster nichts wissen; dieser sei, sagten sie, ärger als der Pabst. Als alle Prophezeiungen Jan's von Leiden nicht eintrafen und das Treiben in der Stadt ganz arg wurde, wollten die Bürger endlich sich des Königs bemächtigen und ihn den Belagerern ausliefern; allein dieser wußte sich durch fanatisirte Anhänger zu schützen, bis endlich, im April 1535, König Ferdinand ernstlich militärische Anstalten gegen die Stadt machte.

Der Kaiser, welcher die Fortdauer der Unruhen in Münster offenbar nur den Schmalkaldischen Bundesgenossen Schuld geben konnte, mußte den Vorsatz fassen, das kaiserliche Ansehen wieder herzustellen; denn sein Bruder schloß den Vertrag von Radan nur darum so schnell ab, weil er sonst auch im Jahre 1535 nicht im Stande gewesen wäre, die dringenden Bitten des Bischofs von Münster zu erfüllen. Es wurde endlich ein Reichsbeschluß gefaßt, daß hunderttausend Gulden zu dem Zuge gegen Münster gesteuert werden sollten; allein die Städte und Stände des Reiches, besonders die protestantischen, welche einem Bischöfe gegen seine Unterthanen Hülfe leisten sollten, machten so viele Schwierigkeiten, daß aus diesem Zuge nichts geworden sein würde, wenn nicht der Landgraf von

Hessen sich der Sache angenommen hätte. Diesem hatte Ferdinand in Radan es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß er einen Theil des nach Württemberg gesandten Heeres gegen Münster schicken solle.

Landgraf Philipp ließ im April 1535 seine Hessen unter Siegmund von Boyneburg's Führung ins Feld ziehen. Mit diesen vereinigten sich dann die Kreisstruppen, und Münster wurde hierauf enge eingeschlossen. Da machten zwei Bürger der Stadt dem Bischofe das Anerbieten, dem Reichsheere einen Zugang zu verrathen. Der Bischof wollte jedoch die Stadt vor den gräßlichen Folgen eines Sturmes bewahren und ließ die Belagerten zur Übergabe auffordern. Diese verschmähten aber, da sie nicht wußten, daß sie verrathen waren, jede Bedingung. Jetzt benutzte man die Verräther. Am 24. Juni drangen einige hundert Mann heimlich in die Stadt ein und öffneten den Anderen ein Thor. In den Straßen der Stadt ward hierauf wüthend gekämpft, und es heißt, daß von beiden Seiten fünftausend Mann in der Stadt und achttausend vor derselben gefallen seien. Endlich ergab sich der Rest der Fanatiker, selbst Jan von Leiden und seine Beamte. Nur Nothmann suchte den Tod im Gefechte. Von den Gefangenen wurden nicht nur die Anführer, sondern auch sehr viele andere hingerichtet. Uns grauet zu erzählen, welche Martern die Anführer zu erdulden hatten, ehe sie, nachdem man sie ein Jahr lang herumgeschleppt hatte, getödtet wurden. Alle Wiedertäufer, die sich im Reiche zeigten, traf die Todesstrafe, und nur Philipp von Hessen allein weigerte sich, diese Strafe in seinem Lande vollziehen zu lassen. Er verbot förmlich, dem Reichsgesetze gemäß Menschen bloß darum hinzurichten, weil sie Wiedertäufer wären. Luther drückte ihm schriftlich seine Unzufriedenheit darüber aus, und war auch bei dieser Gelegenheit mit des Teufels Anführung nicht sparsam. Philipp möge, schrieb er zuletzt, die Wiedertäufer doch wenigstens aus seinem Lande jagen; „denn, sagte er, es ist des Teufels sammen und haben wol zum ersten etwas schön scheins neben mit dem bösen für, doch weil es der liechte teuffel ist, wird zuletzt das Ende zu Münster draus.“ Ebenso naiv beantwortete Luther an einer anderen Stelle den Einwurf, den ihm Philipp gemacht hatte: „Denn ob ich sorgen mocht, der Wolf, so in meinem

stall würget, mocht in andern Ställen mehr würgen, kann ich yhn darumb unverjagt nicht lassen. Ein jeder hütte seines Stalls."

8. Gewaltthätigkeiten der Häupter des Protestantismus in Deutschland.

Die Protestanten benutzten die lange Abwesenheit des Kaisers, sowie seine Streitigkeiten mit Frankreich, um den Schmalkaldischen Bund zu verstärken und eine Fürsten- und Städte-Republik an der Stelle des Kaiserthums zu errichten. Der Übertritt des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg wurde jeden Tag erwartet, und nur das von ihm seinem Vater gegebene Versprechen, nicht Lutheraner zu werden, sowie der Einfluß einiger Mönche hielt ihn noch einige Zeit von demselben ab. Dagegen erklärten sich schon lange vor ihm sein Bruder, Markgraf Johann, seine Schwester Elisabeth, die Gemahlin Erich's von Münden, und sein Vetter, Georg von Ansbach, für Protestanten. Zwar wurden alle diese Fürsten, sowie einige oberländische Städte, besonders Nürnberg, durch die Scheu vor dem Kaiser vom Schmalkaldischen Bunde zurückgehalten, und auch Georg's Bruder, Albrecht von Preußen, konnte in denselben nicht eintreten, weil er in des Kaisers und des Reiches Acht war; allein Ulrich von Württemberg, die beiden Herzöge Barnim und Philipp von Pommern, Georg und Joachim von Anhalt, die Städte Augsburg, Rempten, Hamburg, Hannover, Minden und Frankfurt und einige kleine Herren wurden 1536 zu Frankfurt in den Bund aufgenommen. Dieser ward damals auf mehrere Jahre verlängert und erhielt eine Organisation, welcher eine große Gewalt in die Hände seiner beiden Häupter legte und eine bedeutende Bundeskasse zu ihrer Verfügung stellte, so daß dieselben jetzt gegen den Kaiser dreister auftraten und der Landgraf Philipp eine bedeutendere Rolle spielte, als König Ferdinand, der sich der Türken nicht erwehren konnte.

Diese Erweiterung der protestantischen Macht konnte der Kaiser unmöglich ruhig mit ansehen. Er wollte damals, was er jedoch aufschieben mußte, über Genua nach Deutschland kommen, und Pabst Paul III. sollte ein Concilium berufen, um den Streit über die Form der Staats-Religion gütlich beizulegen. Beides war den Protestanten sehr verdächtig. Die Mitglieder des Schmalkaldischen

Bundes schickten hierauf an den Kaiser eine Gesandtschaft mit allerlei Beschwerden, denen sie abgeholfen wünschten. Ihre Bitte sollte eines Theils den Zorn des Kaisers besänftigen, anderes Theils aber auch ihn bewegen, daß er dem Reichs-Regiment und dem Reichs-Kammergerichte Einhalt thue, welche beiden Behörden immer noch wegen der Säkularisation und Besiznahme geistlicher Güter furchtbare Decrete erließen und die protestantischen Stände nöthigten, der Reichs-Justiz ihre Anerkennung zu versagen. Der Kaiser ließ den Protestanten erklären, er werde den Reichs-Vizekanzler Held mit Vollmacht nach Deutschland schicken, sie möchten eine allgemeine Versammlung nach Schmalkalden berufen, auf dieser werde Held erscheinen, nachdem er sich zuvor in Wien mit Ferdinand unterredet habe. Jene Versammlung wurde dann auch am 15. Februar 1537 gehalten. Sie war ganz ungewöhnlich zahlreich, feierlich und glänzend, denn fast alle bedeutenden Theologen, Luther und Melanchthon nicht ausgenommen, sowie alle andere angesehenen Gelehrten der Protestanten, alle ihre Fürsten und die Obrigkeiten aller protestantischen Städte hatten sich eingefunden. Held hielt mehrere Reden an die Versammlung; Luther aber, welcher damals am Stein schwer litt und deshalb schnell abreisen mußte, warnte beim Scheiden ernstlich vor dem Pabste. Held hatte in seinen Reden eine große Erbitterung gegen die Protestanten ausgesprochen. Da nun unterdessen auch Pabst Paul III. gegen Karl's Willen das Concilium nach Mantua berufen hatte, wo es ganz in seiner Gewalt sein mußte, so verweigerten die Protestanten eines Theils die von Karl geforderte Hülfe gegen die Türken und lehnten anderes Theils auch die Beschickung des Concils ab. Gleich darauf schlossen sich endlich auch Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, sein Bruder Johann und sein Vetter Georg und Albrecht in Franken dem Schmalkaldischen Bunde an, und versprachen für den Fall eines Religionskrieges ausdrücklich ihren Beistand; doch hielten sie später nicht Wort.

Held reiste darauf im Reiche umher, um einen katholischen Gegenbund zu Stande zu bringen. Auch bewog er in der That die Erzbischöfe von Mainz und von Salzburg, sowie die Herzöge von Baiern, den Herzog Georg von Sachsen und Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig, daß sie am 10. Juni 1538 zu Nürn-

berg einen Bund schlossen, den man später den heiligen oder auch den Heinrich'schen genannt hat. Dieser Bund ward geschlossen „zur Handhabung der wahren christlichen (d. h. der päpstlichen) Religion, zur Vollziehung aller kaiserlichen und des Reichs Abschiede, Mandate und Gebote, weil der Nürnberger Frieden weder von den Ständen des alten Glaubens gebilligt, noch vom höchsten Reichsgericht anerkannt sei.“ Die Mitglieder desselben waren persönliche Feinde Luther's, der sie oft entsetzlich ausgeschimpft hatte. Sie verpflichteten sich scheinbar zu nichts Anderem als daß sie alle für Einen Mann stehen wollten, wenn einem von ihnen wegen des alten Glaubens eine Gefahr bereitet oder eine Bedrängniß zugefügt werden sollte. Der Kaiser bestätigte im folgenden Jahre diesen Bund, und gab fünfzigtausend Gulden für denselben her. Auch wissen wir aus einem erst in neuester Zeit bekannt gewordenen Beweisstücke, daß er dem Kanzler Held Vollmacht erteilt hatte, durch erdichtete Beschuldigungen die Katholiken gegen die Protestanten aufzuregen. Nichtsdestoweniger verleugnete er nachher den von Held geschlossenen Bund, als sein Kanzler Granvella ihm rieth, zur Erhaltung des Friedens den Stifter des Bundes preiszugeben. Wirklich würde der heilige Bund zu einer für den Kaiser ganz ungelegenen Zeit einen Bürgerkrieg veranlaßt haben, wenn nicht Granvella schlauer gewesen wäre, als Held, und dem Kaiser jenen Rath erteilt hätte. Karl mißbilligte Alles, was Held gethan hatte, nahm ihm seine Stelle ab, entfernte ihn von den Geschäften und ließ durch einen anderen Bevollmächtigten einen Vertrag abschließen, nach welchem in Deutschland bis zur Ankunft des Kaisers Alles in dem alten Stande verbleiben sollte. Übrigens war die Gefahr, welche dem Schmalkaldischen Bunde von dem heiligen drohen konnte, nicht groß; denn schon im April 1539 starb Herzog Georg von Sachsen, und sein Land fiel an seinen sehr eifrig protestantischen Bruder Heinrich, welcher bis dahin in sehr dürftigen Umständen zu Freiberg Hof gehalten hatte. Von Georg's Söhnen war nämlich der ältere schon 1537, der zweite aber, den man überdies längst für blödsinnig erklärt hatte, im Februar 1539 gestorben. Sein Erbe Heinrich, den man wegen seines Eifers für den Protestantismus den Frommen genannt hat, reformirte sogleich das ganze ererbte

Herzogthum durch Theologen, welche er aus Kursachsen kommen ließ. Von dem Schmalkaldischen Bunde war er schon vorher in Schutz genommen worden. Im Jahre 1539 trat auch der dänische König Christian III. als Herzog von Holstein diesem Bunde bei.

Der Abschluß des heiligen Bundes veranlaßte einen heftigen Zwist zwischen dem Herzog Heinrich von Braunschweig und dem Landgrafen Philipp. Diesem Zwiste lagen jedoch, da der Kaiser auf Granvella's Rath jenen Bund verleugnet hatte, nur Privatursachen zu Grunde. Der leidenschaftliche Herzog Heinrich von Braunschweig, welcher früher dem Kaiser ein Söldner-Heer nach Italien zugeführt hatte und dafür schlecht belohnt wurde, hatte fortwährend Streit mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Darum arbeitete niemand eifriger für den Kaiser und den Papst, als Heinrich. Philipp von Hessen war ebenso leidenschaftlich, als er, und zeigte sich außerdem für die Erweiterung des protestantischen Bundes unablässig thätig. Beide Fürsten würden daher schon im Jahre 1538 gegen einander zu den Waffen gegriffen haben, wenn nicht Herzog Georg von Sachsen und der Kurfürst Johann Friedrich vermittelnd zwischen Beide getreten wären. Der Landgraf hatte damals auf die bloße Aussage eines ganz schlechten Menschen hin den Herzog beschuldigt, er habe Mörder gedungen, welche ihn auf der Jagd hätten erschießen sollen. Zu Ende des Jahres 1538 schickte nämlich Heinrich in Angelegenheiten des heiligen Bundes Briefe an den Kurfürsten von Mainz, und der Überbringer derselben, Heinrich's Secretär Stephan Schmidt, traf mit dem Landgrafen, als dieser auf der Jagd war, zusammen. Philipp ließ ihn sogleich befragen, und Schmidt war unvorsichtig genug, sich für einen Diener des Kurfürsten von Brandenburg auszugeben. Er ward durch einen Mann aus Philipp's Gefolge erkannt und deshalb sogleich verhaftet. In den Briefen, welche man ihm abnahm, fanden sich zwar grobe Schimpfreden gegen den Landgrafen, aber durchaus nichts, was sich auf feindliche Pläne gegen den Schmalkaldischen Bund bezogen hätte. Der Herzog schrieb dem Kurfürsten von Mainz unter Andern: „Er wünsche ihm ein glücklich Neujahr, seinen Gegnern aber den Teufel. Der Landgraf schlafe nicht viel, die Nacht kaum eine

Stunde, er werde noch toll werden, und da wäre dann bald zu helfen; denn dann wären sie über die Hälfte.“

Seit dieser Zeit ward der Streit zwischen Heinrich und Philipp, sowie der zu gleicher Zeit entstehende Streit zwischen jenem und dem Kurfürsten Johann Friedrich immer heftiger. Beide Theile schimpften einander persönlich in höchst ärgerlichen Schmähschriften, und es ist schwer zu sagen, ob in diesen Schriften Herzog Heinrich oder seine beiden Gegner gröber und gemeiner gewesen sind. Übrigens war in dem Privatleben aller drei Fürsten allerdings Stoff genug zum Schimpfen, so lobenswerth auch sonst des Landgrafen Regierung und so Lutherisch Johann Friedrich's Gedanken waren. Der Letztere gesteht selbst in seinen Schriften über Heinrich seine übermäßige Neigung zum Trunk demüthig ein. Landgraf Philipp aber ließ sich von den Theologen seiner Partei ein Gutachten des Inhalts ausstellen, daß er neben vielen Liebchaften auch zwei Weiber, eines an der Rechten und eines an der Linken, angetraut haben dürfe. Auch ließ er wirklich noch bei Lebzeiten seiner Gemahlin im März 1540 sich mit Margaretha von Saal, einem Hoffräulein seiner Schwester, die zu Rochlitz lebte, durch seinen Hofprediger Melander in Gegenwart vieler Hofleute trauen. Ärger noch machte es Heinrich von Braunschweig. Er hatte mit seiner Gemahlin ganz gut gelebt und elf Kinder erzeugt, als er sich in ihr Hoffräulein Eva von Trott, eine Tochter des brandenburgischen Hofmarschalls, verliebte. Da sein Umgang mit dieser die sehr angesehenene ritterschaftliche Familie derselben kränkte, so ward Eva von den Ihrigen abgerufen. Sie begab sich auch auf die Reise, stellte sich aber zu Gandersheim krank, und man verbreitete endlich die Meinung, daß sie gestorben sei. Sie war jedoch nicht todt, sondern Heinrich hatte sie auf das Schloß Stauffenberg gebracht, und statt ihrer war ein hölzernes Bild begraben worden. Heinrich besuchte sie von Zeit zu Zeit in Stauffenberg und zeugte sieben Kinder mit ihr. Später erfuhren ihre Verwandten ihren Aufenthalt und klagten beim Kaiser; Eva starb aber im Jahre 1541 zu gleicher Zeit mit Heinrich's Gemahlin. Ihr Tod fällt noch in die Zeit vor dem Ausbruche des Krieges zwischen Heinrich und Philipp; denn Spittler hat uns nicht überzeugt, wenn er (im Göttingischen Magazin Th. III. S. 130 — 136) zu beweisen

sucht, daß der Landgraf sie nach der Beendigung dieses Krieges mit sich nach Kassel geführt und dort sogar noch 1552 mit ihr gelebt habe.

Der Streit zwischen den drei Fürsten ward von Zeit zu Zeit heftiger, wenn eine besonders arge Schmähschrift erschienen oder eine neue Beschuldigung gefunden worden war, wie z. B. im Jahre 1541. In diesem Jahre hatten nämlich einige Brandstifter in Sachsen den Herzog Heinrich als Urheber ihres Verbrechens angegeben, was freilich nicht gerade viel gegen ihn beweisen konnte, da man sich zu jener Zeit der Folter bediente, um jedes beliebige Geständniß heraus zu pressen. Ungeachtet aller solcher Vorfälle und aller mündlichen und gedruckten Schmähungen würden die beiden erbitterten Häupter des Schmalkaldischen Bundes schwerlich des Herzogs Heinrich wegen den Reichsfrieden gebrochen haben, wenn nicht dieser sich außerdem gegen die mit ihnen verbündeten Städte Braunschweig und Goslar Gewaltthaten erlaubt hätte. Die Stadt Braunschweig hatte, wie die meisten größeren und auch sehr viele kleine Städte Deutschland's, im sechszehnten Jahrhundert nach und nach von den Kaisern so viele Privilegien erkaufte und erhalten, daß sie fast eine Republik war. Sie behauptete, trotz des kaiserlichen Befehles ihrem Landesherren zu gehorchen, ihre Freiheiten auch gegen den Herzog Heinrich, und ward nach ihrer Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund noch trotziger. Goslar war in einer ähnlichen Lage, und zerfiel über das Recht an den Rammelsberg und dessen Bergwerke völlig mit dem Herzoge. Zwar sprach das Reichs-Kammergericht, welches allen protestantischen Ständen feindlich war, zu Gunsten des Herzogs, und belegte die Stadt Goslar sogar mit der Reichsacht; allein der Kaiser und sein Bruder befahlen auf Ansuchen der Protestanten, daß vorerst weder jenes Urtheil noch die Acht ausgeführt werden solle. Daran kehrte sich jedoch der rohe Herzog nicht. Er griff die Stadt an und gab dadurch endlich dem Landgrafen und dem Kurfürsten Anlaß, sich thätlich an ihm zu rächen, nachdem der Wortstreit durch die letzte Vertheidigungsschrift des Kurfürsten und durch ein Buch Luther's, welcher in den persönlichen Streit seines Kurfürsten mit Herzog Heinrich hineingezogen worden war, den höchsten Gipfel des Fischmarktes erreicht hatte. Luther

schrieb damals gegen Heinrich ein Buch, welchem er den Titel gab: „Gegen Hans Wurst“, und diese Schrift ist das größte und ungezogenste aller deutschen Bücher des sechszehnten Jahrhunderts, das doch an groben Büchern sehr reich ist.

Wir wollen, um unsere Feder nicht mit den niedrigsten Schmähungen zu besudeln, nur den Titel der 1541 in Quart erschienenen Apologie des Kurfürsten und eine der am wenigsten anstößigen Stellen aus Luther's Buche gegen Hans Wurst, welches in demselben Jahre erschien, als Beispiel anführen. Schon der Titel der Schrift, welche im Namen des Kurfürsten ausgegeben wurde, ist von der Art, daß wir nicht wagen, ihn in den Text aufzunehmen*). Von Luther's Gepolter geben wir nur eine sehr leise Probe, um zu zeigen, wie Schade es war, daß ein so großer Geist eine Kloster-Erziehung erhalten hatte. Die aus seinem Hans Wurst unten angeführte Stelle bezieht sich auf die Äußerung in Herzog Heinrich's Schmähschrift: „der Kurfürst sei ein Keger, ein Aufrührer, ein Rain, ein Ungeheuer, ein Aesop, der weder eine gute Eigenschaft der Seele noch des Leibes besitze, den sogar Luther, der sein

*) Der Titel dieses einundzwanzig Bogen starken, 1541 zu Wittenberg erschienenen Buches lautet: „Des Durchlauchtigen, Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Johannes Friedrichen Herzogs zu Sachsen, des h. röm. Reichs Erzmarshallen und Kurfürsten Wahrhaftige, beständige, ergründete Christliche und aufrichtige Verantwortung Wider des verstockten, gottlosen, vermaladeiten, verfluchten ehrensünders, bösthetigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Herzog Heinrich den Jüngern nennet, unverschemt, Galphurnisch schand- und lügenbuch, so er abermals mit Datum Wolfenbüttel auf Dienstag nach Omnium Sanctorum anno 1540 nechst wider vorgemeldten Kurfürsten u. s. w. will vollbracht haben und in einen Druck ausgesprengt hat.“ Der Herzog antwortete auf diese Schrift mittelst eines zwanzig Bogen starken, 1541 zu Wolfenbüttel gedruckten Buches, welches er Quadruplik oder vierte Schmähschrift nannte, und das folgenden Titel führt: „Des Durchlauchtigen, Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Heinrichs des Jüngeren, Herzogen von Braunschweig und Lüneburg Erhebliche; ergründte wahrhaftige Göttliche und Christliche Quadruplica wider des gottlosen, verruchten, verstockten, abtrünnigen Kirchenräubers und vermaladeiten, boshaften Antiochi, Rovattian, Severian und Hurenwirths von Sachsen, der sich Hansen Friedrich, Herzogen zu Sachsen nennet, erdicht, erlogen und unverschemt Lästerbuch, welches er abermals Datum Torgau Montags nach Judica Anno 1541 durch einen ordentlichen Abdruck wider gemelten Herzogen Heinrichen ausgegossen hat.“

Göze und gewissermaßen sein zweiter Gott sei, verspötte und verachte *).

Der Herzog bedrängte die Braunschweiger und schloß Goslar enge ein; die Bürger baten deshalb den Schmalkaldischen Bund um Hilfe. Hierauf hielten der Kurfürst und der Landgraf in Eisenach eine Unterredung und sandten von dort aus dem Herzoge einen Fehdebrief. Beide Fürsten warben dann bis zum Juli 1542 ein Söldnerheer von wenigstens zwanzigtausend Mann, und brachen, der Kurfürst über den Harz, der Landgraf an der Weser herauf (über Hörter), in das herzogliche Gebiet ein. Innerhalb vier Wochen hatten sie das ganze Land besetzt, in welchem sie dann überall eigenmächtig das ganze Kirchenwesen protestantisch einrichteten. Der Herzog flüchtete sich nach Baiern. Ferdinand erließ zwar Befehle zu seinen Gunsten, diese blieben aber nicht allein ohne Wirkung, sondern der Reichs-Regent mußte sogar am 24. August dem Kurfürsten und dem Landgrafen versprechen, daß er sie wegen der Besetzung des Herzogthums nicht thätlich belästigen wolle. Auch das Reichs-Kammergericht ertheilte ein Erkenntniß zu Heinrich's Gunsten; allein dieses ward nur die Veranlassung, daß jetzt zum ersten Male die zu Schweinfurt versammelten evangelischen Stände erklärten, sie erkannten das Kammergericht nicht an (recusirten es), weil seine Besizer „zum höchsten zuwider, parteilich, sorglich, verdächtig und beschwerlich wären.“

Politisch betrachtet wäre diese einzige Verletzung des Friedens, welche mit einer schändlichen Verachtung der bestehenden Reichs-Re-

*) Luther sagt, nachdem er bemerkt hat, daß der Teufel den Herzog treibe, den Teufel apostrophirend: „Weil du und dein Heinz so unverschämt lügst, daß auch durch euer ganzes Buch nichts denn eitel Lügen sein wird — ja, weil dein Heinz und du solche grobe Lölpel seid, daß ihr gemeynet, solcher fauler, lahmer Bote sollte in diesen Sachen mir Schaden thun oder euch Glimpf bringen, so seid ihr beide die rechten Hanswurst, Lölpel, Knebel und Nütze; und will hiermit euch beiden geantwortet haben, daß ihr alle beide, Vater und Sohn, seyd verzweifelte, ehrlose, verlogene Bösewichter, die ihr sagt, ich habe meinen gnädigsten Herrn Hans Wurst genannt. Keiner Antwort darfs mehr auf solcher wörstliche Kunst. Wohl meinen Etliche, ihr haltet meinen gnädigsten Herrn darum für Hans Wurst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und völliges Leibes ist.“ Die unmittelbar auf diese Stelle folgenden Worte wagen wir nicht abzuschreiben, weil sie gar zu niedrig und pöbelhaft sind.

gierung und Reichs-Justiz verbunden war, für den Kaiser hinreichender Grund gewesen, auch seinerseits Gewalt zu gebrauchen. Es war daher ein großer politischer Fehler, daß die Protestanten das einmal gezogene Schwert wieder einsteckten und nicht die Scheide wegwarfen. Philipp von Hessen war nicht Schuld daran, wohl aber Luther's Wein liebender Verehrer, Johann Friedrich von Sachsen. Dieser war übrigens noch dazu ebenso wenig rechts-friedlich, als er kriegerisch war; denn er fuhr, auch nachdem der Kaiser seine Streitigkeiten mit Frankreich beendigt und so für den deutschen Krieg freie Hände erlangt hatte, aus Beschränktheit und aus Eigensinn fort, den Kaiser durch eigenmächtiges Verfahren in Religions-Sachen heftig zu reizen. Er weigerte sich nicht nur ohne allen Zweck noch immer, Ferdinand's Wahl anzuerkennen, sondern er beleidigte und beeinträchtigte auch noch dazu, seinen nächsten protestantischen Verwandten. Dies war sein Better Herzog Moriz von Sachsen, der Sohn des oben erwähnten Herzogs Heinrich. Morizens Vater war, wie wir wissen (s. S. 174), 1539 der Nachfolger seines Bruders Georg geworden, und beherrschte als das Haupt der Albertinischen Linie des sächsischen Hauses das ganze südliche Sachsen von Leipzig an bis zur böhmischen und fränkischen Grenze. Er starb im Anfange des Jahres 1541, und hinterließ zwei Söhne, Moriz und August, von welchem der Erstere sein Land erbt. Dieser damals noch sehr junge Herzog Moriz, welchen wir nicht mit seinem Biographen, dem Herrn von Langenn, unbedingt loben möchten, hatte einen festen, entschlossenen, nach Machiavelli's Weise politischen und tief versteckten Sinn. Er war seit seinem sechszehnten Lebensjahre dem Kurfürsten Johann Friedrich, sowie dieser ihm, sehr abgeneigt. Moriz war unzufrieden darüber, daß sein schwacher Vater die klugen und erfahrenen Diener des Herzogs Georg entfernt und dagegen sich und die Verwaltung seines Landes ganz den Beamten und Geistlichen überlassen hatte, die ihm von dem Kurfürsten und dessen Drakel, Luther, empfohlen worden waren. Er war aber auch sehr unzufrieden mit dem Benehmen des Kurfürsten gegen ihn selbst, während er sich an dessen Hofe aufhielt. Moriz war nachher von dort an den Hof des Pracht-liebenden Erzbischofs Albrecht von Mainz gekommen, welcher ebenso wenig

fanatisch war, als Moriz, als klassisch gebildeter Mann eine italienische Art von Religion hatte, und klar erkannte, daß die Klugheit erforderte, sich an den Kaiser zu halten. Auch Moriz dachte so. Er war freilich Protestant, sah aber ein, daß weder der dem Trünke ergebene und von Theologen geleitete Kurfürst, noch der heftige und zu Abenteuern geneigte Landgraf auf die Dauer gegen den Kaiser würden bestehen können. Sobald er daher nach dem Tode seines Vaters die Regierung übernommen hatte, setzte er die alten Diener des Herzogs Georg, namentlich den Christoph Carlowitz, welcher Georg's Politik vortrefflich geleitet hatte, wieder ein, und weigerte sich, die Verbindung seines Vaters mit dem Schmalkaldischen Bunde zu erneuern. Der Kurfürst reizte ihn gerade damals wieder aufs heftigste durch die einseitigen Verfügungen, welche er in der Stadt und dem District Wurzen, die zu dem unter gemeinschaftlichem Schutze der sächsischen Fürsten stehenden Bisthum Meissen gehörte, erließ. Moriz würde sogleich zu den Waffen gegriffen haben, wenn nicht sein Schwiegervater, Landgraf Philipp, sich der Sache angenommen und eine Übereinkunft vermittelt hätte.

Um dieselbe Zeit, als Johann Friedrich in Wurzen eigenmächtige Verfügungen traf, verwandelte er auch ganz wider alles Recht das Bisthum Naumburg in eine sächsische Superintendentur, der er nur den bischöflichen Titel ließ. Das Bisthum Naumburg stand mit Sachsen in der Verbindung, daß die Domherren ihren Bischof nur in Anwesenheit eines kurfürstlichen Commissärs wählen durften. Diese Verpflichtung hielten die Domherren nicht ein, als sie im Januar 1541 nach dem Tode ihres seitherigen Administrators, des Bischofs Philipp von Freisingen, eine neue Wahl vornahmen, ohne jenen Commissär abzuwarten. Sie thaten dies aus dem Grunde, weil sie wußten, daß der Kurfürst die Absicht habe, ihr Stift ebenso an sich zu bringen, wie er in Sachsen alle geistlichen Güter eingezogen hatte. Ihre Wahl fiel auf den milden, tugendhaften, bei Protestanten und Katholiken in gleichem Grad beliebten Julius Pflug, gegen welchen der Kurfürst nichts Anderes einwenden konnte, als daß er nicht Lutherisch sei. Johann Friedrich verwarf jedoch diese Wahl ohne Weiteres, reformirte im Laufe des Jahres 1541 das ganze Stift Naumburg, und ernannte, allen Protestationen der Domherren zum Trotz, im

folgenden Jahre Luther's Freund, den Superintendenten von Magdeburg, Nikolaus von Amsdorf, zum Bischof. Er verfuhr dabei ganz so, als wenn es weder ein Reich noch einen Kaiser gäbe, und als wenn das Stift Naumburg sein Privateigenthum wäre. Er ließ dem neuen, durch Luther eingesetzten Bischof von allen Einkünften des Stiftes nur sechshundert Gulden übrig, verwendete das Übrige auf milde Stiftungen, riß, ohne die Bürger oder Kaiser und Reich zu befragen, die weltliche Verwaltung ganz an sich, und stellte einen seiner eigenen Beamten an die Spitze derselben. Alle Vorstellungen des in seinen ererbten Familien = Rechten gekränkten Dom = Kapitels und selbst der Widerspruch des klügeren Theiles seiner eigenen Rätthe, sowie zwei kaiserliche Mandate zu Gunsten des Julius Pflug blieben fruchtlos.

Die angeführten Gewaltthätigkeiten des Landgrafen und des Kurfürsten und das Wachsthum der weltlichen Macht der Protestanten, sowie des Pfalzgrafen von Neuburg Übertritt, den die erbitterten Nachbarn und Betteru des Pfalzgrafen, die Herzöge von Baiern, nicht verhindern konnten, der Abfall des Kurfürsten von Köln, welcher eine Säcularisation des Erzstiftes Köln nach sich zu ziehen drohte, und der Protestantismus von Kur = Pfalz mußten nothwendiger Weise den Kaiser, den Pabst und alle katholischen Fürsten besorgt machen. Dem Kaiser selbst schien weniger an der Unterdrückung der Religion, als an der Wiederherstellung seines monarchischen Ansehens und der Reichs = Justiz zu liegen. Dies glaubte auch der protestantische Herzog Moriz von Sachsen, oder er stellte sich doch wenigstens so, als er sich dem Schmalkaldischen Bunde entzog und später dem Kaiser sogar gegen seine eigenen Glaubensgenossen Hülfe leistete. Er hatte seit dem Streite über Würzen keine Freundschaft mehr mit dem Kurfürsten unterhalten, sondern die Gunst des Kaisers gesucht. Er war überdies Ferdinand's Freund geworden, zog demselben 1542 gegen die Türken zu Hülfe, leistete ihm im Kampfe mit diesen wesentliche Dienste und ward wegen seiner persönlichen Tapferkeit von den Ungarn und von den Türken laut bewundert. In den beiden folgenden Jahren zeigte er sich dem Kaiser auf einem Zuge, welcher diesen bis ganz in die Nähe von Paris führte, ebenso nützlich.

9. Italien in den nächsten Jahren nach dem Frieden von Cambray.

Die nächste Folge des 1529 zwischen Karl V. und Frankreich geschlossenen Friedens von Cambray war eine neue Einrichtung von ganz Italien. Die Venetianer wurden abgefunden, wegen der anderen Staaten verglichen sich der Kaiser und der Pabst. Der Letztere (Clemens VII.), sowie später sein Nachfolger, Paul III. (1534 — 1549), versorgten ihre Verwandten mit Hilfe des Kaisers in Italien und machten ihre Söhne oder, wie sie genannt wurden, ihre Neffen zu Fürsten. Clemens verschaffte dem Alexander von Medicis, welcher wahrscheinlich sein Sohn war (s. S. 5), die Republik Florenz, und Paul gründete das Fürstenhaus Farnese dadurch, daß er den Peter Mloysius als seinen Sohn anerkannte und nicht bloß diesem, sondern auch dessen Söhnen zu ansehnlichen Besitzungen verhalf. Franz Sforza II. von Mailand, dessen Regierung von 1529 bis 1535 für ihn und für sein Land gleich verderblich war, mußte sich die drückenden Bedingungen gefallen lassen, welche der Kaiser ihm bei seiner Anwesenheit in Bologna (1530) vorschreiben ließ. Überhaupt machte damals Karl V. die Rechte des deutschen Reiches (die wir übrigens gegenüber den National-Rechten der Italiäner keineswegs vertheidigen wollen) auf eine glänzendere Weise geltend, als irgend einer der früheren Kaiser. Er war und blieb in Mailand, wo er den Franz Sforza nur dem Scheine nach als Herzog von Mailand einsetzte, eigentlich der einzige Herr. Er bewog ferner Pabst Clemens VII. und Alphons von Ferrara, sich dem Urtheile des Reichs-Kammergerichtes zu unterwerfen, und that nachher (21. April 1531) als Kaiser den entscheidenden Ausspruch, daß das Haus Este fortan Ferrara als Lehen der Kirche, Modena und Reggio aber als Reichslehen besitzen solle. Schon vorher (im März 1530) hatte der Kaiser das Marquisat Mantua zu Gunsten der Familie Gonzaga zum Herzogthum gemacht. Zu derselben Zeit fand Herzog Karl III. von Savoyen, obgleich er durch sehr viele Bande an Frankreich geknüpft war, für politisch klug, sich innig an den Kaiser anzuschließen. Die Republiken Genua, Siena und Lucca waren dem Letzteren völlig unterworfen; Florenz aber wurde 1530,

nachdem es sich gegen die vereinigte Heere des Papstes und des Kaisers heldenmüthig vertheidigt hatte, genöthigt, sich dem Willen des Kaisers unbedingt zu fügen und seiner Freiheit zu entsagen.

Florenz kam damals in den bleibenden Besitz des Hauses Medicis, indem der Kaiser am 28. Oktober 1530 ein förmliches Decret erließ, in welchem der schändliche Knabe Alexander von Medicis, der mit des Kaisers natürlicher Tochter Margaretha vermählt werden sollte, zum Haupte der Republik Florenz gemacht und demselben der Titel eines Herzogs von Citta di Penna verliehen wurde. Schon im folgenden Jahre nahm Alexander feierlich Besitz von der Republik Florenz, und schon im April 1532 änderte er die Verfassung derselben und begann eine unerhört tyrannische Regierung. Es erreichte also das Haus Medicis in dem Jahre vor Clemens VII. Tode zum Verderben Italien's den höchsten Glanz. Haupt dieses Hauses war damals der Pabst; in Florenz herrschte Alexander von Medicis; des Letzteren Schwester aber aus der rechtmäßigen Ehe Lorenzo's, Katharina von Medicis, ward mit dem Herzoge von Orleans, dem nachherigen Könige Heinrich II. von Frankreich, vermählt und erlangte später als Königin von Frankreich und als Mutter des Königs Karl IX. eine nicht zu beneidende Berühmtheit.

Alexander von Medicis war einer der grausamsten Menschen und ärgsten Wüsthlinge seiner Zeit. Seine Grausamkeiten und Frevelthaten übersteigen allen Glauben. Er erlaubte sich nicht allein die ersten Familien dadurch tödtlich zu kränken, daß er die Weiber und Töchter derselben ihrer Ehre beraubte, sondern er rühmte sich dessen auch laut und öffentlich. Seine Herrschaft, der er durch die 1532 bekannt gemachte neue Verfassung vergebens das Ansehen der Rechtmäßigkeit zu verleihen suchte, stützte er auf Miethlinge, welchen er alle Arten von Ausschweifungen erlaubte. Er baute am Arno eine Art Burg, um bei einem Aufstande in derselben eine Zuflucht finden zu können, und ließ jeden Florentiner mit dem Tode bestrafen, welcher irgend eine Waffe in seinem Hause hatte. Obgleich er durch seine Frevelthaten alle alten Anhänger des Hauses Medicis gegen sich erbitterte und aufregte, so trotzte er doch, so lange Clemens VII. lebte, allen gegen ihn gemachten Anschlägen. Als aber nach Clemens' Tode der

Kardinal Hippolytus von Medicis das Haupt der Familie ward, suchte dieser den Wüfling zu verderben, indem er die florentinischen Patricier Balori, Ridolfi und Salviati, die reichsten Bankiers des sechszehnten Jahrhunderts, dazu brachte, daß sie beim Kaiser eine Anklage gegen den Tyrannen erhoben. Karl V., welcher damals (1534) gerade einen Kriegszug gegen Tunis rüstete, schauderte vor dem langen Register von Ungerechtigkeiten, von grausam ausgefönnenen Dualen und Grausamkeiten, von zahllosen Mordthaten und Vergiftungen, die der elende Knabe verübt hatte. Er versprach, die Sache nach seiner Rückkehr zu untersuchen, weil er dem Kardinal Hippolytus gefällig sein wollte. Alexander aber dachte, wo kein Kläger sei, sei auch kein Richter, er gewann den Mundschinken des Kardinals und ließ diesen am 10. August 1535, als derselbe nach Neapel zum Kaiser reisen wollte, vergiften. Die Klage der edlen Florentiner ward jedoch von den Anverwandten der Gemordeten und von den Vertriebenen, Ausgewanderten, Mishandelten und Beraubten vor den Kaiser gebracht. Dieser ließ Alexander nach Neapel kommen und ein förmliches Gericht über ihn halten. Auch fiel der Urtheilsspruch zu Gunsten derer aus, welche durch Alexander's Tyrannei gelitten hatten. Allein der Tyrann selbst blieb in seiner Herrschaft ungefränkt. Am 10. Juni 1536 wurde ihm sogar des Kaisers Tochter Margaretha mit königlicher Pracht angetraut. Er setzte auch nach seiner Vermählung weder den Ausschweifungen, durch welche er die ersten Familien von Florenz beschimpfte und zur Verzweiflung brachte, noch seinen unnatürlichen Lüsten eine Schranke, bis endlich ein Genosse der Vetteren, Lorenzino von Medicis, ihn aus dem Wege räumte. Lorenzino war Alexander's nächster Anverwandter von der jüngeren Linie der Medicis; er war ein Nachkomme von des älteren Rosmus Bruder Lorenzo, und zwar gehörte er dem älteren der beiden Zweige an, in welche Lorenzo's Nachkommenschaft zerfiel*). Der Kaiser hatte ihn zu Alexander's Nachfolger ernannt; Lorenzino ward aber der Mörder seines Anverwandten und opferte durch diese That alle Vortheile auf, die ihm, falls jener ohne leib-

*) S. die Tabelle in Band IX. S. 446, wo Z. 13 v. u. Lorenzino statt Lorenzo zu lesen ist.

liche Erben sterben würde, verheißten worden waren. Er besaß alle Kenntnisse, allen Sinn für Wissenschaft und Kunst, zugleich aber auch alle jene Verdorbenheit, welche der italienischen Aristokratie seiner Zeit eigen waren. Er hatte ebensowenig Religion und Sitten, als moralische Grundsätze, und war niederträchtig genug, dem Tyrannen Alexander als Kuppler behülflich zu sein, wenn dieser Wollüstling die Ehre der ersten Familien beslechte. Er hatte sogar einen seiner Paläste für Alexander's Luste einrichten lassen. Der letztere Umstand ward von ihm benutzt, als er den Tyrannen zu ermorden beschloß. Lorenzino's Motterschweester nämlich, die noch sehr junge Gemahlin des Leonardo Ginori, eine sehr schöne Dame, war lange der Gegenstand von Alexander's Bewerbungen gewesen, und Lorenzino versprach endlich, auch diese ihm in dem erwähnten Palast zuzuführen. Alexander ließ sich deshalb von Lorenzino in das entlegenste Zimmer dieses Hauses locken und dort zur Entfernung seiner Gardien und aller anderen Begleiter bewegen. Hierauf ging Lorenzino von ihm weg, um, wie er sagte, seine Tante zu holen. Nach einiger Zeit kehrte er aber nicht mit dieser, sondern mit einem Banditen zurück. Seine Absicht hatte übrigens Lorenzino keinem Menschen mitgetheilt; selbst der Bandit wußte nicht, wen er ermorden sollte. Beim Eintritt in das Zimmer griff der Letztere, welchem Lorenzino dabei Hülfe leistete, den Herzog sogleich an und verwundete ihn; dieser setzte sich aber zur Wehre, und erst nach einem langen und gräßlichen Kampfe vermochten die beiden Mörder ihn zu tödten (6. Januar 1537).

Lorenzino hatte keinen Anhang in der Stadt und mußte von den Räubern und Mördern, welche Alexander für seine Grausamkeiten und Frevelthaten in Dienst genommen hatte, das Ärgste fürchten; er reiste daher, noch ehe der Mord kund ward, nach Bologna und von dort nach Venedig. Der Befehlshaber jener Banden, Vitelli, besetzte sogleich die von Alexander gebaute Burg, und zwang den Senat von Florenz, sich alsbald zu versammeln und eigenmächtig einen neuen monarchischen Regenten zu erwählen. Da nun von der älteren Linie des Hauses Medicis kein männlicher Sprößling mehr vorhanden war und Lorenzino, der einzige noch übrige Sprößling des älteren Zweiges der jüngeren Linie, den

Mord begangen hatte, so wählte man Kosmus I., den Sprößling des jüngeren Zweiges. Dieser gewann alsbald das Heer für sich und konnte schon am 28. Februar 1537 ein kaiserliches Decret bekannt machen, in welchem er zum Herrn von Florenz erklärt wurde. Bald nachher siegte er über ein Heer, das die patricischen Herren ausgerüstet hatten, schaffte alle diejenigen, welche die Macht der Medicis hatten gründen helfen, bei Seite, und entfernte oder vernichtete bald auch die Herren, die ihm selbst zur Regierung verholfen hatten. Auch den Lorenzino ließ er 1547 in Venedig durch einen jener zahllosen Banditen umbringen, welche damals in Italien den Mordmord als ein Geschäft trieben. In der Herrschaft behauptete sich Kosmus mit der Hülfe der Spanier. Zuletzt unterwarf er sich auch das ganze Land Toscana. Im Jahre 1569 ertheilte ihm Pabst Pius V. den Titel eines Großherzogs von Toscana, welchen nachher Kaiser Maximilian II. dem Sohne des Kosmus bestätigte. —

Das Herzogthum Mailand blieb auch nach dem Frieden, welchen Kaiser Karl V. mit dem König Franz I. von Frankreich in Cambray geschlossen hatte, zwischen beiden Herrschern streitig. Der Kaiser hielt zwar während der noch übrigen Lebenszeit des unglücklichen Franz Sforza II. die festen Punkte des Mailändischen besetzt und war mächtiger im Lande, als der Herzog; aber er gab doch zu verstehen, daß er sich nach dem Tode des Letzteren vielleicht geneigt fühlen werde, das Herzogthum dem französischen Könige zu überlassen. Andererseits unterhielt König Franz damals sehr verdächtige geheime Verbindungen mit dem Herzoge von Mailand. Er erreichte jedoch seine Absicht nicht; denn was ihm in der Bretagne gelungen war, mislang ihm in Italien völlig. In jenem Lande hatten die Stände, welche auch nach dem Tode der französischen Königin, ihrer Herzogin (s. Th. XI. S. 275), immer noch einer gänzlichen Einverleibung in Frankreich entgegen gewesen waren, im August 1532 endlich die Umwandlung der Bretagne in eine französische Provinz zugegeben und dabei nur die Bedingung gemacht, daß die Könige alle Freiheiten, Gesetze und Privilegien der Bewohner des Herzogthums aufrecht erhalten sollten. In Italien ließ Franz, um seinen Zweck zu erreichen, mit dem Herzoge von Mailand eine Verbindung gegen den Kaiser an-

knüpfen. Er unterhielt überhaupt damals an allen Ecken und Enden geheime Agenten, um dem Kaiser Feinde zu erwecken. Er labalirte mit den Ungarn, Türken und Polen, mit Heinrich VIII. von England, mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und mit den anderen Protestanten in Deutschland, während er diese in Frankreich verfolgte und verbrennen ließ. Was namentlich sein Verhältniß zu den Türken betrifft, so hatte er allein von allen christlichen-Fürsten jener Zeit eine innige Verbindung mit dem Sultan angeknüpft, welche nachher von seinen Nachfolgern sorgfältig unterhalten wurde, um dadurch, daß man den Kaisern die Türken in ihre Erblande schicke, dem deutschen Reiche eine Provinz und Stadt nach der andern entreißen zu können. Franz correspondirte freundlich mit dem gräßlichen Suleiman II., welchen einen Theil von Ungarn besetzt hatte, zu wiederholten Malen mit zahllosen Truppen in Oestreich einfiel und die Stadt Wien bedrohte. Ebenso unterstützte Franz den Johann von Zapolya, welchen seine Landsleute König, die Türken Woiwoden von Ungarn nannten.

An den Herzog Franz Sforza hatte Franz einen Intriguanten aus Mailand, Merveilles oder Maraviglia, geschickt, welcher ehemals Stallmeister in Mailand gewesen war und nachher am französischen Hofe sein Glück gemacht hatte. Dieser war als Agent beim Herzoge beglaubigt worden; damit aber seine Sendung beim Kaiser keine Aufmerksamkeit erzeuge, hatte man Sorge getragen, daß sein Beglaubigungsschreiben geheim gehalten wurde und er nur ein bloßes Empfehlungsschreiben an den Herzog übergab. Man hatte dies auf Anstiften des mailändischen Kanzlers Taverne gethan. Die Sendung jenes Agenten fiel nämlich gerade in die Zeit, als Franz Sforza mit des Kaisers Nichte, der Tochter Christian's II. von Dänemark, vermählt zu werden erwartete. Wegen dieser Heirathsangelegenheit nun suchten der Herzog und sein Kanzler auf jede Art den Verdacht zu entfernen, als wenn der Ritter Merveilles, welcher den Ersteren überall begleitete, ein französischer Agent sei. Dabei benahmen sie sich aber auf unerhörte Weise; denn sie schlugen ein Verfahren ein, das ganz jener italienischen, nachher nach Spanien und Oestreich verpflanzten Politik angemessen war, nach welcher Wortbrüchigkeit, Gift, Ermordung durch Banditen und gewaltsame Entführung zur Staats-Polizei

gehörten. Wir wollen der Geschichte des Merveilles, welche dü Bellay sehr ausführlich erzählt, nur einige wenige Zeilen widmen. Man schickte diesem Manne zuerst den Italiäner Castiglione auf den Leib, welcher mit ihm oder seinen Leuten Streit anzufangen mußte. Merveilles wich jedoch sowohl einem Duell mit diesem, als auch den Nachstellungen desselben aus und beschwerte sich über ihn bei dem Polizei-Director von Mailand. Dieser traf nicht die geringste Anstalt zu seinem Schutze, und Castiglione ward endlich so dreist, daß er mit Banditen in Merveilles' Haus eindrang. Der Ungegriffene vertheidigte jedoch sein Haus so gut, daß Castiglione im Kampfe erschlagen wurde. Jetzt (4. Juli 1533) erschien der Polizei-Director bei Merveilles, und ließ ihn nebst allen seinen Leuten verhaften, seine ganze Habe aber in Beschlag nehmen, sowie einen alten achtzigjährigen Franzosen foltern und alle übrigen Franzosen in den Kerker werfen. Wenige Tage darauf ließ er sogar, nachdem er sich insgeheim mit dem Herzoge besprochen hatte, den französischen Agenten ohne Weiteres enthaupten und am nächsten Morgen den Rumpf desselben auf den Marktplatz von Mailand werfen.

Der Nefte des Ermordeten, der sich gerettet hatte, eilte nach Paris und klagte bei dem Könige. Dieser und sein ganzer Rath schrieben sogleich an den Herzog und alle Höfe der Christenheit, indem sie laute Klagen über die Verletzung des Völkerrechtes erhoben. Dem Kaiser aber, dem die Briefe durch den französischen Gesandten, Erbherrn von Belfly, übergeben wurden, schrieb König Franz in einem Tone, welcher deutlich zu verstehen gab, daß er Lust habe, die Verletzung des Völkerrechtes als eine Kriegserklärung zu betrachten. Der Kaiser erwiderte sehr schroff: „Merveilles, welcher den Tod wohl verdient habe, sei nicht Gesandter, sondern ein bloßer Privatmann und ein Unterthan des Herzogs gewesen; er habe sich in seinen eignen Angelegenheiten zu Mailand aufgehalten; dies gehe aus den Briefen des Königs Franz selbst hervor, in welchen Merveilles dem Herzoge eben wegen jener Privatangelegenheiten empfohlen worden sei.“ Der Herzog selbst schickte seinen Kanzler Laverne, welcher für einen sehr feinen Diplomaten galt, an den König, um sowohl den Mord zu entschuldigen, als auch den Beweis zu führen, daß Merveilles nicht französischer Geschäftsträger, sondern mailändischer Unterthan gewesen sei. König

Franz fuhr aber den Kanzler heftig an *) und erklärte ihm, daß er auf Genugthuung bestehe, und daß er diese, wenn der Herzog und der Kaiser sie ihm nicht gewährten, sich selbst zu verschaffen entschlossen sei.

10. Karl's V. Zug nach Tunis.

Die Unterhandlungen über die Ermordung des französischen Gesandten wurden 1535 durch einen Zug unterbrochen und hingehalten, welchen Kaiser Karl gegen die Seeräuber-Staaten unternehmen mußte, die sich unter dem Schutze des türkischen Sultans auf der Nordsee von Afrika gebildet hatten. Sultan Suleiman war nämlich nach der vergeblichen Belagerung von Wien und nach dem hierauf erfolgten Zuge des Kaisers und seines Bruders (s. S. 124 f.) mit Kriegen gegen Persien beschäftigt gewesen, hatte aber die Unternehmungen, welche eine Familie abenteuernder Renegaten gegen die christlichen Staaten und Städte am mittelländischen Meere machte, in Schutz genommen. Diese Familie waren die vier Söhne eines Sipahi aus Rumelien, welcher auf der Insel Mitylene ansässig geworden war und sich mit Seeräuberei im Kleinen beschäftigt hatte. Seine Söhne trieben dieses Gewerbe im Großen. Von ihnen zeichneten sich hierin besonders drei, Issak, Urudsch und Chisr, aus. Der Zweite heißt bei den Lateinern Horuk Barbarossa I., der Dritte wird allgemein Chaireddin Barbarossa II. genannt. Diese Beiden wurden durch Tapferkeit, durch furchtbare Seeräuberei und durch ihre Landungen an christlichen Küsten berühmt. Sie traten in die Dienste des Sultans von Tunis aus der Familie Beni Hass, und ließen auch ihren Bruder Issak zu sich kommen. Selim schenkte ihnen einige Schiffe, sie selbst rüsteten mehrere andere aus, und führten sowohl mit den Spaniern auf der afrikanischen Küste und zur See, als auch mit den Beduinen und Mauren des inneren Landes Krieg. Urudsch und Issak blieben in einem Kriege gegen Tlemtsan, Chaireddin Barbarossa aber erlangte nach dem Tode des

*) Seine Worte waren: Fourbe maladroït, digne Ministre d'un maitre assassin, le voilà convaincu par ta propre bouche. Si le caractère d'ambassadeur avoit esté aussi avili dans la personne de Mervilles qu'il l'est en la tienne j'approuverois presque sa destinée.

Sultans Selim I. den Besitz von Algier als türkischer Vasall. Er war dort eigentlicher Regent, obgleich das Kirchengebet in des Sultans Namen gehalten und in dessen Namen gemünzt wurde. Der Sultan hatte ihn mit Säbel, Pferd und Sandschack als Beglerbeg von Algier belehnt.

Chaireddin Barbarossa verheerte von Algier aus die Küsten von Italien und Spanien Jahre lang, führte viele Tausende als Sklaven fort, und bevölkerte die Nordküste von Afrika mit den von ihm geraubten und dem Christenthum entfremdeten Spaniern und Italiänern. Endlich eroberte er mit einer türkischen Flotte auch Tunis, und vertrieb von dort Mulei Hassan, den letzten Sproßling der Beni Hass. Jetzt aber unternahm Karl V. aus denselben Gründen, aus welchen die Engländer gegenwärtig im Meere von Hinterindien sowie die Spanier und Holländer auf den Philippinen und Molukken furchtbaren Krieg führen, einen Zug gegen Tunis. Der Kaiser erklärte, er wolle keineswegs Tunis erobern, sondern seine Absicht sei nur, den von Chaireddin und dessen Raubvolke vertriebenen rechtmäßigen Beherrscher dieser Stadt wieder einzusetzen und dafür zu sorgen, daß die Johanniter nicht auf Malta dasselbe Schicksal erlitten, welches sie auf Rhodus gehabt hätten. Übrigens wurden durch Karl's afrikanischen Zug sowohl die deutschen Protestanten, als der französische König bei der ganzen Christenheit in Schatten gestellt, weil die Ersteren den Zug benutzten, um gegen die Getreuen des Kaisers Gewalt zu üben, und weil der Andere im Augenblicke der größten Bedrängniß der Christen mit dem Großsultan in einen Bund und engen Verkehr trat und deshalb von den Feinden des Glaubens verschont ward.

Karl fuhr im Mai 1535 mit fünfhundert Schiffen von Barcelona ab. Sein Heer bestand aus deutschen, italiänischen und spanischen Truppen, die er selbst wenn auch nicht im eigentlichen Sinne anführte, doch aber ermunternd begleitete. Die Flotte wurde von Andreas Doria commandirt, dem einzigen Manne, welcher bis dahin zur See den Chaireddin glücklich bekämpft hatte. Auch Mulei Hassan fand sich im kaiserlichen Heere ein. Die Räuber vertheidigten sich, als Karl gelandet war und die Stadt Tunis von der Ferne her belagerte, Wochen lang hartnäckig, bis

endlich die in der Citadelle von Tunis eingeschlossenen Christensklaven eine augenblickliche Entfernung Chaireddin's benutzten, um sich derselben zu bemächtigen und den Räuber-Hauptmann auszuschließen. Dieser floh hierauf nach Bona, wo er ein Heer sammelte; Karl aber erstürmte am 21. Juli 1535 die Stadt. Er wagte nicht, seinen Spaniern und Italiänern, welche an wilder Rohheit den Türken gleich waren, die Plünderung einer Stadt zu versagen, die er für ihren rechtmäßigen Herrn wieder zu erobern vorgab. Dies wird ihm von den Franzosen mit Recht übel gedeutet. Die Stadt ward zwei Tage hindurch grausam geplündert. Es fanden dabei, wie man uns berichtet, dreißigtausend Einwohner den Tod; und zehntausend wurden in die Sklaverei geführt. Man begreift eine solche Mezelei ganz wohl, da durch die Eroberung von Tunis dreißigtausend Christensklaven befreit wurden, welche während ihrer Gefangenschaft das Härteste erdulden haben mochten. Traurig ist es zu vernehmen, daß gerade die christgläubigsten unter den Nationen, die Spanier, es waren, welche während jener zwei Tage ebenso in Tunis, wie zu gleicher Zeit in Amerika, unmenschliche Grausamkeiten, Zerstörungen, Räubereien und muthwillige Gräueltaten verübten. Erst am dritten Tage zog Karl selbst mit den Deutschen in die Stadt ein. Er hielt übrigens Wort; denn er übergab Stadt und Gebiet von Tunis dem früheren Herrscher und behielt nur Goletta besetzt. Schon am 17. August schiffte er sich wieder nach Europa ein, da ihm von Frankreich her wegen des Gesandten-Mordes und wegen der Erbfolgsfrage in Mailand ein Krieg drohte.

Der Kaiser hatte nicht ganz verweigert, das Herzogthum Mailand nach Franz Sforza's Tode dem zweiten Sohne des Königs von Frankreich, Heinrich von Orleans, zu überlassen. Dieser war wirklich mit Katharina von Medicis vermählt worden, und Pabst Clemens VII. hatte mit dem französischen Könige auf einer Zusammenkunft, welche während des Zuges nach Tunis in Marseille gehalten worden war, ausgemacht, daß sie zusammen die Bildung eines italiänischen Staates für den Herzog von Orleans betreiben wollten. Dieser Plan ward jedoch durch den Tod des genannten Pabstes aus dem Hause Medicis und durch die Wahl eines Nachfolgers desselben, welcher der Familie Farnese angehörte, Paul's III.

gestört. Der französische König suchte daher Mailand auf einem andern Wege an Frankreich zu bringen. Franz Sforza, welcher seinem Ende nahe war, wollte sein Land lieber in der Gewalt des Kaisers, als der Franzosen lassen; diese hatten aber viele Freunde im Lande, die käuflichen Führer der Miethlinge Franz Sforza's waren längst von ihnen gewonnen, die Commandanten seiner Festungen waren bestochen und erwarteten nur den Tod des Herzogs, um die Festungen zu verrathen, wenn die Franzosen von Norden her in die Lombardei einrücken würden. Es kam daher nur darauf an, daß man ein französisches Heer ganz in der Nähe habe. Um sich den Weg in die Lombardei zu eröffnen, machte König Franz an den Herzog Karl III. von Savoyen, welcher Beatrix von Portugal, eine Schwester der Kaiserin, zur Gemahlin hatte und inniger mit den Spaniern, als mit den Franzosen, verbunden war, allerlei Forderungen, und schickte zugleich ein Heer in die Dauphiné, wie wenn er in Mailand einfallen wollte, besetzte aber nachher einen Theil des savoyischen Gebietes. Er gründete seine Ansprüche an dieses Land darauf, daß seine Mutter Luise aus der Ehe Philipp's von Savoyen mit Margaretha von Bourbon, Karl III. aber aus einer zweiten Ehe desselben herstamme, und daß bei Margaretha's Verheirathung Bedingungen gemacht worden waren, nach welchen ihre Nachkommen im Erbe den Nachkommen aus der zweiten Ehe stets vorgehen sollten. Doch machte Franz an das eigentliche Herzogthum keinen Anspruch, sondern er forderte nur das Heirathsgut seiner Großmutter, den Schatz und die Mobilien des Vaters seiner Mutter und ihres Bruders Philibert, welche Beide Herzoge von Savoyen gewesen waren, sowie endlich die Landschaft la Bresse und alles dasjenige, was nicht ein unzertrennlicher Theil des Herzogthums und also nicht Lehen sei. Er gebrauchte übrigens bei diesen seinen Absichten auf Savoyen zum ersten Male sein kurz vorher errichtetes stehendes Heer. Dieses Heer sollte dem Plane nach aus sieben, in sieben Provinzen des Reiches vertheilten Heeresabtheilungen gebildet werden, von denen jede aus sechs Regimentern oder, wie man damals sagte, Compagnien von je tausend Mann bestand. Der Plan des französischen Königs, den Herzog von Savoyen zu berauben, fiel gerade in dieselbe Zeit, als auch die Berner mit dem Letzteren einen Krieg be-

gonnen hatten, welcher durch den Abfall der Stadt Genf von Savoyen veranlaßt worden war.

11. Abfall der Stadt Genf von Savoyen und von der katholischen Kirche.

Die Stadt Genf befand sich zur Zeit der Reformation in derselben Lage, wie eine große Zahl deutscher Reichsstädte; sie besaß einen Bischof, welcher ihr Fürst hatte sein sollen, der ihr aber nach und nach so viele Rechte und Privilegien gewährt hatte, daß die Stadt ebenso wie Mainz und Magdeburg fast ganz unabhängig geworden war. Außerdem aber übte der Herzog von Savoyen als Beamter des Bischofs und als Graf von Genf in der Stadt die Rechte eines Vidome oder Vidame, welche dadurch furchtbar wurden, daß alle Orte, Schlösser und Burgen rund umher ihm gehörten, und daß er also die Stadt leicht ganz eingeschlossen halten konnte. Wenn nun, was oft der Fall war, der Bischof sich genöthigt sah, den Herzog und dessen Vasallen um Hülfe anzurufen, so suchten und fanden die Bürger der Stadt Schutz bei den Eidgenossen. Später aber, als die Stadt Genf sich im Laufe der Religionsstreitigkeiten für eine unabhängige Republik erklärte, wurde sie von Bern unterstützt. Die Genfer waren nämlich schon 1493 in ein Vertheidigungsbündniß, welches der Bischof mit Freiburg und Bern geschlossen hatte, als dritter Bundestheil eingeschlossen worden, und auf diesen Umstand baute der Magistrat, als er im folgenden Jahrhundert von den Herzögen bedrängt wurde.

Ein Genfer Bürger, Berthelier, welcher nach Freiburg hatte entfliehen müssen, verabredete dort zu Gunsten seiner Vaterstadt eine neue Verbindung zwischen den beiden Städten, welche im Februar 1518 von den Genfern bestätigt ward, den Herzog aber so erbitterte, daß er eine Anzahl Genfer, die durch Turin reisten, hinrichten ließ. Von diesem Augenblicke an war Genf in zwei Theile gespalten, in die Partei des Bischofs, die dem alten Glauben auch später treu blieb, und in die schweizerische Partei, welche der evangelischen Lehre huldigte. Die letztere Partei ward durch die vielen französischen Verbannten und Verfolgten verstärkt, welche nach Genf flohen, als Franz I. dem Papste zu Gefallen anfang, die Protestanten seines Reiches verbrennen zu lassen.

Uebrigens scheint uns die Behauptung Zschokke's und Monnard's sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daß damals der Name Hugenotten entstanden sei, indem man die Gegner des Bischofs „Eidgenossen“ genannt und dieses Wort mit französischer Umbildung Hüguenots ausgesprochen habe.

Die Verfolgungen, welche der Herzog verhängte, die Räubereien, die von der durch ihn ermunterten savoyischen Ritterschaft geübt wurden, und die Grausamkeiten gegen die schweizerische Partei veranlaßten auch die Berner, sich an das Schutzbündniß der Genfer und Freiburger anzuschließen und zur Rettung der Stadt die Waffen zu ergreifen. Zwölftausend Mann Berner und Freiburger waren 1530 bereits bis Morges vorgerückt, als die Walliser ihre Vermittelung anboten. Die Eidgenossen zogen sich hierauf wieder zurück, und es ward zu St. Julien ein Frieden geschlossen, in welchem einerseits der Herzog sich bei Strafe, die Herrschaft über das Waadtland zu verlieren, verpflichtete, die Rechte der Genfer Bürger nicht weiter zu verletzen, und andererseits diese das Versprechen gaben, dem Herzoge die schuldigen Pflichten zu leisten, widrigenfalls sie des Schutzes der Eidgenossen verlustig werden würden.

Der Herzog fuhr nichts destoweniger fort, die Genfer zu bedrängen. Diese aber wurden von den aus Frankreich vertriebenen gelehrten Theologen, welche im Waadtland, in Neufchatel und in Mümpelgard predigten, immer aufs neue aufgeregt. Der eigentliche Reformator der noch jetzt reformirten französischen Schweiz war Wilhelm Farel, welcher seit dem Jahre 1527 in Verbindung mit Bucer, Descolampadius, Zwingli, Haller, Capito und Biret das Evangelium predigte und ebenso, wie Calvin, Luther's Lehre von der Gnade und vom Abendmahl bestritt. Er bekehrte 1528 die Gegenden von Murten und Biel, sowie 1529 Neufchatel und das umliegende Land, predigte 1530 zu Granson und im folgenden Jahre zu Orbe, wo er Biret antraf. Er war im Lehren und im Wandel milder und evangelischer als Luther und Calvin; denn er erlaubte sich nie, seine Gegner, wenn dieselben ihn geschimpft hatten, wieder zu schimpfen, noch weniger aber gleich den genannten beiden Reformatoren, darauf zu dringen, daß Jemand des Glaubens wegen verfolgt oder eingekerkert werde. Vom Au-

genblicke seines ersten Auftretens in Genf an (September 1532) hatten er und die gelehrten Franzosen, die sich an ihn angeschlossen, unaufhörlich von der Kanzel herab mit den Anhängern des Bischofs zu kämpfen. Die Letzteren weigerten sich jedoch, öffentlich mit Gründen gegen sie zu streiten; sie riefen, da sie den ganzen benachbarten Adel für sich hatten, die Polizei, die Kerker und die Henker zu Hülfe. Farel mußte in Folge davon zum zweiten Male Genf verlassen, und Mord und Todtschlag wurden sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt von den streitenden Parteien gegen einander geübt. Farel ließ sich nicht abschrecken; er kehrte, nachdem er zuerst Anton Froment in die Stadt geschickt hatte, im März 1533 wieder selbst zurück. Auch diesmal konnte er noch nicht bleiben, sondern er mußte bald zum dritten Male fliehen; er kam aber schon im December unter dem Schutze der Berner wieder nach Genf. Bern bewirkte hierauf, daß endlich der Magistrat den beiden Aposteln des Evangeliums, Farel und Biret, kräftigen Schutz gab, und dieselben ihr Predigtamt apostolisch ausüben konnten. Wir wählen diesen Ausdruck, weil die Belohnung an Geld, welche beide Männer empfangen, unglaublich gering war. Dasselbe war nachher bei Calvin und bei Theodor Beza der Fall, obgleich diese Beiden Genf weltlich beherrschten und, wie Luther, päpstliches Ansehen bei den Ihrigen und in Europa besaßen. Farel, welcher seit dem Jahre 1534 in der Dominikaner-Kirche predigte, kündigte 1535 eine öffentliche Disputation an, zu welcher die Theologen beider Parteien eingeladen wurden. Diese Disputation wurde mit großer Feierlichkeit gehalten und hatte die ganz ungewöhnliche Folge, daß zwei von denen, die des Bischofs Lehre vertheidigt hatten, Johann Chappuis und Peter Cocroly, zum Protestantismus übertraten.

Hierauf erkannten alle Collegien und Körperschaften von Genf die evangelische Lehre als Staats-Religion an (27. August 1535). Nun aber verbanden sich der Bischof und der Herzog von Savoyen, um mit Hülfe ihrer Freunde in der Stadt, die man deshalb Mamlucken nannte, durch plötzlichen Überfall die Freiheit der Stadt zu unterdrücken. Der Herzog kaufte die weltliche Herrschaft vom Bischofe, dem er dafür die geistliche Gewalt wieder verschaffen wollte; der Anschlag ward aber durch die Wachsamkeit

und Tapferkeit der Bürger vereitelt. Die Genfer richteten darauf im Anfange des Jahres 1536 den Gottesdienst und die Lehranstalten nach den Grundsätzen der mit Zwingli's und seiner Freunde Lehre ganz übereinstimmenden französischen Kirche ein, erklärten den Bischof aller seiner weltlichen Rechte verlustig, und verkündigten, daß ihr Staat fortan eine unabhängige Republik sei. Jetzt floh der Bischof aus der Stadt und verlegte seinen Sitz nach Gen; die Mamlucken oder Altgläubigen aber, der Herzog von Savoyen und der demselben ergebene Adel des Waadtlandes fuhren fort, die Stadt zu bedrängen. Diese Lage der Dinge benutzten die Berner, welche mit König Franz von Frankreich gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, um den Herzog zu berauben. Sie erklärten dem Letzteren den Krieg wegen des versuchten Überfalles der Stadt Genf, nachdem Franz wegen der Erbschaftsansprüche seiner Mutter zuerst Bresse und Bugey und dann auch die meisten Städte und Festungen von Savoyen besetzt hatte. Im Januar 1536 schickten sie ein Heer von siebentaufend Mann in das Waadtland. Diese schöne Landschaft ward von ihnen noch weit leichter erobert, als es mit dem Aargau der Fall gewesen war; denn schon in elf Tagen war das ganze Land von Murten bis in die Nähe von Genf besetzt und diese Stadt befreit. Der Bischof von Lausanne ward vertrieben und seiner Güter und Rechte beraubt, und das ganze Waadtland blieb eine Provinz der Berner Patricier, deren Stolz der dortige Adel bitter empfinden mußte. Die Aristokratie von Bern ließ das Waadtland durch Landpfleger regieren, bis sie endlich 1798 ihre Anmaßungen in diesem Lande ebenso, wie im Aargau und Thurgau, aufgeben mußte. Auch die Walliser und der im Kanton Freiburg herrschende Adel, welcher, wie er im französischen Dienste bis zur Revolution bewiesen hat, noch weit hochmüthiger und habfüchtiger war, als der von Bern, bereicherten sich bei dieser Gelegenheit. Die Freiburger hatten zwar, seitdem Genf keiserlich geworden war, ihre Verbindung mit dieser Stadt aufgegeben; sie besetzten aber, um nicht leer auszugehen, die Grafschaften Nüe und Romont, wogegen Bern nichts einwendete. Die Walliser theiligten sich bei dieser schweizerischen Räuberei in der Weise, daß sie von der savoyischen Landschaft Chablais das ganze Stück, welches von ihrer Grenze bis zum Flüsschen Dranse reichte, an sich rissen.

In Genf ward die am 27. August 1535 beschlossene völlige Aenderung des Religions-Wesens und der Gottesverehrung am 11. Mai 1536 förmlich eingeführt und Farel als Hauptpfarrer eingesetzt. Es bedurfte jedoch der Strenge eines Calvin, um die Sitten zu verbessern und Ordnung zu stiften. Auf der einen Seite strömten aus Italien und Frankreich wilde Schwärmer und unruhige Köpfe nach Genf, auf der anderen wollten Farel und seine Collegen die Sitten mit spartanischer Strenge überwachen, besonders seit Farel die Bekanntschaft Calvin's gemacht und demselben das Bürgerrecht, sowie eine Anstellung in Genf verschafft hatte. Diese beiden Haupt-Pastoren setzten schon am 15. Februar 1538 durch, daß der Magistrat (le conseil) eine furchtbar strenge Sittenzucht decretirte; dies erbitterte aber ihre zahlreichen Gegner aufs Äußerste, und sie mußten deshalb die Stadt verlassen. Calvin blieb bis 1541 verbannt; dann ward er zurück gerufen und mit Jubel empfangen. Von dieser Zeit an herrschte er in Genf unumschränkt, und schuf die Dogmatik der nach ihm benannten Kirche sowie die bürgerliche Einrichtung der Republik Genf.

12. Karl V., Franz I. und die Niederlande von 1535 bis 1540.

Kaiser Karl war weder im Jahre 1535 noch in den ersten Monaten des folgenden Jahres im Stande, dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe zu eilen; denn er machte sehr große Anstalten, um nächstens den Seeräuber-Staat in Algier anzugreifen. Er ließ indessen Ende Oktober 1535, als Franz Sforza II. gestorben war und ihm das Herzogthum überlassen hatte, durch Anton von Leyva Vorkehrungen treffen, um die Franzosen von Piemont und von Mailand abzuhalten. Er selbst marschirte mit siebenhundert Kürassieren und sechstausend spanischen Veteranen nach Rom. Dort wurde er am 5. April 1536 vom Pabste und vom Volke mit großen Feierlichkeiten empfangen und als Besieger der Ungläubigen jubelnd begrüßt. Er hatte hierauf viele geheime Gespräche mit dem Pabste, welche unter den deutschen Protestanten große Besorgniß erregten, die sich aber doch zunächst nur auf eine neue Vertheilung Italiens und auf das Unternehmen des französischen Königs gegen Savoyen bezogen. Wegen der letzteren Angelegenheit ward ein feierliches

Consistorium gehalten, welchem auch die französischen Gesandten beiwohnten, weil Franz nicht gewagt hatte, die Vermittelung des Papstes ganz abzulehnen. Die Franzosen mußten die heftigsten und kränkendsten Vorwürfe aus dem Munde des Kaisers hören; doch gab sich dieser damals, um Zeit zu gewinnen, noch immer das Ansehen, als wenn er geneigt sei, das auf seinen Befehl durch kaiserliche Truppen besetzte Herzogthum Mailand einem Sohne des Königs Franz zu überlassen. Er bezeichnete aber jetzt nicht den zweiten Sohn desselben, den Herzog von Orleans, sondern den dritten, den Herzog von Anjou, als denjenigen, dem er Mailand zu übergeben gedenke.

Während der Papst darüber unterhandelte, daß Franz das Anerbieten des Kaisers annehmen und nicht auf der Übertragung des Herzogthums Mailand an seinen zweiten Sohn bestehen möchte, erkannte man an dem Vorrücken der Franzosen unter dem Admiral Chabot und dem Markgrafen von Saluzzo, so wie an den Rüstungen des Anton de Leyva, daß es weder dem Könige noch dem Kaiser mit dem Frieden ernst sei. Die Franzosen waren nicht nur in Savoyen eingedrungen, aus welchem Lande der Herzog nach Bercelli entflohen war und seinen Sohn, seine Gemahlin und alle seine Kostbarkeiten nach Mailand geschickt hatte, sondern sie waren sogar auch in Piemont eingerückt und hatten Turin, Pignerol, Fossano, Chieri und andere Orte besetzt. Weder Leyva noch die Venetianer, welche im vorigen Jahre versprochen hatten, den Kaiser im Besitze des Herzogthums Mailand zu schützen, würden dieses haben retten können, wenn nicht die unter Vermittelung des Papstes angeknüpften Unterhandlungen das französische Heer aufgehalten hätten. König Franz schickte nicht allein den Cardinal von Lothringen nach Toscana, sondern er rief auch, während der Kaiser, welcher selbst nach Asti kam, von allen Seiten her Truppen zusammen bringen ließ und Leyva in Verbindung mit dem Herzoge von Savoyen Fossano belagerte, den größten Theil seines Heeres nach Frankreich zurück. Karl trennte hierauf den Markgrafen von Saluzzo von seinem Bunde mit Frankreich, und vereinigte, mit Hülfe der beiden über den Schmalkaldischen Bund erbitterten Herzöge von Baiern und Braunschweig, zwanzigtausend Deutsche mit seinen disciplinirten Spaniern und geworbenen Ita-

ländern. Wir mögen die Zahl seiner Truppen nicht, wie Robertson thut und Muratori misbilligt, mit Belcaire auf fünfzigtausend Mann steigern; aber ansehnlich war sie ganz gewiß. Die Herzöge von Baiern, Braunschweig und Savoyen befanden sich nebst anderen Fürsten und Baronen in Karl's Heere, und die Generale, welche dasselbe befehligten, Anton Leyva Alphons Marquis del Vasto, Don Ferdinand Gonzaga und der fürchterliche Herzog von Alba, haben alle den höchsten Ruhm als Heerführer erlangt.

Der Kaiser folgte zu seinem Unglück weder dem Rathe dieser seiner Generale, noch den gemachten Erfahrungen; er bestand auf einem Einfalle in Frankreich. Er ließ sich durch den schlechten Erfolg eines gleichen Zuges, welchen er 1524 unternommen hatte (s. Th. XI. S. 402 f.), nicht abschrecken, zum zweiten Mal gegen Marseille zu ziehen. Diesmal nahm Karl seinen Marsch über Nizza. Er zog verwüstend über Aix und Arles und richtete überhaupt sehr große Verheerungen an, stieß aber in den Monaten August und September auf dieselben Schwierigkeiten, welche sein Heer im Jahre 1524 getroffen hatten. Mangel an Wasser und an Zufuhr und ansteckende Krankheiten erlaubten ihm nicht einmal, eine ordentliche Belagerung zu beginnen. Man mußte, wie Leyva vorausgesagt hatte, an einen Rückzug denken, ehe der Spätherbst die Pässe der Alpen unzugänglich gemacht hatte. Auf diesem Rückzuge wurden Karl's Truppen durch den Groß-Connetable Montmorency und durch den Marschall Humières in sehr vorsichtiger Weise mit weniger regelmäßigen Truppen, aber mit dem ganzen Landsturm verfolgt. Sie litten dadurch unfählich. Der ganze Weg von Aix bis nach Fréjus war mit Todten besät, und noch in den Alpen wurden viele Leute von den erbitterten Bauern und Hirten des Gebirges erschlagen. Auch Anton von Leyva starb in Lyon. An seiner Stelle ward der Marquis del Vasto zum Statthalter von Mailand ernannt, und ihm übergab endlich auch der vom letzten Sforza ernannte Commandant die Burg der Stadt. Der Kaiser selbst war mit der Artillerie nach Nizza gezogen und hatte sich dort nach Genua eingeschifft.

Im folgenden Jahre (1537) wurde der Krieg ohne Entscheidung fortgesetzt, und zwar in Piemont zum Vortheile, in den Niederlanden aber zum Nachtheile der Franzosen. In beiden Ländern

zeichnete sich der Connetable Montmorency, bei dessen Truppen sich der Herzog von Orleans befand, und der Marschall Humières, welcher Statthalter des eroberten Theiles von Piemont ward, durch bedachtsame Kriegsführung aus. In den Niederlanden, wo die Kaiserlichen bis nach Peronne vorgebrungen waren, kam zuerst eine Waffenruhe zu Stande, weil es dem Könige von Frankreich an den nöthigen Geldmitteln fehlte, um zugleich den Krieg dort und in Italien fortfetzen zu können. Bald ward aber auch in Italien durch den Pabst ein Waffenstillstand herbeigeführt. Für die Niederlande war schon im Juli 1537 zu Bomy ein Vertrag unterzeichnet worden, nach welchem man zehn Monate lang die Feindseligkeiten einstellen wollte; für Italien ward erst am 16. November desselben Jahres zu Monçon ein ähnlicher Waffenstillstand, jedoch nur für drei Monate, abgeschlossen.

König Franz reiste selbst nach Piemont. Dort wußte del Vasto, der ihm seine Aufwartung machte, in Verbindung mit dem Kanzler Granvella ihn durch lockende Anerbietungen zu täuschen und so lange hinzuhalten, bis der Kaiser den in den Jahren 1536 und 1537 erlittenen Verlust verschmerzt hatte. Man stellte sich, als wenn Karl noch immer geneigt sei, seine Nichte mit einem der Söhne des Königs zu vermählen und ihr das Herzogthum Mailand als Ausstattung mitzugeben. Franz wurde dabei doppelt getäuscht; denn er hatte mit dem gräßlichen Sultan Suleiman die Abrede getroffen, daß dieser eine Flotte nebst einem Heere rüsten und an der Küste der Provence erscheinen solle, um ihm gegen Andreas Doria und den Kaiser beizustehen. Die von Franz erwartete türkischen Flotte erschien zwar nicht; allein jener unnatürliche Bund und die entsetzlichen Gräucl, welche von den türkischen Korsaren täglich an allen Küsten verübt wurden, bewirkten eine Verbindung christlicher Staaten gegen die Türken und Franzosen. Es ward nämlich im folgenden Jahre (1538) zwischen dem Kaiser, dem Pabste, den Venetianern und dem König Ferdinand von Ungarn ein Vertrag zur Stellung einer gemeinschaftlichen Flotte geschlossen, welche den türkischen Groß-Admiral Chaireddin, wenn er in See gehe, aufsuchen sollte. Diese vereinigte Flotte sollte aus zweihundert Schiffen bestehen und von dem kaiserlichen Admiral Andreas Doria befehligt werden, aber nicht zum Angriffe, sondern nur zur

Bertheidigung gebraucht werden; denn der Pabst, bot Alles auf, um einen Kampf zwischen den christlichen Mächten zu verhindern, weil er die Waffen derselben ebenso wie die Mord-Justiz ihrer Kriminalgerichte gegen die Türken und gegen die französischen und deutschen Keger zu richten wünschte.

Der fast fünfundsiebenzig Jahre alte Pabst Paul reiste nach Nizza, wo er sowohl den Kaiser Karl als den König von Frankreich bei sich eintreffen zu sehen hoffte. Ihm lag nämlich Alles daran, eine Ausöhnung zwischen Beiden zu Stande zu bringen, ehe die türkische Flotte angelangt sei, welche allerdings nachher zu spät kam. In Nizza selbst wurde ebenso wenig der Pabst, als der Kaiser, der aus Spanien gekommen war, und König Franz eingelassen. Alle drei hatten zu ihrer Sicherheit die Besetzung einer Burg verlangt; der Herzog von Savoyen aber, welchem diese gehörte, verschloß ihnen sogar die Thore der Stadt Nizza. Der Pabst wohnte daher in einem Zelte vor der Stadt, der Kaiser in dem Städtchen Villa Franca, der König von Frankreich in einem anderen nahe bei Nizza gelegenen Orte. Karl besuchte den Pabst zweimal in dessen Zelle, und auch der König von Frankreich stellte sich und seine Söhne dem Pabst vor. Aus der von Paul betriebenen Zusammenkunft der beiden Fürsten aber ward nichts, weil der Kaiser sich hartnäckig den Besuch des Königs Franz verbat. Dagegen wurde am 18. Juni in einem Franziskaner-Kloster bei der Stadt Nizza ein längerer Waffenstillstand verabredet, wobei der Pabst den Unterhändler machte. Nach diesem Waffenstillstand sollten die Sachen vorerst zehn Jahre lang so bleiben, wie sie im Augenblicke wären. Das Opfer desselben ward der Herzog von Savoyen; denn der Kaiser überließ ihn völlig seinem Schicksale, und stellte sich über des Herzogs Weigerung, ihm die Burg zu überlassen, so unwillig, daß er auch nach Asti, Verceil und Fossano Besatzungen legen wollte. Um den Pabst ganz in sein Interesse zu ziehen, gewährte der Kaiser demselben das Gesuch, um dessentwillen der alte, kränkliche Mann wahrscheinlich hauptsächlich die beschwerliche Reise nach Nizza gemacht hatte. Dieses Gesuch betraf die Versorgung des Ottavio Farnese, welcher ein Enkel des Pabstes von dessen natürlichem Sohn Peter Ludwig war. Der Kaiser machte denselben vorerst zwar nur zum Mark-

grafen von Novara und gab ihm den Besitz dieser Stadt; man wußte aber, daß ihm für die Zukunft noch andere Fürstenthümer in Italien bestimmt seien. Außerdem versprach Karl ihm die Hand seiner natürlichen Tochter Margaretha, welche durch die Ermordung ihres Gemahles, Alexander von Medicis, Wittve geworden war, und um die sich Kosmus von Medicis, Alexander's Nachfolger in Florenz, vergebens beim Kaiser beworben hatte.

Im Juli 1538 war der Pabst schon wieder in Rom angekommen; der Kaiser aber, der ihn bis Genua begleitet hatte, wurde durch widrige Winde lange an der Küste der Provence aufgehalten. Als Karl endlich nach Spanien absegeln wollte, erhielt er die Nachricht von der Abneigung der spanischen Cortes, neue Steuern zu bewilligen, und von bedeutenden Unruhen, welche in Spanien ausgebrochen waren. Seine Politik gebot ihm daher, jetzt Sentimentalität zu heucheln und des französischen Königs theatralische Großmuth und ritterliche Ostentation auf spanisch=maurische Weise zu benutzen. Er hatte vorher nicht einmal seiner Schwester, der französischen Königin Eleonore, den Höflichkeitsbesuch, welchen diese mit ihren Damen ihm abgestattet hatte, erwidert; jetzt nahm er, als er bei Nigues-Mortes an der Insel Marguerite angelegt hatte, eine zärtliche und freundliche Miene an, und ließ den König Franz, der sich in Avignon befand, zu einem Besuche einladen. Franz war ganz überrascht, als er erfuhr, daß der Kaiser sich jetzt auf einmal in seine Gewalt gegeben habe und in sein Gebiet gekommen sei. Er bestieg sogleich eine Galeere und begab sich zum Kaiser an Bord des Admiralschiffes. Wir glauben weder, daß, wie die declamirenden Franzosen sagen, Franz sehr viel gewagt habe, als er sich auf diese Weise in die Hände des Kaisers gab, noch daß er sich so prahlerisch über sein Wagestück ausgesprochen habe, noch auch daß die sentimentale Scene, welche die beiden Monarchen ihren Leuten darboten, mehr als eine ganz gewöhnliche Hof-Scene gewesen sei *). Der Kaiser überhäufte den König mit Freundschaftsbezeugungen, und machte ihm sogar Ausichten auf die Räumung von Mailand, weil er damals in großer Verlegenheit

*) On les vit s'embrassant tendrement et enchainés pour ainsi dire dans les bras de la reine Eleonore.

war, unermesslich viel Geld brauchte und doch seine Finanzen immer erschöpft fand.

Der Seezug gegen die Türken, welchen Karl nach sehr kostspieligen Rüstungen in Gemeinschaft mit dem Papste und den Venetianern machen ließ, scheiterte 1538 auf schmäbliche Weise, und zwar, wie es heißt, durch die Schuld des Andreas Doria. Im folgenden Jahre nahm Chaireddin Barbarossa sogar Castellnuovo wieder, und ließ viertausend spanische Veteranen, welche die dortige Besatzung bildeten, insgesammt zusammenhauen. Auch Goletta in Afrika würde durch die aus sechstausend Spaniern bestehende Besatzung, die sich wegen des ausbleibenden Soldes empört hatten, verrathen worden sein, wenn nicht Karl's Vizekönig in Sicilien, Don Ferdinand Gonzaga, den Verrath mit einem Meineide bekämpft hätte. Gonzaga begab sich nämlich nach Goletta, legte am Altar den feierlichsten Eid ab, daß die Meuterer Verzeihung erhalten sollten, und brachte es dahin, daß dieselben sich nach verschiedenen Orten begaben, ließ aber hierauf nicht blos die Führer, sondern auch viele der Soldaten aus der Welt schaffen. In Spanien dämpfte Karl den Aufruhr und fuhr dann fort, die Nation dadurch ihrer Rechte zu berauben, daß er das Wesen der Cortes vernichtete und dagegen, um das Volk für sich und seine Hofleute zu benutzen, den bloßen Schein einer Repräsentation übrig ließ. Ein in Flandern ausgebrochener Aufstand rief ihn bald darauf in die Niederlande. Dieser Aufstand verdient ausführlicher dargestellt zu werden.

Die Generalstaaten der sämtlichen Niederlande hatten, als sie beim Einfalle der Franzosen im März 1537 sich zu Brüssel versammelten, der Schwester und Statthalterin des Kaisers, Maria von Ungarn, eine Kriegsteuer von zwölfmalhunderttausend Gulden gewährt, von welchen die durch den Krieg zunächst bedrohten Länder Flandern und Brabant je ein Drittel, die sämtlichen dem Habsburger Hause gehörenden Niederlande aber das andere Drittel bezahlen sollten. Die Fläminger weigerten sich anfangs insgesammt zu zahlen; zuletzt beharrte aber nur Gent auf der Weigerung. In dieser Stadt bestand noch immer die alte Verfassung. Die Einwohnerschaft war in die drei Klassen der Reichen oder, wie sie hießen, der Poorters, der Handwerker und der Proletarier

getheilt. Die beiden letzteren Klassen hatten in gewissen Fällen und Dingen einen Antheil an der Regierung und Verwaltung, welche übrigens gleich der Rechtsverwaltung zwei Collegien von je dreizehn Personen anvertraut waren. Als jene Steuer befohlen wurde, zeigten die zwei niederen Klassen sich wenigstens erbötig, Mannschaft zu stellen; die erste dagegen wollte weder Geld geben, noch im Felde dienen. Um nun die Stadt zu zwingen, ließ die Statthalterin in Antwerpen, Brüssel, Mecheln und anderen Orten alle Bürger von Gent als Geiseln verhaften, der Kaiser aber übertrug hierauf, als sich die Genter mit Vorlegung ihrer Privilegien bei ihm beschwerten, die Entscheidung dem großen Rathe. Diesen wollten jedoch die Genter nicht als Richter anerkennen.

Der Streit dauerte das ganze Jahr 1538 hindurch. Im folgenden Jahre geriethen die beiden unteren Klassen mit dem Magistrat und den Poorters in einen heftigen Zwist, weil die Ersteren behaupteten, daß ihnen nicht nur die Urkunden der Privilegien verhehlt, sondern auch der Antheil an der Berathung über Accise mit Unrecht entzogen würden. Am 19. August 1539 erfolgte ein förmlicher Volksaufstand. Mehrere Behörden wurden verhaftet, und am Ende des Monats ward einer der vornehmsten Oberbeamten hingerichtet, obgleich man von ihm auch durch die grausamste Tortur kein Eingeständniß eines Vergehens hatte erpressen können. Die ganze Regierung kam hierauf in die Gewalt der beiden unteren Klassen. Die revolutionären Behörden derselben ließen viele Bürger hinrichten, die angesehensten Leute flohen aus der Stadt, und das Volk setzte Preise auf ihre Köpfe. Die Statthalterin konnte nichts thun, weil ihre Kriegsmacht sehr klein war, und weil noch dazu auch Mecheln sich damals im Aufstand befand. Der Kaiser ertheilte deshalb dem Statthalter von Flandern, dem Grafen von Roeulx, der sich zu ihm nach Spanien begeben hatte, den Auftrag, den Gentern billige Bedingungen anzubieten. Die Bürger sollten die Waffen niederlegen, die Handhabung der Gerechtigkeit nicht weiter stören und die Accise verpachten. Die Genter wollten aber von nichts hören. Der Kaiser hielt also für gut, selbst in die Niederlande zu reisen, und, um dies auf dem kürzesten Weg thun zu können, beschloß er, den König von Frankreich noch einmal durch einen Vertrag zu betrügen.

Die Täuschung, welche Karl sich damals erlaubte, betraf wieder das Herzogthum Mailand. Der älteste Sohn des Königs Franz war nämlich gestorben und also der Herzog von Orleans, der Gemahl der Katharina von Medicis, Dauphin, der dritte aber Herzog von Orleans geworden. Diesem hatte der Kaiser schon früher das Herzogthum Mailand zugesagt, und er wiederholte jetzt, als er seine Absicht durch Frankreich zu reisen dem französischen Gesandten in Madrid kund that, sein Versprechen mündlich noch einmal. Eben dasselbe mußte der Kanzler Granvella, welcher nach Paris geschickt wurde, um von Franz die Erlaubniß zur Reise durch Frankreich zu erlangen, dort aussprechen. Der verschlagene Kanzler war seinem durch Guicciardini's, Machiavelli's und Comines' Schule gebildeten diplomatischen Kaiser ganz ähnlich. Er wußte sehr geschickt den Charakter des galanten, romantischen seiner ritterlichen Lebensarten wegen berühmten Königs, dessen acht französische Phrasen noch immer von den Franzosen wiederholt werden, zu benutzen, um zu verhindern, daß der Kaiser nicht auf seiner Reise um eine neue schriftliche oder mündliche Zusicherung angegangen werde. Er gab dem romantischen Könige zu verstehen, daß die Gesinnung der Freundschaft und Achtung, welche der Kaiser für ihn hege, unbegrenzt sei, daß aber Alles, was dieser etwa auf der Reise zugestehen würde, als durch Besorgniß erpreßt oder als ein politisches und diplomatisches Zugeständniß, nicht als die freie Gabe der Freundschaft und als eine Frucht der Gerechtigkeitsliebe erscheinen werde. Später ward noch die Versicherung gegeben, daß Karl, sobald er die Grenze erreicht habe, ein Document abfassen lassen werde.

Karl trat hierauf seine Reise durch Frankreich an, und wurde an der spanischen Grenze von dem Dauphin, dem neuen Herzog von Orleans und dem Connetable Montmorency empfangen, welche König Franz ihm entgegengeschickt hatte. Er und der französische König boten auf dieser Reise Alles auf, was bei dergleichen Gelegenheiten an Höfen zu geschehen pflegt, um die Fürsten und ihre Diener mit dem Schein und Schimmer der innigsten Freundschaft und Vertraulichkeit zu umgeben. Der von Wallonen erzogene und gebildete Kaiser war nicht weniger falsch und glatt, als die Franzosen; der Vortheil des geheuchelten Scheines der

Eintracht und Freundschaft aber war ganz auf seiner Seite. Alle, welche auf die Zwietracht der beiden Monarchen gerechnet hatten, der Papst, die Türken, Heinrich VIII. und die Protestanten des Schmalkaldischen Bundes, wurden stüßig und argwöhnisch gegen Franz, als Karl mit Ostentation lange geheime Unterredungen mit demselben hielt, und die Fläminger, besonders die Genter, welche längst den König von Frankreich als ihren ehemaligen Oberlehensherrn angerufen hatten, verzagten, weil sie sich ganz vereinzelt sahen. Karl's Reise durch Frankreich (im Januar 1540) glich einem Triumphzuge. Doch verweilte er in Paris, wohin er am 1. Januar 1540 gelangte, nur sechs Tage. Die beiden Söhne des Königs begleiteten ihn von da bis an die niederländische Grenze. Erst als er am 24. Januar in Valenciennes, der ersten großen Stadt seines Gebietes, angekommen war, erinnerten die ihm beigegebenen französischen Gesandten ihn an sein Versprechen wegen des Herzogthums Mailand. Er fand noch einmal eine Ausflucht; die Franzosen erkannten aber jetzt endlich, daß sie überlistet seien.

Gegen Gent sammelte Karl sogleich ein Heer von viertausend Mann; die Stadt wagte aber keinen Widerstand und öffnete ihm am 24. Februar ihre Thore. Er zog nicht als Graf von Flandern, sondern als Sieger, als Feldherr und als Richter an der Spitze des Heeres ein. Die Genter beriefen sich, um das ihnen angedrohte harte Gericht, welches nach dem Einzuge des Kaisers über sie gehalten wurde, einigermassen zu mildern, nicht bloß auf ihre Privilegien, sondern auch auf das in den Niederlanden bestehende Herkommen, nach welchem nie ein Stand durch den Beschluß einer Mehrheit gebunden werden könne. Karl aber machte es in Gent wie in Spanien: er setzte dem Herkommen das Urtheil seines Staatsrathes und der Ritter des goldenen Vlieses entgegen. Sein auf dieses Urtheil gegründeter Spruch, welcher am 24. April 1540 ertheilt ward, lautete folgendermaßen: „Gent und andere Stände sollten fortan an den Ausspruch der Mehrheit der Staaten gebunden sein. Ein Graf von Flandern sollte künftig den Gentern nichts Anderes beschwören, als daß er der Einrichtung folgen wolle, welche der Kaiser der Regierung zu geben im Begriff stehe. Die Genter hätten das Verbrechen der beleidigten

Majestät begangen und dadurch ihre Vorrechte, Leiber und Güter, ihre Waffen und die Sturmglocke Roeland, sowie auch die einst von Karl dem Kühnen erkaufte Rente von fünfhundertfünfzig Pfund Flämisch verwirkt. Sie hätten dem Kaiser außer ihrem Antheil an den viermalhunderttausend Gulden, über welche der Streit entstanden war, noch eine Summe von hundertfünfzigtausend Gulden, sowie nachher auf ewige Zeiten jedes Jahr sechstausend zu bezahlen. Der ganze Stadtrath und dreihundertfünfzig andere Bürger, je sechs aus jeder Zunft, mußten nebst den Schuldigsten, besonders von denen, die sich im Aufstande Kresers genannt hätten, im Hemde und mit einem Stricke um den Hals den Kaiser knieend um Gnade bitten. Diese sollte ihnen zwar gewährt werden, jedoch mit Ausschluß der Gefangenen und Entwichenen.“ Von den Gefangenen wurden sechsundzwanzig enthauptet, viele andere verbannt oder eingekerkert. Mit dem Strafgelde ward eine Citabelle erbaut, durch deren Besatzung die Stadt, so lange Karl lebte, gesichert und in Ruhe gehalten wurde.

13. Karl V. und die deutschen Protestanten in den Jahren 1540 und 1541.

Man könnte hier vielleicht fragen, warum der Kaiser nicht gleich nach der Demüthigung von Gent auch Sachsen und Hessen zwang, dem gegen ihn geschlossenen Bunde zu entsagen, da er doch nicht ganz mit Unrecht den Protestanten Schuld gab, daß sein Bruder um diese Zeit Ungarn ganz verlor und die Türken sich fast vor den Thoren Wien's festsetzten. Der Grund davon war, daß Karl die Absichten des Papstes nicht fördern wollte. Er hatte zwar immer darauf gedrungen, daß die Protestanten sich dem Ausspruch einer Kirchenversammlung fügen sollten; allein der Papst wollte diese durchaus in Italien gehalten haben, und einem italienischen Concilium waren sowohl der Kaiser, als auch die katholischen Stände, ja sogar die Bischöfe entgegen, weil man überzeugt war, daß, wenn der Streit in Italien entschieden werde, der Papst und seine Italiäner das geistliche Erpressungs-System zu Gunsten Rom's und Italien's erneuern würden. Auch die Protestanten wollten vor einem in Italien zu haltenden Concil durchaus nichts wissen. In Betreff ihrer willigte der Kaiser zuletzt in ein freies Religions-

Gespräch oder mit andern Worten in ein Gezänke der beiderseitigen Theologen, von denen, wie man voraus wußte, keiner geneigt war, auch nur einen Satz seines Systems aufzugeben. Übrigens mußte der Kaiser allerdings verdrießlich werden, weil eines Theils sein Bruder Ferdinand sich vom März 1539 bis zum September 1540 bald mit den Türken, bald mit den Protestanten hatte herumquälen müssen, und weil anderes Theils der von Held zu Stande gebrachte heilige Bund, welcher von Karl je nach den Umständen bald anerkannt, bald abgeleugnet worden war, sich durchaus nicht in einen Krieg mit dem Schmalkaldischen Bunde einlassen wollte.

Nachdem man sich bis zum September 1540 bald an diesem, bald an jenem Orte Deutschland's versammelt und herumgestritten hatte, konnte Ferdinand, während der Kaiser in den Niederlanden zurückgehalten ward, mit den Protestanten nicht über eine Verlängerung des Nürnberger Friedens einig werden, weil es dem Kaiser nicht ernst war und der protestantische Bund immer anmaßender wurde. Dieser Bund hatte, wie wir wissen, durch den Beitritt des Kurfürsten von Brandenburg, des Pfalzgrafen von Neuburg und Herzogs Heinrich von Sachsen Zuwachs erhalten. Außerdem hatte der Erzbischof von Köln nicht wenig Lust, ebenso sein Bisthum für sich zu säcularisiren, wie Albrecht es mit Preußen gemacht hatte, und es war der Abfall der ganzen Pfalz am Rhein zu erwarten, nachdem auch Württemberg sich den Lutheranern und Mümpelgard den Calvinisten angeschlossen hatte. Ferdinand wollte deshalb auch keinen Staat in den Nürnberger Frieden von 1532 einbegreifen haben, welcher nach dessen Abschluß in den Schmalkaldischen Bund eingetreten wäre. Selbst als am 28. Oktober 1540 ein Religions-Gespräch auf Januar 1541 nach Worms anberaumt wurde, erklärte Ferdinand noch, daß der Nürnberger Religions-Frieden für neue Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes nicht gelten dürfe. Übrigens sollte jenes Religions-Gespräch im Namen der beiden Religions-Parteien zwischen Eck und Melancthon gehalten werden, welche Männer ebenso weit von einander waren, wie der Himmel von der Erde.

Der Kaiser konnte damals in Deutschland nicht energisch auftreten, weil er die Absicht hatte, auf demselben Reichstage, auf

welchem der Religions-Streit geschlichtet werden sollte, auch für seinen eigenen Zwist mit dem Herzog Karl von Jülich, Cleve und Geldern sich von den deutschen Ständen ein günstiges Urtheil zu verschaffen. Dieser Streit hatte begonnen, als der Herzog Karl, dessen Vater, Adolf von Geldern, wegen des am eigenen Vater verübten Verbrechens sein Herzogthum verloren hatte (s. Th. X. S. 310), durch die Ritterschaft von Geldern und besonders durch den Grafen von Meurs wieder in seines Großvaters Erbe eingesetzt worden war. Dieser Herzog war, wie wir früher berichtet haben (s. Th. XI. S. 99 f., 199 f. und 300), schon seit Maximilian's I. Zeit ein Verbündeter und ein Werkzeug der Franzosen, sowie ein gefürchteter Anführer von gemietheter Raubvolke und eine Plage der Niederländer und aller seiner andern Nachbarn. Da Geldern der Sammelplatz und Zufluchtsort aller Frevler war, die sich für Geld in fremde Dienste gaben und zu Lande und zur See raubten, so mangelte es dem Herzoge nie an Streichern, und er war sogar im Stande, einen bedeutenden Theil der Provinz Gröningen zu besetzen, in welchem er den Grafen von Meurs zu seinem Statthalter machte. Er hatte an Martin von Rossem einen sehr geschickten Feldherrn. Im Jahre 1528 glaubte er sogar die Streitigkeiten des Junkers Balthasar von Esaus mit dem Grafen Edzard von Ostfriesland benutzen zu können, um auch diese Provinz zu besetzen. Er konnte aber seine Absicht nicht ausführen, weil die Gröninger, welche ihm von 1518 bis 1525 ruhig gehorcht hatten, nicht zu den Kosten beisteuern wollten. Er peinigte daher aufs neue Gröningen und die Dmmelande durch verwüstende Einfälle. Dies verschaffte dem Kaiser die Herrschaft von Gröningen, welches sich unter denselben Bedingungen, unter denen es dem Herzoge gehorcht hatte, der Statthalterin Margaretha unterwarf. Da der Herzog von Frankreich verlassen und folglich dem Kriege mit Karl V. nicht gewachsen war, so sah er sich genöthigt, Gröningen und Friesland aufzugeben; er entsagte der Schutzherrschaft über Beide.

Die Städte und Stände von Utrecht und Over-Iffel hatten bei einem Streite mit dem Bischöfe von Utrecht den wilden Herzog und seine Banden ebenfalls ins Land gerufen. Diese fügten ihnen aber nicht weniger Übel zu, als dem Bischöfe und seinen Freunden. Der Letztere schloß, um sich zu helfen, 1528 einen ähnlichen Vertrag

mit dem Kaiser, wie die Gröninger. Er überließ alle seine weltlichen Oberhoheits-Rechte an Karl V. und dessen Erben, wogegen er seinerseits im Genusse seiner Pfünden, Einkünfte und geistlichen Rechte geschützt werden sollte. Im folgenden Jahre mußte beim Abschluß des Friedens von Cambrai auch König Franz den Herzog von Geldern seinem Schicksale überlassen. Dieser sah sich dadurch noch im Jahre 1529 gezwungen, in einem zu Gorkum geschlossenen Vertrage nicht bloß alle Ansprüche an Gröningen aufzugeben, sondern auch, im Fall er keinen Sohn hinterlassen sollte, Karl V. als seinen rechtmäßigen Nachfolger in Geldern und Zütphen anzuerkennen. Im Jahre 1536 nahm der Herzog, der sich immer wieder mit Frankreich verband und von König Franz ein Jahrgeld erhielt, an dem Kriege des Letzteren mit dem Kaiser Theil; er mußte aber im December den Vertrag von Gorkum aufs neue bestätigen. Schon im folgenden Jahre suchte er seine Stände zu bewegen, daß sie ihn unterstützten, als er treuloser Weise feste Städte wie Nimwegen, Zütphen, Nuremonde und Venloo vom deutschen Reiche abreißen und in die Gewalt der Franzosen bringen wollte. Die Stände verweigerten ihm jedoch ihre Hülfe, rissen mit bewaffneter Hand fast alle Gewalt an sich, schleiften die Burgen, in welchen der Herzog seine Raubschaaren unterhielt, und beschränkten seine jährlichen Einkünfte auf vierzigtausend Gulden.

Da der Herzog den Gedanken nicht ertragen konnte, daß sein Land nach seinem Tode den Habsburgern, welche ebenso ihm, wie vorher seinem Vater, tödtlich verhaßt und stets feindlich waren, zufallen solle, so entwarf er 1538 den Plan, dasselbe einem anderen deutschen Fürsten zuzuwenden. Dieser Fürst war Wilhelm von Cleve, welcher den Beinamen des Reichen erhalten hat, weil er, dessen Vorfahr Adolf II. bloß die Grafschaft Mark besaßen und erst 1347 durch seine Gemahlin Herzog von Cleve geworden war, die bedeutendsten Besitzungen durch Heirath und durch Fügung des Schicksals erworben hatte. Sein Vater, Johann III., hatte durch die Vermählung mit der Erbtochter des letzten Herzogs von Berg, Jülich und Ravensberg, diese Länder erhalten. Wilhelm der Reiche selbst erwarb, als der wilde Herzog Karl von Geldern endlich im Juli 1538 starb, durch einen Vertrag, welchen sein Vater auf der einen und die Stände von Geldern auf der anderen Seite unterschrieben,

den größten Theil des von Karl beherrschten Landes. Als nun im Jahre 1540 der Kaiser Gent bezwungen hatte und ein neuer Krieg zwischen ihm und dem französischen Könige auszubrechen drohte, bewarben beide Theile sich um die Freundschaft des reichen und also auch mächtigen Herzogs Wilhelm. Dem König Franz gelang es, den Herzog durch die Aussicht auf eine Heirath zu gewinnen, die ihn zum Könige machen könnte. Da nämlich Franz recht wohl einsah, daß es einer mächtigen Lozung bedürfen werde, um einen Reichs-Basallen, wie der Herzog von Cleve war, zu einer Verbindung mit dem Feinde des Reiches und des Kaisers zu bewegen, so bot er ihm die einzige Tochter des bekannten Heinrich d'Albret (s. Th. XI. S. 376) an, welcher zwar das spanische Navarra verloren hatte, aber noch immer den Königstitel führte und das französische Navarra, d. h. Bearn und einige andere Landschaften, als Königreich beherrschte. Diese Prinzessin mußte nach den Gesetzen Navarra's einst ihres Vaters Land erben. Sie war freilich damals erst zehn Jahre alt, so daß von einer ehelichen Verbindung mit ihr noch keine Rede sein konnte, und französischer Seits dachte man niemals ernstlich daran, einem deutschen Fürsten bedeutende und unabhängige Herrschaften in Frankreich zu überlassen. Nichtsdestoweniger nahm Herzog Wilhelm das ihm gemachte Anerbieten an, und die Verlobung wurde feierlich gehalten. Wilhelm schloß sich also durch ein enges Bündniß an Frankreich an, und sein fürchtbarer General, Martin von Koffem, erfocht gleich nachher glänzende aber fruchtlose Siege für Frankreich, in welchen die tapfere Ritterschaft seiner deutschen Herzogthümer vernichtet ward. Übrigens bestand schon zur Zeit seiner Verlobung der Plan, die Besitzungen Heinrich d'Albret's mit der Krone zu verbinden, und dies geschah später auch dadurch, daß man die Erbin von Navarra mit dem ersten Prinzen von Geblüt, Anton von Bourbon Vendome, vermählte. —

Karl V. war, als er durch Deutschland nach Italien zu reisen und von hier aus einen neuen Zug gegen die Ungläubigen zu unternehmen beschloß, zugleich mit dem Pabste und mit den Protestanten unzufrieden. Die Letzteren wurden, als Brandenburg und Jülich zu ihnen übertraten, die Pfalz wanfte und der Landgraf Philipp wie der Kurfürst von Sachsen ihre Nachbarn und

die Kirche beraubten, immer furchtbarer. Der Kaiser wollte die Protestanten dem Pabste gegenüber als Schreckbilder gebrauchen, und sie durch ein Concilium oder durch ein freundliches Religions-Gespräch unschädlich machen; der Pabst aber wollte von einem Religions-Gespräche gar nichts wissen, und machte in Betreff eines Concils Bedingungen, welche weder dem Kaiser, noch den Protestanten gefallen konnten. Der Kaiser, welcher Zeit zu gewinnen suchte, erreichte endlich seinen Zweck, indem man sich wirklich über ein zu veranstaltendes Religions-Gespräch vereinigte. Sein Bruder Ferdinand nämlich, welcher seit Johann Zapolya's Tode in Ungarn eine bedenkliche Lage hatte, gab sich 1539 und 1540 alle mögliche Mühe, um die Protestanten zur Beschickung eines päpstlichen Concils zu bewegen, oder wenigstens dahin zu bringen, daß sie sich mit den Katholiken über gewisse Glaubens-Artikel verständigten. Das Letztere war sehr schwierig, weil die Fürsten und Städte sich das Kirchengut zueigneten und der Pabst von keinem Nachgeben wissen wollte. Auch behauptete Ferdinand, daß die vielen und mächtigen Regierungen, welche erst in der letzten Zeit die Religion geändert hatten, auf die Vortheile des Nürnberger Religions-Friedens keinen Anspruch haben könnten. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, ein Religions-Gespräch zu Stande zu bringen, und nachdem Ferdinand auch daran gedacht hatte, den heiligen Heinrichs-Bund (s. S. 173 f.) zu benutzen, um durch die Katholiken die Protestanten angreifen zu lassen, ward man endlich in der Mitte des Jahres 1540 einig, zu Hagenau den Versuch einer freundlichen Einigung zu erneuern. Der Pabst wollte freilich nichts davon wissen, und schickte den jungen Cardinal Farnese nach Deutschland, sowie den Cardinal Corvinus in die Niederlande, um den Kaiser und die Fürsten abzumahnern, daß sie über Dinge, die er selbst längst entschieden habe, unterhandelten; allein da sich weder der Kaiser noch die Anhänger der päpstlichen Lehre stark genug zum Kampfe fühlten, so ward das Religions-Gespräch wirklich gehalten. Übrigens war Luther noch viel heftiger, als der Pabst, (und abgesehen von seiner Besorgniß, der Teufel möge ihm und seinem Kurfürsten einen Streich spielen, nicht mit Unrecht) gegen die Sache. Er wollte durchaus nicht, daß man über diejenige Art des Glaubens, die sich auf das Gemüth gründet, mit einem

System und mit einem Verstande, der aus dem Glauben eine Wissenschaft gemacht hat oder machen will, unterhandle.

Das Gezänke — denn weiter war es nichts — wurde am 16. Juli 1540 angefangen; es nahm aber sogleich eine solche Wendung, daß des Kaisers Commissäre und König Ferdinand rathsam fanden, es schon am 28. Juli vermittelst eines kaiserlichen Decrets unterbrechen und die am 28. October zu beginnende Fortsetzung nach Worms verlegen zu lassen. Daß auch dort der gewünschte Zweck nicht werde erreicht werden können, ging schon aus zwei Beschränkungen des möglichen Erfolges der Sache deutlich hervor. Es ward nämlich erklärt, daß Ferdinand's Behauptung, nach welcher die neuen Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes sich der Vortheile des Nürnberger Religions-Friedens nicht erfreuen dürften, aufrecht erhalten werden müsse, und daß die Entscheidung über die Gültigkeit der Urtheile der Reichsgerichte in denjenigen Processen, welche den Besitz weltlicher Kirchengüter beträfen, dem Kaiser vorbehalten bleibe. Zu dem in Worms zu haltenden Gespräche sandte der Kaiser keinen Theologen oder Philosophen, sondern seinen Minister Granvella, welcher als Diplomat über alle Gewissensbedenklichkeiten weit erhaben war und den Auftrag hatte, die Hindernisse des Gespräches zu beseitigen und den Religions-Streit in Deutschland so lange hinzuhalten, bis Karl ihn ebenso beenden könne, wie er den Verfassungsstreit in Flandern beendet hatte. Granvella kam etwas später, als die Gesandten der meisten deutschen Regierungen und ihre Theologen, welche schon seit der Mitte des November 1540 versammelt waren, in Worms an. Übrigens erschien dort auch ein Legat des Pabstes zum großen Verdruß der Protestanten, die sich die Anwesenheit eines päpstlichen Abgeordneten schon in Hagenau sehr dringend verboten hatten.

Wenn man die Instruction des päpstlichen Nuntius liest, welcher den Protestanten zum Troß dem Wormser Religions-Gespräche beiwohnte, so wird man auf den ersten Blick erkennen, daß Alles, was 1539 und in den folgenden Jahren zur Versöhnung zweier Extreme gethan wurde, ein bloßes Gaukelspiel war. „Der Nuntius sollte, heißt es, viel hören und wenig reden, und sich auf kein Disputiren einlassen. Es dürfte ihm kein heftiges Wort entschlipfen“

sondern er müsse große Sanftmuth und den Schein christlicher Liebe mit Anstand und Würde vereinigen, Alles aber dem Pabst vorbehalten.“ In dem letzteren lag der eigentliche Knoten. Darum sagte auch der Pabst in der Einleitung zu der Instruktion: „Er billige alle Versammlungen, in denen über Religion gestritten werde, nicht nur nicht, sondern er verabscheue sie, weil durch sie das päpstliche Ansehen einen empfindlichen Stoß erleiden müsse. Er sei höchst unzufrieden, daß die Wormser Versammlung ausgeschrieen worden sei, obgleich er sein Mißfallen wiederholt geäußert habe; er wolle aber dem Beispiele desjenigen folgen, dessen Stelle er, wie mit der bekannten hochmüthigen Demuth hinzugefügt wird, unwürdiger Weise vertrete.“

Das Gezänke war diesmal ärger und anstößiger, sowie auf beiden Seiten unwürdiger und auch für Melanchthon, der auf Seiten seiner Partei eine Hauptperson bei demselben war, weniger ehrenvoll, als jemals sonst. Wir haben weder die vollständigen Acten des Wormser Gespräches, noch den von Melanchthon herausgegebenen Bericht, der sich auch in dessen Werken findet, aufmerksam gelesen; wir wollen daher unsers verehrten Lehrers Planck Urtheil über das Resultat des Gespräches wörtlich abdrucken, da dieser gewiß die Acten genau gelesen und geprüft hat. Planck sagt: „Man kann sich bei den Acten dieses Gespräches des Unwillens über die Protestanten eben so wenig, ja noch weniger, als über die Katholiken erwehren. Die Häupter von den letzteren, die Gesandten des Kaisers und des römischen Königs, wußten sehr gut, warum sie schifanirten; denn es war ihnen absichtlich darum zu thun, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen; die Protestanten hingegen konnten keinen Zweck haben, als die Schuld von dem schlechten Erfolg der Unterhandlungen auf die Katholiken zu schieben, und gerade deswegen hätten sie in den Nebenpunkten desto eher nachgeben sollen, je deutlicher sie sahen, daß ihre Gegenpartie blos in dieser Absicht darum stritt.“

Die Verhandlungen wurden nicht blos dadurch schwierig, daß man die kostbare Zeit für einen Streit über ganz unwesentliche Dinge verschwendete, sondern auch dadurch, daß Brandenburg und die Pfalz ihren Platz unter den Katholiken nahmen, während doch, wie sich bald zeigte, Beide diesen nicht mehr angehörten. Es ist

deshalb auch nicht zu verwundern, daß das Gespräch, welches am 28. Oktober 1540 hatte beginnen sollen, erst am 14. Januar 1541 wirklich begann, und daß, nachdem Melancthon für die Protestanten und Eck für die Katholiken vier Tage lang über den Artikel von der Taufe disputirt hatten, jedermann, besonders aber der kaiserliche Gesandte, einsah, die Sache werde, wenn sie so fortgehe, niemals zu Ende kommen. Auf diesen Ausgang war der Kaiser längst gefaßt gewesen; denn schon am 18. Januar ward Allen, die sich in Worms eingefunden hatten, ein kaiserlicher Befehl bekannt gemacht, nach welchem sie das Gespräch abbrechen und sich nächstens in Regensburg wieder einfinden sollten, wo der Kaiser unter seinen eigenen Augen das Gespräch fortsetzen lassen wolle. Karl schrieb gleich darauf einen Reichstag nach Regensburg aus, und lud insbesondere den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen ein, sich auf demselben einzufinden. Der Kaiser erfuhr damals von dem Landgrafen Philipp, daß die Schmalkaldischen Verbündeten im Begriff ständen, ihren Bundesgenossen gegen Heinrich von Braunschweig und gegen die Decrete des Reichsgerichtes mit den Waffen beizustehen; er suchte daher, um Blutvergießen zu verhindern, den Beschwerden über die Reichs-Justiz abzuhelpfen. Sachsen und Hessen setzten aber nichts destoweniger ihren Plan mit Gewalt durch. Der Kaiser hatte, damit dies nicht geschehe, am 28. Januar ein aus Speier datirtes Edict erlassen, in welchem er alle in Religions-Sachen anhängigen, Prozesse suspendirte und alle schon erlassenen Urtheile, besonders die Achtserklärungen gegen Goslar und Münden, vorerst für wirkungslos erklärte. Der Landgraf war übrigens gehorsamer, als der Kurfürst, weil er die Lutherische Pabst-Scheu des Letzteren nicht besaß *). Er kam schon im März nach Regensburg; dort suchte er vor Allem dem Kaiser darzuthun,

*) Luther bittet und beschwört in einem seiner Briefe den Kurfürsten, den seine verständigen Rätthe auffordern, nach Regensburg zum Kaiser zu kommen, um Gotteswillen ja nicht dahin zu gehen, weil ihn der Teufel dort zu einem Vergleich bringen könnte. „Eure kurfürstliche Gnaden, sagt er, ist der rechte Mann, den der Teufel vor andern Fürsten eigentlich sucht und meinet“; dann setzt er noch derber hinzu: „Will sich aber C. I. Gn. ja mit dem Teufel vertragen, so dürfen sie deshalb nicht nach Regensburg; wollen's wohl in Torgau bekommen“.

daß und warum mit Heinrich von Braunschweig nicht auszukommen sei. Der Kurfürst dagegen, fand sich gar nicht in Regensburg ein. Johann Friedrich's unüberwindlicher Eigensinn zeigte sich bei dieser Gelegenheit ebenso unpolitisch, als in seiner fortwährenden Protestation gegen die ohne ihn vollzogene Erwählung Ferdinand's zum römischen Könige.

Am 5. April 1541 eröffnete der Kaiser den Reichstag, dessen Hauptzweck eine Übereinkunft über einige Artikel der Staats-Religion war, welche sowohl die Protestanten als die Katholiken künftig anerkennen wollten. Die Wahl der Theologen, die sich über diese Artikel vereinigen sollten, wurde dem Kaiser überlassen, und dieser erwählte diesmal Männer, von denen, wenn man etwa Eck, den Urheber alles Unheils, ausnimmt, das Beste zu erwarten war. Er bestimmte zum Vertheidiger der katholischen Lehre Eck, zum Vertheidiger der protestantischen den milden und verständigen Melancthon. Der Letztere ließ sich nachher freilich durch Luther's Briefe abhalten, in irgend einem Punkte nachzugeben; das hatte aber der Kaiser nicht im Voraus wissen können. Den beiden genannten Männern wurden Andere beigeordnet, welche nicht, wie der Erstere, durch den Pabst und den Scholasticismus und nicht, wie der Zweite, durch Luther und seinen blinden Verehrer Johann Friedrich von Sachsen vom Nachgeben abgehalten wurden. Neben Eck nämlich sollten Julius Pflug, dessen Charakter von uns oben (S. 181) bezeichnet worden ist, und Johann Gropper, neben Melancthon aber zwei Männer auftreten, welche, vom Landgrafen begünstigt, der starren sächsisch-lutherischen Dogmatik nicht gerade unbedingt huldigten. Diese beiden Männer waren Martin Bucer und Johann Pistorius. Übrigens bevollmächtigte der Kaiser, weil die Sache eine Staatsangelegenheit, nicht ein theologisches Gezänke sein sollte, noch den Pfalzgrafen Friedrich und seinen eigenen Kanzler Granvella mit der oberen Leitung der Religions-Verhandlung, sowie sich auch Gesandte mehrerer anderen Regierungen einfanden. Granvella erhielt vom Kaiser eine Schrift, welche dieser einem Niederländer zuschrieb, die aber wahrscheinlich der Kurfürst von Brandenburg, ein keineswegs blinder Lutheraner, hatte aufsetzen lassen. Diese Schrift, welche später das Regensburger Interim genannt wurde, enthielt

Andeutungen, wie man etwa die Hauptpunkte so fassen könne, daß man sich vorerst über die Verschiedenheit der Meinungen nicht ärgern dürfe. Sie wurde in der That mit Bewilligung des Kaisers der Verhandlung zu Grunde gelegt. Das Gespräch hatte daher auch anfangs einen günstigen Anschein, so lange dasselbe sich um Punkte drehte, die der unbekannte Verfasser des Interims so hatte wenden und ausdrücken können, daß beide Theile ihre Meinung ausgesprochen finden konnten. Sobald es zum Wesentlichen kam, mußte man nothwendiger Weise erkennen, daß die äußere Einrichtung der päpstlichen Kirche mit den Grundlehren des Protestantismus nicht vereinbar sei. Wir dürfen dem Gange des immer bitterer werdenden Religions-Gespräches nicht folgen, weil wir blos politische Geschichte schreiben und uns deshalb auf Gegenstände des Glaubens und der Lehre nicht einlassen können; wir glauben aber dreist behaupten zu dürfen, daß der Kaiser, welchem Johann Friedrich und Luther tödtlich verhaßt waren, die offenbare Hinneigung des Landgrafen Philipp zur Lehre Calvin's, der in Genf sein System mit ebendemselben Erfolge predigte, wie Luther das seinige in Wittenberg, benutzte, um die beiden Häupter des ihm drohenden Bundes insgeheim gegen einander zu erbittern. Er hatte von Johann Friedrich, dessen Neffen Moriz sein Bruder Ferdinand schon ganz an sich gezogen hatte, wenig zu fürchten. Der Landgraf dagegen war ihm gefährlich; denn dieser stand seit langer Zeit mit Frankreich in Verbindung, und Karl sah sich in Regensburg genöthigt, Verträge mit Philipp zu schließen, damit derselbe in dem bevorstehenden Kriege mit Frankreich diese Verbindungen nicht etwa erneuere. Diese Verträge waren nach spanischer Weise so abgefaßt, daß man je nach Umständen aus ihnen machen konnte, was man wollte. Auch unterhandelte Karl zu gleicher Zeit mit Heinrich von Braunschweig, welcher ebenfalls nach Regensburg gekommen war. Übrigens erreichte der uns bereits bekannte ärgerliche Streit, welcher zwischen diesem Fürsten und dem Landgrafen auf eine empörende persönliche Weise geführt ward, während des Regensburger Reichstages eine ganz unglaubliche Höhe.

Während Herzog Heinrich und der Landgraf sich ohne alle Rücksicht auf Anstand gegen einander benahmen, verfuhr der Kaiser auf dem Regensburger Reichstag gegen seinen persönlichen Feind,

Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Gelbern, zwar in heftiger Weise, aber doch mit Anstand. Wilhelm war an den französischen Hof gereist und hatte einen Vertrag geschlossen, der ihn an Frankreich knüpfte. Darüber fuhr Karl am 3. Juli 1541 in völler Fürstenversammlung den Bevollmächtigten des Herzogs heftig an. Er ließ denselben nicht einmal zum Worte kommen, als er seinen Herrn entschuldigen wollte, sondern stand, ohne ihn anzuhören, zornig auf und verließ den Saal. Durch dieses Benehmen wurden nicht bloß die Protestanten, denen Jülich angehörte, sondern sämtliche Fürsten so betroffen, daß sie sich am 21. Juli persönlich zu Karl begaben und ihn ersuchten, er möge in einer Rechtsache den Herzog doch wenigstens anhören. Dies brachte den Kaiser, der sonst mehr, als irgend ein anderer Regent, seiner selbst mächtig war, ganz außer Fassung, und er that den Herren einmal förmlich kund, was er von ihnen denke, und was sie unter gewissen Umständen von ihm zu erwarten hätten. Er ließ ihnen nämlich durch Johann Naves sagen: „So viele Jahre lang habe ich Reichstage halten wollen, und ihr waret nicht zusammen zu bringen, so lange habe ich vor mir disputiren lassen, und ihr wurdet nicht einig; in dem Augenblick aber, wo ihr mir Eins anhängen könnt, seit ihr Alle einig“.

Das Religionsgespräch war, schon ehe diese Scene vorfiel, am 22. Mai beendet worden, und der Kaiser hatte am 29. nach eingeholtem Gutachten seine Endentschließung bekannt gemacht. Dieser Reichsabschied, welcher keine Beendigung der Händel enthielt, sondern bloß einen künftigen Machtspruch in der Ferne zeigte, lautete im Wesentlichen so: „Man wolle bis auf vier Artikel, welche ausgemacht worden waren, Alles vorerst beim Alten lassen. Die weitere Religions-Verhandlung solle bis auf eine allgemeine Kirchenversammlung oder auf ein National-Concilium oder, wenn der Pabst weder das Eine noch das Andere zulasse, auf einen künftigen Reichstag verschoben bleiben. Der Kaiser sei im Begriff nach Italien zu reisen, um den Pabst zu veranlassen, daß er entweder ein in Deutschland zu haltendes allgemeines oder doch ein National-Concilium ausschreibe. Wenn dies nicht innerhalb achtzehn Monate geschehe, so solle über die Religions-Angelegenheiten des Reiches ein Reichstag gehalten und der Pabst ersucht werden,

auf diesen einen Legaten zu schicken. Bis dahin solle der Nürnberger Religions- und Privat-Frieden in allen seinen Punkten und Artikeln von beiden Theilen unverbrüchlich gehalten werden."

14. Ungarn und die Osmanen von 1532 bis 1545 und Karl's V. Zug nach Algier.

Da Karl V. und sein Bruder Ferdinand sich gleich nachher aus Deutschland entfernten, der Eine, um in Afrika, der Andere, um in Ungarn mit den Türken zu kämpfen, so muß hier Einiges aus der türkischen und ungarischen Geschichte nachgeholt werden. Suleiman II. hatte bis zum Jahre 1532 vier Feldzüge nach Ungarn und Osterreich unternommen, und die von ihm dahin geführten Horden hatten gleich den Hunnen und Mongolen Gräuel und Zerstörungen geübt, welche bewiesen, daß der rohe Mensch ärger ist, als ein reißendes Thier. Der fünfte Raubzug Suleiman's (im Jahre 1532) führte einen Frieden herbei. Dieser Kriegszug ist dadurch merkwürdig, daß der Ungar Jurischiz mit siebenhundert Mann die befestigte Stadt Güns drei Wochen lang gegen das zweimalhunderttausend Mann starke türkische Heer und dessen furchtbare Artillerie vertheidigte und, als sein Schießvorrath erschöpft und seine Mannschaft bis auf die Hälfte zusammengesmolzen war, eine billige Capitulation erlangte, nach welcher er die Ungläubigen nicht einmal in die Burg einzulassen brauchte. Viele Gründe bewogen damals den Sultan, den flehenden Bitten Ferdinand's nachzugeben und diesem einen Frieden zu gewähren, den er bis dahin immer versagt hatte, und den Ferdinand durch eine Art Huldigung und durch beschimpfende Demüthigungen zu erkaufen bereit war. Suleiman verstand sich anfangs nur zu einem Waffenstillstande (Januar 1533), und erst als Ferdinand durch seinen Gesandten die Schlüssel von Gran, welche er nachher wieder erhielt, demüthig überreichen ließ, begannen die Unterhandlungen über einen Frieden. Sie dauerten bis Ende Juni fort. Der Friedens-Vertrag aber, welcher dann zwischen Suleiman und Ferdinand geschlossen ward, setzte den Verheerungen der Türken im Allgemeinen keine Schranke, sondern er gewährte nur den einzigen Vortheil, daß Suleiman selbst und sein Hauptheer nicht mehr im Felde erschienen.

Zwischen dem türkischen Vasallen Johann Zapolya, welcher den Königtitel behielt, und Ferdinand dauerten die Feindseligkeiten bis zum Jahre 1538 fort, obgleich Ungarn officiell zwischen Beiden getheilt ward. Als nämlich Zapolya den treulosen türkischen Commissär und Renegaten Gritti, der den Türken Siebenbürgen verschaffen wollte, hatte ermorden lassen und dem Sultan verdächtig geworden war, bemühte er sich um eine Aussöhnung mit dem römischen Könige, und so kam dann endlich, nachdem die Unterhandlungen oft abgebrochen und wieder angeknüpft worden waren, 1538 ein Frieden zwischen ihm und Ferdinand zu Stande. Nach den Bedingungen dieses Friedens sollte Ferdinand Kroatien und das, was er bis jetzt noch von Ungarn besitze, behalten, wogegen aber er und sein Bruder, der Kaiser, Zapolya als König von Ungarn anerkennen mußten. Ferner sollte, wenn Zapolya einen männlichen Erben bekomme, dieser zwar mit einer Tochter Ferdinand's vermählt, dem König Ferdinand aber nichts desto weniger als künftigem Regenten von allen Ungarn gehuldigt und darüber ein Revers ausgestellt werden, welcher von den Städten alle fünf Jahre erneuert werden müsse. Zapolya's Sohn dagegen sollte nicht nur im Besitze des Privatvermögens seines Vaters bleiben, sondern Ferdinand müsse ihm auch ein Zipfer Herzogthum errichten.

Diese innige Verbindung der beiden Könige von Ungarn war von kurzer Dauer. Johann Zapolya, welcher damals erst zwei- undfünfzig Jahre alt war, heirathete, obgleich seine Gesundheit kein langes Leben verhieß, die Tochter des Königs Siegmund von Polen, Elisabeth oder Isabella, und erhielt vierzehn Tage vor seinem Tode von ihr einen Sohn (Juli 1540). Er übertrug die Erziehung dieses Sohnes, den er Johann Siegmund genannt haben wollte, dem Bischof von Groß-Waradein, Georg Martinuzzi, und dem Peter Petrowitsch, einem Gliede der Familie Zapolya. Diese beiden Männer beschloßen, nicht zuzugeben, daß der dem König Ferdinand günstige Artikel des Vertrages von 1538 ausgeführt werde, und verheimlichten deshalb den Tod des Königs, bis sie eine Anzahl Magnaten für ihren Plan gewonnen hatten. Dann ließen sie ihren Mündel als „erwählten König“ von Ungarn ausrufen, während ein großer Theil der Ungarn sich an Ferdinand

wandte und in Siebenbürgen Unruhen ausbrachen. Diese Lage der Dinge benutzte Suleiman, um sich Ungarn's zu bemächtigen.

Ferdinand hatte gleich nach Zapolya's Tode versucht, die Stadt Ofen zu besetzen und den Sultan, welchem er von Hagenau aus einen Botschafter schickte, für sich zu gewinnen; Suleiman hatte aber dem Gesandten Ferdinand's eine harte Antwort ertheilt und dagegen der Königin Isabella, die sich für ihren Sohn ebenfalls an ihn gewandt hatte, seinen Schutz zugesagt. Schon im Oktober 1540 erhielt Johann Zapolya's Sohn das türkische Diplom, welches ihn zum Könige von Ungarn ernannte, und im November desselben Jahres erklärte Suleiman dem König Ferdinand den Krieg. In diesem Kriege (1541) wurden die österreichischen Truppen, welche unter Roggendorf die Stadt Ofen belagerten, alsbald zum Abzuge genöthigt und dabei fast ganz aufgerieben. Suleiman zwang hierauf die Königin Isabella, ihren kleinen Sohn in das türkische Lager zu schicken. Als dies geschehen war, schlichen sich Janitscharen in Ofen ein und nahmen die Stadt für ihren Herrn in Besitz. Suleiman schickte alsdann den jungen Prinzen seiner Mutter zurück und ließ ihr erklären: sie sei zu schwach, um die Stadt Ofen auf die Dauer gegen Ferdinand behaupten zu können, er selbst wolle deshalb dieselbe so lange besetzt halten, bis der Prinz erwachsen sei. Hierauf nöthigte er die Königin zu einem Vertrage, in Folge dessen sie mit ihrem Sohne aus Ofen abzog und ganz Ungarn außer Siebenbürgen, Nieder-Ungarn, Leipa und Temeswar den Türken überließ. Die an Suleiman abgetretenen Länder wurden dann auf türkische Weise organisirt und die Hauptkirche von Ofen in eine Moschee verwandelt. Ferdinand setzte den Krieg mit Suleiman ohne irgend einen rühmlichen Erfolg fort, bis er endlich im August 1545 durch Verwendung des französischen Gesandten einen fünfjährigen Waffenstillstand erlangte. Ungarn und Siebenbürgen wurden ihm erst im Jahre 1551 von Isabella überlassen, und zwar unter der Bedingung, daß Isabella's Sohn eine Tochter Ferdinand's heirathen und von Ferdinand die schlesischen Herzogthümer Oppeln und Ratibor nebst den Erbgiutern seines Vaters in Ungarn, von seiner Mutter aber als Heirathsgut seiner Gemahlin hunderttausend Dukaten erhalten sollte.

Noch während des Kriegszuges, welcher 1541 von den Türken

nach Ungarn unternommen worden war, hatte Suleiman die Nachricht erhalten, daß die geheime Verbindung, die er mit König Franz und mit den Venetianern gegen das östreichische Haus hatte stiften wollen, durch den Mord der Intriguanten, die das Ganze geleitet hatten, vorerst vereitelt sei. Diese Männer waren zwei Diplomaten, deren sich Franz schon seit vielen Jahren zu seinen Umtrieben in Italien bedient hatte, um dem Kaiser durch eine Verbindung mit den Türken zu schaden, d. h. durch eine Verbindung, welche in jenen Zeiten ebenso angesehen wurde, wie ein Bund mit dem Teufel. Sie hießen Cäsar Fregoso und Anton Rincon. Den Letzteren finden wir schon 1532 bei den Türken in Ungarn; später war er bald in Venedig, bald in Constantinopel thätig, um Venedig, Frankreich und die Türken in einen Bund zu vereinigen. Die Reise des Kaisers durch Frankreich und seine geheimen Gespräche mit dem König Franz hatten aber die Türken argwöhnisch gemacht. Jetzt (1541) sollten Rincon und Fregoso jenen Versuch noch einmal machen. Sie sollten zusammen über Turin durch das Mailändische reisen und dann, der Eine nach Venedig, der Andere nach Constantinopel sich begeben, um nachher, jeder von seinem Posten aus, die Kabalen zu leiten. Dem Kaiser lag Alles daran, den Inhalt ihrer Instructionen zu erfahren; er befahl daher dem Marquis del Vasto, seinem Statthalter in Mailand, ihnen aufslauern zu lassen. Wilhelm dü Bellay aber, der Statthalter des von den Franzosen besetzten Theiles von Piemont, erhielt Nachricht von diesem Befehle und warnte die beiden Herren. Rincon hätte gern den Rath des Letzteren, das Mailändische zu meiden, befolgt; Fregoso wollte aber nicht glauben, daß der Marquis del Vasto fähig sei, mitten im Frieden Banditen zu dängen, um an Gesandten das Völkerrecht zu verletzen. Beide setzten deshalb ihre Reise auf dem beschlossenen Wege fort, und schifften sich auf dem Po ein. Doch übergaben sie ihre Depeschen einem Secretär, der auf einem andern Schiffe fuhr und, im Fall sie angehalten würden, sie nach Venedig bringen sollte. Übrigens hatte Cäsar Fregoso ein gutes Gewissen, Anton Rincon aber nicht. Der Letztere war nämlich im vorhergehenden Jahre (1540) in Venedig gewesen, und hatte von dort dem Sultan gemeldet, daß, wie er ausspionirt habe, der venetianische Senat anderer Meinung sei, als sein Ge-

sandter in Constantinopel, indem dieser den Frieden mit den Türken nicht unter lästigen Bedingungen abschließen wollte, der Senat aber dazu geneigt sei. Der Sultan hatte hierauf den venetianischen Gesandten bedroht, weil derselbe das verweigere, was der Senat zugestehen wollte, und der Gesandte hatte in Folge davon einen Frieden schließen müssen, in welchem die Städte Napoli di Romania und Malvasia in der Morea an die Türken abgetreten wurden. Rincon war deshalb vom Senat aus Venedig ausgewiesen worden. Die beiden Agenten des französischen Königs wurden wirklich von Banditen, welche del Vasto am Zusammenflusse des Tesino mit dem Po aufgestellt hatte, überfallen und nach vergeblicher Gegenwehr erschlagen (13. Juli 1541); das andere Schiff jedoch, auf welchem der Secretär mit den Papieren sich befand, entkam glücklich nach Piacenza. Del Vasto schickte hierauf sogleich einen Gesandten nach Turin, um jeden Antheil an jener Belagerung und Ermordung von sich abzulehnen; allein niemand schenkte seinen Versicherungen Glauben.

Nicht lange vorher hatte König Franz noch eine andere Kränkung von Kaiser Karl erlitten. Dieser hatte nämlich das dem Sohne des Königs Franz versprochene Herzogthum Mailand seinem eigenen Sohne Philipp übergeben. Wenn daher Franz nicht sogleich dem Kaiser den Krieg erklärte, so lag der Grund davon nur darin, daß es ihm an Geld fehlte, und daß der Pabst ihn bat, den von Karl beabsichtigten neuen Kriegszug nach der afrikanischen Küste nicht zu hindern. Franz schickte jedoch gleich darauf Gesandte nach Augsburg, wo ein Reichstag gehalten wurde, und ließ den Kaiser vor allen Fürsten des Friedensbruches, der Verletzung des Völkerrechtes, des Mordes und des Raubes anklagen.

Der Kaiser war unterdessen nach Italien gereist, wo er im September zu Lucca mit dem Pabste Unterredungen hielt, welche einen Bund gegen Suleiman und einen neuen Zug nach Nordafrika zum Gegenstande hatten. Auch dorthin schickte Franz Gesandte. Er verlangte vom Kaiser die Bestrafung des Marquis del Vasto, und ließ einstweilen zur Vergeltung des Geschehenen den Erzbischof von Valencia und Bischof von Lüttich, Georg von Oestreich, in Lyon verhaften. Nachher schickte er auch nach Schweden und Dänemark, sowie an die protestantischen Fürsten in Deutschland

Gesandte. Welche Verbindung er zum Nachtheile Ferdinand's mit Suleiman einging, werden wir unten berichten. Hier ist nur noch zu bemerken, daß der Pabst den König von Frankreich bis zum Mai 1542 von einer Kriegserklärung abhielt, weil der Kaiser in den letzten Monaten des Jahres 1541 seinen zweiten Zug gegen die afrikanischen Seeräuber unternommen hatte.

Dieser Zug war gegen den Hauptsitz der Seeräuber, die Stadt Algier, gerichtet. Er ward unglücklicher Weise in einer Zeit unternommen, in welcher Stürme das Meer an der afrikanischen Küste unfahrbar und das Land unwegsam machen, in welcher Wolkenbruch-ähnliche Regen den Boden in einen Sumpf verwandeln und einem Heere weder unter freiem Himmel, noch unter Zelten zuzubringen gestatten. Es hatten daher auch Admirale, Schiffshauptleute und erfahrene Generale, welche Klima und Gegenden kannten, dem Kaiser von dem Unternehmen abgerathen, und auch der Pabst hatte ihn in Lucca dringend gebeten, dasselbe aufzuschieben; Karl war aber standhaft auf seinem Vorsatze beharrt. Er hatte in Majorca Flotte und Heer versammelt; in der Mitte des Oktober holte ihn Andreas Doria mit der genuesischen Flotte von Spezia ab, und nun setzte er nach Afrika über, wo er nicht weit von Algier in einer gegen Stürme sehr wenig gesicherten Bucht am Vorgebirg Temenus (Matafus bei den Alten) vor Anker ging. Er hatte eine Flotte von vier und siebenzig Kriegsschiffen (Galeeren) und zweihundert kleinen und größeren Schiffen bei sich, sowie zwei- und zwanzigtausend Mann alter, erprobter Streiter zu Fuß und tausend Reiter. Da nun damals Chaireddin Barbarossa in Constantinopel war und dessen Statthalter Hasanbeg nur sechshundert türkische und einige tausend maurische Reiter hatte, so glaubte Karl die Stadt Algier leicht mit Sturm erobern zu können, und rückte unmittelbar nach jener Landung, noch ehe das Geschütz und die Munition ausgeschifft waren, vor dieselbe.

Am 21. Oktober 1541 marschirte Karl mit seinen Truppen gegen Algier; schon auf diesem Marsche aber fand er sich durch die Witterung und die Beschaffenheit des Bodens so sehr gehemmt und aufgehalten, daß er für einen Weg, welcher nur drei- und zwanzig italiänische Meilen betrug, drei ganze Tage nöthig hatte. Er hatte schon auf der Fahrt von Porto Venere nach Majorca,

wo sein Hauptheer und seine Flotte lagen, noch mehr aber nachher auf der Überfahrt nach Algier vom Sturme gelitten. Gleich nach seiner Landung war seine Flotte von einem unerhörten Sturm zerstreut und auf den Strand geworfen worden, nachdem erst ein kleiner Theil des Geschüzes und der Munition ausgeschifft worden war. In einer einzigen Stunde waren fünfzehn Kriegsschiffe, sowie hundertundvierzig andere Fahrzeuge untergegangen, und achttausend Menschen hatten ihr Leben in den Wellen verloren, während Andere, die sich an die Küste gerettet hatten, von den Mauren getödtet worden waren. Auch die Lebensmittel für die Truppen waren dabei größtentheils verloren gegangen. Das Heer selbst ward durch furchtbare Stürme und Regengüsse geradezu unbrauchbar gemacht. Es gerieth noch dazu für einige Zeit in Gefahr Hungers zu sterben; Karl ließ deshalb, bis die zerstreuten Schiffe wieder gesammelt und die auf ihnen befindlichen Vorräthe ausgeschifft waren, die Pferde der Reiter schlachten, um den Soldaten Nahrung zu verschaffen. Da Sturm und Regen drei Tage lang unaufhörlich fortwütheten, und sogar die ausgeschifften Lebensmittel nebst dem Geschütz nicht fortgebracht werden konnten, so mußte Karl mit dem ganz geschwächten Reste seines Heeres sogleich wieder umkehren und seinen Landungsplatz zu erreichen suchen. Auch die vier Tage, die man für diesen Rückmarsch brauchte, waren furchtbar und verderblich. Am 31. Oktober hatte er endlich sein Heer wieder eingeschifft; aber nun erhoben sich, als man kaum drei Tage in der See war, aufs neue Stürme. Karl mußte deshalb in den ganz unsicheren Hafen Budschia einlaufen. Dort ward er achtundzwanzig Tage lang zurückgehalten, und verlor noch einmal eine Anzahl Schiffe. Sogar als er eine kurze Frist heiteren Wetters benutzt hatte, um auszulaufen, ward er wieder an die afrikanische Küste zurückgetrieben. Erst am 28. November konnte er endlich nach Spanien übersetzen, nachdem er durch die Witterung einen größeren Verlust erlitten hatte, als ihm jemals von irgend einem Feinde beigebracht worden war. Er hatte übrigens in seinem Unglücke eine große Seele und eine wunderbare Fassung bewiesen; der einzige Vortheil des ganzen Zuges bestand deshalb in dem Ruhme, daß er persönlich Alles, was nur irgend möglich war, gethan und angeordnet, und daß er selbst Alles ertragen hatte, was seine Leute hatten erdulden müssen.

15. Kriege zwischen Franz I., Karl V. und Heinrich VIII.
in den Jahren 1542 bis 1546.

Bald nach dem zweiten afrikanischen Zuge Karl's V. brach ein neuer Krieg zwischen ihm und dem König Franz von Frankreich aus. Der Letztere war fortwährend mit den Rabalen seiner Mätressen und Hofleute beschäftigt, und verschwendete an diese die Summen, die er in seiner Verlegenheit geborgt hatte, um die Kosten des empörenden Luxus bestreiten zu können, welchen er und sein Hof trieben. Die französischen Schriftsteller sehen freilich die Sache anders an: sie sind unerschöpflich im Lobe der Ritterlichkeit des Königs Franz, sowie seines ächt monarchischen Geschmacks, seines Wizes, seiner Pracht und seiner Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Wir sollten daher hier auch eigentlich die Rehrseite des königlich-ritterlichen Lebens und der von demselben ausgehenden Hofsitzen jener Zeit zeigen; dies würde uns aber zu weit führen. Wir wollen nur einige Notizen zur Erläuterung der vorstehenden allgemeinen Bemerkung mittheilen. Die beiden Haupt-Mätressen des Königs waren Diana von Poitiers und die Herzogin von Estampes (s. Th. XI. S. 409). Von diesen war die Letztere damals am Ruder. Sie begünstigte, während der König immer tiefer sank und immer mehr kränkelte, den zweiten Sohn desselben, den Herzog von Orleans; der Dauphin dagegen war damals schon ganz in der Gewalt der anderen Geliebten seines Vaters. Jeder der beiden Prinzen hatte einen Hof um sich, der aus wüsten und brutalen Junkern bestand, und diese trieben Dinge, welche wir nicht nacherzählen mögen. Die alten Herren am Hofe stifteten Verfolgungen gegen einander an, und wurden durch die Mätressen bald gestürzt, bald gerettet. So verfolgte der Connetable Montmorency den Admiral Chabot, welcher eine große Rolle unter Franz gespielt hatte, dessen Thaten wir aber nicht preisen möchten, durch einen Kriminal-Prozeß, und der Kanzler Poyet wußte diesem Prozesse eine solche Wendung zu geben, daß ein Urtheil erfolgte, welches den Admiral seiner Ehren und Güter beraubte. Durch die Thränen der Herzogin von Estampes ward dann dieses Urtheil mittelst eines königlichen Nachspruches (*lettres d'abolition*) für gar nicht erfolgt erklärt, und nun fiel der Anhang der Herzogin über den

Schlösser's Weltgesch. f. d. d. W. XII.

Kanzler Poyet her. Dieser ward wegen Erpressungen angeklagt und verurtheilt. Den Connetable erbitterte dieser Ausgang der Sache so sehr, daß er sich 1541 zürnend nach Chantilly begab.

Im Mai 1542 erklärte König Franz dem Kaiser den Krieg. Er richtete seine Hauptmacht gegen die Pyrenäen, während ein zweites Heer unter dem Herzoge von Orleans in Luxemburg einfiel. Bei dem Letzteren befand sich auch der durch seine Schem-Heirath mit der Erbin von Navarra getäuschte Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve, Berg und Geldern. Dieser und sein furchtbarer Feldherr, der Bandenführer Martin von Rossen, welcher dem Chaireddin Barbarossa wie ein Ei dem anderen glich, führten den Franzosen zwölftausend mit französischem Gelde geworbene deutsche Landsknechte und zweitausend Clevische Ritter zu Hülfe. Der Dauphin, welcher das aus vierzigtausend Mann bestehende Hauptheer anführte, rückte auf Perpignan los; aber die von ihm getroffenen Anstalten waren so schlecht, daß die Kosten des Feldzuges ganz verloren gingen. Auch in den Niederlanden ward das Glück, nachdem es dem Kaiser zuerst entgegen gewesen war, diesem bald sehr günstig. Die Hauptschuld des Mislingens der französischen Unternehmungen im Jahre 1542 trugen der Herzog von Orleans und der Marschall von Annebault. Der Erstere fiel in Brabant und Luxemburg ein, während Vendome mit einem anderen Heere seinen Marsch nach Flandern nahm. Ihm war Claudius, Herzog von Guise und Prinz von Lothringen, dessen Familie von jener Zeit an in Frankreich bedeutender als die königliche ward, zur Seite gegeben; der junge, lebhafte Prinz ließ sich aber durch den Marschall von Tavannes leiten, oder vielmehr er ließ sich gar nicht leiten, sondern that, was ihm einfiel. Der Marschall von Annebault war auf Veranstellungen der Herzogin von Estampes, welche durch die Heirath seines Neffen enge mit ihm verbunden war, dem Dauphin, welcher gar nichts vom Kriegswesen verstand, beigegeben worden, und machte diesem zu Gefallen sehr große Fehler.

In den Niederlanden stand den Franzosen der junge Rainer von Nassau, Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht, als Führer des kaiserlichen Heeres gegenüber. Der Prinz, welcher damals dem Kaiser sehr gute Dienste leistete und 1544 im Felde blieb, war durch seine Mutter, eine Tochter Philibert's von

Chalons, Erbe des souveränen Fürstenthums Dranien geworden, welches nach seinem Tode an seinen Vetter, Wilhelm den Schweig-samen von Nassau, den Stifter der Republik der sieben vereinigten Provinzen oder des jetzigen Königreichs der Niederlande, kam. Rainer ward von Martin von Rossem bei Hoestraet in der Nähe von Antwerpen geschlagen, und die Franzosen verheerten ganz Brabant nebst einem Theile von Flandern. Alle Vortheile aber, welche Rossem für die Franzosen errungen hatte, gingen sogleich wieder verloren, als der Herzog von Orleans plötzlich aus Furcht, das unter dem Dauphin gegen Perpignan gesendete Hauptheer möchte eine entscheidende Schlacht liefern und er selbst der Ehre, dabei anwesend gewesen zu sein, entbehren, mit seinen Truppen die Niederlande verließ und zu seinem Vater nach Montpellier eilte. Dadurch ward es dem Prinzen Rainer möglich, Brabant und Luxemburg wieder zu besetzen, sowie Jülich und Cleve schrecklich verheeren zu lassen. Doch vertrieb Wilhelm von Cleve im December die Feinde wieder aus seinem Lande. Vor Perpignan waren die Franzosen nicht glücklicher. Der Herzog von Alba wußte diese Stadt drei Monate lang gegen die Hauptmacht des französischen Reiches zu vertheidigen, und die Feinde mußten endlich unverrichteter Dinge abziehen.

Im folgenden Jahre konnte der Kaiser ein großes Heer ausrüsten, um den Herzog Wilhelm von Cleve zu demüthigen. Dieses Heer war aber zugleich auch bestimmt, das von den Protestanten erschütterte Ansehen des Habsburgischen Hauses in Deutschland wiederherzustellen, sobald König Franz zum Frieden gezwungen sei. Der Kaiser schrieb nämlich eines Theils nicht mit Unrecht Alles, was in jener Zeit sein Bruder Ferdinand in Ungarn erlitt, der Abneigung der Protestanten zu, demselben gegen die Türken beizustehen. Er gab anderen Theils auch den Trost, welchen Wilhelm von Cleve bewies, den Protestanten Schuld, weil dieser dem Bunde derselben angehörte. Er sah außerdem die Weigerung der Protestanten, ein Concilium zu beschicken und sogar in rein weltlichen Angelegenheiten sich dem Ausspruche der Reichsgerichte zu unterwerfen, als eine republikanische Bestrebung an, und konnte endlich auch als Beschützer des alten Glaubens und als Bundesgenosse des Papstes die oben angeführten Gewaltthätigkeiten gegen

Herzog Heinrich von Braunschweig, gegen Naumburg und gegen andere geistliche Stifter unmöglich ungestraft lassen. Er hatte sich, nach der Aufhebung der Belagerung von Perpignan, mit viertausend im Kriege erprobten Spaniern aus Spanien nach Italien begeben. Hier vereinigte er mit diesen Truppen noch viertausend Italiäner. Dann nahm er in Deutschland, wo man für Geld überall Soldaten haben konnte, noch vierzehntausend Landsknechte in seine Dienste. Mit diesem Heere zog er zunächst nach Bonn, wo er ein Lager aufschlug. Als nachher Rainer von Nassau sich mit Karl's Truppen vereinigt hatte, war die gesammte kaiserliche Kriegsmacht in den Niederlanden zweiunddreißigtausend Mann Fußvolk und sechstausendsechshundert Reiter stark. Diese Macht sollte den Herzog Wilhelm von Cleve, der sich von den Niederlagen des vorigen Jahres wieder erholt hatte, ganz niederdrücken. Der schreckliche Martin von Rossen hatte nämlich mit französischem Gelde und durch den Zulauf von Protestanten gleich im Anfange des Jahres 1543 ein neues Heer zusammengebracht, und dann am 14. März den Herzog von Aerschot, Philipp von Croÿ, völlig geschlagen, wobei nicht nur das Lager und Gepäck, sondern auch das Geschütz der unter diesem stehenden kaiserlichen Truppen erbeutet worden waren. Doch war bei dieser Gelegenheit auch die ganze Ritterschaft der Herzogthümer Jülich und Cleve, welche die Hauptstärke von Wilhelm's Heeren ausmachte, zu Grunde gerichtet worden.

König Franz, der sich im Jahre 1543 selbst an die Spitze des gegen die Niederlande geschickten Heeres stellte, ließ zu seinem eigenen Schaden die ganze Last des Krieges auf den Herzog Wilhelm von Cleve fallen. Er hätte Luxemburg wieder erobern und dem Heere des Kaisers entgegengehen sollen; statt dessen belagerte er aber die Stadt Landrecy im Hennegau, vor welcher er dann den ganzen Sommer hindurch aufgehalten wurde. Wilhelm mußte sich daher in die südliche Ecke seines Staates flüchten, und das überlegene kaiserliche Heer griff die Hauptstadt Dueren-Langen an. Widerstand vermochte diese Stadt nicht zu leisten. Sie fiel daher in die Hände des Kaisers. Bei Gelegenheit ihrer Einnahme konnte das deutsche Volk erkennen, was in Spanien als Christenthum gelte, und was zu erwarten sei, wenn der Kaiser, wie er im Sinne

hatte, mit seinen Spaniern die Protestanten angreife. Karl V. behielt nämlich die deutschen Truppen im Lager bei sich zurück und gab dagegen, um Schrecken zu verbreiten, den Spaniern die Stadt preis. Diese verfahren beim Plündern eben so fanatisch als systematisch. Zuerst trugen sie auf ganz feierliche und kirchliche Weise das Haupt der heiligen Anna aus der Stadt in das vor den Thoren liegende Franziskaner-Kloster. Dann plünderten sie gleich den Türken, und hieben wie diese Alles ohne Unterschied, Männer, Weiber und Kinder, in Stücke.

Gleich darauf wurde das ganze Gebiet des Herzogs Wilhelm besetzt, Roermonde erobert und Venloo belagert. Der Herzog selbst begab sich persönlich in das kaiserliche Lager, um einen Frieden zu erbitten. Er fand an dem anwesenden Herzog Heinrich von Braunschweig, sowie an dem Erzbischof von Köln, an Rainer von Nassau und an Granvella Fürsprecher. Nichtsdestoweniger waren die Bedingungen, unter welchen der Kaiser am 7. September 1543 sich mit ihm aussöhnte, hart genug. Wilhelm mußte seinem Bunde mit Frankreich und Dänemark entsagen, dem Kaiser sowie dem König Ferdinand Treue und Gehorsam geloben und seinen Anspruch an Geldern ganz fallen lassen. Dafür erhielt er das vom Kaiser eroberte Jülich zurück. Nur die Städte Heimsberg und Sittard behielt der Kaiser so lange, bis alles vollständig berichtigt sei. Das Letztere geschah durch den im Januar 1544 erweiterten Vertrag von Brüssel, welcher Geldern auf immer mit den spanischen Niederlanden vereinigte, und dagegen dem Herzoge die beiden genannten Städte nebst einigen anderen Orten zurückgab. Martin von Koffem und seine Banden traten in des Kaisers Dienst. Herzog Wilhelm verlor mit Geldern auch die Braut, welche König Franz, um ihn besser zu betrügen, ihm vorher durch Procuration förmlich hatte antrauen lassen. Der Letztere scheute sich bei dieser Gelegenheit nicht, die heiligste und schönste Feier zum Mittel des Betrugses zu machen. Als nämlich Wilhelm die Erbin von Navarra, die man zum Schein schon an einen Ort gebracht hatte, wo sie ihn erwarten sollte, wollte abholen lassen, wies der König die Gesandten an die Eltern derselben, was eine Art von Verhöhnung war, da diese gleich anfangs ihre Einwilligung zu der Heirath verweigert hatten.

Franz mußte im Jahre 1543 auch die unglücklichen Folgen seiner Verbindung mit den rohen Türken empfindlich büßen. Suleiman schickte nämlich endlich die längst versprochenen Schiffe unter Chaireddin Barbarossa an die Küsten der Provence, und diese Flotte, zu welcher Franz ohne Scheu und Scham die seinige stoßen ließ, verheerte dann bei ihrer Her- und Rückfahrt die Inseln und Küsten Italien's so unmenſchlich, und führte so viele Tausende von Christen in die Sklaverei, daß das ganze Abendland ebenso sehr gegen den französischen König, als gegen dessen Verbündeten, den Sultan Suleiman, erbittert wurde. Übrigens waren die Dienste, welche Chaireddin den Franzosen leistete, sehr gering; denn die verbündete Flotte nahm zwar die Stadt Nizza ein, die Burg derselben konnte sie aber nicht erobern, weil kaiserliche Truppen in Villa Franca erschienen. Der türkische Räuber behandelte, damals die Stadt Nizza ebenso, wie er alle christlichen Orte, deren er sich bemächtigte, zu behandeln pflegte. Er überwinterte nachher an der französischen Küste, und hauste im Lande seines Verbündeten auf solche Weise, daß König Franz im Frühjahr 1544 sich seiner mit Höflichkeit zu entledigen suchen mußte.

Im Jahre 1544 richtete der König seine Kräfte hauptsächlich gegen Italien; Karl dagegen faßte den kühnen Gedanken, ihn in seiner eigenen Hauptstadt zum Frieden zu zwingen. Dazu sollte ihm Heinrich VIII. von England behülflich sein, mit welchem er im vorhergehenden Jahre wieder in nähere Verbindung getreten war, da der Zorn des Kaisers wegen der Behandlung seiner Tante Katharina längst erloschen und die Tochter dieser, Maria, in ihr Erbrecht wieder eingesetzt worden war. König Heinrich war in dem Augenblicke, als Karl sich um seine Hülfe und Freundschaft bewarb, wegen der Einmischung des französischen Königs in die schottischen Angelegenheiten heftig erbittert; denn er behandelte alle Regierungsangelegenheiten als etwas Persönliches und folglich auch leidenschaftlich, und hatte einige Aussicht, Schottland durch Heirath an die englische Krone zu bringen.

Die Schotten, von den Engländern oft angegriffen und mit der Einverleibung ihres Reiches bedroht, hatten bekanntlich schon seit Eduard's I. Zeiten in Frankreich Schutz gesucht und gefunden, wenn sie bei ihren Raub-Einfällen in Nord-England durch ihre

barbarischen, von Walter Scott und Seinesgleichen idealisirten Raubritter-Thaten Repressalien der Engländer hervorgerufen hatten. Die unaufhörlichen Kriege der Schotten und der englischen Ritterschaft hätten in Schottland und im Norden England's einen Zustand der Sitten erzeugt, welcher dem der kaukasischen Völkerschaften gleich. Es bestand zwischen den Engländern und den Schotten ein gegenseitiger Haß, der die Vereinigung beider Reiche, welche Heinrich VIII. durch die Vermählung seines Sohnes mit der Erbin von Schottland herbeizuführen suchte, unmöglich zu machen schien. Obwohl die Könige von Frankreich als die von England hatten längst ihre schwankenden politischen Verhältnisse zu Schottland durch Familienbände zu befestigen gesucht; Ludwig XI. hatte Jakob's III. Schwester, Margaretha, geheirathet, und Jakob IV. nahm Heinrich's VIII. Schwester, Margaretha, zur Gemahlin. Mit der Letzteren waren weder die Schotten noch ihr Bruder, Heinrich VIII., zufrieden. Sie hatte, vom französischen Könige unterstützt, als Wittve sich ihres unmündigen Sohnes, Jakob V., bemächtigt, in dessen Namen einige Zeit regiert und ein wüthes Leben getrieben, bis ihr Schützer, Franz I., bei Pavla in Gefangenschaft gerieth und der Einfluß ihres Bruders in Schottland überwiegend ward. Heinrich VIII. verband sich damals mit dem Grafen von Angus, entriß seiner Schwester ihren Sohn, und beherrschte unter dem Namen des Letzteren mit Angus Schottland bis zum Jahre 1528. Seine Schwester, welche einen Grafen Methwen heirathete, ward vergessen.

Im Jahre 1528 machte Jakob V. sich von der Vormundschaft des Grafen Angus los, und nöthigte denselben zur Flucht nach England. Er war mehr dem Könige von Frankreich zugeneigt, als seinem Oheim, dem Könige von England, mit dem er wegen der Raubzüge der schottischen Abenteurer (borderers) stets in Streit war; allein da er damals Ursache hatte, den Letzteren zu schonen, so vermittelte er zwischen beiden Königen, und es trat für einige Zeit ein freundliches Verhältniß ein. Dieses ward jedoch 1536 bei Gelegenheit der Versuche, dem König Jakob eine Gemahlin zu verschaffen, unterbrochen und 1537 durch Jakob's Vermählung mit der Tochter des Königs Franz ganz gestört. Jakob's Ehe mit der lebenswürdigen Tochter des französischen Königs

wurde bald nachher durch den Tod gelöst, und er schloß eine zweite Heirath, welche seit dem Jahre 1538 die Quelle unsäglichen Elends für Schottland, sowie die Hauptveranlassung der Vergehungen, des unglücklichen Lebens und der Hinrichtung seiner Tochter Maria Stuart ward. Jakob nahm nämlich Maria, die verwitwete Herzogin von Longueville, eine Tochter des Herzogs Claudius von Guise (s. Th. XI. S. 407 f.), zur Gemahlin; dieser aber und sein Sohn Franz, sowie später dessen drei Söhne, standen in Frankreich an der Spitze der jesuitisch-päpstlichen, oder mit anderen Worten derjenigen politisch-religiösen Partei, die sich die Aufgabe gesetzt hatte, die Ketzerei und, wenn es nicht anders sein konnte, auch die Ketzern mit der Wurzel zu vertilgen. Da nun dieses Streben die Jesuiten schon damals zum Schrecken und Popanz aller der Länder machte, in welchen der Protestantismus eine große Zahl von Bekennern hatte, so war es später, als Jakob mit Hinterlassung einer erst wenige Tage zuvor geborenen Erbtöchter, der Maria Stuart, starb, für dessen zweite Gemahlin unmöglich, sich das Zutrauen ihrer Unterthanen zu gewinnen.

Jakob V. und seine Gemahlin hielten fest an der alten Form und verabscheuten im englischen Könige den Feind des Papstes, dessen Religion die ihrige war, sie dachten wie König Franz und das Haus der Guisen; ein großer Theil der Schotten dagegen war, wenn er auch nicht Heinrich's VIII. Religion annahm, doch gleich diesem der päpstlichen Religion heftig entgegen. Schon im Jahre 1540 waren daher Oheim und Neffe wieder in offenem Streite; Heinrich ließ seinem Neffen eine in York zu haltende Zusammenkunft vorschlagen; der Letztere fürchtete aber, er möchte, wenn er sich einmal in die Gewalt seines Oheims gebe, von diesem gezwungen werden, entweder dem Bunde mit Frankreich oder doch wenigstens dem kirchlichen Gehorsam gegen den Papst zu entsagen. Jakob entzog sich deshalb zum dritten Male der freundlichen Unterredung mit dem englischen Könige, indem er diesen (September 1541) acht Tage lang vergebens auf sich warten ließ, so daß derselbe gleichsam geneckt von York wieder nach London zurückkehren mußte. Heinrich würde die ihm vom König Jakob angethane Beleidigung sogleich durch einen Krieg mit der schottischen Nation gerächt haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß König Franz sich derselben an-

nehmen werden. Er schickte daher einen Gesandten nach Frankreich, um Franz zur Erneuerung des Bundes zu bewegen; als aber dieser sich weigerte, einen Bund zu erneuern, der keinen Zweck mehr hatte, begann Heinrich den Krieg mit Schottland, da der französische König zu sehr mit den Zurüstungen zur Bekriegung des Kaisers beschäftigt war, als daß irgend etwas von ihm zu fürchten gewesen wäre. Der Krieg ward anfangs nach der gewöhnlichen Art der schottischen und nordenglischen Raubkriege geführt, bis im September 1542 ein regelmäßiges englisches Reichsheer unter dem Herzog von Norfolk an den schottischen Grenzen erschien. Dieser Führer hatte, wie es uns fast scheint, keine große Lust, dem Neffen seines Königs ernstlich zuzusetzen; denn er ließ sich durch Unterhandlungen in York aufhalten. Am 21. Oktober erhielt er endlich von Heinrich den ausdrücklichen Befehl, in Schottland einzurücken. König Jakob zog ihm an der Spitze der ganzen Mannsmacht entgegen; als aber die Engländer sogleich zurückwichen, wurde das schottische Volksaufgebot entlassen, und nur zehntausend Mann folgten den Engländern nach. Dieses Heer ward am 25. November 1542 bei Solway Moss angegriffen, und die Engländer erfochten, fast ohne gekämpft zu haben, einen Sieg über dasselbe, da ein panischer Schrecken die Schotten zerstreute. Die Engländer eroberten nicht allein das Gepäck und vierundzwanzig Kanonen ihrer Gegner, sondern sie nahmen auch zwei Grafen, fünf Barone, zweihundert Ritter und achthundert andere angesehene Krieger gefangen und trieben den übrigen Theil des schottischen Heeres auseinander. Der Schrecken dieser Niederlage erschütterte den König Jakob V., welcher schon längst fränklich und tiefsinnig war, so sehr, daß er am 14. December 1542, sieben Tage nach der Geburt seiner unglücklichen Tochter Maria Stuart, starb.

Heinrich VIII. hatte seine Ursachen, den sicheren friedlichen Erwerb von Schottland einer sehr ungewissen Eroberung vorzuziehen, da er doch nicht im Stande gewesen wäre, das Hochland zu behaupten. Er suchte also einen Vertrag abzuschließen, dessen Grundlage das Versprechen der Schotten sein sollte, daß ihre kaum geborene Prinzessin künftig mit dem englischen Thronfolger Eduard, welcher damals fünf Jahre alt war, vermählt werden solle. Von

diesem Augenblick an war Schottland ebenso, wie wenige Jahre vorher Genf (s. S. 204), in zwei Partheien getheilt, von welchen die eine unter der Führung des Grafen von Arran, des nächsten Erben der jungen Königin, stand und England's Schutz suchte, die andere aber sich um die verwitwete Königin und ihre Verwandtschaft scharte und von Frankreich unterstützt ward. Anfangs, so lange der Graf von Arran noch ernstlich auf Heinrich's Seite war, erhielt die englische Partei die Oberhand, und es ward im Juli 1543 ein Frieden geschlossen, bei welcher Gelegenheit man auch die künftige Vermählung der jungen Königin mit dem Sohne Heinrich's verabredete. Die Franzosen und der Pabst unterstützten aber die Partei der verwitweten Königin im Laufe des Jahres 1543 so nachdrücklich, und die Ersteren besonders gaben so viel Geld und Soldaten her, daß noch vor dem Ende des Jahres Alles vereitelt war und der Krieg aufs neue begann.

Die Rabalen der Franzosen in Schottland und ihre Unterstützung der dortigen päpstlichen Partei hatten schon im Anfang des Jahres 1543 den König Heinrich bewogen, sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Am 11. Februar hatten beide Fürsten mit einander einen Bund geschlossen, auf welchen dann der Plan von Karl's V. Feldzug im Jahre 1543 gegründet wurde. Der Bundesvertrag enthielt folgende Verabredungen: Heinrich und Karl wollten gemeinschaftlich den König Franz zwingen, dem Bündnisse mit den Türken zu entsagen, und ihn zugleich nöthigen, daß er dem Könige von England sowohl die rückständigen Jahrgelder bezahle, als auch für die fernere richtige Bezahlung derselben Bürgschaft gebe; wenn Franz aber diese Forderungen nicht innerhalb vierzig Tagen erfülle, so sollte einerseits Karl das Herzogthum Burgund und andererseits Heinrich die Besitzungen seiner Vorfahren in Frankreich von Franz zurück verlangen und Beide ihre Forderung an der Spitze eines mächtigen Heeres geltend machen. Schon im Oktober 1543 standen sechstausend Engländer unter Sir John Wallop vor Landrecys, welches König Franz endlich erobert hatte; der Kaiser aber zog, nachdem er zuvor die Demüthigung des Herzogs von Cleve vollendet hatte, mit seinem ganzen Heere gegen die Franzosen, welche Landrecy entsetzen wollten. Man erwartete im November eine Schlacht, in welcher Karl und Franz persönlich gegenwärtig wären;

der Letztere hielt aber für klüger einem entscheidenden Kampfe auszuweichen, und zog sich, nachdem er Verstärkungen und Vorräthe in die Stadt geworfen, vor dem Feinde zurück. Weder die Engländer noch die Kaiserlichen konnten ihn daran hindern; die Ersteren erlitten vielmehr, als sie den abziehenden Feind zu hitzig verfolgten, einen sehr bedeutenden Verlust. Im Winter schickte daher Karl seinen Vice-König von Sicilien, Ferdinand Gonzaga, welcher gleich darauf Luxemburg den Franzosen wieder entriß, an Heinrich, um einen gemeinschaftlichen Operations-Plan zu verabreden, und es ward beschlossen, daß beide Verbündete gerade auf Paris marschiren sollten, indem der Kaiser in die Champagne einrückte, die Engländer aber die Picardie besetzten und sich vor Paris mit dem kaiserlichen Heere vereinigten.

Dieser Plan war um so besser berechnet, da König Franz damals seine ganze Macht nach Italien gerichtet hatte, wo er endlich Mailand wieder zu erobern gedachte. Die Franzosen erfochten 1544 in Italien allerdings einen der glänzendsten Siege, die ihnen seit vielen Jahren zu Theil geworden waren; allein die Vortheile, welche sie dadurch erlangten, entsprachen dem Glanz des errungenen militärischen Ruhmes keineswegs. Der König hatte im vorhergehenden Jahre den jungen Grafen von Enghien, der ein Bourbonne und folglich ein Prinz von königlichem Geblüte war, in der Dauphiné und Provence an die Spitze eines Heeres gestellt, um in Verbindung mit Chaireddin Barbarossa, welcher eine Flotte von hundertfünfundsiebenzig Schiffen und ein bedeutendes Heer hatte, Eroberungen zu machen. Beide hatten die Stadt Nizza zerstört; die Burg derselben aber wurde von dem herbeieilenden Marquis del Vasto gerettet, welcher dann auch die Grenzen deckte und, nachdem Barbarossa entlassen worden war, Montdovi sowie Carignan eroberte. König Franz ließ darauf im Winter das Heer des Grafen von Enghien verstärken, und dieser begann schon im Februar 1544 die Belagerung von Carignan. Im April kam die Besatzung dieser Stadt durch Mangel an Lebensmitteln in Gefahr, sich nicht länger halten zu können, und del Vasto eilte daher zu ihrer Rettung aus Mailand herbei. Der Graf von Enghien zog, mit Zurücklassung eines Beobachtungs-Corps, dem Marquis entgegen, und am Ostertage (14. April) 1544 trafen Beide unweit

Cerisola auf einander. Die gewöhnlichen Geschichten der Franzosen lassen in dieser Schlacht den Marquis ein Heer von fünfundzwanzigtausend Mann haben, und stellen des Grafen von Enguien Macht um sieben- bis achttausend Mann schwächer dar; allein in den Bemerkungen (Observations) zu den Denkwürdigkeiten von du Bellay*) heißt es, das kaiserliche Heer habe aus sechszehntausendfünfhundert, das französische aus siebzehntausend Mann bestanden. Anfangs wurde auf beiden Seiten tapfer gestritten, und die Franzosen verloren viele Leute; nachher aber ward die kaiserliche Reiterei von einem panischen Schrecken ergriffen und gab dadurch, daß sie unaufhaltsam davon floh, das Fußvolk dem Feinde preis. Dieses wurde hierauf zusammengehauen; doch zweifeln wir, daß, wie man erzählt, die Zahl seiner Todten zehntausend gewesen sei. Jedenfalls fiel die ganze Artillerie der Kaiserlichen nebst dem Gepäcke in die Gewalt der Franzosen, und siebenhundert Spanier wurden gefangen. Der Fürst von Salerno rettete sich mit den italienischen Truppen nach Asti, und auch der Marquis del Vasto entkam, obgleich er verwundet worden war. Die Umstände erlaubten dem französischen General nicht, die Vortheile seines Sieges zu ernten; denn eines Theils verließen ihn die zahlreichen Schaaren der rüstigen französischen Ritterschaft, welche insgesammt zur Schlacht herbeigeströmt war, nach dem Siege wieder, und andern Theils hielt ihn die Belagerung von Carignan bis zum 22. Juni auf.

Nach der Eroberung dieser Stadt mußten die Franzosen sich ruhig verhalten, weil König Franz in seiner Residenz von zwei Seiten her bedroht wurde und deshalb sechstausend Mann der besten französischen Truppen nebst sechstausend italienischen Soldnern zur Vertheidigung seiner Hauptstadt herbeirief. Franz ward übrigens durch den Angriff Karl's V. und Heinrich's VIII. wehmehr aus dem Grunde in eine Verlegenheit gebracht, weil an seinem Hofe Alles von Hofleuten und Mätressen nach Gunst und Verbindungen geleitet und das wahre Verdienst zurückgesetzt ward, als weil die Feinde ihm überlegen gewesen wären. Anstatt dem Kaiser, als derselbe über Chalons nach Paris ziehen wollte, einen tüchtigen General entgegen zu stellen, ertheilte man das Commando

*) Vol. XXI. p. 298.

zwei unerfahrenen Prinzen und dem Marschall Annebault, welcher seine Unfähigkeit schon so oft bewiesen hatte. Der Connetable Montmorency ward durch dieselben Leute, die ihn beim Proceß gegen den Admiral Chabot verdrängt hatten (s. S. 237 f.), von den Geschäften fern gehalten. Claudius von Guise, der sich später durch die Vertheidigung von Metz gegen Karl V. unsterblich machte, befand sich freilich beim Könige, aber nur als Rathgeber, nicht eigentlich als Feldherr. Ein Glück war es für Paris, daß die beiden verbündeten Fürsten kein gemeinschaftliches Ziel verfolgten, und daß jeder von ihnen besorgte, er möchte mit seinen Kräften den Zweck des Anderen fördern. Einerseits hatte Heinrich, als Karl bereits Luxemburg und Vigny genommen hatte und sich schon auf dem Marsche nach Chalons befand, noch immer kein Heer ans Land gesetzt. Andererseits hatte auch Karl den Franzosen Zeit gelassen, ihre Truppen aus Piemont abuberufen und ihren Patriotismus, sowie die militärischen Eigenschaften, welche niemand der französischen Nation absprechen wird, bei der Vertheidigung unbedeutender Plätze zu beweisen. Anstatt nämlich gerade auf Chalons los zu marschiren, belagerte er St. Dizier, und gab den Franzosen Gelegenheit, bei der Vertheidigung dieses an sich unhaltbaren Ortes ihren Heldenmuth und ihr militärisches Talent dadurch zu beweisen, daß sie sechs Wochen lang das ganze kaiserliche Heer aufhielten und ihm viele Leute tödteten. Übrigens ward der Kaiser auf diesem Zuge von einem deutschen Fürsten begleitet, welcher längst seines Bruders Freund geworden war, und sich damals als Feldherr und als Soldat auszeichnete. Dies war Herzog Moriz von Sachsen, welcher über seinen nächsten Verwandten, den Kurfürsten von Sachsen, und über dessen blinde Folgsamkeit gegen Luther ebenso sehr erbittert war, als der Kaiser (s. S. 180 f.), weshalb es auch nicht unwahrscheinlich ist, daß schon damals zwischen ihm und dem Kaiser dasjenige, was der Letztere zwei Jahre nachher ausführte, ausgemacht ward. Vor St. Dizier blieb auch Rainer von Nassau, von welchem sein damals kaum neun Jahre alter Vetter, Wilhelm der Schweigsame, die großen Güter und Besitzungen erbte, die denselben nachher in den Stand setzten, für die Freiheit der Niederlande gegen Philipp II. so viele Jahre lang zu kämpfen.

Ehe St. Dizier genommen ward, machte man den Versuch, vermittelt eines Kongresses zuerst zwischen französischen und kaiserlichen und dann zwischen französischen und englischen Bevollmächtigten eine Uereinkunft zu Stande zu bringen; man konnte jedoch nicht einig werden. Karl marschirte hierauf gegen Chalons. Im Juni 1544 landete endlich Heinrich VIII. bei Calais. Der Kaiser ließ von den Niederlanden her fünfzehntausend Mann unter den Grafen von Bären und von Roelx zu den Engländern stoßen. Diese waren dreißigtausend Mann stark, und man rechnete, was wir freilich nicht verbürgen wollen, daß die beiden Heere vor Paris vereinigt achtzigtausend Mann zu Fuß und vierundzwanzigtausend Reiter würden betragen haben; ihre Vereinigung fand aber nicht statt. Heinrich wollte sich nämlich vor allen Dingen in den Besitz der Städte setzen, die ihm als Unterpfand für die in dem Vertrage mit Karl erwähnten rückständigen Zahlungen des französischen Königs dienen sollten. Er begann aus diesem Grunde im Juli die Belagerung von Bourgne und Montreuil. Dabei unterstützten ihn die kaiserlichen Hülfstruppen anfangs nur sehr lau, und dann wurden dieselben ganz abgerufen. Es entstand daher bald eine Entfremdung zwischen beiden Verbündeten. Der Kaiser war nämlich doppelt gekränkt, da er im Vertrauen auf Heinrich's Beistand die Stadt Chalons hinter sich gelassen hatte und unvorsichtiger Weise am rechten Ufer der Marne hinabgezogen war. Seine Gesandten bestürmten elf Tage hintereinander den König Heinrich, daß er sich mit ihm vereinigen möge; ihre Bemühungen waren aber vergeblich, und der Kaiser, welcher bis ganz nahe vor Paris vorgeedrungen war, mußte sich glücklicherweise schätzen, daß die Franzosen seine Lage nicht genau kannten. Diese verstärkten sich jeden Augenblick, die Kaiserlichen dagegen zerstreuten sich nach und nach, sungen bereits an Mangel zu leiden und würden in noch größere Noth gerathen sein, wenn ihnen nicht der Befehlshaber von Eprenay die dort befindlichen Magazine verrathen hätte.

Der König selbst und der Herzog von Guise befanden sich in Paris, wo die größte Verzweiflung herrschte. Die beiden Prinzen und die zwei Mätressen des Königs, von denen die eine schon an dessen Sohn, den Dauphin, übergegangen war, hatten alle vier ihren Antheil an der Regierung und setzten mit ihrem Anhange

die elenden Rabalen fort, die sie stets angespannen hatten. Die Denkwürdigkeiten der Zeit, aus welchen man diese Geschichte entnehmen muß, sind mit den Erzählungen der Umtriebe der Mätressen, Prinzen und Großen angefüllt; wir legen aber für unseren Zweck weniger Bedeutung auf diese Erzählungen, als die französischen Geschichtschreiber zu thun pflegen. Doch wollen wir des Beispiels wegen Einiges anführen. Man erzählt unter Andern, daß die Herzogin von Estampes, welche den zweiten Prinzen, den Herzog von Orleans, begünstigte, um der Diana von Poitiers, die den Dauphin ganz beherrschte, entgegen zu wirken, gewünscht habe, das kaiserliche Heer näher nach Paris zu ziehen, damit der König Frieden machen müsse. Sie soll aus diesem Grunde bewirkt haben, daß der Befehl, die Brücke bei Eprenay abzubrennen, nicht befolgt wurde, und daß Chateau Thierry, welches nur wenige Meilen von Paris entfernt ist und bedeutende Vorräthe enthielt, in die Hände des Feindes fiel. Der Guts herr von Bossu nämlich, Nicolas de Longueval, soll der Herzogin von Estampes zu Gefallen den Hauptmann, welcher dort commandirte, bestochen haben. Nach denselben Denkwürdigkeiten wollte Diana von Poitiers dem Dauphin den Ruhm, der Retter von Paris zu sein, zuwenden, und betrieb deshalb die Gegenwart des Connetable Montmorency; der König konnte aber nicht bewogen werden, diesen zu sich zu rufen. Andererseits wünschte die Herzogin von Estampes dem Herzoge von Orleans vermittelt des Friedenschlusses das Herzogthum Mailand zu verschaffen, da der Kaiser oft versprochen hatte, dasselbe einem jüngeren französischen Prinzen, welcher es nicht an die Krone bringe, zu überlassen. Der Herzog hatte deshalb zu Crepy eine persönliche Zusammenkunft mit dem Kaiser, und dieser versprach, daß der Herzog entweder seine Tochter Maria und die Niederlande, oder seines Bruders Ferdinand zweite Tochter Anna und das Herzogthum Mailand erhalten solle. Auch die Einleitung zum Frieden wird von den an Anekdoten reichen Denkwürdigkeiten mit einer Rabale von Weibern und Pfaffen in Verbindung gebracht. Es heißt nämlich, die Königin Eleonore von Frankreich, des Kaisers Schwester, habe die ersten Friedens-Eröffnungen ihres Bruders durch ihren Beichtvater, einen Dominikaner, erhalten, welchem sie von einem anderen Dominikaner im Auftrage des

kaiserlichen Beichtvaters, der demselben Orden angehörte, überbracht worden seien. Die Königin habe, heißt es, bewirkt, daß die Präliminarien in La Charffée zwischen Chalons und Vitry geschlossen wurden, und daß der Form wegen König Heinrich zur Theilnahme an der Friedensunterhandlung in Crepy eingeladen worden sei. Als der Letztere diesen Vorschlag ablehnte, unterhandelte man ohne ihn.

Durch die Bemühungen der Herzogin vom Estampes ward der Frieden von Crepy zum großen Verdruß des Dauphin schon zwischen dem 9. und 18. September 1544 abgeschlossen. Er war ganz zum Vortheile des Kaisers; denn bis zu der höchst ungewissen Verheirathung des Herzogs von Orleans sollte Alles im alten Stande bleiben, oder mit anderen Worten, der Kaiser sollte, um Zeit zu gewinnen, den unglücklichen Herzog von Savoyen preisgeben und bis zur vollzogenen Vermählung die Franzosen im Besitze ihrer Eroberungen in Savoyen und Piemont lassen. Diesen Frieden ratificirte der Kaiser, sobald Annebault, der Günstling der Herzogin von Estampes und des Herzogs von Orleans, nach Brüssel gekommen war, indem er zugleich erklärte, daß der Letztere die Tochter seines Bruders und das Herzogthum Mailand erhalten solle. Der Dauphin protestirte am 2. December öffentlich gegen den Frieden, und dasselbe geschah am 22. Januar 1545 von Seiten des Generaladvokaten und Generalprocurators des Parlaments von Toulouse. Da der Herzog von Orleans schon nach einigen Monaten starb, so wurde der Kaiser seines Versprechens auf eine ehrenvollere Weise entbunden, als er hatte hoffen können.

König Heinrich eroberte um dieselbe Zeit, als der Frieden von Crepy geschlossen ward, die Stadt Boulogne. Er setzte den Krieg auch im Jahre 1545 fort. Die französische Flotte erschien in diesem Jahre an den englischen Küsten und trieb die englische in den Hafen; sonst erfolgte weder damals noch im folgenden Jahre etwas Bedeutendes. Beide Könige waren schon im Mai 1546 des Krieges müde, und schlossen nach einem kurzen Waffenstillstande am 17. Juni Frieden. Es ward in demselben festgesetzt, daß Heinrich für die ihm 1523 versprochenen Jahrgelder und deren Rückstände fünfmalhundertzwölftausend zweiundzwanzig Ducaten (crowns), sowie nach acht Jahren noch zwei Millionen für Rückstände und für die

Unterhaltung der Festungswerke von Boulogne erhalten und dagegen, sobald diese Summe gezahlt sei, die Stadt Boulogne und was dazu gehöre an England zurückgeben solle.

16. Deutsche Angelegenheiten von 1542 bis 1546.

Sobald Karl V. den Frieden mit Frankreich geschlossen hatte, dachte er daran, das Ansehen des Hauses Desterreich in Deutschland wiederherzustellen und sich an Johann Friedrich von Sachsen und an Philipp von Hessen zu rächen. Er verfuhr jedoch dabei keineswegs übereilt oder leidenschaftlich. Um der Unterstützung deutscher Fürsten gegen die Anmaßungen der beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes versichert zu sein, hatte er einerseits den Heirathlichen Bund (s. S. 184) immer öffentlich ableugnen, insgeheim aber unterstützen lassen und andererseits den Pabst zur Zahlung von Geldbeiträgen bewogen. Er hatte ferner, wie die Protestanten forderten, Religions-Gespräche halten lassen, bei welchen sich dann zeigte, daß auf diesem Wege nichts auszurichten sei. Er hatte endlich immer darauf gedrungen, den Religions-Streit auf einem Concilium schlichten zu lassen, und sogar den Pabst dahin gebracht, daß derselbe dieses Concilium in einer deutschen Stadt halten lassen wollte. Der Pabst, welcher das Concilium schon einmal nach Trident ausgeschrieben und dann diese Berufung zurückgenommen hatte, erneute diese jetzt, zerfiel aber zum Glück später mit dem Kaiser, weil er sie noch einmal zurücknahm. Übrigens beschwerte sich der Kaiser nicht mit Unrecht über die Protestanten, daß sie die Reichsverfassung vernichteten, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen, daß sie von einer Reichs-Justiz nichts wissen wollten, und daß sie nicht bloß bei dem Streite mit Herzog Heinrich von Braunschweig, mit dem rechtmäßigen Bischof von Raumburg, Julius Pflug, zu dessen Schutze er die schärfsten Mandate ergehen ließ, sondern auch in Magdeburg und Merseburg und bei vielen anderen Gelegenheiten dem bestehenden Rechte Gewalt entgegensetzten. Er warf mit Recht den Protestanten vor, daß ihr Sonderbündniß an der Besitznahme von ganz Ungarn durch die Türken schuld sei, und daß König Franz bei seinen Kriegen mit ihm, welche fastlich mehrentheils das Reich nichts angingen, immer darauf rechnen könne, in Deutschland Verbündete zu finden. Die Deutschen

hatten freilich in den letzten Jahren Miene gemacht, als wenn sie ihrem Kaiser und dem Bruder desselben gegen die Franzosen und die Türken beistehen wollten, und ihre Reden, Erklärungen und Decrete waren sehr loyal gewesen; allein der Ausgang war sowohl im Kampfe mit den Franzosen als mit den Türken von der Art, daß man deutlich sah, das Reich werde allen Glanz und alle Macht nach Außen verlieren müssen, wenn nicht das Ansehen des Kaiserthums wiederhergestellt werde.

Was die Türken angeht, so war, als dieselben von Ungarn aus Wien aufs neue bedrohten, 1543 auf dem Reichstage zu Speier die Aufstellung eines sehr ansehnlichen Heeres beschlossen worden; dieses Heer war aber nie vollzählig geworden, und die Religions-Streitigkeiten hatten verhindert, daß dasselbe einen tüchtigen Oberfeldherrn erhielt, weil diejenigen, welche von den Protestanten vorgeschlagen wurden, den Katholiken nicht gefielen und umgekehrt. Als man endlich einig wurde, den Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg an die Spitze zu stellen, gestand dieser selbst ein, er sei sich bewußt, daß er zum Feldherrn durchaus nicht taugte. Er übernahm zwar endlich nach langem Sträuben das Commando; man setzte ihm aber sogleich zehn aus den Kreisen des Reiches erwählte Kriegsräthe zur Seite, ohne deren Rath er nichts unternehmen sollte. Joachim reiste hierauf zuerst nach Brandenburg, und als er nachher in Wien ankam, fand er außer den von ihm selbst gesandten Truppen nur wenige andere. Überdies fehlte es an Geld und an Lebensmitteln. Joachim's Heer konnte daher auch beim Angriffe auf die Stadt Pesth nichts ausrichten; es mußte die Belagerung derselben aufgeben und kehrte in elendem Zustande nach Wien zurück. Wegen der Reichshülfe gegen Frankreich ward in den ersten Monaten des Jahres 1544 einer der glänzendsten Reichstage, die seit vielen Jahren gehalten worden, zu Speier veranstaltet, und auf diesem Reichstage, auf welchem sich endlich einmal auch der Kurfürst von Sachsen einfand, wurde dem Kaiser zwar Hülfe gewährt, allein das Heer und die Summe, welche man bewilligte, waren so klein, daß man unmöglich an eine ernstliche Absicht der Stände, dem Kaiser beizustehen, glauben konnte. Man versprach nämlich dem Kaiser zwar eine Beisteuer zur Unterhaltung von viertausend Reitern und zwanzigtausend Mann Fußvolk

aber nur für sechs Monate und mit der sonderbaren Clausel, daß er einen Theil dieser Truppen an seinen Bruder für den Türkenkrieg abgeben solle, was auch geschah.

Die Streitigkeiten wegen der Religions-Angelegenheiten sollten freilich durch theologische Colloquien und durch ein allgemeines Concilium beigelegt werden; es war aber schon dahin gekommen, daß nur das Schwert entscheiden konnte. Dies wußte der Kurfürst von Sachsen ebenso gut als der Kaiser; denn auch er ließ sich auf nichts ein. Allein er war weniger staatsklug als der Kaiser. Der Letztere schloß, gerade weil er die Nothwendigkeit des Aufschlagens einsah, Verbindungen und ließ sich vom Papste Geld und Truppen versprechen; Johann Friedrich dagegen folgte blindlings dem ganz theologischen Rathe Luther's. Dieser wollte durchaus nicht, daß der Kurfürst Kriegsanstalten treffe, obgleich er selbst im Anfange des Jahres 1545 gegen einen von Papst Paul III. an den Kaiser geschriebenen Brief, welcher allerdings nicht sehr christlich war, die Abhandlung: „Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet“ drucken ließ, die den Kaiser und alle Katholiken aufs höchste erbittern mußte. Ganz anders dachte der Landgraf Philipp. Die Orthodorie dieses Fürsten hatte aber wegen seiner Verbindung mit Bucer und anderen Gemäßigten schon längst Luther's Verdacht erregt, und der Letztere beleidigte in demselben Jahre, in welchem er die Einsetzung des Papstthums dem Teufel zuschrieb, den Landgrafen und die Zwinglianer und Calvinisten nicht weniger empfindlich, als die Papisten. Er schrieb nämlich gegen sie sein „Kurzes Bekenntnis vom heiligen Sacrament des Abendmahls“, in welchem er nicht nur heftig gegen Zwingli und Calvin polterte, sondern auch sogar Bucer und Melanchthon beschuldigte, daß sie in der Lehre vom Abendmahl viel zu gelinde verfahren wären.

Der Kaiser würde, auch wenn er gewollt hätte, schon der Spanier, Italiäner und Belgier wegen dem Fortschreiten des Protestantismus nicht länger ruhig haben zusehen dürfen. Im Jahre 1545 mußte er demselben sogar nothwendiger Weise entgegentreten, weil damals nicht nur der Kurfürst Friedrich II., welcher nach seines Bruders Ludwig Tode die Regierung der Pfalz übernommen hatte, sondern auch der alte Erzbischof von Köln, der schon längst

sein Bisthum hatte reformiren wollen, ernstlich zur That schritten. Rieß sich ja doch auch des Kaisers und seines Bruders guter Freund, Moriz von Sachsen, obgleich er mit Beiden gegen Johann Friedrich conspirirte, durch die Rücksicht auf den Kaiser nicht abhalten, mit dem Stifte Merseburg wie mit seinem Eigenthume zu verfahren und dasselbe zu einem weltlichen Fürstenthum für seinen acht Jahre alten Bruder August zu machen. Erzbischof von Köln war seit 1525 Hermann von Wied. Dieser hatte schon 1536 einen Versuch gemacht, den Klerus seiner Diocese zu reformiren. Welche Gründe ihn dazu bestimmten, können wir nicht angeben. Ein guter alter Mann war er jedenfalls, obgleich er die Bibel schwerlich studirt hatte, da seine eigenen Freunde von ihm sagen, er habe kaum dreimal in seinem Leben Messe gelesen. In einem Artikel des Regensburger Reichstags=Abschiedes von 1541 war den Bischöfen nicht bloß erlaubt, sondern sogar geboten worden, in ihren Sprengeln eine Reformation der Gebrechen vorzunehmen. Diese Pflicht erfüllte Hermann gewissenhafter, als sein Nachbar, der Erzbischof von Trier. Er trat der vorzunehmenden Reformen wegen mit den protestantischen Fürsten und ihren Theologen in Verbindung, unterhielt sich mit Bucer, den er zu sich hatte kommen lassen, acht Tage lang, und berief im März 1543 einen sehr ansehnlichen Landtag nach Bonn. Auf diesem wollten zwar das Dom=Kapitel und die ganze Geistlichkeit nichts von Reformen hören; dagegen ermunterten aber die anderen Stände, die Grafen, die Ritterschaft und die Städte, den Erzbischof, seinen Vorsatz auszuführen. Hermann wandte sich hierauf an Philipp von Hessen und an Johann Friedrich von Sachsen, und der Erstere schickte ihm seinen Pistorius, der Letztere den furchtsamen Melanchthon, um in Verbindung mit Bucer einen Reformations=Entwurf auszuarbeiten, welchen der Erzbischof im Juni 1543 seinen Ständen vorlegen wollte. Dem Melanchthon, welcher seines Oheims Neuchlin diplomatische Natur geerbt hatte, war es gleich anfangs bei der Sache nicht wohl zu Muth. Er beschwert sich in seinen Briefen, daß ihn seine hohen Gönner, die Fürsten, gezwungen hätten, sich mit der Kölner Sache zu befassen. Die Fürsten dagegen und Luther behaupteten, es sollten in Köln alle alten Mißbräuche beibehalten werden. Das Dom=Kapitel, der Magistrat,

die Geistlichkeit und die Universität protestirten gegen den Erzbischof, die Ritterschaft und das Volk und riefen endlich den Kaiser und den Pabst an, wogegen Philipp ihnen nach seiner Art drohte.

Unter diesen Umständen ist es allerdings erklärlich und verzeihlich, daß Karl in den Friedensvertrag von Crepy einen Artikel einrückte, durch welchen er und der König von Frankreich sich verpflichteten, dazu beizutragen, daß die Einheit in der Kirche wiederhergestellt und die Ketzerei ausgerottet würde. Fast zu derselben Zeit als auf diese Weise Karl und Franz sich mit einander zur Ausrottung der auch von dem Letzteren längst grausam verfolgten evangelischen Christen verbanden, berief der Pabst zum dritten Male ein Concilium nach Trident, und zwar auf den März 1545. Der Reichstag, welchen unter diesen Umständen der Kaiser auf den Januar 1545 nach Worms ausschrieb, wurde daher, wie aus den zahlreichen Briefen und Schriften jener Zeit hervorgeht, allgemein nicht nach Karl's Wunsch als ein Schritt zur Ausgleichung, sondern als ein Signal betrachtet, daß Kaiser und Pabst einen Vorwand zum Religions-Kriege suchen wollten. Er wurde, da Karl des Podagra's wegen im März noch nicht hatte kommen können, durch seinen Bruder Ferdinand eröffnet. Es war von übler Vorbedeutung, daß der Pabst schon vorher ein Breve an Ferdinand erlassen hatte, in welchem er diesen ermahnte, in der Religions-Sache auf dem Reichstage nichts vorzunehmen, und daß dagegen Ferdinand bei der Eröffnung die Erhaltung der Religion, des Rechtes und der Gerechtigkeit (also der recusirten Reichs-Justiz) und des Friedens als den Hauptgegenstand der Verhandlungen bezeichnete. Der Reichstag zog sich mehrere Monate lang hin, weil die Protestanten sich dem päpstlichen Concilium nicht unterwerfen wollten, und weil Karl und seine Rathgeber viel zu verständig waren, als daß sie dem Pabste und den Pfaffen zu Gefallen hätten Krieg anfangen wollen. Dem Kaiser und seinen Leuten war es darum zu thun, das kaiserliche Ansehen im Reiche, nicht aber das Pfaffenthum um jeden Preis wiederherzustellen; sie wollten, wie man sich jetzt ausdrückt, das monarchische Princip kaiserlicher Regierung gegen das anarchische der Fürsten und Städte-Magistrate aufrecht erhalten. Im Mai kam der Kaiser selbst nach Worms. Er benahm sich gegen die Protestanten auf solche Weise, daß man deutlich sah, er

sei ebensowenig geneigt, den Pabst schalten und alle Mißbräuche erneuern zu lassen, als die Annahmungen des Schmalkaldischen Bundes zu dulden. Die Protestanten beleidigten ihn zwar dadurch empfindlich, daß sie aller seiner Bemühungen ungeachtet das Concilium nicht anerkennen wollten; er fühlte aber doch wahrscheinlich als Staatsmann, daß sie dies unmöglich thun könnten, ohne sich dem Pabste ganz hinzugeben. Nichtsdestoweniger machte er den Versuch, ob sie sich nicht vielleicht zu einer Ausgleichung unter seiner Leitung verstehen würden. Er schrieb in einem ganz kurzen, vertröstenden Reichstags-Abschied für die ersten Monate des folgenden Jahres einen neuen Reichstag nach Regensburg aus, auf welchem dann in Gegenwart des Kaisers noch einmal eine Versöhnung der Religions-Parteien durch ein freundliches Gespräch der deutschen Theologen versucht werden sollte. Viele Schritte des Kaisers bewiesen indessen schon im Jahre 1545, daß er entschlossen sei, die alten Rechte der deutschen Kaiser über die Fürsten wieder in Anspruch zu nehmen. Auch hieß es allgemein, daß er einen Vorschlag, welchen der Pabst ihm durch seinen Sohn Fatnese hätte machen lassen, angenommen habe. Der Pabst hatte sich nämlich erboten: wenn der Kaiser es unternehmen wolle, die Ketzerei und die Keger mit den Waffen zu unterdrücken, so wolle er zehntausend Mann guter Truppen und den vierten Theil der Kosten dazu hergeben.

Einige Regenten-Handlungen Karls in dieser Zeit deuteten darauf hin, daß er nächstens der bisherigen Anarchie richterlich und militärisch entgegenzutreten gedente. Wir rechnen zu diesen Handlungen zunächst sein Verfahren in der Raumburger Stiftsache (S. 191 f.). Der Kaiser hatte schon im vorhergehenden Jahre sehr strenge Mandate für Julius Pflug und gegen den Kurfürsten von Sachsen, gegen dessen Schützling Amsdorf und gegen die in Raumburg vorgenommenen Neuerungen erlassen. In Regensburg wollte er Julius Pflug förmlich mit dem Bisthum Raumburg belehnen, und er konnte nur durch die dringendsten Vorstellungen des kursächsischen Gesandten zum Aufschub bewogen werden. Gegen den Kurfürsten von Köln verfuhr Karl ohne Rücksicht auf die Einreden der Protestanten. Er ließ einen Proceß gegen ihn einleiten, erkannte die Klagen des Dom-Kapitels für gegründet, beauftragte

daselbe, der Verbreitung der vom Kurfürsten begünstigten Ketzerei kräftig entgegenzutreten, und erklärte dem Kurfürsten, daß er entweder von ihm oder vom Pabste werde abgesetzt werden. Da Köln den Niederlanden nahe liegt und Karl dort bereits eine Heeresabtheilung gesammelt hatte, so verfuhr er mit dem Kurfürsten schon ganz militärisch. Er deutete auf seiner Reise in die Niederlande demselben an, daß, wenn der Pabst, was gewiß geschehe, ihm seine geistliche Würde entziehe, auch er, der Kaiser, ohne Rücksicht auf die deutsche Verfassung und die goldene Bulle, ihn seiner Würde als Kurfürst und deutscher Landesherr beraubt erachten werde. Ja, er ging so weit, daß er den deutschen Reichsfürsten außerhalb des Reiches, nach Brüssel, vorlud, um daselbst gerichtet zu werden.

Einem anderen deutschen Fürsten mußte der Kaiser zu derselben Zeit ganz wider seinen Willen mit der Reichs-Justiz verfolgen und sogar gefangen abführen lassen, um sein kaiserliches Ansehen geltend zu machen. Dieser Fürst war Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, welchen Karl durch die Protestanten strafen ließ. Das Land desselben war von dem Landgrafen Philipp und dem Kurfürsten Johann Friedrich auch dann noch besetzt gehalten worden, als diese den protestantischen Städten des Herzogthums schon längst zu ihren Rechten verholfen hatten. Der Herzog führte Proceß dagegen, da ihm jene beiden Fürsten sogar den Sitz auf dem Reichstage streitig machten, in dessen Genuß er jedoch durch den Kaiser geschützt wurde. Nach langem Streite entschied endlich der Kaiser 1545 in Worms, daß Heinrich's Land in seine, des Kaisers, Hände gegeben werden solle, damit er es nachher unter gewissen Bedingungen in die Hände einiger von ihm ernannter Fürsten gebe (in Sequester nehmen lasse), bis Alles geordnet sei. Es ward darüber eine besondere Schrift, die sogenannte Wormser Capitulation, abgefaßt, welche der Kaiser dann an den Herzog überschickte, indem er von ihm verlangte, daß derselbe sich den vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfe. Der Herzog jedoch, welcher früher den Schutz des Kaisers so oft gesucht und ihn auf seinem letzten Zuge nach Frankreich begleitet hatte, gerieth darüber in heftigen Zorn und wandte sich an den König von Frankreich. Dieser vertraute ihm damals eine ganz kleine Summe Geldes an, damit er für ihn in Deutschland Soldaten werbe, welche gegen

König Heinrich VIII. gebraucht werden sollten. Heinrich warb aber mit dem Gelde für sich selbst Leute, um sein Land wieder zu erobern. Er erschien hierauf mit achttausend Landsknechten und fünfzehnhundert Reitern unversehens im Lande Hadeln, also im Gebiete seines Bruders, des Erzbischofs von Bremen und Berden, richtete im September und Oktober 1545 vielen Unfug an, und ängstigte die Stadt Wolfenbüttel durch eine Belagerung. Die Bürger dieser Stadt leisteten ihm aber einen kräftigen Widerstand, bis der Landgraf Philipp ein Heer aufgestellt hatte. Nun drohten der Kaiser, welcher über diesen Landfriedensbruch heftig erbittert war, dem Herzoge ernstlich mit der Acht, und billigte es, daß Moriz von Sachsen seinem Schwiegervater Philipp gegen den wüsten Braunschweiger zu Hülfe zog. Moriz versuchte vergebens, den Absichten des Kaisers gemäß zwischen Philipp und Heinrich zu vermitteln; es war mit dem Letzteren nichts anzufangen. Heinrich ward hierauf am 21. Oktober in einem Treffen geschlagen von seinen Soldaten, die er nicht hatte bezahlen können, verlassen und so von Philipp gefangen genommen. Dieser führte ihn nebst seinem Sohne, Karl Victor, mit sich fort. Er begegnete zwar Beiden sehr edel und freundlich, verlangte aber doch vom Kaiser, daß er den Herzog wegen jenes Krieges in die Acht erklären sollte. Der Kaiser ließ ihm mündlich sagen, den Gefangenen zu strafen sei jetzt nicht mehr nöthig, er möge ihn recht freundlich behandeln. Gegen den Landgrafen mußte der Kaiser von diesem Augenblicke an um so mehr erbittert sein, da derselbe nicht bloß das Reformations-Werk Hermann's von Köln eifrig förderte, sondern auch bei dem damals eintretenden Tode Albrecht's von Mainz die Absicht hatte, in Verbindung mit einigen Domherren auch das Erzstift Mainz zu reformiren und dasselbe seinem Sohne zu verschaffen. Philipp sah zwar bald ein, daß sich das nicht würde durchsetzen lassen; er bewirkte aber doch in Verbindung mit dem Kurfürsten von der Pfalz, daß Sebastian von Heusenstamm gewählt wurde, welcher ihm versprochen hatte, im Mainzischen eine christliche Reformation zu befördern, wiewohl der Pfaff nachher nicht daran dachte sein Wort zu halten.

Auch das 1546 in Regensburg gehaltene Religions-Gespräch endigte, wie der Kaiser längst vorausgesehen hatte, ohne allen Er-

folg. Dagegen gab dort zum Schrecken der deutschen Nation ein Spanier einen schauerhaften Beweis, wohin papistischer Fanatismus führen könne, und der Kaiser rächte weder die von demselben begangene Gräueltbat, noch mißbilligte er sie auch nur. Dieser Spanier war der Scholastiker Malvenda, welchen Karl als einen Hauptklopffechter mit nach Regensburg gebracht hatte. Er ward dort aufs heftigste gegen einen klassisch gebildeten Landsmann, Johann Diaz, erbittert, welcher die Lehre der Evangelischen in Genf erlernt hatte, und für dieselbe in Regensburg neben Bucer sehr eifrig disputirte. Malvenda faßte in Verbindung mit dem spanischen Beichtvater des Kaisers den Beschluß, einen so verstockten Keger seiner Nation ganz aus der Welt zu schaffen. Die beiden Spanier ließen des Diaz Bruder, Alphons, welcher Advokat in Rom war, kommen; dieser lockte seinen Bruder zu sich nach Neuburg und ließ ihn dort durch Banditen in seiner Gegenwart ermorden. Alphons und die Mörder flohen darauf nach Innsbruck zu Ferdinand. Vergebens forderten Pfalzgraf Otto Heinrich und der Reichs-Prerichter, Kurfürst Friedrich, ihre Auslieferung von dem Kaiser. Dieser erwiderte ganz kalt, er habe keine Gewalt über seinen Bruder. Wir würden die ganze Geschichte nicht glauben, wenn nicht Sleidanus und Seckendorf ihre Gewährsmänner anführten. Wir haben sie übrigens hier aus dem Grunde aufgenommen, weil wir aus Kommel ersehen, daß einer der historischen Sophisten, an welchen unsere Zeit so reich ist, ein Mann, der noch elender herzlos, als Karl V., und noch dazu ein Protestant war, die Geschichte mit seinem Sophisten-Mantel bedeckt hat.

17. Der Schmalkaldische Krieg.

Schon vor dem fruchtlosen Ausgange des Regensburger Religions-Gesprächs hatte es sich bei einer allgemeinen Versammlung, welche die Schmalkaldischen Bundesgenossen in Frankfurt hielten, gezeigt, daß diese weder einig noch gerüstet seien, und daß der Kurfürst von Sachsen ab danken müsse, wenn nicht durch ihn und seine leibliche und geistige Unbehülfslichkeit Alles gestört werden sollte. Als nun die Protestanten endlich sogar den alten Hermann von Köln fallen ließen, gab der Kaiser auf ihre Anfragen Antworten, aus welchen man auf einen Ausbruch des Krieges schließen konnte.

Der Kaiser hatte, als er sich bereits rüstete, einen Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben. Er begab sich persönlich dahin und hielt unterwegs eine Zusammenkunft mit dem Landgrafen Philipp, bei welcher er Alles aufbot, um diesen und den Kurfürsten dazu zu bringen, daß sie sich auf dem Reichstage einfänden. Beide Fürsten waren jedoch nicht dazu zu bewegen, und Philipp setzte sogar der dreimaligen mündlichen Bitte des Kaisers ein Nein entgegen. Diese standhafte Widerseßlichkeit der beiden Fürsten, sowie die Weigerung der Protestanten, mit dem Concilium von Trident, welches der Pabst seit dem Anfange des Jahres ohne sie eröffnet hatte, sich einzulassen, bewirkte unstreitig, daß Karl den Angriff beschleunigte. Er hatte zu demselben drei Heere gerüstet, von welchen das eine aus Italien nach Baiern dringen, das andere aus Böhmen in Sachsen einfallen, das dritte am Rhein herauf ziehen sollte. Sein Vertrag mit dem Pabste, dessen sämmtliche Artikel immer noch nicht ganz genau bekannt sind, war schon längst abgeschlossen; denn dieser Vertrag ward erst Ende Juni von beiden Theilen unterschrieben, und doch war in demselben der Beginn des Krieges auf den Anfang des Juni festgesetzt. In dem Vertrage verpflichtete sich der Pabst, zu den hunderttausend Dukaten, die er für die Bekriegung der deutschen Keger schon in Venedig niedergelagt habe, noch ebensoviel hinzuzufügen, sowie zehntausend Mann zu stellen und eine dem spanischen Klerus aufzuerlegende Steuer zu erlauben.

Die Worte, mit welchen der Kaiser am 5. Juni den Reichstag eröffnete, und die Heftigkeit, mit der sein Kanzler in der Rede an die Städte=Deputirten die Fürsten schalt, waren schon einer Kriegserklärung zu vergleichen, zumal da zu der nämlichen Zeit eines Theils Graf Maximilian von Bären den Befehl erhielt, aus den Niederlanden in Deutschland einzurücken, und anderes Theils der Pabst durch den Bischof Madrucci ersucht ward, den Marsch seiner Truppen zu beschleunigen. Als endlich am 16. Juni die zagenden, uneinigen und auf den Krieg ganz unvorbereiteten Protestanten den Kaiser fragten, was seine Kriegsrüstungen zu bedeuten hätten, ließ er ihnen erwidern: daß er noch immer wie von jeher die Erhaltung des Friedens wünsche, daß er aber doch jetzt im Begriff stehe, mit den Ungehorsamen, welche seine Gnade nicht suchten, nach dem

Rechte zu verfahren und sein kaiserliches Ansehen gegen sie zu gebrauchen. Am folgenden Tage sprach sich der Kaiser in einem Schreiben an diejenigen Reichsstädte, welche dem Schmalkaldischen Bunde angehörten, besonders an Straßburg, Augsburg und Ulm, noch bestimmter aus. „Er sei, schrieb er, in Bereitschaft, einige ungehorsamen Störer des gemeinen Friedens und Rechtes mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzubringen und einige Fürsten zu züchtigen, welche bisher unter dem Scheine der Religion alle anderen Stände des Reiches unter sich zu bringen und ihre Güter an sich zu ziehen gesucht, ja selbst die kaiserliche Hoheit und Obrigkeit anzugreifen gewagt hätten.“ Ähnliches erklärte Granvella mündlich und in Ausschreiben. An den Herzog Ulrich von Württemberg ward ein Schreiben erlassen, und die Eidgenossen wurden durch Gesandte von der Unterstützung deutscher Rebellen abgemahnt.

Wald darauf brach der Schmalkaldische Krieg förmlich aus. Luther erlebte den Beginn desselben nicht mehr, da er bereits im Februar 1546 starb. An diesem Kreuzzuge des Kaisers und des Papstes nahm übrigens kein katholischer Reichsstand Theil; wohl aber ließen sich nicht nur die protestantischen Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg durch den Kaiser gewinnen und traten in seine Dienste, sondern auch Herzog Moriz von Sachsen specularte schon lange auf die Kurwürde seines Betters Johann Friedrich. Der Papst war für den Kaiser ein lästiger Verbündeter, und dies ward nachher den Protestanten sehr nützlich. Er ärgerte den Kaiser durch eine Kreuzesbulle, in welcher er gegen die Protestanten den Ruf: Schlagt todt! ergehen ließ, da der Kaiser doch durchaus nichts davon wissen wollte, daß er einen Religions-Krieg führe. Karl hatte schon im vorhergehenden Jahre dem Papste, als dieser für seinen natürlichen Sohn Peter Moxsius Jarnese die Herzogthümer Parma und Piacenza forderte, die Erklärung gethan, daß er keine Macht habe, Reichs-Rechte und Güter zu vergeben. Der Papst hatte sich aber daran nicht gefehrt, sondern am 26. August 1545 seinem Sohne durch eine Bulle den Titel eines Herzogs von Parma und Piacenza ertheilt und ihn auch in den Besitz dieses Landes gesetzt.

Die Protestanten hatten, noch ehe der Papst am 13. Juli seinen Vertrag mit dem Kaiser über die Ausrottung der Ketzerei bekannt

machte, mit überraschender Eile zwei Heere zusammengebracht, das eine an der Donau und am Neck, das andere in Hessen und in Sachsen. Das Erstere hatte zwei ausgezeichnete Feldherren, den Augsburger Stadthauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach, welcher die Truppen der oberländischen Städte des Schmalkaldischen Bundes anführte, und Hans von Heydeck, der an der Spitze des württembergischen Heeres stand. Der Erstere, von welchem wir eine Selbst-Biographie besitzen, wurde den besten und berühmtesten Feldherren seiner Zeit gleich gesetzt, und hatte sich dem Kaiser sowohl im Jahre 1532, wo er Suleiman's Rückzug für diesen verderblich gemacht hatte, als auch 1544 gegen die Franzosen sehr nützlich erwiesen. Karl hatte ihn daher auch durch die vortheilhaftesten Bedingungen in seine Dienste zu ziehen gesucht; Schärtlin war aber auf seine Anerbietungen nicht eingegangen. Ebenso hatte der Kaiser dem württembergischen General Heydeck vergebens die Feldmarschall-Würde angeboten. Beide Feldherren wollten, als am Ende Juli auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen ein Heer von achtzehntausend Mann Fußvolf und neuntausend Reitern vereinigt hatten, den Kaiser angegriffen haben, ehe noch die Heere desselben aus den Niederlanden und aus Böhmen eingetroffen seien. Auch gerieth der Kaiser wirklich in nicht geringe Verlegenheit, als, noch ehe er es erwartete, zwei ansehnliche Heere, das eine unter Philipp von Hessen und Johann Friedrich von Sachsen, das andere unter Schärtlin und Heydeck gegen ihn im Felde standen. Schärtlin klagt, der schwäbische Bundesrath, unter welchem er stand, habe ihn entweder an jedem kühnen Unternehmen gehindert oder, wenn etwas begonnen worden sei, seine strategische Klugheit durch juristische Bedenklichkeit vereitelt. Auch Philipp und Johann Friedrich waren nie einig. Die protestantischen Heerführer hinderten daher immer einer des Anderen Unternehmungen.

Der Kaiser hatte nur wenige tausend Mann in Regensburg als am 4. August die Truppen Schärtlin's und Heydeck's sich bei Donauwerth mit dem Heere des Kurfürsten und des Landgrafen vereinigten und so die protestantische Kriegsmacht bis auf fünftausend Mann anwuchs. Hätte dieses Heer eilig Regensburg angegriffen, so würde man dadurch das Versehen einigermaßen wieder gut gemacht haben, welches vorher der schwäbische Bundes-

rath begangen hatte, als er einen Plan Schärtlin's verhinderte, dessen Ausführung den Kaiser in große Verlegenheit gebracht haben würde. Schärtlin hatte nämlich im Juni auf die Nachricht, daß das kaiserlich-päpstliche Heer im Begriff sei, aus Italien nach Deutschland aufzubrechen, den Rath gegeben, die Pässe der Alpen zu besetzen, um so den Marsch jener feindlichen Truppen zu hemmen, und die Augsburger hatten deshalb auch ihren Stadthauptmann an den Landgrafen Philipp geschickt, damit dieser die Truppen der oberländischen Städte unterstütze, wenn dieselben jenem italienischen Heere die Pässe verlegten.

Diese italienischen Truppen waren noch nicht eingetroffen, als der Kaiser ein festes Lager bei Landshut bezog, wohin ihm die Protestanten gar zu langsam folgten. Rücksichten hatten die Letzteren damals nicht mehr zu nehmen; denn der Kaiser hatte schon am 20. Juli von Regensburg aus durch einen sogenannten Achtungsbrief den Kurfürsten und den Landgrafen in des Reiches Acht und Aberacht erklärt, und der Kurfürst hatte ihm darauf in einem Manifest geantwortet, in welchem Karl als Einer, der sich römischen Kaiser nenne, angeredet wurde. Jenen Achtungsbrief wagte gleich darauf Herzog Moriz, welcher längst einen Bund mit dem Kaiser geschlossen hatte, anzuführen, um seinen räuberischen Einfall in die Kurlande zu rechtfertigen, obgleich in demselben seine Glaubensgenossen, seine Blutsverwandte und sein Schwiegervater „Meineidige, Rebellen, Aufrührer, des Hochverraths Schuldige, Störer der allgemeinen Ruhe“ gescholten wurden. Nachdem die Verbündeten, denen es doch unmöglich war, ihr zahlreiches Heer auch nur sechs Wochen lang zu unterhalten und zu bezahlen, den Kaiser in Regensburg einzuschließen versäumt hatten, lagen sie zwölf Tage vor dessen Lager bei Landshut, ohne es zu stürmen, weil Philipp in dieser ganzen Zeit mit Schärtlin haderte. Der Kaiser bezog nachher ein anderes festes Lager bei Ingolstadt, und hier schossen dann die Verbündeten fruchtlos eine sehr große Zahl von Kugeln in dasselbe oder über es hinweg, worüber Schärtlin sich lustig machte. Sie konnten nicht verhindern, daß des Papstes Enkel Ottavio Farnese, welcher seinen Bruder, den Cardinal Alexander Farnese, begleitete, zehntausend fünfhundert Mann italienischer Kerntruppen in das kaiserliche Lager führte, mit denen

sich wenige Tage darauf sechstausend erprobte Spanier unter Philipp von Pannoy, Prinz von Sulmone, vereinigten. Den Oberbefehl im kaiserlichen Heere führte Ferdinand von Toledo, Herzog von Alba, ein tüchtiger Feldherr und Soldat, aber ein schrecklicher Mensch, den sein steinhartes Herz, sein Hochmuth und seine entsetzliche Grausamkeit zum Abscheu aller besseren Seelen gemacht haben.

Man erwartete, die Protestanten würden den Kaiser zu einem Treffen zwingen, ehe Maximilian von Bären mit den niederländischen Truppen an die Donau gelangt sei; aber der Kurfürst, der Landgraf und Schärtlin waren in ewigem Zank und Zwist mit einander. Was der Eine wollte, hinderte stets der Andere, und es kam daher auch bei Ingolstadt zu keinem Kampfe auf offenem Felde. In der Mitte des September erschien dann Maximilian von Bären mit seinen fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann. Jetzt hielt der Kaiser seinerseits nicht für nöthig anzugreifen, da er Geld hatte und warten konnte, die Verbündeten aber nicht. Er wußte gewiß, daß sich das Heer der Protestanten auflösen werde, und daß er also nachher jeden Theil einzeln ohne alle Mühe niederwerfen könne. Schon vor der Mitte des Oktober verließ Schärtlin das Heer der Bundesgenossen, denen es an Geld, an Lebensmitteln und vor allen Dingen an gutem Rath fehlte. Herzog Moriz trat als Aichtsvollstrecker in die sächsische Kurlande ein und hatte, unterstützt von den Böhmen, bald ganz Sachsen außer Gotha, Eisenach und Weimar besetzt. Der Kaiser war daher schon in der Mitte des November, während die ganze Macht der Protestanten noch beisammen war, seines Sieges so sicher, daß er, als Johann von Brandenburg einen Vermittlungsversuch machte, diesem erwiderte: „nur wenn der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen mit ihren eigenen Personen, auch mit ihren Hab und Gütern sich in seine Gnad' und Ungnad' gänzlich ergeben würden, sei er zum Frieden geneigt; wenn sie dies nicht wollten, bedürfe es keiner weiteren Unterhandlung.“ Statt von diesem Augenblicke das Äußerste zu wagen, um rühmlich zu fallen, trennten der Kurfürst und der Landgraf am 24. November ihr Heer von dem oberländischen. Der Letztere übergab das seinige dem Kurfürsten, damit dieser es durch Franken nach Hause führe;

er selbst reiste mit dem Herzog Ulrich von Württemberg, welchen nun noch einmal der Sturm traf. Der Kaiser zog durch Schwaben an den Rhein und nachher an diesem herab, während der Kurfürst von Sachsen sein Land dem Herzog Moriz wieder entriß, dessen Herzogthum verwüstete und Leipzig bombardirte. Der Kurfürst hatte, da der Graf von Büren ihm den Marsch durch Frankfurt verlegte, einen Umweg nehmen müssen. Er war durch die Bergstraße gezogen und hatte auf seinem Marsche harte Schatzungen, z. B. von Mainz vierzigtausend, von Frankfurt neuntausend, vom Abt von Fulda dreißigtausend Gulden erpreßt. In Sachsen ließ er die eifrig lutherischen Unterthanen des Herzogs Moriz, welche dem Bunde desselben mit dem Kaiser abgeneigt waren, gegen ihn aufregen. Dadurch gelang es ihm, in kurzer Zeit nicht bloß sein eigenes Land wieder zu besetzen, sondern auch in den ersten Monaten des Jahres 1547 das Herzogthum seines Betters bis auf Leipzig, Dresden und Pirna zu erobern.

Das Beispiel der Erpressung, welches der Kurfürst auf seinem Marsch nach Sachsen gegeben hatte, wurde von dem Kaiser und seinen Truppen in Oberdeutschland nachgeahmt. Dort zerstreute sich nach dem Abzuge des einen protestantischen Heeres das andere sogleich, und der Kaiser, dessen Spanier, Italiäner und Wallonen ihre Wuth an den Regern ausließen, besetzte und bestrafte zuerst eine schwäbische Stadt nach der anderen, und wandte sich dann gegen den Herzog von Württemberg. Die Städte und Stände in Schwaben, im Elsaß und am Rhein, von Ulm und Straßburg an bis nach Frankfurt, suchten die Gnade des Kaisers und ließen dessen Truppen in ihre Thore ein; Ulm beugte sich sogar trotz seiner Festungswerke, noch ehe es belagert war, und Frankfurt bot dem Kaiser seine Unterwerfung an, während derselbe noch in Schwaben beschäftigt war. Der Kurfürst von der Pfalz bat demüthig um Vergebung dafür, daß er vorher Willens gewesen sei, seinen Bundesgenossen und Religionsverwandten einige hundert Reiter zu Hülfe zu schicken. Er erhielt Verzeihung und die vielen Dienste, welche er bald prunkend, bald erbärmlich darbringend dem Kaiser vor seinem Regierungsantritt geleistet hatte, bewirkten, daß er im Stande war, auch den Herzog Ulrich von Württemberg mit dem Kaiser zu versöhnen. Joachim von Brandenburg hatte sich

schon längst für den Kaiser erklärt. Mit Ulrich ging der Kaiser sehr hart um, und dieser mußte jetzt doppelt schwer büßen, da Ferdinand vermöge eines in den Vertrag von Radan hinterlistigen Weise eingeschobenen Artikels (s. S. 174) behauptete, daß Württemberg ein österreichisches Pfsterlehen sei. Ulrich hatte sich nach Hohenwiel geflüchtet, wo er einen drohenden und scheltenden Brief des Kaisers erhielt. Er beantwortete denselben knechtisch friedlich. Wenn der Kaiser, heißt es in Ulrich's Schreiben, seine Gesandten angehört hätte, so würde er gewiß nicht so höchst ungnädig geschrieben haben. „Er flehe, heißt es weiter, um Christi willen seine Barmherzigkeit an, daß er über einen armen unglücklichen Fürsten und über die Seinigen doch keinen harten Beschluß fällen möge.“ Zu Heilbronn erlangte er Ende December vom Kaiser Vergebung, jedoch unter der Bedingung, daß er dreimalhunderttausend Dukaten zahle, alles von seinen Bundesgenossen zurückgelassene Geschütz ausliefere, zur Versicherung seiner Treue die Burgen von Schorndorf, Hohen-Asperg und Kirchheim einräume und dem Schmalkaldischen Bunde gänzlich entsage. Wir glauben, daß der Kaiser diesen Heilbronner Vertrag besonders in der Absicht Geld zu erhalten so schnell abschloß. Auch war er vorher theils wegen der seinen Italiänern und Spaniern sehr verderblichen Regen und Sümpfe in der größten Verlegenheit, theils befand er sich in solcher Geldnoth, daß es hieß, wenn der Landgraf und der Kurfürst nicht das Feld geräumt hätten, so würde der Kaiser es haben thun müssen.

Von den Städten flehten Memmingen, Viberach, Ravensburg, Kempten, Isny, Wangen, Lindau und Eßlingen den Kaiser schon im Januar fußfällig um Gnade, Augsburg und Straßburg folgten im März. Um dieselbe Zeit gab der Kaiser zu, daß der Papst durch seine Bannbulle einen Kurfürsten absetzte. Hermann von Köln mußte sich nämlich der im April 1546 gegen ihn erlassenen Absetzungs-Bulle endlich unterwerfen und seinem Coadjutor, Adolph von Schaumburg, das Erzstift überlassen. Die reicheren Städte mußten dem Kaiser bedeutende Geldsummen entrichten und ihr Geschütz abliefern: Ulm zahlte hunderttausend Dukaten, Frankfurt achtzigtausend, Straßburg dreißigtausend, Augsburg hundertfünfzigtausend. Ihren tapferen Schärtlin mußten die Augsburger trotz

ihrer Fürbitten aus der Stadt entfernen; er begab sich nach Constanz. Als die Brandschatzungen bezahlt waren, zog der Kaiser durch Franken und die Oberpfalz nach Eger, wo er schon am 5. April eintraf.

Sein Bruder Ferdinand war damals in Verlegenheit gerathen; denn die Utraquisten in Böhmen hatten ihm die Heeresfolge verweigert, und die Stände dieses Landes stellten im März 1547 sogar ein Heer auf, um, wie sie sich ausdrückten, den Kaiser und den König Ferdinand zu hindern, daß sie ihnen Spanier und Husaren (Ungarn) ins Land brächten. Der Kurfürst von Sachsen gewährte im März dem Herzog Moriz einen Waffenstillstand, gerade als er einen Vortheil hätte benutzen sollen, den ihm Ende Februar die sächsische Herzogin Elisabeth, die Wittwe Johann's, des Sohnes von Georg, und Schwester des Landgrafen Philipp, verschafft hatte. Elisabeth führte nämlich auf ihrem Wittwenstige zu Rochlitz ein lustiges, aber keineswegs anständiges Leben, und bei ihrkehrte der mit Moriz verbündete Markgraf Albrecht von Kulmbach, ein sehr wüster Geselle und Führer von raubenden Riehlingen und Rittern, ein, als er von Leipzig auszog. Albrecht, welcher dem Herzoge Moriz 7000 Mann und 24 Geschütze zugeführt hatte, war von diesem vergebens vor der Kirche Homer's, die zu Rochlitz hause, gewarnt worden. Er und seine Offiziere vergaßen, da sie in Saus und Braus lebten, diese Warnung. Sie wurden von Elisabeth festlich bewirthet und tranken nach der Sitte jener Zeit übermäßig; während sie aber in Rochlitz zu lange verweilten, ließ Elisabeth dem Kurfürsten, welcher drei Meilen davon bei Altenburg stand, einen Wink geben. Albrecht und seine Leute wurden hierauf im Zustande der Trunkenheit oder im Schlafe überfallen, der Erstere gefangen genommen und seine Schaar zersprengt.

Herzog Moriz und sein Bruder August benutzten den Waffenstillstand, um nach Böhmen zu gehen, wo sie ihre Truppen mit dem Heere Ferdinand's und des Kaisers vereinigten. Noch ehe dies geschehen war und die vereinigten Heere am 6. April in Sachsen einfielen, hatten zuerst Ferdinand und dann auch der Kaiser an die sächsischen Stände harte Schreiben erlassen, in welchen Moriz schon Kurfürst, Reichs-Erzmarschall und Landesherr der Sachsen genannt wurde. Unmittelbar nach der Vereinigung der kaiserlichen Heere drangen

diese dem rechten Ufer der Elbe entlang in Sachsen ein. Da der Kurfürst weder die böhmisch-sächsischen Vasse besetzt, noch gehörige Kundtschaft eingezogen hatte, so standen schon am 22. April die Kaiserlichen dem sächsischen Heere gegenüber, welches in der Nähe von Meissen auf dem linken Ufer der Elbe lag. Dieser Fluß trennte beide Theile von einander, und der Kurfürst wollte die Feinde so lange vom Übergange über denselben abhalten, bis er unter die Kanonen von Wittenberg gelangt sei, wo er den Landgrafen erwarten wollte. Allein die Husaren Ferdinand's fanden eine Furth im Flusse, und nöthigten den Kurfürsten am 24. April bei Mühlberg ein entscheidendes Treffen zu liefern. Es heißt, ein Müller, dessen Pferde von den Sachsen weggenommen worden waren, habe aus Nachsicht den Kaiserlichen die Furth angezeigt. In offener Feldschlacht waren weder die Anführer noch die Truppen der Deutschen den Feldherren und Soldaten Karl's gewachsen, welche ihr ganzes Leben mit dem Kriegführen in Spanien, Afrika und Frankreich zugebracht hatten; doch kämpften sie und namentlich der Kurfürst, als ihre Reiterei bereits geworfen war, noch acht Stunden lang. Endlich ward der Kurfürst selbst, von dessen Truppen zuletzt nur vierhundert Reiter zusammen geblieben waren, gefangen genommen. Da alle Verbündeten desselben außer dem Landgrafen von Hessen sich schon gefügt hatten, so war eigentlich mit diesem einzigen Schlage der Krieg beendigt. Nur Wittenberg hielt des Kaisers Heer auf und weigerte sich standhaft, dem siegenden Heere die Thore zu öffnen; denn in diese Stadt hatte die Kurfürstin sich mit ihren beiden jüngeren Prinzen gerettet, während der älteste Prinz verwundet nach Gotha entkommen war.

Der Kaiser hatte den gefangenen deutschen Kurfürsten dem unbarmherzigen spanischen Herzoge von Alba übergeben, der ihn seinem Landsmanne Alphons von Bives überließ, und wollte jetzt die Kurfürstin durch Furcht und Schrecken zur Übergabe von Wittenberg treiben. Er ließ deshalb dem Kurfürsten den Proceß machen und das Todesurtheil über ihn aussprechen. Der Kurfürst hörte dasselbe, als es ihm verkündigt wurde, ganz kaltblütig an, was er, auch wenn es nicht ganz in seinem Charakter gelegen hätte, getrost hätte thun können, da er überzeugt sein mußte, daß es dem Kaiser damit nicht ernst sein könne. Der Kaiser erreichte

aber den beabsichtigten Zweck; denn die über dem Haupte des Kurfürsten schwebende Todesgefahr machte dessen Gemahlin geneigter, die harten Bedingungen anzunehmen, welche der Kaiser vorschrieb, als er die Verwendung des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg und des Herzogs Moriz gelten ließ. Nach vielen Unterhandlungen unterschrieb endlich Johann Friedrich die Capitulation, durch welche Wittenberg am 19. Mai dem Kaiser übergeben wurde. Die Bedingungen dieser Capitulation waren folgende: Johann Friedrich solle sich an des Kaisers oder seines Sohnes Hofe so lange aufhalten, als jener nöthig finde, das Kammergericht des Reiches und des Kaisers künftig anerkennen, allem dem, was der Kaiser auf dem Reichstage verordnen werde, unbedingt Folge leisten, der kurfürstlichen Würde und den Ländern, die er bisher als Haupt der Ernestinischen Linie beherrscht hatte, entsagen und Beide dem Herzog Moriz überlassen, welcher dies schon längst mit dem Kaiser und mit Ferdinand verabredet hatte. Außerdem mußte Johann Friedrich die Freilassung des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der sich in des Landgrafen von Hessen Gewalt befand, ohne Pfegeld zugestehen, wogegen auch der Kaiser den Herzog Ernst von Braunschweig, welcher zugleich mit dem Kurfürsten in seine Hände gefallen war, freigeben wollte. Schon im Lager vor Wittenberg, aus welchem der Kaiser am 4. Juni abzog, übertrug Karl die Kurwürde und das Erz-Marschallamt an den Herzog Moriz; erst im Februar 1548 aber ward dieser zu Augsburg feierlich mit Beidem belehnt. Wir glauben die neue Theilung des Landes Sachsen, welche noch vor Ende Mai gemacht wurde, nicht anführen zu müssen, sondern bemerken nur, daß der kleinere und schlechtere Theil von Sachsen an die Nachkommen Johann Friedrich's oder an die Herzöge von Sachsen, der größere und bessere aber an Moriz und seinen Bruder August oder an die neue Kur-Linie des sächsischen Fürstenhauses fiel. Die Politik und Moral des neuen Kurfürsten wagen wir nicht zu vertheidigen, obgleich sich derselbe später allerdings um den Protestantismus unsterbliche Verdienste erworben hat. Es ist dies auch überflüssig, da der gelehrte Baron von Langenn, welcher mehr Beruf und Talent zu diesem Vertheidigungsgeschäfte besitzt, als der Verfasser dieser Weltgeschichte, es bereits gethan hat.

Während der ganzen Zeit, als der Kaiser von Wittenberg lag und die Dinge in Sachsen ordnete, wobei auch sein Bruder Ferdinand einige böhmische Lehen erhielt, suchten Moritz, Ferdinand und Joachim II. von Brandenburg auch dem Landgrafen Philipp die Verzeihung des Kaisers auszuwirken. Philipp tröste nebst der Stadt Magdeburg noch allein dem Kaiser, denn nachdem Herzog Ulrich von Württemberg sich auf schmähtlich feige Weise gedemüthigt, die oberländischen Städte unerhörte Summen gezahlt und der Kurfürst von der Pfalz Gnade gesucht hatten, leistete Darmstadt dem Grafen von Büren tapferen Widerstand, und Rüsselsheim konnte von diesem gar nicht eingenommen werden. Der Landgraf befand sich in einer sehr bedenklichen Lage. Die Frankfurter nahmen nicht nur die Kaiserlichen in ihre Stadt auf und verpflegten sie mehrere Monate lang, sondern ihr Stadthauptmann unterstützte auch die Wallonen, als diese die obere Landgrafschaft Hessen plünderten. Franken, Westphalen und das Rheinland wurden von kaiserlichen Truppen durchzogen und nahmen Theil an des Kaisers Fehde gegen Hessen. Sogar Nassau-Dillenburg bekriegte das hessische Gebiet. Ferner hatten der Kurfürst Hermann von Köln, sein Bruder Friedrich, welcher Dom-Präbiter von Köln und einige Zeit hindurch Bischof von Münster war, und der kölnische Dom-Dechant, Heinrich von Holberg, weichen müssen, und auch das Stift Naumburg ward an Julius Pflug übergeben. Was sollte also der Landgraf machen, dem selbst seine Landstände gerathen hatten, den Frieden zu suchen? Er beschloß zu unterhandeln, und begab sich deshalb nach Leipzig, wo er eine persönliche Zusammenkunft mit seinem Schwiegersohne, dem Herzog Moritz, hielt. Allein er konnte sich auch dort noch nicht entschließen, demüthigende Bedingungen anzunehmen. Erst auf der Rückreise besann er sich und kehrte um. Er nahm die vom Kaiser gemachten Bedingungen, Ergebung auf Gnade und Ungnade, Zufall vor dem Kaiser, Ablieferung seines Geschüzes, Öffnung seiner Festungen, Zahlung von 150,000 Dukaten und Wiedererstattung Heinrich's von Braunschweig, willig an, ließ sich aber vom Kaiser und von den beiden vermittelnden Kurfürsten, Moritz und Joachim, Urkunden ausstellen, durch welche er seine persönliche Freiheit zu sichern hoffte. Die Urkunden, die der Kaiser und noch besonders

seine Minister ausstellten, waren, wie Alles, was von diesen ausging, zweideutig und auf Täuschung berechnet; ganz klar dagegen war die Urkunde der beiden Kurfürsten, welche Philipp auch nachher seinen Söhnen nach Hessen schickte, um sie gegen beide Fürsten zu gebrauchen. Moriz und Joachim machten sich in derselben verständlich, daß sie, im Fall der Landgraf vom Kaiser festgehalten würde, sich selbst in Hessen stellen und den Söhnen, sowie der Landesregierung Philipp's als Geißel seiner Befreiung dienen wollten. Was die kaiserlichen Urkunden betrifft, so war in dem Geleitsbriefe, welchen der Kaiser dem Landgrafen für die Reise nach Halle ertheilte, versprochen, er solle für diese Reise, für den Aufenthalt in Halle und für die Rückkehr alle Sicherheit auf die Weise erhalten, „daß er am Leibe oder Gute mit Gefängniß, Be-
 strafung oder Schmälerung nicht sollte beschwert werden.“ Die Urkunde der Minister dagegen lautete, wie uns am wahrscheinlichsten ist, nur dahin, daß der Landgraf nicht für beständig gefangen bleiben solle. Es wird jedoch über den verschiedenen Wortlaut dieser Urkunde viel gestritten. Man wirft nämlich den kaiserlichen Ministern vor, daß arglistiger Weise in der den beiden Kurfürsten zugestellten Urkunde die Worte „nicht in einiger Gefängniß“, durch die Fracturschrift in den Ausdruck „nicht in ewiger Gefängniß“ umgewandelt worden seien. Wir wagen hierüber nicht zu entscheiden. Alle Schriftsteller, auch Plank und Kommel, behaupten, daß sich Granvella des elenden Kunstgriffes bedient habe, ewiger statt einiger schreiben zu lassen; uns scheint aber Weiße in seiner kursächsischen Geschichte (Bd. IV. S. 3 f.) hinreichend nachgewiesen zu haben, daß dies ungegründet sei.

Der Landgraf, welcher in der letzten Zeit eine sehr sonderbare Rolle gespielt hatte, verließ sich auf die Bürgschaft der beiden Kurfürsten, erschien am 19. Juli zu Halle, und that vor dem Kaiser knieend eine Abbitte, die sein Kanzler in großer Versammlung vorlas. Der Kaiser verweigerte ihm dabei aber, obgleich er die Capitulation unterschrieben hatte, den versöhnenden Handschlag. Hierauf lud der Herzog von Alba den Landgrafen zur Tafel, und nach dieser verkündigte ihm derselbe, daß er verhaftet sei. Am anderen Tage ward Philipp einer spanischen Wache übergeben und, als der Kaiser abreiste, von diesem als Gefangener mit fortgeführt.

Nachher wurde Philipp vom Kurfürsten, der dem kaiserlichen Hoflager folgen mußte, getrennt und während seiner Gefangenschaft, welche bis 1552 dauerte, auf jede Weise hart gehalten und behandelt.

Landgraf Philipp und Kurfürst Johann Friedrich, sowie neben ihnen der edle Wolfgang von Anhalt und dessen alter Freund, Franz von Braunschweig, bewiesen für die biblische, den Ceremonien und der Scholastik feindliche Religion eine innige und herzliche Neigung, welche wir um so mehr bewundern, je mehr an den Höfen der Schein für das Wesen und glänzende Reden für Thaten zu gelten pflegen. Der Kurfürst willigte in die unerhörten Bedingungen der Wittenberger Capitulation, ohne lange zu streiten; nur über die Sache der Religion wollte er durchaus nicht capituliren. Er verwarf standhaft den Artikel jener Acte, daß er in Religions-Sachen sich demjenigen fügen solle, was das Concilium von Trident und der Kaiser beschließen würden, und der Kaiser mußte denselben zurücknehmen, weil Johann Friedrich erklärte, er wolle sich lieber hinrichten lassen, als daß er diesen Artikel unterschriebe. Auch nachher blieb Johann Friedrich trotz aller Verfolgungen, die am kaiserlichen Hofe, welchem er als Gefangener in alle Gegenden folgen mußte, über ihn verhängt wurden, ein strenger Lutheraner. Der Landgraf fühlte sich 1550 und 1551, als seine treuen Hessen ihn hatten entführen wollen und er deshalb als Kriminalverbrecher behandelt wurde, gebeugt und schrieb einen seiner unwürdigen Brief, den seine Bewunderer vergebens für falsch zu erklären suchten. Anfangs widerstrebte er lange dem auch ihm vorgelegten Artikel, endlich nahm er ihn in einer Form an, in welcher ihn auch Johann Friedrich hätte gelten lassen können. Er erklärte, daß er das, was ein freies General-Concilium, wenn sowohl Haupt als Glieder reformirt würden, beschliesse, neben den beiden Kurfürsten auch halten wolle. Was die beiden anderen genannten Fürsten betrifft, so floh Wolfgang von Anhalt lieber aus seinem Lande, als daß er der Verbindung mit seinen Glaubensgenossen entsagt hätte. Er versteckte sich verkleidet auf dem Harze, und sein Freund, Franz von Braunschweig, schrieb ihm den rührenden Trostbrief, den wir unten beifügen *). Wolfgang's

*) Hochgeborner Fürst, freundlicher lieber Dheilm und Schwager. So es euch wohlginge, hörete ichs gerue, bitte, ihr wollet mir schreiben, ob ihr ver-

Land hatte übrigens damals Heinrich von Plauen vom Kaiser zu Leben erhalten.

fragen oder nicht? Mit mir stehet es noch wie es lang gestanden hat, und man hat mir andere neue Wege fürgeschlagen, ich will aber nicht annehmen und will meine Sache Gott heimstellen und den lieben Gott nicht verleugnen, sondern bei seinem lieben Wort bleiben, es gehe darüber, was Gott verhänget. Die Städte allhier halten noch alle Gott Lob! feste bey Gott und seinem Worte und auch alle die Seestädte. Der König von Dänemark wird auch bey Gott und seinem Worte bleiben, und sollte er auch darüber betteln gehn. Gott stärke ihn! Es wird nun heißen, das Kreuz beweisen mit der That. Doch verseehe ich mich, ihr werdet auch bey dem lieben Gott bleiben, und so ihr allda verfolgt seyd, und kommet zu mir, so will ich mit euch theilen, so lange ich einen Bissen Brods habe; denn wir sind alte treue Gesellen, und geschieht billig, was ich mich erbiete. Gott stärke euch, und habt einen guten Muth, Gott wird wohl helfen, wenn es Zeit ist! Hoffe aber zu Gott, der Teufel wird so schwarz nicht sein, als man ihn machet. Lieber Schwager, laßt nur Gott walten, und bitten durch Christum, er wird helfen und sich gewiß sehen lassen durch Bitte der armen Christen. Es ist viel besser das Zeitliche hintangesezt, als das Ewige. Thue euch hiemit Gott dem Allmächtigen befehlen und bin euer armer Knecht. Silends zu Giffhorn. Mittwoch nach Egidii, 1548.

VIII. Karl V. und das deutsche Reich vom Ende des Schmalkaldischen Krieges an bis zum Augsburger Reichstag von 1555.

1. Bis zum Vertrage von Friedewalde.

In den folgenden Jahren war Deutschland mit spanischer Herrschaft und spanischer Inquisition bedroht. Im Herzogthum Württemberg, das man als östreichisches Pfisterlehen an Ferdinand bringen wollte, war ein Proceß gegen Ulrich angefangen worden, welcher Jahre lang fortbauerte. In Hessen hatten die Söhne des Landgrafen in der Hoffnung, daß ihr Vater werde befreit werden, das Strafgeld noch vor dem Termine bezahlt und die Festungen geschleift; nichtsdestoweniger blieb ihr Vater eingekerkert. Überall in Constanz wie in Frankfurt am Main, lagen spanische Truppen, und Karl trug sich seit dem Ende des Jahres 1548 mit dem Gedanken um, seinem Sohne Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen und vielleicht auch dieselbe erblich zu machen. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß Deutschland damals unter seinen Fürsten einen großen Mann und, was noch seltener ist, mehrere gute, edle, fromme, die Rechte des Volkes achtende Fürsten und Fürstensöhne hatte, und daß des Kaisers Bruder, Ferdinand, sowie dessen Sohn, der nachherige Kaiser Maximilian II., mit den edelsten der protestantischen Fürsten vertraut, sich nicht zum Werkzeuge der spanischen Tücke gebrauchen ließen. Zu jenen Fürsten rechnen wir vor allen Christoph, Ulrich's von Württemberg Sohn, welcher erst im November 1550 seinem Vater Ulrich nachfolgte,

und die Wunden heilte, die dieser geschlagen hatte. Er war der Freund von Ferdinand's Sohn Maximilian, welcher gut und fromm, wie Christoph, im Evangelium forschte und dasselbe später auszubreiten suchte. Maximilian war durch seinen Hofprediger Pfäuser zum Evangelium geführt und vom Pabste abgewendet worden; sein Freund Christoph sorgte für seine weitere Belehrung. Was Maximilian, welchen deshalb auch des Kaisers Hof-Theologen gern zu Gunsten seines Veters, des Spaniers Philipp, vom deutschen Throne ausgeschlossen hätten, vom Pabstthume dachte, kann man aus einem Handschreiben desselben an den Herzog Christoph ersehen, welches Sattler im vierten Theile seiner württembergischen Geschichte mitgetheilt hat. Maximilian schrieb diesen Brief, um dem Herzoge, seinem lieben Gevatter, zu melden, „was für eine ehrliche, zu Teutsch teuflische Werbung das ehrbare Herz, der Pabst, am Hofe seines Vaters (des Königs Ferdinand I.) treibe.“ Christoph empfahl seinem Freunde den Peter Paul Bergerius, welchen dieser später heimlich hegte, und der zu den wenigen Italiänern gehörte, die um des Evangeliums willen den kirdlichen Würden entsagten. Er schickte außerdem seinem Freunde, nachdem derselbe schon fünf Theile von Luther's deutschen Schriften gelesen hatte, zwei der lateinischen, und Maximilian bat ihn hierauf noch um die Zusendung aller übrigen.

Wir könnten noch andere treffliche und fromme Fürsten dieser Zeit anführen; wir wollen aber nur noch einige Worte über Moriz von Sachsen sagen, den einzigen großen Mann, welcher den Kaiser mit seinen eigenen Waffen besiegte. Moriz verachtete den lobenden Lärm der Zeloten, wandelte vier Jahre lang ganz still seinen Gang, betrog die arglistigen Spanier, täuschte die Schlangen, spionirenden Italiäner und machte Karl's Politik durch die seinige zu Schanden. Freilich war für Moriz ein Hauptgrund, Karl's Treulosigkeit mit Treulosigkeit zu bekämpfen, die fortdauernde Haft und Mishandlung seines Schwiegervaters, des Landgrafen von Hessen. Karl hatte in Bezug auf diesen nicht allein sein kaiserliches Wort gebrochen, sondern auch die beiden Kurfürsten, Moriz und Joachim II., beschimpft, welche das von ihnen gegebene Wort nicht halten konnten und durch ein schriftlich ertheiltes Versprechen gebunden waren, sich den hessischen Prinzen als Gefangene

zu stellen, wenn der Kaiser nicht ihren stets erneuten heftigen Vorstellungen Gehör schenkte. Der Kaiser ward zuletzt in seinen Antworten unartig gegen die beiden Kurfürsten, drohte den Landgrafen nach Spanien zu schicken, und schleppte 1548 diesen, sowie den Kurfürsten Johann Friedrich mit in die Niederlande. Den Letzteren nahm er 1550 wieder mit nach Deutschland; den Landgrafen dagegen schickte er zuerst nach Dubenarde und ließ ihn nachher in immer härterer Haft halten. Von diesem Augenblicke an sann Moriz darauf, mit Gewalt zu erhalten, was seinen wiederholten dringenden Bitten versagt wurde. Wie sehr ihm an der Befreiung des Landgrafen lag, bewies er dadurch, daß er, als Karl seinen Sohn Philipp nach Deutschland kommen ließ, diesem entgegenreiste, um ihn zur Fürbitte bei seinem Vater zu bewegen. Moriz verhinderte übrigens auf jede Weise, daß der Kaiser und seine Spanier Argwohn gegen ihn faßten; er sparte sich aber, wie wir unten sehen werden, den ersten Angriff auf die mit der Reichsacht belegte Stadt Magdeburg mehrere Jahre lang für den Augenblick auf, wo er das gegen Magdeburg gerüstete Reichsheer gegen den Kaiser selbst gebrauchen könne. Die Magdeburger Freischaaren fielen oft in Morizens Gebiet ein, und diesen ward von den Pasquillanten, denen die Magdeburger Schutz und Zuflucht gaben, noch weit mehr als der Kaiser mit Schmähungen verfolgt; dessen ungeachtet ließ er dem langsamen Reichs-Proceß seinen Gang, rüstete ein Heer und schloß zwar die Stadt ein, griff sie aber erst dann ernstlich an, als seine Pläne ganz reif waren.

Ebenso benahm sich Moriz in Bezug auf des Kaisers Plan, die Religions-Angelegenheiten durch eine Cabinets-Ordre, Interim genannt, zu beendigen. Karl war auf diesen Gedanken verfallen, als Pabst Paul III. unter dem lächerlichen Vorwande, daß die Luft in Trident ungesund sei, das Concilium von dort nach Bologna verlegt hatte. Der Kaiser, welcher über diesen Schritt sehr erbittert war, wollte deshalb den 1547 nach Augsburg berufenen Reichstag, welcher bis in das folgende Jahr hinein fort dauerte, benutzen, um, während seine Truppen noch im Reiche vertheilt lagen, ohne Mitwirkung des Pabstes die Religion ebenso wie den deutschen Staat militärisch zu ordnen. Die Anordnungen, welche er für diesen Reichstag traf, erlaubten nicht, auf eine freik

Berathung der religiösen oder politischen Angelegenheiten zu schließen. Karl verlangte nämlich zuerst, daß die Stände während des Reichstages keine besonderen Zusammenkünfte oder Berathschlagungen hielten; dann ließ er beschließen, daß das Reichs-Kammergericht wiederhergestellt und auch von den Protestanten anerkannt werden solle. Um die Letzteren auf seine monarchische Hülfe zu vertrusten, forderte er, daß wenigstens für das erste Mal die Wahl der Richter ihm allein überlassen werde; um sie zu schrecken, drohte er die Ausführung der Urtheile allein zu übernehmen. Auf welche Weise er zu verfahren gedenke, bewies er dadurch, daß er die Augsburgischen Protestanten zwang, die Dom-Kirche und mehrere andere Kirchen dem Bischöfe wieder einzuräumen, der diese dann, wie wenn sie in den Händen von Heiden gewesen wären, neu weihen ließ. Nach dem Reichstage hob der Kaiser sogar die ganze Stadtverfassung Augsburg's eigenmächtig auf und ertheilte eine neue. Auch setzte er damals einseitig durch, daß, wie schon Maximilian I. gewollt hatte, die Niederlande als burgundischer Kreis an das deutsche Reich geknüpft wurden, was für beide Länder lästig war und daher auch keine bleibende Dauer haben konnte.

Zum Glück für die Protestanten bestand, gerade als Karl in ganz Deutschland mit Ausnahme der Länder um die Elbe und Weser Allmächtig gebot, eine heftige Zwietracht zwischen ihm und dem Pabst Paul III. Diese hatte ihren Grund darin, daß der Pabst das Concilium nach Bologna verlegt hatte, und daß der Kaiser die Mörder des Peter Morysius Farnese unterstützte. Peter Morysius war bekanntlich ein Sohn Paul's III. (s. S. 193) und hatte sich als einen schrecklichen Tyrannen gezeigt. Der Pabst hatte zwar die Laster seines Sohnes und die unerhörten Frevel, die derselbe in Parma und Piacenza verübte, nicht zu leugnen gewagt, sich selbst aber damit entschuldigt, daß er diese ihn nicht gelehrt habe, und daß er ihn als seinen einzigen Sohn über Alles liebe. Peter Morysius ward in Piacenza von einigen Enthusiasten vornehmen Standes niedergestossen, dann aus dem Fenster seines Palastes geworfen und vom Volke grausam verstümmelt und herumgeschleift. Das Volk und die Mörder fürchteten jedoch die Rache der Familie Farnese, da des Ermordeten Sohn Ottavio Farnese, welcher vom Pabste schnell nach Parma geschickt worden war, diese Stadt besetzt

hielt. Sie riefen deshalb den kaiserlichen Statthalter von Mailand, Ferdinand von Gonzaga, nach Piacenza, und dieser nahm sie in Schutz. Ottavio schloß hierauf einen Waffenstillstand mit Gonzaga und ließ Piacenza einstweilen in dessen Händen. Der alte Pabst aber wollte Piacenza durchaus zurückerhalten und nicht einmal Parma in den Händen seines Enkels lassen, sondern er nahm dasselbe entweder für dessen Bruder Horaz oder für die Kirche in Anspruch, und schickte erst ganz kurz vor seinem Tode an Camillo Orsini, welcher für die Kirche in Parma commandirte, den Befehl, diese Stadt dem Ottavio zu übergeben. Nach Paul's Tode erklärte jedoch Orsini, er werde Parma für den künftigen Pabst bewahren. Dieser Pabst, Julius III., wollte ebenfalls Parma nicht räumen lassen. Ottavio suchte daher zuerst mit Hülfe der Spanier Parma wieder zu besetzen, und wandte sich nachher an die Franzosen. Dies veranlaßte, wie wir unten angeben werden, eine Veränderung der Dinge in Italien und einen Krieg Karl's V. mit Frankreich, welcher endlich die lange verschobene Ausführung der Plane des Kurfürsten Moritz möglich machte.

Im Jahre 1548, als Pabst Paul III. noch lebte und das nach Bologna berufene Concilium der Christenheit aufdringen wollte, schien Kaiser Karl Willens, auf dem Augsburger Reichstage auch die geistlichen Angelegenheiten gewaltsam zu ordnen. Er verlangte deshalb von den Protestanten, daß sie ihre Sache dem Concilium von Trident unbedingt überlassen sollten, versprach ihnen aber auch dafür zu sorgen, daß auf diesem Alles christlich, ordentlich und gebühlich behandelt werde. Da niemand zu widersprechen wagte und besonders die protestantischen Fürsten schwiegen, so handelte der Kaiser, als wenn auch die Städte ihm Alles überlassen hätten, was keineswegs der Fall war. Er trat zuerst dem Pabste dreist entgegen. Diesem ließ er nicht allein in Rom seinen Unwillen über das Concilium von Bologna kund thun, sondern seine Gesandten Velasquez und Vargas mußten auch am 16. Januar 1548 in diesem Concilium selbst eine Protestation gegen Alles, was dort beschloffen wäre und beschloffen werden könnte, feierlich vorlesen. Schon zwei Tage vor diesem Schritte der kaiserlichen Gesandten hatte Karl der Reichsversammlung diese Protestation kund machen lassen und die Stände aufgefordert, ihm

anzugeben, wie man den inneren Frieden auch ohne den Pabst wiederherstellen und über eine vermittelnde Religions-Formel einig werden könne. Der Vorschlag war den Katholiken ebensowenig angenehm, als den Protestanten; die Reichsstände konnten daher auch über die Wahl der Männer, welche eine solche entwerfen sollten, nicht einig werden und überließen dieselbe endlich dem Kaiser. Dieser wählte den Bischof von Raumburg, Julius Pflug, den Weihbischof von Mainz, Michael Helding, und den sehr eiteln und zweideutigen brandenburgischen Hof-Theologen und Schein-Protestanten, Johann Agricola. Die Erwählten sollten dem Reichstage einen Aufsatz über die Hauptpunkte des Glaubens, des Gottesdienstes und der Kirchenverbesserung vorlegen, welche bis zur Schlußbestimmung durch das Concilium zugleich für die Protestanten und für die Katholiken als Gesetz betrachtet werden könnten. Die genannten drei Herren setzten das sogenannte Augsburgische Interim auf, welches in 26 Artikeln fast die ganze alte römische Lehre, nur hie und da verdeckt und versteckt, enthielt. Dieses beiden Theilen mißfällige Interim ward am 15. Mai 1548 in der Reichsversammlung vorgelesen, und da an demselben Tage der vom Pabste geschickte Nuntius beim Kaiser Audienz hatte, so glaubte man allgemein, der Kaiser habe dem Pabste recht auffallend zeigen wollen, daß er auch ohne ihn in Deutschland religiöse Gesetze geben könne. Der Pabst und die Bischöfe waren mit dem Interim besonders deshalb unzufrieden, weil die protestantischen Geistlichen ihre Frauen sollten behalten dürfen, weil ihnen erlaubt wurde, ihren Gemeinden das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu reichen, und weil namentlich die Protestanten nicht gezwungen werden sollten, alles säcularisirte Kirchengut sogleich zurück zu geben. Warum aber die Protestanten sich durchaus weigerten, das Augsburgische oder kaiserliche Interim anzunehmen, könnten wir nur dadurch klar machen, daß wir in das Theologische eingingen, was wir sorgfältig vermeiden, da wir uns streng auf politische Geschichte beschränken. Die Städte verweigerten alle die Annahme des Interim, Bremen und Magdeburg widersezten sich sogar mit den Waffen; diejenigen aber, welche den alten Cultus wieder einführten, thaten es nur aus dem Grunde, weil sie durch die kaiserlichen Truppen gezwungen wurden. Die protestantischen Geist-

lichen verließen in Schaaren Amt, Haus und Hof, und ließen sich in Ketten fortschleppen oder einkertern, oder flohen, wie Peter Martyr, Schino und Andere, nach England, wo endlich nach Heinrich's VIII. Tode eine wirkliche Reformation vorgenommen ward.

Kurfürst Moriz, welcher aufrichtig protestantisch war, und dessen Bruder August sich sogar später aus fanatisch lutherischem Eifer empörende Verfolgungen gegen den aufgeklärteren Theil seiner Glaubensgenossen erlaubte, ward, weil er Zeit zu gewinnen suchte, von den Protestanten als Abtrünniger geschmäht und von Flacius Illyricus, sowie von vielen Anderen in einer Menge Flugschriften verschrieen. Dessen ungeachtet nahm er, auch als die beiden protestantischen Kurfürsten von der Pfalz und von Brandenburg die Einführung der kaiserlichen Religion gestattet hatten, das Interim nicht sogleich unbedingt an; er schob vielmehr seine Erklärung über dasselbe ebenso, wie seinen Angriff auf Magdeburg, hinaus, indem er sagte, er wolle zuerst seine Theologen darüber befragen. Er machte sogar in einer im März übergebenen Schrift Einwendungen und berief sich darauf, daß der Kaiser im vorigen Jahre beim Abschlusse des Bundes versprochen hatte, ihn bei seiner Religion zu lassen. Doch suchte er seine Theologen dazu zu bewegen, daß sie sich auf Unterhandlungen einließen. Melanchthon, schwach und unentschieden, wie er war, willfahrte dem Kurfürsten, obgleich er dessen Absichten, den Kaiser zu täuschen, nicht kannte. Er wußte auch seine Kollegen Bugenhagen, Cruciger und Georg Major zu einer günstigen Erklärung über das Interim zu bereden. Nichtsdestoweniger war der Kaiser heftig erzürnt, weil diese Männer nicht Alles billigten. Melanchthon ließ sich von dem halb-papistischen Minister von Carlowitz durch schöne Reden von der Einheit der Kirche täuschen; er schrieb sogar, der Kurfürst möge nur befehlen, er wolle sich nicht widersetzen, sondern schweigen oder sich entfernen oder leiden. Welche Erbitterung Melanchthon und seine Kollegen durch diese Art von Nachgiebigkeit bei den Protestanten hervorrufen mußten, wird man schon allein aus der plattdeutschen Inschrift ersehen können, welche auf die in Niedersachsen gegen das Wort Interim geschlagenen Thaler gesetzt ward*).

*) Auf der Hauptseite war die Taufe Christi im Jordan dargestellt mit der

Die sächsischen Theologen kamen endlich auf einen Gedanken, welcher von Melancthon ausging und der Politik des Kurfürsten vortreflich dienen konnte, da dieser dem Interim durchaus nicht gewogen war, aber doch dem Kaiser zu Gefallen den Namen beibehalten wollte. Die Theologen des Kurfürsten rathen ihm nämlich unter dem Vorwande, daß es sogenannte *Adiaphora* oder gleichgültige Ceremonien oder Lehren gebe, die der reinen Lehre nichts benähmen und nach der christlichen Freiheit des Friedens halber zugelassen werden könnten, eine Anzahl Artikel des Augsburgerischen Interim gelten zu lassen. In Folge dieses Rathes entstand ein Aufsat, durch welchen der Kaiser befriedigt werden sollte, und den man das sächsische oder Leipziger Interim oder auch das zweite, neue oder junge Interim nannte. Es ward von Moriz, da dessen Plan noch nicht reif war, den Sachsen mit Gewalt aufgedrungen: die sächsischen Geistlichen und Schullehrer mußten es annehmen, und die Prediger, welche sich nicht darein fügen wollten, wurden ohne alle Rücksicht auf ihre Vorstellungen aus dem Lande getrieben. Dies veranlaßte, daß später über die Lehre von den *Adiaphoren* oder den gleichgültigen Religions-Punkten eine blutige Zwietracht unter den Protestanten entstand. Übrigens nahmen die katholischen Regierungen auf keines der Interime Rücksicht, während die in ihren Ländern wohnenden Protestanten das Alte unbedingt wieder herstellen mußten.

Auch Pabst Paul III. gab bis zu seinem Tode, welcher am 10. November 1549 erfolgte, sein Concilium in Bologna nicht auf. Bei der Erwählung seines Nachfolgers stritten die päpstliche und die kaiserliche Partei unter den Kardinalen fast vier Monate lang mit einander. Die Letztere suchte die Wahl des würdigsten unter den Kardinalen, des durch seine Bertheidigung der Kirche gegen Heinrich VIII., durch seine nahe Verwandtschaft mit diesem und durch seinen Anspruch an den englischen Thron bekannten Reginald Pole (s. S. 158 f.), durchzusetzen. Dies gelang ihnen

Umschrift: „*Did. is mün leve Son, den schall gi horen.*“ Die Rückseite stellte in einem aufrechtstehenden Drachen mit drei Menschengesichtern (Den drei Urhebern des Interim) die Versuchung Christi durch den Satan dar und hatte die Umschrift: „*Packe di, du Satan Interim.*“

aber nicht, sondern die Farnesische Partei siegte, und im Februar 1550 wurde der schlechteste unter den Kardinälen erwählt. Dieser Mann, dessen Laster und Verbrechen an Pabst Alexander VI. aus dem Hause Borgia erinnerten, war Cardinal di Monte oder del Monte, und gab sich als Pabst den Namen Julius III. Er verständigte sich sogleich mit dem Kaiser in Betreff des Conciliums, während wegen des Besizes von Parma und Piacenza der Zwist zwischen Beiden fortbauerte. Die Welt war ganz überrascht, als ein Pabst, welcher als Legat Paul's III. lange Zeit für das Concilium zu Bologna kabalirt hatte, sich bereit erklärte, das Concilium nach Trident zurückzuverlegen. Der Kaiser hatte es nämlich dahin gebracht, daß es schien, als wenn das Interim dem deutschen Reiche wirklich aufgezwungen werden könne, und deshalb war es flug, nach und nach einzulenkten. Jener Schein war jedoch trügerisch, weil die deutschen Fürsten gerade zur Zeit der Erwählung des neuen Pabstes einen von der Religion ganz unabhängigen Grund erhielten, das Verfahren des Kaisers argwöhnisch zu beobachten und sich nicht von ihm gebrauchen zu lassen, so daß selbst Karl's Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian mit Moriz und anderen protestantischen Fürsten in eine geheime Verbindung traten, um zu verhindern, daß der Kaiser die Ordnung der Thronfolge ändere.

Kaiser Karl nämlich, welcher 1548 viele seiner Truppen mit sich in die Niederlande genommen hatte und dort das ganze Jahr 1549 hindurch, sowie die ersten Monate von 1550 verweilte, hatte sich von Paul III. eine Dispensation zur Vermählung seiner Tochter Maria mit seinem Neffen Maximilian verschafft und den Letzteren nach Spanien reisen lassen, wo derselbe die Leitung der Regierung erhielt, während Karl seinen Sohn Philipp zu sich in die Niederlande rief. Philipp ward von Andreas Doria auf einer der glänzendsten Flotten, welche seit langer Zeit aus einem spanischen Hafen ausgelaufen waren, nach Italien gebracht, hielt sich einige Zeit in Mailand auf, und reiste im Januar 1549 durch Deutschland in die Niederlande. Viele deutsche Fürsten reisten ihm damals entgegen, unter ihnen war auch Moriz von Sachsen, der ihn dringend um seine Verwendung für den Landgrafen Philipp ersuchte. Moriz war ebensowenig als die anderen Fürsten mit

Philipp's spanischen Manieren und seiner durchaus nicht jugendlichen oder bieder deutschen Haltung zufrieden; auch verspürte er macher keine Wirkung von dessen Verwendung beim Kaiser. Ob Karl, wie auch Planck glaubt, schon gleich nach Besiegung der Protestanten daran dachte, seinem Sohn Philipp die Kaiserkrone zu verschaffen, und ob er schon 1548 mit seinem Bruder Ferdinand unterhandelt hatte, damit dieser sich mit der römischen Königswürde begnüge, wollen wir nicht untersuchen. Nach dem Reichstage, den er auf Juli 1550 nach Augsburg ausgeschrieben hatte, sprach er sich öffentlich und officiell darüber aus. Er ließ auf diesem Reichstage seinen Vorsatz als Gerücht verbreiten, und unterhandelte mit Ferdinand über die Sache. Philipp mußte nach Augsburg kommen, und der Kaiser verlegte nicht nur aufs neue einige tausend Spanier in das Reich, sondern er besetzte auch Augsburg mit Truppen. Es hieß, er wolle das Reich erblich machen, daß er es seinem Sohne übertragen lasse. Der Gedanke des Kaisers fand jedoch weder bei Protestanten noch bei Katholiken Gehör. Philipp reiste daher in die Niederlande zurück, und der Kaiser richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Unterdrückung der Protestanten, welche um so leichter schien, da der einzige deutsche Fürst, der im Stande war, ihnen Gewissensfreiheit zu erkämpfen, der Gegenstand des Hasses und der Schmähungen von Seiten der heftigen Lutheraner, unter welchen Flacius Illyricus die Hauptrolle spielte, geworden war. Für diese war wohl nicht ganz mit Unrecht das Leipziger Interim ein weit größeres Ärgerniß, als das Augsburgerische, weil es auf Melancthon's unseliger Theorie von Adiaphoren oder unbedeutenden Glaubens-Artikeln beruhte. Sie schmähten daher den Herzog Moritz und seine Theologen Jahre lang in unzähligen Schriften, wogegen aber auch diese ihnen nichts schuldig blieben *). In den Schriften, welche von Magdeburg, von Bremen und überhaupt von den durch kaiserliche Truppen nicht bedrohten Städten in zahlloser Menge ausgingen, wurden die Wittenberger Theologen „Ahabiten, Baaliten, Adiaphoristen, Epifureer, Leute, die mit der babylonischen Hure buhlen, Samariter, Verfälscher der wahren und

*) Bleck in seinem dreifachen Interim nennt sieben und dreißig grobe Streitschriften; es wäre aber leicht, die doppelte Zahl anzugeben.

reinen Religion“ u. s. w. gescholten. Die Letzteren dagegen nannten ihre Gegner „Verräther, falsche Brüder, freventliche, undankbare, abtrünnige, aufrührerische, teuflische, böse Leute, ja Schlangen und Ottern“.

Der Kurfürst ließ sich alles dies nicht anfechten. Er rüstete unter dem Vorwande, die Acht gegen Magdeburg zu vollziehen, ein weit größeres Heer, als zur Bezwingung dieser Stadt nöthig war. Den letzten Schritt, die förmliche Verbindung mit dem Reichsfeinde gegen den Kaiser, that er erst dann, als der Krieg zwischen diesem und dem Könige von Frankreich durch den Streit über Parma unvermeidlich geworden war. Die Rechtmäßigkeit dessen, was er bei dieser Verbindung zum Nachtheile seines Vaterlandes that und zugestand, wollen wir weder vertheidigen noch rechtfertigen. Jedenfalls hatte er dabei das Glück, daß die spanischen Maßregeln, welche von den kaiserlichen Ministern gegen deutsche Fürsten und Städte und gegen die seit dreißig Jahren bestehende neue, evangelische Staats-Religion getroffen wurden, seine Schritte und Zugeständnisse wenigstens entschuldigen können. Was das Verfahren der Minister Karl's gegen die protestantische Religion angeht, so ließ der grobe Bischof von Arras, der jüngere Granvella, welcher die Stelle seines Vaters bekleidete, aber dessen Fähigkeiten nicht geerbt hatte, nach dem Augsburger Reichstage am 25. August 1551 die sämmtlichen evangelischen Pfarrer von Augsburg gewissermaßen als Verbrecher in sein Haus rufen, wo sie dann, von Trabanten umgeben, vor ihm, dem Reichs-Vizekanzler Seld und einigen kaiserlichen Räthen zuerst lange mit Fragen gepeinigt und endlich mit den Worten angefahren wurden: „Ob sie denn nicht glaubten, daß der Kaiser das Recht habe, in der Religion sowohl als in politischen Sachen Gesetze zu machen und die Formel der Lehre vorzuschreiben.“ Der Senior erwiderte: „Es sei nicht die Rede von dem, was dem Kaiser freistehe oder nicht, sondern davon, daß er und seine Collegen schon längst erklärt hätten, sie könnten die kaiserliche Glaubensformel nicht annehmen und noch weniger billigen.“ Da fuhr der grobe Bischof ihn an und rief: „Pact' dich, Kerl (Apage, bestia)“. Zuletzt ließ Granvella die Prediger noch einmal vor sich führen und kündigte ihnen an: innerhalb drei Tagen die Stadt zu räumen, im Reiche und

in allen Staaten des Kaisers nie mehr zu predigen, von niemanden Abstand zu nehmen oder zu sagen, warum sie aus der Stadt entfernt würden, und endlich weder eine Trostschrift zu erlassen, noch einen Bericht über das, was vorgefallen sei, zu geben. Von dieser Zeit an wurde auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers in Augsburg weder evangelischer Gottesdienst gehalten, noch gepredigt, noch ein Sacrament ausgetheilt.

Die Wiedereröffnung des Concils von Trident und die drohende Art, wie der Kaiser von den Fürsten und auch sogar von Moriz das Versprechen, ihre Theologen nach Trident zu schicken und sich den Beschlüssen des Concils zu fügen, erpreßte, bewiesen um dieselbe Zeit, daß Deutschland von Karl mit einem ähnlichen Schicksale bedroht sei, als dasjenige war, welches nachher sein von ihm zum deutschen Kaiser bestimmter Sohn Philipp über die Niederlande verhängte. Jetzt wurde daher die Erscheinung der Franzosen in Parma und ihr Bund mit Ottavio Farnese für Moriz und seine Verbündeten ein Signal, auch ihrerseits sich gegen den Kaiser zu erheben. Pabst Julius III. hatte nämlich, als Ottavio Farnese sich durch den kaiserlichen Statthalter von Mailand wieder in den Besitz von Parma zu setzen suchte, nachgegeben. Er hatte den Commandanten, welchen Paul in diese Stadt geschickt hatte, und der dieselbe für den neuen Pabst behaupten wollte, abgerufen und sie dem Ottavio Farnese wieder überlassen. Dieser wollte gern auch Piacenza den Spaniern wieder entreißen, und fürchtete jeden Augenblick aufs neue vom Pabste aus Parma getrieben zu werden; er wandte sich daher an Heinrich II., welcher seit 1547 in Frankreich herrschte. Am 27. Mai 1551 nahm Heinrich II. die Familie Farnese förmlich in seinen Schutz, und versprach nicht nur dem Ottavio Farnese, der wegen dieser Verbindung mit Frankreich von den Truppen des Pabstes und des Kaisers in Parma enge eingeschlossen wurde, zweitausend Mann zu Fuß und fünfhundert leichte Reiter, sondern auch zwölftausend Goldthaler jährliche Subsidien, und legte als Bürgschaft für das letztere Versprechen zweimalhunderttausend Dukaten in Venedig nieder. Das französische Hülfsheer erreichte Parma trotz der Hindernisse, welche die kaiserlichen und päpstlichen Truppen ihm in den Weg legten, und Paul de Thermes, vorher Gesandter in Rom, übernahm das Com-

mando in der Stadt. Der Pabst bemühte sich zwar, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, allein der König von Frankreich hatte schon längst den Unwillen der Söhne des gefangenen Landgrafen und des Kurfürsten Moriz benutzt, um sich für den Verlust von Mailand auf Unkosten des deutschen Reiches zu entschädigen.

König Heinrich II. hatte schon 1548 den Erzbischof von Biennes, Marillac, nach Deutschland geschickt, und dieser hatte dort eine großartige Kabale gegen den Kaiser angesponnen und eine Anzahl Agenten in allen Gegenden besoldet, um die Protestanten zu einer neuen Schilderhebung zu ermuntern. Von diesen Agenten, welche wir nicht alle nennen wollen, waren der edle Sturm und der Geschichtschreiber dieser Zeiten, Sleidanus, am Rhein und bei den oberländischen Städten thätig, d'Auzay unterhandelte mit den norddeutschen Städten, und de Fresse, Bischof von Bayonne, verweilte bei den Söhnen des Landgrafen Philipp. Nur bei Moriz befand sich, damit derselbe nicht Argwohn erzeuge, kein Franzose, sondern Marillac bediente sich bis zu der Zeit, wo ein Vertrag abgeschlossen werden sollte, bei Moriz eines Italiäners, welcher von niemanden als sein Agent betrachtet wurde. Die Fäden hielt Marillac in den Händen. Dieser beauftragte endlich den Bischof de Fresse, einen Bund zu schließen, in welchem den protestantischen Fürsten für ihre Unternehmung gegen den Kaiser Frankreich's Hülfe versprochen ward. Dieser höchst geheim gehaltene Bund, den wir entschuldigen, aber nicht rechtfertigen können, wurde von Johann Albrecht von Mecklenburg, Johann Georg von Brandenburg-Baireuth, Wilhelm von Hessen und Moriz von Sachsen, welche Letztere sich zuvor in Torgau und Lohau mit ihren gerade damals von ihrem neuen Verbündeten in Frankreich grausam verfolgten Glaubensgenossen verständigt hatten, am 5. Oktober 1551 zu Friedewalde, einem sehr einsam gelegenen Waldschloß in Hessen, abgeschlossen. Die Fürsten versprachen in demselben, zur Erhaltung der deutschen Verfassung und zur Befreiung des gefangenen Landgrafen die Waffen zu ergreifen und sie nicht ohne beiderseitige Einwilligung wieder niederzulegen. Die Verbündeten wollten sich von Johann Friedrich's Söhnen einen Revers ausstellen lassen, daß dieselben sich während des Krieges ruhig verhalten wollten; wo nicht, so wollten sie sie als Feinde behandeln. Wenn aber

Johann Friedrich's Söhne sich ihrem Bunde anschließen, so sollte auch die Freilassung ihres Vaters bewirkt werden. Kurfürst Moriz sollte vom König Heinrich sogleich zweimalhundertvierzigtausend, in der Folge aber monatlich sechszigtausend Goldthaler Subsidiën erhalten. Dafür willigte Moriz und seine Bundesgenossen ein, daß der König die zum deutschen Reiche gehörigen Städte, in welchen nicht Deutsch gesprochen werde, Metz, Toul, Verdun und Cambrai, besetzen und mit Vorbehalt der Rechte des Reiches als Reichs-Vicarius behalten dürfe. Die Fürsten wollten bis zum 11. März 1552 ein Heer von siebentausend Reitern und vierzigtausend Mann Fußvolk gegen den Kaiser marschiren lassen und alle Städte und Herren mit Feuer und Schwert zwingen, sich an sie anzuschließen. Sie vergaßen dabei das Nationalinteresse so sehr, daß sie den König von Frankreich verpflichteten, mit einem gleich starken Heere am Rhein zu erscheinen und, wenn es nöthig wäre, auch noch weiter vorzuziehen. In den Bund der genannten deutschen Fürsten und Heinrich's von Frankreich war ein Fürst nicht mit einbegriffen, der sich nachher bald heranzudrängen wußte, um bei dieser Gelegenheit am Main und Rhein rauben und morden zu können. Dies war der rohe und wilde Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der in inniger Verbindung mit allen jenen kleinen Grafen, Baronen und Rittern von Nord- und Mitteldeutschland stand, welche noch immer gleich den Kurden und Beduinen das Berauben und Ausplündern der Schwächeren als ein edles, romantisch-ritterliches Gewerbe trieben, und sich an den Meistbietenden vermietheten. Albrecht reiste verkleidet nach Frankreich, wo der König Heinrich am 15. Januar 1552 in seinem Schlosse Chambord den geschlossenen Vertrag bestätigte und Albrecht in den Stand setzte, eine ganz bedeutende Zahl seiner sauberen Raubgenossen in Dienst zu nehmen.

2. Bis zum Schluß des Augsburger Reichstages von 1555.

Nach dem Abschlusse eines Vertrages, welcher unmöglich lange geheim gehalten werden konnte, machte Moriz dem Schein-Kriege, den er bisher mit Magdeburg geführt hatte, ein Ende, um einen ernstlichen Krieg mit dem Kaiser anzufangen. Gegen Magdeburg war schon im Juli 1547 eine Achtserklärung, die uns Hortleder aufbewahrt hat, ausgefertigt worden, und seit dieser Zeit bildete Magdeburg einen Zufluchtsort für alle diejenigen, welche die alte Ordnung und Religion am meisten haßten und über die diplomatische Nachgiebigkeit der protestantischen Fürsten und ihrer Theologen am heftigsten erbittert waren. Alle Arten von Schand- und Schmähschriften, sowie von höhrenden Liedern, Medaillen, Gemälden und Holzschnitten gingen von Magdeburg aus, und die daselbst vereinigten unruhigen Köpfe und zuchtlosen Schaaren streiften weit und breit im Lande der Anhänger des Interim's, besonders aber im sächsischen Gebiete umher. Die Stadt wurde daher durch Reichstruppen bekriegt und von allen Seiten her enger und enger eingeschlossen; allein zu einer eigentlichen Belagerung kam es nicht, weil es an Geld fehlte. Auch war keinem deutschen Fürsten die Kriegführung gegen die geächtete Stadt besonders übertragen worden. Es wurde deshalb in den Jahren 1548 und 1549 nichts Entscheidendes gegen Magdeburg unternommen. Als endlich der Kaiser 1550 zur Abhaltung eines Reichstages wieder nach Deutschland kam, drang er sogleich auf ernste Maßregeln gegen die trotzige Stadt, welche der Sitz und das Bollwerk aller Unzufriedenen, sowie die Plage und das Argerniß für alle nahen und fernen Nachbarn geworden war. Auch dann noch (November 1550) bot man den Magdeburgern unter leidlichen Bedingungen Vergebung an; sie erklärten aber trotzig, daß sie weder zu diesem Anerbieten, noch zu den Fürsten, von welchen dasselbe gemacht worden war, Zutrauen hätten. Dies diente den Plänen des Kurfürsten Moriz vortrefflich. Die deutschen Stände trugen darauf an, daß ihm die Execution der Reichsacht übertragen, und daß die Stände aller benachbarten Kreise aufgefordert würden, ihn dabei zu unterstützen. Der Kaiser ging auf

diesen Vorschlag ein, und Moriz erhielt für seine Kriegsrüstungen hunderttausend Dukaten auf einmal und sechszigtausend monatlich, so daß er eine zahlreiche Mannschaft und vieles Geschütz zusammenbringen konnte. Auch zahlte er vielen der Grafen, Fürsten, Herren und Ritter, welche beim Mangel stehender Heere aus dem Vermiethen geworbener Streiter ein Gewerbe machten, Wartegelder, um sie zur rechten Zeit an sich ziehen zu können.

Daß dies Alles dem Kaiser verborgen blieb, und daß eine schon im Herbst 1550 begonnene enge Einschließung der Stadt Magdeburg noch ein ganzes Jahr lang fortgesetzt werden konnte, ohne seinen Argwohn zu erregen, würde unerklärlich sein, wenn wir nicht wüßten, daß Karl seit dem März 1551 an nichts dachte, als an die Concilien-Sache, die Vertreibung seines Schwiegersohnes Ottavio Farnese aus Parma und den drohenden Krieg mit Frankreich. Morizens Schlaueit ist um so mehr zu bewundern, da sich ein guter kaiserlicher General, Lazarus Schwendi, als Commissär des Kaisers in seinem Lager befand, und da Moriz unter den Augen desselben nicht allein den bekannten Hans von Heydeck, welcher der Stadt mit einigen tausend Mann zu Hülfe gezogen war, nebst dessen Leuten in sein Heer aufnahm, sondern sich auch dieses Führers bediente, um, als die rechte Stunde gekommen war, die Magdeburger zur Übergabe ihrer Stadt bereben zu lassen. Moriz hatte diesen wackeren Feldherrn zurückgeworfen und vorgeblich als Gefangenen, in Wahrheit aber als Verbündeten mit sich zurückgebracht, und Heydeck diente seitdem mit vier Fahnen (d. i. Regimentern) unter ihm, während Albrecht von Kulmbach und Schärtlin zu dem Könige von Frankreich gegangen waren und mit französischem Gelde Truppen unterhielten. Heydeck ward, als endlich Moriz gegen den Kaiser loszubrechen beschloß, den Magdeburgern Bürge dafür, daß Moriz wirklich gesonnen sei, das wider sie gerüstete Heer gegen den Verfolger ihres Glaubens, den Kaiser, zu gebrauchen. Sie unterwarfen sich daher am 6. November 1551 willig. Der Form wegen ergaben sie sich zwar auf Gnade und Ungnade an den Kaiser; aber Moriz gestand ihnen nicht nur geheime Bedingungen zu, sondern er stellte auch drei Tage nach dem Abschlusse der Capitulation einen in Cünig's Reichs-Archiv zu findenden Revers aus, daß der Kaiser alle Un-

gnade gegen die Stadt aufgeben und dieselbe bei ihren Freiheiten lassen werde. Sich selbst vergaß Moriz dabei freilich auch nicht; denn er ließ nach der Einnahme der Stadt sich von dem Magistrat und der Bürgerschaft huldigen und das eidliche Versprechen geben, daß sie ihn so lange als ihren rechten Herrn anerkennen wollten, bis sie von ihm und dem Kaiser an einen andern Herrn gewiesen würden. Er besaß übrigens wegen der ihm früher übertragenen Burgvogtei und wegen der Einlösung der Stücke der Burggrafschaft durch Johann Friedrich Hoheitsrechte über die Stadt. Mit dem Erzstift Magdeburg, sowie mit Brandenburg hatte Moriz sich (durch das tripartitum) schon während der Belagerung abgefunden; Brandenburg versprach, für das, was es gewährte, künftig fünfundneunzigtausend Gulden an das Kurhaus zu zahlen. In die Stadt legte Moriz zwar Truppen, jedoch nicht so viele, daß dieselben die Bürger hätten bezwingen können. Von den Truppen aber, welche die Stadt vertheidigt hatten, traten gegen zweitausend Mann in die Dienste des Herzogs Georg von Mecklenburg, welcher im Begriff stand, mit Moriz ins Feld zu ziehen.

Den sächsischen Landständen und dem furchtsamen, zwischen schroffen Gegensätzen stets vermittelnden Melanchthon ward recht bange, als Moriz seine Truppen auch im Winter beisammen hielt. Die Ersteren protestirten, um Hab und Gut besorgt, gegen den Krieg, der Andere schrieb einen Abmahnungsbrief. Der Kaiser war glücklicher Weise weit entfernt. Er hatte sich schon am 21. Oktober nach Innsbruck begeben und die Spanier, welche während seines Aufenthaltes zu Augsburg in der Nachbarschaft lagen, mit sich genommen. Es gelang daher dem Kurfürsten, ihn durch seine Bereitwilligkeit das Concilium anzuerkennen zu täuschen, obgleich auch die geistlichen Kurfürsten, welche des Kaisers Andringen endlich nach Trident gebracht hatte, denselben vor den Absichten Morizens warnten. Der Letztere ließ nämlich nach langem Zögern seine Gesandten wirklich nach Trident abreisen, und ihnen mußten seine Theologen, Melanchthon an der Spitze, nachfolgen, bis sie nach dem Ausbruch des Krieges in Nürnberg den Befehl erhielten, nicht weiter zu reisen. Zugleich erneuerte Moriz seine dringenden Vorstellungen wegen der Freilassung des Landgrafen. Ja, er machte sich sogar in demselben Augenblicke, als er aufbrechen wollte, um den Kaiser

in Innsbruck zu überfallen, zu einer Reise dahin fertig, und ließ seine nahe Ankunft durch einen der Spione des Kaisers anmelden *).

Während der Kaiser ganz sicher war, hatte Moriz im März gegen fünfundzwanzigtausend Mann in Thüringen versammelt und sich in der Mitte dieses Monats zu ihnen begeben. Zwei Tage nachher stieß der Landgraf Wilhelm von Hessen mit seinen Soldaten bei Bischofsheim zu ihm. Am 25. März waren alle Truppen vereinigt, und schon am 31. standen dieselben vor Augsburg. Dem bewunderungswürdig raschen Zuge des Kurfürsten, welcher, wenn wir auf Größe des Geistes, auf Heldenthum im Augenblicke der Gefahr, auf richtige Beurtheilung der lügenden und trüglichen Spanier, mit denen er es zu thun hatte, und auf das glorreiche Resultat seines Zuges sehen, wenig seines Gleichen hat, obgleich die strenge Moral ihn nicht billigt, ging ein Manifest voraus. Entkleiden wir dieses von seiner harten Form, so finden wir, daß die verbundenen Fürsten ihren plötzlichen Angriff mit folgenden drei Umständen rechtfertigten: der Kaiser stehe im Begriffe, trotz seiner vielen Zusagen die evangelische Religion zu unterdrücken; er habe wortbrüchig und treulos den Landgrafen in Haft genommen und halte ihn bereits vier Jahre lang in derselben; er habe endlich Versuche zum Umsturz der Reichs-Verfassung und zur Vernichtung des Reiches gemacht. Augsburg öffnete schon am 3. April seine Thore, und erhielt sogleich seine alte Verfassung und die Ausübung der evangelischen Religion wieder. Von Augsburg zog Moriz an der Spitze von zwanzigtausend Mann zu Fuß und fünftausend Reitern aufs eiligste nach Tyrol, um die Zeit zu benutzen, während welcher die kaiserlichen Truppen zerstreut waren und Karl in Innsbruck nur wenige Leute bei sich hatte. Übrigens ahmten die Städte oder vielmehr die sich selbst ergänzenden Magistrate derselben, welche denjenigen Klassen angehörten, die immer Angst haben, und denen die Freiheit zwar lieb, aber das Geld doch noch viel lieber ist,

*) Der Marschall de Tavannes mém. I. p. 3 preist den Kurfürsten von Sachsen in den wenigen Worten: Moriz, grossier Allemand, trompe les Espagnols et les Italiens sur espoir de paiz et d'aller au concile, marche avec le marquis de Brandenbourg, les fils du Landgrave, ceux de Jean Frédéric etc. etc.

nicht das Beispiel der Magdeburger oder das der Bremer, die sich ebenfalls dem Kaiser nicht gefügt hatten, sondern das der Fünffürter nach. Die kleineren Städte Schwabens, deren Deputirte durch die verbündeten Fürsten im Mai zu Augsburg versammelt wurden, versprachen nach langem Sträuben so viel, als sechs Römervonate betrogen; Nürnberg mußte zur Zahlung gezwungen werden. Um zahlte gar nichts. Desto größer war der Ruhm des Kurfürsten, als er ohne Hülfe der Krämerseelen Deutschland vom Joch der Spanier und Wallonen befreite.

Wir vermuthen, daß Moriz schon vorher sich mit seinem Freunde, dem römischen König Ferdinand, welcher gleich seinem Sohne Maximilian ganz anders dachte, als sein Bruder, dahin verständigt hatte, daß man den Schrecken des Kaisers über den in Italien, in den Niederlanden und am Rhein drohenden Krieg benutzen wolle, um den Kaiser zur Wiederherstellung der deutschen Verfassung und Religionsfreiheit zu zwingen. Ferdinand hatte nämlich, wie man aus Sleidanus sieht, seinen böhmischen Kanzler, Heinrich von Plauen, an Moriz geschickt und seine Vermittelung angeboten; darauf wurde nachher fortgebaut, und Ferdinand hielt zu Linz eine persönliche Zusammenkunft mit Moriz. Schon bei dieser Gelegenheit erbot sich der Kaiser, den Landgrafen Philipp freizugeben, den Geächteten, besonders den Feldherren Heydeck und Schärtlin, Gnade zu gewähren und die Religions-Sache, sowie die Angelegenheit der Reichsverfassung einem Reichstage zu überlassen. Dies nahm Moriz für einen italiänischen Kniff; denn er sollte dagegen seinerseits die Waffen niederlegen und seinen Bunde desgenossen, den König von Frankreich, aufgeben. Hätte er dies gethan, so würde er ganz in des Kaisers Gewalt gewesen sein. Man kam also nur wegen eines am 26. Mai in Passau zu eröffnenden Friedens-Kongresses überein, bis zu welchem Moriz in den Waffen bleiben und weiter marschiren durfte. König Heinrich besetzte gleich darauf die ihm überlassenen Städte in Lothringen, in welche man ihn einließ. Er gelangte auch bis nach Straßburg an den Rhein; diese Stadt folgte aber seiner Lockung nicht, sondern hielt ihre Thore geschlossen. Albrecht von Kulmbach und seine Mordbanden hausten gräßlich in Franken.

Schon am 12. Mai war Moriz im Süden von Baiern. Er

schlug und zersprengte am 18. Mai die kaiserlichen Truppen bei Neute, und nahm am folgenden Tage die Ehrenberger Klause ein. Am 22. war er nur noch zwei Stunden von Innsbruck entfernt, und der Kaiser, welcher am Podagra krank dantieder lag, sah sich genöthigt, fast ohne Begleitung über die unwegsamen Höhen der Gailischen Alpen zu fliehen. Wir vermuthen, daß Moriz absichtlich dem kranken Kaiser Zeit gelassen habe, sich durch eine schimpfliche Flucht eilig zu retten; denn er war ja mit Ferdinand darüber einig, daß die Unterhandlungen zu Passau am 26. Mai wieder beginnen sollten. In Innsbruck ließ Moriz Alles, was dem Kaiser oder den Spaniern gehörte, plündern; Ferdinand's Eigenthum dagegen ward sorgfältig geschützt. Der Letztere, welcher ebenfalls in Innsbruck gewesen war, begab sich von dort nach Passau, wohin auch Moriz kam und wo Beide dann miteinander unterhandelten, während der Kaiser in Villach verweilte. Den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich setzte Karl sogleich in Freiheit; dieser nahm es aber nicht an, sondern folgte noch ferner dem kaiserlichen Hofe, wahrscheinlich weil er nicht wollte, daß es heißen sollte, der Räuber seiner Kurwürde und eines großen Theiles seines Gebietes habe ihn befreit. Ferdinand und die in Passau versammelten Fürsten (mehrentheils geistliche) konnten den überlisteten und daher sehr gekränkten und erbitterten Kaiser lange nicht dazu bewegen, daß er mit Moriz abschließe. Dieser drohte endlich dem geschlossenen Waffenstillstande ein Ende zu machen, und willigte nur ungern ein, daß derselbe bis zum 3. Juli verlängert werde. Als jedoch der Kaiser sich keinen Termin setzen lassen wollte, erklärte Moriz den Waffenstillstand für aufgehoben, und ertheilte den Befehl, die Stadt Frankfurt anzugreifen, in welcher noch einige tausend Spanier lagen. Ferdinand, welcher damals aufs neue durch die Türken heftig bedrängt wurde, fand nöthig, selbst nach Villach zu reisen, um seinen Bruder zum Nachgeben zu bewegen. Dies gelang ihm denn auch, weil Moriz durchaus keine neue Forderung machte, sondern mit dem zufrieden war, was er gleich anfangs verlangt hatte. Es ward hierauf in Passau ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit unter den von Moriz vorgeschriebenen Bedingungen geschlossen, nach welchen der Landgraf von Hessen in Freiheit gesetzt werden und die anderen Protestanten

ihre Ehren und Güter wieder erhalten sollten. Dieser Passauer Vertrag war freilich nur ein Stillstand, kein eigentlicher Frieden, weil zu Passau nur ein Theil des Reiches repräsentirt war und deshalb wegen der Religion, wegen der kaiserlichen Eingriffe in die Verfassung und wegen des Verhältnisses der Parteien noch auf ein Concilium und zunächst auf einen Reichstag verwiesen wurde; allein man fand in Beziehung hierauf eine Auskunst. Man wies nämlich nicht, wie vorher, unbedingt auf das Concilium oder den Reichstag hin, sondern erklärte, es solle mit diesem Passauer Stillstande ein beständiger Frieden zwischen den Anhängern der alten und der neuen Religion anfangen, und jeder Theil solle den anderen nicht nur bei seiner Religion, sondern auch bei seiner Habe, seinen Gütern und Einkünften ruhig lassen. Alle Urtheile der fanatischen Juristen der Reichsgerichte und alle gegen die neue Religion ergangenen beschwerlichen Mandate und Decrete wurden aufgehoben und vernichtet; jeder sollte nicht blos bei seiner Religion, sondern auch bei seiner Habe und seinen Gütern geschützt werden. Zufolge eines Nebenvertrages, den aber der Kaiser nicht bestätigen wollte, sollte dieser Vertrag auch in dem Falle, daß man auf den folgenden Reichstagen nicht einig werde, nichtsdestoweniger beständig in Kraft bleiben. Die Augsburgerischen Confessions-Verwandten sollten deshalb auch künftig zum Reichs-Kammergericht zugelassen und dieses angewiesen werden, allen Parteien ohne Unterschied der Religion unparteiisch Recht zu sprechen. Alles dieses ward nicht nur vom Kaiser und vom römischen Könige, sondern auch von allen Kurfürsten und von dem größten Theile der Fürsten bekräftigt und verbürgt. Ferdinand und sein Sohn Maximilian gelobten, demjenigen Theile, in Rücksicht dessen der Vertrag verletzt werde, gegen den ihn verlegenden beizustehen.

Die Ereignisse der folgenden Jahre, den Ausgang des französischen Krieges, den Tod des Kurfürsten Moriz in Niedersachsen und die Abdankung des Kaisers werden wir erst weiter unten berichten. Hier fügen wir noch eine Bemerkung über die Befestigung des Passauer Vertrages durch den Augsburger Religions-Frieden hinzu. Obgleich nämlich ein Reichstag, auf welchem dem Passauer Vertrage zufolge Alles ausgemacht und dieser in einen förmlichen Frieden umgewandelt werden sollte, schon auf 1553 nach Ulm aus-

geschrieben worden war, so konnte doch weder in diesem noch im folgenden Jahre etwas daraus werden. Im Jahre 1555 aber kam endlich ein Reichstag in Augsburg zu Stande, nachdem Ferdinand, welcher schon Ende December 1554 in jener Stadt angelangt war, mehr als sechs Wochen auf die langsam eintreffenden Stände gewartet hatte. Die Instruction, welche die kaiserlichen Gesandten mitbrachten, war ganz spanisch und römisch abgefaßt; Ferdinand aber und sein Sohn Maximilian waren ganz deutsch und der Letztere dem Pfaffenthume keineswegs gewogen. Ferdinand erklärte sogleich in der Reichstags-Proposition, daß er für das Beste halte, gar keinen Versuch zu machen, die Religions-Meinungen durch ein Concilium oder durch Gespräche und Disputationen zu vereinigen, sondern sich ganz allein an das rein Politische zu halten. Er sprach trotz der Intoleranz, welche in seines Bruders Instruction lag, trotz des Papstes und trotz des von diesem versammelten allgemeinen Tridentiner Concils sich dahin aus, daß man am Besten thun werde, wenn man jetzt den Protestanten einen beständigen, von dem Religions-Vergleiche unabhängigen Frieden auch von Seiten des ganzen Reiches zusichere. Auch die Fürsten und Kurfürsten trugen in ihrem Gutachten darauf an. Ferdinand's Vorschlag ging daher durch, zumal da auch der Cardinal Otto, Bischof von Augsburg, welcher von einem Frieden mit den Protestanten schlechterdings nichts wissen wollte, durch den Tod des Papstes im März nach Rom gerufen ward, und den kurz vorher eingetroffenen, zur Störung des Friedens bevollmächtigten päpstlichen Nuntius mit sich dahin zurücknahm. Die Hauptsache ward schon in den ersten Monaten des Jahres 1555 zu Ende gebracht, weil der Kaiser im Begriffe stand, die Krone niederzulegen, und weil weder Ferdinand noch die katholischen Stände Lust oder Macht hatten, den Frieden zu brechen. Es war dabei eigentlich nur von den Lutheranern die Rede; doch wagte man nicht ausdrücklich zu sagen, daß die Calvinisten von dem Frieden ausgeschlossen wären. Es heißt nämlich in dem Vertrage: kein Reichsstand solle den andern wegen der Augsburgerischen Confession oder überhaupt wegen Lehre und Glauben beunruhigen. Nicht bloß die Fürsten und die unmittelbaren Herren, sondern auch die Frei- und Reichs-Städte, sowie die mittelbaren, unter katholischen Herren stehenden Ritter, Städte und Gemeinden sollten in Bezug

auf Religion dasselbe Recht haben, wie die unmittelbaren. Jede Regierung aber, welche nur Eine Religion dulden wolle, solle den Anhängern der andern erlauben, ohne Abzugsgelder und ohne irgend eine Schmälerung auszuwandern. Ferner sollten im Reichskammergericht sowohl Protestanten als Katholiken sitzen. Unglücklicher Weise brachten die Protestanten einen Punkt zur Sprache, welcher, wenn er unerörtert geblieben wäre, unfehlbar die Säkularisation aller geistlichen Stifter herbeigeführt haben würde. Die Protestanten verlangten nämlich, es solle mit ausdrücklichen Worten auch den geistlichen Ständen dasselbe Recht des Religions-Wechsels zugestanden werden, welches den weltlichen Ständen eingeräumt worden war. Dadurch wurden die katholischen Stände geweckt, und es begann ein heftiger Streit, welcher die schon mit dem Beginne des Monats April über die ersten Punkte einigen Stände in Betreff dieses Punktes und eines mit ihm enge verbundenen anderen noch sechs Monate lang zu keiner Einigung kommen ließ. Selbst König Ferdinand erklärte, daß er lieber auf der Stelle davon reiten, als den Geistlichen die Religion freilassen wolle. Als daher endlich am 13. September 1555 der Augsburger Religions-Frieden unterzeichnet ward, schob man auf des römischen Königs Veranlassung einen Vorbehalt desselben und der katholischen Stände ein, welcher später die Veranlassung zu langen, unseligen Streitigkeiten und großen Übeln wurde. Dieser sogenannte geistliche Vorbehalt (*Reservatum ecclesiasticum*) lautete: daß, wo ein Erzbischof, Bischof und Prälat oder ein Anderer geistlichen Standes von der alten Religion abtreten würde, derselbe sein Erzbisthum, Bisthum oder andere Beneficien, auch damit alle Früchte und Einkommen, so er davon gehabt, seiner Ehre unnachtheilig verlassen solle.

IX. Folgen der Reformation.

1. Die Jesuiten.

Des Ordens der Jesuiten haben wir bisher nicht erwähnt, weil erst seit dem Augsburger Religions-Frieden und dem damit wenigstens in entfernter Verbindung stehenden Concilium von Trident die ganze leitende Geisteskraft der alten Staats-Religion sich in diesen Orden sammelte. Seit jenem Religions-Frieden ward sowohl das Lutherthum als auch der Calvinismus immer mehr das Werk und Eigenthum der gelehrten, eiteln, recht-haberischen Theologen. Der Protestantismus verlor in Folge davon den Reiz, welchen das Evangelium dadurch hat, daß es Allen zugänglich, Allen verständlich ist und nicht den Reichen, Vornehmen und Gelehrten, sondern den Armen, Niedrigen und aller Sophistik Fremden das Himmelreich verheißt. Es ward deshalb seit 1555 dem neuen gelehrten und eifrigen Orden leicht, die trockenen Formeln, in die man zu Wittenberg, zu Tübingen, zu Genf und an anderen Orten die freie und klare Lehre des Evangeliums preßte, zu vernichten. Die Jesuiten brauchten, um dies zu bewirken, nur der Wissenschaft die Wissenschaft, den trockenen Predigten religiöse Mythen von Wundern und Heiligen und dem nackten Cultus die aus dem Heidenthum entlehnten, christlich eingekleideten und symbolisch erklärten Ceremonien und Processionen mit allem Schaupreß des poetisch-religiösen Gottesdienstes entgegenzusetzen, sowie endlich ängstlich dafür Sorge zu tragen, daß jeder, der in den neuen Orden eingeweiht war, ganz vom Geiste desselben durch-

drungen sei. Dies geschah, und die Jesuiten wurden, indem sie bald die Dominikaner aus allen vornehmen Beichtstühlen verdrängten, für die neuere Zeit dasselbe, was diese im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gewesen waren, Lehrer der päpstlichen Weisheit und treue Diener des päpstlichen Absolutismus.

Die Verwirrungen, welche nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Frankreich entstanden, und der damals dort wüthende Bürgerkrieg, die zu gleicher Zeit in den Niederlanden Statt findenden Religions-Verfolgungen, die Zerrüttung, die nach Maximilian's II. Tode im habsburgischen Hause eintrat, und die Verletzungen des Augsburger Religions-Friedens, welche den dreißigjährigen Krieg veranlaßten, waren hauptsächlich das Werk der Jesuiten. Wir müssen daher hier einen Augenblick bei der Geschichte dieses neuen Ordens verweilen, welcher bestimmt war, die Ungläubigen und Keger zu bekehren und die Wissenschaft des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zu gebrauchen, um dem alten Glauben neue Grundlagen zu verschaffen. Dagegen halten wir nicht für nöthig, ausführlich von den schmutzigen Kapuzinern zu reden, welche zu gleicher Zeit den etwas sauberen Franziskanern zugesellt wurden, damit der gemeine Haufen, dem sie angehörten, von dem Evangelium fern gehalten und im Aberglauben bestärkt werde.

Der Gründer des Jesuiten-Ordens, Ignaz von Loyola, wurde fast um dieselbe Zeit von seiner weltlichen und kriegerischen Laufbahn zu einer geistlichen getrieben, als Luther durch seine Reise nach Worms dem Kloster und der alten Lehre gänzlich entfremdet ward. Ignaz von Loyola commandirte 1521 die Besatzung von Pampeluna, und ward bei der tapferen Vertheidigung dieser Stadt (s. Th. XI. S. 381) so gefährlich an beiden Füßen verwundet, daß er die militärische Laufbahn aufgeben mußte. Während seiner langen und sehr schmerzlichen Heilung beschäftigte er sich auf seinem väterlichen Schlosse mit dem Lesen von Legenden und Heiligen-Geschichten, mit den Wundern, welche durch die Heiligen verrichtet worden waren, und mit den Gesichten, die sie gehabt hatten. Als ein Spanier, der mit Legenden genährt und in den oft nicht weniger wunderbaren Rittergeschichten bewandert war, wurde er dann natürlicher Weise mit himmlischen Erscheinungen

und Offenbarungen beglückt, deren ein kalter Nordländer unwürdig ist. Loyola zog hierauf aus, um geistliche Abenteuer zu suchen, da Gott oder das Schicksal ihn zu ritterlichen untüchtig gemacht hatte. Die ersten Abenteuer, welche er auf einer Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem bestand, und die Türken-Befehung, die er in Jerusalem versuchte, muß man bei einem seiner unzähligen Lobredner lesen, um nicht auf den Gedanken zu kommen, er sei zwei Jahre hindurch, wenn auch nicht ganz, doch zum Theile wahnsinnig gewesen. Gleich darauf kam Loyola auf einen Gedanken, der für die Geschichte und Wirksamkeit des von ihm gestifteten Ordens von der größten Bedeutung ist. Nachdem er nämlich in Spanien überall umhergezogen und als Bußprediger aufgetreten war, auch in Barcellona vergebens versucht hatte, sich Elementarkenntnisse zu verschaffen, trieb er einige Jahre hindurch zu Paris die nöthigen Studien ernstlich, indem er das dazu nöthige Geld in den Niederlanden erbettelte. Auf diese Weise lernte er, was nachher seinen Orden auszeichnete, sowohl die Welt und die Menschen im größten Umfange, als auch die ihm bisher fremd gebliebene Wissenschaft seiner Zeit kennen. Er konnte also auch der wilden Schwärmerei, dem übertriebenen Aberglauben und den fanatischen Bußübungen, welche ihm über den großen Haufen denselben Einfluß verschafften, den die Stifter der Bettelorden gehabt hatten, eine verständige Richtung geben. Loyola ward im Jahr 1534 Magister, und wir glauben wohl, daß ein so fester, ausdauernder und ehrgeiziger Mann es in neun Jahren dahin gebracht habe, alle gelehrten Prüfungen mit Ehren zu bestehen.

Schon während dieses langen Aufenthaltes zu Paris trieb Loyola, nach dem Zeugnisse seiner jesuitischen Lebensbeschreiber, denen wir folgen, das Befehrungs- und Bußprediger-Geschäft, jetzt innere Mission genannt, mit denselben ganz wunderlichen Mitteln und Methoden, welche, wie Montalembert's Geschichte der heiligen Elisabeth beweist, auch heut' zu Tage ihre Wirkung auf die Menge und die modische Welt nie verfehlen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Ein anderer Zug aber, welchen seine Lebensbeschreiber anführen, zeigt uns, daß schon der Heilige, der den Jesuiten-Orden gründete, dasjenige Werk begann, das bis auf unsere Tage der Hauptzweck des Ordens geblieben ist, nämlich den Protestantismus und die

Protestanten zu vertilgen, ohne über die Mittel bedenklich zu sein. Eine längere Stelle aus der Geschichte der Jesuiten des ersten Jahrhunderts würde das Gesagte, sowie die grimmige Feindschaft des Ordens gegen Luther und das Lutherthum ganz anschaulich machen, wenn unser Zweck uns erlaubte, sie übersetzt hier einzurücken. Wir begnügen uns anzuzeigen, wo sie sich findet (*Imago primi seculi etc. lib. I. diss. VI. p. 18*). Was den Heiligen selbst angeht, so sagt sein Biograph Ribadeneira: „Zu der Zeit, als Ignaz in Paris promovirte, begünstigten viele angesehenere Lehrer der Universität Luther's Unternehmen. Ignaz als das von Gott erwählte Nützzeug, mit welchem die verdammlische Lehre des Reformators niedergeworfen werden sollte, gebrauchte alle möglichen Kunstgriffe, um das Reformations-Geschäft in Frankreich zu hintertreiben. Er zog sorgfältig über die vermuthlichen Ketzer Rundschau ein, und zeigte sie der Inquisition an, die dann nach aller Strenge mit ihnen verfuhr.“ Die Könige von Frankreich nämlich, sowohl Franz I. als Heinrich II., ließen von Zeit zu Zeit Ketzer zu halben Duzenden verbrennen, weil die juristischen Theologen des Parlaments dies als Recht erkannten. Loyola ward übrigens allerdings vom Schicksale begünstigt, obgleich sein Lebensbeschreiber uns versichert, daß selbst in Paris seine Mystik und Schwärmerei verlacht wurden, und daß anfangs sogar sein Landsmann Franz Xaver, bei welchem er im Collegium Beauvais Philosophie hörte, nichts davon wissen wollte. Xaver besann sich bald eines Besseren, weil er und Andere einsahen, wie gut sich die nicht erheuchelte, sondern aufrichtige fanatische Frömmigkeit seines Schülers im Interesse der bedrohten päpstlichen Kirche benutzen lasse. Der in Navarra geborene Professor Franz Xaver und der gelehrte Savoyarde Peter Faber gaben hierauf der abenteuerlichen und phantastischen Schwärmerei Loyola's ein wissenschaftliches Gewand, und eine kleine Zahl sehr gelehrter Männer schloß sich an diesen an, um befehrend und gegen die Ketzer predigend umherzuziehen und, wie die irrenden Ritter jener Zeit mit der Lanze thaten, mit der Rede für den Glauben zu streiten und gelegentlich als Heilige zu abenteueren.

Diese Männer hatten richtig gerechnet. Sie spielten schon in den nächsten Jahren sehr bedeutende Rollen, und zwar, weil es

lauter tüchtige Charaktere waren, nach der Verschiedenheit ihres Geistes, ihrer Kenntnisse und ihrer Charaktere in ganz verschiedenen Stellungen. Die Ersten, die sich als Kämpfer auf Leben und Tod für die damals von allen Seiten angegriffene und erschütterte päpstliche Lehre mit Loyola vereinigten, waren außer den beiden Genannten Jakob Lainez, Alphons Salmeron, Nicolaus Bobadilla und Simon Rodriguez. Loyola las diesen mit ihm zu gleichem Zwecke vereinigten Männern im August 1534 in der unterirdischen Kapelle eines Nonnenklosters am Montmartre bei Paris eine feierliche Messe, und nahm ihnen das Gelübde ab, daß sie entweder zusammen nach Jerusalem oder doch nach Rom gehen, sich dem Pabste zu Füßen werfen und ihm ihr Leben und ihre Dienste zur Vertheidigung des bedrohten heiligen Stuhles anbieten wollten. Er begab sich nachher auf kurze Zeit nach Spanien, wo die Selbstpeinigungen, die übertriebene Demuth und die schwärmende Selbstverleugnung, welche in Frankreich sogar von seinem Arzte für partiellen Wahnsinn erklärt worden waren, für Tugend und Heiligkeit galten. Als er sich seinem Geburtsorte nahte, zogen das Volk und die Geistlichkeit ihm feierlich entgegen; denn er betrug sich so, wie einst Pachomius und die byzantinischen Styliten (s. Th. IV. S. 563 f. u. 565). Er wohnte nicht im Schlosse seines Bruders, sondern im Spital, erbettelte seinen Unterhalt, hielt überall Bußpredigten und that Wunder. Doch war sein Wandertrieb eben so stark, als sein Befehrungseifer. Er durchwanderte Spanien und begab sich endlich zu Schiffe über Genua nach Venedig.

Dorthin kamen die genannten, durch Eidgelübde mit Loyola verbundenen und von ihm fanatisirten jungen Männer, deren Zahl unterdessen noch durch einige andere in Paris studirende Spanier vermehrt worden war. Der Plan nach Jerusalem zu gehen ward aufgegeben. Ignaz, Faber und Lainez reisten nach Rom, um dem Pabste den Beistand eines mit Leib und Leben dem römischen Stuhle dienenden, allen Kegern Vernichtung bringenden Ordens anzubieten; die anderen Verbundenen vertheilten sich, um auf den italiänischen Universitäten für den neuen Orden zu werben. In den Jahren 1538 und 1539 wurde dann der Plan zur Ordensregel nach dem Grundsatz eines ganz besonderen, dem päpstlichen

Stuhle, nicht bloß der Kirche oder ihrem unsichtbaren Haupte, zu leistenden beständigen Dienstes entworfen, und gleich im April 1539, noch ehe der Pabst sich über den neuen Orden ausgesprochen hatte, ward zu den Gelübden der Armuth und der Keuschheit noch das eines ganz unbedingten und blinden Militärgehorsames gegen den künftigen Ordens-Obersten hinzugefügt. Auch dies schien noch nicht genug, um den Pabst dazu zu bewegen, daß er das ehrgeizige Streben so heftiger und unruhiger Männer, wie die spanischen Unternehmer der Sache waren, anerkenne und einem neuen, nicht für das Kloster, sondern für die Welt bestimmten Orden seine Bestätigung ertheile. Man fügte deshalb noch ein viertes, bis dahin unerhörtes Gelübde hinzu, welches nothwendiger Weise für den neuen Orden und dessen Stifter einen Pabst gewinnen mußte, der in einer Zeit, wo man überall gegen die Bettelorden, ihren Schmutz und ihre Gemeinheit laut protestirte, den neu geschaffenen Kapuziner-Orden anerkannt hatte und mit dem größten Nachdruck auf die jährliche feierliche Verkündigung der Verfluchungs-Bulle In coena domini am grünen Donnerstag drang. Die Verbündeten übernahmen nämlich am vierten Mai 1539 noch als viertes Gelübde die Verpflichtung zu einem ganz besonderen Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl und gelobten, sich in allen Geschäften nach Gefallen der Päbste unentgeltlich gebrauchen zu lassen.

Von dieser Zeit an nahm der Reichthum und Einfluß der Männer, die sich an Loyola angeschlossen hatten, mit großer Schnelligkeit zu, und die vornehmsten und tüchtigsten Leute in Rom erkannten deutlich, was mit dem Entwurfe eines Mannes, dessen Eitelkeit und Fanatismus grenzenlos war und in Spanien und Portugal das größte Aufsehen machte, anzufangen sei. Sie entwarfen einen auf die damalige Lage der Dinge jenseit der Alpen ganz vortrefflich berechneten Aufsatz, wie ihn Loyola selbst mit seinen beschränkten Fähigkeiten und Kenntnissen nie hätte entwerfen können, und legten denselben dem ganz diplomatischen und politischen Pabst Paul III. und dessen scharffsehenden, die Zukunft richtig berechnenden Kardinälen vor. Der Pabst zauderte jedoch auch dann noch, als bereits die portugiesische Regierung sich an Loyola mit der Bitte wandte, daß er ihr Befehrer für die portugiesischen

Besitzungen in Ostindien senden möge. Loyola ging auf dieses Begehren ein und ward so der Gründer der portugiesischen Missionen im Osten. Simon Rodriguez und Franz Xaver zogen als Missionäre über das Meer, und der Letztere gab als Missionär in Japan, als Märtyrer und Heiliger dem Orden denselben Glanz, welchen einst der heilige Dominikus und Franz von Assisi den Dominikanern und Franziskanern gegeben hatten.

Nachdem Paul III. im Herbst 1540 den Orden durch die Bulle *Consueverunt* bestätigt hatte, ward Ignaz Loyola der erste Ordens-General, und bewies bei der Ausbreitung und Bereicherung desselben eine ebenso anhaltende unruhige Thätigkeit, einen ebenso großen Fanatismus und eine ebenso geschickte Benützung der Umstände, unter welchen die geistlichen und weltlichen Regierungen eine den Gegnern durch Kenntnisse gewachsene Macht brauchten, als er vorher bei der Stiftung bewiesen hatte. Unmittelbar nach der Bestätigung des Jesuiten-Ordens hören wir überall über die Härte, Verfolgungssucht und Unduldsamkeit der Mitglieder desselben klagen. In Portugal wüthete Simon Rodriguez, welcher dort noch zurückgeblieben war, als Franz Xaver sich vom König Johann III. durchaus nicht hatte halten lassen, auf die Gunst des Letzteren gestützt mit der ärgsten Grausamkeit gegen Juden und Marranen, und der Adel wie das Volk klagten vergebens über den blutigen Befeuerungseifer der neuen päpstlichen Miliz. In Schottland betrogen sich die vom Papste dahin gesendeten Jesuiten Salmeron und Brouet, denen Loyola Milde, Schonung und Demuth anempfohlen hatte, auf solche Weise, daß man nachher in ihrem Verfahren den Hauptgrund fand, warum ein Freiheit liebendes Volk einer Religion, die man ihm mit Gewalt aufdringen wollte, gänzlich entfremdet wurde. In Deutschland waren die aus Rom geschickten Jesuiten unter den damaligen Umständen höchst willkommen, und Faber, Bobadilla und le Jay bewiesen sich dort sehr nützlich, um die Religions-Gespräche in Worms und Regensburg zu vereiteln. In der letzteren Stadt wollte freilich das Volk den le Jay wegen seines Schimpfens über die Reformation in die Donau werfen; der Herzog von Baiern aber machte ihn zum Professor in Ingolstadt, von welchem Orte aus dann der Jesuitismus sich über Deutschland verbreitete. Bobadilla nahm seinen Sitz in Wien, wo zu Ferdinand's

Lebzeiten noch Vieles für einen spanischen Jesuiten zu thun war, während nachher unter Maximilian II. Oestreich vorerst durchaus keinen Wirkungskreis für die Jesuiten darbot. Faber begab sich zuerst nach Mainz, um mit Hülfe des Papstes die Reformation der dort bestehenden schreienden Misbräuche, welche der Erzbischof selbst begonnen hatte, auf jede Weise zu hintertreiben. Von Mainz ging er nach Köln, wo er den daselbst studirenden Holländer Peter Canisius für seinen Orden gewann und in diesem gelehrten Manne von starkem Gedächtnisse und großer Streitbarkeit der päpstlichen Theologie eine neue Grundsäule verschaffte.

Schon 1543 hob Pabst Paul III. den Zusatz zu seiner Stiftungsbulle, nach welchem die Zahl der Professoren auf sechszig beschränkt war, auf, und jetzt wimmelte es bald in allen katholischen Ländern, besonders in Spanien, Portugal und den Niederlanden, von Jesuiten. Diese verstanden die besten Köpfe an sich zu ziehen, eigneten sich die neue, von den Klostergeistlichen verschmähte Wissenschaft an, und gebrauchten dieselbe mit einer ihrem Orden eigenen Sophistik zur Befehdung der evangelischen Lehre, welche um diese Zeit bei den Deutschen in eine trockene Dogmatik umgewandelt ward. Universitäten, Schulen und die Beichtstühle der Höfe waren bald in der Jesuiten Gewalt; die Glieder der vornehmsten Familien gehörten ihnen an; sie kannten als Beichtväter alle Geheimnisse, und ihr Ordens-General hielt die Fäden aller Ereignisse in seiner Hand. Sie wußten ihre Schüler zu bezaubern, bildeten ganz vortreffliche Hofleute, und schoben jeden ihrer lange geprüften, blind gehorchenden Schüler in den Platz ein, welcher für ihn und für den er paßte.

Soweit haben wir der Anfänge des Jesuiten-Ordens hier erwähnen zu müssen geglaubt, weil von der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts an dieser Orden überall thätig und geschäftig war, um einerseits jeden über das Mittelalter hinausgehenden Fortschritt der Christen zu hemmen, und dagegen andererseits die exacten Wissenschaften und die Fortschritte des materiellen Lebens mächtig zu fördern. Wir würden leicht nachweisen können, daß und wie die Regeln des Ordens, die ganze Einrichtung der Regierung desselben, die Auswahl, Prüfung und Überwachung seiner Mitglieder darauf eingerichtet waren, die Ordens-Oberen zu einer

Aristokratie zu machen, welche dem alten römischen oder dem venetianischen Senat gleichkam, wenn wir uns nicht scheuten, von dem rein historischen Wege uns auch nur um Einen Schritt zu entfernen.

Wir wollen von den unzähligen Schriften über die innere Einrichtung des Ordens nur eine einzige nennen, deren Verfasser uns, wenn man von der durch sein Buch hindurchgehenden Ironie absieht, das Wesen der Ordens-Einrichtungen besser, als irgend ein anderer Schriftsteller über die Jesuiten, gekannt und geschildert zu haben scheint. Diese Schrift ist ein Werk Melchior Inchofer's, welcher in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bedeutende Würden im Orden bekleidete, in Rom lebte und der Freundschaft des Papstes Innocenz X. gewürdigt ward. Dieser Papst war es auch, der die Jesuiten zwang, den Melchior Inchofer, welcher freilich auf dem Titelblatte seines Buches seinen Namen nicht genannt hat, der sich aber vor ihnen nicht verbergen konnte, schnell wieder nach Rom zurückzubringen, als sie ihn fast unter den Augen des Papstes gewaltsam entführt hatten. Die Jesuiten halfen sich später damit, daß sie, um das Gewicht der Autorität von Inchofer's Schrift zu schwächen, die freilich von Niemanden geglaubte Behauptung aussprachen, Inchofer habe das Buch nicht verfaßt. Seine Schrift ist eine durchgeführte Allegorie, in welcher die Jesuiten nicht einmal genannt werden; denn sie führt den Titel: Monarchie der Erz-Egoisten (*Monarchia Solipsorum*). Sie stellt in zwanzig Kapiteln die Einrichtung und den Zustand des Jesuiten-Ordens im ersten Jahrhundert nach seiner Stiftung auf eine ganz andere Weise dar, als sie in dem jesuitischen Gemälde dieses ersten Jahrhunderts (*Imago primi seculi societatis Jesu*) dargestellt sind. Es wird in ihr zuerst von der Regierungsform des Ordens gehandelt, dann von den Mitteln und der Gleisnerei, womit sie brauchbare und reiche Leute an sich ziehen, von den Legenden und Fabeln, in welche sie ihre Geschichte hüllen, von ihren Collegien, Studien, Sitten und Gebräuchen, von ihren Gesetzen, Urtheilen und Versammlungen, von ihren auswärtigen Missionen, von ihren Einkünften und endlich von ihren zahlreichen Streitigkeiten. Der Verfasser hatte freilich, was jedem Leser seiner Schrift einleuchtend ist, die Absicht, seine Zeitgenossen, von welchen die Jesuiten ver-

göttert wurden, auf die schwache Seite der bewunderten Einrichtungen derselben aufmerksam zu machen; allein die Thatsachen, die er angibt, sind darum nicht weniger zuverlässig. Übrigens hat der Jesuit Gottlieb Raynaud, dessen Werke in zwanzig Bänden gedruckt sind, nach der Art seines Ordens Inchofer's Buch durch dreistes Ableugnen, herzhaftes Schimpfen und sophistisches Entschuldigen zu widerlegen versucht.

2. Die Guisen und Heinrich's II. von Frankreich Verhältniß zu Deutschland.

Schon unter Franz I. hatten in Frankreich, besonders auf Betreiben des neuen Ordens der Jesuiten, die Verfolgungen der Protestanten begonnen, welche bis zum Ende des Jahrhunderts dieses Reich zerrütteten und den französischen Großen einen Vorwand gaben, sich des Volkes zu ihren Privatzielen zu bedienen. Die vornehmen Herren gewannen das Volk, welches religiöse Freiheit suchte, durch den Schein des Eifers für dieselbe, grade wie man in unseren Tagen das Volk durch den Schein des Eifers für politische Freiheit gewonnen hat; beide Male ward es betrogen, sobald die Privatzielen der Parteihäupter erreicht waren.

Es hat an Höfen stets Parteilungen gegeben, und die Geschichte der letzten Jahre des Königs Franz I. dreht sich fast ausschließlich um die Rabalen der früheren und späteren Geliebten dieses Königs, der Diana von Poitiers oder Herzogin von Valentinois und der Herzogin von Estampes. Unter Heinrich II., welcher Ende März 1547 seinem Vater nachfolgte, erhoben sich lothringische Prinzen oder die Familie Guise auf furchtbare Weise neben dem Throne. Franz hatte den alten, herrschsüchtigen Connetable von Montmorency vom Hofe verbannt (s. S. 237 f.) und sich auf dem Todbett von seinem Nachfolger das Versprechen geben lassen, daß derselbe nicht wieder zurück gerufen werde; kaum hatte aber Heinrich II. den Thron bestiegen, als er nicht nur den Connetable zurückrief, sondern sich auch gänzlich der Leitung desselben überließ und den Befehl gab, ihm die während seiner Verbannung zurückgehaltenen Gelder vollständig auszuführen. Die erste Folge dieser Veränderung war die Verbannung, sowie bald darauf die Beraubung der Herzogin von Estampes. Ihren Palast erhielt Diana von Poitiers,

ihre beste Besizung einer der lothringischen Prinzen, der sogenannte Kardinal von Lothringen. Heinrich's II. Hof war in nicht weniger als fünf Parteien getheilt, und das Haupt einer jeden derselben strebte nach Alleinherrschaft. Diana von Poitiers hatte ihren Anhang, der aber enge mit dem des Connetable zusammenhing; ebenso stark, als diese beiden Parteien, war die der Guisen, weniger stark war der Anhang des Marschalls von St. André und der der Königin Katharina von Medicis.

Die Familie der Guisen, zu deren Gunsten die Jesuiten sabalirten, und welche vom fanatisirten Haufen als Hauptstütze des durch die Calvinisten erschütterten Katholicismus betrachtet wurde, stammte von dem jüngeren Sohne des Herzogs Rainer II. von Lothringen, dem Herzog Claudius von Guise, ab, dessen älterer Bruder, Anton, das Herzogthum Lothringen erbt (s. Th. XI. S. 407 f.). Die Familie Guise war also eigentlich ein lothringisches Haus. Das Land Lothringen gehörte aber zum deutschen Reich, und die Nachkommen Anton's, welche deutsche Vasallen blieben, wurden, da das deutsche Reich sie nicht schützen konnte, von der französischen Regierung auf jede Weise beeinträchtigt, während die Nachkommen seines Bruders Claudius in Frankreich Herzogthümer und Macht fanden. Claudius hatte fünf Söhne, welche ebenso wie er eine bedeutende Rolle in der französischen Geschichte spielten. Der älteste Sohn, Franz, welcher bis zum Tode seines Vaters (1550) Graf von Namale war und dann Herzog von Guise ward, ist schon als Graf von Namale durch die fürchterliche Wunde berühmt geworden, die er beim Angriffe der Engländer in Boulogne erhalten hatte *). Der zweite Sohn, Karl, wird unter dem Namen Cardinal von Lothringen von uns noch oft erwähnt werden. Der dritte, Claudius, ward Herzog von Namale. Der vierte, Ludwig, erhielt ebenfalls die Cardinals-Würde. Der fünfte, René, ward Herzog von Elboeuf. Den Grund zur Größe des Hauses Guise legte Claudius dadurch, daß er, als Montmorency nach Heinrich's II. Thronbesteigung Alles am Hofe vermochte, diesen und durch ihn die Herzogin von Valentinois

*) Par le cop de lance Anglesche entre l'ocil et le nez, sagt Vielleville.

(Diana von Poitiers) gewann, und daß er die Vermählung seiner Tochter, der verwittweten Herzogin von Longueville, mit Jakob V. von Schottland zu Stande brachte. Als Jakob V. starb und seine kaum erst geborne Tochter, die unglückliche Maria Stuart, Königin von Schottland ward, beherrschten die Guisen und ihre Jesuiten unter dem Namen der verwittweten Königin dieses Reich, verlobten ihre Nichte mit dem Dauphin Franz und ließen dieselbe zu ihrem Unglücke am leichtfertigen französischen Hofe unter dem wüsten Treiben der Parteien erziehen. Man entwarf außerdem noch den Plan einer Vermählung des Guisen Claudius, Herzogs von Nemours, mit der Tochter der allmächtigen Geliebten des Königs (die loyalen Franzosen berichten, dieses Verhältniß ihres Königs sei eine ganz Platonische Liebe gewesen). Ferner ward die Kardinals-Würde, welche bereits der zweite Bruder hatte, auch auf den vierten übertragen. Dem ältesten Bruder endlich, Franz von Guise, verdankte König Heinrich II. im Kriege mit Karl V. noch weit mehr, als vorher in dem Kriege, welcher um den Besitz von Boulogne geführt wurde. Es begannen nämlich, gleich nachdem König Eduard VI. von England im März 1549 (oder eigentlich später, da man das Jahr mit Ostern anfing) Frieden geschlossen und Boulogne an Frankreich zurückgegeben hatte, die Feindseligkeiten der Franzosen in Italien, welche in den folgenden Jahren den Krieg herbeiführten.

Die Leute, welche den schwachen Heinrich II. regierten und von ihm auf beispiellos verschwenderische Weise mit Gütern, Ehren, Ämtern und Stellen leichtsinnig beschenkt wurden, benutzten bekanntlich die Streitigkeiten in Italien und in Deutschland, um Frankreich auf Unkosten der Spanier und des deutschen Reiches wieder zu dem durch Karl V. verlorenen Ansehen in Europa zu bringen. Hierbei erwarb sich niemand mehr Verdienst, als Franz von Guise, le balafre, wie man ihn nannte (s. Th. X, S. 198). Noch ehe an Krieg gedacht wurde, erneute man die Capitulation mit den Schweizer Kantonen, von welchen nur Bern und Zürich sich ausschlossen, weil seit Heinrich's Thronbesteigung Montmorency, die Guisen und Katharina von Medicis in dem einzigen Punkte übereinstimmten, daß sie die Protestanten überall morden oder berauben ließen. Dies war zu Heinrich's II. Zeit ein Mittel, Schaaren von jungen Hofleuten auf Unkosten der Unglücklichen zu bereichern.

weshalb auch der Marschall von Bierville, wie er selbst uns berichtet, das Diplom, durch welches er ebenfalls mit einer solchen Gabe reichlich bedacht wurde, mit Verachtung zurückwies, indem er seinen Dolch zog, seinen Namen aus dem Pergament herausstach und dieses auf die Erde warf.

Schon ehe die Franzosen, welche damals noch immer Savoyen und Piemont besetzt hielten, dem Ottavio Farnese durch de Thermes Hülfsstruppen zuführen ließen, wiegelte Marillac, der sich als Gesandter bei Karl V. aufhielt, die Protestanten und andere Unzufriedene im deutschen Reiche gegen den Kaiser auf, wie er selbst sich dessen in seinen Depeschen rühmt (s. S. 288). Schon 1550 wurden französische Agenten an alle Höfe gesandt; Magdeburg in seiner Widersegligkeit bestärkt, mit den Söhnen des Landgrafen Philipp das Nöthige verabredet und mit Kurfürst Moriz durch einen Italiäner unterhandelt. Im Jahre 1551 begann der Krieg in Italien, als de Thermes in Parma einrückte und die Spanier von Mailand aus diese Stadt enge einschlossen. Dies war bekanntlich der Zeitpunkt, wo endlich auch die Söhne des Landgrafen Philipp, sowie Moriz von Sachsen sich entschlossen, zur Rettung der politischen und religiösen Freiheit Deutschland's den Beistand Frankreich's in ihrem Kriege mit dem Kaiser dadurch zu erkaufen, daß sie den ganzen zu Deutschland gehörenden Strich von Metz bis über Cambray hinaus an die Franzosen abtraten. Der Kaiser war, wie wir wissen, gerade damals im Begriff, der ganzen Kezerei ein Ende zu machen. Da nun Heinrich überdies zu jener Zeit die Anerkennung des kaiserlich-päpstlichen Conciliums von Trident verweigerte, so traf der französische König, um sich nicht der Begünstigung der Kezerei verdächtig zu machen, gerade in dem Augenblicke, als er sich ganz enge mit den Protestanten gegen den Kaiser verband, die furchtbarsten Maßregeln gegen den französischen Protestantismus. Er erließ das Verfolgungs-Edict von Chateaubriand, eines der furchtbarsten, welches jemals von irgend einer Regierung gegen Glauben und Gewissen erlassen worden ist, setzte einen Groß-Inquisitor ein u. dergl. m.

Zu derselben Zeit übrigens, als man zu Friedewalde über die Bedingungen einig wurde, unter welchen Heinrich II. ein Heer nach Deutschland schicken wollte, unterhandelte der König selbst zu

Fontainebleau mit einer Gesandtschaft, die im Oktober von Straßburg aus nach Frankreich geschickt worden war. Bei dieser Gesandtschaft spielten nicht nur Wilhelm von Nassau-Oranien und der Pfalzgraf von Simmern eine bedeutende Rolle, sondern sie war auch sonst sehr zahlreich; zwei Reichs-Kammergerichts-Assessoren und die Bürgermeister von Nürnberg und Straßburg befanden sich unter den Gesandten. Den Letzteren ward jedoch nicht gesagt, daß man Reichsstädte an Frankreich abtreten wolle. Hätte man dies gesagt, so würden, wie der Marschall von Vieilleville in seinen Denkwürdigkeiten bemerkt, jene Städte sich gerüstet und zur Wehr gesetzt haben. Übrigens finden wir in den Denkwürdigkeiten dieses Marschalls, welcher am meisten mit den Gesandten zu thun hatte, manche spöttische Bemerkung über die von der französischen ganz verschiedene Lebensweise der Deutschen. Die Gesandtschaft sei, heißt es unter Andern, von Straßburg über Diziers, die damalige Grenzstadt, gereist und habe dann, als der Dolmetscher ihr gesagt, an welchen Orten der beste Champagner wachse, ihren Weg über diese genommen. Es sei aber gegen die deutsche Sitte, täglich mehr als fünf oder sechs Stunden zu reisen. Dies hätten die Gesandten nur Vormittags gethan; denn nach dem Mittagessen wären sie bis neun Uhr Abends sitzen geblieben, und man habe ihnen dann von Geschäften nicht reden dürfen, weil sie gefürchtet hätten, daß man ihren Kausch benutzen möchte *). Die Zusammenkünfte, Reden und Audienzen, sowie die Rolle, welche der in Bezug auf Staatskunst und Gewandtheit schon damals unübertreffliche Wilhelm von Nassau spielte, schildert der Marschall nachher sehr ausführlich. Er fügt hinzu, daß König Heinrich sogleich Anstalten gemacht habe, um ein bedeutendes Heer in das Feld zu stellen, damit er die ihm überlassenen Städte in Besitz nehmen könne, während Moriz den Kaiser in Tyrol bedränge.

Heinrich sammelte in der Champagne ein Heer, in welchem sich siebentausend Schweizer befanden, und zog dann vor Metz, Toul und Verdün. Er erschien nicht als Feind; denn er hatte keine Ursache das Reich zu befehden, wenn er gleich mit dem Kaiser in

*) Par la crainte qu'on les veuille surprendre parmy leurs buvettes, qu'ils appellent Schlofftrumers (offenbar will er sagen Schlaftrunk).

Italien und in den Niederlanden Krieg führte, sondern er trat vielmehr als Beschützer dessen auf, was man deutsche Freiheit nannte. Er ließ deshalb ein Manifest in deutscher und französischer Sprache ausgehen, auf dessen Titelblatt eine Freiheitsmütze zwischen zwei Dolchen abgebildet war, mit der Überschrift: „Freiheit“ und mit der Umschrift: „Heinrich Schützer Germaniens und seiner gefangenen Fürsten.“ Als Schützer ward er in den ihm von seinen deutschen Verbündeten abgetretenen Städten Cambray, Metz, Toul und Verdün eingelassen; er nöthigte aber alsbald die Magistrate derselben, ihre deutschen Truppen abzutanken und die Franzosen einzunehmen. Er ernannte überall Franzosen zu Commandanten, änderte die Magistrate selbst, beraubte die Stadt Metz ihrer Freiheit und unterwarf sie dem Bischof. Ein lateinisch schreibender Zeitgenosse sagt daher, die Franzosen hätten die Städte verrätherisch und auf schändlich treulose Weise (*proditorie et cum omni perfidia*) besetzt; der Marschall von Biellville nimmt aber denselben mit Recht wegen seines Schimpfens her *).

Von Metz richtete der König seinen Marsch nach Lothringen, wo die Tochter der mit Christian II. von Dänemark vermählt gewesenen Schwester des Kaisers Karl V. als Vormünderin ihres erst neun Jahre alten Sohnes, des Herzogs Karl II., regierte. Diese machte dem französischen Könige vergebens eine Aufwartung; die Stadt Nancy ward besetzt und der junge Herzog nach Frankreich geschickt, um später mit einer Tochter des Königs vermählt zu werden. Doch verwüsteten die Franzosen Lothringen wenigstens nicht auf unmenschliche Weise mit Feuer und Schwert, wie gleich nachher denjenigen Theil des Elsaß, durch welchen sie auf dem weiteren Marsch nach Weißenburg und Straßburg kamen. Der Connetable in seiner Brutalität und seinem Übermuth hoffte, Straßburg und alle anderen rheinischen Städte würden ebenso wie Metz, Toul und Verdün den König einlassen; dies verdarb aber der König sich selbst durch sein Nordbrennen im Elsaß und durch die Einnahme der Huldigung in den drei deutschen Städten. Daß es

*) Mais ce pédant ivrogne estoit ignorant du fond de cette entreprise car toute la perfidie, s'il y en avoit aucune, provenoit des princes Allemands, qui poussèrent sa Majesté à cette investiture.

so kommen werde, hatte der Marschall von Vieilleville vorausgesagt, als er das Commando in Metz oder vielmehr die Statthaltertschaft des ganzen Districts von Metz erhalten sollte, weil er gegen den Connetable die Unternehmung durchgesetzt hatte. Er lehnte damals das glänzende Anerbieten ab und gab dem Könige den Rath: er solle in allen Städten, durch welche er ziehe, keine Commandanten und Garnisonen, sondern nur wenige zuverlässige Leute und Verpflegungs-Commissionen zurücklassen, die Magistrate und die vornehmen Bürger gewinnen und sie in der Meinung erhalten, als habe er den ganzen Zug nur zur Beschützung deutscher Freiheit unternommen. „Denn, Sire, fügte er hinzu, wenn die Deutschen sehen, daß Sie Statthalter und Garnisonen in den Städten zurücklassen, dann ist Ihre Absicht einleuchtend, und Sie werden die Gelegenheit verlieren, die schönen Städte Straßburg, Speier, Worms und andere am Rhein gelegene Orte zu besetzen; denn alle diese werden nicht ermangeln, Kundschafter hierher zu schicken und Nachrichten einzuziehen zu lassen, wie Sie sich hier benehmen, um sich in Rücksicht Ihrer Aufnahme oder Nichtaufnahme danach zu richten.“

Der König war geneigt, diesem Rathe zu folgen; allein der Connetable erklärte, die Deutschen seien am Rhein so einfältig wie in Metz, man werde die Städte doch nehmen. Heinrich ließ daher Garnisonen und Commandanten zurück, und richtete dann seinen Zug durch Lothringen in den Elsaß, wo aber das Heer auf schreckliche Weise hauste. Es war deshalb auch nach dem Urtheile eines französischen Marschalls gar nicht zu verwundern, daß die ganze Bevölkerung des Landes sich vor ihnen flüchtete *). Das Futter und die Lebensmittel mußten fünf oder sechs Stunden weit geholt werden, und man durfte nie unter zehn Mann danach ausschicken. In Straßburg, wohin eine Commission zum Einkaufen gesandt wurde, nahm man diese sehr freundlich auf; als aber am andern Tage eine bedeutende Anzahl Franzosen ebenso, wie es in Metz geschehen war, in Straßburg einreiten wollte, feuerte man auf sie,

*) Le François monstra bien son insolence au premier logis, qui effraya si bien tout le reste, que nous ne trouvasmes jamais depuis ung seul hommes à qui parler.

sobald sie im Bereiche der Kanonen waren, und zerstreute sie *). Als sodann der Beauftragte des Connetable (Rezigny) sich auf Metz und auf das am Tage vorher gegebene Versprechen berief, erwiederte der Magistrat: „Die von Metz, welche nur französisch sprachen, hätten sich freilich überrumpeln lassen; aber die, welche nur deutsch redeten, ließen sich von den Franzmännern (par des Franchimants) nicht betrügen. Der Connetable dürfe nicht denken, daß er mit Tröpfen zu thun habe (qu'il avoit affaire à des bestes), die ihn mit einer Heeresabtheilung von sechs Regimentern (avec six compagnies sous ung drapeau) in die Stadt einließen. Wenn aber der König nur von neununddreißig Reifigen (gens d'armes) begleitet in ihre Stadt einziehen wolle, so solle er willkommen sein.“ Der Marschall rieth dem Könige ab, sich bloß mit neununddreißig Herren und Prinzen und deren Begleitung in die Stadt zu wagen. Er meinte, man könne doch den Deutschen nicht trauen, wenn sie eine Weinflasche sähen, änderten sie ihren Sinn. Der König marschirte hierauf nach Hagenau. In diese Stadt verschaffte er sich zwar durch Drohungen Einlaß; allein er erkannte doch bald, daß weder Worms noch irgend eine andere Stadt ihn aufnehmen werde, und daß es somit hohe Zeit sei, sein Heer vom Rhein zurückzuziehen, weil die kaiserlichen Truppen aus den Niederlanden in das französische Gebiet eingefallen waren. Die Statthalterin der Niederlande, Karl's V. Schwester Maria, hatte den niederländischen Adel und ein bedeutendes Heer gesammelt, und stand schon in der Champagne, als die französischen Truppen, welche in vier Abtheilungen auf verschiedenen Wegen dahin gekommen waren, sich wieder vereinigten und die Kaiserlichen über die Grenze zurücktrieben.

Während dies geschah und Moriz und seine Verbündeten mit dem Kaiser den Passauer Vertrag schlossen, wütheten der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und die Grafen und Ritter, welche wie er vom Raube lebten, in Franken und am

*) Mais incontinent qu'ils furent à la portée du canon, on leur fit une terrible salve; car il en fut tué environ dix ou douze, et s'ils ne se fussent escartez qui ça qui là à toutes brides, il en fust demeuré bien davantago.

Rhein. Als Vorwand seiner fortdauernden Räubereien gebrauchte Albrecht nach dem Passauer Waffenstillstande und der Ausöhnung Morizens mit dem Kaiser seine Verbindung mit den Franzosen, indem er sich zugleich aufs heftigste gegen Moriz erklärte. Er hatte die fränkischen Bischöfe geplündert und zu einem Vertrage gezwungen, welcher nachher von dem Reichs-Kammergerichte cassirt wurde; er hatte gegen die Nürnberger furchtbar gewüthet oder, wie er sich ausdrückte, die Pfeffersäcke ausgeklopft; er hatte arge Brandschazungen eingetrieben; er hatte endlich Frankfurt belagert und war gegen Ulm gezogen, wo er aber so gute Anstalten gegen sich getroffen fand, daß er eilig zurückging, um den Kurfürsten von Mainz zu überfallen, der ihm nur durch einen glücklichen Zufall entwich. Gleich nachher vereinigte er alle seine Raubgenossen, bedrängte Straßburg und den Elsaß, und sammelte endlich alle seine Raubschaaren auf dem linken Rheinufer.

Moriz schickte, wie er versprochen hatte, seinem Freunde Ferdinand Hülfsstruppen gegen die Türken; der Kaiser aber, erbittert über die Fortschritte der Franzosen, traf Anstalten zu einem Zuge gegen Metz, wo König Heinrich eine ganze Heeresabtheilung und einige tausend Pioniers zurückgelassen hatte, um die Festungswerke der Stadt zu erweitern und zu verstärken. Er brachte sehr schnell ein Heer unter dem Herzoge von Alba und dem Marquis von Marignan zusammen; es fehlte ihm aber an Geld und an Credit, um seine Truppen regelmäßig zu bezahlen und zu unterhalten. Er reiste nachher nach Straßburg. Seinen Weg dahin nahm er über Augsburg, und hier entließ er endlich den gefangenen Johann Friedrich von Sachsen, welcher seinen Sitz zu Weimar nahm, vorher aber die 1549 auf seine Veranlassung errichtete Universität Jena besuchte. Über Straßburg reiste der Kaiser aus dem Grunde, weil er, als er bis Bretten gelangt war, erfahren hatte, daß der wilde Markgraf Albrecht, nachdem er auf das linke Rheinufer übergesetzt sei, alle Schiffe verbrannt habe. Karl mußte mehrere Tage in einem Dorfe unweit Straßburg liegen bleiben, bis sein Heer über den Rhein gebracht werden konnte. Dieses lag darauf sehr lange unthätig im Lande Elsaß, und drückte und peinigete dasselbe nach der gewohnten Art aller gemiethteten Truppen jener Zeit, in welcher noch kein Staat im Stande war, den Aufwand eines stehenden Heeres lange zu ertragen.

Statthalter in den vom Reiche abgerissenen Landstrichen war der Herzog Franz von Guise, welcher die verwitwete Herzogin von Lothringen genöthigt hatte, nach Straßburg und später in die Niederlande zu gehen. Dieser sorgte, während Karl zögerte, auf treffliche Weise für die Befestigung und Ausrüstung von Metz, Coul und Verdün, wo die besten französischen Generale commandirten. Er hatte, was freilich die Franzosen nicht zugeben wollen, gegen zehntausend Mann Truppen in Metz, und der ganze ritterliche Adel der benachbarten Provinzen Frankreich's sammelte sich um ihn. Der Kaiser, welcher gegen Ende September's von Landau aufbrach und am Anfange des October ernstliche Anstalten zur Belagerung von Metz machte, vereinigte damals das Heer der Niederlande mit dem seinigen, und suchte auch den Markgrafen Albrecht von Kulmbach, sowie die Räuber- und Mörderbanden zu gewinnen, mit denen dieser das deutsche Reich quälte. Der Markgraf war nach den Gräueln und Erpressungen, die er zuerst am Main und dann am Rhein verübt hatte, nach den Gewaltthätigkeiten, die er im Elsaß begangen, nach dem Überfalle von Mainz und nach der Brandschakung des dortigen Kurfürsten in das Land Lothringen gezogen. Seine Raubhorden trugen damals weiße Binden, wie wenn er dem König Heinrich diene. Auch bot er dem Herzoge von Guise an, er wolle ihm bei der Vertheidigung von Metz beistehen, wenn man ihm dagegen aus den französischen Magazinen Lieferungen mache. Der Herzog lehnte dies jedoch ab, weil er es für eine List hielt, um seine Magazine zu erschöpfen. Hierauf machte Albrecht, welcher zu Pont a Mousson gelagert war, eine Bewegung, die dem Connetable so bedenklich schien, daß er seinem Könige rieth, den Markgrafen anzugreifen, ehe der Kaiser vor Metz eintreffe. Jetzt knüpfte Albrecht mit dem Kaiser an, und dieser bestätigte schon am 24. October, als er noch bei Diedenhofen lag, einen Vertrag, welchen sein Kanzler, der jüngere Granvella, mit dem Markgrafen abgeschlossen hatte. Nach diesem Vertrage sollte der Letztere mit seinen Raub- und Mordbanden dem Kaiser beistehen, und erhielt dagegen das Versprechen, daß der Kaiser die von den Reichsgerichten gegen ihn in Schuß genommenen Schwachen ihm preisgeben und die Verträge bestätigen wolle, welche der Markgraf durch entseßliche Maßregeln den Bischöfen

abgezwungen hatte, die aber, wie sich gebührte, durch die Reichsgerichte cassirt worden waren. Während nachher der Kaiser die am 22. Oktober begonnene Belagerung von Metz fortsetzte, trieb Albrecht im französischen Gebiete Contributionen ein, welche der Kaiser ihm an Zahlungsstatt angewiesen hatte. Er gab, um dabei nicht beunruhigt zu werden, gegen den König von Frankreich vor, daß er nach Deutschland abziehen wolle; man schickte aber, als er weit und breit brennen, morden und rauben ließ, den Bruder des Herzogs Franz von Guise, den jungen Herzog von Nemours, mit einem Heere hinter ihm her. Dieser wußte einen Theil der unbezahlten Truppen des Markgrafen von demselben abzuziehen, ward aber am vierten November bei St. Nicolas überfallen, verwundet und gefangen genommen. Albrecht ließ ihn auf die Pfaffenburg bei Kulmbach bringen und dort so lange gefangen halten, bis der Herzog sich mit sechszigtausend Dukaten loskaufte.

Die Belagerung der Stadt Metz durch den Kaiser währte vom 22. Oktober bis Ende December. Sie fand also in einer rauhen, ungesunden Jahreszeit Statt. Der Kaiser, welcher selbst am Podagra erkrankt war, zeichnete sich bei dieser Belagerung durch Ausdauer und Standhaftigkeit aus, obgleich Mangel und Krankheiten mehr als die Hälfte seiner Truppen hinrafften. Sein Heer und er selbst erhielten den Lohn der großen Anstrengungen, die sie gemacht hatten, nicht; dagegen ward der Herzog von Guise wegen der Vertheidigung von Metz um so mehr gepriesen, weil die drei Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdün seitdem beim französischen Reiche blieben. Deutschland verhielt sich ruhig, da die Franzosen sich mit dem begnügten, was die protestantischen Fürsten ihnen als Ersatz für die gezahlten Subsidien abgetreten hatten. Die Wiedereroberung der drei Bisthümer ward auch durch den Umstand verhindert, daß der Markgraf Albrecht die deutschen Fürsten in einen Krieg mit der Ritterschaft verwickelte, welcher dem Reiche nicht gestattete, an jene Wiedereroberung zu denken. Dieser Krieg muß deshalb hier zunächst kurz berichtet werden.

3. Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Kurfürst Moriz von Sachsen.

Markgraf Albrecht hatte dem Kaiser bei der Belagerung von Metz Hülfe geleistet und war sogar so lange im Felde geblieben, bis auch das schwere Geschütz des Kaisers nach Diederhosen gebracht worden war. Dann begann er seine Nordbrennereien aufs neue. Um kein deutsches Land ungepeinigt zu lassen, zog er in das Bisthum Trier, wo seine Leute den ganzen Winter hindurch grausam hausten, während die von ihm zur Regierung seines Landes bestellten Räte ein Heer rüsteten, mit welchem sie, gestützt auf die kaiserliche Bestätigung der den Bischöfen von Bamberg und Würzburg abgezwungenen Verträge, diese zur Vollziehung derselben nöthigen könnten. Übrigens hatte das Reichs-Kammergericht schon längst die Bestätigung des Kaisers für ungültig erklärt, die erzwungenen Verträge noch einmal cassirt und zum Schutze der bischöflichen Länder eine Anzahl deutscher Herren und Städte aufgeboten. Der Markgraf, welcher unterdessen nach Heidelberg gezogen war, wandte sich daher an den Kaiser. Dieser leugnete in der Antwort, die er ihm gab, zwar seine Bestätigung jener Verträge nicht ab, und sprach überdies aus, daß es ihm lieb gewesen sein würde, wena die Bischöfe sich dabei beruhigt hätten; er setzte aber hinzu, daß er, da dieselben dies nicht gethan, dem Rechte seinen Gang lassen müsse. Er habe, sagte er, dies nicht verweigern dürfen, weil einige Stände einen Argwohn wider ihn hätten, der sich vermehren würde, wenn er nach des Markgrafen Verlangen den Bischöfen befehlen werde, die eingegangenen Verträge zu halten. Er schlage also, fügte er hinzu, dem Markgrafen vor, die Vermittelung seiner Freunde und Verwandten, der Herzöge von Baiern und Württemberg, anzunehmen. Außer diesen Beiden bot auch der Kurfürst von der Pfalz seine Vermittelung an, und die Bischöfe erklärten sich bereit, statt der abgetretenen zwanzig Ämter eine bedeutende Summe Geldes zu zahlen. Allein Albrecht scheute sich nicht, sogar die drei vermittelnden Fürsten zu beleidigen, jede Vermittelung abzulehnen und wieder zu den Waffen zu greifen. Auch die Stadt Nürnberg suchte und erhielt Hülfe gegen Albrecht vom römischen Könige, nachdem

Karl V. die der Stadt abgezwungenen Verträge, die von ihm schon im vorigen Jahre cassirt worden waren, noch einmal für ungültig erklärt hatte.

Der räuberische Markgraf war der Aufrechterhalter des Faustrechtes, sowie das Haupt der Ritter, welche die gute Zeit des Belagerens zurückwünschten, und unter denen der später als Räuber und Mörder hingerichtete Wilhelm von Grumbach einer der vornehmsten war. Die Fürsten sahen daher in Albrecht einen Feind ihrer wachsenden Macht, und schlossen, um der drohenden Anarchie abhelfen zu können, einen geheimen Bund zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Lande auf drei Jahre. Dieses sogenannte Heidelberger Bündniß ward eigentlich bloß von den angeführten drei vermittelnden Fürsten geschlossen; es traten ihm aber sogleich Mainz und Trier bei, und auch Moriz von Sachsen, welcher nachher die Hauptperson im Kriege mit Albrecht und der Ritterschaft ward, kam nach Heidelberg und verabredete sich dort mit den andern Fürsten.

Schon im April 1553 erschienen Albrecht und die Standesherrn, an deren Spitze er stand, auf der einen, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg auf der andern Seite gegen einander im Felde. Ganz Franken wurde grausam verwüstet und gebrandschatzt und das Nürnberger Gebiet sehr mitgenommen. Der Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, hatte früher seinen Streit mit Albrecht durch einen Zweikampf beenden wollen; dieser hatte ihm aber geantwortet: „es sei nicht gebräuchlich, daß ein geborener Fürst sich mit einem Pfaffen schlage.“ Jetzt wandten sich die Bischöfe von Würzburg und Bamberg, da der Kaiser ihnen nur durch Briefe und Befehle helfen konnte, an Moriz von Sachsen und an einen andern Fürsten, der in Niedersachsen und Westphalen ungefähr dieselbe Rolle spielte, wie Albrecht in Franken und am Rhein, nur daß der Eine die Ritterschaft hegte, der Andere aber, um das fürstliche Ansehen zu heben, sie unterdrückte. Dieser Fürst war Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, welcher wegen seiner Gewaltthätigkeiten gegen die Städte Braunschweig und Goslar von den Schmalkaldischen Bundeshauptern aus seinem Lande vertrieben und gefangen gehalten worden, nach Karl's V. Siege aber auf dessen Geheiß wieder in Freiheit gesetzt worden

war. Er hatte, als er in sein Land zurückgekommen war, seine Güter und Erbstücke an die Glieder der Ritterschaft verpfändet gefunden und, anstatt denselben die Pfandsummen zurückzuzahlen, sich mit Gewalt wieder in den Besitz seiner Städte und Schlösser gesetzt.

Wir benutzen diese Gelegenheit, um anschaulich zu machen, wie es in Deutschland zu jener Zeit herging, und wie Bürger und Bauern damals bei weitem mehr durch die Standesherrn, Fürsten und Bischöfe litten, als sie heut' zu Tage noch irgendwo durch Socialisten und Radikale gelitten haben. Die ganze Junkerschaft hatte sich nämlich der von Heinrich beeinträchtigten Standesherrn angenommen, Albrecht's Raubgenosse, der Graf Bollrath von Mansfeld, hatte sich an ihre Spitze gestellt, und Herzog Heinrich war von ihnen endlich ganz aus seinem Lande vertrieben worden. Dies war im Jahre 1552 geschehen, als der Kaiser wegen der Belagerung von Metz Bollrath's Freund, den Markgrafen Albrecht, nicht entbehren konnte. Im folgenden Jahre bedurfte der Kaiser des Markgrafen nicht mehr, und nun konnte Heinrich sich selbst helfen. Von Bollrath's Banden gingen Viele zu ihm über, und er besetzte sein Land wieder, da er und sein zweiter Prinz, Philipp Magnus, sich die zur Bezahlung ihrer Miethlinge nöthigen Gelder dadurch verschafften, daß sie im Niedersächsischen und Westphälischen Contributionen eintrieben. Osnabrück, Münster und Minden wurden von ihm gebrandschatzt; Herzog Erich von Kalenberg mußte zahlen, weil er den Grafen Bollrath ins Land gerufen hatte; der Bischof Franz von Münster, Osnabrück und Minden wurde sogar genöthigt, das letztere Bisthum an Heinrich's jüngeren Bruder Julius abzutreten; auch die Grafen von Tecklenburg, Lippe, Schaumburg und Hoya mußten Geld hergeben, und das Bremische Gebiet wurde furchtbar verheert. Sehr erwünscht war es daher dem Herzoge, daß die fränkischen Bischöfe sich zugleich an ihn und an den Kurfürsten Moriz wandten, damit der Markgraf Albrecht und die Ritterschaft von Franken und Niederdeutschland durch fürstliche Truppen bekämpft würden.

Im April 1553 ward zu Eger in Böhmen eine Zusammenkunft gehalten, auf welcher die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, König Ferdinand, Kurfürst Moriz und die Stadt Nürnberg einen

Bund gegen den Markgrafen Albrecht schlossen. Gleich darauf sandten die neuen Verbündeten ihre Truppen aus, an deren Spitze Hans von Heydeck stand, welcher seit dem letzten Kriege General in des Kurfürsten Moriz Diensten war. Dieses Heer wurde auch vom Reichs-Kammergericht beauftragt, die von ihm und dem Reiche gegen Albrecht erlassenen Urtheile auszuführen. Während die Verbündeten in Franken über Albrecht die Oberhand hatten, sammelte dieser die Ritterschaft von Thüringen um sich her und warf sich auf Heinrich's Gebiet in Niedersachsen. Hier kamen bald auch die vom Herzoge beraubten Standesherrn zu Albrecht, und die Städte Braunschweig und Goslar, welche seit 1547 von Heinrich's Rache getroffen waren, empfingen ihn mit offenen Armen. An diesem Zuge Albrecht's nahmen die vornehmsten thüringischen und viele sächsische Standesherrn Theil, weil sie hofften, daß jetzt die goldene Zeit des Faustrechts und der Unterdrückung der Bürger und Bauern durch die Junker wiederkehren werde. Albrecht benahm sich damals sowohl gegen Moriz, als gegen den unglücklichen Johann Friedrich, welcher in Arnstadt residirte, sehr freundlich. Dem Letzteren, der ihn um die Schonung seines Landes bat, gewährte er diese Bitte; daß er ihm aber damals versprochen habe, ihm und seinen drei Söhnen ihre verlorenen Besitzungen wieder zu verschaffen, glauben wir nicht. Was den Kurfürsten Moriz betrifft, so schonte Albrecht auch dessen Land und ließ den Landständen desselben sagen, daß er mit ihrem Herrn in Unfrieden nichts zu schaffen habe. Dem Kurfürsten war jedoch bei der Sache nicht ganz wohl zu Muth; er fürchtete, Albrecht und seine Raubritter möchten über Leipzig herfallen, da sie ja auch Erfurt plünderten. Er erschien daher in aller Eile mit vierhundert Reitern in dieser Stadt. Albrecht und sein wildes Heer zogen aber alsbald über Nordhausen, Mühlhausen, Eisleben und Halberstadt in das Herzogthum Braunschweig. Überall wurde von ihnen geplündert und gebrandschatzt, am ärgsten in Heinrich's Landen; denn dort half der gegen den Herzog erbitterte Adel und der Herzog Erich von Kalenberg rauben und mordbrennen. Auch die Bisthümer Hildesheim und Minden wurden besetzt.

Endlich glaubte Kurfürst Moriz, Albrecht wolle mit seinem verstärkten Heere durch Hessen nach Franken zurückkehren. Er

vereinigte daher eine nicht ganz unbedeutende Macht und lagerte sich bei Osterode, um den raubenden Rittern den Weg zu versperren. Bis dahin hatte er nicht unmittelbar, sondern nur als Verbündeter am Kriege Theil genommen; in Osterode aber kündigten er und Heinrich von Plauen im Namen des römischen Königs und mit Berufung auf den Kaiser dem Markgrafen Albrecht förmlich den Krieg an. Als dem Letzteren das Manifest des Kurfürsten übergeben wurde, befanden sich gerade die Gesandten seines Vaters Joachim II. von Brandenburg bei ihm, um ihn zum Frieden zu bereden; er benahm sich aber ganz wie ein Räuberhauptmann, trozig und tollkühn. Er ließ die Genossen seiner rohen Gelage und Raufereien, welche edle Ritter hießen, zu sich rufen und fragte sie: „ob sie mit ihm ihr Heil versuchen wollten?“ Als sie dies bejahten, schickte er den Herold mit folgenden Worten an Moriz zurück: „Dein Herr hat sein Wort vorher schon dreimal gebrochen und schändlich an mir gehandelt, und das ist nun die vierte böse That von dieser Art. Er mag kommen, so will ich sehen, was er vermag, welches du ihm in meinem Namen sagen kannst.“ Dann beschenkte er den Herold mit einigen Goldstücken. Dies geschah am 1. Juli 1553; schon am 9. desselben Monats wurde Albrecht's Schicksal entschieden.

Die beiden Heere trafen bei Sievershausen im Lüneburgischen auf einander, und es erfolgte eine Schlacht, welche zu den Blutigsten des ganzen sechszehnten Jahrhunderts gehört, weil die Fürsten und Ritter der Ehre wegen mit Erbitterung stritten, die Streiter einander kannten und Mann gegen Mann focht. Herzog Heinrich und seine beiden ältesten Söhne, Karl Victor und Philipp Magnus, kämpften persönlich mit. Die beiden Letzteren fielen beim ersten Angriff; der Vater ließ aber sogleich den Kampf erneuen und focht mit Wuth. Als gleich darauf sich das Gerücht verbreitete, daß Markgraf Albrecht gefangen sei, gab Heinrich, welcher neben dem verwundeten Kurfürsten Moriz unter einer Weide hielt, den Befehl, den Gefangenen sogleich an der Weide aufzuknüpfen; allein der Soldat, welcher den Markgrafen festhielt, ließ denselben für Geld wieder laufen. Dadurch wurde die Verwüstung Deutschland's von der Elbe an bis zur Donau um ein ganzes Jahr verlängert. Der Verlust an angesehenen und streit-

baren Männern, welchen Deutschland durch die für die verbündeten Fürsten siegreiche Schlacht bei Sievershausen erlitt, war ungeheuer groß. Außer den beiden Söhnen Heinrich's und dem zweiten Sohne des Herzogs von Celle blieben dreihundert Männer vom Ritterstande und viertausend Gemeine. Auch der Kurfürst Moritz verlor das Leben. Gefangen wurden siebentausend Landsknechte; man entließ sie aber wieder, weil man sie sonst hätte füttern müssen.

Ob Kurfürst Moritz in der Schlacht bei Sievershausen durch Unvorsichtigkeit oder durch Meuchelmord umgekommen ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Es traf ihn gegen das Ende des Treffens von hinten her eine Musketen-Kugel, welche durch die Rüstung hindurch drang. Man legte ihn zuerst unter eine Weide, wo er dem Siege der Seinigen zuschaute; nachher wurde er ins Lager gebracht und hier starb er schon am 11. Juli. Da er keinen Sohn hinterließ, so eilte sein Bruder August, der sich in Holstein befand, schnell herbei und übernahm die Regierung. Dieser rief seine Truppen nach Sachsen zurück, weil zu befürchten war, daß der abgesetzte Kurfürst Johann Friedrich und dessen Söhne die ihnen mit Gewalt entriffenen Länder und Würden wieder in Anspruch nehmen möchten.

4. Ausgang der Raubzüge des Markgrafen Albrecht und seiner Genossen.

Markgraf Albrecht erneute, als die sächsischen Truppen abgezogen waren, seinen Krieg mit Herzog Heinrich in dem Lande Niedersachsen, welches dann von beiden Theilen auf gleiche Weise geplündert und verheert wurde. Nachher wurde Albrecht nach Braunschweig gerufen. Er reiste auch zu seinen Verwandten nach Brandenburg, um den einen derselben zur Vermittelung zu bewegen, von dem anderen aber Geld zur Bezahlung seiner Truppen zu erhalten. In der That vermittelte Kurfürst Joachim nachher einen Vertrag mit dem Kurfürsten August; Herzog Albrecht von Preußen aber gab dem Markgrafen, seinem Neffen, bedeutende Geldsummen, damit derselbe seine Soldaten bezahlen und von Braunschweig aus gegen Herzog Heinrich zu Feld ziehen könne. Auch suchte Albrecht wirklich, da es dem Herzog Heinrich augen-

blätlich an dem zur Unterhaltung seiner Söldner nöthigen Gelde fehlte, diesen Umstand zu benutzen, um die Miethlinge desselben an sich zu ziehen und ihn dann zu schlagen; allein die Stadt Nürnberg, welche aufs neue von Albrecht's Banden bedroht war, schaffte Geld herbei, die Leute blieben bei Heinrich, und Albrecht wurde am 12. September 1553 unweit Braunschweig zum zweiten Male geschlagen. An demselben Tage wurde unter Vermittelung des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Königs von Dänemark der Frieden mit dem Kurfürsten August geschlossen. Albrecht eilte hierauf durch Thüringen nach Franken.

In Franken, in Thüringen und bis nach Augsburg hin hatten die raubenden Ritter, Herren und Grafen, welche den Markgrafen unterstützten, ein ganzes Jahr lang gräßlich gehaust. Als er selbst wieder erschien, ward sogar dem Reichs-Kammergerichte in Speier hange, so daß es Anstalten zur Flucht machte. Das Reichs-Kammergericht hatte, während der Kaiser in Albrecht's Sache eine sehr zweideutige Rolle spielte, ein furchtbares Decret nach dem anderen zu Gunsten der Bischöfe und Städte und gegen die Erneuerer des Faustrechtes erlassen; allein es war niemand da, der diese richterlichen Sprüche ausführen wollte. Ebenso schrieb hierauf der Kaiser Reichstage aus, ohne daß sich jemand zu denselben einfand, weil auch er selbst nicht ins Reich kam. Freilich bestand das Heidelberger Bündniß sowie die Übereinkunft, welche mit dem römischen Könige zu Eger getroffen worden war, noch fort, und beide Verträge legten auch dem Kurfürsten August, trotz seiner Ausöhnung mit Albrecht, die Verpflichtung auf, zur Erhaltung der Ordnung im Reiche und zur Abwehr des Faustrechtes Truppen herzugeben; allein die deutschen Stände konnten, wie gewöhnlich, im Berathen, Schreiben, Rüsten, Zaudern und Zagen kein Ende finden, und das Land ging darüber zu Grunde. Die Städte, außer Augsburg, wollten nach Krämerart nur dann; wenn es sie unmittelbar anging, dem Vaterlande mit Geld beistehen. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz, welchem der Oberbefehl des Heeres der Heidelberger Einigung angetragen wurde, lehnte wegen seines hohen Alters diesen ab; man wählte hierauf Christoph von Württemberg zum Bundeshaupten, dieser trat aber seine Stelle dem Herzog Albrecht von Baiern ab. Über alle

diese Unterhandlungen verfloß ein ganzes Jahr, ohne daß etwas geschah.

Erst als Albrecht wieder nach Franken kam, machte man mit den Rüstungen Ernst. Die Stadt Augsburg gab Geld und Soldaten her; vom Kurfürsten August ward Heinrich von Plauen geschickt; auch erhielten Heydeck und Schärtlin ein Commando im Bundesheere. Allein Herzog Heinrich von Braunschweig schickte sein Heer, welches ganz allein durch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg und durch die Stadt Nürnberg unterhalten wurde, nicht nach Franken, sondern er gebrauchte es zur Belagerung der Stadt Braunschweig, obgleich jene Bischöfe und die Nürnberger gerade damals aufs neue von Albrecht geängstigt wurden. Die Letzteren vermittelten daher zwischen Heinrich und der Stadt Braunschweig, und brachten Ende Oktober einen Frieden zu Stande, an welchem auch König Ferdinand und die Städte Nürnberg, Goslar, Einbeck, Hildesheim und Göttingen Theil nahmen.

Hierauf erschien Herzog Heinrich zu Anfang des November 1553 mit seinen Truppen in Franken. Hier vereinigte er sich mit dem Bundesheere, welches die Festungen des Markgrafen zu erobern suchte. Dies gelang freilich den Verbündeten in den letzten Monaten des Jahres 1553 nicht, dagegen betrieben die beiden Bischöfe und die Stadt Nürnberg ihren Proceß gegen den wilden Markgrafen sehr eifrig. Auch erlangten sie, daß am 1. December ein dreifaches Achtsurtheil gegen den Markgrafen, als Landfriedensbrecher und Störer der öffentlichen Ruhe des Reiches, in äußerst scharfen Ausdrücken erlassen und auf sehr feierliche Weise bekannt gemacht wurde. Die Achtsbriefe wurden gleich anfangs an alle Orte gesendet, und man forderte nicht nur alle Stände des Reiches auf, die Ächter zu verfolgen, sondern bald nachher wurden auch der fränkische, baierische und oberländische Kreis noch insbesondere zur Vollstreckung der Acht wider den offenbaren Reichsächter feierlich gemahnt. Der Markgraf ersuchte zwar den Kaiser um Aufhebung der Acht, er kümmerte sich aber, als dieser erklärte, daß er dazu kein Recht habe, wenig um dieselbe. Er sammelte seine Sauf- und Kaufgenossen in Schweinfurt um sich und rief, den Becher in der Hand, aus: „Acht und Aber-Acht, das ist Sechszehn, die wollen wir mit einander fröhlich

und in Freuden vertrinken; je mehr Feind, je mehr Glück!" In der That trotzten der Markgraf und seine Banden dem Reiche und der Heidelberger Einigung bis in den Mai 1554. Die Brandenburger protestirten gegen den Spruch des Reichs-Kammergerichtes; die Executoren desselben reprotestirten, wie man das juristisch nannte; der Kaiser aber gab den Ächtern lange Zeit gute Worte, ehe auch er endlich am 18. Mai aus Brüssel ein Executorial-Mandat gegen Albrecht erließ.

Der Markgraf war übrigens schon seit Februar von Schweinfurt, wo er eine Besatzung zurückließ, nach der Elbe gezogen. Hier hatte er sich von seinen Bettern neue Summen verschafft, ein kleines Heer geworben und dann sich plötzlich nach Franken zurück gewendet. Am 10. Juni 1554 zog er wieder in Schweinfurt ein, welche Stadt von den Verbündeten enge eingeschlossen war. Er sah sogleich, daß er sich in Schweinfurt nicht werde behaupten können, und zog deshalb wieder ganz insgeheim ab; die Feinde erfuhren aber seinen Abmarsch und setzten ihm nach. In der Nähe des Klosters Schwarzach am Steigerwalde wurde er von dem Vortrab derselben eingeholt und endlich am 12. Juni 1554 völlig geschlagen; den Hauptantheil an seiner Niederlage hatten Heinrich von Plauen mit den Sachsen, die Nürnberger und des Herzogs Heinrich von Braunschweig Hülfsstruppen. Die Stadt Schweinfurt wurde Tage lang geplündert und dann niedergebrannt. Auch die Plassenburg bei Kulmbach ward von Albrecht's Feinden erobert. Und dieser mußte aller seiner Habe beraubt nach Frankreich fliehen. Seine späteren Abenteuer hängen mit dem Streite zusammen, welchen der Bischof von Würzburg, Melchior Zobel, mit Albrecht's Freund Wilhelm von Grumbach anfang, in dessen Schicksal nachher auch der älteste Sohn des unglücklichen Johann Friedrich verwickelt wurde. Davon wird erst viel weiter unten die Rede sein.

5. Letzte Regierungszeit Karl's V. in Deutschland und in den Niederlanden.

Karl V. litt in den letzten Jahren seines Lebens am Podagra und an einer tiefen Melancholie, welche oft kurze Zeit hindurch einen Irrsinn erzeugte und vielleicht ein trauriges Erbtheil seiner

unglücklichen Mutter war. Dagegen war er im Kriege mit Heinrich II. von Frankreich nicht unglücklich, sobald er nur den Gedanken aufgegeben hatte, die durch Moriz von Sachsen und seine Verbündeten diesem Könige abgetretenen deutschen Landstriche und Städte wieder zu erobern. Seit dem Zuge gegen Mex ließ Heinrich das Reich, sowie dieses ihn in Ruhe, ohne daß das Letztere die besetzten Orte förmlich abgetreten oder der französische König dies verlangt hätte. In Italien und in den Niederlanden dauerte der Krieg des Kaisers mit den Franzosen fort, und Franz von Guise erhielt in den Niederlanden Gelegenheit, sich als Feldherr gegen die Spanier und Engländer an der Spitze der Franzosen ebenso sehr auszuzeichnen, wie Emanuel Philibert von Savoyen an der Spitze des spanisch-niederländischen Heeres. Im Jahre 1553, als Hesdin und Therouanne von Philibert erobert worden waren, hatte Heinrich selbst den Oberbefehl seiner Truppen übernommen, und Karl war, seinem Podagra und seiner Schwermuth trogend, ebenfalls im Felde erschienen. Man hatte, sobald beide Monarchen persönlich zu ihren Heeren gekommen waren, ein entscheidendes Treffen erwartet; dieses erfolgte aber nicht. Der Krieg dauerte fort, und die Franzosen eroberten mehrere Plätze. Karl aber beschäftigte sich 1554 mit der Heirathsangelegenheit seines Sohnes Philipp II., welcher damals die englische Königin Maria zur Gemahlin erhielt.

Diese Vermählung hatte, wie das Meiste von dem, was Karl V. unternahm, nicht die Folgen, welche er gehofft hatte. Da wir später in der englischen Geschichte ausführlich auf diese unnatürliche Verbindung von England mit Spanien zurückkommen müssen, so wollen wir dieselbe hier nur im Vorbeigehen berühren. Eduard VI., Heinrich's VIII. protestantischer Sohn, unter dessen Regierung die von Letzterem verabscheute Lehre Luther's in England herrschend wurde, starb im Juli 1553. Er hatte vergebens versucht, einer eifrigen Protestantin und ihrem Gemahle den Thron zu hinterlassen; die Nation rief Maria, die Tochter Heinrich's VIII. von der Katharina von Aragonien, zur Regierung. Diese war von ihrer unglücklichen Mutter getrennt, gleich ihr verfolgt und im Haß gegen den Protestantismus, wie gegen jede freie Bewegung des Geistes und des Gemüthes erzogen worden, und hatte

den grausamen, verfolgungsfüchtigen und despotischen Geist ihres Vaters geerbt. Sie schien daher dem Kaiser Karl eine sehr passende Gemahlin für seinen Sohn Philipp, welcher Wittwer geworden war. Dieser war despotisch und betrachtete die Ausrottung von Regern als das höchste Verdienst eines Regenten; wenn es also möglich war, ihn den Engländern als König aufzubringen, so war dem Absolutismus und Papismus die Herrschaft über Europa gesichert. Daß Maria nicht allein sehr häßlich, sondern auch elf Jahre älter war, als ihr Gemahl, welcher damals in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre stand, ward bei einer politischen Ehe durchaus nicht in Anschlag gebracht. Die Vermählung kam zu Stande. Philipp merkte jedoch bald, daß in England Herkommen und Recht, nicht der Willen eines Gewalthabers und seiner Creaturen gelte, und daß seine Gemahlin ihm dort keinen politischen Einfluß verschaffen könne. Er vernachlässigte daher seine Gemahlin und achtete nicht auf ihre dringenden Bitten, wenigstens einige Zeit bei ihr in England zu verweilen; er präferirte lieber Italien und die Niederlande von Spanien aus. Was übrigens den Charakter Philipp's betrifft, so müssen wir die Schilderung desselben den Dichtern und rhetorischen Geschichtschreibern überlassen, weil wir Leser voraussetzen, welche fähig sind, diesen König aus seinen Thaten zu beurtheilen. Man schreibt ihm jetzt, wo die Zeit und Gelehrten nicht mehr der Freiheit das Wort reden, sondern der orientalischen und slavischen Regierungsart günstig sind, alle glänzenden Eigenschaften eines ächten Monarchen zu. Darüber wollen wir nicht streiten; immer bleibt es aber ein sehr übles Zeichen, daß Philipp nur den Spaniern angenehm war, daß er keine Sprache außer der spanischen, selbst die französische seiner belgischen Unterthanen nicht fertig sprach, daß er seinen Sohn erster Ehe (Don Carlos) tödtlich haßte und bis zum Tode verfolgte, daß er mit seinem Vater in ewigem Streite war und ihn sogar, als derselbe im Kloster lebte, als einen Regner behandelte, daß er endlich seinem Oheim Ferdinand sehr gram war. —

Karl V. lag nach seinem Zuge gegen Mex lange in Brüssel am Podagra krank, und hatte Anfälle einer tiefen Melancholie und einer öfteren Geistesabwesenheit, welchen jedoch längere Zeiträume

folgten, in denen er seiner ganz mächtig war. Unterdessen stand Emanuel Philibert von Savoyen an der Spitze des kaiserlichen Heeres, welches den Kampf in den Niederlanden fortsetzte, weil das deutsche Reich dem Kriege, welcher in dem sogenannten burgundischen Kreise geführt wurde, sowie dem Verluste von Metz, Toul und Verdün ganz ruhig zusah. König Heinrich, welcher bei seinem Heere erschien, würde den Truppen des Kaisers überlegen gewesen sein, wenn nicht seine Rathgeber, der Marschall von St. André, der Herzog Franz von Guise und der Connetable von Montmorency, stets verschiedener Meinung gewesen wären, und wenn nicht Heinrich selbst dem Connetable, welcher zum Zögern und Zaudern rieth, am meisten Gehör gegeben hätte. Dieser hatte an der Mätresse des Königs (der Herzogin von Valentinois) eine Stütze; er war es, der, als auch Karl V. sich aufgerafft und zum Heere begeben hatte, ein entscheidendes Treffen verhinderte. Auch ward in den Niederlanden nichts Bedeutendes unternommen. Erst als Guise sich entfernt hatte, glaubten auch der Connetable und seine Schützlinge etwas wagen zu müssen.

In Italien gelang es den Franzosen durch ihre Rabalen, dem Kaiser in Toscana einen neuen Feind zu schaffen, indem sie die Republik Siena auf ihre Seite zogen. Siena und Lucca waren, nachdem die Stadt Florenz durch die Einsetzung des Herzogs Kosmus I. von Medicis, der ohne spanische Hülfe sich nicht behaupten konnte, ganz von Spanien abhängig geworden war, noch die einzigen Republiken Mittelitalien's; allein auch Siena mußte, da es von Parteiungen zerrissen war, die spanische Vermittelung anrufen. Im Jahre 1547 nahm diese Stadt zuerst nur etwa hundert spanische Soldaten auf, denen man ungefähr dreihundert Sienesen beifügte, und Don Hurtado de Mendoza, der spanische Gesandte in Rom, welcher in Siena alle zur Erhaltung nöthig scheinenden Anordnungen machte, bahnte der spanischen Herrschaft bald den Weg. Die ganze Besatzung ward spanisch, Siena mußte dieselbe unterhalten und bezahlen, und auch der Magistrat wurde bald durch die Spanier ernannt. Endlich bedienten sich aber die Franzosen der verbannten und flüchtigen Sienesen, von denen es überall in Italien wimmelte, um der spanischen Herrschaft in Siena ein Ende zu machen. Der König von Frankreich bevoll-

mächtigte nämlich seine Agenten in Italien, mit den Unzufriedenen zu unterhandeln, und schloß mit diesen zuletzt einen Vertrag, in welchem er versprach, der Stadt Siena zur Wiedererlangung ihrer Freiheit behülflich zu sein, und zwar ehe noch die von den Spaniern auf Kosten der Stadt erbaute Zwingburg ganz fertig sei. Hierauf wartete man den Augenblick ab, wo die spanische Besatzung gegen Orbitello und andere Plätze der Seeküste ausgezogen war, und nun rückten einige in französischen Diensten stehende Hauptleute italiänischer Miethsoldaten, nämlich Nikolaus Orsini, Graf von Pitigliano, Aeneas Piccolomini und Amerigo Amerighi, im Juli 1552 plötzlich vor die Stadt Siena. Die Bürger bewaffneten sich sogleich und riefen die Freiheit aus. Der kleine in der Stadt zurückgebliebene Theil der Spanier war nicht im Stande, den Aufstand zu dämpfen oder auch nur sich in die Burg zurückzuziehen, weil diese noch nicht vollendet war; die wenigen Leute aber, welche Kosmus, an den man sich gewendet hatte, entbehren konnte, reichten nicht aus, da von allen Seiten her Franzosen und besonders die Verbannten in die Stadt strömten. Man schloß zwar anfangs einen Vergleich, durch welchen der Stadt eine halbe Freiheit zugesichert ward; dieser wurde aber bald gebrochen. Die Stadt riß sich ganz von Spanien los und schickte eine Gesandtschaft an den König von Frankreich, um sich Hülfe zu erbitten. König Heinrich sandte den tüchtigen General de Thermes mit fünftausend Mann nach Siena, und als die Spanier in Verbindung mit Kosmus die Stadt ernstlich bedrohten, beorderte er zwei geborene Italiäner, welche durch seine Gemahlin (Katharina von Medicis) mit ihm verwandt waren, mit einem neuen Heere nach Italien.

Diese Bettern des französischen Königs waren Leo und Peter Strozzi, die Häupter der aristokratischen Partei in Florenz und in Hinsicht auf Reichthum und Ansehen die ersten Adeligen Europa's. Ihr Vater Philipp hatte zu denen gehört, welche nach Alexander's von Medicis Ermordung (s. S. 196) die alte aristokratische Republik hatten wiederherstellen wollen; er war aber nebst seinen Freunden der Übermacht unterlegen und hatte sich im Gefängnisse das Leben genommen. Seine Söhne hatten sich durch die Flucht gerettet und waren vom französischen

Könige in dessen Reiche naturalisirt und mit Gütern und Herrschaften reich begabt worden. Peter Strozzi bedrängte, als er nach Italien zurückgekehrt war, den neuen Herzog von Florenz, welcher erst seit 1543 Herr der Stadt Florenz und der Burgen geworden war, mit seinem durch französisches Geld geworbenen Heere. Als aber die Spanier sich sammelten und des Herzogs italienische Freunde im Felde erschienen, wendete sich das Glück. Peter Strozzi wurde zwar vom König Heinrich zum Marschall von Frankreich gemacht, man zweifelte aber mit Recht an seinem Feldherrntalent; er ließ sich bei Marciano schlagen, und nun unterlagen die Franzosen Peter's. Sein Bruder Leo Strozzi ward meuchelmörderischer Weise erschossen. De Thermes verließ Siena, zog, von den Türken unterstützt, nach Korsika, und entriß den Genuesen den größten Theil dieser Insel; der Namen der Franzosen wurde aber verflucht, weil sie in diesem ganzen Kriege die Türken und Seeräuber zu Bundesgenossen nahmen, welche wie reißende Thiere und Unmenschen wütheten und Hunderttausende jedes Alters und Geschlechtes in die Sklaverei schleppten.

Kosmus zog von der Niederlage, welche sein Hauptgegner, das Haupt der aristokratisch-republikanischen Partei in Florenz, erlitten hatte, den größten Vortheil. Er nahm nicht nur das Vermögen aller derer weg, die sich im geringsten geregt hatten, sondern er setzte sich auch, während die Spanier Siena enge eingeschlossen hielten, in der bisher schlecht gegründeten Herrschaft endlich ganz fest, und Muratori bemerkt mit Recht, daß Kosmus damals sich den Weg zur großherzoglichen Würde von ganz Toskana gebahnt habe*), obgleich Siena nicht sogleich in seine Gewalt fiel. Siena ward von dem Gasconier Blaise de Montluc vertheidigt, welchen König Heinrich an de Thermes Stelle geschickt hatte. Dieser Mann, der unter Brissac in Piemont rühmlich gedient hatte, hat uns die Geschichte des Streites der drei Rathgeber des Königs über seine Ernennung und die Geschichte seiner eigenen Thaten in Siena, deren wir nur im Vorbeigehen gedenken, in seiner naiven, aber breiten und prahlenden Manier sehr ausführlich erzählt. Er vertheidigte Siena heldenmüthig gegen den kaiserlichen General

*) Egli accrebbe tal reputazione, che giunse ad unire anche Siena al suo dominio.

den Marquis von Marignano; der Letztere bedrängte aber die unglückliche Stadt so heftig, daß sie am 2. April unter Vermittelung des Papstes Marcellus II. capitulirte. Dieser Papst, welcher am 9. April 1555 als Nachfolger Julius III. die päpstliche Würde erhalten hatte, war ein edler, für wahre Religiosität und für die Verbesserung der Kirche eifriger Mann und ganz das Gegentheil seines Vorgängers; er starb aber schon wenige Wochen nach seiner Einsetzung, und an seine Stelle wurde am 23. Mai ein Mann von ganz entgegengesetztem Charakter, der Cardinal Caraffa, ein heftiger Neapolitaner, zum Papste ernannt. Caraffa oder, wie er als Papst hieß, Paul IV., zeigte von Anfang an einen solchen Haß gegen das Haus Habsburg, daß er dadurch beinahe dem König Ferdinand I. und besonders dessen Sohne, Maximilian II., Anlaß gegeben hätte, die deutsche Kirche ganz von der römischen zu trennen. Die Bedingungen, unter welchen die Franzosen Siena räumten, waren dem guten Papste zu Gefallen ganz billig; allein die Spanier war nicht Willens, sie zu halten. Es hieß nämlich, Siena solle bloß unter dem Schutze des Kaisers stehen und seine Obrigkeiten selbst wählen; da jedoch die Stadt zugleich spanische Besatzung annehmen und diese bezahlen mußte, so war alles Übrige nur Blendwerk. In Toscana behielten die Franzosen vorerst noch Chieti, Grosseto, Porto Ercole und Montalcino; die meisten dieser Orte wurden aber gleich nachher erobert. Übrigens schrieb man dem Peter Strozzi, welchen Heinrich II. zum Marschall gemacht hatte, die Schuld zu, daß die Expedition der Franzosen nach Toscana das Gebiet und die Macht des Herzogs Kosmus vermehrt habe, anstatt sie zu vermindern.

Die Ereignisse des Krieges, welcher 1554 und 1555 zwischen Spanien und Frankreich in den Niederlanden geführt wurde, wollen wir ganz übergehen. Ebenso lassen wir unerwähnt, daß die Franziskaner den Plan entwarfen, ihren Generalconvent in Metz zu benutzen, um diese Stadt durch einen mit dem Commandanten von Thionville verabredeten Überfall den Franzosen wieder zu entreißen. Dagegen müssen wir bei Karl's V. Entschlusse, in seinem sechsundfünfzigsten Lebensjahre die Regierung aller seiner Staaten seinem Sohne Philipp zu überlassen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen, länger verweilen. Dies hätte er

früher in Bezug auf seine spanischen Staaten nicht thun können, ohne vorher die Stände derselben befragt zu haben, weil seine Mutter Johanna immer noch als Königin von Castilien betrachtet wurde. Johanna starb aber im Jahre 1555, und nun konnte sich niemand mehr in die Sache mischen; in Deutschland that es der Pabst.

Kaiser Karl hatte seinem Sohn Philipp schon früher auf einige Zeit die Verwaltung von Neapel und von Mailand überlassen gehabt. Er erklärte ihn, ehe Philipp sich im Juli 1554 zur Vermählung nach England begab, zum Könige von Neapel sowie zum Herzoge von Mailand, und überließ ihm die Regierung dieser Staaten. Im folgenden Jahre faßte er den Entschluß, ihm auch die Regierung der anderen Provinzen zu überlassen und zugleich der deutschen Kaiserwürde zu Gunsten seines Bruders Ferdinand zu entsagen. Der Ausführung dieses Vorsatzes stand der Krieg mit Frankreich entgegen, welcher überdies nicht nur Philipp's Einkünfte in Mailand und Neapel, sondern sogar den Überschuß der Einnahmen seines Vaters verschlang.

König Heinrich II. von Frankreich war in noch größerer Verlegenheit, als der Kaiser. Die Unordnung und Verschwendung an seinem Hofe waren unbeschreiblich, und die Zwietracht der drei Männer, welche abwechselnd den König leiteten, des Herzogs von Guise, des Marschalls von St. André und des Connetable von Montmorency, erlaubten nicht einmal, aus den 1555 im Felde erlangten Vortheilen Nutzen zu ziehen. Beide Theile waren daher geneigt, vorerst wenigstens einen Waffenstillstand zu schließen; keiner von Beiden wollte aber den Antrag dazu machen. Endlich übernahm die Königin Maria von England die Einleitung zu Unterhandlungen, und ihre Vermählung mit des Kaisers Sohne hatte also wenigstens diesen einen Vortheil, nachdem Karl's Hoffnung, daß dieselbe ihm die Hülfe der Engländer in den Niederlanden verschaffen werde, vereitelt worden war. Maria hoffte den König Heinrich um so geneigter zu finden, auf ihre Vorschläge einzugehen, da die trotz aller Verfolgungen stets zunehmende Ausbreitung des Protestantismus große Verwirrungen im Reiche voraussehen ließ, und da aus dieser Ursache auch der Pabst vermittelst seines Legaten Reginald Pole die Bemühungen der englischen Königin aufs kräftigste unterstützte. Die ersten Conferenzen wurden 1555 bei la

Marcq zwischen Ardres, Gravelingen und Calais gehalten; sie zerschlugen sich aber wieder, und der Krieg begann aufs neue. Er wurde sowohl in den Niederlanden, als in Italien zum Vortheile der Franzosen geführt. In Oberitalien erwarb sich der Marschall von Brissac großen Ruhm, da er dem Herzoge von Alba, der mit sechsunddreißig tausend Mann ihm gegenüberstand und für einen ausgezeichneten Feldherrn galt, überlegen blieb. König Philipp hatte sein Herzogthum Mailand dem Herzoge von Alba übergeben, weil er froh war, die Vertheidigung desselben und die Verantwortung einem Andern überlassen zu können.

Um jene Zeit ward Paul IV. Pabst. Dieser hatte schon als Cardinal die Vernichtung der Ketzerei wie eine Herzensangelegenheit betrieben; ihm mußte also noch weit mehr als seinem Vorgänger an der Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien liegen, damit die Könige beider Länder sich ungehindert der Ausrottung der Ketzerei in Frankreich und in den Niederlanden widmen könnten. Paul IV. war vor seiner Erwählung als ein gelehrter, strenger, durch klösterliche Eingezogenheit ausgezeichnete Theolog bekannt gewesen, und hatte mit Eifer die Stiftung einer neuen, nicht auf den alten klösterlichen Grundsätzen, sondern auf Unterricht und Belehrung der christlichen Gemeinden beruhenden geistlichen Ordensgesellschaft betrieben, deren Mitglieder weniger schamlos und streng, als die Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner, und weniger weltlich und auf weltliche Dinge ausgehend, als die Jesuiten, waren. Auch wurden die Geistlichen dieser neuen Ordensregel nach dem Bisthum benannt, welches Paul als Cardinal besessen hatte. Paul war nämlich zur Zeit der Stiftung des Ordens Bischof von Chieti, welches zu alter Zeit Theate hieß, und nach dieser Stadt nannten die neuen regulirten Chorherren sich Theatiner. Übrigens ward Pabst Paul IV. durch seine Abneigung gegen das Haus Östreich auf die Seite der Franzosen gezogen; er hatte deshalb, sobald er Pabst geworden war, ganz insgeheim einen engen Bund mit Frankreich geschlossen, und wollte den Herzog von Ferrara bewegen, das Gleiche zu thun.

Während die Unterhandlungen zwischen Spanien und Frankreich fortbauerten, bemühte Karl sich lange vergebens, seinen Sohn Philipp zu bewegen, daß er zu ihm in die Niederlande komme.

Philipp wollte dort nur als Regent erscheinen, und kam auch in der That erst dann, als Karl den festen Entschluß gefaßt hatte, ihm alle seine Länder und zunächst die Niederlande zu übergeben. Schon Ende Oktober 1555 trat Karl seinem Sohne die Niederlande feierlich ab. Der Kaiser zeigte bei dieser Gelegenheit in der Rede, welche er an die Stände hielt, seine geistigen Fähigkeiten und seine großen Regenten-Eigenschaften im glänzendsten Lichte, obgleich sein Körper so schwach war, daß er sich nicht anders als auf eine fremde Schulter (die des Prinzen von Dranien) gestützt aufrecht halten konnte. Seine Schwester Maria, die verwitwete Königin von Ungarn, legte die Statthalterschaft der Niederlande ebenfalls nieder, welche nachher von Philipp dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen übertragen wurde. Maria begleitete ihren Bruder nach Spanien. Ebendaselbe that dessen andere Schwester, Eleonore, verwitwete Königin von Frankreich.

Sehr gelegen war es dem Kaiser, welcher nach Spanien zu gehen wünschte, daß gerade in diesem Augenblicke die Eifersucht zwischen den Guisen und dem Connetable von Montmorency ihm eine Waffenruhe mit Frankreich verschaffte. Der Connetable hatte ungern gesehen, daß der Cardinal von Guise den Frieden zwischen dem Pabste und dem Könige von Frankreich zu Stande gebracht hatte, und daß der Bruder desselben in Italien gebraucht werden sollte; er bediente sich daher seines Einflusses am Hofe, um den Bemühungen des Herrn von Noailles, Gesandten in London, des Cardinals Reginald Pole und der Königin von England Eingang zu verschaffen. Diese hatten nämlich seit den Conferenzen von la Marcq ihre Unterhandlungen stets fortgeführt, und benutzten jetzt, da der Connetable den König umgestimmt hatte, die Zusammenkunft, welche die kaiserlichen und französischen Bevollmächtigten wegen der Auslösung der Gefangenen hielten, zu Friedensunterhandlungen. Die Commissäre des Kaisers, Valain und Simon Renard, und die der Franzosen, der Admiral Coligny und Sebastian de Mubespine, erhielten unerwartet Vollmachten zur Abschließung eines Waffenstillstandes, und kamen deshalb noch im Monat November in der Abtei Baucelles im Gebiete von Cambrai zusammen. Man begann mit Unterhandlungen über den Frieden und entwarf sogar die Bedingungen desselben, sah aber bald ein, daß ein

Friedensschluß in diesem Augenblicke unmöglich sei, und trug deshalb auf eine Waffenruhe an, vermöge deren beide Theile einzeitweilen im Besitze dessen bleiben sollten, was sie gerade inne hätten. Am 15. December 1555 hatte man die Unterhandlungen begonnen; am 5. Februar 1556 ward zu Baulles ein Waffenstillstand auf fünf Jahre geschlossen. Palain reiste hierauf zum Könige von Frankreich, um gegenwärtig zu sein, wenn dieser den Vertrag beschwöre; Coligny dagegen ward nach Brüssel geschickt, um der Eidesleistung des Kaisers und seines Sohnes Philipp beizuwohnen.

Als dies geschah, hatte Karl bereits am 16. Januar 1556 seinem Sohne auch Spanien und alle spanischen Besitzungen überlassen. Die von ihm ausgestellte Entsagungs=Acte, deren Inhalt den spanischen Ständen durch eigene Rundschreiben bekannt gemacht wurde, enthält eine Aufzählung der an Philipp abgetretenen spanischen Besitzungen, welche den Lesern die damalige Größe Spanien's zeigen kann. Außer den spanischen Besitzungen in Europa werden erwähnt: in Afrika das grüne Vorgebirg, die canarischen Inseln, Oran und Tunis, in Asien die Philippinen, die Sundaischen Inseln und ein Theil der Molukken, in Amerika die großen Inseln Hispaniola (St. Domingo) und Cuba, sowie Mexiko, Neu=Spanien, Peru und Chili.

Karl wollte, ehe er sich in sein spanisches Kloster begab, auch der römischen Kaiserwürde entsagen oder vielmehr das Kaiserthum ebenso seinem Bruder Ferdinand überlassen, wie er die anderen Staaten seinem Sohn Philipp überlassen hatte; er fand aber dabei Schwierigkeiten von Seiten der deutschen Stände, und auch Pabst Paul protestirte dagegen. Die deutschen Stände nahmen es als Geringschätzung auf, daß Karl ihnen durch den Vice=Kanzler Seld, den Prinzen Wilhelm von Nassau=Oranien und den Secretär Haller Ende August ein Actenstück zustellen ließ, in welchem er ihnen das Kaiserthum auffagte, wie man einen gewöhnlichen Dienst verläßt. Sie nahmen deshalb von der aus Brüssel ihnen zugeschiedten Entsagungs=Acte wenig Notiz. Der Kaiser suchte jedoch, als er am 7. September nach Seeland zur Abfahrt gegangen war, das Veräumte nachzuholen. Er schickte von Rammekens oder Zubbürg in Seeland aus an alle einzelnen Fürsten und Stände Deutschland's offene Briefe, in welchen er ihnen kund machte, daß

er die Regierung Deutschland's seinem Bruder Ferdinand abgetreten habe und sie an diesen mit schuldiger Pflicht, Treue und Gehorsam verweise. König Ferdinand war höchst unzufrieden mit dem Schritte seines Bruders; doch kam er zu ihm nach Brüssel. Irrig ist es, wenn man sagt, auch der König von Böhmen, Maximilian, Karl's Neffe und Schwiegersohn, sei nach Brüssel gekommen; er und seine Gemahlin erschienen erst zuletzt in Seeland bei Karl. Übrigens erfolgte die officielle Erklärung wegen der deutschen Kaiserwürde und deren Übertragung an Ferdinand erst im Jahre 1558. Wir werden ihrer weiter unten erwähnen müssen, weil die Streitigkeit, welche darüber mit dem Pabste entstand, einen der wichtigsten Punkte in der Regierungsgeschichte Ferdinand's I. und seines Sohnes Maximilian II. bildet.

6. Französische und spanische Geschichte bis auf den Tod des Königs Franz I.

1. Bis auf den Frieden von Chateau Cambresis.

König Philipp II. fand nach dem Waffenstillstande von Baucelles alle spanischen Besitzungen im blühendsten Zustande. Die reichen, damals noch ohne große Kosten zu bearbeitenden Bergwerke des spanischen Amerika allein trugen der Krone fünf und zwanzig Millionen Dukaten ein, was zu jener Zeit verhältnißmäßig zehnmal mehr war, als es jetzt sein würde. Philipp hätte also den unter Karl V. ganz erschöpften Finanzen Spaniens durch Sparsamkeit leicht wieder aufhelfen können. Allein er fand oder vielmehr er stellte sich selbst eine Aufgabe, welcher kein Reichthum und keine Militärmacht auf die Dauer gewachsen sind. Er und König Heinrich II. von Frankreich machten nämlich, wie sie gleich im ersten Artikel des Vertrages von Baucelles aussprachen, die Unterdrückung des Strebens ihrer Zeit nach bürgerlicher und geistiger Freiheit zu dem Hauptziele, welches sie mit vereinten Kräften zu erreichen suchen wollten. Das Streben nach bürgerlicher und geistiger Freiheit, das sich leiten, aber nicht unterdrücken läßt, wenn man anders nicht byzantinische, asiatische und afrikanische Zustände, sowie den Untergang aller Moralität herbeiführen will, zeigte sich damals in der Verbreitung der von Luther, Zwingli und Calvinus aus dem Evangelium geschöpften und durch Predigten

weiter fortgepflanzten religiösen Aufklärung. Diese konnte Philipp zwar in Spanien aus Ursachen, deren Anführung nicht hierher gehört, hemmen oder vernichten; er vermochte es aber nicht, ohne zugleich die Blüthe Spaniens zu knicken. In den nördlichen Niederlanden dagegen war er nicht im Stande, dasselbe zu thun; er bewirkte vielmehr durch den Versuch dazu, daß dieses Land die Frucht der spanischen Blüthe erntete. Denselben Weg, welchen Philipp eingeschlagen hatte, verfolgten König Heinrich II. von Frankreich, seine Gemahlin Katharina von Medicis, die Guisen, der Connetable und alle übrigen Rathgeber dieses Königs, sowie auch dessen nächste Nachfolger; sie richteten aber dadurch ebenfalls Frankreich zu Grunde, bis am Ende des Jahrhunderts König Heinrich IV. einen ganz anderen Weg einschlug.

Sonderbarer Weise fand Philipp, der eifrigste Vertheidiger der päpstlichen Religion, gerade an Pabst Paul IV. den wüthendsten Feind. Da Paul IV. und der neue König von Spanien gleich eifrig und grausam in der Verfolgung der Ketzer waren; da der Pabst dem Tribunal der Inquisition zu Rom eine so unerhörte Gewalt ertheilte, daß jedermann darüber empört war, und daß die Römer bei seinem Tode über die Gebäude und die Beisitzer dieses Tribunals zerstörend und mordend herfielen; da ferner Paul's regulirte Chorherren, die Theatiner, die Spione und Ankläger der Ketzer machten: so hätte man denken sollen, Philipp und Paul würden Hand in Hand gegangen sein. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil; denn der Pabst haßte die Spanier und das Haus Habsburg, und sein ganzes Bemühen war darauf gerichtet, die Obergewalt in Italien von den Spaniern und den deutschen Kaisern an die Könige von Frankreich zu bringen. Er erhob deshalb nicht bloß mit Ferdinand I. Streit, als Karl V. diesem das deutsche Reich überlassen wollte, sondern er suchte auch dem spanischen König Philipp Neapel zu entreißen und dasselbe an Heinrich II. von Frankreich zu übertragen.

Dies war in einem Vertrage, welchen der Cardinal von Lothringen und der Cardinal Tournon am 15. December 1555 mit dem Pabste geschlossen hatten, ganz bestimmt ausgemacht worden, und die Ausführung desselben ward durch den Waffenstillstand von Baucelles zwar verzögert, nicht aber verhindert. Der

Pabst suchte Ursachen zum Zwiste, und fand sie in den Ansprüchen der Kirche an Parma und in dem Streite wegen der sogenannten sicilianischen Monarchie oder wegen des Rechtes der Könige von Neapel, geistliche Stellen zu vergeben oder doch nicht ohne ihr Placet oder ihre schriftliche Erlaubniß besetzen zu lassen. Auch erneute Paul den Streit wegen der Oberhoheit der Päbste über Neapel, wegen des ihnen zu stellenden weißen Zelters (s. Th. XI. S. 56) und wegen des Censo oder der von den Königen als Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit jährlich zu zahlenden Summe. Der Pabst mußte sich zwar, als der Waffenstillstand von Baulles geschlossen worden war, vorerst ruhig verhalten; er übte aber doch jede Art von Feindseligkeit gegen Spanier und gegen die Beschützer und Freunde derselben, welche kirchliche Ämter hatten oder im Kirchenstaate lebten. Er eröffnete den zahlreichen Gegnern Philipp's, welche verbannt oder flüchtig waren, eine Freistätte in Rom, und vergriff sich an angesehenen Beamten Philipp's. Johann Anton von Taxis, der kaiserliche Oberpostmeister zu Rom, wurde einiger aufgefangenen Briefe wegen in den Kerker geworfen und auf die Marterbank gebracht. Der Spanier Garcilasso de la Vega, welchen Philipp als englischer König zu seinem Gesandten in Rom ernannt hatte, wurde ebenfalls verhaftet. Ferner ließ der Pabst jeden Spanier oder Freund der Spanier mit Kundschaftern und Aufpassern umgeben. Auch schmähte er in Gegenwart von Spaniern und in zahlreicher Gesellschaft über Karl V., über Philipp und über Spanien aufs heftigste. Er ließ endlich sogar in seinem geistlichen Gerichte darauf antragen, daß Philipp des neapolitanischen Lehens für verlustig erklärt werde, und dieses Verdammungsurtheil ward wirklich ausgesprochen, obwohl man es, wie wir bei Giannone sehen, nie öffentlich bekannt machte.

Schon Karl V. war von dem Frieden unterrichtet gewesen, welchen der Pabst insgeheim mit Frankreich geschlossen hatte, um ihm seine Besitzungen in Italien zu entreißen; er hatte sich daher mit dem Gemahle seiner natürlichen Tochter, Ottavio Farnese, und mit der Familie Farnese ausgesöhnt und den neuen Großherzog von Florenz fest an sich zu knüpfen gesucht. Paul III. hatte bekanntlich dem Ottavio Farnese Parma überlassen, und dieser hatte sich in die Arme der Franzosen geworfen, welche ihn im

Besitze von Parma schützten, während der Kaiser Piacenza ihm vorenthielt (s. S. 287). Sobald aber Karl V. oder vielmehr Philipp II., welchem dieser die italiänischen Besitzungen schon längst abgetreten hatte, die feindseligen Gesinnungen des Papstes erfuhr, suchte er das den Caraffa's ohnehin nicht gewogene Haus Farnese vom päpstlich-französischen Bunde abzuziehen. Karl söhnte sich mit seinem Schwiegersohne aus, Philipp gab demselben Piacenza mit Ausnahme der Burg, der Cardinal Farnese erhielt das Erzbisthum Montreale in Sicilien zurück, und endlich überließ Philipp dem Ottavio Farnese auch die Stadt und Burg Novara. Die Franzosen schrieen freilich deshalb recht laut über die Undankbarkeit des Hauses Farnese.

Rosmus I. von Medicis war 1537 nach der Ermordung des Tyrannen Alexander zum Haupte (Capo) der Republik Florenz ausgerufen und 1538 vom Kaiser als Herzog und Regent anerkannt worden. Er vermählte sich 1539 mit einer Tochter des Herzogs von Alba, wurde zum Herzog von Florenz erklärt, und kaufte 1543 von Karl V. die Burgen von Florenz und Livorno für zweimalhunderttausend Dukaten. Seit dieser Zeit war er die Hauptstütze der spanischen Macht in Italien. Er verschaffte, wie wir wissen, den Spaniern den Besitz von Siena, drohte aber nachher, als Philipp II. und der Pabst einander bekriegten, so lange mit einer Verbindung zwischen ihm und den Franzosen, bis Philipp ihm auch diese Stadt überließ und er also Herr von ganz Toscana ward. Übrigens wurde er erst im Jahre 1569 durch Pabst Pius V., ohne daß dieser das Cardinals-Collegium darüber befragt hätte und ungeachtet des Widerspruches aller katholischen Regenten, zum unabhängigen Großherzog von Toscana erklärt, und Pius setzte im folgenden Jahre ihm unter großer Feierlichkeit in Rom eine Königskrone auf.

Gestützt auf die Farnesen und die Medicis, sowie auf ein Gutachten über die Rechtmäßigkeit der Anwendung gewaltsamer Maßregeln gegen den Pabst, welches Philipp sich von gelehrten Canonisten hatte ausstellen lassen, that der Letztere kräftige Schritte, um dem Pabste Trotz mit Trotz und Hochmuth mit Hochmuth zu vergelten. Dazu war niemand passender, als der Herzog von Alba, welchem Philipp vielleicht auch aus dem Grunde, weil sein

Günstling Ruy Gomez de Silva den wachsenden Einfluß des Herzogs auf den König mit Eifersucht betrachtete, die Statthalter-schaft von Mailand überlassen hatte. Alba wurde jetzt als Oberbefehlshaber eines aufzustellenden spanischen Heeres nach Neapel gesandt, wo er an demselben Tage ankam, an welchem die Kardinäle Tournon und von Lothringen den oben (S. 339) erwähnten Frieden zwischen dem Papste und Frankreich geschlossen hatten. Im folgenden Jahre engte Alba den Papst immer mehr ein, vergalt Unbilden mit Unbilden und zog endlich im September mit dem von ihm geworbenen Heere gegen das päpstliche Gebiet. Als er in San Germano angelangt war, ließ er Pontecorvo besetzen, versuchte aber den Papst durch das Kardinals-Collegium zur besseren Einsicht zu bringen; dieser war jedoch seit dem Abschlusse des Vertrages mit Frankreich noch viel stolzer und trotziger, als je vorher, und wies jeden Vorschlag zurück. Alba rüdte daher weiter vor und besetzte Frosolone, Feruli, Banco und die umliegenden Orte. Der Papst wurde dadurch so sehr erbittert, daß er den Gesandten, welchen Alba nach Rom geschickt hatte, verhaften ließ, und daß er ihn würde haben hinrichten lassen, wenn das Kardinals-Collegium dies nicht verhindert hätte. Der Herzog zog darauf weiter, besetzte Anagni, Tivoli, Vicovato und Ponte Lucano, und drohte Velletri zu beschießen; seine leichten Reiter streiften sogar bis vor die Thore von Rom. Übrigens protestirte Alba bei der Besetzung des päpstlichen Gebietes, daß er durchaus nicht die Absicht habe, der Kirche irgend ein Besizthum zu entziehen; er ließ vielmehr überall das Wappen des Kardinals-Collegiums anschlagen und an allen Orten, wie in Terracina, Pontecorvo und Piperno, verkündigen, er nehme diese Orte nur für das Kardinals-Collegium und für den künftigen Papst in Besiz.

Der König von Frankreich hatte dem Papste den Herzog von Guise mit zwanzigtausend Mann zu Hülfe geschickt, und dieser würde ihn wahrscheinlich an den Spaniern gerächt haben, wenn nicht damals der Waffenstillstand in den Niederlanden unvorsichtiger Weise durch den Admiral Coligny gebrochen und der Krieg dort vom Connetable unglücklich geführt worden wäre. Als nämlich die Franzosen in einer entscheidenden Schlacht geschlagen worden waren, mußte König Heinrich den Herzog Franz von Guise

herbeirufen, um sein Vaterland zu retten. Die Veranlassung zur Verletzung des Waffenstillstandes von Baucelles und zur Erneuerung des Krieges in den Niederlanden gaben unstreitig dieselben Männer, welche vorher auf die Abschließung des Waffenstillstandes gedrungen hatten, nämlich der Admiral von Coligny und der Connetable von Montmorency. Diese hatten nicht ungern gesehen, daß ihr Nebenbuhler, Franz von Guise, mit einem Heere dem Pabste zu Hülfe geschickt wurde, weil derselbe dadurch aus ihrer und des Königs Nähe entfernt ward. Nachher fürchteten sie aber, Franz möchte durch seine Thaten in Italien sie ganz verdunkeln, und sie suchten daher eine Gelegenheit, den Waffenstillstand zu brechen, um auch ihrerseits Ruhm zu erwerben. Diese Gelegenheit bot sich dar, als Coligny, welcher damals Statthalter der Picardie war, durch einen Eremiten darauf aufmerksam gemacht ward, daß man die feste Stadt Douay, die zu jener Zeit als der Schlüssel von ganz Flandern betrachtet wurde, durch Überfall leicht werde erobern können. Coligny und der Connetable billigten den Plan dieses Überfalles, weil des Ersteren Bruder, welcher gemeinlich nach dem Namen der ihm gehörenden Herrschaft d'Anbelot genannt wird, ein Schweftersohn des Connetable war und diese drei Herren eben so enge zusammenhielten, wie die Brüder der Familie Guise. Der Admiral ward durch jenen Eremiten, welcher nahe bei Douay wohnte, in der Nacht des Dreikönigsfestes 1557, als die Bürger und Soldaten schliefen oder Feste hielten, unentdeckt an die Mauern der Stadt gebracht. Er ließ sogleich Leitern ansetzen, und die Mauern waren von den Franzosen bereits erstiegen, als der Anschlag des Eremiten noch schmähhcher scheiterte, als früher der Plan der Franziskaner von Metz, diese Stadt wieder an das Reich zu bringen, gescheitert war (s. S. 333). Eine alte Frau, die sich zufällig in der Nähe befand, erhob ein Geschrei und weckte eine Wache; zu gleicher Zeit ertönte eine benachbarte Mlosterglocke, welche zur Frühmesse rief, die Franzosen nahmen dies für ein Sturmläuten und verließen in Eile die schon erstiegenen Mauern wieder.

Durch diesen treulosen Überfall war der Frieden gebrochen worden, und die Feindseligkeiten begannen daher von Neuem. Es verflossen jedoch mehr als drei Monate, ehe Philipp II. ein Heer

aufgestellt hatte, welches zum Angriffe gebraucht werden konnte. Der Admiral Coligny nahm daher alsbald die Stadt Lens ein. Oberbefehlshaber des spanisch-niederländischen Heeres war der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, dem der Wiederbeginn des Krieges sehr erwünscht war, weil die Franzosen unter Brissac immer noch im Besitze seines Landes waren, das er nur durch einen Friedensschluß wieder erlangen zu können hoffen durfte. Neben ihm führen der Graf von Egmont, welchen später Philipp II. auf so grausame Weise zum ersten Opfer seiner Tyrannie und Unduldsamkeit in den Niederlanden machte, und Graf Ernst von Mansfeld zwei andere Heere. Diese drei Heere rückten im Juni in Frankreich ein und richteten sich gegen die Stadt St. Quinctin, wo sie dann am 25. Juli den von Montmorency, Coligny und d'Andelot geführten französischen Truppen gegenüber standen. Die französischen Generale beschloffen, daß Coligny die Vertheidigung der Stadt übernehmen und d'Andelot ihm Verstärkung zuführen solle. Die Spanier sahen ruhig zu, als der Admiral mit wenigen Truppen in die schlecht besetzte Stadt einzog, und begnügten sich, ihn in derselben enge einzuschließen. Als aber nachher d'Andelot die Besatzung von St. Quinctin mit achttausend Mann verstärken wollte, griffen sie diesen an und schlugen ihn. Montmorency mußte sich also entschließen, zu seiner Rettung ein Treffen zu liefern. Dieses Treffen von St. Quinctin fand am 8. August 1557 Statt. Die Spanier und Niederländer waren in demselben den Franzosen an Zahl bei weitem überlegen, und hatten außerdem noch ein bedeutendes Corps Engländer bei sich, welches die Königin Maria ihrem Gemahle zu Hülfe geschickt hatte. Sie brachten in einem Kampfe, der nur vier Stunden währte, den Franzosen eine vollständige Niederlage bei, rieben einen Theil des feindlichen Heeres auf, nahmen den anderen gefangen und eroberten alles Gepäck und die ganze Artillerie der Franzosen. Auch der Connetable und der Marschall von St. André geriethen nebst vielen anderen Generalen in Gefangenschaft. Philipp hatte zu Cambray den Ausgang des Treffens erwartet und erschien erst nach demselben im Lager; nichts desto weniger warf der erfochtene Sieg einen großen Glanz auf den Anfang seiner Regierung. Seine Generale gaben ihm nach der Schlacht

den kühnen Rath, sogleich gerades Weges auf Paris los zu marschiren; er verwarf aber nach seiner ängstlich vorsichtigen Art diesen Vorschlag und befahl, zuerst die Stadt St. Quinctin zu erobern. Dies gab dem Admiral Coligny Gelegenheit, durch eine hartnäckige Vertheidigung der für unhaltbar geachteten Stadt es möglich zu machen, daß sein König die Hauptstadt decken konnte. Er vertheidigte St. Quinctin bis zum 27. August, wo drei Breschen geschossen waren und die Spanier endlich die Stadt erwarnten. St. Quinctin erlitt damals Alles, was eine mit Sturm eroberte Stadt zu erleiden pflegt. Coligny selbst fiel in die Hände der Feinde, und da jetzt alle ausgezeichneten Generale außer denen, die in Italien dienten (Guise, Brissac, Montluc u. A.) gefangen waren, so mußte Heinrich den Helden Frankreich's, Franz von Guise, aus Italien zurückrufen.

In Italien war noch vor dem Wiederbeginne des Krieges in den Niederlanden Rom durch den Herzog von Alba eingeschlossen worden, und König Heinrich II. hatte, wie wir wissen, dem Pabste den Herzog Franz von Guise mit einem ansehnlichen Heere zu Hülfe geschickt. Während der Letztere noch auf dem Marsche war, traf der Neffe des Pabstes, der Cardinal Caraffa, wieder aus Frankreich in Italien ein, und schloß, um den Herzog von Alba so lange aufzuhalten, bis Franz von Guise eingetroffen wäre, mit den Spaniern einen Waffenstillstand auf vierzig Tage. Diesen benutzte Alba, um sehr großartige Anstalten zur Vertheidigung zu machen. Er bot das Volk und die Ritterschaft des neapolitanischen Reiches auf, ließ sich von den Ständen bedeutende Summen zur Anwerbung von Soldaten geben, untersagte der Geistlichkeit die Zahlung der zwei Zehnten, welche der Pabst ausgeschrieben hatte, legte Beschlagnahme auf die Einkünfte aller höheren Geistlichen, und ließ das Geld und die sämmtlichen Kostbarkeiten aller Kirchen und Klöster aufschreiben und Rechnung darüber fordern. Ja, er belegte sogar das Erzbisthum Neapel, welches der Pabst bei der Erledigung desselben für sich behalten hatte und durch einen Stellvertreter verwalten ließ, im Namen des Königs Philipp mit Beschlagnahme. Im Februar erschienen die Franzosen in Oberitalien, wo dann der Herzog von Ferrara, Guise's Schwiegervater, sein Heer mit ihnen vereinigen und den Oberbefehl übernehmen sollte. Jetzt verdarb

aber der Cardinal Caraffa Alles, weil er den Herzog Kosmus von Medicis gern um eine halbe Million Ducaten pressen wollte. Er hatte den König Heinrich zu dem Befehle bewogen, daß Guise vorzugsweise dem Rathe Caraffa's folgen solle, und rieth dem Herzoge jetzt, sich nicht bei Mailand aufzuhalten oder durch Toscana zu ziehen, sondern seinen Weg durch die Marken zu nehmen und in Abruzzo einzufallen. Darüber ward der Herzog von Ferrara unwillig, weil auf solche Weise seine Länder den Spaniern und dem Herzog Kosmus von Florenz preisgegeben worden wären; er ließ deshalb die Franzosen allein ziehen. Diese hätten jetzt ihren Marsch beschleunigen sollen; allein der Cardinal hielt den nicht gerade keuschen Herzog während der Monate, in denen es kühl und die Luft gesund ist, zu Rom zurück, und als derselbe endlich aufbrach, ließ der Letztere, statt gerades Weges nach Neapel zu ziehen, sich durch den Cardinal verleiten, zuerst Civitella zu belagern. Wir wollen, um nicht partiisch zu scheinen, über den Cardinal Caraffa die Worte des Marschalls von Bienville, der sich damals in Rom befand, unten beifügen, weil dieser am besten wissen mußte, auf welche Weise der Cardinal die Franzosen an Rom fesselte *). Als die Franzosen ins Neapolitanische einrückten, hatte König Heinrich (Ende Februar 1557) schon den Spaniern den Krieg erklärt. Der Pabst begann einen geistlichen Krieg: er ließ den römischen Kaiser aus dem Kirchengebete weg, verfluchte am grünen Donnerstage bei der Verlesung der Bulle in coena domini das ganze Haus Karl's V., jedoch ohne dasselbe gerade zu nennen, indem er es blos durch den Ausdruck bezeichnete: „Es sollten alle die verflucht sein, welche ein Stück des Kirchengebietes besetzt hätten, wären sie auch noch so vornehm oder gar Kaiser; auch alle ihre Rathgeber sollten dem Banne unterliegen.“

*) Er sagt (liv. VII ch. 1): Le cardinal de Caraffe, scélérat s'il en fût oncques, donna au duc de Guise de terribles traverses, desquelles la première fût, qu'il le tint tout le mois de Mars (1557), qui est le plus propre pour faire la guerre et camper à cause de sa temperature en tout climat, dedans la ville de Rome; l'entretenant de toutes delices, festins, courtisannes, vierges et femmes mariées, dont ce gouffre d'abominations a accoustumé de fournir, pour par ce temporisement attrapper du duc de Florence quatre cent mille écus.

Während indessen Guise und seine Generale in Rom schwelgten und sich die Krankheit zuzogen, welche damals in Rom und in Neapel allein zu Hause war, und während die Soldaten in der Campagna di Roma müßig lagen, ließ der Herzog von Alba alle Plätze in den Abruzzen befestigen. Dies vermehrte, sobald endlich Guise im April sein Heer in die Abruzzen führte, die Schwierigkeit des Vorrückens, und als endlich die Belagerung von Civitella unternommen und diese feste Stadt tapfer vertheidigt wurde, schmähten die Franzosen laut gegen den Zug nach Neapel und gegen den Bund mit den Pfaffen. Auf den Rath Peter Strozzi's, der sich mit ihnen vereinigt hatte, ward endlich in der Mitte des Monats Mai, als man vier Wochen vor der Stadt gelegen und Alba mit einem nicht unbedeutenden Heere sich in der Nähe der Franzosen gelagert hatte, die Belagerung von Civitella aufgegeben. Um dieselbe Zeit erfocht Antonio Orsini mit deutschen und Schweizerischen Truppen im Kirchenstaate bedeutende Vortheile über die Miethlinge des Papstes, und besetzte die von dem Letzteren wieder eroberten Städte aufs neue. Dies erschreckte den heftigen Paul und seine sauberen Neffen so sehr, daß sie den Herzog von Guise baten, zum Schutze Rom's herbeizueilen. Alba ließ hierauf einen Theil seines Heeres im Neapolitanischen zurück, erschien selbst in der Campagna di Roma, und streifte bis an die Thore der Stadt.

Gerade zu dieser Zeit (August 1557) gerieth König Heinrich II. durch den Verlust der Schlacht von St. Quinctin in solche Bedrängniß, daß er zuerst dem Herzoge von Brissac, welcher in Savoyen und Piemont commandirte, seine besten Truppen entziehen und dann (wenige Tage nach der Niederlage) dem Herzoge von Guise durch einen Courier den Befehl ertheilen mußte, sein Heer aufs schnellste nach Frankreich zu führen und nur so viele Truppen zurückzulassen, als der Herzog von Ferrara zur Vertheidigung seines Herzogthums für nöthig halte und zu bezahlen im Stande sei. Das Schreiben, welches Franz von Guise erhielt, forderte denselben auf, dem Papste die Unmöglichkeit einer weiteren Unterstützung anzuzeigen und zugleich den Rath zu ertheilen, sich mit seinen Feinden so gut und so schnell als möglich auszusöhnen. Diese Botschaft machte den Papst endlich geneigt, den Venetianern,

dem Herzog Kosmus von Florenz und den römischen Baronen und Kardinalen Gehör zu schenken und sich mit dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Alba auszuföhnen. Er wußte jedoch zu gut, auf welche Art des blindesten Glaubens er bei Philipp II. und bei Alba rechnen konnte, als daß er von seinem Stolze und Troge im Geringsten abgelassen hätte. Der Herzog von Alba mußte nach Rom kommen, sich vor dem Pabste entschuldigen und sich eine Buße auferlegen lassen. Auch die anderen Bedingungen, welche die Vermittler für den Pabst ausmachten, waren von der Art, daß man hätte glauben sollen, nicht er, sondern der bigotte König Philipp sei genöthigt gewesen, Frieden zu suchen. Der zwischen ihm und Philipp geschlossene Vertrag, welcher am 14. September 1557 durch die Kardinäle von Santafiora und Vitelli einerseits und den Herzog von Alba andererseits zu Cavi (zwischen Palestrina und Gennazaro) abgeschlossen und nachher von beiden Herrschern bestätigt ward, legte dem Pabste die Verpflichtung auf, jeder Verbindung gegen den spanischen König zu entsagen und allen denen, welche gegen die Kirche die Waffen ergriffen hätten, Vergebung zu ertheilen, und setzte namentlich fest, daß Palliano so lange als Unterpfand in den Händen eines der Verwandten des Pabstes bleiben solle, bis der Graf von Montorio Caraffa hinreichende Entschädigung vom König Philipp erhalten habe. Sobald dieser Vertrag unterzeichnet war, schiffte Franz von Guise sich mit seinen Truppen nach der Küste der Provence ein.

Als der Herzog von Guise nach Frankreich zurückkam, fühlte König Heinrich II. sich in einer so bedrängten Lage und so sehr außer Stande, den äußeren Feinden und den inneren Parteiungen zu widerstehen, sowie dem Protestantismus, welcher in den östlichen Provinzen und in Bearn immer größere Fortschritte machte, Einhalt zu thun, daß er sich selbst gewissermaßen für regierungsunfähig erklärte. Er machte den Herzog Franz von Guise zum Generalstatthalter des Reichs (Lieutenant général du royaume), oder mit anderen Worten, er überließ demselben unbedingt die ganze königliche Gewalt auf so lange, bis er für gut finden werde, sie wieder zu übernehmen. Diese Ernennung erfolgte im September 1557, und schon am Schlusse desselben Jahres verschaffte

das Glück dem neuen Regenten die Gelegenheit, eine Unternehmung auszuführen, welche keiner der früheren Könige für möglich gehalten hatte. Er nahm nämlich den Engländern den einzigen Platz, der ihnen von allen ihren ehemaligen Besitzungen auf dem festen Lande übrig geblieben war, und machte es ihnen dadurch unmöglich oder doch sehr schwer, ohne eigene Gefahr die Franzosen in ihrem Lande anzugreifen. Dieser Platz war die Stadt und Festung Calais, die sich seit dem Jahre 1347 in der Gewalt der Engländer befand (s. Th. VIII. S. 272 f.). Niemand hielt für möglich, daß dieselbe ihnen wieder entrissen werden könnte, bis der Herr von Senarpont, französischer Commandant in Boulogne, aufkundschaftete, daß die Königin Maria aus Sparsamkeit die Besatzung zu sehr vermindert, die nöthigen Vorräthe nicht angeschafft und denjenigen Theil der Stadt, den das Meer bespülte, nicht gehörig befestigt habe. Senarpont war oft von Boulogne aus in Calais gewesen; er hatte nachher Kriegsbaumeister in die Stadt geschickt, um Plane aufzunehmen, und in Erfahrung gebracht, daß nicht nur der Morast am Meere, den man für tief hielt, durchwaded werden könne, und daß die Forts, welche ihn vertheidigten, schlecht gebaut (creux) seien, sondern daß auch die Engländer, um den Sold zu sparen, im Winter den größten Theil ihrer Besatzung aus Calais zögen und erst im Frühjahr wieder frische Truppen schickten. Dies Alles bestätigte Strozzi, welchen Guise mit der näheren Untersuchung der Sache beauftragt hatte, und man beschloß daher gleich im Anfange des Jahres 1558, die Stadt Calais mit dem ganzen, seit der Schlacht von St. Quinctin durch Deutsche, durch Schweizer und durch Guise's Truppen verstärkten Heere anzugreifen. Man schickte zuerst ein kleines Heer zu einem Scheinangriffe in das Luxemburgische und zog dasselbe dann wieder in die Nähe; hierauf mußten Tavannes und der Herzog von Nemours die Stadt Calais von der Landseite her angreifen, während der entscheidende Sturm auf die unbefestigte Vorstadt an der See gerichtet wurde. Der englische Commandant von Calais, Lord Wensworth, hatte alle Winke, die er erhalten, verachtet, und das englische Ministerium, welches dem König Philipp nicht traute, verschmähte sogar noch im entscheidenden Augenblicke die von diesem angebotenen Truppen. Der Unwillen

der englischen Nation war daher grenzenlos, als die für unüberwindlich gehaltene Festung Calais in sieben Tagen von den Franzosen genommen wurde (8. Januar 1558). Acht Tage später fielen auch Guines und Ham in die Gewalt der Franzosen.

Der Ruhm, die Stadt Calais erobert zu haben, welcher eigentlich dem Herrn von Senarpont gehörte, verschaffte dem Herzog Franz von Guise einen größeren Einfluß, als der König selbst hatte. Der Herzog schien in Folge dieser Eroberung vollends Herr von Frankreich geworden zu sein. Das Volk und der fanatisch gegen die Protestanten erbitterte König Heinrich sahen ihn, den Cardinal von Lothringen und den Cardinal Tournon als diejenigen Männer an, welche allein im Stande wären, den rechten Glauben gegen die Keger zu schützen, deren sogar der König Anton von Navarra, die Coligny's und der Prinz von Condé sich annahmen. Die mehr als königliche Freigebigkeit des Herzogs Franz fesselte den Adel an ihn; denn als er z. B. Calais eingenommen hatte, nahm er für sich nichts von der Beute, sondern schenkte einzelnen höheren Officieren zwei-, sechs-, ja sogar zwanzig- und dreißigtausend Livres; das Andere ward dem Heere preisgegeben *). Die Verfolgung der Protestanten betrieb der Herzog erst später; in dieser Zeit war es sein Bruder, der Cardinal, der in Verbindung mit anderen Cardinälen und mit dem Parlament blutige Justiz gegen diejenigen Bornehmen und Geringen üben ließ, welche lieber französische Psalmen singen und biblische Predigten hören, als einem in lateinischer Sprache gehaltenen Gottesdienste beiwohnen wollten. Der König selbst ward den Protestanten tödtlich verhaßt, als er am Ende des Jahres 1557 gegen vierhundert Personen jedes Standes und Alters, welche Nachts in der Straße St. Jacques die Predigt hörten und das Abendmahl genossen, mit kannibalischer Justiz hatte wüthen lassen.

Eine neue Stütze erhielten die Guisen und ihre fanatische Partei, als der Dauphin im April 1558 mit ihrer Michte, der

*) Wir bemerken gelegentlich, daß Lavannes sagt, er habe als seinen Antheil an der Beute sich Klassiker geben lassen, welche er nachher seinem Bruder geschenkt habe. Son butin, sagt er von sich, fut en livres Grecs, Latins et Hébreux, qu'il donna à son frère de Villefrancon, amateur des lettres.

schottischen Prinzessin Maria Stuart, welche zu ihrem Unglücke als Kind nach Frankreich gebracht und dort in alle Leichtfertigkeiten der Mätressen Heinrich's II., sowie in alle Rabalen und Tücken der Italiäner am Hofe der Katharina von Medicis eingeweiht worden war, wirklich vermählt werden sollte. Diese Vermählung war bisher durch die beiden Coligny's (den Admiral und d'Andelot) und durch den Connetable, welche drei Männer sich deshalb an die Königin Katharina angeschlossen hatten, verzögert worden; jetzt benutzte man die Zeit, wo der Admiral und der Connetable noch Kriegsgefangene waren und auch d'Andelot wegen seiner Begünstigung der Protestanten verhaftet wurde. Übrigens hatte der Connetable ungeachtet seiner Gefangenschaft den früheren Einfluß auf den König behalten, welcher in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit ihm stand. Als die Guisen sich enge an Katharina von Medicis angeschlossen, nahm auch die Herzogin von Valentinois (Diana von Poitiers) sich des Connetable an, und drang darauf, daß derselbe sich um jeden Preis loskaufen möchte. Der Connetable wurde überdies von den Spaniern sehr begünstigt, welche ihn gebrauchten, um den König von Frankreich zum Frieden zu stimmen.

Endlich ward der geheime Verkehr des Königs mit dem Connetable den Guisen so verdächtig, daß sie fürchteten, es möchte wirklich ein Frieden ausgemacht werden, ohne daß man sie darüber befrage; sie leiteten daher auch ihrerseits eine Unterhandlung ein. Die verwitwete Herzogin von Lothringen (s. S. 313.) wünschte ihren nach Frankreich abgeführten Prinzen zu sehen; die Guisen versprachen, denselben in einen Ort an der Grenze zu führen, wenn die Herzogin spanische Minister mitbringen und Einleitungen zum Frieden treffen wolle. Die Herzogin kam hierauf nach Cambray und hatte den Grafen von Egmont, den Cardinal Granvella und den Präsidenten Biglus in ihrem Gefolge. Da jedoch die Unterhaltung der spanischen Bevollmächtigten mit dem Cardinal von Lothringen bald an das Licht brachte, daß dieser und sein Bruder den Abschluß eines Friedens eher zu verhindern als zu fördern suchten, so blieb diese Zusammenkunft zu Cambray fruchtlos. Ueberdies hatten die Franzosen das spanische Heer aus mehreren Plätzen, unter Andern aus Diederhosen und Dünkirchen, vertrieben;

außerdem konnte Philipp II. seine Miethlinge eben so wenig bezahlen, als König Heinrich, und der Herzog Emanuel Philibert von Spanien wünschte sehnlich in seine Staaten zurückzukehren. Die Spanier suchten daher neue Unterhandlungen einzuleiten, von denen jedoch der Cardinal von Lothringen ausgeschlossen werden sollte. Das Letztere war aber nicht zu erlangen, weil selbst der Connetable sehr gut einsah, daß man die Guisen nicht ausschließen könne, ohne sich eine große Verantwortung zuzuziehen. Es wurde also ein anderer Ausweg eingeschlagen. Man befreite nämlich den Marschall von St. André, welcher noch immer in den Niederlanden festgehalten wurde und das ganze Vertrauen des Königs Heinrich und der Partei des Connetable besaß, und bewirkte, daß derselbe neben dem Cardinal von Lothringen zum Mitgliede der für die Abschließung eines Friedens ernannten Commission gemacht wurde. Die Herzogin von Lothringen, welche noch immer in Brüssel war, bot sich dem Cardinal als Vermittlerin eines Friedens an, über welchen im Kloster Cercamp unterhandelt werden sollte. Der König ernannte hierauf seinerseits den Cardinal von Lothringen, den Marschall von St. André, den Connetable von Montmorency, den Bischof von Orleans, Johann von Morvilliers, und den Staatssecretär l'Aubespine, Philipp II. aber den Herzog von Alba, Wilhelm von Nassau-Dranien, Granvella, Ruy Gomez de Silva und den Präsidenten Biglius zu Commissären. Der Connetable, über dessen Loskaufung man schon vorher einig geworden war, erhielt einstweilen auf sein Ehrenwort die Freiheit; er kam nach Amiens zum Könige, und dieser empfing ihn mit so auffallenden Freundschaftsbezeugungen, daß jedermann einsah, derselbe werde die Hauptstimme auf dem Kongresse haben. In der That schrieben die Guisen die Nachgiebigkeit, welche die französischen Commissäre bei den Conferenzen zu Cercamp zeigten, dem Umstande zu, daß zwei derselben noch Kriegsgefangene waren und ihre Befreiung vom Ausgange derselben erwarteten. Der Abschluß dieser Conferenzen wurde dadurch erleichtert, daß Philipp II. am 17. November 1558 durch den Tod seiner Gemahlin Maria von der Verbindlichkeit, den Engländern die von ihnen verlorenen Plätze wieder zu verschaffen, befreit ward: ein Ereigniß, welches andererseits die Feindschaft zwischen Philipp II. und seinem Sohne

erster Ehe, Don Karlos, unversöhnlich machte, weil der Erstere jetzt die vorher seinem Sohne verlobte französische Prinzessin Elisabeth selbst heirathete.

Die Rabalen am Hofe des schwachen Königs von Frankreich erschwerten den Abschluß eines Friedens, bis der Connetable für die Hälfte des von ihm verlangten Lösegeldes in Freiheit gesetzt worden war und den König aufs neue unbedingt leitete. Dieser Einfluß steigerte sich noch, als d'Andelot seiner Haft entlassen und der zweite Sohn des Connetable, Danville, mit Antoinette von der Mark, einer Enkelin der königlichen Geliebten (der Herzogin von Valentinois), vermählt wurde. Den Guisen gelang es um dieselbe Zeit, ihre Familie dem Throne um einen Schritt näher zu bringen und sich dem Volke und dem Parlament als Beschützer des alten Glaubens gegen den Protestantismus, welchem Condé, das Haus Navarra, die Coligny's und Andere günstig waren, zu empfehlen, indem sie das Haupt ihres Hauses, den jungen Herzog Karl II. von Lothringen, mit Claudia, der zweiten Tochter des Königs Heinrich, vermählten.

Der Kongreß zu Cercamp hatte sich in die Länge gezogen, obgleich König Philipp sehnlich wünschte, nach Spanien gehen zu können, wo die Reformation sich auszubreiten drohte. Die Verhandlungen wurden 1558 durch den Tod der Königin Maria sogar förmlich unterbrochen. Allein die Nachfolgerin derselben, die protestantische Prinzessin Elisabeth, ernannte im Anfange des Jahres 1559 neue Commissäre, und der Kongreß wurde dann zu Chateau Cambresis aufs neue eröffnet. Da sich nun die Minister dieser neuen Königin, welche voraussahen, daß sie an König Philipp einen furchtbaren Feind haben würden, in Rücksicht der verlorenen französischen Plätze gegen Frankreich nachgiebiger zeigten, als man erwartet hatte, so wurde der Abschluß des Friedens erleichtert. In der That kam auch schon am 3. April 1559 der Frieden von Chateau Cambresis zu Stande. In demselben gaben zuerst beide Könige einander das Versprechen, zur Ausrottung der neuen evangelischen Lehre vereinigt aufs kräftigste zu wirken. Dann trat der Beherrscher von Spanien St. Quinctin, le Câtelet, Ham und den einst von der Stadt Therouanne eingenommenen Raum an Frankreich ab, und weil in dem zerstörten Therouanne das Bis-

thum nicht wieder errichtet werden konnte, so sollten mit den Gütern desselben zwei neue Bisthümer gegründet werden, ein französisches in Boulogne und ein niederländisches in St. Omer. Andererseits gab der französische König die Grafschaft Charolais, die Städte Marienburg, Diederhosen, Danvilliers, Montmedy, Jory und alle im Mailändischen noch besetzten Orte dem spanischen Könige zurück. Der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen endlich ward mit des Königs Heinrich Schwester Margaretha verlobt und den Worten nach wieder in den Besitz seines Herzogthums gesetzt; in der That aber behielten die Franzosen in demselben festen Fuß, indem sie, obgleich dem Herzoge in Betracht seiner Ehe mit der französischen Prinzessin Bresse, Bugny, Savoyen und das Fürstenthum Piemont zurückgegeben wurden, Turin, Chieri, Pignerol und einige andere feste Plätze behaupteten.

2. Französische Geschichten bis auf den Tod des Königs Heinrich II.

Heinrich II. und Philipp II. erfüllten Beide zunächst aus allen Kräften ihr Versprechen, mit Feuer und Schwert das Evangelium als eine Quelle demokratischer und revolutionärer Ideen zu unterdrücken und die Lehre der Concilien und Päpste aufrecht zu erhalten. Beide versuchten aber vergebens, dem Strome der Zeit entgegen zu schwimmen: Philipp rief in den Niederlanden, Heinrich in Frankreich einen Bürgerkrieg hervor, welcher Spanien zu Grunde richtete und in Frankreich mit dem Siege der neuen Lehre endigte.

Heinrich II. entfernte zwar die Guisen nicht sogleich von allen Geschäften; er brauchte aber jetzt keinen Reichsverweser mehr, und würde unstreitig zuletzt an der Stelle des älteren Guise den Connetable mit dem Oberbefehle des Heeres bekleidet haben, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Gegen die Protestanten war der Connetable ebenso heftig, als der König und die Guisen; dies bewies er unmittelbar nach dem Abschlusse des Friedens. Es war während des Krieges schon an mehreren Orten des Königreiches und auch in der Hauptstadt zu blutigen Kämpfen zwischen den Katholiken und Protestanten gekommen. Man hatte z. B. 1557, als die Protestanten ganz ruhig das Nachtmahl des Herrn feiern wollten, die (S. 350) erwähnte furchtbare Justiz und Megelei in Paris geübt. Ein anderer Kampf, welcher während der Hoch-

Zeitfeier des Dauphin und der Maria Stuart zwischen den Anhängern der neuen und der alten Lehre Statt fand, zeigte gleich darauf, daß die Kühnheit der Schüler Calvin's, der damals schon eine Art Patriarch oder Pabst in Genf war, durch die Verfolgungen vermehrt worden war. Zu dieser Hochzeit hatten sich Johanna d'Albret und ihr Gemahl, der schwache Anton von Bourbon, eingefunden, welcher das Königreich Navarra erheirathet hatte (S. 222) und kurz vorher in den Besitz desselben gelangt war; Beide waren von den Predigten Calvin's und seines Collegen Theodor de Beza ganz eingenommen. Auch der Prinz und die Prinzessin von Condé waren für die Reformation gewonnen und fühlten sich sehr gekränkt, daß sie als nächste Anverwandte der königlichen Familie nichts am Hofe vermochten, sondern überall zurückstehen mußten. Sobald daher der König Paris verlassen hatte und nach der Champagne gegangen war, ermunterten die Königin von Navarra, der Prinz Condé und die Verwandten Weider die Prediger der Pariser Protestanten, mit größerer Dreistigkeit aufzutreten. Da überdies Calvin, wie aus den Briefen desselben hervorgeht, seinen Anhängern schon längst ihre Lauheit vorgeworfen hatte, so hielten jetzt die protestantischen Prediger in Paris drei- oder viermal Versammlungen auf der Geistlichkeits-Wiese (pré aux clercs) und Gottesdienst unter freiem Himmel. Es sollen bei diesem einige tausend Menschen versammelt gewesen, welche zuerst die von Marot in Musik gesetzten Psalmen sangen und dann in Procession durch einen Theil der Vorstadt St. Germain zogen. Vor und hinter ihnen befand sich eine Anzahl bewaffneter Edelleute, welche dem Volkshaufen, der den Proceffirenden den Weg versperren zu wollen schien oder auch nur aus Neugierde herbeigeströmt war, mit den Waffen drohten. Die Polizei wagte nicht, sich in die Sache zu mischen, sondern ließ nur diejenigen Stadthore schließen, welche in das Quartier der Universität und in die Vorstadt St. Germain führten.

Über diese Procession berichtete der Bischof von Paris ausführlich an den König, der dann den Vorfall mit dem, was der Cardinal von Lothringen und Granvella über eine Conspiration der Reformirten und ihrer Schützer zusammen gefabelt hatten, in Verbindung brachte. Der König ließ das Kriminalgericht (le

Châtelet) durch das Parlament auffordern, gegen die Protestanten einzuschreiten. Allein selbst das Parlament war damals in seinen Ansichten getheilt, und auch der Siegelbewahrer, welcher ausdrücklich dieser Sache wegen nach Paris gekommen war, hielt, als er die Namen und den Stand der eigentlichen Urheber des Tumultes erfahren hatte, nicht für rathsam, weiter in der Sache zu handeln, sondern drohte bloß in einem Edict den Magistrern und Studenten mit Bestrafung, wenn sie nicht die Kirchen besuchten und zum Abendmahle gingen. Was das Parlament betrifft, so befolgten die verschiedenen Senate oder Kammern desselben gegen die Protestanten ganz verschiedene Grundsätze. Von der großen Kammer (*grand' chambre*), in welcher *le Maître*, *St. André* und *Minart* den Vorsitz hatten, wurden die Angeklagten in der Regel zum Feuertode verurtheilt; in derjenigen Kammer dagegen, deren Vorsitz *de Thou*, *Harlay* und *Seguier* waren (*la Tourelle*), wurden dieselben gewöhnlich losgesprochen oder doch nur zu leichten Geldstrafen verurtheilt. Als endlich die letztere Kammer vier Studenten, welche schriftlich und mündlich sich heftig für Calvin und gegen den Kirchenglauben von der Messe erklärt hatten, bloß mit der Ausweisung aus dem Lande bestrafte, entstand darüber ein großer Lärm am Hofe, in der Stadt und im Reiche. Die königlichen Procuratoren brachten daher die Sache in einer jener Sitzungen des ganzen Parlaments vor, welche regelmäßig drei oder viermal im Jahre als *Disciplinar-Sitzungen* zur Prüfung des Lebens und Wandels der an Zahl gegen hundert betragenden Mitglieder des Parlaments gehalten wurden, und die man, weil sie stets an einem Mittwoch Statt fanden, *Mercurialen* nannte. Als nun in einer solchen Sitzung (10. Juni 1559) die Sache vorgebracht wurde, erhob sich ein furchtbarer Streit und Lärm zwischen den reformirten und katholischen Parlaments-Gliedern. Dieser Sitzung wohnte auch der König bei, welcher über die Gelindigkeit der *Tourelle* gegen die Ketzer aufs höchste erbittert war, und in seinem Gefolge befanden sich die heftigsten Fanatiker unter den Großen, der Cardinal von Lothringen, der Siegelbewahrer, der Cardinal *Bertrand*, der Herzog von *Guise*, der *Connetable* und die Prinzen von *Montpensier* und von *la Roche* für *Jon*. Er forderte die Rätthe auf, ihre Meinung über das gegen die Ke-

formirten zu befolgende Verfahren frei und offen auszusprechen. Dies thaten dann auch die verschiedenen Rätthe und Präsidenten, indem sie ihr volles Vertrauen auf die vom Könige gegebene Versicherung setzten, daß er alle Reden für und gegen anhören und dann einen Beschluß fassen wolle. Wie dieser aber ausfallen werde, konnten sie schon aus der Schlußrede des ersten Präsidenten le Maitre ersehen; denn als derselbe alle Reden für ein mildes Verfahren, sowie die für die furchtbarste Strenge resumirte, sagte er: „Das Benehmen des Königs Philipp August, der an einem einzigen Tage sechshundert Keger habe verbrennen lassen, sei des höchsten Lobes werth.“ Hierauf zählte er mit Wohlgefallen alle jene barbarischen Strafen auf, mit welchen das Parlament in den verschiedensten Zeiten die armen Waldenser belegt habe. Nachdem die Verhandlung zu Ende gebracht war, stand der König von seinem Sitze auf und begab sich mit den Prinzen und Herren, die ihn begleitet hatten, in ein anderes Zimmer. Hier ließ er sich das Protokoll bringen, in welches alle vorher gehaltenen Reden niedergeschrieben worden waren, las diese, und sprach dann die Worte aus: „Jetzt sehe er, was er vorher nicht habe glauben wollen, daß eine Menge Keger in seinem Parlamente sei. Er sollte daher eigentlich das ganze Parlament bestrafen; allein er wolle einen Unterschied machen und nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen verdammen.“ Hierauf trat der Connetable vor den König, um dessen weitere Befehle zu empfangen, und begab sich dann in den Sitzungssaal. Hier ergriff er die Parlamentsrätthe Dufaur und Dubourg und übergab sie dem Hauptmann der Leibwache, Montgommery, welcher sie sogleich in die Bastille bringen ließ. Unmittelbar darauf erhielt ein zweiter Garde-Capitain, Chavigny, den Befehl, noch sechs andere Rätthe in ihren Häusern zu verhaften. Von diesen wurden drei wirklich verhaftet, die drei übrigen aber retteten sich durch die Flucht.

Diese des Königs ganz unwürdige Scene im Parlament erregte in ganz Europa großes Aufsehen und theilte Frankreich in zwei feindliche Lager. Da der heftige Pabst Paul IV. den König laut und wiederholt wegen seines Kegerhasses pries, und da durch die Cardinäle, durch Guise und durch den Connetable eines Theils das fanatische Volk, welches die Protestanten tödtlich haßte, auf-

geregt und anderen Theils die Jesuiten, die Theatiner und die theologischen Juristen der Parlamente gelobt wurden, so vergaltten die Protestanten Gleiches mit Gleichem. Sie bildeten seit dieser Zeit eine politische Partei und organisirten eine Art von religiöser Republik im Reiche. Schon längst bestand nämlich in allen den französischen Provinzen, welche an der von Italien ausgegangenen Bestrebung, die Wissenschaften und Künste der Griechen und Römer wieder zu erwecken, Theil genommen hatten, eine geistliche Gesetzgebung, ausgehend von allen in einer Synode versammelten Predigern der Provinz. Diese Provinzialsynoden waren neuerdings in einen allgemeinen Bund vereinigt worden, so daß gerade in der Zeit, als König Heinrich die vom Pabste in so ungemessenen Ausdrücken gelobte Mercuriale hielt, um durch grausame Verfolgung der angesehensten Glieder der reformirten Gemeinden diese zu vertilgen, die Prediger und Deputirten der Kirchen von Isle de France, von der Normandie, von Orleannois, Lunis und Poitou zu Paris selbst in einem Hause der Vorstadt St. Germain ihre erste Nationalsynode hielten. Sie knüpften sich enge an Genf an, wo damals schon Calvin und Beza für ganz Europa eine Lehranstalt der humanistischen und religiösen Bildung mit geringen Kosten eingerichtet hatten, und von wo aus Calvin, wie die Briefe desselben zeigen, seine gleich päpstlichen Bullen geachteten Rathschläge ebenso zu den germanischen und slavischen Stämmen, wie zu den Madscharen sandte.

Das erste Geschäft jener Generalsynode von 1559 war, daß man in vierzig Artikeln eine neue Kirchenordnung abfaßte, um die innige Verbindung und Gleichförmigkeit der Disciplin unter den sehr zerstreuten und bisher unabhängigen Gemeinden zu erhalten. Als dies geschehen war, dachte man daran, sich der gefangenen Glaubensgenossen anzunehmen. Man wandte sich zu diesem Zwecke an den Herzog von Württemberg und an den Kurfürsten von der Pfalz, und bat sie um ihre Verwendung. Allein König Heinrich hatte damals die Freundschaft der deutschen Protestanten nicht nöthig. Er ließ daher ohne Weiteres den Gefangenen den Proceß machen, indem er Leute, deren er ganz sicher war, zu Gerichts-Commissären machte und neben denselben den Bischof von Paris und den Inquisitor Demochares zu Beisitzern ernannte. Ja er ging in seinem fana-

ischen Zorn so weit, daß er laut betheuerte, er wolle mit eigenen Augen der Verbrennung der Gefangenen zuschauen. Er verlor jedoch gleich darauf in einem Turnier das Leben. Dieses Turnier ward am 29. Juni 1559 bei Gelegenheit der Vermählung der Schwester Heinrich's mit dem Herzoge von Savoyen in der Antonsstraße zu Paris gehalten. Der König brach in demselben zuerst mit dem Herzoge von Savoyen und dann mit dem Grafen de Lorges, dem Sohne des Garde-Capitains Montgommery, eine Lanze. Der Herzog von Guise, der Fürst von Ferrara und der Herzog von Nemours waren neben dem Könige diejenigen, welche den Kampf aufnahmen (les tenans). Auch sie hatten bereits ihre Geschicklichkeit bewiesen, als Heinrich gegen den Rath und die Bitten aller Anwesenden noch einmal zu rennen verlangte. Der Graf de Lorges wurde genöthigt, die ihm vom Könige aufgezogene Lanze anzunehmen. Er brach, als er im vollen Rennen auf diesen traf, seine Lanze, warf sie aber unvorsichtiger Weise nicht, wie man zu thun pflegte, aus der Hand. Die abgebrochene Lanze traf das Visier des Königs, sprengte dasselbe auf, und drang so heftig in das eine Auge Heinrich's ein, daß dieser, gleich als man ihm den Helm abnahm erklärte, er sei tödtlich verwundet *). Heinrich lebte noch bis zum 10. Juli. Wir vermuthen daher, daß er zu retten gewesen wäre, wenn nicht die königlichen Chirurgen durch ihr wunderliches Verfahren die rechte Zeit versäumt hätten. Um nämlich die Splitter und den Schaden am Gehirn zu finden, zerschnitten sie die Köpfe von vier zum Tode verurtheilten Verbrechern, mit denen man das gleiche Experiment gemacht hatte, und versuchten nachher in Rücksicht auf den Lanzenschaft dasselbe an einem fünften.

*) Die beste und zugleich kürzeste Nachricht gibt der Marschall von Vieilleville (Mém. liv. VII. ch. XXVIII.), der dem Könige auf alle Weise abgerathen hatte, noch eine Lanze zu brechen, und der ihm dabei gesagt hatte, er habe geträumt, daß dieses Turnier dem Könige verderblich sein werde. Vieilleville schreibt: Le malhabile Lorges ne jecta pas, selon l'ordinaire coutume, le tronsson, qui demeura en la main, la lance rompuë, mais le porta toujours baissé et en courant rencontra la teste du roi, duquel il donna droict dans la visiére, que le coup haussa et lui créva un oeil.

Heinrich's II. Tod ist nicht allein aus dem Grunde merkwürdig, weil, seitdem ein König im Turnier das Leben verloren hatte, kein großes ernstes Rennen mehr in Europa ausgeschrieben wurde, sondern namentlich auch deshalb, weil vom Augenblicke desselben an die französischen Bürgerkriege begannen, welche erst mit Heinrich's IV. Thronbesteigung endigten. Durch Heinrich's II. Tod nämlich gerieth Frankreich ganz in die Gewalt der Guisen und der Eiferer für die päpstliche Religion. Selbst die Mutter des Königs Franz II., welcher seinem Vater Heinrich in der Regierung nachfolgte, Katharina von Medicis, stand ebenso, wie der Connetable und die Prinzen von Gebüt, den lothringischen Prinzen des Hauses Guise nach, weil Franz II. mit der Schwestertochter der Letzteren, der schottischen Prinzessin Maria Stuart, vermählt war.

3. Frankreich unter Franz II.

Wenn wir Specialgeschichte von Frankreich schreiben, so würde es leicht sein, die folgende Zeit glänzend zu schildern. Wir haben in den unzähligen Denkwürdigkeiten handelnder Personen des sechszehnten Jahrhunderts Anekdoten die Fülle. Wir haben an dem Landsmanne und Freunde der Katharina von Medicis, dem Florentiner d'Avila, einen jener allwissenden, die Ursachen aller Dinge mit Sicherheit angebenden sogenannten pragmatischen Geschichtschreiber, und auch das in klassischem Latein geschriebene Werk des Präsidenten de Thou ist reich an Angaben über das Geheimste. Wir könnten daher die Labyrinth der Rabalen, welche von den Prinzen, Kardinälen und Großen ausgingen, und die Anschläge, welche Katholiken und Protestanten gegen einander machten, in einer Weise schildern, als wenn wir Zeitgenossen wären. Die Masse und Beschaffenheit der Materialien, sowie die ganz entgegengesetzten Ansichten und Leidenschaften ihrer Verfasser würden uns sogar in den Stand setzen, die Charaktere der handelnden Personen wie in einem Roman gut oder schlecht zu schildern, je nachdem der gehoffte Effekt unseres Werkes es erforderte. Dies erlaubt aber unser bescheidener Zweck nicht. Wir wollen uns daher auf wenig Andeutungen beschränken.

König Heinrich II. war kaum gestorben, als die beiden Guisen der Cardinal und der Herzog, sich des jungen, 1543 geborenen

Königs Franz II. bemächtigten. Sie beraubten unter dem Vorwande, daß zwei Kron-Großwürden nicht in Einer Person vereinigt sein dürften, den Connetable der Würde eines Groß-Hofmeisters (grand maître de la maison du roi) und entfernten ihn vom Hofe. Sie schlossen die Königin Mutter, Katharina von Medicis, und den ersten Prinzen von Geblüt, den schwachen König Anton von Navarra, von dem Recht an der Regentschaft aus, weil der König sechszehn Jahre alt war. Katharina, hieß es, sei eine Fremde, die man nach Florenz zurückschicken müsse; den Bourbons aber, deren Haupt König Anton war, ließ man durch den König allerlei Sendungen auftragen. Anton war nämlich vom Connetable eilig berufen worden, aber zu spät gekommen, weil der König, als er erschien, schon dem Cardinal von Lothringen die oberste Leitung des Finanzwesens und dem Bruder desselben, dem Herzog Franz von Guise, das Kriegswesen des Reiches übertragen hatte. Der König Anton, dessen Schwiegervater, Heinrich d'Albret, Erbe von Navarra und Bearn, durch die Rabalen an Heinrich's II. Hofe auch dieser seiner französischen Provinzen längere Zeit beraubt gewesen war, hatte sich bei seiner Reise an den Hof allen Parteien verächtlich gemacht. Die Hauptgegner der Guisen waren deshalb nicht er, sondern seine Gemahlin Johanna, sein Bruder, der Prinz von Condé, und die Chatillons, besonders der Admiral Coligny und dessen Bruder d'Andelot. Johanna war eine Freundin und Beschützerin Calvin's und der Reformirten, Beza predigte oft vor ihr, sie hatte im Erbe ihres Vaters größeres Ansehen, als ihr charakterloser Gemahl; sie wurde daher von den eifernden Fanatikern ebenso sehr gehaßt, als Condé, die Coligny's und die andern Beschützer der Protestanten. Dies benutzten die Guisen und ihr Anhang. Der Prinz von Condé aber erklärte sich öffentlich für einen Protestanten und für das Haupt der damals schon sehr zahlreichen protestantischen Gemeinden, welche durch ganz Frankreich hin und in allen einzelnen Provinzen enge mit einander verbunden waren, und berief die Prediger derselben, sowie den Theil des Adels, welcher ihre Lehre bekannte, zu Rathschlagungen in seine Residenz nach la Ferté in der Champagne. Seit dieser Zeit war zwischen den beiden Theilen des Adels und der Hofleute, welche für oder gegen die Guisen arbeiteten,

weniger von Religion, als von politischer Parteiung die Rede. Dies geht am besten daraus hervor, daß die protestantischen Großen und die Ritterschaft sich überall militärisch rüsteten, obgleich Calvin in allen seinen Gutachten und Briefen einen durchaus passiven Gehorsam gebot, wie ihn die ersten Christen unter den heidnischen Kaisern geübt hätten, obgleich er in Genf das strengste Regiment übte und üben ließ, und obgleich die Generalsynode denselben Grundsatz eingeschärft hatte. Am deutlichsten erkennt man es aber daraus, daß Katharina von Medicis, welche ganz gewiß den Protestanten nicht günstig war, höchst wahrscheinlich um den unter dem Namen der Verschwörung von Amboise bekannten Anschlag wußte, dessen wir sogleich näher gedenken werden.

Der Stolz der Guisen, die Grausamkeit der von ihnen angelegten Gerichte, die im ganzen Reiche gegen die Protestanten veranstalteten Verfolgungen, die vielen Statt findenden Hinrichtungen, seitdem die theologischen Juristen der Parlamente überall zur Ehre Gottes Verbrennungs-Commissionen (*chambres ardentes*) eingerichtet hatten, sowie endlich der Druck, den die Guisen im Namen des in ihrer Gewalt befindlichen jungen Königs ausübten, gaben den Vorwand zu lauten Beschwerden. Die Guisen waren zwar gerade in den ersten Zeiten bemüht, die Mißbräuche der vorigen Regierung abzustellen, und gebrauchten den Kanzler Olivier, welchen alle Parteien als einen wackeren und geschickten Geschäftsmann anerkennen, um die ganze Verwaltung in eine bessere Ordnung zu bringen; allein man forderte von ihnen die Berufung der Generalstände, weil die Prinzen, der Connetable, der Admiral und sein Bruder hofften, daß sie durch dieselben ihren Einfluß wieder erhalten würden. Dies wußten die Guisen zu verhindern. Die Hefigsten unter dem protestantischen Adel ließen sich daher bewegen, die sogenannte Verschwörung von Amboise oder mit anderen Worten das tolle Project eines Abenteurers zu billigen, welches darin bestand, daß man den König und die Guisen in Verhaft nehmen, die Reichsstände berufen und dem König Anton von Navarra die Regentschaft übertragen lassen wollte. Der Urheber dieses Planes, der sich zum Haupte der Ausführung desselben aufwarf, war ein abenteuerlicher betrügerischer Edelmann, La Renaudie, welcher schon zweimal gerichtlich verurtheilt wor-

den war; es ist daher auch nicht wahrscheinlich, daß Condé und die Chatillons, d. h. Coligny und seine beiden Brüder, an der Sache Theil genommen haben, obgleich sie unstreitig im Allgemeinen von ihr unterrichtet waren. La Renaudie, welcher, wie dergleichen Leute pflegen, auch noch einen zweiten Namen führte, reiste im Reiche umher, um alle fanatischen Protestanten zur Theilnahme an dem beabsichtigten Überfalle des Hofes aufzufordern. Er besuchte auch Lausanne und Genf und erhielt dort von den angesehensten Juristen, wie Hotomann, und von den ersten Theologen (Calvinus und Beza) ein Gutachten (consultation), dessen er sich nachher auf seine Weise bediente. Calvinus und Beza wurden deshalb auch von den Katholiken beschuldigt, Mord und Empörung gerechtfertigt zu haben, obgleich sie selbst stets mündlich, schriftlich und in eigenen Büchern ihre Unschuld betheuerten.

Der König hatte sich mit dem Hofe nach Blois begeben, um in dieser ganz unbefestigten Stadt gegen ein Übel, das man boshafter Weise Aussatz nannte, ärztliche Mittel zu gebrauchen. Dies wollten la Renaudie's Mitverschworene benutzen, um sich seiner zu bemächtigen und die Guisen nebst seiner Mutter Katharina von ihm zu entfernen. Die Ausführung ihres Planes setzten sie in einer Versammlung, welche zu Anfang des Februar 1560 in Nantes gehalten wurde, auf den zehnten März fest. Die Guisen hatten jedoch schon längst den Pariser Advokaten Peter des Avenelles unter die Verschwornen eingeschoben und waren von Allem unterrichtet. Sie rüsteten sich ganz im Stillen, machten die Unbesonnenen sicher, und ließen die Sache zur Ausführung kommen, damit sie nachher alle Protestanten mit einem Scheine des Rechtes verderben könnten. Daß ihr Anschlag verrathen sei, hätten die Verschworenen leicht wissen können, als der Hof sich aus dem offenen Blois in das befestigte Schloß von Amboise begab; sie beharrten aber auf ihrem Vorhaben und verschoben nur die Ausführung auf den 16. März, um noch mehr bewaffnete Mannschaft zu vereinigen, wodurch sie neues Aufsehen erregten. Die Guisen hatten eine bedeutende Anzahl Truppen gesammelt und vertheilt, sie bewogen die Königin Mutter, die drei Chatillons nach Amboise einzuladen, damit dieselben beobachtet werden könnten. Als am 16. März die Anstalten getroffen wurden, um la Renaudie's An-

griff auf Amboise zu vereiteln, gab man dem Prinzen von Condé, welcher ebenfalls nach Amboise gekommen war, den Ehrenplatz am Thore, gesellte ihm aber den Bruder der Guisen bei. Der Herzog von Nevers, welcher nach dem Treffen bei St. Quinctin die Reste der geschlagenen Truppen gesammelt und ein neues Heer für Guise gebildet hatte, erhielt den Auftrag, den heranziehenden Protestanten entgegen zu gehen. Diese wurden, gerade als sie gegen Amboise heranrückten, noch einmal verrathen. Sie waren in zwei Abtheilungen getheilt, die sich vereinigen sollten, sobald ein Herr von Liniers das Zeichen gäbe; dieser ging aber nach Amboise, um dort Alles anzuzeigen, und das Zeichen erfolgte nicht. La Renaudie wehrte sich sehr tapfer gegen die königlichen Truppen und tödtete den Führer derselben, Parbaillon, wurde aber selbst durch einen Pistolenschuß niedergestreckt. Hierauf wurden alle Protestanten, die man bewaffnet fand, niedergehauen. Was nicht auf dem Kampfplatze blieb, wurde nachher gerichtlich verurtheilt, und man sagt, es seien aus Anlaß dieses Unternehmens gegen zwölfhundert Menschen ums Leben gekommen. Die Chatillons und der Prinz von Condé konnten, so viele Mühe man sich auch gab, durchaus nicht mit einigem Schein des Rechtes in die Sache verwickelt werden. Auch hatten die Guisen vor der Ankunft des Prinzen und der Chatillons nicht verhindern können, daß der weise Kanzler Olivier eine Amnestie für die wegen der Religion Verfolgten ausgeben ließ. Dagegen vereitelten nachher die Protestanten selbst durch Unvorsichtigkeit diese Amnestie-Ertheilung. Ubrigens war am Tage vor dem Gefechte ein Document aus gefertigt worden, welches den Herzog Franz von Guise aufs neue zum Reichs-Statthalter und Stellvertreter des Königs ernannte. Der Kanzler Olivier hatte die Sache vergebens zu hintertreiben gesucht; er hatte aber doch bewirkt, daß man die Gewalt, welche dem Herzoge unter der vorigen Regierung verliehen worden war, bedeutend beschränkte. Gleich am Tage nach dem vereiteltem Anschlage ward Franz von Guise als General-Statthalter (lieutenant général du roi) ausgerufen.

Der Herzog von Guise war auf diese Weise Dictator von Frankreich geworden. Er und sein Bruder, der Cardinal von Lothringen, bedienten sich nachher der fanatischen Häupter der

katholischen Partei, um an allen Enden des Reiches Druck und Verfolgung üben zu lassen; die Anarchie war daher schon im Anfange des April unbeschreiblich groß. Gegen die Guisen kabalirten und rüsteten sich nicht allein die Chatillons und die Prinzen von Gebliüt, sondern auch die fanatisch erbitterten Häupter der Protestanten unterhielten in ihren Burgen und Herrschaften Bewaffnete. Auch die Königin Katharina, welche von den Guisen um die Regentschaft gebracht worden war, arbeitete diesen auf jede Weise entgegen. Als Olivier starb, erhielt sie an dem neuen Großkanzler, l'Hospital, eine sehr bedeutende Stütze. Die ersten Maßregeln, welche auf dieses Kanzlers Rath ergriffen wurden, waren freilich grausam und verderblich; l'Hospital wollte aber durch dieselben die Einführung der Inquisition verhindern, auf welcher die Guisen bestanden. Diese benutzten nämlich für ihren Zweck zuerst einen förmlichen Aufstand, welchen die Protestanten in den Städten der Provence, der Dauphiné und von Languedoc erregt hatten. Sie bewiesen auch, daß die Protestanten von Guyenne, Poitou, Touraine, Anjou und der Normandie im Begriffe ständen, die Waffen zu ergreifen; und nun ward auf l'Hospital's Vorschlag das furchtbare Edict von Komorentin erlassen, durch welches das im ganzen Reiche unter der Asche glimmende Feuer um so eher zum Auflodern angefaßt werden mußte, als man nicht lange vorher durch zwei königliche Ausschreiben allen denen, die sich gegen die Gesetze vergangen hätten und nicht gerichtlich überführt worden wären, Vergessenheit des Geschehenen zugesichert hatte.

Die Grundsätze, auf welche der Kanzler nach seiner eigenen, im Cabinet des Königs von den Guisen und von der Königin Mutter gebilligten Erklärung jenes Edict und also die neue Verfolgung der Protestanten gründete, waren folgende: „Die Prozesse wegen Ketzeri sollten den weltlichen Tribunalen entzogen und ausschließlich an die geistlichen Gerichte gewiesen werden. Es müßten ferner alle diejenigen, welche Conventikeln oder geheime Zusammenkünfte besuchten, des Hochverraths schuldig erklärt werden, und die Kriminalgerichte der Provinzen müßten die Berechtigungen behalten, diese Leute ohne Appellation zu richten und die über sie ausgesprochenen Urtheile sogleich vollziehen zu lassen. Man müsse endlich jedem, der eine solche geheime Versammlung zur Kenntniß der

Gerichte bringe, fünfhundert Thaler versprechen.“ Das nach diesen Grundsätzen abgefaßte Edict war nicht blas gegen die Protestanten, sondern ganz besonders auch gegen die Großen, welche Truppen halten durften und das Faustrecht erneuerten, gerichtet. Es mußte, wenn es ausgeführt werden sollte, vom Parlament einregistriert und versendet werden; dies geschah jedoch nicht. L'Hospital selbst versuchte bis zum Juli das Parlament dazu zu bereden. Es gelang ihm aber nicht, und der König mußte daher endlich den ausdrücklichen Befehl ertheilen, daß das Parlament von seinem Widerspruche abstehe und das Edict ganz einfach und ohne Vorbehalt einregistriren solle. Allein auch jetzt noch leistete das Parlament Widerstand. Es konnte sich freilich nicht weigern, das Edict einzutragen: es setzte aber in seinem Protokoll ausdrücklich hinzu, dies geschehe nur vorläufig, und bis der König anders verordne *).

Die Prinzen, gegen welche das Edict von Komorentin besonders gerichtet war, machten im Stillen Anstalt, sich ihrer Haut zu wehren, und König Anton von Navarra, der sich nebst dem Prinzen von Condé in seinem eigenen Lande zu Nerac aufhielt, ward mit einiger Wahrscheinlichkeit beschuldigt, an der Stiftung einer neuen Verbindung gegen den Hof oder mit anderen Worten gegen Katharina von Medicis und die Guisen zu arbeiten. Diese hatten unterdessen vorerst den alten Admiral dadurch unschädlich gemacht, daß sie gerade ihn wählten, um die Unruhen in der Normandie, welche besonders von Protestanten erregt worden waren, zu unterdrücken. Den Marschall von St. André hatten die Guisen ganz gewonnen, so daß er sich von ihnen gebrauchen ließ, um in Nerac, wo alle Unzufriedenen sich um die Bourbons sammelten, Kundtschaft einzuziehen. Der ganz charakterlose König Anton erlaubte ihm dorthin zu kommen; der Prinz von Condé aber empfing ihn mit den bittersten Vorwürfen wegen seines Verrathes und Undankes. Die Guisen erkannten jedoch, daß sie ohne Gewalt der Waffen nicht durchdringen würden; sie traten deshalb mit den holländischen Grafen und Baronen, welche Regimenter für fremden Dienst zu werben pflegten, in Verbindung, um nöthigenfalls ein

*) Provisoirement et jusqu'à ce que autrement en eût été pourvu par le roi.

geübtes Heer augenblicklich aufstellen zu können. Allein es mangelte ihnen an Geld; denn die Kassen waren leer, die gewöhnlichen Auflagen reichten nicht aus, und neue konnten nur von den allgemeinen Reichsständen ausgeschrieben werden, diese wagte man aber nicht zu berufen. Die Guisen beschloffen daher eine Notablen-Versammlung auf den 21. August nach Fontainebleau auszuschreiben. Doch beschränkten sie auch diese, zur Besteuerung des Landes durchaus nicht berechnete Versammlung, indem sie nur das, was man einen außerordentlichen geheimen Rath nannte, beriefen.

Die Versammlung bestand aus den Prinzen von Geblüt, den Groß-Beamten der Krone, den Staatsräthen, den Rittern der königlichen Orden und den Cabinets-Referenten (*maitres des requêtes*). Außerdem sollten noch andere Personen hinzugezogen werden, welche man als solche bezeichnete, die am Wohle des Staats den größten Antheil nähmen. Die Prinzen und ihre Freunde blieben jedoch aus, weil sie meinten, daß man sie bloß an den Hof locken wolle, um sich ihrer zu bemächtigen. Der greise Admiral Coligny dagegen fand sich in Fontainebleau ein. Er übergab eine Bittschrift der Protestanten um Duldung, welche er persönlich mit seinem Worte unterstützte. Er redete aber tauben Ohren, obgleich der Bischof Montluc und der Erzbischof Marillac sich der Sache annahmen und gegen die mohammedanische und chinesische Weise, die Einheit des Glaubens mit Gewalt zu erhalten, protestirten. Die Versammlung von Fontainebleau sah endlich selbst ein, daß sie mit den Parlamenten in Krieg gerathen würde, wenn sie neue Auflagen decretirte, und daß man ihre Beschlüsse wegen der Reformirten nicht anerkennen werde. Auch fehlten in Fontainebleau alle Prinzen und die den Protestanten günstigen Großen. Überdies redeten dort ein katholischer Bischof (Montluc) und ein Erzbischof (Marillac) in Vorträgen, welche besonders in unserer Zeit, wo Glätte, nicht Kraft und Überzeugung in Reden gesucht wird, gelesen zu werden verdienen, der Duldung das Wort. Es wurde deshalb beschloffen, daß nicht nur eine allgemeine Ständerversammlung gehalten, sondern auch eine freundliche Übereinkunft in Betreff der Religion durch eine Versammlung der Geistlichen vorbereitet werden solle. Die Ständerversammlung, welche im December zu Meaux hatte gehalten werden sollen, wurde nachher im Oktober nach Dr-

Orleans berufen. Dort wollten sich die Guisen der Bourbons entledigen, die an der Spitze der Protestanten standen und sich derselben für ihre politischen Zwecke bedienten. Auch gingen Katharina von Medicis und der Kanzler l'Hospital, welche sonst glücklicher Weise den Guisen oft entgegen arbeiteten, diesmal auf den Vorschlag ein, sich bei Gelegenheit der Ständerversammlung der Prinzen und der Häupter der Protestanten zu bemächtigen und ihnen den Proceß zu machen. Übrigens würden Condé und sein Bruder, denen man den Plan des Überfalles von Amboise Schuld gab, durch eine ihrer Creaturen (Montigny) einen Überfall der Stadt Lyon haben machen lassen, wenn nicht der alte Connetable den König Anton von Navarra abgeschreckt hätte.

Der junge König selbst wurde mißbraucht, um seine nächsten Anverwandten in die Falle zu locken. Er mußte dem Könige von Navarra einen Brief schreiben und ihm schriftlich versprechen, daß man weder ihn noch seinen Bruder festhalten wolle. Eine solche treulose Versicherung von einem so jungen Manne würden wir nicht glauben, wenn nicht in den Observationen über Castelnau *) der Beweis gegeben wäre. Das Betragen seiner Mutter Katharina läßt sich eher erklären, da dieselbe aus dem Lande des Verathes stammte und später noch viel ärgere Dinge verübte. Sie war es nämlich, welche durch ihre Basilisken=Thänen den Bruder der beiden Prinzen, den Cardinal Karl von Bourbon, dahin brachte, daß er sich zu ihnen begab und Beide zur Reise beredete, obgleich dieselben von allen Seiten her gewarnt wurden. Die ihnen in Orleans drohende Gefahr hätten sie schon daraus erkennen können, daß auch sogar die Deputirten der Ständerversammlung durch die militärische und gewissermaßen feindliche Art, wie der König am 18. Oktober seinen Einzug in Orleans hielt, abgeschreckt wurden, sich dahin zu begeben. Ein ganzes Heer zog mit dem König in Orleans wie in eine eroberte Stadt ein, und der durch seinen Fanatismus und seine Grausamkeit berüchtigte Marcellus de Cypierre **)

*) Vol. IV. 2. p. 281.

**) Was die Protestanten von diesem monarchisch-ultramontanen Haudegen dachten, sprachen sie in einem Sonnett auf sein Grab aus, aus welchem wir nur etliche Verse anführen wollen:

musste die Einwohner entwaffnen. Jedermann wurde dadurch so sehr erschreckt, daß die Chatillons und der Adel in Anton's und seines Bruders Landen sich erboten, für sie die Waffen zu ergreifen, was diese jedoch ablehnten.

Die Prinzen waren kaum in Orleans angekommen, als Condé eingesperrt und Anton von Navarra unter polizeiliche Aufsicht genommen, Beiden aber verkündigt wurde, daß man ihnen wegen der Verschwörung von Amboise, wegen des Anschlages auf Lyon und wegen einer dritten von einem ihrer Anhänger angesponnenen Unternehmung den Proceß machen werde. Der Verhaftsbefehl war übrigens nicht von dem Reichsstatthalter unterschrieben; sondern dieser hatte den jungen, franken König vorgeschoben. Er ließ zuerst dem Prinzen von Condé den Proceß machen, um nachher auch den König von Navarra in diesen hineinzuziehen. Der König ernannte eine Commission zum Verhör des Prinzen. Diese hatte zum Vorsitzer den Präsidenten de Thou, den Vater des Geschichtschreibers; Beisitzer aber waren die Parlaments-Räthe Barthelémy Faye und Biale, der Generalprocurator Bourdin und der Actuar du Tillet. Der Prinz von Condé weigerte sich freilich das Gericht anzuerkennen, und erklärte dem Präsidenten de Thou, dieser müsse ja selbst am besten wissen, daß ein Prinz von Geblüt nur durch den König in Person als Präsident und durch die, sämtlichen Prinzen und Pairs als Beisitzer gerichtet werden könne. De Thou erwiderte, er werde darüber an den königlichen geheimen Rath berichten; diesem aber fehlte es dann nicht an Gründen, um das Gericht competent zu finden. Die genannten Commissäre sollten übrigens den Proceß nur einleiten. Zur Fällung des Urtheilspruches aber wurden ihnen noch der Kanzler und einige Staatsräthe, sowie diejenigen Ritter des königlichen Ordens und diejenigen Cabinets-Referenten zugesellt, welche zufällig in Orleans an-

Passant, veux tu sçavoir de qui est ce tombeau?

— — — — —

C'est d'un qui n'eust désir, qu'aad vivoit, d'autre chose,

Que d'être des enfans de dieu cruel bourreau.

En sa vie ne fit rien, ny de bon ny de beau,

Que de réduire en un bourg une grand ville close (Orleans).

wesend waren, aber durchaus kein Recht hatten, über die Prinzen tumultuarisch zu richten. Dieses Gericht sprach schon am 26. November das Todesurtheil über den Prinzen von Condé aus.

Die Verurtheilung Condé's erfolgte zu einer Zeit, als man schon anfing, an des Königs Leben zu verzweifeln. Deshalb wollte auch der Kanzler l'Hospital das Urtheil anfangs nicht unterschreiben; er that es aber, wie auch seine Collegen, später doch. Der Präsident de Thou unterschrieb das Urtheil sogleich, und sein Sohn bietet Alles auf, um ihn zu entschuldigen, daß er sich zum Mörder von Prinzen habe gebrauchen lassen, welche nächst den Söhnen der Katharina am ersten zur Nachfolge auf dem Throne berechtigt waren. Der Geschichtschreiber de Thou (denn Davila schreibt einen historischen Roman) schiebt alle Schuld auf die Guisen. Er sagt, diese seien zu Katharina gegangen und hätten sie dringend aufgefordert, in die Hinrichtung des Königs und des Prinzen einzuwilligen und dadurch der rechten Lehre den Sieg über die Keger zu verschaffen; l'Hospital habe ihr aber bewiesen, daß dies nicht blos den Haß, den die Guisen verdient, über sie (die Königin) bringen werde, weil dieselben sich sehr in Acht nähmen, irgend einen öffentlichen Schritt in der Sache zu thun, sondern daß ihr dadurch auch die Gelegenheit geraubt werde, den feigen König von Navarra zur Abtretung des ihm beim Tode des Königs Franz gebührenden Antheiles an der Vormundschaft über ihren zweiten Sohn Karl IX. zu bewegen. Wir glauben daher auch dem, was Regnier de la Planche in Bezug auf das berühmte Gespräch des armseligen Königs Anton mit der verschlagenen und treulosen Florentinerin erzählt, den Vorzug vor den anderen Berichten geben zu müssen, welche den Vorschlag zu einer Zusammenkunft vom Könige ausgehen lassen. Nach la Planche's Erzählung ließ Katharina den leicht erschrockenen und von jedem Winde bewegten König Anton auf ihr Zimmer rufen, und bediente sich, um ihre Absichten bei ihm zu erreichen, auf schlaue Weise der Gräfin von Montpensier. Diese mußte nämlich den König Anton beschwören, daß er von dem, was Katharina verlangen werde, ja nichts verweigern solle, weil es sonst um sein Leben geschehen sei. Als er in das Kabinet der Königin trat, nahm diese eine sehr ernste Miene an. Sie entschuldigte die Guisen und behauptete, daß diese an seiner und

Condé's Verhaftung gar nicht Schuld seien; zuletzt aber rückte sie mit dem Vorschlage zu dem Opfer heraus, welches sie von seiner Einfalt fordern wollte. Sie schlug ihm vor, er solle ihr einen Revers darüber ausstellen, daß er nach dem Tode des Königs Franz II., der in den nächsten Tagen erfolgen müsse, ihr die Regentschaft für ihren zweiten Sohn nicht streitig machen wolle, wozu sie nicht allein sein sonst unfehlbar verlorenes Leben retten, sondern auch die Regentschaft mit ihm theilen wolle. Wie schlau Katharina den armen König von Navarra täuschte, hat ein Zeitgenosse in seinem kurzen, naiven und durchaus ironischen Berichte sehr gut dargestellt*).

König Karl II. starb am 5. December 1560, und damit fiel die Generalstatthalterschaft des Herzogs von Guise von selbst weg. Katharina übernahm im Namen ihres zweiten Sohnes, Karl IX., die Leitung der Geschäfte, ohne sich jedoch Regentin zu nennen. Der Herzog von Guise blieb aber als Parteihaupt so mächtig, daß Katharina es klug fand, ihm am Hofe die Prinzen und den Connetable entgegen zu setzen. Sie gab dem Könige von Navarra den leeren Titel eines Generalstatthalters des Reiches, und ließ dem Prinzen von Condé die Freiheit anbieten. Der Letztere wies anfangs ihr Anerbieten zurück, weil er gerichtlich für unschuldig erklärt sein wollte; als ihm dies aber im Januar 1561 zugesichert worden war, nahm er die Freiheit an. Er erschien am 5. Februar bei Hofe, und erhielt im März nicht nur die ihm gebührende Stelle im königlichen Rathe, sondern auch eine Urkunde, in welcher er für völlig schuldig erklärt war, und die im Juni vom Parlament einregistriert und von den Ständen anerkannt wurde. Auch die Châtillons erschienen wieder am Hofe, nachdem der Marschall von Montmorency gleich im December von Katharina eingeladen worden war, seine Stelle wieder einzunehmen. Er machte gleich nach

*) A donc la dicte dame (on ne sçait si ce fut pour rire) lui promis à bouche, qu'il seroit lieutenant du roi en France et conduiroit les affaires de la guerre et recevroit les paquets et puis les lui renverroit tous après les avoir ouverts et veus; et que rien ne seroit ordonné si non par son advis et des autres princes du sang qui seroient autrement respectés à l'avenir. Après cela elle lui fit embrasser ses cousins de Guise et promettre mutuellement d'oublier toutes querelles passées.

seiner Ankunft am Hofe sein Recht geltend; denn er entließ die Garde von gemietheten Haudegen, mit welchen Franz von Guise den vorigen König, eigentlich aber sich selbst umgeben hatte. So gefährlich auch seit Karl's VI. Zeiten jede Ständeverammlung war, so sehr man auch seit 1506, wo Ludwig XII. eine allgemeine Ständeverammlung gehalten und von ihr den Titel Vater des Vaterlandes empfangen hatte, der Berufung einer solchen Versammlung ausgewichen war, so wagte Katharina diese doch, weil die Stände bereits einberufen waren. Sie fand zwei und vierzig Millionen Schulden und sah kein anderes Mittel dieselben zu tilgen, als neue Auflagen; diese konnten aber nur von den Ständen gemacht werden. Die Stände erklärten ihr, von neuen Auflagen stehe nichts in den Aufträgen (cahiers) ihrer Wähler, sie mußten daher erst diese darüber befragen. Die Königin ließ darauf die Stände auseinander gehen, um sie im Mai oder Juni wieder zu berufen, nachdem sie mit ihren Wählern Rücksprache genommen hätten.

Neben der Forderung neuer Abgaben hatten die Unterhandlungen sich besonders um die Duldung der Protestanten und um die Wiederherstellung der Einigkeit des Glaubens gedreht. Es war theils davon die Rede gewesen, daß die Entscheidung dem vom Papste wiederversammelten Concilium überlassen werden sollte, theils hatten die Protestanten auf ein Religions-Gespräch in Frankreich gedrungen. Dem Letzteren war sogar der Cardinal von Lothringen durchaus nicht abgeneigt, wie er denn überhaupt gern von Milde und Duldung redete, während sein Bruder Franz und der Connetable nur an Verbrennen und Vertilgen dachten. Der Cardinal, der ein ausgezeichnete Lateiner war, suchte bei dieser Gelegenheit die deutschen Lutheraner, deren Kriegsvolk er sehr fürchtete, von den französischen Reformirten gänzlich abwendig zu machen.

Katharina wollte sich das Ansehen geben, als wenn sie die Protestanten begünstige. Sie that gleich in der ersten Woche des Januar zwei Schritte, den einen öffentlich, um die Protestanten zu gewinnen, den anderen insgeheim, um es mit den Katholiken nicht zu verderben. Sie forderte nämlich am 7. Januar alle Parlamente und Gerichte auf, jeden gefangenen Protestanten frei zu

geben und sich blos an das Edict von Komorentin zu halten, nach welchem alle Proceffe wegen Ketzeri blos vor die Bischöfe gehörten. Man hatte nämlich diesen Ausweg gewählt, weil die Geistlichen keine peinlichen Strafen verhängen konnten. Zu gleicher Zeit erließ aber die Königin insgeheim Privatbefehle an die Präsidenten der Parlamente und an andere Gerichtspersonen, daß sie die Schonung der Protestanten möglichst geheim halten möchten. Dies benutzten dann die fanatischen theologischen Juristen der Parlamente, um eine Sache, welche nicht im Stillen abgethan werden konnte, ganz ruhen zu lassen. Die evangelische Lehre war aber damals in Frankreich schon so verbreitet, daß auch die verständigen Katholiken die Unterdrückung derselben und die Wiederherstellung des Massen-Regiments nicht billigten. Ein großer Theil der Ritterschaft und der ganze dritte Stand erklärten sich aufs neue gegen die Verfolgungen. Die Königin ließ hierauf im ganzen Reiche Manifeste (lettres patentes) ausgehen, durch welche im Namen des jungen Königs nicht nur unter Androhung von sehr harten Strafen verboten wurde, einander wegen der Religion auszuschimpfen, sondern auch der Befehl ertheilt ward, die Thore der Gefängnisse alle denen zu öffnen, welche nur aus dem Grunde verhaftet wären, weil sie Predigten beigewohnt oder andere Religions-Handlungen der neuen Lehre geübt hätten. Man solle, hieß es, von ihnen blos das Versprechen fordern, daß sie künftig katholisch (catholiquement) leben wollten; wenn sie aber auch dies nicht wollten, so solle man sie doch vorerst (par provision) freilassen und ihnen einen Termin setzen, bis zu welchem sie das Reich zu verlassen hätten. Zugleich ward den Parlamenten aufgetragen, das Edict von Komorentin aufs neue bekannt machen zu lassen, und zwar ohne alle Beschränkungen.

7. Frankreich unter Karl IX. bis auf den Frieden vom März 1568.

Die allgemeinen Stände hatten freilich erklärt, daß sie über die Abtragung der Schulden nicht eher Beschluß fassen könnten, als bis sie die Provinzialstände befragt hätten. Sie hatten anderes Theils der Königin Katharina überlassen, die Religions-Verfolgungen einzustellen, ohne ihr jedoch die Regentschaft förmlich zu

übertragen. Nichtsdestoweniger hatten Katharina und ihre Italiäner vorerst den Hauptzweck ihrer Rabalen erreicht. Sie hatten ganz Frankreich und auch den Hof in feindliche Parteien getheilt und der Königin Katharina die Rolle einer Vermittlerin verschafft. Dieser waren, obgleich man ihr den Titel einer Regentin nicht hatte zugestehen wollen, die Gewalt und die Rechte der Regentschaft dadurch übertragen worden, daß der Beschluß des königlichen geheimen Rathes anerkannt ward, vermöge dessen Katharina und Anton von Navarra statt der Guisen an der Spitze der Regierung standen. Die seit dem 13. December 1560 in Orleans versammelten Stände wurden, nach vielen langen und zum Theil sehr pedantisch schulmäßigen Reden des Kanzlers und der drei für die einzelnen Stände erwählten Redner, Ende Januar 1561 aufgelöst. Man war zuvor übereingekommen, daß sie noch in der ersten Hälfte desselben Jahres, nachdem sie mit den Provinzialständen Rücksprache genommen, wieder versammelt werden sollten. Um die Förmlichkeiten abzukürzen und die Zahl der Deputirten zu vermindern, verständigte man sich über eine Art der Wahl, welche, wie der Kanzler bei der Kundmachung des königlichen Willens sagte, große Kosten ersparen werde. Die Mitglieder der Stände sollten nämlich zuvörderst in ihren verschiedenen Provinzen mit den Provinziallandtagen Rücksprache nehmen; dann sollten für die neue, im Mai zu Meaux zu haltende Ständeversammlung nicht die Baillages zur Wahl berufen werden, sondern in den dreizehn großen Statthalterschaften des Reiches sollte jeder Stand einen Deputirten für sich wählen und diese vereinigten Repräsentanten der drei Stände der Provinzial-Landtage als allgemeine Ständeversammlung gelten. Die Sache verspätete sich gleichwohl, und die einzelnen Stände kamen zuerst an ganz verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten zusammen. Der Klerus versammelte sich schon im Anfang Juni zu Poissy, der Adel und der dritte Stand erst im August zu Pontoise.

In der Zwischenzeit suchten die Guisen, der Connetable und der Marschall von St. André, der sich längst gegen die Prinzen und die Protestanten hatte gebrauchen lassen, an der Spitze der spanisch-ultramontanen Partei im Reiche den Chatillons, den Prinzen und den protestantischen Großen entgegenzuwirken. Die Königin Katharina

rina begünstigte bald die Protestanten, bald verrieth sie dieselben dem spanischen Gesandten und dem Nuntius, um sich durch das Schaukelsystem ihrer Politik zu behaupten. Ihr Kanzler l'Hospital drang auf Duldung; die Guisen und die theologischen Juristen der Parlamente nebst der Geistlichkeit wollten Verfolgung. Die beiden Letzteren wußten recht gut, daß es der Königin nicht um Duldung, sondern nur um Politik zu thun sei; sie nahmen daher auch auf l'Hospitals Manifeste zu Gunsten der Protestanten gar keine Rücksicht. Das Parlament erließ in demselben Augenblicke, als das Manifest des Kanzlers Duldung und Milde gebot, mehrere Edicte hinter einander, in welchen unter Androhung von sehr grausamen Strafen (sous peine de la hart, sans espérance de grace) allen Leuten verboten ward, an geheimen (protestantischen) Gottesdiensten Theil zu nehmen und irgend eine Schrift über die neue Religion oder über die Bibel zu verkaufen. Dies ward auf Befehl des Parlaments nicht allein öffentlich (à son de trompe) in Paris ausgerufen, wo dem Parlamente die hohe Polizei zustand, sondern auch in Le Mans, Angers, Poitiers, Tours, Saumur, la Fleche und in anderen Städten. Die Protestanten glaubten daher nicht mit Unrecht, daß die Königin nach den Grundsätzen ihres Landsmannes Machiavelli mit ihnen ein diplomatisches Spiel treibe, und suchten im Vertrauen auf den Prinzen von Condé (denn den König von Navarra kannten sie als einen schwachen Mann) die Umstände zu benutzen. Auch die protestantischen Geistlichen und Prediger wagten es nämlich, sich in politische Angelegenheiten zu mischen und gegen die aus Katholiken bestehende Mehrheit des Volkes zu protestiren. Sie hielten, noch ehe die Provinzialstände zusammengekommen waren, in Poitiers eine Generalsynode, und erklärten, daß in Betracht der Kindheit des Königs die Stände weder über die Bezahlung der Schulden irgend etwas verfügen, noch irgend eine andere Übereinkunft mit dem Könige treffen könnten, ehe diesem ein geheimer Rath zur Seite stände, welchen die Stände als solchen anerkannt hätten. Sie fügten hinzu, daß außer den Prinzen von Gebliut als gebornen Räten der Krone keiner von denen, die sich geheime Räte nenneten, diese Eigenschaft wirklich habe, weil offenbar ihre Vollmacht mit dem Tode des vorigen Königs erloschen sei. Selbst der Kanzler l'Hospital, behaupteten

sie, könne verfassungsmäßig sein Amt nicht verwalten; denn die Prinzen seien bei seiner Ernennung nicht zugegen gewesen und die Stände hätten dieselbe nicht gebilligt. Man gab dem alten Admiral Coligny Schuld, daß er sich dieser Ältesten und Geistlichen bedient habe, um einen Vorwand zu haben, beim dritten Stande den Guisen entgegen zu wirken. Dabei hatte die Königin Katharina die Hand im Spiele, weil sie die Guisen ganz von den Geschäften zu entfernen wünschte und deshalb die Prinzen, besonders den König Anton und den Prinzen von Condé, begünstigte.

Der Cardinal von Lothringen entfernte sich in der That auf einige Zeit vom Hofe, indem er den Vorwand gebrauchte, er wolle seine Diöcese besuchen und seiner Nichte, der verwittweten Königin Maria Stuart, beistehen. Diese war, schon ehe sie aus Schottland herüberkam, leichtsinnig und sinnlich gewesen und dann an dem halb italiänischen, halb französischen Hofe durch allerlei Liebeshändel ganz verdorben worden, weil man ihr, einer jungen, sehr schönen und sehr leichtfertigen Frau, einen von Kindheit auf schwachen und kränklichen Gemahl gegeben hatte. Sie gründete ihr künftiges Unglück, den streng reformirten Schotten und der eifersüchtigen englischen Königin gegenüber, durch eine hartnäckige Anhänglichkeit an den ihr von ihrem Oheim eingepprägten Grundsatz, daß der steife und blinde Glauben an die überlieferten Lehren der Concilien und Päbste allein seligmachend, die evangelische Lehre von sittlicher Strenge aber Kezerei sei, und daß im Schooße der Kirche sich Mittel genug fänden, um für fleischliche Sünden und sogar für gröbere Vergehen von Gott Vergebung zu erlangen. Obgleich Katharina den nämlichen Glauben hatte und ihr ganzes Leben hindurch den Grundsätzen desselben treu blieb, so hatten doch beide Frauen unter Franz II. einander stets entgegen gearbeitet. Die Eine war die Verwandte und Creatur der Guisen, die Andere die Feindin derselben. Der Cardinal von Lothringen nahm sich daher nach des Königs Franz Tode seiner Nichte, der Wittve desselben, an. Er brachte sie zuerst nach Joinville zu seiner Mutter Antoinette von Bourbon und dann an den lothringischen Hof, bis die Angelegenheit ihres Wittthums beendigt und die Anstalten zu ihrer Rückkehr nach Schottland getroffen wären.

Um auch den Herzog Franz aus den Geschäften zu verdrängen,

schloß Katharina sich enger an die Prinzen, an die Chatillons und besonders an den Admiral Coligny an, welcher die Protestanten leitete und sich ihrer bediente. Dies verdroß den alten, wirklich fanatischen Connetable. Er verfuhr daher nicht nur gegen die Protestanten, welche sogar in den Zimmern des Schlosses Andachten zu halten wagten, hart und scharf, sondern er ward auch durch den Marschall von St. André bewogen, sich dem Herzoge von Guise zu nähern. Der Marschall von St. André hatte sich mit eingezogenen Gütern protestantischer Großen bereichert; er und der Connetable gehörten zu denen, über welche die Stände sich beschwerten, daß sie von der Regierung auf Unkosten des Volkes große Vergabungen erhalten hätten; er war nichts desto weniger stets in Geldverlegenheit und hatte sich treuloser Weise von den Protestanten losgemacht, weil er fürchtete, die Stände möchten zunächst ihn angreifen. Er ließ sich jetzt zum Mittelgliede einer Verbindung zwischen dem Connetable von Montmorency und dem Herzog Franz von Guise gebrauchen. Aus dieser Verbindung machten die beiden Letzteren eine Art heiligen Bund gegen den Protestantismus und gegen die Beschützer desselben; denn sie nahmen, um den Bund zu heiligen, am Ostertage gemeinschaftlich das Abendmahl. Die Protestanten gaben daher nicht mit Unrecht dieser Verbindung, welche die drei mächtigsten Männer zur Ausrottung ihrer Lehre und zu ihrem Untergange geschlossen hatten, den Namen, welchen einst die zum Verderben der Republik geschlossene Verbindung dreier Römer führte: sie nannten dieselbe das Triumvirat. Übrigens fühlten die drei Herren sich vorerst nicht stark genug, und Guise und Montmorency verließen deshalb, um nicht überstimmt zu werden, auf einige Zeit den Hof. Der Erstere begab sich in seine Residenz Nanteuil, der Andere feierte die Vermählung seines vierten Sohnes mit einer reichen Erbin.

Die Abwesenheit der beiden Triumvirn und die Geneigtheit des Kanzlers, der Verfolgungssucht der Parlamente auf jede Weise Widerstand zu leisten, erleichterte dem Admiral den Versuch, die Beobachtung des Edicts von Komorentin zu erzwingen. Das Parlament wurde genöthigt, Deputirte an den Hof zu schicken, um sich wegen der Nichtbeachtung des Edictes zu rechtfertigen, und so

geschickt auch einer dieser Deputirten, der Präsident de Thou, das Parlament vertheidigte, so mußte sich dasselbe doch Vorwürfe gefallen lassen und blieb mit dem Hofe im Streit. Der Kanzler erließ darauf ein neues scharfes Edict, durch welches die Verfolgungen wegen der Religion und das Eindringen in Wohnungen, in welchen religiöse Versammlungen gehalten würden, strenge verboten ward, weil dergleichen Hausfuchungen den Polizei-Behörden nur dann erlaubt seien, wenn der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohe. Alle Gefangenen, welche der Religion wegen verhaftet worden waren, sollten freigelassen werden, und alle aus demselben Grunde Verbannten oder Geflüchteten zurückkehren dürfen. Wenn sie (dies ließen Katharina und ihr Kanzler schlau beifügen) daheim katholisch lebten, so sollte Niemand sie beunruhigen; sonst dürften sie mit ihrem Vermögen auswandern. Das Edict wurde freilich vom Parlament nicht einregistrirt; der Kanzler schickte es aber unmittelbar an die Untergerichte, und gab dem Parlament nur Nachricht, worauf dieses die Sache ruhen ließ.

Da von jetzt an die Protestanten dreister auftraten, die fanatischen Gerichte und Obrigkeiten aber die Verfolgung fortsetzten und Pfaffen und Mönche den Pöbel gegen die Keger aufhetzten, so begannen die Letzteren vom passiven Widerstande zum activen überzugehen. Der erste Tumult fand in Beauvais Statt, wo der Cardinal von Chatillon, welcher wie seine Brüder dachte, seinen bischöflichen Sitz hatte. Er hielt die Ostern nicht nach alter Weise, sondern feierte sie mit seinen evangelischen Freunden nach Calvin's Grundsätzen in seinem Palaste. Zu gleicher Zeit verhöhnte eine Anzahl protestantischer Bürger der Stadt eine Procession der Katholiken. Dies veranlaßte einen Aufstand. Die Protestanten wurden bis in den Hof des bischöflichen Palastes verfolgt, viele von ihnen verwundet und einer erschlagen. Der Cardinal glaubte, man wolle seinen Palast stürmen, und legte den bischöflichen Ornat an, den er schon lange nicht mehr getragen hatte. Dies beruhigte den fanatischen Haufen; er zerstreute sich, noch ehe die von der Königin geschickten Truppen ankamen.

Bedeutender war, was in Paris vorfiel. Dort hatte das Parlament nicht einmal zugegeben, daß das neue Edict öffentlich bekannt gemacht werde; dennoch nahm in Paris die Zahl der

reformirten Prediger zu, und es wurde regelmäßig und öffentlich reformirter Gottesdienst gehalten. Das Letztere hielten die Katholiken für Trog und Hohn, und eine Anzahl Studenten und fanatischer Bürger beschloß, diesen Gottesdienst zu stören. Als sie aber das in der Vorstadt St. Germain stehende Haus des reformirten Herrn von Longjumeau, Gaillard, in welchem die Glaubensgenossen derselben Kirche hielten, stürmen wollten, stürzte eine bedeutende Zahl adeliger Herren mit dem Schwerte in der Hand heraus, und es entstand ein blutiges Gefecht, welches damit endigte, daß einige der Angreifenden auf dem Platze blieben und der ganze Haufe zerstreut ward. Am anderen Tage erneuerte sich das Gefecht, und es wurden wieder Viele verwundet oder erschlagen. Das Parlament, welches Lust gezeigt hatte, Gaillard zur Rechenschaft zu ziehen, traute sich nicht zu, seine Polizei und Justiz mit Gewalt durchsetzen zu können. Es erlaubte ihm, sich mit den zwei- bis dreihundert Rittern, die ihn umgaben, in sein festes Haus zu Longjumeau zu begeben und dort unter den Waffen zu bleiben.

Diese anarchischen Scenen im Reiche und der gleichzeitige Umstand, daß der heftigste Vertheidiger der neuen Lehre, der Prinz von Condé, in den königlichen Rath aufgenommen wurde, gaben dem Cardinal von Lothringen den Vorwand, sich feierlich als das Haupt der katholischen Kirche geltend zu machen. Die Bischöfe, die Dom-Kapitel und die sämtlichen geistlichen Körperschaften Frankreich's betrachteten den Cardinal, selbst noch als er sich aus dem königlichen Rathe entfernt hatte, als das Haupt der gallikanischen Kirche, und bestürmten ihn jetzt mit Beschwerden, Bitten und Vorstellungen, sich derselben bei der vormundtschaftlichen Regierung anzunehmen. Dies that er, als der Hof wegen der Krönungsfeierlichkeit zu ihm nach Rheims kam. Er war naiv genug, einzugestehen, daß der größere Theil des Volkes nichts mehr von der päpstlichen Lehre wissen wolle, sondern die Mönche und Geistlichen, welche dieselbe lehrten, bei ihren Predigten und Missionen störe und verhöhne, sowie daß das Volk keine Processionen mehr halten und keine Zehnten mehr entrichten wolle. Er sprach aber zugleich die auch in unseren Zeiten aufgestellte Meinung aus, das herrschende System sei nur dadurch zu retten, daß die welt-

liche Macht den Fortschritten des menschlichen Geistes Schranken setze, und daß man die Vorrechte der Geistlichkeit polizeilich aufrecht erhalte. Die Königin Katharina gab ihm vollkommen Recht, bedauerte aber, daß sie nicht wisse, wie der Sache abzuhelpen sei; sie verlangte daher die Abhaltung einer außerordentlichen Rathssitzung in Rheims. In dieser Versammlung trugen aber auch die Reformirten die bescheidene Bitte vor, man möge sie doch über ihre Lehre hören und nicht an das Tridentinische Concilium verweisen, wo sie, wie schon im Voraus gewiß sei, nicht würden angehört werden; und nun zeigte sich der Cardinal auf einmal ganz billig und gemäßigt, wie er denn überhaupt keineswegs fanatisch war. In der Hoffnung, die Lutheraner und Calvinisten zu entzweien und sich als glänzenden lateinischen Redner geltend zu machen, machte er den Vorschlag, zur Ausgleichung des Religions-Streitens ein Nationalconcilium und Religions-Gespräch zu halten. Der ganze Rath, auch die protestantischen Mitglieder desselben, stimmten ihm bei. Die Protestanten verlangten darauf bis zur ausgemachten Sache eine Duldung, welche von Reichs wegen anerkannt sei. Über dieses Begehren wagte man im Rathe nicht zu entscheiden, weil in demselben für den Augenblick die Protestanten das Übergewicht hatten. Der Kanzler schlug daher vor, diese Entscheidung einer glänzenden Versammlung des Pariser Parlaments vorzubehalten, in welcher dem Gebrauche gemäß auch der königliche Rath und die geistlichen und weltlichen Pairs Sitz und Stimme hatten.

Am 19. Juni wurde eine solche Parlaments-Versammlung gehalten. In derselben führte der Kanzler den Vorsitz. Ihm zur Rechten saßen die Parlaments-Präsidenten und nach ihnen die Cardinäle, zur Linken zuerst der König von Navarra, dann der Cardinal von Bourbon als Prinz von Gebliit, hierauf die andern Prinzen, die Herzöge, die Marschälle von Frankreich, der Admiral, der Bischof von Paris und endlich die Staatsräthe nach der Ordnung, wie sie in den Rath aufgenommen worden waren. Auf niedrigeren Sitzen saßen dort die Cabinets-Referenten und hundertzweiundzwanzig Parlaments-Räthe. Die Berathungen dauerten zwanzig Tage lang, gaben aber kein entscheidendes Resultat für die vom königlichen Rathe gewünschte Duldung. Ein Theil der

Versammlung bestand auf der Ausrottung der Ketzer und ihrer Lehre. Dies ward verworfen. Zwei andere Theile stimmten für eine Art Duldung, aber unter mehr oder weniger harten Beschränkungen. Aus den beiden letzten Abstimmungen setzte das Parlament ein Decret zusammen, welches sehr drückende Bestimmungen enthielt: der Kanzler gab aber nicht zu, daß dasselbe so, wie es im Protokoll stand, bekannt gemacht werde, sondern er veränderte und milderte vorher viele Artikel. Dieses vorgebliche Duldungs-Edict ist in der französischen Geschichte unter dem Namen des Juli-Edictes bekannt. Beide Parteien waren unzufrieden mit demselben. Die Protestanten behaupteten, sie seien durch dieses Edict getäuscht und betrogen, das Parlament klagte, daß der Kanzler in demselben etwas ganz Anderes verordnet habe, als was vom Parlamente beschlossen worden sei. Das Juli-Edict wurde daher auch nur provisorisch einregistriert, und das Parlament behielt sich vor, bei nächster Gelegenheit dem Könige Gegenvorstellungen gegen dasselbe zu machen.

Der Beschluß von Rheims, ein Nationalconcil zu halten, die allgemeine Beschwerde über die Mißbräuche in der Kirche und der lebhafteste Wunsch einer gründlichen Reform, welchen selbst die beiden Kardinäle von Lothringen und Bourbon theilten, wurden von der Regierung vortrefflich bei den Unterhandlungen benutzt, die sie mit den Deputirten des Klerus bei den allgemeinen Ständen führte. Diese Deputirten waren, da die einzelnen Stände damals getrennt berathschlagten, schon seit Anfang Juni in Poissy versammelt. Es wurde mit ihnen lange über eine Reform und über einen größeren Beitrag zu den Ausgaben des Staates, als der Klerus bisher bezahlt hatte, unterhandelt. Endlich brachte aber der Hof, indem er auf die Beschwerden des Volkes über den Geiz und Reichthum des Klerus und auf das bevorstehende Nationalconcil hinwies, es dahin, daß diesmal von den Deputirten der Geistlichkeit ein bedeutender Beitrag zur Abtragung der zweiundvierzig Millionen Schulden versprochen wurde. Als die Unterhandlung mit dem Klerus beendigt war, begab der Hof sich (August 1561) von Poissy nach Pontoise, um dort die allgemeine Ständeverversammlung zu eröffnen, welche, da die Deputirten der Geistlichkeit vorerst nicht dabei waren, nur aus dem dritten

Schlosser's Weltgesch. f. d. d. B. XII. 25

Stände und dem Adel bestand. Der Klerus sollte nachher auch zugezogen werden.

Die Ständeversammlung zu Pontoise war, der Uebereinkunft von Orleans gemäß, aus dreizehn Deputirten des Adels und dreizehn vom dritten Stande zusammengesetzt. Diese sechs und zwanzig Deputirten nahmen auf die Abwesenheit des Klerus keine Rücksicht, sondern handelten, wie wenn sie vollzählig und für sich allein berechtigt wären. Sie weigerten sich aber, irgend eine Berathschlagung vorzunehmen, bis die von ihnen zu Orleans geforderten Artikel als Gesetz bekannt gemacht wären. Diese Artikel hatte der Kanzler, eine Creatur der Katharina, nach langem Bedenken und Zögern in das sogenannte Edict von Orleans zusammengefaßt; er wagte aber lange nicht, die Katholiken durch die Bekanntmachung desselben zu beleidigen, und gab dadurch den Juristen des Parlamentes, welche schon längst sich ständische Rechte angemahnt hatten, den Vorwand, sich auch zu Richtern über die Stände aufzuwerfen. Der Kanzler legte nämlich, anstatt auf die Stände gestützt jenes Gesetz unmittelbar bekannt zu machen, dasselbe dem Parlamente zur Beurtheilung vor. Jedermann glaubte, dies sei nur geschehen, weil Katharina, nachdem sie die Guisen durch Begünstigung der Protestanten und der Prinzen verdrängt hatte, jetzt die Protestanten mit dem Parlament und der Mehrheit der Nation entzweien wolle. Daß das Parlament nicht registriren werde, ohne allerlei Änderungen zu fordern, war vorauszusehen gewesen. Als diese Forderung gemacht wurde, übertrug die Königin, die sich damals ganz allein auf die Chatillons und die Prinzen stützte, dem Könige von Navarra, dem Prinzen von Condé und dem Prinzen von la Roche für Jon, also gerade den Protestanten, das gehässige Geschäft, dem Parlamente das unbedingte Einregistriren anzubefehlen. Das Parlament gehorchte dem Befehle nicht. Nun hieß es, der König sei vom Parlamente beleidigt, und man wählte einen Mittelweg. Der Kanzler willigte in viele der vorgeschlagenen Änderungen ein, so daß seit diesem Vorgange das Parlament in dem ganz zerrissenen Reiche eine für den König und das Volk gleich gefährliche und verderbliche Stellung einnahm.

Nach der Bekanntmachung des Edictes ward mit den Ständen zu Pontoise besonders über drei Punkte unterhandelt, über die

Bildung eines Regentschafts-Rathes, über die Beilegung der Religions-Streitigkeiten und über die Abtragung der Schuld. In Rücksicht des Ersteren ließ man es bei dem Vertrage bewenden, welchen Katharina mit dem Könige von Navarra geschlossen hatte. Nur ward (was den Guisen galt) die Erklärung hinzugefügt, daß in dem Regentschafts-Rathe keine Kardinäle sitzen sollten, weil sie im Dienste eines fremden Herrn wären, sowie keine Bischöfe, weil sie verpflichtet wären, sich in ihren Sprengeln aufzuhalten, und endlich auch keine fremden (also keine lothringischen) Prinzen, weil sie auswärt's Verbindlichkeiten hätten. Der zahlreichen übrigen Vorschriften oder Beschränkungen erwähnen wir nicht, weil sie keine praktische Bedeutung erhielten, sondern bloß auf dem Papiere Geltung hatten. So wurde die Sache, wie es uns scheint, auch von dem dritten Stande betrachtet. Dieser mischte sich nicht ein; er forderte nur, daß nicht bloß während der Minderjährigkeit des Königs, sondern auch wenn er volljährig geworden sei und selbst regiere, die Reichsstände alle zwei Jahre einberufen werden sollten, und daß man dies als feste und unveränderliche Regel anerkenne.

Was die Beilegung der Religions-Streitigkeiten betrifft, so erneuten die beiden Stände die Forderung einer vollständigen Duldung, und machten, um eine gewisse äußere Einheit der getrennten Kirche herzustellen, den Vorschlag, man solle den Umstand benutzen, daß die katholischen Bischöfe gerade jetzt in Poissy versammelt seien, um daselbst ein Religions-Gespräch halten zu lassen. Zu diesem Zwecke brauche man nur eine Einladung an alle reformirten Kirchen ergehen zu lassen, daß sie ihre Prediger und Gottesgelehrten nach Poissy schickten, um sich über gewisse Artikel mit den Bischöfen zu verständigen. Die Punkte, in Betreff deren eine Einigung zu Stande komme, sollten nachher in ein gerichtliches Protokoll eingetragen werden, damit man nichts wieder zurücknehmen könne. In Rücksicht des dritten Punktes endlich, der Schuldentilgung, waren beide Stände einig, den Hauptantheil an derselben auf die Geistlichkeit zu wälzen. Sie waren sogar nicht abgeneigt, den Reichthum des Klerus wesentlich zu vermindern und die Einnahmen der hohen Würdenträger und reichen Pfründner bedeutend zu schmälern. Es ward bei dieser Gelegenheit ein

solcher allgemeiner Unwillen gegen den Klerus laut, daß dieser, um nicht preisgegeben zu werden, freiwillig einen bedeutenderen Beitrag als je zur Bezahlung der Schulden versprach.

Nachdem die beiden Stände den Hof benachrichtigt hatten, daß die Aufzeichnung ihrer Forderungen und Vorschläge (ihre cahiers) fertig seien, berief der König sie zu einer allgemeinen Versammlung, welche im großen Saale zu St. Germain gehalten werden sollte, und zu der auch die Deputirten des Klerus berufen wurden. Um dieselbe Zeit willigte die Königin in die Bitte der Stände, daß zu der in Poissy versammelten französischen Geistlichkeit, die man als Nationalconcilium gelten ließ, auch die Reformirten eingeladen werden sollten. Sie schrieb hierüber an den Papst, und ließ sich durch dessen abweisende und protestirende Antwort nicht abhalten, ihren Vorsatz auszuführen. Die Katholiken schickten den Cardinal von Lothringen, welcher freilich kein gelehrter Theologe, wohl aber ein fertiger und gewandter lateinischer Redner war und sich sogar stellte, als wenn er nicht abgeneigt sei, das Augsburgische Bekenntniß anzuerkennen. Er hoffte dadurch die Lutheraner von den Calvinisten zu trennen. Gefahr war für ihn gar nicht dabei; denn er hatte den polternden und schmähenden Cardinal Tournon neben sich, es war ein päpstlicher Nuntius im Lande, und der Papst schickte nachher noch einen Legaten und einen Jesuiten-General, so daß man eine Ausöhnung nicht zu fürchten hatte. Die Protestanten schickten ihre Theologen nur unter der Bedingung, daß erstens die Bischöfe nur als Partei, nicht als Richter dem Gespräche beiwohnten, daß zweitens nur die Bibel, nicht Väter und Concilien als Norm des Glaubens gelten dürften, daß drittens der König und der Regentschafts-Rath allein den Vorsitz hätten, und daß viertens das Protokoll von Notaren und Schreibern beider Parteien geführt werde. Katharina, ihr Kanzler und ihre Rathgeber gestanden diese Bedingungen zwar zu, weil sie die Prinzen, die Chatillons und andere Freunde der Protestanten augenblicklich nöthig hatten; sie suchten aber doch überall Ausflüchte, um das, was versprochen wurde, nicht halten zu müssen. So ward z. B. die Zusicherung nur mündlich, nicht schriftlich gegeben, weil es hieß, des Königs Wort müsse genügen. Ebenso beseitigte man die Schwierigkeit, daß die Protestanten die königlichen Protokollisten

durch die ihrigen controlliren lassen wollten, durch eine Bestimmung, nach welcher ein königlicher Staatsrath das Protokoll zu führen hatte.

Das feierliche Religions-Gespräch wurde zwar erst am 9. September 1561 im Refectorium der Nonnen zu Poissy eröffnet; Theodor von Beza traf aber schon am 23. August ein, und hatte gleich am folgenden Tage in den Zimmern des Prinzen von Condé, in Gegenwart des ganzen Hofes, ein theologisches Gespräch mit dem Cardinal von Lothringen. Beza war ein Mann von gutem französischem Adel und als Gelehrter, Dichter, Prediger und Redner in lateinischer und französischer Sprache berühmt; er verband äußere Schönheit mit innerer Bildung, er hatte in seiner Jugend die Welt gesehen und genossen und diese Genüsse besungen, und nahm jetzt neben Calvin zu Genf eben die Stellung ein, welche Melancthon neben Luther zu Wittenberg eingenommen hatte. Er und Peter Martyr Vermiglio, welcher in Italien Abt gewesen war und einen großen Ruf hatte, sollten und konnten mit demselben Ansehen und Gewicht für den Calvinismus auftreten, wie der Cardinal von Lothringen für die bestehende Kirche. Dem Letzteren mißlang, wie wir unten sehen werden, seine gehässige Absicht, die Calvinisten vor aller Welt Augen mit den lutherischen Theologen, die er aus Deutschland hatte kommen lassen, wegen der Abendmahllehre zum Streite zu bringen.

Die eigentliche Eröffnung des Religions-Gespräches erfolgte mit großer Feierlichkeit. Der junge König, sein Bruder, der Herzog von Orleans, seine Mutter Katharina, der König von Navarra und dessen Gemahlin saßen dem Eingange gerade gegenüber auf einer Erhöhung. Hinter ihnen hatten alle Prinzen und Prinzessinnen, alle Großbeamten der Krone, alle Ritter der königlichen Orden, alle Herren und Damen des königlichen Hofes ihren Platz. Diesen zur Seite und vor ihnen saßen sechs Cardinäle und sechs- unddreißig Bischöfe, welche im vollen Ornat und mit ihrer römischen Pracht erschienen waren; hinter denselben aber befand sich eine große Zahl vornehmer und gelehrter Theologen. Ganz bescheiden und demüthig erschienen im unteren Raume die auserwählten calvinistischen Geistlichen, lauter Männer, welche nur durch Einfalt, Würde und Gelehrsamkeit ausgezeichnet waren; sie

waren einfach, wie es den Aposteln des armen Propheten von Nazareth gebührt. Der Contrast der Erscheinung, die Demuth der Calvinisten einerseits, der Hochmuth und die Pracht ihrer Gegner andererseits, machte einen so tiefen Eindruck auf die ganze Versammlung, daß selbst der Hof ergriffen schien. Vor den anderen calvinistischen Geistlichen standen zwei durch ihre äußere Gestalt und durch würdige Haltung ausgezeichnete Männer, Theodor de Beza und Peter Martyr, umgeben von zwölf auserwählten Geistlichen und geleitet von zweiundzwanzig Gliedern der Ritterschaft. Sie stellten sich an die Schranken, welche den vorderen Raum von der Versammlung trennten.

Nach einer kurzen und sehr bescheidenen Anrede an den König knieten Beza und alle Protestanten nieder, und Beza sprach dann ein Gebet, dessen Inhalt und Form auf die ganze Versammlung den tiefsten Eindruck machte. Nachher erhob er sich und suchte zuerst jeden Gedanken an Zank, Rechthaberei oder Feindseligkeit gegen die Anhänger der alten Lehre zu entfernen. Als er auf die Glaubens-Artikel zu reden kam und die Abweichungen seiner Glaubensgenossen vom alten Lehrbegriffe rechtfertigte, wurde er mit großer Aufmerksamkeit angehört, und alle Anwesenden staunten, daß es möglich sei, trockene dogmatische Punkte mit solcher Salbung und in so hinreißender Weise zu behandeln, bis Beza an den Artikel vom Abendmahl des Herrn kam. Beza ließ sich nämlich von der Begeisterung für Calvin's Lehre und von dem rhetorischen Schwunge, durch den er seine Zuhörer fortriß, zu dem Ausrufe verleiten: „Wir glauben zwar allerdings, daß Christus im Abendmahl wirklich (réellement) gegenwärtig sei, allein zu gleicher Zeit auch, daß der wahre Leib, mit welchem er im Schoße der Jungfrau Maria umkleidet worden, so weit vom gesegneten Brode sei, als der Himmel von der Erde.“ Diese Worte veranlaßten ein Murren in der ganzen Versammlung. Die Lutheraner wie die Katholiken schauderten; der Cardinal Tournon beschwerte sich sogar laut darüber, daß man den König und seinen Bruder in eine Versammlung führe, wo sie so anstößige Reden hören müßten, und verlangte, daß das Gespräch abgebrochen werde. Dies geschah gleichwohl nicht, sondern Beza endigte seinen Vortrag; an eine Übereinkunft war aber nicht mehr zu denken.

Am sechszehnten September wurde eine zweite Versammlung gehalten. In dieser führte der Cardinal von Lothringen das Wort; ihm gehörte aber von seinem Vortrage nur die Form an, während die theologische Materie von dem sehr gemäßigten katholischen Theologen Despense gegeben worden war. Die Wendung, die der Cardinal der Sache gab, war sehr schlaui berechnet, um zu zeigen, daß die Protestanten, Lutheraner und Calvinisten, unter sich selbst uneins wären. Er schlug vor, sich zuerst über zwei Haupt-Artikel zu vereinigen, indem das Andere nachher leichter folgen werde. Diese Artikel waren das Ansehen der Kirche in Glaubenssachen und die Lehre vom Abendmahle. Der Cardinal sprach sich über Beide so ausführlich und bestimmt im römischen Sinne aus, daß alle Bischöfe entzückt waren, sich um den Cardinal Tournon stellten und jedes weitere Disputiren für überflüssig erklärten, wenn nicht zuerst des Cardinals Lehre über die beiden Punkte von den Calvinisten anerkannt sei. Beza ließ sich dann auf ein Knie nieder, richtete das Wort an den König und sagte: er habe jetzt alle Gründe gehört, welche der Cardinal von Lothringen im Namen des Klerus anzuführen gehabt habe, und sei jetzt am besten im Stande, Punkt für Punkt auf dieselben zu antworten, weil er gegenwärtig noch Alles lebendig im Gedächtniß habe; er bitte daher um die Erlaubniß, auf der Stelle antworten zu dürfen. Über dieses Begehren berathschlagte der königliche Rath, und die Gegner der Reformatoren zogen die Königin auf sehr schlaue Art aus der Verlegenheit. Es wurde nämlich erklärt: der Rath billige zwar durchaus das Verlangen Beza's; da aber der Cardinal zwei Stunden lang geredet habe, so werde Beza wahrscheinlich noch länger reden müssen; die Zeit sei jedoch zu kurz und man wolle deshalb die Sache auf einen andern Tag verschieben; Beza möge mit seinen Collegen überlegen und das Resultat dieser Berathung vortragen, wenn man ihn wieder rufen lasse.

Ehe dies geschehen war, traf ein Legat des Papstes ein, welcher nicht nur sehr reiche Pfründen in Frankreich hatte, sondern auch der nächste Verwandte des regierenden Herzogs von Ferrara und durch große Verbindungen mächtig war. Dieser Cardinal, Hippolytus von Este oder Ferrara, hatte in seiner Begleitung den Jesuiten Jakob Lainez, einen Spanier, welcher auch beim Concilium von Tri-

dent die Rolle des Wolfs in Schafskleidern spielte, und nach Frankreich in der Absicht gekommen war, seinem Orden die dort bisher stets versagte gesetzliche Existenz auszuwirken. Der Cardinal von Ferrara hatte bereits den lauten Unwillen der Franzosen über die päpstliche Einmischung in ihre bürgerlichen und religiösen Nationalangelegenheiten erfahren. Er war nämlich in Lyon vom Volke insultirt worden; dies hatte sich zu St. Germain wiederholt, und sogar die in Pontoise noch immer versammelten Deputirten des dritten Standes, sowie die Universität Paris überreichten eine Bewahrung ihrer Rechte gegen die drohenden Anmaßungen des Papstes. Diese Erfahrungen machten es dem feinen italiänischen Prinzen rathsam, vorerst sehr gemäßigt aufzutreten. Er widersetzte sich daher der Fortsetzung der Religions-Verhandlung nicht, entfernte aber den König und dessen Bruder, machte die Sache zu einer Privatangelegenheit, und schloß alle Feierlichkeit und Öffentlichkeit aus dem Gespräche aus. Als Beza am 24. September wieder eingeladen worden war, disputirte nicht mehr der Cardinal, sondern er saß als Richter da, und das freie Gespräch hatte den Anschein eines Gerichtes bei verschlossenen Thüren. Beza fand beim Eintritt in das zur Conferenz bestimmte Zimmer niemand als die Königin Mutter, die Königin von Navarra, die Prinzen von Geblüt, einige Staatsräthe, fünf Bischöfe und fünfzehn oder sechszehn Doctoren der Theologie. Er und Peter Martyr mühten sich daher auch in dieser Conferenz vergebens ab. Am Ende derselben schlug ihnen der Cardinal als einen ersten Schritt zur Uebersinkunft hinterlistiger Weise vor, daß sie eine Erklärung über das Abendmahl, welche einst von Calvin ausgestellt worden war und der Lutherischen nahe kam, oder auch eine Formel, die in einem von vierzig Würtemberger Theologen abgefaßten Werke enthalten war, unterzeichneten. Der Cardinal hatte nämlich sechs Lutherische Theologen aus Deutschland verschrieben, um die Lutheraner und Calvinisten gegen einander kämpfen zu lassen, fünf derselben waren auch wirklich nach Paris gereist, sie weigerten sich aber, nach St. Germain zu kommen; der Cardinal wollte also auf andere Weise zeigen, wie uneinig die Protestanten seien. Dies mißglückte jedoch; denn Beza bewies ihm, daß die Unterschrift der Lutherischen Formel zu nichts führen werde, weil der Cardinal sich weigere, sie ebenfalls zu unterzeichnen.

In derselben Conferenz trat der Jesuit Jakob Lainez so schimpfend und tobend auf, daß, obgleich er von Beza auf eine feine und spöttische Weise abgefertigt wurde, an eine Übereinkunft nicht weiter zu denken war. Katharina und ihr Kanzler fanden es jedoch dem Triumvirat gegenüber nothwendig, die Protestanten einigermaßen zu befriedigen. Man hielt daher den Beza, auch als keine Ausöhnung mehr zu erwarten war, am Hofe zurück, um mit den gemäßigten, schon halb protestantischen Bischöfen und Doctoren eine Formel zu entwerfen, welche den Katholischen genüge, und die zugleich die Protestanten sich gefallen lassen könnten. Diese Formel kam zu Stande, und die Bischöfe fanden nichts Nachtheiliges in ihr; als aber dieselben sie von der Universität prüfen ließen, ward sie als sehr verfänglich erkannt. Doch wollte man den protestantischen Gliedern des Regentschafts-Rathes gefällig sein. Überdies mußte schon der öffentlichen Ruhe wegen irgend etwas geschehen, um die Protestanten gegen die Mishandlungen des fanatischen Pöbels zu schützen. Die zahlreichen Advents-Prediger, wüthende Mönche, eiferten von der Kanzel herab aufs tollste gegen die protestantischen Prinzen; sie reizten das Volk auf, die Versammlungen der Protestanten gewaltsam zu stören und alles Disputiren über die Religion tumultuarisch zu verhindern. Am heftigsten benahmen sich die Bettelmönche und die Jesuiten, welche zu Mord und Todtschlag aufforderten. Als der wüthendste Eiferer für die Ausrottung der Protestanten zeigte sich ein Franziskaner in seinen Predigten. Diesen ließ daher der Prinz von la Roche für Jon als Mitglied des Regentschafts-Rathes Nachts in seinem Kloster aufheben und in das Gefängniß von St. Germain bringen. Am folgenden Tage theilte der Prinz dem Parlamente den Befehl des Königs mit, daß jenem Mönche der Proceß gemacht werden solle. Jetzt nahm sich aber das Volk des Gefangenen an, strömte in Masse in die Vorstadt hinaus, füllte alle Höfe des Justiz-Palastes, und tobte und schrie so furchtbar, daß das Parlament den Aufruhrprediger los ließ, welcher dann von dem Volke im Triumph nach seiner Kirche zurückgeführt wurde.

Seit dieser Zeit fanden beständig Prügeleien zwischen beiden Religions-Parteien Statt, bis es endlich am 26. December 1561 zu einem blutigen Gefechte kam. Die Reformirten, welche ihren

Gottesdienst in einem großen Privathause der Vorstadt St. Marceau hielten, wurden bei demselben immer dadurch gestört, daß man absichtlich die Glocken der anstoßenden katholischen Kirche St. Medardus läutete. Dies geschah wieder, als einige tausend Reformirte am zweiten Weihnachtsfeiertage in jenem Hause versammelt waren: die Katholiken läuteten unaufhörlich mit allen ihren Glocken, damit man den Prediger auf der Kanzel nicht hören könnte. Einige Leute von der Gemeinde gingen darauf hinüber, um zu bewirken, daß man das Läuten einstelle; die Katholiken nahmen aber nicht nur keine Rücksicht auf ihr Begehren, sondern sie mißhandelten auch einen von ihnen auf arge Weise. Nun rief der Andere die versammelte Gemeinde zu Hülfe, in welcher sich auch viele rüstige Kämpfer befanden. Diese stürzten auf die katholische Kirche los, erbrachen die Thüren und fielen mit gezogenen Schwertern über diejenigen her, die sich dort befanden. Nach furchtbarem Wüthen zerschlugen und zerstörten sie das ganze Innere der Kirche und führten, da auch die Polizei der Regierung sich ihrer annahm, zweiunddreißig Bürger und Priester gebunden in das Gefängniß. Auch das Parlament war nicht im Stande, den Gefangenen sogleich die Freiheit zu verschaffen. Man kann daher jenen Vorfall als den eigentlichen Anfangspunkt des langen und blutigen Religionskrieges in Frankreich betrachten; denn am Tage nach demselben verbrannten die Katholiken ihrerseits die Bänke im protestantischen Betsaale, und bald erfolgten in allen Provinzen ähnliche Auftritte. Die Regierung faßte den Beschluß, dem Unfuge Schranken zu setzen, die Bedingungen der Duldung genau zu bestimmen und dem Mißverständnisse des Juli-Edictes, sowie der Mißdeutung der von den Protestanten durch das Gespräch von Poissy erlangten Vortheile abzuhehlen. Sie berief zu diesem Zwecke eine Versammlung nach St. Germain, deren Zustimmung der Verordnung, welche sie zu erlassen Willens war, Gewicht geben sollte. Zu dieser Versammlung wurden die Deputationen aller Parlamente, die Prinzen von Geblüt, die Groß-Kronbeamten, die anderen Staatsrätthe und die Cabinets-Referenten (*maitres des requêtes*) berufen. Sogar der Connetable, welcher schon ganz innig mit den Guisen verbunden war und den König von Navarra für die Katholiken zu gewinnen suchte, wohnte derselben bei. Nur die Guisen erschienen nicht in ihr.

In dieser Versammlung erklärte die Königin, daß sie und ihr Sohn stets fest bei der alten Lehre verharren und nicht die geringste Änderung oder Beeinträchtigung derselben gestatten würden, daß sie aber den Reformirten eine gewisse Duldung feierlich zusichern wollten. Über die Art dieser Duldung und die Schranken derselben hatte sich der Kanzler schon ausführlich erklärt, und die Königin selbst fügte zum Troste der Katholiken hinzu, daß Alles, was den Reformirten in dem der Versammlung vorzulegenden neuen Edicte zugestanden werde, ja nur für die Zeit gelten solle, in welcher die Religions-Angelegenheit noch durch kein allgemeines Concilium geordnet sei. Jenes Edict fand daher auch nur von Seiten des Connetable, des Marschalls von St. André und ihrer Partei Widerstand. Der Connetable ward bei dieser Gelegenheit gegen den alten Admiral Coligny so heftig, daß Beide, welche bis dahin als Verwandte und Freunde gelebt hatten, seitdem unveröhnliche Feinde waren. Das Edict wurde angenommen und am 17. Januar 1562 bekannt gemacht. Es ist unter dem Namen des Januar-Edicts oder des Toleranz-Edicts bekannt. Sein Inhalt war folgender: „Die Protestanten dürfen ihre Religion außerhalb des Umfanges der Städte frei üben, und sollen, wenn sie sich ruhig verhalten, bei ihrem Gottesdienste durch die Parlamente geschützt werden. Alle Kirchen, heiligen Geräthe und Ornaté aber, deren sie sich bemächtigt haben, sollen sie den Katholiken zurückgeben. Sie sollen außerdem die katholischen Feiertage beobachten. Ihre Prediger endlich sollen sich des Schimpfens und Schmähens auf den Kanzeln enthalten, und nicht auf Missionen umherziehen, sondern an einem und demselben Orte verweilen.“ Die Parlamente registrirten zwar dieses Edict, das Pariser that es aber erst nach langem Widerstande am 5. März. Das burgundische Parlament (das von Dijon) weigerte sich und bat den Statthalter von Burgund, den Marschall Tavannes, um Schutz gegen die Königin, den Kanzler und die Prinzen. Der Marschall rühmt in seinen Denkwürdigkeiten, er habe sich um Religion und Staat dadurch verdient gemacht, daß er die Ausführung des Gesetzes mit Gewalt gehindert habe *). Der Connetable und der

*) Das Edict ward auf eine gewissermaßen militärische Weise dem Pariser

Herzog Franz von Guise waren entschlossen, sich dem Edicte mit den Waffen zu widersetzen.

Jetzt bemühten sich Pabst Pius IV. und der König von Spanien, die französischen Angelegenheiten möglichst zu verwirren, der Erstere, um sein wankendes Ansehen in Frankreich neu zu stützen, der Zweite, um im Trüben zu fischen und die französischen Reformirten zu hindern, daß sie ihren Brüdern in den Niederlanden, die er grausam zu verfolgen im Begriff stand, Hülfe leisteten. Beide hatten zu diesem Zwecke am französischen Hofe Bevollmächtigte, denen keine Eigenschaft abging, welche einen vollendeten Diplomaten, der bekannlich auf die Moral mit Verachtung herabsehen muß, zum großen Staatsmanne machen. Gesandter des römischen Stuhles war seit dem Gespräche von Poissy der fürstliche Cardinal von Ferrara, Hippolytus von Este, welcher zur Zeit des Januar-Edictes die Königin Katharina von Medicis mit dem Nege päpstlicher Kabalen umschlang, und auch den schwachen König von Navarra von seinem Bruder, dem Prinzen von Conde, trennte und zu den Guisen herüberbrachte. Der König von Spanien hatte als Gesandten den Perrenot de Chantonay geschickt, dessen Briefe uns tiefe Blicke in das Innere der verworrenen Händel jener Zeit thun lassen. Dieser sollte ganz insgeheim das Feuer schüren und die Königin auch den Katholiken verdächtig machen. Er war, wie seine Briefe zeigen, darin so glücklich, daß Katharina, der es nur um Herrschaft, nicht um die Religion zu thun war, bald rathsam fand, sich ganz von den Protestanten zu trennen. Der Cardinal von Ferrara, der spanische Gesandte und der päpstliche Nuntius, Prosper de St. Croix, hatten nämlich den König von Navarra durch die Aussicht gewonnen, daß er entweder das spanische Navarra wieder erhalten oder durch den Besitz von Savoyen entschädigt werden sollte. Die ihm dafür gestellte Bedingung war, daß er zur alten Religion zurückkehre. Anton,

Parlamente zum Einregistriren aufgedrungen, qui, sagt Tavannes, fut suivi des autres cours souveraines de France, hormis de celle de Bourgogne, où le dit entérinement fut vertueusement empesché par le Sieur de Tavannes, lieutenant général, qui s'y opposa directement, dont il obtint beaucoup d'honneur.

welchem an der Religion wenig gelegen war, ließ sich bethören. Er schickte seine Gemahlin, welche stets eine eifrige und standhafte Protestantin blieb, nach Bearn zurück*), behielt ihren Sohn Heinrich, der noch ein Kind war, bei sich, versprach denselben katholisch zu erziehen, und entfernte sich vom Hofe. Dadurch ward auch Katharina, mit welcher Anton die Vormundschaft über den jungen König theilte, genöthigt, den Admiral und die Chatillons zu entlassen und sich der spanisch-päpstlichen Partei in die Arme zu werfen. Von diesem Augenblicke an herrschte im königlichen Rathe die letztere Partei, an deren Spitze das Triumvirat stand, auf dieselbe Weise, wie vorher die protestantische Partei in ihm geherrscht hatte; die Protestanten aber rüsteten sich unter dem Schutze des Prinzen von Condé, des Admirals und der Königin Johanna von Navarra, um die durch das Januar-Edict erlangten Rechte mit den Waffen zu behaupten.

Bei dieser Veränderung spielte Katharina ihre Rolle ganz meisterhaft, da sie immer noch den Schein einer Verbindung mit den Protestanten behielt, obgleich sie aus einem Schreiben des fürchtbaren Königs Philipp von Spanien längst gesehen hatte, was er, der Pabst, die Guisen und das Triumvirat eigentlich wollten. Philipp schreibt nämlich der Königin Katharina, deren älteste Tochter seit einigen Jahren seine Gemahlin war: „Wenn sie fortfahre, Duldung zu üben, so werde er nicht im Stande sein, die Ketzerei, welche in Frankreich geduldet sei, von Spanien und den Niederländern abzuhalten. Sie müsse ihr Königreich mit Feuer und Schwert von dieser Pest befreien, und dürfe gar nicht fragen, wie groß die Zahl dieser Pestkranken sei; er wolle sie bei der Vertilgung derselben mit jeder Art Hülfe unterstützen, deren sie etwa bedürfen könne.“

Herzog Franz von Guise und der Connetable hatten unterdessen, schon ehe der schwache König von Navarra ihnen den ganzen Hof von Fontainebleau nach Paris zuführte, auf die von Philipp angerathene Weise gegen die Protestanten gewüthet. Der

*) Standhaft war sie; daß sie aber je die Aeußerung gethan habe, sie werde, wenn sie in der einen Hand ihren Sohn, in der anderen die Krone hielte, eher Beide ins Wasser werfen, als in die Messe gehen, ist eine Zeitungs-Ente.

Erstere nämlich, welcher schon seit dem November 1561 vom Hofe entfernt gewesen war, hatte sich mit seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, nach Zabern begeben, um die deutschen Lutheraner zu bewegen, daß sie den Reformirten, wenn man in Frankreich über sie herfalle, keine Hülfe leisteten. Beide Guisen hatten deshalb den Herzog Christoph von Württemberg zu sich gebeten, und dieser war in Begleitung seines Theologen Brenz gekommen, weil der Cardinal sich erboten hatte, mit dem Letzteren ein Religions-Gespräch über Luther's Lehre zu halten. Der gute Herzog Christoph ließ sich täuschen. Er staunte, als der Cardinal Sätze zugab, welche von Calvin und Beza geläugnet wurden, und trat in innige Verbindung mit den Guisen. Fast zu gleicher Zeit erhielt Herzog Franz ein officielles Schreiben vom Könige von Navarra, der sich damals von seinem Bruder, von den Chatillons und von den Protestanten überhaupt losgemacht und mit der spanischen Partei vereinigt hatte. In diesem Schreiben befahl König Anton als Reichsstatthalter dem Herzoge und bat ihn zugleich als Freund, mit seiner ganzen Garde-Reiterei (*compagnie d'ordonnance*) und allen reisigen Freunden, die er um sich sammeln könne, zu ihm zu kommen, damit er die katholische Religion und die Stadt Paris rette. Der Herzog säumte keinen Augenblick Folge zu leisten, und fand (Anfang März 1562) schon vier Stunden von Joinville in der kleinen Stadt Bassy Gelegenheit, den Fanatismus seiner Glaubensgenossen mit dem Schwerte zu unterstützen.

Das Städtchen Bassy gehörte zum Wittthum der Maria Stuart, welches ihre Großmutter, Antoinette von Bourbon, die Mutter der Guisen, verwalten ließ. Der Letzteren war es höchst anstößig, daß die Protestanten in Bassy nicht weit von der Pfarrkirche in einer Scheune gottesdienstliche Versammlungen hielten. Außerdem war der Bischof von Chalons, der sich mit zwei Theologen nach Bassy begeben hatte, um mit dem reformirten Prediger zu disputiren, von den dortigen Protestanten verhöhnt und verspottet worden. Nun richtete der Herzog von Guise, dessen Mutter von den Bürgern nur die Mutter der Tyrannen genannt wurde, seine Reise so ein, daß er, der eigentliche Herr von Bassy, gerade am Sonntage durch diese Stadt kam und während des protestantischen

Gottesdienstes an der Kirche abstieg, um die Messe zu hören. Hier brachten der Pfarrer und der Richter des Ortes ihre Klage über das Singen und Predigen der Protestanten in der Nähe ihrer Kirche vor. Der Herzog schickte sogleich den jungen de Brosse und zwei Pagen ab, um den Prediger und die Ältesten der Protestanten vor sich zu beschneiden. Diesen Abgeordneten schlugen die Protestanten das Thor der Scheune vor der Nase zu. Die Pagen klopften und lärmten hierauf mit Ungestüm, und wurden dafür von denen, welche der Predigt beiwohnten, mishandelt. Nun eilten der Vater des jungen de Brosse und Guise selbst mit ihren Dienern herbei; aber auch sie wurden durch Steinwürfe verwundet. Jetzt fielen daher die Soldaten über die Bürger her, von denen sechszig niedergehauen und viele verwundet wurden. Es hieß, der Herzog von Guise habe damals dem Richter des Ortes, welcher das Januar-Edict anführte, geantwortet, er wolle dasselbe mit dem Schwerte durchhauen.

Katharina von Medicis und der König von Navarra, den der spanische Sproßling der Grandvella's und der Herzog von Alba, der Nuntius und nach seinen eigenen Briefen auch der Legat Hippolytus ganz in ihrer Gewalt hatten, verweilten, nachdem die Prinzen und die Chatillons sich von ihnen getrennt hatten, zuerst in Monceaux und dann in Fontainebleau. Die Königin stellte sich anfangs, als wenn sie sich dem Einzuge des Herzogs von Guise, seiner beiden Genossen und der ganzen fanatischen Bande in Paris widersetzen wollte. Sie ließ die Gesandtschaft der Protestanten, welche über das Blutbad von Bassy Beschwerde führen sollte, vor sich, und ertheilte dem Redner derselben, Theodor de Beza, eine freundliche Antwort. Dagegen wurden diese Gesandten vom König Anton von Navarra, dessen Charakter und dessen Abfall das Volk in Gassenbauern verspottete*), sehr hart angefahren. Auch Anton begab sich mit dem ganzen Hofe nach Paris, sobald am 16. März die Guisen daselbst einen triumphirenden Einzug gehalten hatten. Die Königin aber nahm die Miene an, als wenn Anton sie mit Gewalt dahin gebracht hätte, und als wenn Alles, was fortan gegen die Protestanten geschehe, ganz wider ihren Willen sei, wie

*) Caillette (altes Weib) a tourné sa jaquette.

denn auch unstreitig ihr Kanzler es nicht billigte. Um jene Zeit griffen Condé und seine Freunde an allen Enden des Reiches zu den Waffen, da der Connetable und der Marschall von St. André sich ausdrücklich geweigert hatten, die im Namen des Königs ihnen ertheilten Befehle zu vollziehen, nach welchen sie das Januar-Edict befolgen und die Protestanten im Gebrauche ihrer Bethäuser vor den Thoren nicht stören sollten. Der Connetable schämte sich nämlich nicht, an der Spitze von Truppen, welchen der ganze von Mönchen aufgehegte Pöbel folgte, durch die Thore St. Jacques und Popeliniere zu ziehen und die beiden vor denselben gelegenen Predigthäuser der Protestanten zu zerstören. Er ließ die Bänke, die Kanzel und alles Übrige in diesen Häusern verbrennen, und zog, wie wenn er etwas Großes vollbracht habe, triumphirend in Paris ein. Die Protestanten nannten ihn daher von dieser Zeit an nur den Feldherrn Bankbrenner (*capitaine brule-bancs*).

Jetzt begann der Bürgerkrieg, weil alle dem Protestantismus gewogenen Großen sich um Condé und Coligny sammelten, den Ersteren für ihr Haupt erklärten und die Behauptung aussprachen, der König und seine Mutter, ja auch der armselige Anton von Navarra seien in der Gewalt der Guisen, des Connetable von Montmorency und des Marschalls von St. André und folglich gewissermaßen Gefangene. Die Protestanten besetzten Toulouse, Lyon, Bourges und Orleans und machten aus der letzten Stadt ihren Waffenplatz, waren aber doch dem fanatisirten Heere der Katholiken bei Weitem nicht gewachsen. Wir wagen nicht, in eine allgemeine Geschichte die sehr verworrenen Händel der Protestanten und Katholiken Frankreich's aufzunehmen; wir wollen nur einige Punkte hervorheben, welche für den Gang der späteren Begebenheiten wichtig sind. Wir gehen dabei von dem Tage aus, daß der 8. April 1562 der Tag ist, an welchem öffentlich erklärt ward, daß die Einheit der Regierung aufgehört habe, daß der König Parteihaupt geworden sei, und daß zwei Heere einander gegenüber ständen, um im Kampfe zu entscheiden, wer eigentlich Regent sei. Vom 8. April 1562 ist nämlich das Kriegs-Manifest des Prinzen von Condé oder, wie dieser es nannte, die Declaration datirt, in welcher Condé die Gründe angibt, die ihn und seine Glaubensgenossen nöthigten, die Pariser Regierung mit den

Waffen zu bekämpfen. Diese Regierung, sagt Condé in dem Manifest, hat aufgehört national und rechtmäßig zu sein, sie ist offenbar in der Gewalt des spanischen Gesandten, des Nuntius und des Legaten, und in derselben führen die fremden lothringischen Prinzen (die Guisen) die Hauptstimme. Condé fügt deshalb auch am Schlusse hinzu, er sei bereit, sich zurückzuziehen und die Waffen niederzulegen, wenn die Feinde seiner Religion ein Gleiches thun würden *).

Da die Protestanten behaupteten, der König und seine Mutter seien Gefangene des Triumvirats, so hatte die Letztere schon am 7. April ihrerseits öffentlich bekannt machen lassen, es sei falsch und erlogen, daß sie, wie Condé und der Admiral behaupteten, gefangen gehalten werde. Am 11. April ließ die Regierung noch weiter verkündigen, daß sie auch das Duldungs-Edict vom Januar aufrecht erhalten wolle, und daß nur Paris von der Wirkung desselben ausgenommen sein solle. Die Protestanten dagegen stellten den Prinzen von Condé unter dem Titel „Schützer und Verteidiger der Krone“ an die Spitze eines aus den vornehmsten protestantischen Landherren bestehenden Rathes. Diese Landherren, welche in ihren Städten Truppen hielten, waren: die drei Chatillons, der Prinz Porcien aus dem Hause Croui, der Graf de la Rochefoucauld, der Vicomte von Rohan, Montgommery, Graf de Sorges, Graf von Grammont, Soubise, Baudray, Herr von Moui, Magnier, Herr von Esternai, und die beiden Brüder Genlis und Joui. Diese protestantischen Notablen richteten sogleich eine Steuererhebung und Verwaltung, sowie eine Heerordnung und Rekrutenanshebung ein, und sorgten für fanatische Prediger, welche durch ihre Reden die religiöse Begeisterung der Bewohner des südlichen Frankreich bis zur Wuth steigern mußten. Die Anleitung dazu ward von Beza gegeben, der sich vom Anfange des Krieges an im

*) Il demandoit qu'on enjoignit aux Sieurs de Guise, Connétable, maréchal de St. André, de se retirer en leurs maisons, ajoutant qu'encores que lui Seigneur Prince ne soit de ce rang pour estre envoyé en sa maison, d'autant qu'il a ceste honneur d'estre Prince du sang, il offre s'y retirer volontiers et faire désarmer toute la compagnie, qui est avec lui.

Heere befand; denn seine Predigten waren so heftig, daß man ihn sogar beschuldigte, er habe zum Morde der Guisen aufgefordert, was er jedoch stets sowohl in Schriften als mündlich zu widerlegen gesucht hat.

In Guyenne unterdrückte Montluc durch entsetzliche Grausamkeiten die Bewegung; in allen großen Städten des Südens floß das Blut in Strömen, und von beiden Seiten wurden unerhörte Gräuelp begangen, welche ärger waren, als die von 1793. Da die Guisen die Unterstützung des Herzogs von Savoyen durch Aufopferung der Plätze erkaufte, welche die Franzosen noch in dem Lande desselben besaßen; da ferner die Königin, um elende hunderttausend Dukaten (écus) vom Pabste zu erhalten, diesem förmlich zugestehen mußte, daß sein Nuntius und sein Legat das große Wort im Rathe führten und auf der Entfernung des Kanzlers l'Hospital und des duldsamen Bischofs Montluc bestanden, so folgte auch der Prinz von Condé ihrem Beispiele. Wie nämlich die Katholiken sich an Philipp II. von Spanien wandten, so suchten die Protestanten bei der englischen Königin Elisabeth Hülfe, obgleich damals England mit Frankreich im Frieden war. Man bot den Engländern an, sie in den Besitz von Havre de Grace zu setzen und ihre Truppen in Rouen und Dieppe einzulassen; dafür sollten sie ein Heer in die Normandie senden und den Reformirten hundertundvierzigtausend Dukaten Subsidien zur Führung des Krieges geben. Man brauchte nämlich Geld, um die Deutschen und Schweizer, die man werben ließ, bezahlen zu können. Übrigens vertrösteten Coligny und Condé ihre Partei darauf, daß sie mit Zürich und Bern in Unterhandlung wären, daß ihnen der Kurfürst von der Pfalz und der Pfalzgraf von Zweibrücken, sowie Brandenburg, Sachsen (dieses war jedoch zu lutherisch, um den Calvinisten beizustehen), der wackere Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog von Württemberg Truppen versprochen hätten.

Das katholische und das protestantische Heer standen an der Loire gegen einander im Felde, das Erstere, um die Stadt Orleans zu erobern, das Andere, um sie zu vertheidigen. Nur die Waffen konnten entscheiden; dennoch wurden neue Unterhandlungen eingeleitet. Dabei bediente Katharina sich des beschränkten Königs Anton, um dessen Bruder zu täuschen. Ihr lag daran, das

Triumvirat vom Hofe zu entfernen; auch entließ sie dasselbe, während unterhandelt wurde, wirklich. Die Protestanten wollten Zeit gewinnen, bis sie Engländer und Deutsche an sich ziehen könnten. Es war also beiden Theilen mit dem Frieden nicht Ernst. Auch blieben die Unterhandlungen erfolglos. Ein von Condé versuchter, aber gescheiterter Überfall des königlichen Heeres, welches gegen Orleans vorgerückt war, nöthigte die Königin, die Triumvirn zurückzurufen und durch das Parlament ein furchtbares Edict gegen alle Anhänger des Admirals, seiner Neffen und des Prinzen Condé als gegen Räuber, Mörder und Heiligthumschänder ausgehen zu lassen *). Von den in diesem Edicte angedrohten Strafen sollten auf Befehl der Königin nur Condé und diejenigen ausgenommen sein, welche innerhalb einer gewissen Frist die Waffen niederlegten.

Der Anfang des Krieges war sehr ungünstig für die jetzt endlich völlig rebellischen Protestanten, deren Heer aus den widerstehendsten Elementen zusammengesetzt war; denn alle die Landherren, welche mit ihren eigenen Truppen ausgezogen waren, schienen, durch das erwähnte Edict erschreckt, sich auf ihre Güter zurückziehen zu wollen. Sie überließen, je nachdem das königliche Heer weiter gegen die Loire vorrückte, die Städte ihrem Schicksale und zogen zu dem einen Thore hinaus, während Guise oder, wie es hieß, der König Anton in das andere einzog. Die Königin und ihr Kanzler beförderten die Auflösung des protestantischen Heeres dadurch, daß sie allen Abziehenden Verzeihung zusicherten und auch Wort hielten. Der Herzog Franz dagegen ließ in allen Städten,

*) Sont déclaré, heißt es, rebelles, ennemis de dieu et de la couronne de France, perturbateurs du repos public, criminels de lèse majesté divine et humaine tous ceux, qui par forme d'hostilité sont en armes contre le roi es villes d'Orléans, Lyon, Rouen, Poitiers, Bourges, qui ont pillé, saccagé et demoli les lieux saints, brulé les reliques, abbattu les croix, dérobé et profané des calices et autres vases sacrés, violé les sepulcres des rois, princes, ducs, comtes et seigneurs particuliers, saisi les deniers, publics, saccagé les villes, bourgs et villages, ensemble leurs auteurs, complices et adhérens, leurs biens seront confisqué et il est enjoit aux officiers de la justice de les saisir du corps et de les constituer prisonniers partout où ils pourraient être arrêtés.

welche er einnahm, auch wenn sie capitulirt hatten, einige Tage hindurch plündern und morden. Tours und Blois wurden zuerst auf diese Weise behandelt. In Tours ließ Montpensier eine nicht unbedeutende Anzahl von Weibern und Jungfrauen hinrichten, welche der evangelischen Lehre nicht entsagen wollten. Bourges widerstand hartnäckiger, bis Anton von Navarra und der junge König von Frankreich selbst vor der Stadt erschienen; dann capitulirte die Stadt am 31. August 1562. Ungeachtet dieser Capitulation mußten alle Reformirten die Stadt verlassen, und viele derselben wurden, als sie abzogen, niedergehauen. Poitiers war schon am 1. August durch den Marschall von St. André mit Sturm eingenommen worden.

Während die Katholiken diesseit und jenseit der Loire wütheten, durchzog ein protestantisches Heer unter Montgommery die ganze Normandie. Dieses Land war als einer der Hauptsitze des Protestantismus fast ganz in der Gewalt der Protestanten, und bereits waren auch die Engländer mit dem ersten Transport ihrer Hülfstruppen dort erschienen. Es war daher von der größten Wichtigkeit, daß die königlichen Truppen, welche vor Orleans lagen, an die Seine zögen, ehe die normannischen Städte den Engländern übergeben wurden. Dieses Heer war noch dazu von einer anderen Seite her bedroht; denn die deutschen Truppen, welche den Protestanten versprochen waren, begannen sich am Rhein zu sammeln, so daß man eine Heeresabtheilung in die Champagne schicken mußte, um ihnen den Weg zu verlegen. Die Belagerung von Orleans wurde daher in eine Einschließung verwandelt und das dort stehende große Heer in verschiedene Abtheilungen getheilt. Die eine derselben ging über die Loire und besetzte alle Orte, von welchen Verstärkungen oder Lebensmittel hätten kommen können. Eine andere zog unter dem Marschall von St. André in die Champagne, um den herankommenden Deutschen, denen man sich ihrer Zahl wegen im Felde nicht entgegenstellen konnte, so viele Hindernisse als möglich in den Weg zu legen. Das Hauptheer endlich wandte sich unter Franz von Guise in die Normandie, und begann seine Unternehmungen mit der Belagerung von Rouen, welche Stadt der jüngere Bruder von Franz, der Herzog von Nemours, schon seit mehreren Monaten eingeschlossen hatte.

Der Kardinal von Lothringen trennte sich damals von seinem Bruder, dem Herzog Franz, um denselben nie wieder zu sehen. Er reiste unter dem Vorgeben, auf dem allgemeinen Concilium den Religions-Streit auszugleichen, nach Trident, von wo er nachher erst nach seines Bruders Tode zurückkehrte. Der Letztere fand bei der Belagerung von Rouen, zu welcher er auch den Generalstatthalter und den jungen König kommen ließ, bedeutenden Widerstand, da die Bürger und Soldaten die Stadt mit großer Tapferkeit vertheidigten. Er mußte sich daher wider Willen zum Stürmen entschließen. Ende Oktober nahm er auf diese Weise Rouen ein. Die zweite Stadt des Reiches wurde damals Tage lang dem Morden, dem Rauben und der Lust der rohen fanatischen Horden, aus welchen das Belagerungsheer bestand, preisgegeben. Übrigens kostete die Eroberung von Rouen dem König Anton von Navarra das Leben; er hatte in einem Laufgraben eine Wunde erhalten, diese ward in Folge eines bössartigen Fiebers tödtlich, und er starb am 17. November 1562. Sein Tod öffnete dem Herzoge von Guise den Weg zu der Generalstatthalterschaft. Aber auch die Protestanten gewannen durch dieses Ereigniß; denn Anton's Wittve, eine eifrige Freundin derselben, verwaltete fortan die Besitzungen ihres Sohnes, des nachherigen Königs Heinrich IV., und erhielt denselben beim protestantischen Glauben, obgleich der junge Prinz sich stellen mußte, als wenn er Katholik wäre, da Katharina ihn bei sich behielt und ihm wegen seines Witzes viele Zuneigung bewies.

Die Sache der Protestanten stand damals nicht blos in der Normandie, sondern auch in Guyenne sehr schlecht; auch in der Provence und in Dauphiné unterlagen sie und wurden grausam mishandelt. Diese Lage der Dinge brachte, verbunden mit der Besorgniß, daß Franz von Guise an Anton's Stelle Generalstatthalter des französischen Reiches werden würde, die mächtigsten deutschen Fürsten zu dem Entschlusse, ihren Glaubensgenossen endlich ernstlich zu helfen. Leider müssen wir jedoch bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Deutschen, welche in diesem furchtbaren Kriege sich beiden Theilen als Miethlinge verkauften, sehr wenig Rücksicht darauf nahmen, wem sie ihre Hülfe leisteten, wenn sie nur gut bezahlt wurden. Der Rheingraf Philipp und ein

Herr von Rodendorf dienten, obgleich sie Protestanten waren, fortwährend den Königen von Frankreich, und verachteten die über sie ausgesprochene Reichsacht. Die meisten von den Reitern und Landsknechten, welche Beide den Katholiken zuführten, waren, wie Castelnau berichtet, Protestanten. Die deutschen Herren, welche mit Kriegsleuten Handel trieben, sagten zwar dem Herrn von Castelnau, der für die französische Königin Truppen warb, gerade heraus, daß sie sehr ungern gegen ihre Glaubensgenossen dienten; sie thaten es aber doch, weil dies, wie Castelnau im Einzelnen nachweist, den ritterschaftlichen Führern sehr viel Geld einbrachte. Die protestantischen Fürsten Deutschland's waren lange unentschlossen gewesen, ob sie ihren französischen Glaubensgenossen Hülfe schicken sollten. Endlich faßten Hessen, Pfalz und Würtemberg den Beschluß, ihnen eine Schaar Reiter und Landsknechte zu senden. Die Franzosen sagen, dies sei erst dann geschehen, als Coligny und Condé die englischen Subsidien erhalten hätten; allein aus den Mittheilungen des neuesten Geschichtschreibers von Kurhessen ersehen wir, daß Hessen, Würtemberg, Pfalz und Baden auch hunderttausend Gulden baar gaben. Der Prinz von Condé hatte, um Hülfe aus Deutschland zu erhalten, den gelehrten, beredten und angesehenen Bischof Spisame, welcher sein Bisthum aufgegeben hatte und Protestant geworden war, abgeschickt, und dieser hielt auf dem Reichstage zu Frankfurt eine uns aufbewahrte Rede*), welche Wunder wirkte. Er setzte durch, daß alle diejenigen, welche den Guisen Truppen zuführten, mit der Reichsacht belegt wurden. Er und nicht, wie man gewöhnlich sagt, d'Andelot war es auch, welcher die Hülfsstruppen der von ihm gewonnenen Fürsten den französischen Protestanten zuführte. Dies verdient hier erwähnt zu werden, weil Spisame ebenso ein Flecken in Beza's Geschichte geworden und geblieben ist, wie Servet in der Geschichte Calvin's. Der Letztere ließ bekanntlich den spanischen Protestanten Servet als Ketzer verbrennen; Beza aber ward beschuldigt, daß er aus Eifersucht auf Spisame's Talente diesen des politischen Verrathes angeklagt habe, worauf derselbe im März 1566 zu Genf enthauptet wurde. Daß Spisame in Genf hingerichtet ward, ist aus-

*) Observations sur Castelnau IV. 4.

gemacht; wir lassen es aber dahingestellt sein, ob er wirklich ein Opfer der Eifersucht der protestantischen Geistlichen war, welche nicht weniger Herrschsucht, Härte und Fanatismus besaßen, als die katholischen. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß Epifame ganz unschuldig gewesen sei. Jedenfalls benahm sich aber Beza höchst unedel und unevangelisch. Er machte nach der Hinrichtung Epifame's ein witziges Epigramm, in welchem er den unglücklichen Mann darüber verspottet, daß er, um sich verheirathen zu dürfen, ein Bisthum aufgeopfert habe.

Hessen hatte sich erboten, gegen neuntausend Mann zu stellen; allein die beiden Hauptleute, welche die Führung derselben erhielten, Johann von Ragenberg und Friedrich von Schlichten, ließen sich von den französischen Gesandten bestechen und wollten erst im Frühjahr 1563 ziehen. Der Landgraf Philipp schalt sie deshalb Sommersoldaten und setzte seinen Hofmarschall, Friedrich von Kollshausen, an ihre Stelle. Dieser lagerte sich um dieselbe Zeit bei Bacharach, als die Würtemberger über Straßburg in das Elsaß zogen. Hier übernahm d'Andelot die Führung der Letzteren, und die Hessen schlossen sich dann an diese an. Der Marschall von St. André, welcher in der Champagne lag, war zwar nicht stark genug, ein Heer von beinahe neuntausend Mann Deutschen aufzuhalten; er hatte aber alle Wege verdorben und die Vorräthe theils vernichtet, theils in die festen Orte geschafft. Man hat daher auch den Marsch d'Andelot's, welcher sein Heer nicht durch die Champagne, sondern durch Lothringen und Burgund nach Orleans führte, als eine sehr ausgezeichnete Kriegsthat gepriesen. Übrigens lieferte ihm der nächste Anverwandte der Guisen, der Herzog von Lothringen, reichlich Lebensmittel, wahrscheinlich um sich nicht die Rache der deutschen Fürsten zuzuziehen.

Als diese Hülfsstruppen am 6. November sich mit dem Heere der Protestanten vereinigt hatten, wollte der Prinz von Condé die Abwesenheit des Heeres, welches Rouen erobert hatte, zu einer Überrumpelung der Stadt Paris benutzen. Dies mißlang ihm aber. Hätte er gleich nach seiner Ankunft vor Paris einen kühnen Angriff unternehmen können, so wäre die Stadt vielleicht von ihm besetzt worden; allein zuerst war d'Andelot mit dem deutschen Heere noch nicht bei ihm eingetroffen, und nachher ließ er sich von

der Königin und ihrem Kanzler, welche bald die Protestanten, bald die Guisen begünstigten, stets aber vom spanischen Gesandten und vom Nuntius geleitet wurden, durch Unterhandlungen hinhalten. Als seine Gegner die erwarteten Verstärkungen erhalten hatten, war es ihm nicht mehr möglich, mit einem schlecht bezahlten Heere eine große Stadt anzugreifen oder auszuhungern. Jetzt wurde daher der vom Admiral ertheilte Rath angenommen, in die Normandie zu ziehen, um englisches Geld zur Bezahlung der Reiter und englische Hülfsstruppen zu erwarten. Das königliche Heer folgte dem protestantischen auf dem Fuße nach. Beide marschirten hierauf eine Zeit lang fast neben einander an den Ufern der Seine her. Doch hatten die Protestanten, welche ganz unbemerkt von Chartres abgezogen waren, den Vorsprung, bis endlich Condé die etwa sechszehn Stunden von Paris entfernte Stadt Dreux zu überfallen suchte und dadurch so aufgehalten ward, daß das Heer der Triumvirn ihn ereilte. Diese setzten dann über die Seine und verlegten ihm den Weg.

Die drei Herren erkannten, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, ein entscheidendes Treffen zu liefern; sie wagten dies aber nicht eher, als bis die Königin, welche noch immer die Guisen durch die Protestanten, mit denen sie insgeheim Briefe wechselte, im Zügel halten wollte, den ausdrücklichen Befehl dazu gegeben hätte. Sie hatten den Herrn von Castelnau, dessen Denkwürdigkeiten für die Geschichte jener Zeit von großer Bedeutung sind, abgesendet, um den Befehl der Königin zu holen, und die Worte, welche dieser der Letzteren in den Mund legt, beweisen, wie dieselbe immer noch die Schuld des entsetzlichen Religions-Krieges von sich abzuwälzen suchte und ihrem italiänischen Schaukelsystem getreu blieb *). Daß übrigens die Königin damals die frühere Amme des Königs, eine Bauersfrau und Protestantin, die man am Hofe beibehalten hatte, befragte und den Rath derselben be-

*) Quelle s'esmerveilleoit, comme les dits connestable, duc de Guise et Saint André estans bons capitaines, prudens et experimentés envoy-oient demander conseil à une femme et à un enfant pleins de regrets, de voir les choses en telle extremité, que d'être reduites aux hasards d'une bataille civile.

folgen hieß, glauben wir dem Herrn von Castelnau nicht nachschreiben zu dürfen. Das Treffen ward am 19. December 1562 sechszehn Stunden von Paris nicht weit von Dreux geliefert. Dieses Treffen zwischen Landsleuten war blutig. Es schien anfangs so sehr sich zu Gunsten der Protestanten zu entscheiden, daß die Königin vier und zwanzig Stunden lang Alles für verloren hielt. Der Marschall von St. André und der Connetable waren nämlich mit ihren Heeresabtheilungen bereits geschlagen worden. Allein der Herzog von Guise, welcher den Oberbefehl abgelehnt hatte und eine dritte Abtheilung anführte, wartete, bis der Prinz von Condé den Sieg zu heftig verfolgte, und fiel dann mit seinen bisher ganz unbeschäftigt gebliebenen Truppen über die müden und in Unordnung gerathenen Gegner her. Er ersocht einen vollständigen Sieg, und der Prinz von Condé selbst wurde gefangen.

Seit diesem Treffen ward der Herzog von Guise als das alleinige Haupt der fanatisch katholischen Partei angesehen, welche alle Protestanten und ihre Schützer tödtlich haßte und der Königin Mutter durchaus nicht traute; denn der Connetable und der Marschall von St. André traten damals vom Schauplatz ab. Der Connetable war, als er voreilig angriff, von seinem Neffen, dem Admiral gefangen genommen worden. Der Marschall von St. André aber, der ihm mit seinen Truppen zu Hülfe eilen wollte, gerieth unter sein Pferd und ward nicht allein ebenfalls gefangen, sondern er verlor auch sein Leben. Er begegnete nämlich, als er abgeführt wurde, seinem persönlichen Feinde, Bobigny, und dieser tödtete ihn zum großen Verdruß derer, die ihn gefangen und ein großes Lösegeld zu erhalten gehofft hatten, kaltblütig und meuchelmörderisch durch einen Pistolenschuß. Dergleichen Gräueltthaten, an Einzelnen wie an ganzen Dörfern, Städten und Provinzen verübt, kamen in diesem unseligen Religions-Kriege überall täglich, ja stündlich vor, so daß die Nation in Barbarei zurück zu sinken schien. In beiden Heeren dienten deutsche Landsknechte und Schweizer, welche für Geld gegen einander fochten. Außerdem befanden sich einerseits im königlichen Heere dreitausend Spanier, und andererseits erwartete der Admiral, daß in der Normandie die Engländer sein Heer verstärken würden.

Der Letztere hatte schon auf dem Schlachtfelde von Dreux einen

großen Theil des geschlagenen Heeres gesammelt und geordnet, und wollte anfangs sogar das Treffen erneuern, um dem Herzog Franz den Sieg wieder zu entreißen; er besann sich aber nachher, als die deutschen Ritterschaaren (reisters) den Dienst verweigerten, eines Anderen und führte das Heer nach Orleans. Die Vertheidigung dieser festen Stadt überließ er gleich darauf seinem Bruder d'Andelot. Er selbst eilte, nachdem er an Condé's Stelle zum Haupte der Protestanten gewählt worden war, in die Normandie. Hier stellte er, während Franz von Guise Orleans einschloß, die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen einigermaßen wieder her. Was den Prinzen von Condé betrifft, so hatte zwar der Herzog von Guise unmittelbar nach der Gefangennehmung desselben sich sehr höflich gegen ihn bewiesen; am folgenden Tage aber übergab er ihn dem grimmigsten Feinde der Protestanten, dem dritten Sohn des Connetable, Damville, der ihn auf die Burg Dnzain bringen ließ. Dort ward Condé nach einem Befehle der Katharina, den man in den Observationen über Castelnau wörtlich findet, sehr hart gehalten und bewacht, bis Katharina einsah, daß sie sich seiner gegen die Guisen bedienen könne. Sie ließ ihn dann nach Chartres bringen und suchte ihn auf jede Weise zu gewinnen. Dem Connetable erging es besser; denn er ward sogleich nach Orleans gebracht, wo er, im Gewahrsam seiner Nichte, der Prinzessin von Condé, seine Auslösung ruhiger erwartete, als der heftige und ungeduldige Prinz die seinige.

Franz von Guise schien damals die Absicht zu haben, als Haupt der Katholiken mit Hülfe Philipp's II. von Spanien und des Papstes die beiden protestantischen Verwandten des jungen Königs, den Sohn Anton's von Navarra und den Prinzen von Condé, ganz zu verdrängen und sich und seine Familie dem Thron um einen Schritt näher zu bringen. Er begab sich nach seinem Siege zuerst nach Rambouillet, wo der Hof war und die Königin, so ungern sie es auch that, sich genöthigt sah, ihm die durch Anton's Tod erledigte Generalstatthalterschaft des Reiches zu übertragen. Gleich nachdem dies geschehen war, hoben jedoch sie und ihr Kanzler die protestantische Partei wieder etwas, um den Guisen ein politisches Gegengewicht zu geben. Es ward nämlich nicht nur denen, welche die Waffen niederlegen würden, Strafflosigkeit

zugewährt, sondern man erlaubte auch den Protestanten, in Privathäusern Gottesdienst zu halten, wenn nur ihre Religion nicht öffentlich geübt würde.

Coligny bewies, daß er als Haupt der Protestanten im Stande sei, es mit dem Herzoge von Guise, welcher jetzt Dictator im Reiche war, aufzunehmen. Er war von Orleans, dessen Vertheidigung er seinem Bruder überlassen hatte, mit seinen Kerntruppen in die Normandie marschirt. Hier erhielt er nicht nur englisches Geld, um seine wegen ihres Soldes besorgten Deutschen zu befriedigen, sondern er ward auch mit Truppen unterstützt, und eroberte zu seiner eigenen Überraschung die Stadt Caen. Dann begann er die Belagerung von Rouen. In dieser Stadt hatte der tapfere, aber prahlerische Gascognier Vieilleville, welcher nach St. André's Tode von der Königin zum Marschall gemacht worden war, Streit angefangen, wie er überall that; man hatte ihn nachher abgerufen und statt seiner den wackeren Marschall von Brissac geschickt, der sich im letzten Kriege mit Spanien in Oberitalien unsterblichen Ruhm erworben hatte. Brissac fand die Protestanten vor Rouen so mächtig, daß er den Herzog von Guise dringend auffordern ließ, die Belagerung von Orleans aufzuheben und ihm zu Hülfe zu eilen. Castelnau ward deswegen von der Königin an den Herzog von Guise geschickt; dieser bewies aber demselben durch den Augenschein, daß schon eine der Vorstädte sowie ein Thurm der Stadt von ihm besetzt sei und folglich Orleans nothwendiger Weise in wenigen Tagen fallen müsse. Die Königin willigte daher ein, daß ein Sturm auf Orleans unternommen werde, obgleich der Herzog ihr voraus sagte, daß es auch dieser großen Stadt dabei so ergehen werde, wie es der Stadt Rouen ergangen war.

In diesem Augenblicke, wo das Schicksal des Reiches ganz und gar vom Leben des Herzogs Franz abhing, änderte ein Meuchelmord plötzlich die Lage der Dinge. Ein Edelmann aus Angouleme, Johann de Merci, dem man den Beinamen Poltrot gab, war lange in Spanien gereist, sah wie ein Spanier aus, sprach das Spanische ganz fertig und war deshalb im Kriege mit Spanien als Spion gebraucht worden. Nachher war er mit Soubise nach Lyon gekommen und ein eifriger Protestant geworden. Als solcher hatte er sich durch die heftigen Reden Beza's und der anderen Pre-

diger fanatisiren und auf den Einfall bringen lassen, den Krieg auf spanische Weise durch einen Dolch zu beendigen. Er war zum Schein katholisch geworden, hatte in Guise's Heer Dienste genommen und feuerte am 18. Februar 1563 aus einem Gebüsch auf den vorbeireitenden Herzog Franz ein mit drei Kugeln geladenes Pistol ab. Der Schuß verwundete den Herzog so gefährlich, daß derselbe schon am 24. Februar starb. Der Mörder ward gefangen, und suchte durch seine Aussagen den Admiral, dessen Bruder d'Andelot und besonders Beza in seine Schuld zu ziehen. Da nun diese Männer in der That Unterhaltungen mit ihm gehabt und ihm sogar seiner Kundschaftsreisen wegen Geld gegeben hatten, so erhoben die Fanatiker der Katholiken ein furchtbares Geschrei gegen Coligny und Beza, obgleich die Letzteren in Reden und in eigenen Rechtfertigungsschriften jeden mittelbaren oder unmittelbaren Antheil an dem Verbrechen mit Unwillen von sich ablehnten. Übrigens ward später des Ermordeten ältester Sohn, Heinrich, den Protestanten noch weit furchtbarer, als der Vater gewesen war.

Die herrschsüchtige Königin, welche damals schon längst mit Condé Unterhandlungen gepflogen hatte, gewann durch Guise's Tod vorerst am meisten. D'Andelot war in Orleans auf das Äußerste gebracht worden, so daß ihm viel daran lag, durch eine Uebereinkunft mit der Königin einer Capitulation auszuweichen. Auch Condé war der Gefangenschaft überdrüssig und wünschte frei zu werden. Man nahm daher die Vorschläge der Königin und ihres Kanzlers an, ohne sich daran zu kehren, daß der Admiral den Krieg fortzusetzen wünschte. Die ersten Verabredungen über einen abzuschließenden Frieden wurden zwischen der Prinzessin von Condé und der Königin Katharina getroffen, welche Beide bei ihren Parteien ungefähr die gleiche Stellung hatten. Sie machten nachher mit einander aus, daß zur Fortführung der Unterhandlungen sowohl der Connetable als der Prinz von Condé von denen, welche dieselben zu bewachen hatten, auf eine Insel in der Loire (l'isle aux bœufs) ganz nahe bei Orleans gebracht werden sollten. Bei dieser Conferenz verlangte der Prinz zunächst die strenge Beobachtung des Januar-Edictes, der Connetable wollte aber auf diese Forderung durchaus nicht eingehen. Man ward deshalb nur darüber einig, daß beide Gefangene gegen einander ausgewechselt wer-

den sollten, damit Condé seine in Orleans eingeschlossenen Glaubensgenossen zum Nachgeben bereden könne.

Als Condé frei war, gelang es ihm zwar, sich durch die Belagerer durchzuhauen und in die Stadt Orleans zu kommen, nicht aber seine durch die Prediger aufgeregten Glaubensgenossen zu überreden. Er und die Königin verabredeten darauf eine neue Conferenz, um die Verantwortlichkeit wegen der gemachten Zugeständnisse auf andere Unterhändler zu schieben. Die Königin zog Damville und den Staatssecretär Mubespine zu, d'Andelot aber, der jetzt Condé's Stelle hatte, nahm St. Cyr und d'Aubigné zu sich. In der Conferenz dieser Herren wurde dann ein Friedensvertrag in der Form eines königlichen Edictes aufgesetzt, welches alle Parlamente ohne die geringste Änderung einregistriren sollten. Schon am 18. März 1563 unterzeichnete der König dieses Edict, welches unter dem Namen des Edictes von Amboise bekannt ist. Es wurde als das Werk des gelehrten, patriotischen, mehr zur Milde als zur Strenge geneigten und für Recht und Gerechtigkeit unermüdet thätigen Hospital gepriesen. Der Inhalt desselben lautete: „Der König gewährt bis zur Haltung eines freien Concils allen seinen Unterthanen volle Gewissensfreiheit. Alle Grafen, Barone und Gerichtsherrn sollen innerhalb ihrer Gutsherrschaften für sich selbst, sowie für ihre Familien und Vasallen die neue Religion üben dürfen. Jeder Besitzer eines Lehens ohne Gerichtsbarkeit soll für sich und seine Familie dasselbe Recht haben, vorausgesetzt, daß die Wohngebäude des Lehens weder in einer Stadt, noch in einem geschlossenen Flecken liegen. Der König erlaubt ferner, daß in allen Städten, in welchen vor dem 7. März 1563 freie Religions-Übung Statt gefunden hat, ein oder zwei Kirchen auf Kosten derer, welche darum nachsuchen, eingerichtet werden können. Jedoch sollen dazu auf keine Weise schon vorhandene Kirchen verwendet werden. Auch müssen alle Kirchen den Katholiken zurückgegeben werden, und zwar mit Allem, was zu ihnen gehört hat. Der König gestattet außerdem, daß in den bloß unter dem Parlamente stehenden Gerichtsbezirken, mit alleiniger Ausnahme der Stadt und Umgegend (vicomté) von Paris, ein Ort angewiesen werde, an welchem alle Reformirten des Bezirkes unter obrigkeitlicher Aufsicht sich unbewaffnet versammeln und ihre Re-

ligions-Gebrauche, jedoch ohne Pörm und Ärgeriß, verrichten können. Er erkennt ferner seinen Vetter, den Prinzen von Condé, für seinen Verwandten und ihn sowie alle die, welche unter demselben gedient und seiner Sache angehangen haben, für getreue Unterthanen. Er glaubt und hält dafür, daß Alles, was neulich geschehen ist, in der besten Absicht und zu seinem Dienste geschehen sei. Er nimmt alle gegen des Prinzen Anhänger ausgesprochenen Verdammungsurtheile zurück, und erläßt den Ersaz der Gelder, welche aus den Kassen seiner Generaleinnehmer oder aus dem Schaze der Kirchen und Gemeinden genommen worden sind. Er gebietet endlich Vergessenheit alles Geschehenen und will, daß ein jeder im Besitze seiner Güter und Stellen bleibe und seiner bürgerlichen Rechte genieße; aber er verbietet bei Strafe des Ungehorsams jede Verbindung mit fremden Mächten, jede Erhebung einer Steuer, selbst einer freiwilligen, und jedes Werben von Soldaten, wenn er nicht einen besonderen Auftrag dazu gegeben hat."

Wenige Tage nach der Bekanntmachung dieses Edictes, welches besonders darauf berechnet war, die Engländer und die Deutschen aus dem Reiche zu entfernen, zogen die Letzteren wirklich ab. Die Familie Guise, besonders der Kardinal und der Herzog von Anmale, boten jetzt Alles auf, um in Verbindung mit dem Nuntius und dem spanischen Gesandten die Parlamente aufzuheben, damit dieselben sich zunächst dem Eintragen des Dulbungs-Edictes in ihre Protokolle, nachher aber der Majorennitäts-Erklärung des jungen Königs widersezten. Sie gaben dabei vor, daß sie sich der Kinder ihres ermordeten Bruders annehmen müßten, obgleich die Königin alle Stellen, Ehren und Güter des Herzogs Franz, selbst die Großhofmeisterstelle, den Söhnen desselben erteilt hatte. Ihre eigentliche Absicht bestand darin, daß sie die Königin hindern wollten, die Ernennung eines Generalstatthalters zu umgehen. Franz hatte drei Söhne hinterlassen, den Herzog Heinrich von Guise, welcher nicht nur die Güter und Titel, sondern auch die Tapferkeit, die anderen großen Eigenschaften und den Fanatismus des Vaters erbt, Karl, Herzog von Mayenne, der dem Letzteren wenig glich, und Ludwig, welcher später Kardinal ward. Spanien, welches damals im Begriffe stand, die Religion und die Freiheit der Niederländer gänzlich zu vertilgen, konnte unmöglich

zugeben, daß in Frankreich gesetzliche Duldung bestehe; es unterstützte daher den Widerstand der fanatischen Parlamente gegen das Edict von Amboise. Diese mußten sich freilich zuletzt entschließen, das Edict einzutragen; weil aber dabei der Zusatz gemacht wurde, es sei auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschehen, so glaubten sie nicht verpflichtet zu sein, das Edict an ihre Untergerichte zu schicken. Übrigens wurden durch den Frieden von Amboise freilich Orleans und d'Andelot gerettet; dagegen konnten aber auch selbst Coligny und Condé sich schicklicher Weise nicht weigern, ihre Leute mit den königlichen zu vereinigen, als die Engländer die von ihnen besetzten Plätze der Normandie nicht räumen wollten. Warwick, welcher zu Havre de Grace lag, wurde mit ihrer Hülfe gezwungen, diese Stadt gerade in dem Augenblicke aufzugeben, in welchem die lange erwartete englische Flotte sich zeigte.

Da man der Königin Katharina zutraute, daß sie sich, sobald ihre Politik es erfordere, von den Fanatikern trennen werde, so hatte sich damals bereits in Guyenne und Languedoc eine ultramontane Verbindung gebildet, die wir für den Anfang und das Muster der später in Heinrich's IV. Geschichte berücksichtigten katholischen Ligue halten. Zwei Kardinäle nämlich und sechs oder sieben der angesehensten Landherren hatten einen Verein geschaffen, welcher mit Erlaubniß des Königs und unter der Aufsicht des Parlaments von Toulouse alle katholischen Geistlichen, Abeligen, Justiz-Beamten und Glieder des dritten Standes mit einander zur Herbeischaffung von Geld und von Leuten verbinden sollte, damit sie, wenn der Hof die Ketzer nicht verfolge, als Verein für den Glauben thätig sein könnten. Der Ausschuß des Bundes sollte Geld erheben, Truppen anwerben, für dieselben Hauptleute ernennen und die Ketzer mit ihren Gönnern und Beschützern so lange blutig verfolgen lassen, bis sie ausgerottet seien. Das Parlament von Toulouse hatte zu dieser gefährlichen ultramontan-aristokratischen Verbindung schon seine Zustimmung gegeben, als auf einmal das Friedens-Edict von Amboise die ganze Sache störte. Der Unwillen über den Frieden war daher im ganzen Reiche sehr groß, und die von den Pfaffen gebildete Verbindung dauerte im Verborgenen fort. Bald kamen auch die heiligen Bruderschaften im ganzen Reiche hinzu.

Für die herrschsüchtigen Pläne der Königin Katharina und für die von ihr insgeheim begünstigten geheimen Verbindungen der Spanier und Papisten mit den Parlamenten und Fanatikern Frankreich's war es sehr wichtig, daß Katharina Gelegenheit erhielt, sich des Regentschafts-Rathes zu entledigen und die Regierung im Namen ihres Sohnes ganz allein zu führen. Sie bewirkte dies dadurch, daß sie die Regierung scheinbar ihrem Sohne übergab. Sie ließ nämlich ihren noch nicht vierzehn Jahre alten Sohn, Karl IX., für volljährig erklären. Dies geschah am 17. August 1563 auf feierliche Weise im Parlament von Rouen, bei welcher Gelegenheit auch der junge König Heinrich von Navarra (nachher Heinrich IV.) seinen Platz unter den anwesenden Prinzen einnahm. Ein Knabe von kaum dreizehn Jahren konnte offenbar durch die Erklärung, daß er majorenn sei, nicht zugleich fähig gemacht werden, die gerade damals sehr schwierigen Staatsgeschäfte zu leiten. Der Grund, warum Katharina ihn so übereilt für volljährig erklären ließ, bestand darin, daß sie dadurch der Erfüllung der Versprechungen, vermittelt deren sie den Prinzen von Condé bewogen hatte, auch ohne Coligny's Zustimmung den Frieden zu schließen, entbunden ward. Der Prinz hätte Generalstatthalter werden sollen; auch erschienen er, der Cardinal von Chatillon, der aufgeklärte Bischof Montluc von Valence, d'Andelot, la Rochefoucauld, der Herzog von Bouillon, Grammont, der Prinz Porcien und andere Reformirten wieder am Hofe und sollten ihren ganzen Einfluß wieder erhalten. Dies durfte Katharina's Politik nicht zugeben; sie vereitelte also die Wirkung ihres Versprechens dadurch, daß sie jenen Schritt that. Man sieht, Katharina und ihre Italiäner, der spanische Gesandte und die päpstlichen waren Meister und Muster in der diplomatischen Weisheit.

Unmittelbar nachdem der junge König im Innern des Parlaments von Rouen die Huldigungen der Prinzen und Großbeamten angenommen hatte, ließ der Kanzler die Thür öffnen und des Königs Willen in Betreff des Friedens-Edictes von Amboise öffentlich ausrufen. Der König bestätige, hieß es, die Friedenshandlung verbiete den Bürgern, Waffen zu tragen, und lasse Schlösser anweisen, auf welche die von ihnen abgelegten Waffen gebracht werden sollten. Er verbiete ferner bei Strafe des Hochverrathes jeder

Briefwechsel und jede Verbindung mit fremden Mächten, sowie jede Steuererhebung, welche ohne einen von ihm selbst unterschriebenen Befehl vorgenommen werde. Außerdem ließ der Kanzler das Verbot eines Gebrauches verkündigen, welcher leider noch ein ganzes Jahrhundert lang nicht vollständig unterdrückt werden konnte, und der bekanntlich die Hauptursache des Unterganges des polnischen Reiches, sowie der ewigen bürgerlichen Kriege in Ungarn gewesen ist. Es wurde nämlich den Großen untersagt, ein bewaffnetes Gefolge um sich zu haben. Der König verbot eines Theils jedem Edelmann, sich unter irgend einem Vorwande bei einem Herrn oder Fürsten in Kriegsdienste zu begeben, und anderes Theils den Letzteren, sich von irgend jemand begleiten zu lassen, außer von denen, welche ihre gewöhnliche Hofhaltung (maison ordinaire) abtheten. Übrigens war es ganz gegen den Gebrauch, daß die Volljährigkeits-Erklärung in Rouen und nicht in Paris vorgenommen wurde. Auch ermangelte das Pariser Parlament nicht, sich gelegentlich heftig darüber zu beschweren; es erhielt aber dafür vom alten Kanzler eine sehr barsche Antwort und Zurechtweisung. Das Parlament rächte sich durch eine Weigerung, Rücksicht auf das Friedens-Edict zu nehmen, weil dieses nicht einregistriert sei, und selbst Parlaments-Präsidenten und Rätthe setzten trotz des königlichen Befehles ihren Militärdienst in Paris fort. Dies ereignete sich während einer Krankheit der Königin; nach ihrer Genesung ward Alles ausgeglichen.

Der Frieden ward nirgends beobachtet, wo die Katholiken sehr zahlreich waren. Andererseits konnten auch den Protestanten die Unterhandlungen der Königin mit Philipp II. von Spanien, welcher gerade damals den Herzog von Alba zur Ausrottung der bürgerlichen Freiheit und der evangelischen Lehre in die Niederlande schicken wollte, nicht verborgen bleiben und mußten ihnen höchst verdächtig sein. Die Rundreise, welche die Königin zuerst in der Normandie und dann im ganzen Reiche mit dem jungen Könige machte, vor Allem aber die lange geheime Conferenz, die sie an der spanischen Grenze mit Philipp und dem Herzoge von Alba hatte, steigerte die Besorgniß der Reformirten aufs Äußerste. Noch vor dieser Conferenz waren seit dem Anfange des Jahres 1564 alle Schritte der Königin und besonders ihr Zusammenhang mit

dem römischen Hofe höchst verdächtig gewesen. Als nämlich Katharina auf der Reise, welche sie vorgeblich nur machte, um die Beobachtung des Friedens-Edictes überall während der Anwesenheit des Königs durchzusetzen, empfing sie im Februar 1564 zu Fontainebleau eine Gesandtschaft, welche, wie Davila sagt, auf die Ausrottung der Protestanten drang. Es hatte nämlich der Cardinal von Lothringen nach der Beendigung des Tridentinischen Concils sich nach Rom begeben und, weil er mit seinem Könige wegen der den Protestanten gewährten Duldung höchst unzufrieden war, den Pabst Pius IV. bewogen, in Verbindung mit Spanien und Savoyen von der französischen Regierung die Bekanntmachung der Beschlüsse des Concils von Trident oder mit anderen Worten die Anerkennung derselben als verbindender Reichsgesetze zu fordern. Diese Forderung ward durch die erwähnte Gesandtschaft überbracht. Katharina konnte damals unmöglich dieselbe bewilligen, obgleich die Gesandten versicherten, daß ihre Partei in Frankreich stark genug sei, um die Sache mit Gewalt durchzusetzen; Katharina lehnte jedoch den Antrag nicht gänzlich ab, sondern willigte ein, daß in Nancy bei der Taufe des Prinzen des jungen Herzogs von Lothringen alle Hauptgegner der Protestanten sich mit ihr zu einem Bunde gegen die Keger vereinigten. Auch dies kam nicht zu Stande, und zwar, wie es scheint, durch Philipp's II. Schuld, mit welchem damals sogar auch sein eigener Gesandter, Perrenot de Chantonnay, höchst unzufrieden war, so daß dieser, wie er erklärt, froh war, seine Stelle verlassen zu können *). Katharina hatte nämlich einen weitaussehenden Plan, sie wollte den Kaiser Maximilian II. in die französischen Angelegenheiten ziehen. Dies mißfiel dem König Philipp. Katharina stellte sich hierauf, als wenn sie Bedenken trage, den kürzlich erst geschlossenen Frieden zu brechen, und der junge König mußte in diesem Sinne den katholischen Herren und Gesandten öffentlich antworten. Dessenungeachtet entging es den Protestanten nicht, daß die könig-

*) Dies sagt der Secretär des Gesandten in einem Actenstücke, welches den Denkwürdigkeiten Condé's einverleibt ist. Il s'en va fort content; et certes, il a grande raison, car outre qu'il depensoit largement de son bien, il n'estoit plus rien à faire en cette légation, qui pust plaire à ceux, qui gouvernent aujourd'hui.

liche Reise nur Rüstungen zu einem neuen Religions-Kriege bezwecke. Darauf nämlich war es berechnet, daß die eine Stadt besser besetzt, die andere aber ihrer Werke beraubt, daß Zusammenkünfte gehalten und Verabredungen getroffen wurden. Auch die deutschen protestantischen Fürsten sollten gewonnen und von den Reformirten abgezogen werden. Von diesen durchschaute der edle Christoph von Württemberg die schändliche Politik der Florentinerin am klarsten. - Er lehnte nach dem Tode des Herzogs von Guise das glänzende Commando ab, welches Katharina ihm anbot, entschuldigte sich, als sie in Lothringen war und ihn zu sich einlud, mit seinem Alter und schlug, als sie ihm ein Jahrgeld geben wollte, ihren Sündensold aus. Dasselbe thaten der Kurfürst von der Pfalz und Wolfgang von Zweibrücken. Dagegen hatten Herzog Johann Wilhelm von Sachsen und der Markgraf von Baden als Lutheraner kein so zartes Gewissen.

Zu diesen bekannten Thatsachen fügt Davila, dem man sonst nur mit der größten Vorsicht folgen darf, der aber das Folgende ganz gewiß nicht gesagt haben würde, wenn er es nicht sicher gewußt hätte, noch hinzu, daß Katharina zu Avignon eine ganz geheime Unterredung mit einem Vertrauten des Papstes hatte. Dort, sagt Davila, wurde sie mit diesem einig, daß die völlige Vertilgung des Calvinismus vorbereitet werden solle, und daß man, um die Protestanten nicht vor der Zeit zu wecken, die Bekanntmachung der Beschlüsse des Conciliums von Trident auf eine andere Zeit verschieben wolle. In dieser Weise vorbereitend wirkten vorher schon, als der König durch Dijon kam, der dortige Statthalter, der Herzog von Aumale, und der Vice-Statthalter, Tavannes, sowie in Lyon Vieilleville. In der Dauphiné und in Languedoc wurden die Kirchen den Protestanten entrißen und den Katholiken zurückgegeben, und die Hauptfestungen der Ersteren, Meaur und Montauban, wurden ihrer Festungswerke zum Theil beraubt, während man dagegen neben Lyon eine Burg baute, um diese Stadt im Jügel halten zu können. Aus Lyon erließ auch der König schon am 24. Juni einen Befehl, der den Protestanten verbot, während seiner Reise in den Orten, an welchen er sich aufhalte, sowie zehn Stunden in der Stunde Religions-Übungen zu halten.

Als im Juli der Herzog und die Herzogin von Savoyen nach Roussillon zur Königin kamen, ward diese von ihnen, sowie von Spanien, von Rom und von den Guisen zu weiteren Schritten getrieben. Die Guisen wollten durchaus, daß der Admiral von Coligny wegen der Ermordung des Herzogs Franz von Guise vor Gericht geladen werde. Dies geschah freilich nicht; aber der König erließ am 4. August von Roussillon aus ein neues Edict, durch welches, obgleich es nur den Namen einer Erklärung (déclaration) erhalten hatte, das Edict von Amboise wesentlich beschränkt wurde. Im Eingange dieser Erklärung sagte der König ausdrücklich, man könne die verschiedenen Stellen jenes Edictes ganz verschieden erklären, er halte deshalb für nöthig, eine authentische Interpretation ausgeben zu lassen. Dann gab er dem Rechte des protestantischen Adels und seiner Vasallen, ihren Gottesdienst freihalten zu dürfen, eine Deutung, welche offenbar eine Beschränkung war. Alle Collecten, alle Erhebung von Beiträgen für Kirchen wurden aufs strengste verboten; allen Protestanten aber, welche die katholischen Weihen erhalten oder das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatten, wurde auferlegt, wieder in die alte Kirche zurück zu kehren.

Die Artikel dieser unter dem Namen des Edictes von Roussillon bekannten königlichen Verordnung konnten von den Protestanten nicht erfüllt werden, ohne daß sie ihre Kirchen-Einrichtung aufgaben. Sie protestirten daher entschieden gegen dasselbe. Dies ist nicht zu verwundern, wohl aber, daß auch die Parlamente protestirten. Der Kanzler, welcher die Königin, wo er nur immer konnte, so leitete, wie die Umstände forderten, d. h. nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit, mußte daher mit Schmerz erfahren, daß sein weises Duldungs-Edict vereitelt sei, weil das Edict von Roussillon überall Gewaltthätigkeiten der katholischen Fanatiker, welche von den Parlamenten, den Untergeordneten und den Commissären des Hofes begünstigt wurden, sowie neue Rüstungen und Bewegungen der Protestanten hervorrief. Der Prinz von Condé, bisher ganz in seine Liebesabenteuer verloren, ward endlich geweckt, und schrieb Ende August der Königin im Tone eines Parteihauptes einen dringenden Brief, welchem eine Vorstellung der Protestanten über die zahlreichen Verletzungen

der ihnen zugestandenen Rechte (Avertissement) beigefügt war. In dieser Schrift werden hundertzweiunddreißig neuerdings an den Protestanten der Religion wegen verübte Mordthaten aufgezählt. Der König antwortete freundlich und schrieb auch an die Parlamente. Dies ging nur vom Kanzler aus; die Königin dagegen begünstigte im Stillen die Privatverbindung des hohen Adels (ligue) von Guyenne und anderen Provinzen des Südens zur Ausrottung des Protestantismus.

Die Gefälligkeit des Hofes gegen Savoyen, welches für seinen Beistand im letzten Kriege mit den Protestanten Turin und andere Festungen zurückerhalten hatte, und jetzt Saluzzo und die Grafschaft Tenda forderte, war ebenfalls höchst verdächtig, noch mehr aber die Zusammenkunft des spanischen und des französischen Hofes zu Bayonne. Die Königin hatte das sehnliche Verlangen, ihre mit Philipp II. vermählte Tochter Elisabeth einmal wieder zu sehen, vorgegeben, und es war auf den Juni 1565 (die Reise des Königs dauerte vom Januar 1564 bis Ende April 1566) eine Zusammenkunft zu Bayonne verabredet worden. Man versteckte, wie gewöhnlich, den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft unter glänzende Feste und unter den abenteuerlichen Pomp und die Pracht, von welchen alle Bücher voll sind, die wir aber ganz übergehen. König Philipp hatte den Herzog von Alba mitgebracht, welcher allein um den von ihm entworfenen gräßlichen Plan gegen die Niederländer wußte, deren vereinigte Vorstellungen ihn gerade in jenem Jahre nöthigten, die sämmtlichen spanischen Besatzungen aus den Niederlanden zu entfernen. Dem Könige wie dem Herzoge wäre es sehr gelegen gewesen, wenn Katharina mit den französischen Protestanten sogleich auf dieselbe Weise verfahren wäre, wie der Herzog an der Spitze eines aus Italien nach Belgien zu führenden Heeres in den Niederlanden zu wüthen schon damals beauftragt war. In der That begab sich nach den zu Bayonne in rauschenden Festen verlebten Tagen die Königin Katharina in die Zimmer ihrer Tochter, und hielt dort ganze Nächte hindurch Berathschlagungen mit dem Herzoge von Alba, über deren Beschaffenheit sich die verschiedenen Schriftsteller ganz verschieden äußern. Die Belustigungen der beiden Höfe zu Bayonne dauerten drei Wochen lang. Über Alba's schreckliche, eines türkischen Pascha

würdige Rathschläge erklärt sich Davila am ausführlichsten *). Alba soll die Tödtung aller protestantischen Fürsten, Prinzen und Großen angerathen und als Heilmittel für alle politischen Übel eine Maßregel zur Wiederherstellung der Einheit in den Religions-Meinungen gepriesen haben, welche eine gewisse Art von Staatsleuten gern auch den Fürsten unserer Zeit einreden möchte. Wir legen auf die von Davila angeführten Reden keine andere Bedeutung, als auf alle von den Geschichtschreibern mitgetheilten Reden ihrer Helden; doch ist gewiß und wird auch durch die folgende Geschichte bewiesen, daß Katharina ihrem finsternen und grausamen Schwieger-sohne zutraute, er wolle sie absichtlich in einen Bürgerkrieg verwickeln, ehe sie noch gerüstet sei. Sie lehnte daher auch mehrere Forderungen des Herzogs von Alba ab. Man beschloß zwar die Vertilgung der Protestanten, jedoch so, daß jeder dabei auf seine Weise verfahren sollte.

Ein Versuch des Kardinals von Lothringen, sich zu Paris als Haupt der ultramontanen Partei im Reiche geltend zu machen, war in demselben Jahre im Namen des Königs durch den Marschall von Montmorency, welcher in Paris commandirte, mit Gewalt der Waffen vereitelt worden. Der Cardinal hatte im Anfange des Jahres 1565, zu einer Zeit, als von Seiten des Königs das sehr strenge Verbot ergangen war, daß katholische oder protestantische Herren von Bewaffneten umgeben erschienen, mit einer Anzahl bewaffneter Begleiter das östliche Frankreich durchzogen. Er wollte auch mit einem Geleite von Bewaffneten seinen Einzug in Paris halten. Als er vor dieser Stadt von dem Marschall von Montmorency, der sein persönlicher Feind war, die Aufforderung erhielt, den Befehlen zu gehorchen, schickte er zwar den Herzog von Aumale fort, zog aber selbst mit seinen Garden trotz des erhaltenen Befehles ein. Eine neue Aufforderung, die der Profos

*) Davila im dritten Buche: Conchiudeva nel fine, che siccome le controversie della fede aveano sempre servito dei pretesto ed argomento alle sollevazioni de malcontenti così era necessario, rimuovere al primo tratto questa coperta e poi conserveri remedii ed senza riguardo di ferri ni di fuoco purgare le radici di quel malo, il quale col la dolcezza ed la sofferenza perniciosamente germogliando si dilatava sempre e si accresceva.

der Marschälle ihm in der Stadt selbst überbrachte, wurde von ihm ebenfalls nicht beachtet, weil er es für einen Schimpf hielt, daß sie ihm durch den Profos zukam. Deshalb zog der Marschall von einem wüthenden Protestanten, dem Prinzen Porcien, begleitet, vom Louvre aus in die Straße St. Denis gegen ihn. Es kam zu einem kurzen Gefechte, in welchem die Garden des Kardinals aus einander gejagt wurden. Der Cardinal selbst flüchtete sich in das Innere eines Hauses, wobei ihm noch mehrere Kugeln nachgeschickt wurden. Sein Nefse, der junge Heinrich von Guise, blieb mit einem Pistol in der Hand vor der Thür stehen, bis sein Oheim ihn hinein rief. Der Cardinal begab sich nachher in seine Diöcese, bis der König zurückkam und die Sache ausglich. Schon ehe er im April 1566 zurückkam, sah jedermann mit Gewißheit einen neuen Ausbruch des Religions-Krieges voraus. Zwar bot der Kanzler l'Hospital, welchen man nicht mit Unrecht den französischen Cato genannt hat, Alles auf, um den Fanatismus der Pfaffen und Parlamente, den Rabalen des Pabstes, und der Spanier und den ehrgeizigen und eifersüchtigen Wühlereien der protestantischen Großen zu steuern; alle seine Bemühungen waren aber vergeblich.

l'Hospital veranstaltete in derjenigen Provinz, in welcher die juristischen Theologen und der Adel den Fanatismus am weitesten trieben, am 12. April 1565 eine königliche Sitzung des Parlaments von Bordeaux. In dieser Sitzung hielt er den Parlaments-Mitgliedern und dem hohen Adel eine Sittenpredigt (Mercuriale), die uns aufbewahrt und ein sehr merkwürdiges Actenstück seiner Gerechtigkeitssiebe, seiner Strenge und seiner gründlichen Bildung, aber auch seiner Derbheit ist. Wir sehen nicht, daß durch dieselbe etwas ausgerichtet ward; l'Hospital ermüdete jedoch nicht. Um den Streitigkeiten der Guisen mit den Prinzen und den Chatillons ein Ende zu machen, veranlaßte er im Februar 1566 eine Versammlung zu Moulins, durch welche eine durchgreifende Justiz-Reform beschlossen, und die Feindseligkeiten zwischen der Wittve des Herzogs von Guise und dem Admiral Coligny beigelegt werden sollten. Die Guisen hatten, gestützt auf die durch die Folter erpreßten Aussagen Poltrof's, den Admiral schon seit drei Jahren angeklagt, daß er die Ermordung des Herzogs Franz angestiftet

habe. Neuerdings war auch über den katholischen Commandanten von Paris und über den Angriff des Cardinals in den Straßen dieser Stadt Beschwerde erhoben worden. Man versammelte daher zu Moulins die Präsidenten und höheren Beamten aller Parlamente nebst den ersten Gliedern des hohen Adels. Die Ersteren sollten die vom Kanzler beantragten Justiz-Verbesserungen beschließen, die Letzteren aber den Proceß der Wittve des Herzogs von Guise gegen den Admiral von Coligny entscheiden helfen und außerdem den Streit zwischen dem Cardinal von Lothringen und dem Marschall von Montmorency vermitteln. In Betreff des Processus zwischen Coligny und den Guisen brachte der Kanzler es dahin, daß die Guisen sich mit dem Reinigungs-Eide des Admirals begnügten. Schwieriger war es, den Marschall zur Versöhnung mit dem Cardinal zu bewegen. Der alte Connetable von Montmorency mußte den Marschall erst mit Enterbung bedrohen, ehe sich derselbe entschloß, den Cardinal öffentlich zu umarmen und einen Schein der Versöhnung zu erheucheln.

Noch während der Zusammenkunft zu Moulins wäre es zwischen den beiden Parteien zu blutigen Händeln gekommen, wenn man nicht Sorge getragen hätte, die erbitterten Gegner schnell auseinander zu bringen. Gleich darauf gaben verschiedene Umstände den Calvinisten einen gegründeten Anlaß zur Besorgniß. Diese Umstände waren: die Rüstungen der von der Königin insgeheim unterstützten Fanatiker, die Verhältnisse derselben zum Pabste und zu den Spaniern, der von Katharina unterstützte Marsch des Herzogs von Alba zur Vertilgung der protestantischen Religion in Belgien und endlich die Begünstigung des Cardinals von Lothringen und der von den Jesuiten gestifteten geistlichen Bruderschaften, welche später den Kern der Macht der Ligue bildeten. Außerdem waren auch die sechstausend Schweizer, die man, nach der Angabe eines Zeitgenossen, auf Angabe Coligny's und seiner Freunde mit dem von der Königin insgeheim geborgten Gelde geworben hatte, nicht zu dem vorgegebenen Zwecke gebraucht worden. Diese Truppen hatten dem aus Spaniern, Italiänern und anderem Raubgesindel bestehenden Heere Alba's den Weg verlegen oder auf den Fersen sein sollen; dies geschah aber nicht. Man zog überdies diese Truppen in das Innere von Frankreich und behielt sie viel länger,

als nöthig war. Die Reformirten glaubten daher, es sei wirklich auf ihre Ausrottung abgesehen und man habe den Herzog von Alba ruhig durch Savoyen, la Bresse, die Franche Comté und Lothringen in die Niederlande ziehen lassen, um ihn und die erworbenen Schweizer zur Vertilgung aller Protestanten zu gebrauchen. Sie beschloffen also, ihren Gegnern zuvorzukommen, und begannen, auf fremde Hülfe hoffend, ernstliche Rüstungen. Zugleich erließen sie wegen der Anschläge des von Katharina sehr begünstigten Kardinals von Lothringen, wegen des geheimen Verkehrs der Königin mit Philipp II. und mit Alba, wegen der von fanatischen Hierarchen angestifteten Verfolgungen und wegen der Unduldsamkeit der Parlamente viele Manifeste. Das ganze Jahr 1567 hindurch rüsteten sie sich zu einem neuen Kriege.

Von jetzt an ward Alles Parteisache der Großen, und das Recht war nicht mehr auf Seiten Conde's und Coligny's, als diese den Entwurf machten, den Aufenthalt des jungen Königs auf dem Schlosse zu Monceaux (in Brie) zu benutzen, um ihn mit dem ganzen Hofe aufzuheben (Ende September 1567). Sie wählten dazu den Augenblick, als bei Alba's Ankunft in den Niederlanden (22. August) die seitherige Statthalterin dieses Landes, Margaretha, die Tochter Karl's V. und Gemahlin des Ottavio Farnese von Parma, aus den Niederlanden abreisen wollte und die Königin unter dem Vorwande, derselben einen Abschiedsgruß überbringen zu lassen, den Herrn von Castelnau mit geheimen Aufträgen an Alba geschickt hatte. Davon sagt freilich Castelnau in seinen Denkwürdigkeiten nichts; wir können es aber aus einigen hingeworfenen Winken über seine Unterhaltung mit Alba leicht errathen. Auch beweist eine in den Observationen zu seinen Denkwürdigkeiten angeführte Stelle aus einem Briefe des päpstlichen Nuntius Prosper de St. Croix an den Cardinal Borromäus ausdrücklich, daß man auf jede Weise den Protestanten zu schaden suchte. Dieser Brief ist im April 1564 geschrieben. Ein anderer vom Oktober gibt an, wie und durch welche Mittel der Nuntius den Grafen von Crüßol vom Protestantismus abzog und zum Bundesgenossen der Katholischen machte. Gerade als Castelnau aus Belgien zurückkam, hatten die Protestanten ihre Rüstungen beendigt und wollten den Anschlag auf den König ausführen. Sie hatten bereits den Kern ihrer Mann-

schaft zu Rosoy in Brie, ganz nahe bei dem Aufenthaltsorte des Hofes, versammelt, als am 25. September, zwei Tage vor der Ausführung, die Sache zur Kunde der Königin kam, welche ganz sicher, ohne Garden oder Waffenfähige um sich zu haben, in Montceaux lebte. Ausgesendete Kundschafter verkündigten ihr, daß das nahe Lagny schon von den Kegern besetzt sei. Bei dieser Nachricht ergriffen alle Hofleute zu Wagen, zu Pferde oder zu Fuß die Flucht nach Meaux. Hierher wurden auch die Schweizer entboten, welche in dem nur vier Stunden entfernten Chateau Chierry lagen. Der König selbst machte sich anfangs zu Fuß auf den Weg. Seit dieser schimpflichen Jagd der Protestanten auf den jungen König, welcher von Natur sehr heftig war, dem man überdies von seiner ersten Kindheit an die Reformirten als Feinde Gottes und der Menschen dargestellt hatte, und welchem von Seiten Condé's allerdings viel Verdruß gemacht worden war, hegte derselbe eine kindische Unversöhnlichkeit und Erbitterung, die er später in der Bartholomäus-Nacht zu seiner ewigen Schande an den Tag legte.

Die Schweizer brachten, obgleich sie von Condé mehrere Male angegriffen wurden, den König glücklich nach Paris. Diese Stadt wurde hierauf von Condé, der seine Stellung bei St. Denys nahm, belagert, während seine Glaubensgenossen Orleans und die Burg wiederum besetzten. Paris gerieth zwar in Noth, und diese steigerte sich immer mehr; man leitete aber wiederholt Unterhandlungen ein, bis eine hinreichende Zahl von Truppen in die Stadt gezogen war. Erst am 10. November wurde der alte Connetable, welcher nebst dem Marschall von Montmorency das königliche Heer commandirte, bestürmt, die Abwesenheit d'Andelot's zu benutzen, um den Prinzen von Condé bei St. Denys anzugreifen. Die Reformirten wollten nämlich Paris auch vom anderen Ufer der Seine her einschließen, d'Andelot hatte deshalb fünfhundert Reiter und zweitausend Mann zu Fuß über den Fluß geführt, und Condé war mit nur zwölfhundert Reitern und fünfzehnhundert Mann zu Fuß zurückgeblieben. Diese kleine Zahl von Leuten bestand theils aus Freiwilligen, theils aus Haustruppen der Landherren, und hatte keine Artillerie. Es ist daher unbegreiflich, wie Condé mit dem sehr gut ausgerüsteten und mehr als vierfach stär-

keren königlichen Heere ein Treffen wagen mochte. Nichts desto weniger blieb der Ausgang dieses Treffens, welches drei Stunden dauerte, unentschieden. Der Marschall von Montmorency siegte nämlich zwar da, wo er commandirte; der Connetable aber wurde von seinen Leuten verlassen und verlor selbst das Leben. Da die Katholiken täglich verstärkt wurden und dagegen die Reformirten keinen Zuwachs an Streitkräften erhielten, so gaben Condé und der Admiral gleich nach dem Treffen ihre Stellung auf, und marschirten nach Lothringen, um sich mit den deutschen Truppen zu vereinigen, welche d'Andelot herbeiführte. Als nachher die Deutschen, weil sie nicht Geld erhielten, den Dienst verweigerten, versetzten die französischen Reformirten, von Condé an bis zum Gemeinen herab, Alles, was sie an Silber und Gold besaßen, auf, um eine Summe zusammenzubringen, deren Betrag (dreißigtausend Dukaten) die Deutschen befriedigte. Der Herzog von Alba verstärkte damals zwar das königliche Heer durch Spanier, welche er aus den Niederlanden schickte; er suchte aber, der böshaften und unchristlichen Politik seines Königs gemäß, die Unruhen in Frankreich nicht zu unterdrücken, sondern vielmehr zu vermehren. Darauf waren die Instructionen der Befehlshaber berechnet.

Wir verweilen bei den einzelnen Ereignissen dieses Krieges nicht, weil sie für unseren Zweck ohne Bedeutung sind. Wir bemerken nur, daß bei beiden Theilen die ganze Last des Krieges auf den Adel fiel, daß dieser in Folge davon desselben bald müde ward, und daß die Königin, um Chartres zu retten, schon am 20. März 1568 einen neuen Frieden schloß. Mit diesem Vertrage, welcher den Namen des kurzen Friedens erhielt, meinten offenbar beide Theile es nicht aufrichtig; auch wurden die Bedingungen desselben, welche ein zu Longjumeau am 23. März 1568 erlassenes Edict enthält, eigentlich nie erfüllt. Alle Gefangenen sollten frei gelassen, alle der Güter und Ehren Beraubten wieder eingesetzt und entschädigt, das Edict von Amboise aufrecht erhalten, alle späteren Beschränkungen, Erklärungen und Bestimmungen desselben aufgehoben und alle Vergehungen, Urtheile, Strafen und Beleidigungen der Vergessenheit anheimgegeben werden. Da der Königin besonders daran lag, daß die aus neun- bis zwölftausend Mann bestehenden Truppen, welche Pfalzgraf Kasimir, der Sohn

Friedrich's III. von der Pfalz, anführte, und die eine Landplage Frankreich's waren, schnell nach Hause zurückgeschickt wurden, so ließ der König den Anführern der Protestanten dreimalhunderttausend Dukaten (écus), um diesen Truppen den rückständigen Sold zu zahlen.

8. Philipp's II. erste Zeit in Spanien und seine Unternehmungen gegen die türkischen Seeräuber.

König Philipp II., welcher von Karl V. ein großes und glänzendes Reich erhalten hatte (s. S. 337), war nach der Abdankung seines Vaters sehr ungerne in den Niederlanden zurückgeblieben, um mit Frankreich Krieg zu führen. Dieser Krieg verschaffte ihm die Ehre eines Sieges, welchen seine Truppen, damals die besten in der ganzen Welt, bei St. Quinctin über die Franzosen erfochten; er benutzte aber seinen Sieg nur, um nach Spanien eilen zu können, wo er dann mit Hülfe der von ihm unterstützten geistlichen Inquisition jeden Versuch, das Volk von den Fesseln des Mittelalters zu befreien, mit Feuer und Schwert vereitelte. Wir haben bereits oben (S. 339 ff.) berichtet, wie Philipp, obgleich er der blindgläubigste und dem päpstlichen Stuhle am meisten ergebene König seiner Zeit war, von Paul IV. dahin getrieben wurde, daß er einen Theil des Kirchenstaates besetzte und auch Rom einnehmen wollte. Als der Pabst sich hierauf fügte, ließen Philipp und sein General, der übermüthige und stolze Herzog von Alba, sich die härtesten Demüthigungen gefallen, um mit der Kirche wieder ausgesöhnt zu werden (s. S. 348).

Gleich nach Philipp's Ankunft in Spanien schien es, als wenn alles persönliche Gute, das diesem Könige vom Schicksale zu Theil ward, für seine despotisch regierten Unterthanen verderblich, und als wenn Alles, was er der Gottheit gelobte, den Menschen ein Gräuel werden solle. Philipp glaubte den Sieg bei St. Quinctin dem heiligen Laurentius zu verdanken zu haben, an dessen Namens-tage derselbe erfochten worden war; er gelobte daher diesem Heiligen ein Kloster, welches den königlichen Palast in sich begreifen und an Pracht seines Gleichen nicht haben solle. In Folge dieses Gelübdes ließ er das kolossale Gebäude des Escorial aufführen. Dasselbe erhielt die Form des Krostes, auf welchem der heilige

Laurentius gebraten worden sein soll. Diese Form beschränkte aber den Architekten in der Entwerfung des Planes. Auch war der für das Escorial ausgesuchte Ort schlecht gewählt. Die ungeheueren Kosten des Baues wurden deshalb muthwillig verschwendet, und das Escorial ward ein Bauwerk, wie diejenigen sind, welche die orientalischen Despoten von Zeit zu Zeit errichten lassen.

Ein zweites Gelübde Philipp's, das er sein ganzes Leben hindurch zu erfüllen beschäftigt war, veranlaßte in den Niederlanden und in Spanien Gräuel und Mordthaten, vor welchen die Menschheit schaudert, die aber nach der Meinung des Despoten den christlichen Gott der Liebe und der Barmherzigkeit versöhnen und ihm wohlgefallen sollten. Dieses Gelübde ward von Philipp wegen eines furchtbaren Sturmes gethan, welcher die Flotte traf, die ihn aus den Niederlanden nach Spanien bringen sollte. Die Flotte wurde durch den Sturm zerstreut und größtentheils vernichtet, und mit ihr gingen alle die kostbaren Gemälde und Statuen unter, welche Karl V. und Philipp selbst in Italien und den Niederlanden Jahre lang gesammelt hatten, um sie in Spanien aufzustellen; Philipp selbst aber wurde gerettet. Diese Rettung schien dem Könige ein besonderer Beweis der göttlichen Gunst zu sein, und er gelobte deshalb aufs neue, was er schon vorher als höchsten Zweck des Lebens verfolgt hatte, nämlich dem christlichen Gotte Opfer darzubringen, wie die alten Mexikaner sie ihrem gräßlichen Gözen zu bringen pflegten. Daß es ihm mit der Erfüllung dieses furchtbaren Gelübdes ernst sei, bewies er gleich bei seiner Ankunft in Spanien auf eine schauerhafte Weise.

Philipp fand in Spanien Alles für seine Absicht vorbereitet. Schon Ferdinand der Katholische und der Cardinal Ximenes hatten nämlich der Inquisition politische Gewalt gegeben, und auch sogar Karl V. hatte die Verfolgungen dulden müssen. Es bestanden schon achtzehn geistliche Glaubensgerichte in den verschiedenen Provinzen Spanien's, und die Städte wie das ganze Land waren mit Spähern erfüllt, die den Geistlichen, welche Gericht hielten, jede Spur einer Abweichung vom Kirchenglauben anzeigten. Die Zahl dieser Leute, welche von dem Ausspüren der Ketzer lebten, wird, was wir dahin gestellt sein lassen, von vielen Schriftstellern auf zwanzigtausend angegeben. Schon vor Philipp's Ankunft war

eine große Zahl von Leuten jedes Standes, welche mit Recht oder Unrecht für Anhänger des Protestantismus galten, verbrannt worden; dreißig Verurtheilte traf der König, als er nach Valladolid kam, noch in dem Kerker der Inquisition. Diese wurde das erste Opfer seiner mörderischen Bigotterie. Philipp hat nämlich kurz vorher (1559) den Herzog von Alba nach Paris geschickt, damit derselbe als sein Stellvertreter die französische Prinzessin Elisabeth sich antrauen lasse, und er glaubte, daß er die Vorfeier seines in Toledo glänzend zu feiernden Hochzeitsfests auf keine der Gottheit wohlgefälliger Weise halten könne, als wenn er eine prächtig eingerichtete Ketzerverbrennung veranstaltete. Er ließ also jene dreißig Leute, welche ihre Überzeugung nicht hatten verleugnen wollen, auf einem öffentlichen Plage verbrennen. Er selbst, sowie sein Sohn, der unglückliche Don Carlos, sein Schwester, sein ganzer Hof, seine Garden und eine glänzend Versammlung erschienen, wie zu einem Stiergefechte, auf der Hinrichtungsplaz, und sahen der mit großer Pracht gefeierten Verbrennung bis ans Ende zu. Unter den Unglücklichen, welche damals hingerichtet wurden, befanden sich zwei Männer von altem Adel; diese wurden lebendig verbrannt, sechsundzwanzig Andere wurden zuerst erdroffelt und dann dem Feuer übergeben, zwölff Andere aber mit leichteren Strafen belegt. Dazu predigte Johann Emanuel, Bischof von Zamora, dessen Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Adel von dem Jesuiten Miniana, welcher Mariana's spanische Geschichte in klassischem Styl fortgesetzt hat, gepriesen werden (doctrina, pietate, juxtaque natalibus clarus). Eine Verbrennung von fünfzig Anderen folgte gleich nachher. Miniana zählt im zwölften Kapitel des fünften Buches mit schauderhafter Kälte die eine ganze Reihe anderer Grausamkeiten auf, indem er hinzusetzt, auf solche Weise sei in Spanien der Pest der Lutherthums gesteuert worden, welche sonst gewiß auch dort sich gegriffen haben würde*). Wie sehr übrigens Philipp überzeugt war, daß er und die Inquisition die Ketzer der Menschheit seien, mag eine Anekdote zeigen, welche bei Gelegenheit sein

*) Sic occursum est pesti Lutheranae per Hispaniam grassanti, quae nisi in ipso exortu compressa fuisset, abs dubio foedasset universam.

ersten feierlichen Kezerverbrennung erzählt wird. Einer der beiden lebendig Verbrannten, Don Karlos di Sessa, ein Mann aus guter Familie, bat, als er am Könige vorbeigeführt wurde, denselben flehend um Gnade, weil er ja den Tod nicht verdient habe; Philipp erwiderte ihm aber heftig: „Nein, ich würde selbst Holz herbeibringen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Freyler wäre, wie du bist.“

Auf der anderen Seite war jedoch Philipp's übermäßiger Glaubenseifer der Christenheit nützlich, um die unerhört grausamen und rohen Türken, welche im Osten Ungarn besetzt hielten und weilen Wien bedrohten, im Süden und Westen aber alle Küsten und Inseln des mittelländischen Meeres verwüsteten und jährlich Tausende von Christen in die Sklaverei schleppten, wenigstens von Zeit zu Zeit zu schrecken, wie auch Karl V. gethan hatte. Zwei Räuberhauptleute, Viale und Torghut, verheerten die Küsten jenes Meeres; ein Dritter ward nach dem Tode Chaireddin Barbarossa's (S. 200), als dessen Sohn und Erbe, Hasan, nicht roh und energisch genug war, um auch Tunis behaupten zu können, Fürst von Tunis. Torghut oder, wie die Christen ihn nannten, Dragut war vom Sultan in Dienst genommen worden, und hatte so lange der Kapudan-Pascha oder türkische Groß-Admiral Sinan lebte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Er hatte, wie Chaireddin Barbarossa, von Jugend auf das Seeräuberhandwerk getrieben. Im Jahre 1546 war er als Commodore des Raubgeschwaders von Andreas Doria an der korsikanischen Küste gefangen worden, und dieser hatte ihn auf die Galeeren schmieden lassen; als aber nachher Barbarossa im Bunde mit den Franzosen vor Genua erschien, war Torghut wieder in Freiheit gesetzt worden. Gleich darauf hatten sich alle kühnen Räuber umgesammelt, und wir finden ihn an der Spitze eines Geschwaders, mit welchem er die furchtbarsten Verheerungen anrichtete und die schauderhaftesten Grausamkeiten verübte. Die von ihm erfundene Einrichtung des Geschüzes der Schiffe, mit welchen er besonders Neapel und die Umgegend heimgesucht hatte, waren von dem Groß-Admiral Sinan so vortrefflich gefunden worden, daß dieser ihn nach Constantinopel einlud, damit er sich dort eben-
 so, wie einst Barbarossa, dem Großsultan empfehlen lasse. Der

Sultan setzte ihn dann in den Stand, sich ein Fürstenthum auf der Nordküste von Afrika zu gründen, was nur auf Unkosten der Spanier und Portugiesen geschehen konnte. Diesen entriß er hierauf eine Stadt und einen festen Platz nach dem anderen. Die wichtigste seiner Eroberungen war die Stadt Mehdija oder Mahadia (s. Th. V. S. 136 u. 140), welche er zu seinem Hauptsitz machte, und in der er seinen Raub, sowie seine Raubschiffe und Raubgenossen sammelte.

Karl V. sah sich endlich genöthigt, eine Flotte unter Andreas Doria und ein bedeutendes Landheer unter dem Herzoge von Alba gegen jenes Raubnest auszuschießen. Als diese Kriegsmacht im Mai 1550 vor Mahadia ankam, war Torghut nicht anwesend. Er verwüstete damals auf grausame Weise die spanischen Küsten von Alicante an bis nach Valencia hin. Bei seiner Rückkehr fand er den Zugang zur Stadt gesperrt. Er besetzte hierauf die Insel Dscherbe an der Küste, um Karl's Heer zu beunruhigen. Dieses wurde, als die Belagerung sich bis zum September hinauszog, durch neue Truppen verstärkt, welche der Vice-König von Sicilien im Juni herbeiführte. Die Spanier nahmen endlich ungeachtet des empfindlichen Verlustes, den sie von den aufgebotenen Mauren erlitten, am 10. September Mahadia ein und machten siebentausend Moslim zu Gefangenen. Die Insel Dscherbe dagegen, welche Doria ebenfalls zu erobern suchte, ward von Torghut durch eine sehr kühne Kriegslift gerettet. Dieser begann hierauf seine Raubfahrten von Neuem.

Torghut's Thaten machten nachher den Bezier des Sultans Suleiman II., sowie den Kapudan-Pascha Sinan eifersüchtig und besorgt. Diese Beiden suchten ihn daher zu verdrängen und erweckten den Zorn des Sultans gegen ihn. Torghut mußte sich flüchten. Er fand jedoch am maroffkanischen Hofe Schutz, und als einige Jahre nachher Suleiman einen Angriff auf die Insel Malta zu machen beschloß und zu diesem Zwecke des Besitzes von Tripolis bedurfte, ließ derselbe ihm und seinen Raubgenossen Verzeihung anbieten. Torghut erhielt damals sogar das Versprechen, daß der Sultan ihm, wenn er Tripolis erobere, den Besitz dieser Stadt, sowie den Titel eines Statthalters ersten Ranges im türkischen Reiche verleihen wolle. Karl V. hatte nach seinem ersten

afrikanischen Kriegszuge die von seinem Großvater, Ferdinand dem Katholischen, eroberte Stadt Tripolis (s. S. 291) den Malteser Rittern überlassen; diesen wurde sie jetzt von Torghut, den der Kapudan-Pascha mit türkischen Schiffen unterstützte, wieder entrissen. Torghut erhielt dafür die Würde eines Sandschak; die Herrschaft von Tripolis aber ertheilte der neidische türkische Groß-Admiral Sinan ihm vorerst noch nicht. Torghut ward darüber so erbittert, daß er die Dienste des Sultans gleich wieder verlassen wollte; der Kapudan-Pascha wußte ihn jedoch zu bereben, daß er mit ihm nach Constantinopel gehe, von wo dann Torghut im folgenden Jahre (1553) mit fünfundvierzig Galeeren und einer bedeutenden Zahl Landtruppen aufs neue zur Verwüstung der christlichen Küsten ausgesandt wurde. Er verheerte die Küsten von Neapel und Sicilien, landete auf Korsika und belagerte Bastia. Nachdem er ein dieser Stadt zu Hülfe gesandtes christliches Heer von viertausend Mann geschlagen hatte, zwang er die Belagerten zum Capituliren. Er versprach ihnen freien Abzug, gewährte aber nachher nur siebenundvierzig Einwohnern die Freiheit; die Übrigen, siebentausend an der Zahl, wurden in die Sklaverei geschleppt. Als er hierauf nach Constantinopel zurückgekehrt war, erhielt er endlich noch vor Sinan's Tode die Herrschaft von Tripolis, welche er dann bis zu seinem Ende behauptete.

Nach Sinan's Tode ward Viale, ein Kroat, welcher auf dieselbe Weise wie Torghut berühmt geworden war, Kapudan-Pascha. Dieser verwüstete und entvölkerte in Verbindung mit dem neuen Herrscher von Tripolis und mit Stalib, welchen Suleiman zum Fürsten von Tunis gemacht hatte, alle Küsten des ägäischen und mittelländischen Meeres, so daß man behaupten konnte, er habe zu verschiedenen Zeiten über eine halbe Million Menschen aus Italien weggeführt. Die furchtbarsten Verheerungen wurden von den drei genannten Seeräubern 1553 und 1554 geübt, als König Heinrich II. von Frankreich die Flotte seiner Verbündeten, der Türken, an die Küste der Provence rief, und diese dann gegen Freund und Feind auf gleiche Weise wütheten. Die Bewohner von Reggio wurden weggeführt, Budschia und das feste Schloß Pignon de Belez an der afrikanischen Küste und sogar Sorrento genommen, und Majorca verheert und entvölkert.

Im Jahre 1559, als Philipp in Spanien erschien, hatte Piale wieder mit achtzig Schiffen Constantinopel verlassen und war durch die Seeräuber von Algier, Tunis und Tripolis verstärkt worden. Jetzt entschloß sich endlich Philipp zur Ausrüstung einer mächtigen Streitmacht gegen die Räuber. Seine Absicht war nicht, eine Schlacht auf offener See liefern zu lassen, sondern es sollten die Raubnester, besonders die Haupt-Waffenplätze Torghut's, Tripolis und Dscherbe, zu Wasser und zu Lande angegriffen werden. Man wartete, bis im Herbst 1559 Torghut, wie er pflegte, mit seiner Flotte nach Constantinopel zurückgekehrt war, um ganz ungeheuerer Rüstungen für die Unternehmungen des folgenden Frühjahrs zu machen. Unglücklicher Weise wurden aber diese Rüstungen, sowie der Oberbefehl einem der ersten Großen von Spanien, dem Herzoge von Medina Celi, Statthalter von Sicilien, überlassen, welcher besser verstand, den König zu spielen, als Flotten und Heere anzuführen. Dieser sammelte im Hafen von Messina zweihundert Schiffe und vierzehntausend erprobte spanische Veteranen. Mit der spanischen Flotte unter Sancio de Levia, Don Berengar de Nequesens und dem Genuesen Cicala vereinigten sich dann die genuessische Flotte unter dem jüngeren Doria und die der Malteser unter Guimaran. Auch der Pabst und der Großherzog von Toscana gaben Schiffe her. Die Anstalten wurden jedoch so schlecht getroffen, daß schon zu der Zeit, als die Flotte noch im Hafen von Messina lag und auf günstigen Wind wartete, einige tausend Mann durch Krankheiten und Entbehrungen aufgerieben wurden. Im Februar 1560 lief die Flotte aus, um die im Westen von Tripolis und östlich von Tunis gelegene Insel Dscherbe anzugreifen. Dieser Angriff würde gewiß von Torghut vereitelt worden sein, wenn derselbe nicht kurz vorher mit den Einwohnern der Insel und mit einem maurischen Fürsten der Nordküste in Krieg gerathen wäre. Wegen der Erscheinung der christlichen Flotte unterließ er es, einen über die Mauren erfochtenen Sieg zu benutzen, und kehrte nach Tripolis zurück, nachdem er den italienischen Renegaten Occhiale, den die Türken Aludschale nennen, nach Constantinopel geschickt hatte, um den Beistand der türkischen Flotte zu erbitten. Die Insel Dscherbe und ihre Burg ergaben sich den Spaniern, und die dortigen Anführer huldigten dem König Philipp. Jetzt rieth

vermann dem Herzoge von Medina Celi, die blos als Raubnest
 ein Zufluchtsort brauchbare Insel nicht besetzt zu halten, sondern
 nur alle Befestigungen derselben zu schleifen und dann schnell nach
 Tripolis überzusetzen; der Herzog folgte aber diesem Rathe nicht,
 sondern beschloß, die Insel zu behaupten und neu zu befestigen. Er
 blieb deshalb nicht allein den ganzen Monat März hindurch un-
 thätig, sondern verlängerte auch trotz aller Vorstellungen der
 Unterbefehlshaber seinen Aufenthalt sogar bis in den Mai hinein,
 obgleich der Malteser Orden ihn durch ein schnellsegelndes Schiff
 in Kenntniß setzte, daß die ganze türkische Seemacht gegen ihn
 heraufsegle.

Piale, welcher im April mit hundertundvierzig Galeeren von
 Constantinopel ausgelaufen war und bei Modon die Flotte des
 Begs von Rhodus und des Sandschaks von Mitylene mit der
 seinigen vereinigt hatte, erschien am 7. Mai auf der Höhe von
 Malta. Schon am 14. desselben Monats griff er die christliche
 Flotte bei Oscherbe an. Diese zerstreute sich alsbald in schnöder
 Flucht und zwanzig Galeeren derselben wurden nebst siebenund-
 zwanzig Frachtschiffen vernichtet. Unter den Fliehenden waren Doria
 und der Herzog von Medina Celi die Ersten. Beide erreichten
 glücklich die Insel Malta. Nur ein einziger spanischer General
 Don Alvaro de Sandi, erfüllte damals seine Pflicht und rettete
 wenigstens die Ehre des spanischen Namens. Don Alvaro übernahm
 nämlich freiwillig das Commando in der Burg, als Piale und
 Torghut ihre Kräfte zur Belagerung derselben vereinigten. Er ver-
 thedigte die Burg bis Ende Juli, schlug jede ihm angebotene Capi-
 tulation aus, und bewog endlich die tausend Mann, welche mit ihm
 ansharrten, lieber den Heldentod zu sterben, als sich zu ergeben.
 Diese drangen mit ihm zur Nachtzeit in das feindliche Lager ein und
 kamen um; er selbst schlug sich durch, wurde aber am andern
 Morgen gefangen. Piale kehrte im September nach Constantinopel
 zurück. Er hielt dort eine triumphirende Einfahrt in den Hafen,
 welche Sultan Suleiman selbst von der Spitze des Serails herab
 anseh. Dieser Triumphzug Piale's war für den Stolz des spa-
 nischen Königs um so demüthigender, als Philipp damals auch mit
 den Ständen seiner niederländischen Provinzen in einen Streit gerieth,
 dessen Beilegung seine ganze Militärmacht in Anspruch zu nehmen

drohte. Den herben Verlust, welchen die Spanier bei der Insel Dscherbe erlitten hatten, wird man am besten beurtheilen können, wenn wir die angesehensten Gefangenen aufzählen, welche Piale als Sklaven im Triumph nach Constantinopel brachte. Als nämlich die eroberten Galeeren auf schimpfliche Weise entstellt in den Hafen geführt wurden, standen Alvaro de Sandi, Don Sancio de Levia und Don Berengar de Nequesens, die vornehmsten Befehlshaber der Spanier, Sicilianer und Neapolitaner, in Ketten dem Hohne der Türken ausgesetzt. Auch Berengar's Schwiegersohn, Don Giovano de Cordova, und der Sohn des Herzogs von Medina Celi, Gaston, sowie der Sohn des Genuesen Cicala befanden sich unter den Gefangenen. Gaston starb im Kerker; der Sohn Cicala's dagegen, ein achtzehnjähriger Jüngling, fand beim Sultan eine schimpfliche Gunst, entsagte dem christlichen Glauben und stieg später bis zur Würde eines türkischen Groß-Admirals empor. Der Übrigen nahm sich Busbec, der Gesandte des Kaisers Maximilian II. in Constantinopel, von welchem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, freundlich an; sie wurden durch dessen Vermittelung losgekauft.

Philipp II., welcher wegen seiner Arbeitsamkeit, wegen der Verschlossenheit und Würde, die jeden Menschen schreckte, den Spaniern aber wohlgefiel, sowie wegen der Kälte, mit der er die zahlreichen Unfälle seines Lebens an sich vorübergehen ließ, bewundert wird, setzte auch diesem Mißgeschick eine unerschütterliche Festigkeit entgegen. Weil er selbst den unfähigen Medina Celi gewählt hatte, so gab er diesem kein Zeichen der Unzufriedenheit; er stellte aber andere Männer an die Spitze einer neuen Flotte, welche er ausrüsten ließ, als, durch die letzte Niederlage der Spanier ermuntert, der Fürst von Algier, Hasan, die Stadt Mazarquivir zu Wasser und zu Lande einschloß. Hasan wurde zum Abzuge genöthigt. Hierauf mußte der Statthalter von Catalonien nach der afrikanischen Küste hinübergehen, um daselbst zum Ersatz von Dscherbe einen anderen festen Punkt zu erobern. Er setzte von Malaga aus an derjenigen Stelle über, an welcher Afrika nur durch einen vierzig Stunden breiten Kanal von Spanien getrennt ist. Dort lag auf der afrikanischen Seite zwischen zwei Bergen die Stadt Gomera de Belez und ihr gegenüber auf einer spizen und steilen

Felsen-Insel eine Burg, die man wegen ihrer der Pinien-Frucht ähnlichen Form Pignon de Belez nannte. Die Stadt Gomera, welche nicht befestigt war, wurde sogleich genommen. Hierauf ergab sich auch die Burg. Diese war in jeder Beziehung mehr als ein Ersatz für Dscherbe; denn nur ein sehr steiler Pfad führte auf den Felsen hinauf, der zwischen ihm und dem festen Lande befindliche Meeresarm bildete einen sicheren Hafen für ein Duzend Schiffe, und Spanien konnte jetzt von Pignon und Goletta aus die ganze Küste von Afrika beherrschen.

Um das Letztere zu verhindern, rüstete nachher der Sultan Suleiman einen Kriegszug zur Eroberung der Insel Malta, von welcher aus er das mittelländische Meer würde haben beherrschen können. Diese Unternehmung des Sultans bedrohte die Malteser Ritter mit einem Angriffe durch die ganze türkische Macht; sie glich den Zügen, welche die alten persischen Könige gegen das freie Griechenland machten. Als sie unternommen ward, mußte Philipp seine ganze Aufmerksamkeit auf die Niederlande richten; denn hier nahmen in denjenigen Provinzen, welche nicht aufgeklärt genug waren, um die Lehre des Evangeliums der Lehre der Concilien und Kirchenväter vorzuziehen, der Adel und die Städte Rechte in Anspruch, von denen Philipp nichts wissen wollte, in den anderen aber wollten Katholiken und Protestanten das geistliche Gericht der Inquisition, welches Ketzer und Ketzerei vertilgen sollte, nicht dulden.

9. Philipp II., der Herzog von Alba und die ersten Unruhen in den Niederlanden.

In den Niederlanden hatte damals jede Provinz ihre Stände und jede Stadt ihren Magistrat, welcher Letztere entweder frei gewählt oder auch von dem Herrn, in dessen Gebiete die Stadt lag, ernannt wurde. Der Einfluß des Landesherrn war also sehr beschränkt, und dies veranlaßte seit Karl's des Kühnen Zeit die inneren Unruhen, von welchen wir oft haben reden müssen. Auch die Gerichtshöfe waren gewissermaßen republikanische Gerichte, welche die Civil- und Kriminalurtheile nicht im Namen des Regenten, sondern im Namen des Gesetzes fällten. Alle Sachen wurden entweder von Provinzial-Gerichtshöfen oder von den

Magistraten entschieden; die Appellation ging von den meisten, nur nicht von denen Gröningen's, Friesland's und Nordholland's, an den Hof von Mecheln. Auch die eigentliche Verwaltung und Regierung des Landes war im Grunde ganz republikanisch. Drei Abtheilungen des Staatsrathes, in welchen allen der Landesherr oder der von ihm zu seinem Stellvertreter Ernannte den Vorsitz hatte, bildeten die höchste Staatsbehörde. In der ersten Abtheilung, welche aus den angesehensten Herren des Landes, aus einer Anzahl Prälaten und einer bestimmten Zahl Rechtsgelehrten bestand, wurden alle großen und allgemeinen Maßregeln, die Angelegenheiten des Krieges und Friedens und diejenigen Sachen, welche alle Provinzen betrafen, berathschlagt, und von ihr mußten die neuen allgemeinen Gesetze ausgehen. Die zweite hatte die Streitigkeiten unter den einzelnen Provinzen und die dem Landesherrn selbst vorbehaltenen Rechtserkenntnisse unter dessen Vorsitz zu entscheiden. In der dritten wurden die Finanz-Angelegenheiten, sowohl die des Fürsten als die der Provinzen, welche einzelnen Personen anvertraut waren, besorgt und berathen. Allgemeine Ständeversammlungen wurden schon aus dem einzigen Grunde, weil die Provinzen eigentlich kein Ganzes bildeten, sehr selten gehalten.

Bei einer solchen Verfassung war es für einen Mann von streng monarchischem Sinne äußerst schwer, mit den auf ihre Vorrechte sehr eifersüchtigen Niederländern fertig zu werden. Karl V. überließ daher seine Stelle Damen, welche sich nicht zu schämen brauchten, die eigensinnigen Köpfe durch Nachgeben oder Schmeicheln zu beugen. Seine Tante Margaretha von Oestreich ist wegen ihrer Meisterschaft in der Politik und in jeder freien Kunst berühmt, und wir haben früher die Gelegenheiten, bei welchen sie diese Meisterschaft durch die That bewies, einzeln angeführt. Seine Schwester Maria von Ungarn wußte, so lange Karl die Regierung behielt, ebenfalls mit den Belgiern fertig zu werden. Als ihr Bruder in das Kloster gehen wollte, zog sie sich ebenfalls zurück.

Karl V. war stets Freund und Gönner der großen Herren des Landes gewesen. Der schlaueste, verschlagenste und in allen Geschäften des Friedens und des Krieges am meisten erfahrene von

ihnen, Wilhelm, Graf von Nassau und Prinz von Oranien, den man den Schweigsamen zu nennen pflegt, war stets Karl's Vertrauter und Rathgeber, und der Kaiser bediente sich seiner in Angelegenheiten des Krieges wie des Friedens. Noch ganz zuletzt, als Karl zu den Ständen der Niederländer die Abschiedsworte sprach, stützte er sich auf Wilhelm's Schultern (s. S. 338). Auch schickte er denselben damals nach Deutschland, um seine Abschiedsbriefe zu überbringen. Philipp II. dagegen hegte eine so feindliche Gesinnung gegen Wilhelm, daß er ihm noch ganz zuletzt unfreundliche Worte sagte, und daß Wilhelm aus Furcht, Philipp möchte ihn mit nach Spanien nehmen, dem Könige das Ehrengelichte nicht bis in das Schiff gab, sondern am Lande zurückblieb. Wenn man das in der Haager Ausgabe von Mariana's und Miniana's Geschichte enthaltene Porträt Philipp's betrachtet, welches den ganzen Charakter dieses Königs ausdrückt, so wird man begreifen, daß die offenen und geraden Niederländer ebenso wie die Deutschen schon vor den unfreundlichen und finsternen Zügen ihres künftigen Königs zurückbebt, als sie ihn 1548 zum ersten Male erblickten. Auch in England (damals noch merry England), wo man ihn als den Gemahl der Königin Maria kennen lernte, war er wegen seiner strengen und finsternen Züge und wegen seines Hochmuthes verhaßt. Philipp wurde im Jahre 1548 von den niederländischen Städten und Staaten mit Liebe und mit sehr großem Pompe empfangen; seine Züge erheiterten sich aber niemals, und wenn Karl V. wie der Erste unter Gleichen mit den Großen verkehrte, so zeigte dagegen Philipp sich stets nur als strengen und finsternen Monarchen. Im Jahre 1555, als Philipp wieder in die Niederlande kam, um die Regierung derselben zu übernehmen, machte er sich vollends verhaßt, weil er sich überall als Beschützer der Inquisition und als Verfolger der in den Niederlanden sehr verbreiteten evangelischen Lehre aussprach. Sein Vater war unter den niederländischen Grafen, Fürsten und Herzogen als Vater und Freund erschienen; Philipp dagegen hatte den gehässigen jüngeren Granvella zum Vertrauten, und verkehrte blos mit Spaniern, die ihm gleichen, dem Ruy Gomez de Silva, dem Herzoge von Alba und dem Grafen von Feria. Er ließ sich durch Granvella mit der Unkunde der beiden in den Niederlanden herrschenden Sprachen ent-

schulbigen, als er seine neuen Unterthanen nicht selbst anredete, sondern seinen Kanzler damit beauftragte.

Philipp ernannte, als die Königin Maria sich mit ihrem Bruder nach Spanien begab, den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen zum Statthalter der Niederlande. Dieser entfernte sich wieder, nachdem er durch den Frieden von Chateau Cambresis sein Land, sowie später, als der Religions-Krieg in Frankreich wüthete, auch noch die ihm vorher entzogenen Festungen wieder erlangt hatte. Er hatte die Schlacht bei St. Quinctin besonders durch Lamoral, Grafen von Egmont und Prinzen von Gäveren, gewonnen, welcher in derselben die Reiterei commandirt und gleich darauf ganz allein bei Gravelingen die Franzosen besiegte hatte. Die Niederländer hofften daher, daß Philipp jetzt diesen Mann zu seinem Stellvertreter ernennen werde; sie wurden aber darin nicht nur getäuscht, sondern wir werden auch unten sehen, daß Egmont unter den Ersten war, welche ihre Liebe zum Vaterlande mit dem Leben büßen mußten. Der König wählte seines Vaters natürliche Tochter, die Herzogin Margaretha von Parma, zur Statthalterin. Mit dieser würden die Niederländer eben so gut zufrieden gewesen sein, als mit den beiden fürstlichen Damen, von denen sie unter Karl V. regiert worden waren; allein die Einsetzung Margaretha's war nur eine Täuschung, da diese Frau bloß den Namen zur Regierung des jüngeren Granvella hergeben sollte. Perrenot von Granvella, der Sohn von Karl's V. Kanzler, besaß keines der Talente seines Vaters, und diente bloß als Werkzeug für die despotischen und fanatischen Plane seines Königs. Er war Bischof von Arras und wurde zum Erzbisthum Mecheln bestimmt, war aber den niederländischen Ständen so sehr verdächtig, daß dieselben, als sie zur Führung des Krieges mit Frankreich bedeutende Subsidien gewährten, eigene Commissäre ernannten, um die Verwendung dieser Gelder zu überwachen.

Unter Granvella's Verwaltung wurden ohne Rücksicht auf die Landesverfassung die Religions-Verfolgungen jeden Tag ärger betrieben. Die Niederländer bestürmten daher den König bald mit neuen Klagen über die Verletzung ihrer Verfassung. Philipp hatte bei seiner Abreise nach Spanien zum großen Verdrusse der Niederländer einige tausend Mann spanischer Truppen in verschiedenen

Städten zurückgelassen; über diese wollte aber weder der Graf von Egmont, noch Wilhelm von Dranien das Commando übernehmen. Im Regentschafts-Rath war nachher ewiger Zwist. Die spanischen Soldaten übten in Flandern Willkürlichkeiten und Rohheiten. Als deshalb die Stände und selbst der Regentschafts-Rath die Entfernung derselben verlangten, schickte die Herzogin diese Truppen nach Seeland. Die Unzufriedenheit wurde aber so laut, daß Philipp sie endlich zurückrufen mußte, da ihre Zahl zu gering war, um Gewalt zu gebrauchen. Dies erbitterte den König besonders gegen die Herren, welche, wie Wilhelm von Nassau, der Graf Egmont und der Groß-Admiral Philipp von Montmorency, Graf von Horn, durch ihren fürstlichen Rang, ihre Reichthümer, ihre Besitzungen und ihre Hofhaltung unabhängigen Fürsten gleich waren. Bald kamen andere Ursachen hinzu. Im Februar 1561 ward der verhaftete Granvella Cardinal. Er erhielt dadurch ein Übergewicht im Regentschafts-Rath, während das Volk ihn verhöhnte und verspottete. Er bildete deshalb um die Herzogin einen geheimen Rath (Consulta), der in besonderer Verbindung mit dem Könige stand.

Schon damals dachte Philipp die Regier in den Niederlanden ebenso zu behandeln, wie er sie in Spanien behandeln ließ. Auch nahm er gleich darauf die Beschlüsse des Tridentiner Concils an, durch welche der Pabst über die Concilien erhoben wurde, während Frankreich diese Decrete nicht anerkannte. Philipp wollte, um seine Absicht zu erreichen, durchaus den Herzog von Feria in den Regentschafts-Rath bringen. Die Niederländer wollten jedoch diesen Spanier nicht unter sich dulden, und Philipp mußte nachgeben. Er ward dadurch aufs neue bitter gekränkt, und gab deshalb dem Cardinal Granvella den fürchterlichen und höchst unwissenden Präsidenten der Abt heilung der Justiz, Biglius von Zuichem, und den Präsidenten für das Finanz-Fach, den Grafen von Barlaimont, zur Seite, welche Beide fanatisch und grausam, wie Spanier, waren und also auch gleich diesen gehaßt wurden. Die Niederländer, vornehmlich die ersten Herren des Landes, Wilhelm von Nassau und die Grafen Egmont und Horn, alle drei einst Statthalter einer oder auch mehrerer Provinzen, widersetzten sich allen spanischen Rathschlägen, besonders seitdem

Graf Horn den König auf zwei Jahre nach Spanien hatte begleiten müssen. Die Niederländer bestürmten den König mit Vorstellungen über Eingriffe der Consulta in ihre Rechte und ihre Verfassung, und forderten dringend die Abberufung des Kardinals, während Philipp mit Katharina von Medicis verabredete, wie man den Protestantismus in Frankreich und in Spanien mit vereinten Kräften unterdrücken könne.

Zur Erreichung dieses Zweckes schienen dem Könige die Jesuiten und die Inquisition unentbehrlich zu sein; um diese aber einführen zu können, mußte die belgische Hierarchie nebst ihren Reichthümern, welche bis dahin in den Niederlanden ebenso, wie in Deutschland, in den Händen der Aristokratie waren, von ihm abhängig gemacht werden. Dazu war ihm der Pabst behülflich, dem zu Gefallen er selbst dagegen die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums den Niederländern aufdrang. Der Pabst verlieh dem König Philipp das Recht der Ernennung der Bischöfe, welche vorher frei gewählt worden waren; dafür erhielt er selbst das Recht der Bestätigung, deren es vorher gar nicht bedurft hatte. Zugleich ward durch Vervielfältigung der Bisthümer das alte Herkommen der Kapitel vernichtet und der Zusammenhang der bis auf den heutigen Tag fanatischen belgischen Bischöfe mit der deutschen und französischen Kirche aufgehoben. Statt der vier alten Bisthümer, in welche vor Philipp die Niederlande eingetheilt waren, und von denen das nördliche den Erzbischof von Köln als Metropolitan anerkannte, Arras, Cambrai und Tournay aber zum Erzbisthum Rheims gehörten, wurden jetzt vierzehn Bisthümer errichtet und Mecheln und Utrecht zu Erzbisthümern erhoben. Der zwischen Philipp und dem Pabste entworfene Plan mußte nothwendiger Weise eine völlige Änderung der bestehenden Verhältnisse herbeiführen, weil in der allgemeinen Ständeversammlung die Geistlichkeit den ersten Platz einnahm. Es führten jetzt nicht mehr die zahlreichen, reichen, nationalen und unabhängigen Äbte, sondern die königlich-päpstlichen Bischöfe die Hauptstimme, während jene nur den zweiten Platz hatten; viele reiche Abteien wurden ganz eingezogen; andere verloren den größten Theil ihrer Einkünfte, mit welchen die neuen Bisthümer ausgestattet wurden; der Adel endlich konnte nicht mehr die jüngeren Glieder seiner Familien ohne den König fürslich versorgen.

Die dringendsten Vorstellungen der allgemeinen Stände-Versammlung, welche Philipp im August 1559 vor seiner Abreise gehalten hatte, waren fruchtlos geblieben, und der König hatte wegen derselben einen tödtlichen Haß auf Wilhelm den Schweigsamen geworfen. Dieser blieb jedoch Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht, wo seine Güter lagen. Ebenso behielt Egmont die Statthalterschaft in Flandern und in Artois, soweit die flämische Sprache reichte, während dagegen der Graf Horn die von Geldern und Zutphen verlor. Robert von Brederode konnte das Bisthum Cambray nicht erlangen und der tapfere Lazarus Schwendi nicht in den Regentschafts-Rath kommen. Alle diese Männer waren daher mächtige Stützen der Unzufriedenen, als überall der herrschende Unwillen laut ward. Philipp verstellte sich, wie er zu thun pflegte: er schien nachgeben zu wollen, traf aber mit seinem Alba und den anderen Spaniern Anstalten, um sich in den Niederlanden zum unumschränkten Herrn zu machen.

Seit Philipp im December 1560 die Spanier abgerufen hatte, war Granvella der Gegenstand der Beschwerden, welche theils von den drei ersten Herren des Landes allein, theils von ihnen an der Spitze des Adels gemacht wurden und unmittelbar an den König oder an die Herzogin gerichtet waren. Im Jahre 1562 wagten die drei Herren einen sehr kühnen Schritt. Sie erklärten der Statthalterin in einer Audienz, daß sie dem Staatsrathe, solange Granvella Mitglied desselben wäre, durchaus nicht mehr beizuhöhen würden. Im Anfange des folgenden Jahres blieben sie nicht allein aus der Rathsversammlung weg, sondern sie entfernten sich auch ganz aus Brüssel. Sie erhielten darauf, jeder besonders, freundliche Briefe vom Könige, in welchen sie eingeladen wurden, nach Spanien zu kommen. Dies thaten sie jedoch nicht. Dagegen bewogen sie den geheimen Staats-Secretär der Herzogin, Thomas von Armentières, dem Könige im August 1563 ein Schreiben der Statthalterin zu überbringen, in welchem die Lage der Dinge, die bedenkliche Stimmung im Lande und die Gründe, warum ein Aufstand zu befürchten sei, wenn Granvella länger bleibe, angegeben und ausführlich entwickelt waren. Auch auf diese von der Regentin selbst ausgegangenen Vorstellungen erwiderte der König ausweichend. Zuletzt aber, als Granvella selbst den Hohn und die

Feindschaft des Adels nicht länger ertragen konnte, entschloß sich Philipp, ihm zu erlauben, daß er nach Spanien zurückkehre. Dies geschah im März 1564, nachdem die sämmtlichen Herren der Nationalpartei den Cardinal durch einen Zierrath der Livreen ihres sehr zahlreichen Hausgesindes öffentlich verhöhnt und zugleich ein Partei-Zeichen erfunden hatten, welches nachher gleich der dreifarbigigen Fahne oder Kokarde der Franzosen das Vereinigungszeichen der Nationalpartei ward. Sie ließen nämlich auf die herabhängenden Ärmel, welche damals an den Männerrocken neben den eigentlichen getragen wurden, einen Menschenkopf und eine Narrenkappe stiften. Die Letztere wandelte man später in einen Bettelsack und nachher in den Bündel Pfeile um, welcher dann das Wappen der sieben vereinigten Provinzen geworden ist.

Ungeachtet dieses Schrittes wagte Egmont eine Reise nach Spanien. Er wurde von dem Könige, welchem Alles daran lag, die Niederländer ganz sicher zu machen, freundlich empfangen, obgleich derselbe sich gegen ihn sehr heftig darüber äußerte, daß Egmont der Erfinder eines Partei-Abzeichens sei. Auch hielt er ihn nicht ab, wieder nach Hause zurückzureisen. Egmont ließ sich damals durch die tiefe, ächt orientalische Verstellung Philipp's und seines Hofes ganz einnehmen, was er später mit dem Leben büßen mußte. Doch brachte er schon 1565 die Nachricht mit, daß der König fest entschlossen sei, in Beziehung auf die besonders in den nördlichen Provinzen zur Landes-Religion gewordene Ketzerei mit Feuer und Schwert zu wüthen. Auf Egmont's Bericht versammelte sich im Juli 1565 der Staatsrath von Brüssel; um dem Könige Vorschläge zu machen, wie auch ohne Strenge dem Übel durch mildere Mittel abgeholfen werden könne. Dies erbitterte den König im höchsten Grade, und er ertheilte eine so heftige Antwort, daß die Niederländer sich auf das Ärgste gefaßt machen mußten. Welche Plane im Jahre 1565 bei der Zusammenkunft der Königin von Spanien mit ihrer Mutter, Katharina von Medicis, und mit ihrem Bruder, dem französischen König Karl IX., zu Bayonne zwischen Philipp, dem Herzoge von Alba und Katharina ausgemacht worden sind (s. S. 417f.), wollen wir hier nicht untersuchen, da wir bloß Thatsachen berichten. Gewiß ist, daß Katharina schon damals den Truppen, welche Philipp in die Niederlande schickte

wollte, den Durchmarsch zu erlauben versprach. Philipp wollte, Katharina solle mit der Ausrottung der Ketzer beginnen; dies lehnte aber dieselbe klüglich ab, weil sie merkte, daß Philipp die boshafte Absicht habe, sie, während er selbst mit den Niederlanden zu thun habe, in böse Händel mit ihren Unterthanen zu verwickeln.

Da Siglius und Graf Barlaimont auch nach Granvella's Abreise die von demselben angeordneten grausamen Verfolgungen der Protestanten fortsetzen ließen; da die Beschlüsse des Tridentiner Concils, alles Widerspruches der Stände und der Geistlichkeit ungeachtet, dem Lande aufgedrungen worden waren; da endlich die Einführung der Inquisition bevorstand: so wurde 1566 von einigen Herren des niederen Adels eine Verbindung geschlossen, um die Nationalrechte mit den Waffen zu vertheidigen. Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde, war es, der am 25. März 1566 neun Gutsherren, welche keine öffentlichen Ämter hatten, dahin brachte, daß sie in Breda sich eidlich zu dem Versprechen verbanden, das Land mit Waffengewalt gegen die Einführung der Inquisition und eines neuen Rechtes zu schützen. Die darüber aufgesetzte Urkunde, welche der erste Schritt zur Befreiung der sieben Provinzen war, nannte man den Compromiß. Die größeren Herren unterschrieben freilich vorerst eine Acte nicht, in welcher von Gewalt, also von Rebellion, die Rede war. Dagegen nahmen aber Heinrich von Brederode, welcher sein Geschlecht von den alten Grafen von Holland herleitete, Wilhelm's von Nassau's Bruder Ludwig und die Herren von Aremberg und Cuylenburg schon im April 1566 an der ungestümen Bestürmung der Statthalterin und ihrer Räthe Theil. Damals kamen nämlich einige hundert Adelige der nördlichen Provinzen nach Brüssel und machten bei der Herzogin auf stürmische Weise Forderungen, welche diese zu gewähren weder das Recht noch die Macht hatte. Als dieselben Herren nachher in Cuylenburg's Palast zu einem Gastmahle oder, wenn man will, zu einer Orgie versammelt waren, gesellten sich ihnen auch Wilhelm von Dranien, Graf Egmont und Graf Horn zu, welche eigentlich nicht zu ihnen gehörten. Tausende hatten damals schon das Compromiß unterschrieben. Diese Alle eigneten sich den Namen Bettelvolk (*gueux*), mit welchem Graf Barlaimont sie geschimpft hatte, als Parteinamen

an. Zu gleicher Zeit ließen sie die Narrenkappe auf ihren Livreen als Bettelsack gelten, und nahmen statt des Kopfes einen Becher in das neue Gueusen-Wappen auf.

Sie glaubten das Äußerste wagen zu dürfen, weil schon damals überall Hunderte gemartert und verbrannt wurden, was zuerst von Granvella ausging und dann auf Befehl der beiden anderen Zeloten für den wahren Glauben geschah. Freilich hatten auch die Protestanten katholische Kirchen entweiht und zerstört, heilige Gefäße geraubt, überall die Bilder zerschlagen und besonders in Antwerpen arg gehaust. Wilhelm, Egmont, Horn und ihre Freunde sorgten aber für die Bestrafung dieses Unfuges und für die Ersetzung des erlittenen Schadens, als die Regentin zugab, daß der Graf von Bergen op Zoom und Horn's Bruder, der Marquis von Montigny, die Beschwerden der Niederländer an den Thron bringen durften. Diese beiden Abgeordneten warnten nachher von Spanien aus ihre Landsleute vor Philipp's Anstalten. Sie wurden, da sie daselbst blieben, die ersten Opfer der Rache des Königs.

Ehe Philipp seine Veteranen durch den Herzog von Alba aus Italien in die Niederlande führen ließ, übermachte er der Regentin bedeutende Summen, um unter den Wallonen und den flämischen Papisten fünf Regimenter Fußvolk nebst einer Anzahl Reiter werben zu lassen. Mit Hülfe dieser Truppen ließ dann Margaretha gegen die Widerspenstigen und die Kirchen- und Klöster-Räuber militärisch verfahren. Jetzt erkannte Wilhelm von Dranien, daß die Zeit gekommen sei, wo er und seine beiden Freunde ihr fürstliches Vermögen zu Rüstungen verwenden und ihre Landsleute auffordern müßten, die Spanier anzugreifen, ehe dieselben in ihr Land gelangten; Egmont und Horn schenkten ihm aber kein Gehör. Sie ließen sich durch die falsche Freundlichkeit täuschen, welche Philipp ihnen in Spanien bewiesen hatte, und selbst ein an die Regentin gerichteter vertrauter Brief, welchen Wilhelm ihnen vorzeigte, konnte sie nicht aus ihrem Schlummer wecken. Es blieb daher dem Prinzen Wilhelm nichts Anderes übrig, als sich selbst für bessere Zeiten zu erhalten.

Der Herzog von Alba begab sich, wie bereits oben (S. 420. f.) erzählt worden ist, über Genua nach Italien, ward gegen den Willen der Protestanten und selbst aller patriotischen Katholiken

Frankreich's von der Königin Katharina beim Marsche seiner Truppen durch die westlichen Grenz-Provinzen Frankreich's unterstützt, und kam im August 1567 mit etwa zehntausend Mann alter spanischer Truppen zu Dierenhofen im Luxemburgischen an. Er hatte vorgeblich nur den Oberbefehl über die Truppen; die Statthalterin erkannte aber bald, daß ihm ganz unumschränkte Vollmachten ertheilt worden waren. Er legte Garnisonen in die Städte, setzte Statthalter und Commandanten ein und ab, erbaute Festungen, und zog die Großen des Landes zur Verantwortung. Schon am 9. September entbot er die Grafen Egmont und Horn unter dem Vorwande, sie über die Anlage der Befestigungen von Antwerpen um Rath zu fragen, zu sich; sie waren verblendet genug, sich bei ihm einzufinden, und wurden sogleich verhaftet. Auch der Graf von Nassau und der Graf von Hoogstraten wurden vorgeladen. Die noch in Spanien befindlichen beiden Abgeordneten der Niederländer ließ der König wegen ihrer Verbindungen mit seinem unglücklichen Sohn Don Karlos, welcher nachher auf seinen Befehl vergiftet wurde, ebenfalls festsetzen. Der Graf von Bergen op Zoom starb im Mai 1568 als Gefangener, und Alba ließ ihm auch nach seinem Tode noch als einem Hochverräther den Proceß machen.

Die Herzogin drang beim Könige darauf, daß sie sich aus den Niederlanden entfernen dürfe; sie erhielt endlich diese Erlaubniß und verließ bereits im Anfange des Jahres 1568 das Land. Schon vor ihrer Abreise begann Alba seine schauderhafte Laufbahn mit der Einführung der spanischen Inquisition und mit der Errichtung eines politischen Blutgerichtes, welches der Rath der Unruhen genannt wurde. Von diesem Augenblicke an hängt der Religionskrieg der Spanier in den Niederlanden mit den Religionskriegen in Frankreich innig zusammen; wir brechen dahier ab, um noch einige Ergänzungen zu den Bemerkungen beizufügen, welche am Ende des elften Bandes über die Literatur und Bildung des sechszehnten Jahrhunderts gegeben worden sind.

X. Ergänzung der Notizen über Literatur und Bildung der Italiäner, Deutschen und Franzosen im sechszehnten Jahrhundert.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Wenn wir in diesem kurzen Abrisse der neueren Geschichte alle Erscheinungen und Zustände der europäischen Geistesbildung darstellen und die vorzüglichsten Werke neuerer Schriftsteller aufzählen wollten, dann hätten wir längst der Spanier und Portugiesen gedenken, sowie die großen Engländer anführen sollen, welche mit Hülfe der Schriften des Südens diejenige Art von Literaturschufen, deren Vollendung Shakespeare's Dramen sind. Unser Zweck ist aber bescheidener. Wir wollen blos den Zusammenhang des Bildungsganges der drei genannten Nationen nachweisen und, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, die Erscheinungen, welche für unseren Zweck wichtig scheinen, näher bezeichnen. Deshalb sind zwar schon früher alle die italiänischen Schriftsteller angeführt worden, welche bis auf den heutigen Tag für klassisch gelten; es müssen aber auch noch diejenigen Männer erwähnt werden, durch welche, weil man in Italien sie als Muster ansah, die Franzosen und Deutschen auf einen Irrweg gebracht wurden, aus welchem die Ersteren erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, die Letzteren erst im achtzehnten sich wieder herausfinden konnten. Die halb geistliche, halb weltliche Geschichte der christlichen Kirche, welche mit der Kirchen-Reform zusammenhing und zum Theil polemisch, aber auch gründlich

und durch Acten und Urkunden belegt war, und die Anwendung der klassischen Gelehrsamkeit auf sittliche und religiöse Bildung wurden in den drei Ländern gleichzeitig versucht, in Italien aber freilich nicht geduldet. Wir finden daher einen Peter Paul Bergerio, einen Peter Martyr Vermiglio und einen Ochino in Deutschland, Frankreich und sogar in England als Verkündiger eines neuen Lichtes aufgenommen.

Von deutscher Bildung läßt sich im sechszehnten Jahrhundert wenig reden; denn dort feindete die theologische Polemik jedes bessere Studium an, weil die Fürsten und die theologischen Professoren unablässig bemüht waren, Concordien-Formeln zu schmieden, oder mit anderen Worten, geseglich zu bestimmen, was zum Behufe der Einigkeit des Glaubens jeder Mensch, ohne weiter zu fragen, von übernatürlichen Dingen für wahr halten müsse. Darin waren die Tübinger und Wittenberger Theologen am eifrigsten. In Sachsen wurden Alle, welche die klassische Bildung der Genfer und Heidelberger Gelehrten sich aneigneten, als Kryptocalvinisten verfolgt und Hunderte von Geistlichen und Schullehrern von ihren Stellen und aus dem Lande getrieben.

2. I t a l i e n .

a. Gelehrsamkeit, Kunst und Poesie als Luxus der italiänischen Höfe.

Von den Verdiensten des Hauses Medicis haben Roscoe und Andere ausführlich und lobrednerisch gehandelt. Auch hat Roscoe wie Alle, welche von seiner Ansicht ausgehen, mit mehr Enthusiasmus, als wir es vermöchten, von den Bemühungen geredet, durch welche die Kunst und die Wissenschaft unter einem moralisch gesunden Geschlechte gleich einer erotischen Pflanze gehegt und gepflegt wurden. Wir wollen daher nur anzeigen, was in Italien geschah, und welche Art von Poesie durch Katharina von Medicis von dort nach Frankreich gebracht wurde.

Was die Gelehrsamkeit betrifft, so ward in diesem Jahrhundert die Bibliothek des Vatikan (s. Th. IX, S. 451—453) die erste in Europa. Es fand zwar in der Zeit von Julius II. an bis auf Sixtus V. ein abwechselndes Begünstigen und Vernachlässigen derselben Statt; allein die Zahl der Handschriften

nahm doch stets zu. Unter Leo X. waren Sadoletus, Bembo und Johann Vascaris auf rühmliche Weise für das Sammeln thätig, und Beroaldus der Jüngere stand der Bibliothek lange Zeit als Aufseher vor; diese Männer waren aber insgesammt für das Märcium begeistert. Der vatikanischen Bibliothek kam die der Mediceer (s. Th. IX. S. 450 f.) am nächsten. Sie wurde zuerst von Florenz nach Rom und dann wieder von da nach Florenz gebracht und hier mit großem Aufwande vermehrt. Die Marcus-Bibliothek in Venedig, welche die des Cardinal Bessarion in sich faßte (s. Th. IX. S. 453), erhielt durch den Bau von 1529 ein würdiges Local. Auch zu Turin ward im sechszehnten Jahrhundert durch den Hellden Emanuel Philibert eine prächtige Bibliothek und Gallerie eingerichtet. Ebenso erhielt die Stadt Urbino die unschätzbare Bibliothek des letzten Herzogs von Urbino zum Geschenke. In Modena endlich wurde die ehemalige Bibliothek des Hauses Este neu errichtet.

Das Kapitel von den Künsten dürfen wir nicht berühren. Wir bemerken nur, daß unter Leo X. die goldene Zeit der Kunst war, und erinnern an Künstler, welche in unseren Tagen jedem Gebildeten bekannt sind, an einen Polydor da Caravaggio, einen Raphael und einen Michel Angelo Buonarrotti, die beiden Letzteren ebenso wie Leonardo da Vinci, welcher im vorhergehenden Jahrhundert zu Mailand lebte, als Dichter und als Meister in allen Künsten gleich groß: ein seltener Fall! Titian verewigte sich in Venedig. Giovanni d'Udine und Prino del Bega waren Raphael's Mitarbeiter an den Stützen des Vatican. Um den kolossalen Bau der Peters-Kirche zu vollenden, brandschagte Pabst Leo X., zum großen Schaden der geistlichen Gewalt-Rom's, die ganze Christenheit. Wenn wir die Namen der Künstler nennen, welche bei diesem Baue gebraucht wurden, so lernt man dadurch die vorzüglichsten Baukünstler der neuen Zeit kennen. Diese Männer waren nach einander: Bramante, Baldassare Peruzzi, Raphael, Giulio Romano und Michel Angelo Buonarrotti. Von den Mediceern waren schon seit dem ersten Kosmus die Künste und die Künstler geschützt worden. Unter den Prinzen des Hauses Este zeichneten sich durch diesen Schutz besonders der Cardinal Hippolytus von Este und die Herzöge Hercules II. und

Alphons II. aus, welche auch die politischen Wissenschaften zu fördern suchten. Das Haus Gonzaga zu Mantua begünstigte vorzugsweise die unmittelbar auf das Leben anwendbaren Wissenschaften, die Naturkunde, Mathematik und Physik.

In Betreff der Dichtkunst ist bereits im elften Bande (S. 432—434) bemerkt worden, daß Tasso, welcher schon in vielen Stellen seines besetzten Jerusalem das Weiße dem Kräftigen, das erkünstelte Gefühl dem natürlichen, das Melodramatische dem Epischen vorzog, durch seine Hirtengedichte dem reinen italiänischen Geschmack auf dieselbe Weise schadete, wie unser Gefner durch seine Idyllen dem deutschen, gerade weil Beide der Sprache und der Form völlig mächtig waren. Eine Kritik von Tasso's Gedichten gehört nicht hierher; wir wollen nur zeigen, auf welche Weise Tasso Schöpfer der falschen rhetorischen und gelehrten Poesie war, welche nach ihm in Italien herrschend ward, und von der sich die Deutschen im achtzehnten Jahrhundert so schwer trennten. Sein berühmtes Schäfergedicht *Amyntas* hat, wie der Titel zeigt, eine Person der Mythologie, einen Enkel des Pan, zum Helden; *Sylvia*, die Geliebte desselben, ist die Tochter eines Flüßgottes. Nichts desto weniger erscheint Tasso darin als *Thyrsis*, und durch das Ganze hindurch merkt man das Studium des unwüthigen Rhetors und Tragikers *Seneca*. Dies mag genug sein, um die erste Erscheinung der erkünstelten Natur zu bezeichnen, welche die folgenden Schäferdichter, denen man Talent und Schulbildung nicht absprechen kann, immer mehr zu überbieten suchten.

Dem Tasso war eigentlich der Neapolitaner *Sannazaro*, welcher schon 1458 geboren war, vorangegangen, und der ungläubliche Beifall, den dieser im sechszehnten Jahrhundert beim Volke und besonders bei klassisch-gelehrten Männern seiner Zeit fand, beweist am besten, daß die Zeit den Sinn für schöpferische Poesie verloren hatte und einer gekünstelten bedurfte. *Sannazaro* machte sich zuerst durch lateinische Gedichte berühmt, und ist unter den Vielen, welche dem *Horaz* nachgestümpert haben, der beste. Die Kenner des Alterthums wurden durch sein Talent der Nachahmung alter Formen und durch seine Kennerchaft der alten Sprache bestochen; sonst hätten sie unmöglich sein Gedicht von der Niederkunft der heiligsten Jungfrau (*de partu virginis*) so unmäßig loben

können, wie sie thaten. Barth, Manutius, Scipio Gentilis, ja sogar Scaliger sagen, daß dieses Werk eines der merkwürdigsten dichterischen Producte sei, welche seit den Zeiten der alten großen heidnischen Dichter hervorgebracht worden sind. Was man in seiner Zeit wagen durfte, wenn man nur das äußere Gebäude der Kirche nicht antastete, kann aus dem berühmtesten Gedichte Sannazaro's, sowie aus einer Äußerung des Kardinals Sadoletus ersehen werden. Letzterer durfte, als er einen Bekehrungsbrief schrieb, den Ausdruck zu gebrauchen wagen, es sei dem heiligen Geist und ihm eingefallen (*visum est spiritui sancto et mihi*) den Brief zu schreiben; der Erstere führt in seinem Epos von der Geburt des Heilands den Namen Jesus nie an, weil derselbe unlateinisch ist; er läßt ferner in diesem Gedichte nicht nur Dryaden und Nereiden erscheinen, sondern auch, da das Wort Prophet den Römern unbekannt war, den Proteus weissagen, und nennt Maria die Hoffnung der Götter (*spes deorum*). Sannazaro's italiänisches Gedicht *Arcadia*, welches aus Prosa und Versen besteht, erlebte gleich nach seiner Erscheinung (1534) sechszehn Auflagen, was am besten beweist, daß schon um diese Zeit die Gelehrsamkeit dem Geschmacke verderblich geworden war. Da nun damals alle Höfe der italiänischen Mode und Politikhuldigten, so ergriff das Wohlgefallen an erkünstelter Natürlichkeit und an rhetorischer Überladung die ganze vornehme Welt von Europa.

Wir wollen die Dichter, welche hierzu beigetragen haben, nicht einzeln aufzählen, weil sie größtentheils alle Bedeutung verloren haben; wir übergehen deshalb auch Chiabrera und Ruggieri mit Stillschweigen, und erwähnen nur Guarini und den Ritter Marino, weil jener in Italien von 1580 bis 1613 den Ton angab, und weil dieser den falschen Geschmack nach Frankreich verpflanzte. Guarini's treuer Hirt (*Pastor fido*) erschien 1580, und alle Welt bewunderte dieses Gedicht als ein Meisterstück, obgleich es eigentlich mehr ein Werk der Gelehrsamkeit als der Dichtung ist. Die Italiäner nennen das Buch eine Tragikomödie und haben eine ganze Literatur für und wider dasselbe; es enthält indessen nur ganz gewöhnliche Liebesabenteuer der Höfe auf eine leichte und zierliche Weise eingekleidet und in einem anständigen

Tone gehalten. Die Einfalt der Schäferwelt, welche als Hülle dienen soll, läßt freilich der eigentliche Stoff nicht zu; doch findet man in dem Gedichte, das auch jetzt noch gelesen wird, den Schwulst des Marino nicht. Der Verfasser verfuhr bei der Ausarbeitung ganz wie ein eigentlicher Gelehrter, nicht wie ein Dichter: er gab das Gedicht nicht eher heraus, als bis er es den Gelehrten, seinen Freunden, mitgetheilt und nach ihrem Rathe verbessert hatte. Selbst die Franzosen, die doch die Schäferwelt ganz anders betrachten als wir, tadeln, daß Guarini immer die witzige Spitze (la pointe) suche.

Der Ritter Marino kam durch Heinrich's IV. geschiedene Gemahlin, Margaretha von Valois, nach Frankreich, wo er nachher durch dessen zweite Gemahlin, Maria von Medicis, am Hofe begünstigt wurde. Durch den Hof verbreiteten sich seine unzähligen Arbeiten, in welchen er den Geschmack durch endlose Schäfergedichte, sowie durch eine ganz übertriebene Bildersprache und unnütze Metaphern (wie das bekannte sudano i fuochi a preparar metalli) ganz verdarb. Als dieser Geschmack in Frankreich zu verschwinden begann, weckten ihn in Deutschland zwei sehr gute, eines besseren Geschmackes sehr würdige Köpfe, Lohenstein und Hofmannswaldau, wiederum auf, und es bedurfte eines Gottsched, um in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts den falschen Geschmack der Schule Marino's wieder auszurotten. Wir dürfen hier weder von den ärgerlichen Streitigkeiten, welche das ganze Leben Marino's bezeichnen, noch von der unnatürlichen Poesie desselben ausführlicher reden. Es ist genug, wenn wir nur die äußere Form seines Hauptgedichtes näher bezeichnen. Dieses sonderbare Idyll ist das Heldengedicht Abonis; es besteht aus zwanzig Büchern oder Gesängen in Ottave Rime, so daß es also in den fünftausendeinhundertvierundachtzig Stanzas nicht weniger als einundvierzigtausendvierhundertachtundvierzig Verse enthält.

b. Versuche der Italiäner, das Studium der Alten auf die Religions-Lehre des Christenthums anzuwenden.

Die Versuche, die Volks-Religion zu verbessern und die philosophische und philosophische Kritik auch in Glaubenssachen anzuwenden, mußten aus vielen Ursachen in Italien scheitern, wo alle

Regierungen über den Glauben strenge wachten, und wo das Volk und die Künstler mehr durch die bildenden Künste und die Poesie erregt wurden, als durch die Sittenlehre, für die man in Italien keinen Sinn hatte. Alle Gebildeten nahmen die christliche Religion so, wie seiner Zeit Cicero und seine Zeitgenossen die heidnische; das Volk aber ward durch die Symbolik und sogar durch Ceremonien, welche der bessere Theil des Klerus mißbilligte, so sehr an das Herkömmliche gefesselt, daß es einer Lehre, wie die in Deutschland und in Genf gepredigte, fast unzugänglich war. Nichtsdestoweniger wurden Versuche gemacht, welche wir anführen müssen, weil die Männer, welche sie machten, diesseit der Alpen glücklicher waren, als in ihrem Vaterlande.

Ein Buchhändler zu Pavia, Calvi, brachte aus Basel mehrere Exemplare von Schriften Luthers mit. Calvinus hielt sich einige Zeit in Ferrara auf, und sein Katechismus ward, wiewohl ohne Nennung seines Namens, italiänisch gedruckt. Melanchthon's Dogmatik (die loci theologici) wurde bekannt gemacht*). Ein Abt zu Lucca machte den Versuch, eine theologische Anstalt deutscher Art in dieser Stadt zu gründen. Dies konnte unmöglich gelingen. Der edle Abt, Peter Martyr Vermiglio, und Martinenghi und Paul Tacize, welche an der Anstalt gelehrt hatten, mußten Italien verlassen. Auch der Ordens-General der Kapuziner, Dschino, entfernte sich 1542 aus seinem Vaterlande, und opferte seiner inneren Überzeugung alle äußeren Vortheile. Diese Männer wurden Professoren zu Straßburg, und als nach Heinrich's VIII. Tode in England endlich wahrhaftig, nicht wie vorher nur zum Scheine, das Evangelium gepredigt werden sollte, lehrten Dschino und Peter Martyr zuerst auf der einen und dann auf der andern Universität dieses Landes. Durch die Verfolgung der Protestanten unter der Königin Maria wurden beide Männer genöthigt, auf das Festland zurückzukehren. Peter Martyr blieb nachher in Straßburg; Dschino aber, welcher im Reformiren weiter gehen wollte, als Luther und Calvin, wurde von den Nachbetern derselben ebenso heftig verfolgt, wie von den Katholiken. Seine Meinungen oder Irrthümer, die wir keineswegs billigen, anzuführen, ist hier der

*) Unter dem Titel: *I principii della theologia d'Ipposilo, daterra negra.*

Ort nicht. Die Art, wie man ihn verfolgte, war gewiß ungerecht. Die von ihm geschriebenen italiänischen Unterhaltungen über streitige Punkte (dialoghi), die ein gelehrter, von den Protestanten ebenfalls verfolgter Italiäner, Castalio, 1563 in ganz vortreffliches Latein übersezte, weckten den Theodor de Beza, welcher Calvin's reformirtes Pabstthum erbte. Beza bewirkte, daß der arme Mann zuerst aus Zürich und dann unter den traurigsten Umständen im harten Winter auch aus Basel getrieben ward. Dchino begab sich hierauf nach Polen, wo man damals auch sogar Unitarier duldete. Dort spürte ihn der päpstliche Nuntius, Cardinal Commendone, auf, und dieser ruhte dann nicht, bis Dchino auch aus Polen ausgewiesen worden war. Auf der Reise durch Mähren ereilte ihn der Tod.

Auch Peter Paul Bergerio, welchen Pabst Clemens VII an Luther schickte, ward später gerade wegen seiner Unbefangenhett im Religions-Streite, um derentwillen ihn der Pabst an Luther gesandt hatte, verdächtig. Er war 1532 Advokat und Professor der Rechte in Padua, ward vom Pabst Paul III. noch einmal nach Deutschland gesandt und hierauf zum Bischof von Capo d'Istria ernannt, nachher ließen ihn aber die Obscuranten zur Verantwortung nach Rom vorladen, weil er dem Mönchswesen feindlich war. Er appellirte darauf vom päpstlichen Stuhle an das damals versammelte Concilium von Trident, und als dieses ihn an den Pabst wies, ward er Protestant. Er war übrigens mehr Belletrist als Theolog.

Dieserigen Italiäner, welche die Lehre von der Gottheit Christi mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit bestritten, gründeten, weil man sie in andern Ländern nicht duldete, in Polen, Ungarn und Siebenbürgen eigene Gemeinden, nachdem die Berner, welche damals mit den Genfern in Unduldsamkeit wetteiferten, den Gentile wegen Irreligiosität hatten enthaupten lassen. Die Glieder dieser Gemeinden nannte man Socinianer, weil Lätius Socinus und sein Neffe, Faustus Socinus, die Gründer derselben waren. Lätius, durch Gentile's Schicksal gewarnt, sprach sich über seine Lehre nicht aus; was Faustus und seine Freunde schrieben, ward in mehreren Folianten gedruckt (Bibliotheca fratrum Polonorum).

3. Deutschland und Italien.

a. Kirchengeschichte.

Da sowohl in Deutschland als in Italien am Ende des sechszehnten Jahrhunderts die schönen Wissenschaften den realen, mathematischen und unmittelbar im Leben brauchbaren weichen mußten, so glauben wir hier der Sammlungen von Actenstücken und Nachrichten gedenken zu müssen, welche für den Religions-Streit der Katholiken und Protestanten unentbehrlich waren. Wir wollen dabei die deutschen Arbeiten mit den Leistungen der Italiäner verbinden, um zu zeigen, daß durch den Streit der Parteien nicht bloß Zänkerey und Schimpfen, sondern auch eine durchaus neue, den Alten unbekannt, vermittelst der beigefügten Urkunden von dem Urtheile des Schriftstellers ganz unabhängige Geschichte hervorgerufen wurde. Gelegentlich können wir dann auch des großen Geschichtschreibers Paul Sarpi gedenken.

Bei dem Streite über die Rechte der Kirche und über die Überlieferungen in derselben kam, da die Protestanten wie die Katholiken auf das Ansehen kirchlicher Schriften, auf die Kirchenväter und auf den Buchstaben der heiligen Schrift das größte Gewicht legten, Alles auf Kritik, auf Documente und auf historische Ereignisse an, welche, wie bei den Engländern im Gerichte das frühere Verfahren (precedents), statt einer Gesetzesstelle dienen konnten. Alle Actenstücke waren aber in den Händen der alten Kirche. Die deutschen Protestanten beschloßen daher, die Resultate ihrer Forschungen über die früheren Jahrhunderte des Christenthums in einem großen Werke niederzulegen, dessen Redaction dem Flacius Illyricus übertragen wurde. Dieser reiste umher und sammelte Rath und Beiträge. Neben ihm arbeiteten an dem Werke am thätigsten Wigand, Juder, Faber und Corvinus. Der Sitz der Redaction war zuerst Magdeburg, daher der Namen des Werkes: Centuriae Magdeburgenses. Nachher wurde es zu Wismar redigirt. Neben den genannten Redactoren waren sehr viele andere Männer als Mitarbeiter mit dem Werke beschäftigt. Dreizehn Centurien wurden fertig, und diese erschienen in eben so vielen Folianten, deren lateinischen Titel wir unten

Deutschland u. Italien. Kirchenhistorie im 16. Jahrhundert. 453
beifügen *). Wigand hatte auch das fünfzehnte und das sechs-
zehnte Jahrhundert ausgearbeitet; wir wissen aber nicht, warum
dieser Theil des Werkes nicht gedruckt worden ist.

Dies Werk bildete seit seiner Erscheinung die Kistkammer aller
derer, welche für diejenige Form kämpften, die die Protestanten
der christlichen Lehre und Kirche geben wollten. Man mußte also
auch von Seiten der Katholiken Anstalten treffen, um Geschichte
mit Geschichte bekämpfen zu können. Zwar zogen viele gelehrte
Italiäner gegen die Centurien der deutschen Keger zu Felde, und
unter ihnen befand sich auch der wüthende Kegerfeind Girolamo
Muzio; es wurde aber wenig ausgerichtet. Muzio war reicher an
Schimpfwörtern als an Gründen und historischen Beweisen. Dies
hatte er schon in seinen Schriften gegen Ochino und Bergerio, so-
wie in vielen anderen bewiesen; er zeigte es auch in dem aus zwei
Büchern bestehenden Werke, welches er 1570 gegen die ersten
zwei Centurien der Deutschen herausgab. Er selbst fühlte, daß
seine Waffen stumpf seien, und ganz Italien, welches damals noch
der Hauptsitz der klassischen Gelehrsamkeit war, fühlte es mit ihm.
Dies bewog den Cardinal Baronius, der protestantischen Kirchen-
geschichte eine ganz im Geiste der päpstlichen Kirche geschriebene,
mit allen Urkunden versehene kirchlich-politische Geschichte entgegen-
zusetzen. Dazu wurde von Rom aus alle Welt aufgeboten. Seit
1568 beschäftigte sich der Cardinal nebst einem ganzen Heere an-
derer Gelehrten damit, nicht bloß die Acten des Vatican, sondern
auch die aller Kirchen von Europa zu durchsuchen und sie, wiewohl
mit großer Behutsamkeit, den von ihm in sehr gutem Latein ge-
schriebenen Jahrbüchern (Annales) der päpstlichen Kirche an den
passenden Stellen einzuverleiben. Dieses Werk, welches bis 1498
geht, ward 1588 bis 1607 in zwölf Folio-Bänden gedruckt. Es
ist ganz vom Cardinal selbst geschrieben worden, und zwar während
einer Zeit von vierzig Jahren. Das Griechische verstand Baronius

*) *Ecclesiastica historia etc. congesta per aliquot studiosos et pios viros in urbe Magdeburgica, 1559—1574, 13 voll. Abgeändert erschien das Werk später per Ludov. Lucium, Basileae, 1624, 3 voll. Am bekanntesten ist es in dem Auszuge von Lukas Oslander: *Osiandri Epitome historiae ecclesiasticae centuriae XVI*, Tubingae, 1592—1604 in neun Quartanten. Dieser Auszug ward von Fürter ins Deutsche übersetzt.*

nicht; er ließ es sich von Muzio, den er auch oft nennt, übersetzen. Baronius hatte bereits drei neue Bände zur Fortsetzung des Werkes fertig, als er starb. Diese Bände wurden dann dem Cardinal Raynaldus für seine bis 1565 reichende Fortsetzung überlassen, welche 1645 bis 1677 in zehn Folianten erschien. Von 1565 an führte Laderchi das Werk bis 1572, von hier an aber Henri de Sponde oder Spondanus bis 1640 fort. Eine andere Fortsetzung schrieb der Pole Bzovius in acht Folianten.

Das ganze Werk ist nicht nur als Sammlung, sondern auch dadurch wichtig, daß man, was sonst unglaublich wäre, aus den eigenen Worten der Cardinäle nachweisen kann, welche Abgeschmacktheiten und naïv=abergläubischen Geschichten selbst gründlich gelehrte Männer wie Baronius, zum großen Nachtheile ihrer eigenen Kirche, den Gelehrten und Geistlichen zu vertheidigen zumuthen durften. Dies fühlte ein verständiger Mönch, Pagi. Er folgte daher den Annalen Schritt vor Schritt kritisch, zog aber zugleich in seiner ebenfalls mehrere Folianten füllenden Kritik des Baronius sehr viele wichtige Denkmale der Profan= und Kirchengeschichte ans Licht, und behandelte die ganze Zeitrechnung mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit. Pagi's Werk scheint uns sowohl in Bezug auf die Prüfung der Quellen, als auch in Hinsicht auf gesunde Beurtheilung mit wenigen anderen verglichen werden zu können, und hält sich zwischen der Einseitigkeit der protestantischen Professoren und der päpstlichen Cardinäle des siebenzehnten Jahrhunderts in einer weisen Mitte. Es wird daher auch jetzt in den Ausgaben des Baronius diesen stets beige druckt, weshalb die Ausgabe von Mansi eine ganze Reihe von Folianten umfaßt *).

Von ganz anderer Art ist das Verdienst, welches sich Fra Paolo Sarpi im sechszehnten Jahrhundert um die Kirchengeschichte erworben hat. Die angeführten Werke sind Sammlungen, und die Verfasser derselben beweisen überall, daß sie den polemischen Zweck haben, die Lehren und die Verfassung der beiden streitenden Kirchen gegen einander zu vertheidigen. Sarpi dagegen hat mit den Dogmen nichts zu schaffen, sondern vertheidigt bloß die

*) Baronii Annales cum continuatione Raynaldi et critica Pagii edidit Mansi, Luccae, 1738—1758, 38 voll., Fol.

Rechte der Bischöfe und der weltlichen Obrigkeit gegen die Anmaßungen der Päbste. Sarpi gehörte zu den äußerst seltenen Männern, welche ausgezeichnete Anlagen für die allerverschiedensten Wissenschaften in sich vereinigen. Als Beispiel mag dienen, daß man lange dafür halten konnte, Sarpi sei der Entdecker der Geseze des Blutumlaufes im menschlichen Körper gewesen. Seine Entdeckungen in der Optik, der Physik, der Chemie und der höchsten Mathematik sind unbestritten. Außerdem verstand er ganz vortreflich Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Chaldäisch.

Wir haben hier nicht von Sarpi als politischem Schriftsteller und Vertheidiger der Grundsätze der kirchlichen Regierung Benedig's gegen die päpstliche zu handeln, so sehr bedeutend er auch in dieser Beziehung ist; wir reden von ihm blos als dem Verfasser des Tridentinischen Concils (Storia del concilio Tridentino), welchem Werke er seinen Namen in dem Anagramm Pietro Soave Polano vorsetzte. Obgleich er Theolog und Staats-Consultor der mächtigen Republik Benedig war, so wagte man doch in Italien nicht, dieses Buch zu drucken; Marc Antonio de Dominis nahm es mit nach London, wo es 1619 erschien. Im Jahre 1629 ward es von Diodati in Genf aufs neue verlegt. Sarpi's Styl ist nicht so ängstlich klassisch, wie der des Machiavelli, oder mit anderen Worten nicht mehr römisch als italiänisch; er ist nicht so gedehnt und auf französische Weise klar, wie der des Davila; er ist endlich nicht in Folge eines bewunderungswürdig künstlichen Baues unendlich langer Perioden so rhetorisch mühsam, wie der des Guicciardini. Sarpi erhebt sich selten zum Rednerischen oder Pathetischen; aber er überzeugt durch ruhigen, verständigen Vortrag und durch die Wahrheit der Thatsachen. Von der Dreistigkeit Davila's, welcher alle Beweggründe der Handlungen kennt, alle Geheimnisse enthüllt und von allen Berathschlagungen Nachricht gibt, ist Sarpi weit entfernt. Er schreibt würdig und correct, stroßt aber nicht, wie Davila, von Anekdoten. Dafür kann man ihm jedoch auch nicht, wie diesem, urkundlich nachweisen, daß es ihm nicht um die Wahrheit, sondern um die Unterhaltung seiner Leser zu thun ist. Sarpi ist übrigens gleich unserem Lessing ein merkwürdiges Beispiel, wie man theologische Materien so behandeln kann, daß sie für jeden Gebildeten anziehend werden. Von einem gewissen Fehler der

pragmatisirenden Geschichtschreiber, besonders der französischen und italiänischen, ist er jedoch nicht frei; er erzählt nämlich nicht blos, wie die Begebenheiten entstanden sind und sich entwickelt haben, sondern er verfolgt auch die Erscheinungen noch über den Punkt hinaus, wo sie ins Licht treten, bis in das Dunkel des Werdens.

Sarpi hat, was für unsere Zeiten und wegen der erneuten Religions-Zänkereien besonders hervorzuheben ist, nach dem Zeugnisse aller seiner Zeitgenossen, außer den Jesuiten, durch sein Buch und durch sein Leben den Beweis geliefert, daß man ein vollkommen guter katholischer Christ sein kann, ohne sich zu den Grundsätzen zu bekennen, welche die Päbste haben aufstellen lassen. Weil er im Glauben, wie im Stylisiren und Politisiren eine weise Mitte hielt, so hat er, wie das auch jetzt noch täglich geschieht, wenn Einer weder dem festen Unglauben, noch dem blinden, allen Fortschritten trotgenden Glauben huldigt, von den beiden äußersten Enden oft starken Tadel erfahren. Man findet ihn nämlich bald nicht abergläubig genug, bald vermißt man bei ihm Machiavelli's Toscanismen und überhaupt die Künstelei am Periodenbau, sowie die Kabinets-Politik seiner Zeit. Zuviel Ernst, Würde und Salbung finden in ihm die Leser Davila's, deren Zahl wahrscheinlich viel größer ist, als die Zahl derer, welche ernstliche Belehrung über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Gesellschaft und über wahre und ächte Religiosität im Contrast gegen Ceremonien und Formeln-Wesen lieben und suchen.

b. Deutsche Dichtkunst und Geschichtschreibung im sechszehnten Jahrhundert.

Die deutsche Dichtung des sechszehnten Jahrhunderts ist von der des achtzehnten durch eine so weite Kluft getrennt, daß es uns Pflicht scheint, sie hier, wo blos vom Fortschreiten und vom Zusammenhange der Bildung der ganzen europäischen Menschheit die Rede sein soll, so kurz als möglich zu behandeln. Viele patriotische und religiöse Männer unter den Deutschen, welche die Sprache und Literatur der Deutschen jenes Jahrhunderts sorgfältiger studirt haben als wir, können außerdem allen denen, die aus Patriotismus und aus Vergnügen am Einheimischen eine Belehrung über die Werke der Dichtkunst, der Geschichte u. s. w. suchen,

diese gründlicher geben, als wir zu thun im Stande wären. Wir wollen deshalb über die eigentliche Volks-Literatur, den theologischen, polemischen und ascetischen Theil, welcher vielleicht der stärkste und zugleich originellste war, allein ausgenommen, nur kurze Notizen geben und dagegen unser Augenmerk besonders auf die realen oder exacten Wissenschaften richten. Dies wird aus dem Grunde geschehen müssen, weil wir im folgenden Jahrhundert sehr ausführlich vom größten Geiste unserer Nation, von Kepler, reden müssen, den die undankbare Nachwelt oft viel zu weit hinter Newton zurückgesetzt hat.

Die Dichtung ward eines Theils meistens noch von den sogenannten Meistersängern handwerksmäßig und im Geiste der wackeren, biederen, frommen, häuslichen und sparsamen, aber keineswegs poetischen sogenannten Bürgerleute betrieben, und war anderes Theils geistlich oder auch satyrisch. In Betreff des Meisterserganges hat bekanntlich der Nürnberger Hans Sachs nicht bloß bei seinen Zeitgenossen den höchsten Ruhm erlangt, sondern seine Gedichte sind auch in den neuesten Zeiten wieder gelesen, gepriesen und herausgegeben worden. Hans Sachs ist das Haupt einer Schule und die Krone der Meistersänger gewesen, obgleich man ihn im hohen Alter, wie den großen Kepler, in Mangel und Elend sinken ließ. Seine Gedichte sind jedoch so leicht zugänglich, und mit so geringer Schwierigkeit des Verständnisses zu lesen, daß jeder unserer Leser sich bei einem flüchtigen Blick auf seine Werke selbst ein Urtheil bilden wird.

In Hinsicht auf die geistliche Dichtung in deutscher Sprache und insbesondere auf das Kirchenlied, welches seit Luther's Zeit sehr emporkam, glauben wir, daß dieses erst im siebenzehnten Jahrhundert eigentlich geniale Bearbeiter fand, oder mit anderen Worten, daß es erst von den Männern, welche mit der trockenen und starren Katechismus-Lehre der sogenannten symbolischen Bücher nicht zufrieden waren, zu hoher Vollendung gebracht worden ist. Was die satyrischen Schriften, den Till Eulenspiegel, den Reineke Fuchs, das Narrenschiff und andere auf die Bürgerklasse, nicht auf die in Schulen Gebildeten berechnete Dichtungen angeht, so haben wir derselben schon früher (Th. IX. S. 425 ff.) Erwähnung gethan. In Bezug auf Fischart aber, den Übersetzer der Unge-

zogenheiten des Rabelais, brauchen wir nur noch hinzuzufügen, daß derselbe eine Flöhhyge dichtete, um deutlich zu machen, von welcher Art sein Witz war. Von Kollenhagen endlich, welcher den Krieg der Mäuse und Frösche oder den Froschmäuseler dichtete, läßt sich eben so wenig als von Fischart behaupten, daß er den Geschmack der Nation gereinigt oder den Fortschritt ihrer Bildung gefördert habe. Dies wird man schon daraus schließen können, daß sein scherzendes oder spottendes Gedicht zu einer ganzen Iliade angewachsen ist; denn es enthält nicht weniger als zehntausend sehr lästig gereimte Verse.

Die deutschen Romane des sechszehnten Jahrhunderts sind wenigstens zum Theil originell, was die des siebzehnten nicht sind; wir wollen indessen nur zwei derselben nennen, die „Legende und Historie vom Ritter, Herrn Polycarpus“ und die unter dem Volke jener Zeit sehr verbreitete „lustige und lächerliche Valenburg, d. i. der Schiltburger abenteuerliche Geschichten“. Zwei Reisebeschreibungen, die eine in Prosa, die andere in Versen, müssen ebenfalls erwähnt werden, obgleich die Letztere erst im achtzehnten Jahrhundert in Beckmann's Anhängen (Accessiones) zu seiner Anhaltischen Geschichte gedruckt ward. Diese ist „Ludwig Fürst von Anhalt Köthen Reisebeschreibung durchs Niederland, Engelland, Frankreich, Italien von ihm selbst in deutsche Verse gebracht“, die andere aber des Hans Breuning von und zu Burchenbach orientalische Reise im Jahr 1579, welche 1612 zu Straßburg gedruckt wurde.

Man sieht auf den ersten Blick, daß alle angeführten Schriften neben den klassischen, die man in den Schulen erklärte, und neben den italiänischen, welche in den Händen der vornehmen Welt waren, weder ästhetische, noch statistische oder historische Bedeutung haben konnten. Wir haben daher auch nur einige Bücher-Titel angeführt, um zu zeigen, daß das eigentliche Volk d. h. mit anderen Worten die nicht in gelehrten Schulen gebildeten Deutschen noch immer in Rücksicht der Verfeinerung des äußeren Lebens und Verkehrs weit hinter den anderen Völkern des germanischen Stammes zurückblieben.

Zwei Niederländer schrieben über Angelegenheiten der Zeit, besonders mit Beziehung auf deutsche Verhältnisse Denkwürdigkeiten, welche mit den vorzüglichsten der Franzosen verglichen werden

önnten, wenn sie nicht lateinisch geschrieben wären. Der Eine ist Hubert aus Lüttich, welcher den nachherigen Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, ehe dessen Bruder gestorben war, auf allen seinen abenteuernden Reisen begleitete und dessen Leben nachher zu Heidelberg in der Leyergasse beschrieb. Das Buch ist unterhaltend und gut geschrieben, und gibt vom Leben und Treiben der höheren Klassen in Spanien, England, Frankreich und Deutschland eine recht anschauliche Vorstellung. Wir würden auf diese in ihrer Art bei den Deutschen seltene Schrift näher eingehen, wenn nicht neulich zuerst der Hauptinhalt derselben deutsch herausgegeben und nachher durch Häusser in der Geschichte der Pfalz ein vorzüglicher Gebrauch von ihr gemacht worden wäre, so daß wir zur Ersparung des Raumes uns mit einer bloßen Erwähnung begnügen können.

Dem anderen jener beiden Niederländer verdanken wir ganz vortreffliche Nachrichten und unterhaltende Beschreibungen in Betreff der türkischen Geschichten, deren in diesem Bande Erwähnung gethan worden ist, und in Hinsicht auf den französischen Religionskrieg, dessen später noch gedacht werden wird. Dieser Schriftsteller ist Auger Gislen von Busbec, der sich unter den drei Kaisern Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. als Gesandter und als Gelehrter um die österreichische Monarchie, sowie um die Wissenschaften, welche Rudolf II. mit mehr Eifer und Glück betrieb, als die Regierungsgeschäfte, bedeutende Verdienste erworben hat. Busbec machte im Auftrage der Kaiser zwei Reisen in den Orient. Die erste führte ihn bis nach Amasia, weil bei seiner Ankunft in Constantinopel Sultan Suleiman II. in den fernen Gegenden des schwarzen Meeres verweilte. Er hatte eigentlich den Auftrag, als Gesandter in Constantinopel zu bleiben, kehrte aber alsbald mit einem Schreiben des Sultans nach Wien zurück, da dieser nur einen sechsmonatlichen Waffenstillstand gewähren wollte. Die zweite Reise in die Türkei übernahm Busbec für Maximilian II. Er war bei dieser Gelegenheit glücklicher als vorher; denn er erlangte jetzt nicht bloß einen Waffenstillstand auf acht Jahre und verweilte über sieben Jahre in Constantinopel, sondern er war auch im Stande, den bei der Vernichtung der Flotte des jüngeren Doria und des Herzogs von Medina Celi

gefangenen und mißhandelten Christen wesentliche Dienste zu leisten (s. S. 431 f.). Busbec war es auch, der zuerst das für die Geschichte des alten römischen Reiches äußerst wichtige Monument von Nicyra, welches die Gelehrten von Gruterus an bis auf Friedrich August Wolf beschäftigt hat, ans Licht brachte. Er erwarb sich ferner ein Verdienst um die Bibliothek und die Naturalien-Sammlungen des Kaisers; denn er bereicherte die kaiserliche Bibliothek mit vielen eingekauften Handschriften, sowie die Pflanzen-Sammlungen des Kaisers und des Botanikers Matthioli mit getrockneten Pflanzen, brachte außerdem lebende Thiere mit, ließ andere ausstopfen, und hatte einen Zeichner und Maler bei sich, um Thiere und Pflanzen, die er nicht mitnehmen konnte, abzeichnen zu lassen.

Dies berühren wir blos im Vorbeigehen. Uns ist Busbec nur als geistreicher und verständiger Beobachter der Türken zur Zeit der höchsten Blüthe ihres Reiches und als Zeitgenosse von Piale's Unternehmungen im mittelländischen Meere und gegen Philipp's II. Flotten (s. S. 431 f.) merkwürdig. Wir verdanken ihm kurze und vortreffliche, in die Form von Briefen eingekleidete Berichte über das, was er auf seinen Reisen und in Constantinopel sah, über die Religion, die Gebräuche und das Kriegswesen der Türken, und zwar schrieb er, was sehr selten ist, Berichte, die sich auch jetzt noch mit Nutzen und Vergnügen lesen lassen. Unter Rudolf II. begab Busbec sich als Gesandter nach Paris, um der Tochter Maximilian's II. und Gemahlin Karl's IX., Elisabeth mit seinem Rathe in dem französischen Religions-Kriege beizustehen. Auch über diesen Krieg haben wir von ihm dreiundfünfzig mehrentheils sehr kurze, aber historisch sehr brauchbare Briefe aus dem achten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts. Die Briefe Busbec's wurden schon im sechszehnten Jahrhundert gedruckt, aber mit Recht 1740 zu Basel neu und vollständig herausgegeben *).

*) Augerii Gislennii Busbequii omnia quae extant, 1) Legationis Turcicae epistolae quatuor, 2) Exclamatio sive de re militari contra Turcam instituenda consilium, 3) Solimanni Imp. ad Ferdinandum Caesarem legatio 1662, 4) Busbequii legationis Gallicae ad Rudolfum II. Imperatorem epistolae LIII, Basileae, 1740, 8. 556 Seiten.

Wir verweisen besonders auf Busbec's vierten Brief, in welchem er über seinen Aufenthalt in Constantinopel Rechenschaft gibt und den Eindruck beschreibt, den das Unternehmen des Herzogs von Medina Celi und des Johann Andreas Doria in der Hauptstadt des türkischen Reiches machte. Er schildert in demselben zuerst den Schrecken, welchen die Erzählungen von der Stärke und Zahl des spanischen Heeres und der spanischen Flotte in Constantinopel erregten, und dann den durch die Siegesnachricht hervorgerufenen Übermuth und Hohn, den auch er und seine Leute, obgleich die Sache sie im Grunde gar nichts anging, von dem rohen Pöbel erdulden mußten. „Das Volk stürmte, sagt er, an mein Haus und fragte meine Leute, ob sie nicht etwa einen Bruder oder Bekannten bei dem christlichen Heere hätten; den würden sie jetzt bald begrüßen können.“ Nachdem Busbec hierauf des Alvaro de Sandi Ausharren während dreier Monate und den furchterlichen Wassermangel, der diesen und seine Schaar auf der Insel Dscherbe bedrängte, geschildert hat (s. S. 431), redet er von dem Contrast, welchen Suleiman's ruhige Haltung mit dem allgemeinen Jubel, Hohn und Lärmen bildete. Busbec sagt, er habe am Tage nach dem triumphirenden Einzuge Piale's den Sultan in die Moschee ziehen sehen, und gestehe ein, daß in den stolzen Zügen desselben auch keine Spur von Freude zu erblicken gewesen sei *). Die Hauptfahne der Spanier war in die Hände eines türkischen Befehlshabers gefallen, der sie dem Sultan übergeben wollte; Busbec freut sich herzlich, daß er diese Ehrenfahne des Kaisers Karl V. für zwei seidene Gewänder eintauschen konnte **). Er berichtet nachher das Schicksal der angesehenen Gefangenen ganz genau, und sagt ausdrücklich, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, denselben, soviel er konnte, beizustehen ***). Da Busbec bei dieser Gelegenheit in das Einzelste eingeht, so

*) Eadem erat frontis severitas et tristitia, paene ac si nihil victoria ad eum pertineret, nihil novum et inexpectatum contigisset. Tam capax in illo sene quantaevius fortunae pectus, tam confidens animus, ut tantam gratulationem fere immotus acciperet.

***) Sic cavi, ne carissima Caroli quinti insignia ad aeternam ejus cladis memoriam apud hostem remanerent.

***) Putavi mearum esse partium, non deesse eorum miseriis.

kann man aus seinen Angaben am besten erkennen, daß die Türkenkriege, durch welche Europa so lange Zeit hindurch verwüstet ward, den Kämpfen mit reißenden Thieren glichen. Diese Kriege waren, wie aus Busbec's Erzählungen deutlich hervorgeht, der Civilisation und dem Fortschreiten der europäischen Bildung weit nachtheiliger, als früher die Einfälle der germanischen Völker in das römische Reich; denn die Germanen ließen sich civilisiren, die Türken nicht.

c. Fortschritte der realen oder exacten Wissenschaft bei den Deutschen des sechszehnten Jahrhunderts.

Es ist früher (Th. XI. S. 451—453) im Vorbeigehen der Verdienste gedacht worden, welche Regiomontanus, Stöffler, Sebastian Münster und andere deutsche Gelehrte sich um Geographie, Mathematik, Astronomie und die damit zusammenhängenden Wissenschaften erworben haben. Hier müssen noch die denkenden deutschen Männer erwähnt werden, welche dem großen Kepler den Weg bahnten. Dieser von seinen Landesleuten vernachlässigte Gelehrte ward im Beginne des folgenden Jahrhunderts der Schöpfer der neueren Astronomie, und entdeckte, was nachher Newton erweiterte und ins Publikum brachte, die Natur der Weltkörper und die Gesetze ihrer Bewegung.

Alle Astronomen des Mittelalters, sowie die im Anfange der neueren Zeit lebenden waren in Rücksicht der Himmels-Erscheinungen und ihres Wechsels dem sogenannten Ptolemäischen System treu geblieben. Ein deutscher Gelehrter des sechszehnten Jahrhunderts bewies endlich, daß die Menschen, so weit die Geschichte reicht, in Betreff dessen, was täglich glänzend am Himmel zu sehen war, den Schein für die Wahrheit genommen hätten. Nach dem Ptolemäischen System bildete nicht die Sonne, sondern die Erde den Mittelpunkt unseres Planeten-Systems; einem Deutschen in Preußen war es vorbehalten, jenes System aus allen Schulen und aus dem Leben zu verdrängen. Dieser deutsche Gelehrte ist Copernikus. Er war 1472 oder 1473 in Thorn geboren, studirte mathematische und astronomische Wissenschaften in Italien und ward nachher Domherr in seiner Heimath. Er beobachtete auf eine ganz andere Weise und mit ganz anderen

Instrumenten, als die bisherigen Astronomen, den gestirnten Himmel und die Bewegung der Planeten. Alle seine Entdeckungen legte er in einem großen Werke über die Bewegungen der Himmelskörper (de revolutionibus coelestibus) nieder. Schon seit 1507 machte er die Beobachtungen und Rechnungen bekannt, auf welche er dieses Werk gründen wollte, und bis 1530 hatte er schon im Wesentlichen das System seiner neuen Weltordnung vollendet; er besserte aber noch dreizehn Jahre lang an seinem großen Werke aus. Erst 1543 wurde dasselbe gedruckt, und Copernikus starb an demselben Tage, an welchem er das erste vollständige Exemplar erhielt.

In diesem Werke erklärt Copernikus durch die Hypothese, daß die Erde sich um die Sonne bewege, Alles, was bisher am Himmel räthselhaft gewesen war, auf eine einfache und natürliche Weise. Er selbst gesteht in dem Buche, daß es ihn überrascht habe, mit welcher Leichtigkeit aus der Annahme, daß die Erde und die übrigen Planeten sich um die Sonne drehen, die rechtläufigen Bewegungen der Planeten, ihr Stillestehen und ihre scheinbar rückläufigen Bewegungen erklärbar seien. Er beantwortete auf eine vollkommen genügende Weise die vornehmsten Einwürfe, welche ihm gemacht werden konnten. Anderes, worüber zu seiner Zeit noch einige Dunkelheit bleiben mochte, wurde, wie er vorausgesagt hatte, in der Folge durch Beobachtungen gänzlich klar gemacht. Sein System des Weltalls war so einfach und stimmte mit den mathematischen und physischen Grundsätzen so vollkommen überein, daß es sogleich von allen Astronomen würde anerkannt worden sein, wenn nicht der Misverständnis einer biblischen Stelle Alle bis auf Kepler und Galilei abgeschreckt hätte, ihre Meinung offen auszusprechen. Galilei, welcher in Italien lebte, mußte es hart büßen, daß er seine auf mathematische Beweise gestützte Überzeugung unverhohlen aussprach.

Ein dänischer großer Herr und beobachtender Astronom, dessen wir wegen seiner Verdienste um die Universität Prag und um die Anstalten und Sammlungen des Kaisers Rudolf II. hier in der Geschichte der deutschen Bildung erwähnen müssen, war vorsichtiger. Dieser Däne, Tycho de Brahe, suchte einen Mittelweg zwischen den Hypothesen des Ptolemäus und des Copernikus; allein schon seine Zeitgenossen blieben entweder der Kirche zu Gefallen bei der hergebrachten Meinung stehen, oder sie bekannnten sich

zu des Copernikus System. Tycho de Brahe, welcher 1546 geboren war und 1601 starb, stammte aus einer der ersten Familien Dänemark's, machte aber seine Studien und die ersten Beobachtungen zur Verbesserung der damals gebräuchlichen astronomischen Tafeln in Deutschland, so daß er auch in dieser Beziehung der Geschichte der deutschen Studien angehört. Er besaß ein fürstliches Vermögen, und konnte daher sehr bedeutende Summen auf die Anschaffung und Verrfertigung der damals überall höchst unvollkommenen Instrumente verwenden. König Friedrich II. von Dänemark schenkte ihm die Insel Hveen, und auf dieser ließ Tycho dann von 1576 an große Gebäude errichten, welche insgesammt zu seinen Observatorien gehörten und für seine Studien erbaut wurden. Jene Insel und die auf ihr errichteten Gebäude wurden daher unter dem Namen Uranienburg historisch merkwürdig und in ganz Europa bekannt. Da die Uranienburg nicht alle Instrumente fassen konnte, so wurde außer ihr noch eine Sternenburg erbaut. Der große Aufwand, welchen Tycho für diese in ihrer Art einzige astronomische Anstalt machte, bedurfte der königlichen Unterstützung, war aber sogar mit ihr nicht zu bestreiten. Der König gab dem Astronomen jährlich zweitausend Thaler vom Sundzoll, ein Lehnen in Norwegen, ein Kanonikat in Roeskilde und eine Präbende von tausend Spezies; dennoch setzte Tycho sein ganzes großes Vermögen zu. Die gesammte Einrichtung kostete nämlich dreimalhunderttausend Dukaten (Goldgulden), und Tycho unterhielt immer sechs, zuweilen aber auch zwölf junge Leute, die ihn theils im Beobachten unterstützten, theils zu Astronomen gebildet werden sollten. Während Friedrich's II. Nachfolger, Christian IV., noch unmündig war, dauerte die Anstalt fort; als aber dieser König selbst die Regierung übernahm, behielt Tycho von Allem, was ihm vorher verliehen worden war, nur die Insel Hveen, welche kaum zweihundert Thaler einbrachte. Er sah sich daher bald genöthigt, dieselbe zu verlassen, und begab sich 1597 nach Kopenhagen.

Zwei Jahre darauf verließ er auch diese Stadt und zog nach Prag, wo damals Kaiser Rudolf II., welcher die Chemie, Botanik, Mathematik und Astronomie mit Vorliebe trieb, große Sammlungen aller Art anlegte und Gelehrte um sich vereinigte. Als Tycho

1599 nach Prag kam, wies Rudolf ihm einen Jahrgelalt von dreitausend Goldgulden an. Der Kaiser rief auch den damals noch sehr jungen Kepler nach Prag, aber blos um von ihm Berechnungen machen zu lassen. Der vornehme Däne wollte den armen Würtemberger zum Berechnen seiner Beobachtungen gebrauchen; er verzieh ihm zwar, daß er das Copernikanische System billigte, er verstand aber den Mann nicht, welchen Leibnitz so vortrefflich als das größte Genie unserer Nation gelobt hat, daß wir seine Worte unten beifügen wollen *). Schon 1597 war nämlich Kepler's merkwürdiges Werk des Prodomus oder das *Mysterium Cosmographicum* erschienen und von dem höchst dürftigen Verfasser an den hochadeligen Tycho geschickt worden. Dieser hatte aber in dem Verfasser nicht den tiefdenkenden Astronomen und Philosophen, sondern nur den geduldigen Rechner erkannt. Er schrieb, als er noch auf der Uranienburg beobachten ließ, an Kepler, dieser möge seinen eiteln Speculationen entsagen, zu ihm auf die Uranienburg kommen und Tycho's Tafeln aus den Beobachtungen berechnen. Die Nachweisung des Verhältnisses, in welchem die von Tycho de Brahe getriebene Astronomie zu der Kepler'schen stand, müssen wir auf den Abschnitt über die Bildung des siebzehnten Jahrhunderts versparen, weil Kepler dieser Zeit angehörte.

4. Französische Bildung und Literatur im sechszehnten' Jahrhundert.

a. Ergänzung der früheren Angaben über die Verdienste der Franzosen um die klassische Literatur.

Wir müssen in diesem und vorzüglich im folgenden Jahrhundert der französischen Bildung und Literatur dieselbe Aufmerksamkeit widmen, mit welcher früher die itallänische der drei vorhergehenden Jahrhunderte behandelt worden ist, weil wir besonders den Einfluß der Franzosen auf Deutschland berücksichtigen müssen. Daß aus vielen Ursachen der Ton, der Geschmack,

*) *Vir incomparabilis, Johannes Keplerus, cui fata servaverant, ut primus publicaret mortalibus Jura poli, rerumque fidem, legesque deorum.*

die Bildung und die Literatur derjenigen Klassen des deutschen Volkes, welche bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine fortschreitende Bildung suchten, ebenso wie die Mode in Kleidungen, Bauwerken und Hausgeräthen, ganz von Frankreich ausgingen, nehmen wir als ausgemacht an. Schon aus dieser Ursache allein muß hier, in einem nicht gerade für die Gelehrten bestimmten Werke, eine Ergänzung der früher (Th. XI. S. 465 ff.) über die Bemühungen der gelehrten Franzosen mitgetheilten Notizen eingerückt werden.

Im vorigen Bande (S. 473—475) ist der Verdienste eines Büde, Tourneboeuf, Lambin und Müret gedacht worden. Hier wollen wir in Betreff des Letzteren noch hinzufügen, daß Müret sich lange an verschiedenen Orten von Frankreich umhertrieb, und denselben Sinn für klassische Latinität weckte, den man damals in Italien bis ins Lächerliche trieb. Als er in Frankreich gerichtlich verfolgt wurde, floh er nach Italien, wo er, weil das Lateinische damals ebenso, wie jetzt das Französische, die allgemeine Sprache war, in Venedig, Padua und Rom als öffentlicher Lehrer auftrat. In Rom lernte ihn der Cardinal Tournon kennen, und dieser brachte ihn dann nach Paris zurück. Charakteristisch für eine Zeit, in welcher auch Calvinus und Beza von der Rechtswissenschaft zur klassischen Poesie und Gelehrsamkeit und von dieser zur Theologie übergingen, wo also die Pandekten noch nicht die Bildung des Gemüths und des Herzens verscheuchten, ist der Umstand, daß Müret in Paris von 1565 bis 1585 zuerst des Aristoteles Ethik erklärte, dann aber die Rechtswissenschaft und zuletzt wieder ausschließlich die klassische Literatur lehrte.

Die beiden Scaliger, Julius Cäsar Scaliger und sein Sohn Joseph Justus Scaliger, sind zu eigenthümliche Erscheinungen in der Geschichte der neueren gelehrten Welt, als daß sie bei der Aufzählung der Männer, welche diesseit der Alpen mit den großen Italiänern durch Verdienste um die klassische Bildung und die Universalität des Wissens gewetteifert haben, übergangen werden dürften. Julius Cäsar Scaliger, welcher einen lächerlichen Adelsstolz mit prahlender Gelehrten-Eitelkeit vereinigte, gleichwohl aber unsterbliche Verdienste hat, war anfangs Page bei unserm Kaiser Maximilian I. gewesen, und begann erst dann

zu lernen, als er den Entschluß gefaßt hatte, Mönch zu werden. Er studirte zu Bologna. Hier bot König Franz I., als derselbe 1513 dahin kam, ihm Kriegsdienste an, welche Scaliger auch annahm. Erst während seines Aufenthaltes in Turin begann er die Erlernung des Griechischen, und erst in seinem vierzigsten Lebensjahre (1525) faßte er den Entschluß, den Kriegsdienst zu verlassen und sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Er ließ sich hierauf zu Agen als Arzt nieder, erlangte daselbst als solcher und als Naturforscher großes Ansehen, und suchte alle bekannten Sprachen zu erlernen. Die Universalität seiner Kenntnisse ist unleugbar. Bekannt ward er durch achtzehn Schriften. Von dem, was er und seine Bewunderer in Betreff seiner Leistungen und Verdienste rühmen, muß man gar Vieles dafür abrechnen, daß er ein unbegreiflich kecker Charlatan und ein anmaßender Prahler war. Nichtsdestoweniger wirkte er für Frankreich, wo er seit 1528 naturalisirt war, in vieler Beziehung, gerade weil er prahlte und log, mehr, als irgend ein Anderer.

Was die eben erwähnte Schattenseite Scaliger's betrifft, so wurde er im Marktschreien doch von seinem Zeitgenossen Hieronymus Cardanus noch sehr weit übertroffen. Wir verweilen daher auch einen Augenblick bei diesem Gelehrten, weil das Treiben beider Männer für den Charakter der Studien jener Zeit sehr bezeichnend ist. Cardanus schrieb zu der Zeit, als auch Scaliger als Schriftsteller auftreten wollte, das beste Buch, welches wir von ihm besitzen (*de subtilitate libri viginti et unus*). Dasselbe machte dadurch sehr großes Aufsehen, daß es eine Philosophie und vollständige Beschreibung der Natur oder die Naturgeschichte und Physik zu enthalten schien. Auf diesen Umstand gründete Scaliger ganz keck seinen Ruf. Er schrieb über denselben Gegenstand ein an Cardanus gerichtetes Buch, welches er das fünfzehnte nannte, ohne daß andere vorausgegangen wären (*Exoticarum exercitationum liber quintus decimus de subtilitate ad Cardanum*). In diesem Buche finden sich sehr merkwürdige Nachrichten über naturhistorische Gegenstände, sowie über arabische Schriftsteller, und Scaliger hat aus den Letzteren und aus den Alten, die er sehr verständig benutzte, recht gute, durch eigene Erfahrungen bestätigte Bemerkungen gemacht. Dessen ungeachtet erregt die Lüge, mit

welcher Scaliger seine Schrift in das Publikum brachte, nicht weniger Verdacht gegen Alles, was keinen anderen Zeugen hat, als ihn selbst. Er sagt nämlich, er habe freilich noch vierzehn Bücher ähnlicher Abhandlungen geschrieben, weil aber in ihnen nichts von Cardanus vorkomme, so habe er nur das eine herausgegeben. Scaliger verfaßte auch Bücher über die Pflanzen-Physiologie, welche in des Theophrastus und in einem dem Aristoteles zugeschriebenen Buche über die Pflanzen vorgetragen war. Das Wichtigste, was er für die Entwicklung der neueren Naturgeschichte mit Hülfe des Aristoteles und anderer Alten gethan hat, sind seine Anmerkungen und Erläuterungen zu des Aristoteles Buche über die Thiergeschichte, welches er griechisch und lateinisch herausgab. Er selbst veröffentlichte 1554 nur das zehnte Buch als Probe; das ganze Werk ließ Mauffac 1619 zu Toulouse mit Hinzufügung alles dessen drucken, was er in Scaliger's Papieren gefunden hatte.

In Beziehung auf lateinischen Styl und lateinische Sprache war Julius Cäsar Scaliger ganz anderer Meinung, als Erasmus von Rotterdam, welcher für den besten Stylisten diesseit der Alpen gehalten wurde. Erasmus machte sich über die italiänischen Ciceronianer lustig, welche kein Wort und keine Redensart, wenn sie nicht im Cicero vorkamen, als lateinisch anerkennen wollten, und zu denen einige Zeit hindurch auch die Geheimschreiber des Papstes gehörten. Erasmus lachte jedoch nicht bloß über diese Affen des Cicero, sondern er wollte auch ebenso, wie unsere gelehrten historischen Forscher in Rücksicht des Livius und der römischen Geschichte, besser wissen, wie man lateinisch schreiben müsse, als Cicero selbst. Dies erregte den Zorn Scaliger's. Er schrieb 1529 gegen des Erasmus Buch *) zwei entsetzlich grobe Reden, deren erste aber nicht früher als 1531 gedruckt werden konnte, weil bei der unglaublichen Achtung, welche damals ganz Europa gegen Erasmus hegte, sich niemand dazu hatte verstehen wollen. Gerade hundert Jahre später erschienen beide Reden in einen Quartband zusammen gedruckt **).

*) Ciceronianus sive de optimo genere dicendi.

***) J. C. Scaligeri orationes duae adversus Desiderium Erasmus eloquentiae Romanae vindices.

Das größte Verdienst des älteren Scaliger ist seine Aesthetik und Poetik, geschrieben unter dem Gewühle und den Verheerungen eines inneren Krieges, welcher zugleich ein Religions-Krieg war. Seine sieben Bücher Poetik sind, wie Alles, was er schrieb, originell; sie erschienen zuerst im Jahre 1561 und wurden später noch unzählige Male wieder gedruckt. Dieses Werk kann, verglichen mit hundert anderen, beweisen, daß ein guter Kopf auch durch die ungeheuerste und wütheste Gelehrsamkeit nicht stumpf wird. Ein denkender Mann wird nämlich Scaliger's Poetik immer noch mit Vergnügen lesen, obgleich der Verfasser derselben, wie die meisten seiner Zeitgenossen und, wir möchten fast sagen, wie die Aesthetiker der meisten Völker überhaupt, mehr die Sprache, die äußere Glätte, die Kunst und den Styl oder mit anderen Worten die Form ins Auge faßt, als das Wesen. Da er jedoch selbst nicht übel schreibt, so kann man gerade aus seinen Beurtheilungen der Sprache und des Styles sehr viel lernen. — Sein Sohn gehört in das siebenzehnte Jahrhundert; wir werden aber in den folgenden Bänden seiner schwerlich erwähnen, weil wir des Vaters nur aus Rücksicht darauf gedacht haben, daß derselbe einer der ausgezeichneten Gründer eines soliden klassischen Studiums in Frankreich gewesen ist.

Wollten wir alle die Männer, welche ebenso im sechszehnten Jahrhundert von Frankreich aus, wie die großen Italiäner im vierzehnten und fünfzehnten von Italien her, die klassischen Studien über ganz Europa verbreiteten, einzeln erwähnen und ihre Schriften aufzählen, so würden wir die mit den gelehrten Sprachen nicht bekannten Leser abschrecken. Wir übergehen deshalb hier auch sogar viele der verdientesten derselben. Sonst würde zuerst Brissou genannt werden müssen, welcher Untersuchungen über das römische Recht machte, wie es die freien Seelen römischer Senatoren zur Zeit der römischen Republik trieben und unentgeltlich lehrten. Brissou erwarb sich um die Erforschung der Ursprünge dieses Rechtes ein unsterbliches Verdienst, obgleich er selbst als General-Advokat und Parlaments-Präsident über dem Studium des positiven Rechtes die natürliche Moral so sehr vergaß, daß er sein Schwanken im Grundsatz des Lebens mit dem Leben bezahlen mußte. Er hat viele und gründliche Werke geschrieben; seine

Bücher über das römische Recht und über die altpersische Verfassung werden noch immer gelesen *).

Wir erwähnen hier der Verdienste Calvin's und Beza's um die Bildung in Frankreich nicht, theils weil beide Männer besonders für Genf wirkten, theils weil ihrer Verdienste im Laufe der politischen Geschichte oft gedacht werden muß. Dagegen dürfen wir hier, wo von unsterblichen Verdiensten um die Bildung der neueren Zeit die Rede ist, die beiden Stephanus nicht vergessen, welche ebenso, wie schon der Vater des älteren von ihnen, der Wissenschaft große Opfer gebracht haben. Robert Stephanus und sein Sohn, Heinrich II. Stephanus, waren sehr große Gelehrte, und machten sich durch die Errichtung großer und glänzender Buchdruckereien und durch Schriftgießereien, welche ungeheure Summen erforderten, ebenso um die Länder diesseit der Alpen verdient, wie die Junta und Aldus Manutius (s. Th. X. S. 406 f.) um Italien. Auch die Stephanus wollten mit eigener Aufopferung nur klassische Werke und diese nur durchaus correct und zierlich drucken. Robert wurde, so lange Franz I. lebte, von diesem Könige in seiner rühmlichen Bemühung, die klassische Wissenschaft in Europa Allen zugänglich zu machen und die Zahl der guten Bücher zu vermehren, freigebig unterstützt. Nach dem Tode des Königs Franz verließ Robert Paris und zog nach Genf, wo er der vertrauten Freundschaft der daselbst vereinigten Gelehrten, besonders des Calvinus, des Beza und des Rivet, genoß und in Verbindung mit seinem Schwiegervater Badius der Aufklärung große Dienste leistete. Die katholische Geistlichkeit hatte es ihm vorher sehr übel genommen, daß er und sein Schwiegervater nebst zehn anderen tüchtigen Gelehrten die neue lateinische Übersetzung und den Druck der Bücher des alten und neuen Testaments mit einer bewundernswürdigen Ausdauer gefördert hatten. Robert's Wörterbuch der lateinischen und französischen Sprache und seine Übersetzung der Rhetorik des Aristoteles werden noch immer gebraucht.

Sein Sohn, Heinrich II., vereinigte mit dem Fleiße und der staunenswürdigen Gelehrsamkeit des Vaters den Wit und die

*) 1) De formulis et solemnibus populi Romani verbis. 2) De verborum ad jus pertinentium significatione. 3) De regio Persarum imperio.

schneidende Schärfe eines Rabelais, mit welchem er in so vertrauten Verhältnissen stand, daß man ihm oft eine der Arbeiten desselben zugeschrieben hat. Er war 1528 geboren, bildete sich unter Burneboeuf, Danès und anderen gelehrten Franzosen, lebte lange in Italien und England, und ward, als der Vater die Unternehmungen des Sohnes überspannt fand, vom König Heinrich III. und von den Fugger in Augsburg durch große Summen unterstützt. Eine bloße Aufzählung der von ihm herausgegebenen griechischen und römischen Klassiker würde mehrere Seiten füllen; wir bemerken daher nur, daß er seine Ausgabe des Anakreon aus den von ihm in England untersuchten alten Bücherdecken zusammensetzte, und daß er dem in seiner Officin gedruckten Diodor von Sicilien zehn Bücher beifügte, welche er selbst aufgefunden hatte. Sein griechischer Sprachschatz (Thesaurus) würde allein hinreichen, um einen Gelehrten unsterblich zu machen. Noch in unseren Tagen haben sich alle Kenner der griechischen Sprache in ganz Europa bemüht, die in England veranstaltete neue Ausgabe desselben aus ihren Sammlungen und durch ihre Bemerkungen zu bereichern.

Heinrich's Genialität war sein Verderben. Er schrieb nämlich eine Einleitung zur Apologie des Herodot, welche in Hinsicht auf Wiß, Schärfe, Bitterkeit und unnachahmlichen Reiz des Styles, aber auch an Heftigkeit, Ungezogenheit und schonungsloser Verletzung alles Anstandes den besten und kühnsten Ergüssen eines Voltaire gleichkommt. Jedermann erhob sich, da in diesem Buche kein Mensch verschont geblieben war, gegen den frechen Spötter, welcher die bitterste Galle gegen die Religion, gegen die Geistlichen und gegen die angesehensten und geachteten Gelehrten ausgeschüttet hatte. Er wurde hierauf gerichtlich verfolgt und zu Paris im Bilde verbrannt, und alle seine ungeheueren Unternehmungen stockten. Er entfloh in die Gebirge von Auvergne, erlangte aber doch Heinrich's III. Gnade wieder, der ihm auch wegen seiner großen Meisterschaft in dem französischen Style und wegen seiner Schriften in französischer Sprache einen Gehalt gab. Nach Heinrich's III. Tode irrte der Mann, der ein Wunder von Genie und, was selten ist, zugleich von der gründlichsten Gelehrsamkeit war, wieder umher. Er starb endlich 1598 zu Lyon im Spital. Das mögen sich die ächten Gelehrten merken; wenn sie nicht einem Hofe, einem

gelehrten Orden, Akademie genannt, oder einer Masse schläfriger Leser dienen, so müssen sie entweder wie Rylander (s. Th. XI. S. 457 f.) sich zu Tode arbeiten, oder sie sterben Hungers, wie Kepler, oder im Spital, wie Heinrich Stephanus.

Hotomann, Franz und Amilius Portus, Casaubonus und Salmasius gingen von der Genfer Schule als Lehrer der neuen klassischen Studien auf dieselbe Weise in andere Gegenden, wie einst die Griechen nach Italien gegangen oder dahin gerufen worden waren.

b. Geschichte.

Die den Franzosen eigenthümliche historische Literatur knüpft die Geschichte an die Biographie einzelner Männer, aus deren Denkwürdigkeiten sie geschöpft werden muß, weil klassische Darstellungen des ganzen Zusammenhanges oder einzelner Zeiträume, d. h. durchdachte Geschichte, ihnen mangeln. Ehe wir von dieser Literatur reden, wollen wir einige Worte über die Anwendung der klassischen Studien auf die Geschichtschreibung vorausschicken. Wir haben aus dieser Ursache, als im elften Bande von den Verdiensten des Rechtsgelehrten Bude die Rede war, Pithou übergangen, um seiner hier zugleich mit dem lateinischen Geschichtschreiber seiner Zeit, de Thou, zu erwähnen.

Peter Pithou war einer der ausgezeichneten Juristen des sechzehnten Jahrhunderts, welche das Studium der römischen Rechtsgelehrsamkeit auf eine solche Weise trieben, daß sie mit demselben jede Wissenschaft verbanden, die den menschlichen Geist wahrhaft bildet und veredelt. Er hatte die bedeutende Stelle eines Staatsanwaltes, gab aber, als Heinrich IV. an die Regierung kam, diese Stelle für einige Zeit auf, damit er sich die ihm fehlenden gelehrten Kenntnisse noch erwerbe. Er schrieb unter den dringendsten Berufsgeschäften eine ganze Reihe von Schriften, und sorgte für den Abdruck anderer, welche vielleicht ohne ihn für uns ganz verloren gegangen sein würden. Im fünften Bande von Niceron's Nachrichten über merkwürdige Gelehrte werden achtzehn Schriften von ihm angeführt, deren Erwähnung jedoch nicht hierher gehört. Um seine unermüdete Arbeitsamkeit für die diesseit der Alpen damals noch ganz vernachlässigten Theile des menschlichen

Wissens zu bezeichnen, bemerken wir, daß sich unter diesen Werken Pithou's eine Anzahl von Schriften über die Geschichte beider Reiche, welche auch bis auf den heutigen Tag nicht unbedeutend sind, sowie eine Ausgabe des Gesetzbuches des kanonischen Rechtes und eine Ausgabe der bisher noch nicht gedruckten westgothischen Gesetze findet. Der geistlichen Schriften Pithou's erwähnen wir nicht. Wir übergehen sogar die Ausgaben des Phädrus, des Quinctilian, des Petronius u. A. m., weil hier nur von den Verdiensten geredet werden soll, die er sich um die Geschichte erworben hat.

Pithou war es, der den bis dahin fast ganz unbrauchbaren Text des Geschichtschreibers der Longobarden in einer verbesserten und lesbaren Form herausgab. Ebenso verhält es sich mit Otto von Freisingen und mit den von Pithou herausgegebenen zwölf Schriftstellern der älteren französischen Geschichte. Außer diesen machte er noch elf andere Schriftsteller bekannt, welche die Geschichte da fortsetzen, wo jene zwölf sie hatten stehen lassen. Auch die Capitularien der ersten Karolinger, welche freilich später Baluze mit vielen Verbesserungen und Bereicherungen herausgab, zog er ans Licht. Pithou hätte nie herausgeben und ausarbeiten können, was er geliefert hat, wenn nicht eine Anzahl Freunde ihn eifrig unterstützt hätten. Damals bestand nämlich bei den Genfer und Pariser Gelehrten ein bewunderungswürdiger Wettstreit. Auch unter den Katholiken ward die Bildung ein Bedürfnis, und katholische und protestantische Gelehrte suchten einander durch Studien, welche Tag und Nächte fortgesetzt wurden, zu übertreffen. Bei diesem Streben unterstützten sich die Freunde ohne Eifersucht untereinander. Unter den Männern, welche dem Pithou ihre Hülfe gewährten, waren unstreitig Loyssel und de Thou die vornehmsten.

August de Thou ging, wie Calvinus, Beza und viele Andere, aus der juristischen Schule von Orleans hervor, wo schon im vorigen Jahrhundert diejenigen Studien, die man im Gegensatz gegen die zu Paris betriebene scholastisch-dialektische Theologie und gegen die nackten Pandecten Justinian's, die menschlich bildenden (*humaniora*) nannte, eifrig betrieben wurden (s. Th. X. S. 424 u. Th. XI. S. 472). Cujacius und Andere führten nämlich damals die Rechtswissenschaft von Justinian und Trebonian auf die Juristen

der römischen Republik zurück. De Thou war, ehe er nach Orleans kam, schon von einem der größten Erklärer der Alten, von Lambin, unterrichtet worden, und begab sich von Orleans nach Valence, wo damals Cujacius lehrte. Von dort ging er zu den Juristen, welche in Bourges das Studium des Rechtes auf dieselbe bildende Weise trieben, wie Cujacius zu Valence, nämlich zu Hugues Doneau und Hotomann. Er ward später Parlaments-Rath und Parlaments-Präsident, und starb erst 1619.

Er widmete sein ganzes Leben der Sammlung und Forschung der allgemeinen, nicht bloß, wie Andere, ausschließlich der französischen Geschichte seiner Zeit oder der Jahre 1543 bis 1607. Diese Geschichte schrieb er in klassischem Latein, weil er für das gesammte Europa arbeiten wollte, in welchem damals das Französische noch nicht die allgemeine Sprache war. Sein großes Werk *) durfte, als es gedruckt wurde, nicht Alles enthalten, was er, welcher eigentlich eifrig reformirt war, geschrieben hatte, und selbst in der von ihm seinen Freunden anvertrauten und 1620 auf ihre Veranlassung zu Genf in fünf Folio-Bänden abgedruckten Ausgabe fehlte sehr Vieles. Erst der Engländer Corte sammelte sorgfältig Alles, was de Thou und die früheren Herausgeber desselben weggelassen hatten, so daß die Londoner Ausgabe von 1732 in sieben Folianten die einzige vollständige und authentische ist. Diese Ausgabe hat auch den Vortheil, daß man nicht, wie bei den übrigen, immer die französische Übersetzung neben ihr liegen haben muß, um zu sehen, welcher neuere Namen unter dem von de Thou gebrauchten altrömischen versteckt ist. Man findet nämlich den neueren Namen gleich unter dem Texte. Das Werk ist in einem sehr reinen Latein geschrieben, wird aber eben darum oft durch das Künsteln am Perioden-Bau allzu wortreich und ermüdend. Es war zwei Jahrhunderte hindurch für alle Gebildeten das Lesebuch der neueren europäischen Geschichte.

Für die französische Geschichte der Zeiten des Religions-Krieges ist de Thou eine der Hauptquellen, obgleich wir auch in Bezug auf diese ihm nicht unbedingt folgen möchten und seine gar zu große

*) Augusti Thuani libri XXXVIII historiarum sui temporis. Dazu gehören für Frankreich die libri VI de vita sua.

Ausführlichkeit beschwerlich ist; denn er ist fast der einzige sowohl unter den katholischen wie unter den protestantischen Schriftstellern, welcher nicht blind partiell war und die gebührende Milde gegen Andersdenkende nie verleugnete. Dem französischen Nationalcharakter blieb er, trotz aller Klassicität, getreu. Er strebt nämlich, wie alle Franzosen im Leben, Reden und Schreiben thun, vor Allem nach Effect und jagt nach Anekdoten. Auch ist er in Allem, was nicht in Frankreich vorging, ebenso unzuverlässig, wie seine Landsleute überhaupt. Er schreibt über die Geschichten des Auslandes oft nicht als denkender und um Genauigkeit besorgter Geschichtschreiber, sondern mehr wie ein Zeitungsschreiber, der sich um die Natur der Quellen, die er benutzt, und um die Glaubwürdigkeit der eingezeichneten Nachrichten wenig bekümmert.

In Beziehung auf Geschichte in der Muttersprache stehen die Franzosen den Deutschen unendlich weit voran. Wir besitzen nicht nur keinen Schriftsteller, der dem romantischen Froissart und dem philosophisch-politischen Comines gegenüber gestellt werden könnte, sondern wir haben auch nicht einmal einen erträglichen Selbstbiographen, denn was Götz von Berlichingen dictirte oder Schärtlin von Burtenbach schrieb, möchten wir ebenso wenig hierher rechnen, als wir des Balthasar Russow Chronik eine Geschichte nennen mögen*). Es kann nicht unsere Absicht sein, alle Denkwürdigkeiten über französische Geschichte, welche im sechszehnten Jahrhundert von Augenzeugen oder von Hauptpersonen des Staates und des Heeres geschrieben worden sind, vollständig aufzuzählen. Dies würde nicht einmal der Raum erlauben. Wir werden uns mit der Anführung einer kleinen Zahl von Denkwürdigkeiten und mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

Zuerst muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß in der Sammlung der sämtlichen zur französischen Geschichte gehörenden Denkwürdigkeiten mehr als dreißig Bände der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts angehören. Durch diese große Zahl von Denkwürdigkeiten mußte natürlich mehr Kenntniß der nationalen Zustände, mehr Antheil an den einzelnen Männern und Familien,

*) Chronica der Provinz Kleffland fort unde loffweedig beschreven durch Balthasar Russowen, Revalensem, Moskow, 1578, 3 Theile 4.

mehr Aufmerksamkeit auf den Hof, die Prinzen, die Herzöge und die kleineren Herren, mit deren Geschichte jene Schriften sich beschäftigen, allgemein verbreitet werden, als die lateinischen Chroniken oder die oft sehr kindischen Volksgeschichten der Deutschen zu verbreiten vermochten. Freilich wurde dadurch auf der anderen Seite, auch die Geschichte des Volkes und des Reiches ganz aus den Augen gerückt und in eine Geschichte des Hofes und der vornehmen Familien, der Rabalen und Prahlereien der Marschälle und Hofleute umgewandelt. Das Wahre und das Falsche wurden von keinem denkenden Forscher, das Wichtige und Unwichtige von keinem prüfenden Geiste gesichtet. Das Ganze ward ein Anekdoten-Kram und man gewöhnte sich, in der Geschichte eine Unterhaltung und Klatscherei zu suchen, besonders als im siebzehnten Jahrhundert die Verfasser von Denkwürdigkeiten anfangen gut und richtig zu schreiben, was man von denen des sechszehnten Jahrhunderts nicht sagen kann. Dies war jedoch kein der französischen Geschichtsschreibung allein eigenes Übel; denn daß man überall Roman und Geschichte verwechselt und mehr nach dem, was der Hause, oft sehr mit Unrecht, schönen Styl nennt, fragt, gilt nicht bloß für Frankreich, sondern auch für andere Länder. Übrigens zweifeln wir, ob die Franzosen der neuesten Zeit dadurch, daß sie aus Deutschland die vornehme, doctrinelle (sophistische) Behandlung der Geschichte herüberholten, viel gewonnen haben.

Unter den Denkwürdigkeiten des sechszehnten Jahrhunderts sind freilich einige ganz roh entworfen, und überhaupt empfehlen sich nur sehr wenige durch den Styl, weil man oft durch lange Abhandlungen und Nutzenwendungen ohne alles Interesse sich hindurcharbeiten muß; doch haben alle irgend eine Seite, durch welche sie für das ganze Publikum oder doch für die Franzosen anziehend sind. So haben z. B. die Denkwürdigkeiten des Marschalls von Montluc als praktisches Lehrbuch der Kriegskunst (*Bréviaire des gens de guerre*), wie Heinrich IV. sie nannte, eine Bedeutung, so sehr sie auch mit leerem Gerede und gasconischem Prahlen angefüllt sein mögen. Für unsere deutsche Geschichte sind die Denkwürdigkeiten des Marschalls von Vieilleville sehr anziehend, obgleich dieser Franzose ebenso, wie unser Ulrich von Hutten, sich mit Unwillen über das unmäßige Saufen der

deutschen Ritterschaft jener Zeit ausspricht. Vieilleville verstand etwas Deutsch, und ward gebraucht, wenn man Deutsche überreden, wenn man sie becomplimentiren oder geleiten, oder wenn man, was jeden Augenblick geschah, unter ihnen wie unter den Schweizern Soldaten werben wollte. Für die gesammte Geschichte möchten wohl die Denkwürdigkeiten des Herrn von Rabütin und die des Herrn von Castelnau die bedeutendsten sein.

Rabütin, den man oft, wie es uns scheint mit Unrecht, für den Großvater des im siebenzehnten Jahrhundert wegen seiner Denkwürdigkeiten und Briefe neben der Frau von Sevigné berühmten Grafen von Büffy Rabütin ausgibt, ist für die Geschichte der Kriege von 1551 bis 1555 die Hauptquelle, da er unter den Schützlingen des Herzogs von Nevers war, welcher nach der Schlacht bei St. Quinctin das französische Heer wieder sammelte und ordnete. Es ist anziehend, aus ihm zu lernen, daß er die Verwüstung mit Feuer und Schwert auf fremdem Gebiete auf dieselbe Weise betrachtete, wie die in Afrika commandirenden französischen Generale unserer Zeit. — Castelnau's Denkwürdigkeiten sind von uns in der politischen Geschichte der Jahre 1550 bis 1568 sehr oft angeführt worden, weil le Laboureur und spätere Herausgeber derselben durch ihre Bemerkungen über diese Denkwürdigkeiten Alles vereinigt haben, was der kritische Forscher der Geschichte zur Prüfung der Quellen bedarf. Ohne diese dem Text an Ausführlichkeit gleichkommenden Observationen kann Castelnau's Werk nicht wohl gebraucht werden. Ubrigens nimmt dasselbe in der Ausgabe von le Laboureur einen starken Folianten, in der allgemeinen Sammlung der Denkwürdigkeiten fünf starke Octavbände ein. Der Verfasser spricht sich in einem den Denkwürdigkeiten vorgesezten Briefe an seinen Sohn Jakob ganz bescheiden über den Zweck seines Buches aus. Er sagt, er habe sich entschlossen, seine Denkwürdigkeiten selbst zu schreiben, obgleich er ebensowenig wie Philipp von Comines ein Gelehrter oder der Sprache und des Styles ganz mächtig sei. „Ich glaubte, fährt er fort, es thun zu können, weil ich in diese Denkwürdigkeiten nichts aufnehmen werde, als nur solche Dinge, die ich selbst mit angesehen, und an deren Ausführung ich Theil gehabt habe. Auf die Reden der Historiker habe ich mich nicht eingelassen, weil diese

oftmals nur ihren Federn oder auch ihren Leidenschaften freien Lauf gewähren, so daß sie uns statt der Geschichte, welche heilig und wahr sein muß, Lobreden oder schmählische Schandschriften hinterlassen.“ Ungeachtet dieser Worte müssen wir gestehen, daß Castelnau's Denkwürdigkeiten voll Unwahrheiten, Prahlereien und langer, langweiliger Abschweifungen sind. Doch haben die Commentatoren alles Irrige berichtigt. Übrigens bemerkt Castelnau ausdrücklich, daß er seine Denkwürdigkeiten keineswegs für den Druck geschrieben habe.

c. D i c h t k u n s t.

Wie Rabelais in Bezug auf Prosa eine neue Periode der französischen Literatur bezeichnet, so bezeichnet Billon eine neue Art von nationaler und scherzhafter Poesie. Dies ist bereits früher (Th. XI. S. 475 ff.) erwähnt worden. Wir haben dort auch ausführlich von Billon gehandelt und zugleich die Bemerkung hinzugesetzt, daß nachher Element Marot die von Billon an den Hof gebrachte, eigentlich nicht hofmäßige Dichtungsweise mit etwas mehr Feinheit und sehr vielem Glücke zur herrschenden machte. Zwischen Billon's großem Testamente und den ersten Erzeugnissen Marot's waren vierundfünfzig Jahre (1461—1515) verflossen; die Dichtkunst hatte aber in dieser Zeit keine Fortschritte gemacht. Marot betrat daher denselben Weg, welchen Billon gewandelt war, und ward in der Geschichte der französischen Poesie unsterblich, ohne daß er ein schöpferisches Genie gewesen wäre. Dies und Anderes in dem Nachfolgenden wagen wir zu behaupten, obgleich wir mit den französischen Dichtern des sechszehnten Jahrhunderts selbst wenig vertraut sind. Wir können uns nämlich hier und da auf den Herrn von St. Beuve stützen*), dessen Ansicht mehr mit der unserigen übereinstimmt, als Laharpe's Declamation oder das Urtheil eines deutschen Aesthetikers im ersten Bande der Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste.

Element Marot war, wie St. Beuve ganz richtig sagt, Meister eines

*) *Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au seizième siècle* par C. A. Sainte Beuve, 2. édition, Paris 1838.

fließenden Geplauders, welches von Zeit zu Zeit durch lebhaftes und gute Einfälle unterbrochen wird. Nur durch dieses Verdienst, sagt St. Beuve, zeichnet Marot sich aus, und ihm allein verdankt er seinen lang dauernden Ruhm und seinen Anspruch an Unsterblichkeit. Auch darin stimmt St. Beuve mit unserer Ansicht überein, daß Villon und Marot ebenso, wie später andere Dichter, gerade deshalb Lieblinge der Nation geworden und geblieben sind, weil sie nicht, wie das ganze sogenannte Siebengestirn der lyrischen Dichter jener Zeit, ihrem Volke klassische Formen und Weisen aufdringen, sondern die Dichtung der Volksdichter des Mittelalters fortsetzen wollten. Marot, sagt der angeführte Schriftsteller, hat darum unsere besondere Aufmerksamkeit verdient, weil er uns die alte französische Poesie in ihrer größten Reinheit darbietet, so daß man in ihm den ächten und reinen Abkömmling eines Jean de Meue, eines Alain Chartier und Ballon erkennt. Ihre Manieren, ihre Ideen sind mehrentheils die seinigen, und an vielen Stellen erkennt er sie als seine Lehrer an. Er gab den Roman von der Rose heraus, dessen Styl er verbesserte; auch Villon's Gedichte sammelte er und stellte ihren ächten Text, so gut er konnte, ganz wieder her. Von den veralteten poetischen Schönheiten alter Reimkunst findet man bei ihm häufige Beispiele (des rimes équivoquées, consonnées, annexées, fratrisées).

Marot's Leben war keineswegs erbaulich; doch ist das, was gewöhnlich von seinen Liebshäften erzählt wird, eine Fabel. Dies hat Goujet in seiner *bibliothèque française* schon längst bewiesen; es ist aber nichtsdestoweniger stets wiedererzählt worden. Marot war bald katholisch, bald protestantisch. Es ist deshalb auffallend genug, daß gerade dieser leichtfertige und lose Dichter die Übersetzung der Psalmen gemacht hat, welche lange Zeit das Kirchen-Gesangbuch der so außerordentlich strengen Calvinisten bildete. Ein gelehrter Kenner der hebräischen Sprache, Bantello, ermunterte ihn zu dieser Arbeit und unterstützte ihn bei derselben. Die von Marot übersehten Psalmen wurden einzeln verbreitet, sein Namen bewog auch den katholischen Theil der Franzosen sie zu lesen, und sie hatten (unter Andern auf Heinrich's IV. Mutter) ungefähr dieselbe Wirkung, welche in Deutschland Luther's Übersetzungen von den ebenfalls zuerst einzeln verbreiteten Büchern der Bibel hatten.

Marot überfetzte im Ganzen fünfzig Psalmen, Beza fügte nachher die übrigen hinzu. Es ging später den Reformirten gerade so, wie es den Lutheranern gegangen ist, deren Gesangbücher immer platter und prosaischer wurden; denn auch in den Psalmen, welche später von den Reformirten statt der Psalmen Marot's und Beza's beim Kirchengesange gebraucht wurden, war zwar die Sprache moderner, sie hatten aber keinen poetischen Werth.

Die Schalkheit, mit welcher Marot die veraltete Sprache gebraucht, ist unter Ludwig XIV. von la Fontaine nachgeahmt worden, und sogar der unerbittliche grammatische Schulmeister Boileau hat sie empfohlen (*imitiez de Marot l'élégant badinage!*). Die Arbeiten Marot's, Briefe, Balladen, *chants*, *chansons* und *Rondeaux*, können in einem für das deutsche Publikum bestimmten Werke nicht erwähnt werden; wir müssen diejenigen Leser, welche diese nur für Franzosen geschriebenen Gedichte näher kennen zu lernen wünschen, auf Laharpe und St. Beuve verweisen. Das bedeutendste von Marot's Werken scheint uns aus vielen Ursachen das Gedicht zu sein, welches er *l'enfer de Clément Marot* überschrieben hat. Es ist eine Darstellung der Art, wie man damals mit den Leuten umging, welche dem Kriminalgerichte anheim fielen. Man findet in ihm eine grausige Beschreibung vom Gefängnisse des *Châtelet*, sowie von der Behandlung und den pedantisch-peinlichen Verhören, welchen auch Marot unterworfen wurde. Dazu gehören auch die zwei poetischen Episteln, welche Marot aus dem Gefängnisse an den König schrieb, die eine, um seine Befreiung zu erflehen, die andere, um dem Könige in komischer Weise zu klagen, daß er von seinem Bedienten arg bestohlen worden sei. Diese drei in der französischen Literatur berühmten Stücke sind ganz in Villon's Manier; nur hatte der Letztere mehr Kraft und Natur, während Marot mehr Feinheit besaß.

Nachdem wir von Clement Marot, welcher Kammerdiener von Heinrich's IV. Großmutter, der Margaretha von Balois, war, gesprochen haben, dürfen wir auch diese Frau nicht übergehen, wäre es auch nur, weil ihre schlüpfrigen, blos mit denen Boccaccio's zu vergleichenden Erzählungen unzählige Auflagen erlebt haben. Margaretha von Balois, die Gemahlin Heinrich's II.

von Navarra, über deren Verhältniß zu Marot viel gefabelt worden ist, lebte bis zum Jahre 1549. Sie ist, wie das bei frommen vornehmen Frauen so oft geschieht, viel berühmter geworden durch ihre sinnliche Liebe zu den Männern, als durch ihre andächtige Liebe zu Gott. Sie dichtete Allerlei, unter Andern religiöse Schauspiele oder Mysterien mit tragischem Charakter, mehrere Farcen, welche ebenfalls religiösen Inhaltes waren, ein aus sechszehnhundert Versen bestehendes Lustspiel von der Geburt Christi und einige gelungene leichte Poesieen. Daß ihr Kammerdiener Marot zuweilen ebenso nachgeholfen hat, wie die Franzosen, welche Friedrich II. von Preußen herbeizog, diesem großen Könige das *Exercitium corrigirten*, ist ausgemacht; Margaretha ward jedoch überall als große Dichterin gefeiert. Man nannte sie während ihres Lebens die zehnte Muse, und nach ihrem Tode bemühten sich drei Frauenzimmer, in einem Gedichte von zweihundert Distichen ihr Lob zu verkünden. Dieses Lobgedicht ist von mehreren der Lyriker, die man das Siebengestirn unter den lyrischen Dichtern nennt, nämlich von Dorat, du Bellay, Baif und Denisot, auf verschiedene Weise in ihre Verse gebracht worden. Die frommen Gedichte der Königin von Navarra werden seit zweihundert Jahren von keinem Menschen mehr gelesen; ihre ungezogen schlüpfrigen Erzählungen aber haben bis auf unsere Tage unzählige Auflagen erlebt. Sie wurden bei Lebzeiten der Königin nicht gedruckt, weshalb auch Margaretha's fromme Freunde immer bestritten haben, daß sie von ihr geschrieben worden seien. Wir wollen diese Erzählungen hier ebensowenig charakterisiren oder analysiren, als wir uns auf eine Prüfung von Boccaccio's Decamerone, dem sie in Rücksicht auf Nacktheit ganz gleichstehen, eingelassen haben. Sie erhalten, wie Marot's Scherze, durch den schalkhaft gebrauchten alten Styl und die veraltete Sprache für den Franzosen noch einen besonderen Reiz, weshalb man wissen muß, daß die späteren Ausgaben dieser Erzählungen, um sie lesbarer zu machen, ebenso verändert wurden, wie die Ausgaben von Montagne's Essays. Der Text ist nämlich in der ersten Ausgabe, welche 1559 erschien, und in den folgenden bis 1689 ziemlich unverändert; vom letzten Jahre an aber bis auf unsere Tage sind in den unzähligen Ausgaben Ton, Styl und Sprache stets mehr oder weniger geändert worden.

Die lyrischen Dichter dieses an Dichtern über alle Vorstellung hinaus reichen Jahrhunderts würden wir lieber gar nicht erwähnen, weil uns aller Sinn für die französische dramatische und lyrische Poesie abgeht und es höchst ungerecht sein würde, eine fremde Nationalität vom Standpunkte der unserigen aus zu betrachten, wie die Engländer und Franzosen in Beziehung auf die deutsche nur zu oft zu thun pflegen; allein wir dürfen aus zwei Gründen sie nicht ganz unerwähnt lassen. Zuerst reformirten dieselben die Dichtkunst dadurch, daß sie nicht das nationale Element fortbilden, sondern, wie bei uns Ramler, Voß und Andere, der Nation eine neue, nach griechischen, römischen und italienischen Mustern geregelte Poesie schaffen wollten. Zweitens sind die Werke dieser Lyriker unter den Franzosen noch immer so sehr verbreitet, daß in einer allgemeinen Geschichte wenigstens die Angabe ihrer Namen nicht fehlen darf. Die Kenntniß der Alten, die Poetik eines Scaliger, die poetischen Übersetzungen einiger antiken Gedichte, wie z. B. die der Iliade von Hugo Saleb, die der Androgyne des Plato und die der Metamorphosen von Franz Habert, weckten die Aufmerksamkeit; das sogenannte Siebengestirn der Lyrik aber gab nachher Beispiele, wie man eine neue Poesie schaffen solle.

Über die Namen der sieben lyrischen Dichter des sechszehnten Jahrhunderts, die man dem Siebengestirn, d. h. den glänzendsten Erscheinungen am poetischen Himmel der Franzosen beizählen soll, ist man nicht ganz einig, da oft statt eines der weniger berühmten Namen ein anderer, der nicht viel bekannter ist, gesetzt wird. Hierüber Untersuchungen anzustellen, wäre indessen für Deutsche lästig. Einverstanden sind alle Franzosen darüber, daß Ronsard seiner Zeit der größte und glänzendste unter ihnen war, und wir dürfen uns nicht anmaßen, anders als nach den meisten Stimmen der französischen Aesthetiker zu urtheilen. Die Mehrzahl dieser Kritiker nennt uns als die sieben Sterne des Gestirns: Pontüs de Thiard, Remy Belleau, Estienne Jodelle, Jean Antoine de Baïf, Jean Dorat, Pierre de Ronsard und Joachim dü Bellay. Der Letztere bahnte durch Theorie und Praxis der Schule, welche nach ihm der Poesie sich bemächtigte, den Weg; Ronsard verschaffte ihr die Herrschaft. Sonnette und Madrigale, Verköstlichei, Senti-

mentalität und künstlicher Wiß verdrängten die Natur und das wahre Gefühl.

Ronsard herrschte, sobald er einmal aufgetreten war, fünfzig Jahre lang unumschränkt, und war, was zum Erstaunen ist, im Stande, seine Gegner und Nebenbuhler auf eine solche Weise zu überglänzen, daß St. Beuve kein ähnliches Beispiel aus der französischen Literatur-Geschichte anzuführen weiß, als etwa Voltaire. Die Sache ging übrigens ganz natürlich zu. Wie Voltaire durch den Hof, durch die höchste Aristokratie und durch Friedrich den Großen vergöttert ward, so Ronsard zugleich durch die herrschenden Gelehrten seiner Zeit und durch fürstliche Frauen; dies mußte ihm einen Ruhm verschaffen, den er wahrlich nicht, wie Voltaire, durch Anlagen ohne Gleichen verdiente. Dorat und Tourneboeuf, dessen Unterricht Ronsard genoß, bewunderten ihn schon als Jüngling; sie nannten ihn einen Homer und Virgil. Später ward er beim lyrischen Wettkampfe (aux jeux floraux) zum Fürsten der Dichter ausgerufen. Dadurch erhielten die unbedeutenden Gedichte, die er an Fürstinnen richtete, für diese einen doppelten Werth, und wie das zu gehen pflegt, der Dichter und die Dichtung der vornehmen Welt erlangten eine große Bedeutung. Von diesem Augenblicke an ward Ronsard aus einem Fürsten der Dichter ein Dichter der Fürsten. König Heinrich's II. Schwester, Margaretha von Savoyen, ist für ihn in dem an sie gerichteten Gedichte seine Margaretha. Maria Stuart ward während der kurzen Zeit, da sie Königin war, von ihm vielfach besungen, und las nachher seine Gedichte in ihrem Gefängnisse. König Karl IX., welcher selbst Dichter war, verlieh ihm Abteien und Pfründen, und besang ihn noch obendrein. Es konnte daher nicht fehlen, daß Ronsard ebenso wie Voltaire von Jedermann vergöttert wurde. Niemand dichtete, der ihn nicht durch irgend ein Lobgedicht geehrt hätte. Wir sollten jetzt noch einige seiner Gedichte anführen, um zu zeigen, daß der ganze Lärm trotz der langen Dauer desselben lauter leerer Dunst war, und nur den Beweis liefert, daß eines einzigen weisen Mannes Lob mehr werth ist, als die blinde Bewunderung vieler Tausende und ganzer Geschlechter; dies erlaubt aber der Raum nicht.

Wenn unser Zweck es erforderte, hier oder im Folgenden von

der deutschen lyrischen Dichtkunst nicht bloß im Allgemeinen, sondern im Einzelnen zu handeln, so müßten wir sowohl die übrigen Sterne des Siebengestirns, als auch noch eine bedeutende Zahl anderer Verfertiger von Sonnetten und Madrigalen erwähnen, welche alle zu Ronsard's Zeit glänzten und in den französischen Literaturgeschichten aufgezählt werden; denn diese Dichter waren die Muster für die deutschen Lyriker des siebzehnten Jahrhunderts. Wir können aber darauf nicht eingehen, sondern müssen die Sache den Geschichtschreibern der französischen und der deutschen Poesie überlassen. Eine einzige Bemerkung mag hier Platz finden. Sie betrifft die große Zahl der Dichter jener Zeit. Ein recht gut gedrechseltes Madrigal, Sonnett oder Lobgedicht oder Verse, welche einen erträglichen Witz gut aussprachen, verschafften nicht allein die Gunst der Herren und Damen, an welche sie gerichtet waren, sondern sie erwarben auch dem Glücklichen auf einmal einen Ruhm, den ein Anderer durch die Arbeit seines ganzen Lebens vergebens suchte. Es war Keiner in der guten Gesellschaft, der nicht seinen Vers machte; Verse, welche von Mund zu Mund gingen, vertraten unsere Zeitungs-Artikel; und die Regierenden bezahlten den lobenden Dichter ebenso, wie sie jetzt den lügenden Zeitungsschreiber bezahlen. Wir würden gleichwohl Malherbe, welcher eine andere Manier befolgte als Ronsard und selbst von Boileau anerkannt wird, anführen; wenn dieser nicht ganz dem siebzehnten Jahrhundert angehörte, da er erst 1605 nach Paris kam, wo ihn Heinrich IV. als Hofdichter versorgte.

Drei literarische Erscheinungen dieses Jahrhunderts, und zwar gerade die bedeutendsten, müssen ebenfalls vorerst übergangen werden, weil sie zu innig entweder mit dem Ausgange des französischen Religions-Krieges oder mit der ganzen Entwicklung der französischen Literatur zusammenhängen. Zu dem Ausgange des Religions-Krieges steht das bedeutendste satyrisch-poetische Werk des ganzen sechszehnten Jahrhunderts, die *Satyre Menippée*, in der innigsten Beziehung; denn es hat eine ebenso große politische Bedeutung, als poetisches und rednerisches Verdienst. Dieses Werk oder vielmehr die Sammlung satyrischer Flugschriften, der man den Namen *Satyre Menippée* gab, trug, wie später gezeigt werden wird, zur Beendigung der unseligen Religions-Kriege nicht weniger bei, als die von

Heinrich IV. erfochtenen Siege. Literarisch merkwürdig ist die Satyre *Menippée* dadurch, daß sich zu ihrer Abfassung die bedeutendsten Gelehrten und Geschäftsmänner der Zeit mit den genialsten und witzigsten Köpfen vereinigten.

Das zweite Werk, das erst dann, wenn von Des Cartes' Bemühungen um die französische Philosophie die Rede ist, näher betrachtet werden kann, sind die Versuche des originellen Gasconiers *Montagne*. So wenig wir in den skeptischen und stoischen kurzen Kapiteln des angeführten Buches irgend eine Philosophie oder in den unzähligen, aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen alter und neuer Schriftsteller eine verdaute Gelehrsamkeit entdecken können, so hat dennoch *Montagne* schon darum, weil er unterhaltend und abspringend ist, bis auf unsere Tage seine Bedeutung in der französischen Literatur behauptet. Selbst bei den Schriftstellern, welche sich scheuen, den Skeptiker anzuführen, wird man seinen Einfluß ohne Mühe wahrnehmen. *Voltaire* und *Rousseau* stehen ganz auf seinen Schultern. In Betreff des Letzteren kann man leicht nachweisen, daß seine Theorie einer Idylle des Lebens und einer Erziehung ohne alle Strenge und Anstrengung ganz von *Montagne* abgeleitet ist. Da wir *Montagne's* Versuche, wegen ihres Einflusses auf die ganze französische Literatur bis zum Anfange unseres Jahrhunderts, für eine der wichtigsten Erscheinungen des sechszehnten Jahrhunderts halten, so muß im folgenden Theile ausführlicher von ihnen geredet werden.

Die dritte Erscheinung, die wir übergehen müssen, ist der erste, aber freilich noch sehr unvollkommene Versuch, die rohen dramatischen Volksbelustigungen und die höchst unanständigen halb geistlichen, halb weltlichen Unterhaltungen des Volkes durch theatralische Vorstellungen in regelmäßige Schauspiele umzugestalten. Wir dürfen jedoch auch später, wenn von der Entstehung der französischen Komödie und Tragödie die Rede sein wird, nicht von den Schauspielen des Mittelalters und von den sogenannten Mysterien des sechszehnten Jahrhunderts reden. Sogar der Apostelgeschichte (*Actes des Apôtres*), über welche man unter Franz II. soviel Lärm machte, wird nicht gedacht werden, sondern wir werden nur, wenn von *Richelieu's* Bemühungen um das französische Schauspiel

die Rede sein wird, mit wenigen Worten auf die Vorstellungen, welche die sogenannte Bazoché und die enfans sans souci in Paris gaben, zurückkommen. Die eine Bemerkung soll hier zum Schlusse noch beigelegt werden, daß zu derselben Zeit oder doch nur wenig später, als Johann von Dalberg, Keuchlin und ihre Freunde in Heidelberg versuchten, regelmäßige Stücke aufführen zu lassen, auch die gelehrten Dichter, welche die französische Poesie klassisch umgestalten wollten, den Versuch machten, unter ihren Landsleuten den Geschmack am griechischen Drama zu verbreiten. Octavian St. Gelais übersezte die sechs Lustspiele des Terenz und Karl Stephanus die Andria desselben; Lazarus von Baif, der Vater des oben erwähnten Lyrikers Baif, übertrug die Elektra des Sophokles und die Hekuba des Euripides Vers für Vers und Wort für Wort ins Französische; Thomas Sebillet übersezte die Iphigenia des Euripides in gereimte Verse; auch Wilhelm Bouchard übersezte einige Trauerspiele dieses Dichters; Konfard machte schon als Gymnasiast eine Übersezung von des Aristophanes Plutus, den er hierauf, wie auch in Heidelberg geschehen war, mit seinen Mitschülern aufführte; seit 1552 endlich begannen alle Freunde und Genossen Konfard's für das Drama ebenso wie für die Lyrik zu arbeiten und zugleich die Aufführung der neuen Stücke zu besorgen.

Inhalt.

Geschichte der neueren Zeit.

	Seite
II. Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts (Fortsetzung.)	1
VI. Deutsche Angelegenheiten vom Wormser Reichstag an bis zum ersten Religionsfrieden (1532)	3
1. Einleitung. Der Frieden von Cambrai und die itallän- tischen Verhältnisse im Jahre 1529	3
2. Spaltung der heftigen und gemäßigten Anhänger Luther's und Krieg der Ritterschaft mit den Fürsten oder Sickingische Fehde	12
3. Der Bauernkrieg	20
4. Fortschritte der Reformation. Thomas Münzer und die Schwärmer in Thüringen	29
5. Zwingli's erstes Auftreten	41
6. Gang der Reformation in Deutschland von 1524 an bis auf den Reichstag zu Speyer (1529) .	43
7. Trennung der Evangelischen in zwei Secten und Spal- tung der deutschen Nation in Lutheraner und Katholiken bis auf den Religionsfrieden von 1532	52
VII. Die Türken, Ungarn und Böhmen, Heinrich VIII. von England und das deutsche Reich bis zum Ende des Schmalkaldischen Krieges	80
1. Die Türken von Mohammed II. an bis auf Selim I.	80
2. Selim I.	99
3. Die Ungarn und Böhmen bis zum Tode Selim's I.	107
4. Suleiman II. und die Ungarn und Böhmen bis zum Jahre 1532	112

	Seite
5. Heinrich VIII. von England	125
6. Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich von Württemberg	169
7. Die Unruhen im Münster'schen	176
8. Gewaltthätigkeiten der Häupter des Protestantismus in Deutschland	182
9. Italien in den nächsten Jahren nach dem Frieden von Cambray	193
10. Karl's V. Zug nach Tunis	200
11. Abfall der Stadt Genf von Savoyen und von der katholischen Kirche	204
12. Karl V., Franz I. und die Niederlande von 1535 bis 1540	208
13. Karl V. und die deutschen Protestanten in den Jahren 1540 und 1541	218
14. Ungarn und die Osmanen von 1532 bis 1545 und Karl's V. Zug nach Algier	230
15. Krieg zwischen Franz I., Karl V. und Heinrich VIII. in den Jahren 1542 bis 1546	237
16. Deutsche Angelegenheiten von 1542 bis 1546	253
17. Der Schmalkaldische Krieg	261
VIII. Karl V. und das deutsche Reich vom Ende des Schmalkaldischen Krieges an bis zum Augsburger Reichstag von 1555	276
1. Bis zum Vertrag von Friedewalde	276
2. Bis zum Schluß des Augsburger Reichstages von 1555	290
IX. Folgen der Reformation	299
1. Die Jesuiten	299
2. Die Guisen und Heinrich's II. von Frankreich Verhältniß zu Deutschland	308
3. Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Kurfürst Moritz von Sachsen	319
4. Ausgang der Raubzüge des Markgrafen Albrecht und seiner Genossen	324
5. Letzte Regierungszeit Karls V. in Deutschland und in den Niederlanden	327
6. Französische und spanische Geschichte bis auf den Tod des Königs Franz II.	338
1. Bis auf den Frieden von Chateau Cambresis	338
2. Französische Geschichten bis auf den Tod des Königs Heinrich II.	354
3. Frankreich unter Franz II.	360

	Seite
7. Frankreich unter Karl IX. bis auf den Frieden vom März 1568	373
8. Philipp's II. erste Zeit in Spanien und seine Unternehmungen gegen die türkischen Seeräuber	424
9. Philipp II., der Herzog von Alba und die ersten Unruhen in den Niederlanden	433
X. Ergänzung der Notizen über Literatur und Bildung der Italiäner, Deutschen und Franzosen im sechszehnten Jahrhundert	444
1. Allgemeine Bemerkungen	444
2. Italien	445
a. Gelehrsamkeit, Kunst und Poesie als Luxus der italiänischen Höfe	445
b. Versuche der Italiäner, das Studium der Alten auf die Religions-Lehre des Christenthums anzuwenden	449
3. Deutschland und Italien	452
a. Kirchenhistorie	452
b. Deutsche Dichtkunst und Geschichtschreibung im sechszehnten Jahrhundert	456
c. Fortschritte der realen und exacten Wissenschaften bei den Deutschen des sechszehnten Jahrhunderts.	462
4. Französische Bildung und Literatur im sechszehnten Jahrhundert	465
a. Ergänzung der früheren Angaben über die Verdienste der Franzosen um die klassische Literatur	465
b. Geschichte	472
c. Dichtkunst	478

